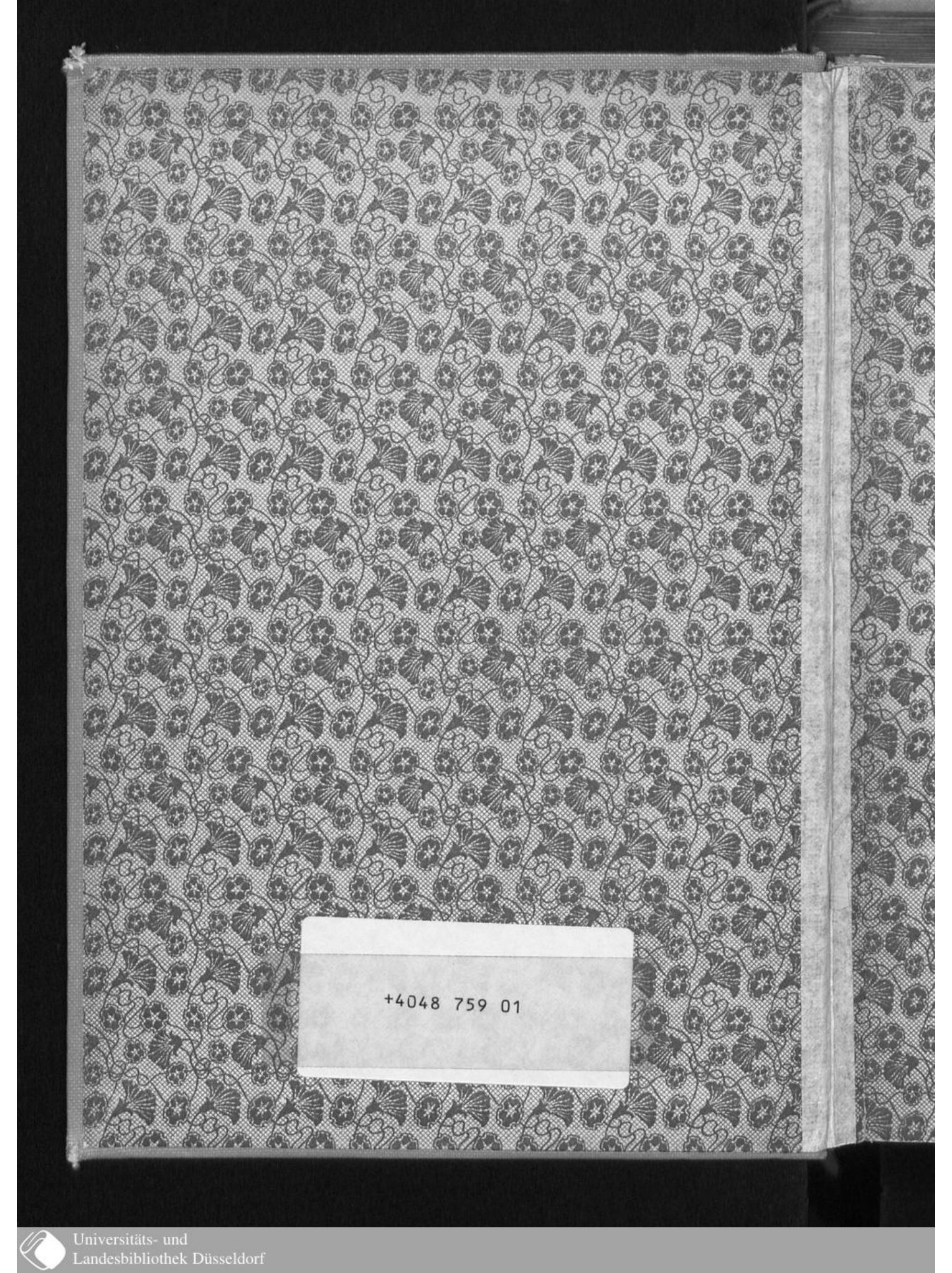
Im deutschen Hause

Herausgegeben von Luise Holle



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf


+4048 759 01
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Deutschen Hause.

81/10193

Rheinischer Frauenklub
Düsseldorf.

W. 85. II.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Deutschen Hause

Ein Ratgeber und Helfer für das gesamte häusliche Leben der deutschen Familie

Unter Mitwirkung von

Architekt Georg Alter, Dresden;
Hermine Bartesch, Leiterin der Klasse für Kunststickereien im Lette-Verein, Berlin;
Professor Dr. Emil Brenning, Bremen;
Redakteur Karl Braß, Berlin;
Hauptmann W. Cremat, Redakteur der Geflügelbörse, Gr.-Lichterfelde;
Landwirtschaftslehrer Karl Fechner, St. Hülfe;
Hortense de Soupy, Berlin;
Dr. med. Karl Grobe, Colmnitz;
Pfarrer Karl Gußmann, Gutenberg;
Professor Dr. H. G. Holle, Bremerhaven;
Georg Ickler, Hanau;
Frieda Janke, Berlin;
Elisabeth Kolbe, Berlin;
Professor Paul Matschie, Custos am kgl. zoolog. Museum, Berlin;
Erna Schmidt, Berlin;
Marie Stamer, Berlin;
Rechtsanwalt A. Stegemann, Melle;
Gertrud Triepel, Berlin;
Professor Johannes Vollert, Vegesack.

Herausgegeben von

Luise Holle

Mit etwa 900 Text-Abbildungen, 24 Tafeln in Autotypie und 8 Tafeln in Dreifarbendruck nach Entwürfen erster deutscher Künstler

Hanau
Fr. König's Verlagsbuchhandlung.
(1903)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Cüll G 2479
2

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

36 G 3771

40487590 1

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweiter Band

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

M. g 377i

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalts-Übersicht

des II. Bandes

Abteilung III «Die Familie»

			Seite
1.	Eltern und Kinder	von Gertrud Triepel, Berlin	3
2.	Mutterpflichten	„ Dr. med. Grobe, Colmnitz	7
3.	Das Kind und seine Pflege	„ Gertrud Triepel, Berlin	18
4.	Erziehung u. Beschäftigung des Kindes	„ do.	47
5.	Ernährung des Menschen	„ Dr. med. Grobe, Colmnitz	109
6.	Krankenpflege und Hausapotheke	„ do.	118
7.	Die Kost Kranker und Genesender	„ Luise Holle, Bremerhaven	167
8.	Gesundheitspflege	„ Dr. med. Grobe, Colmnitz	198
9.	Schönheitspflege	„ Hortense de Goupy, Berlin	208
10.	Hausfrauenpflichten	„ Luise Holle, Bremerhaven	219

Abteilung IV «Häusliche Betätigung»

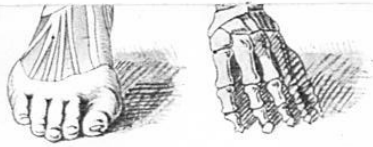
			Seite
1.	Nähen und Flicken	von Gertrud Triepel, Berlin	231
2.	Sticken, Stricken und Häkeln	„ do.	244
3.	Die Kleidung	„ M. Stamer, Berlin	265
4.	Kinder-Garderobe	„ do.	298
5.	Die Reformkleidung oder verbesserte Frauenkleidung	„ do.	305
6.	Ankleiden von Puppen. Herstellung von Puppenstuben	„ do.	321
7.	Häusliche Putzmacherei	„ Gertrud Triepel, Berlin	331
8.	Kunsthandarbeiten	„ Hermine Barteſch, Berlin	354
9.	Liebhaberkünste	„ Gertrud Triepel, Berlin	392
10.	Allerhand Gaben zu allerhand Gelegenheiten	„ Erna Schmidt, Berlin	440
11.	Hausmusik	„ Prof. Vollert, Vegesack	460
12.	Hausbücherei	„ Prof. Dr. Brenning, Bremen	499
13.	Aus Christkindleins Reich	„ Luise Holle, Bremerhaven	541
14.	Anregungen zum Osterfest	„ do.	579
15.	Poesie und Prosa zur Altjahrsfeier	„ do.	604
16.	Fastnachtstafel — Fastnachtsscherze	„ do.	620

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abteilung V — «Unsere Beziehungen nach Außen»

			Seite
1. Geselligkeit im Hause	von	Gertrud Triepel, Berlin . . .	627
Hauspoesien			673
2. Spiel und Sport	„	Prof. Vollert, Vegesack	764
3. Vom guten Ton	„	Gertrud Triepel, Berlin . . .	784
4. Am Schreibtisch	„	do. . . .	803
5. Verpacken und Verschicken . . .	„	Luise Holle, Bremerhaven . . .	815
6. Praktische Winke für Ausflüge .	„	do. . . .	819
7. Reisevorbereitungen	„	do. . . .	822
8. Wissenswertes aus dem bürgerlichen Gesetzbuch	„	Rechtsanwalt Stegemann, Melle .	829
9. Vermögensverwaltung	„	Redakteur Bratz, Berlin . . .	877
10. Versicherungswesen	„	Georg Ickler, Hanau	889
11. Mädchen- und Frauenberufe . .	„	Gertrud Triepel, Berlin . . .	900
12. Knabenberufe	„	Prof. Dr. Brenning, Bremen .	958

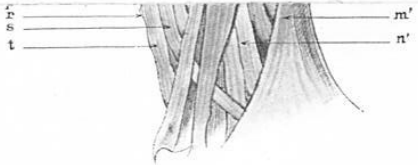
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



m = Muskel

umbeinkamm, b Darmbeinstachel, c Hüftbeinm., d Lendenm., e Bindenspanner, neiderm., g Schambeinm., h lang. Anzieher, i gerad. Schenkelm., k schlank. Muskel, . groß. Schenkelm., m u. n inn. groß. Schenkelm., o Streifen d. breit. Oberschenkel- e, p Oberschenkelbinde, r äuß. Knorren, s Kniescheibe, t u. u äuß. u. inn. Seiten- d. Kniegelenks, w Kniescheibenband, y ob. Ende d. Schienbeins, z vord. Schien- m., x Ansatz d. Schneiderm., 1 lang. Wadenbeinm., 2 Zwillingsm., 3 Gemeinsch. enstrecker, 4 Schienbeinkante, 5 Großzehenstrecker, 6 unt. Ende d. Schienbeins, 7 unt. e d. Wadenbeins. * a' Darmbeinkamm, b' u. c' vord. ob. u. vord. unt. Darmbein- el, d' Gelenkkopf d. Oberschenkelknochens, e' groß. Rollhügel desf., f' Schambein, tzbein, h' klein. Rollhügel d. Oberschenkelknochens, i' Schaft, k' äuß. Knorren, l' inn. rren, m' Kniescheibe, n' ob. Ende d. Schienbeins, o' Knöpfchen d. Wadenbeins, chienbeinhöcker, r' Schienbeinkante, s' u. t' unt. Ende d. Schien- bezw. Wadenbeins.

eifarbendruck von Georg Heyar Nachf., Hanau.



Eingeweide des Menschen.

a Rechte Lunge (Oberlappen), b linke Lunge (Oberlappen), c Schlüsselb., d Lungenspitze, e Brustbein, f Mittellappen d. Lunge, g Unterlappen d. Lunge, h Unterlappen d. linken Lunge, i Rippenbogen, k recht. Leber-Lappen, l linker Leber-Lappen, m Magen, n Quergrimmdarm (Colon transversum), o Dünndarmschlingen, p aufsteigender Ast d. Dickdarms, (Colon ascendens), q Blinddarm, r absteigender Dickdarm (Colon descendens), s S-förmige Krümmung d. Dickdarms, t Harnblase (gefüllt).

Schädel u. Halswirbelsäule. a Stirnbein, b Augenbrauenbogen, c Keilbein, d Nasenbein, e Oberkieferknochen, f Jochbein, g Flügelfortsatz d. Keilbeins, h Gelenkfortsatz d. Unterkiefers, i Oberkieferknochen, k Unterkiefer, l Zungenbein, m Schildknorpel, n Ringknorpel, o 1. Brustwirbel, p 2. Brustwirbel, r Schlüsselbein. * a' Scheitelbein, b' u. c' Schläfenbein, d' Hinterhauptbein, e' Jochfortsatz d. Schläfenbein, f' Hinterhauptstachel, g' Warzenfortsatz d. Schläfenbein, h' 1. Halswirbel, i' 2. Halswirbel, k' 7. Halswirbel, l' Dornfortsatz desf., m' 1. Rippe.

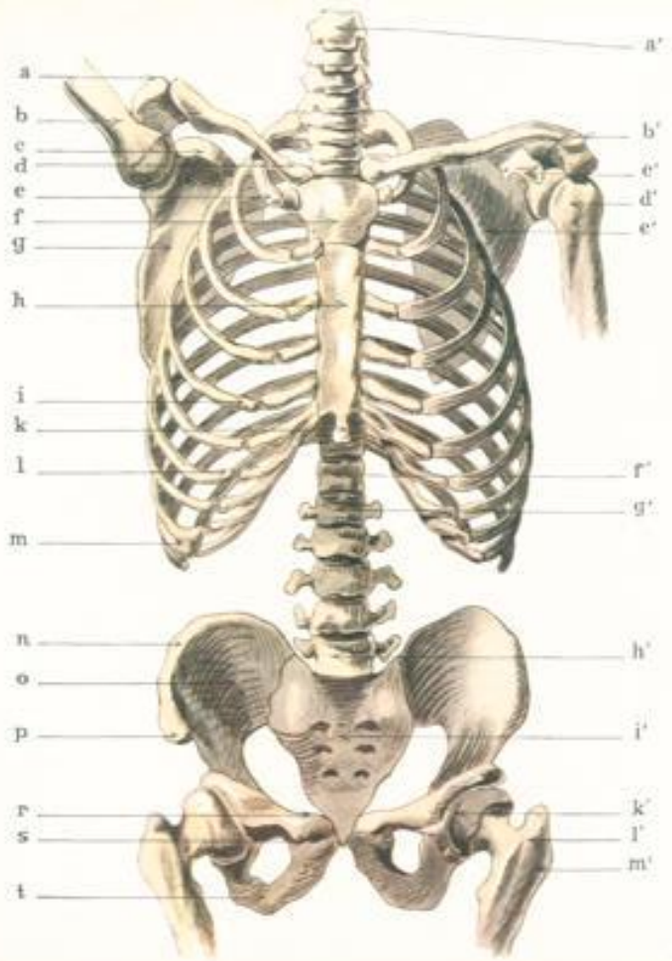
Kopf u. Hals. a Stirnm., b Augenbrauenbogen, c Nasenbein, d Kreism. d. Augen, e Zusammendrücker d. Nase, f Jochbeinm., g Aufheber d. Mundwinkels, h Trompeterm., i Lachm., k unt. Dreieckm., l Unterkiefer, m unt. Quadratm., n Kiefer-Zungenbeinm., o Zweibäuchige Kinnladm., p Zungenbein, r Schildknorpel, s Schulter-Zungenbeinm., t Brustbeinm. * a' Sehnenkappe, b' Schläfenlinie, c' Ohrmuskel, d' Hinterhauptm., e' Jochbogen, f' Gelenkfortsatz d. Unterkiefers, g' Kaum. h' Kinnladm., i' Bauchm., k' Heber d. Schulterblatts, l' Kopfnicker, m' Kappenm., n' Heber d. 1. Rippe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

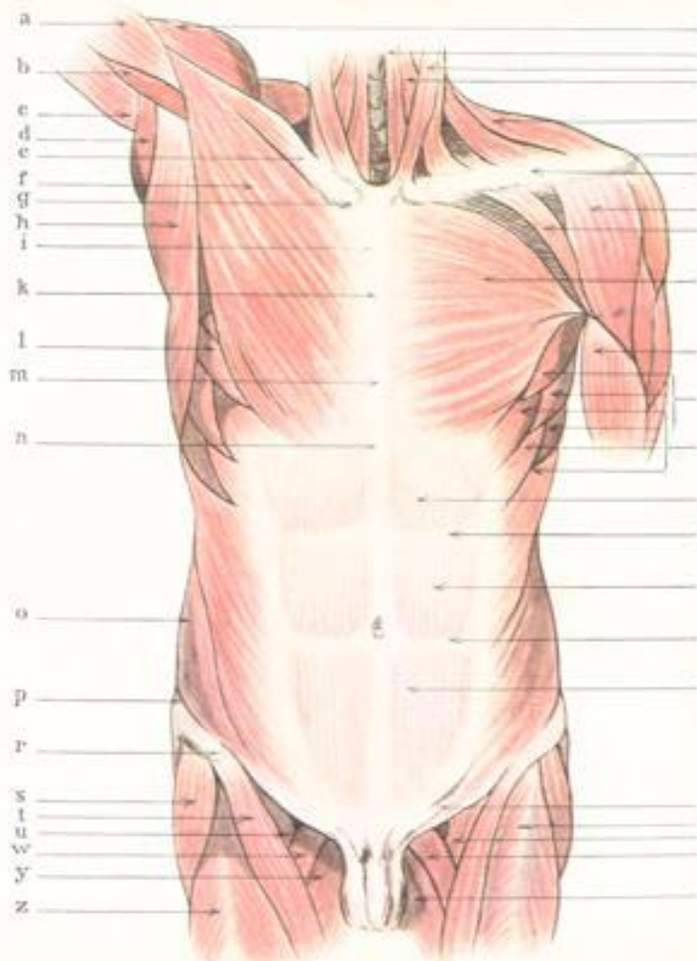
Anatomie des Menschen

Skelett

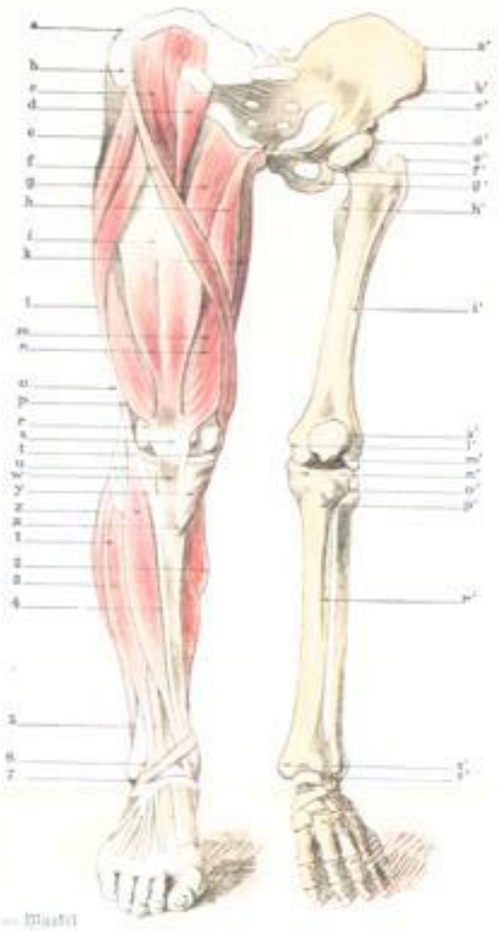


m = Muskel

a Schulterhöhe, b Oberarmknochen, c Schulterhaken, d Schlüsselbein, e 1. Rippe, f Handgriff d. Brustbeins, g Schulterblatt, h Körper d. Brustbeins, i 2. Rippe, k Schwertfortsatz, l Ende d. 7. Rippenknochens, m ant. Rand d. Brustkorbes, n Darmbeinkamm, o Darmbein, p Darmbeinstachel, r Höcker d. Schambeins, s Schambein, t Sitzbein. * a' Halswirbel, b' Schulterhöhe, c' Schulterhaken, d' Oberarmknochen, e' Schulterblatt, f' 12. Brustwirbel, g' 1. Bauchwirbel, h' 5. Bauchwirbel, i' Kreuzbein, k' Gelenkkopf des Oberschenkelknochens, l' großer Rollhügel, m' Oberschenkelknochen.



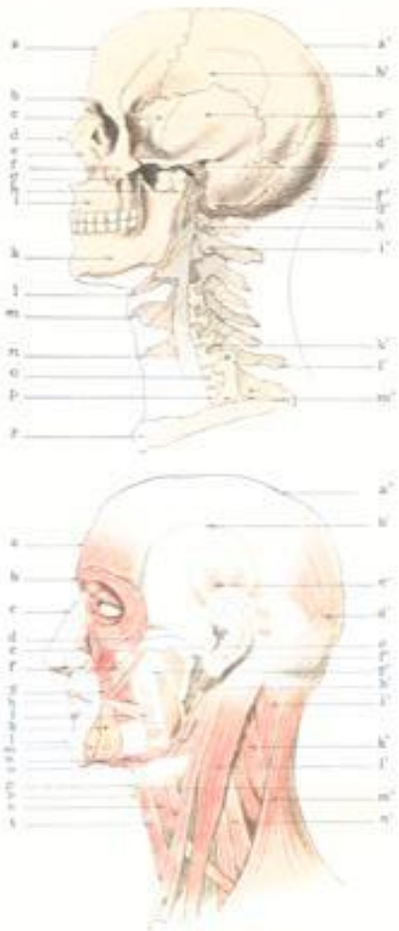
a Zweiköpfig. Vorderarmbeuger, b Schulterhaken Armm., c dreiköpfig. Vorderarmstrecker, d groß. rundl. Muskel, e Schlüsselbeinportion desl., f groß. Brustm., g Schlüsselbein, h vord. Muskelm., i Handgriff d. Brustbeins, k Körper d. Brustbeins, l Hügelmuskel, m Brustbeins, n Schwertfortsatz, o aufs. Gerad. Bauchm., p Darmbeinkamm, r Darmbeinstachel, s Bindenspanner, t Schneiderm., u Lenden-Hüftbeinm., w Schambeinm., x Anzieher, z ger. Schenkelm. a' Deltam., b' Brustbein-Zungenbeinbandm., c' Kopfnicker, d' Schulter-Zungenbeinbandm., e' Kappenm., f' Schulterhöhe, g' Schlüsselbein, h' Deltam., i' Schlüsselbeing., k' d. gr. Brustm., l' zweiköpfig. Vorderarmbeuger, m' Hügelm., n' dreiköpf. Bauchm., o' ger. Bauchm., p' tebn. Inscription, r' ger. Bauchm., s' tebn. Inscription, t' ger. Bauchm., u' Leistenband, w ger. Schenkelm., y' Lendenhüftbeinm., z' Schambeinm., x' Anzieher.



m = Muskel

a Darmbeinkamm, b Darmbeinstachel, c Hüftbeinm., d Lendenm., e Rückenstreckm., f Schneiderm., g Schambeinm., h lang. Anzieher, i groß. Schenkelm., k schlank. Muskel, l ger. groß. Schenkelm., m u. n vord. groß. Schenkelm., o Streifen d. breit. Oberschenkelbinde, p Oberschenkelbinde, r aus. Beinm., s Kniescheibe, t u. u aus. u. vord. Schienbeinbande, v Schienbeinm., w Wadenbein, x u. y aus. u. vord. Fußstreckmuskel, z Kniegelenk. a' Schienbeinbund, y' ch. Fuße d. Schienbeins, z vord. Schienbeinm., a Zehg d. Schienbeins, 1 lang. Wadenbeinm., 2 Kniegelenk, 3 Gemeinschaftl. Achillessehne, 4 Fersenbeinhöcker, 5 aus. Fußst. Schienbeins, 7 aus. Zehenstrecker, 8 Schienbeinbund, 9 Fußgelenkbande, 10 aus. Fußst. Schienbeins, 11 aus. Zehenstrecker, 12 Schienbeinbund, 13 Fußgelenkbande, 14 aus. Fußst. Schienbeins, 15 aus. Zehenstrecker, 16 Schienbeinbund, 17 Fußgelenkbande, a a vord. ch. u. vord. aus. Zehenstrecker, b Fußst. d. Wadenbeins, c a' Zehenstrecker, d gem. Achillessehne, e gem. Wadenmuskel, f Schienbeinbund, g Gelenkkopf d. Schienbeins, h Fußst. d. Schienbeins, i ant. Schienbeinm., k' Knie, l' Kniescheibe, m' Kniegelenk, n' Schienbeinbund, o' Fußst. d. Schienbeins, p' Knöchel d. Wadenbeins, r' Schienbeinbund, s' Fußst. d. Schienbeins, t' Wadenbeinm., u' Schienbeinbund, v' Schienbeinbund, x a. u. vord. Fußst. d. Schienbeins, Wadenbeins, y' Schienbeinbund, z' Schienbeinbund.

Dreifarbendruck von Georg Heyde Nachf., Hanau.





Eingeweide des Menschen.

a Rechte Lunge (Oberlappen), b linke Lunge (Oberlappen), c Schlaffelb., d Lungenspitze, e Brustbein, f Mittellappen d. Lunge, g Unterlappen d. Lunge, h Unterlappen d. linken Lunge, i Magenlappen, k rechte Leberlappen, l linker Leberlappen, m Magen, n Quergrimmdarm (Colon transversum), o Dünndarmschlingen, p aufsteigender Ast d. Dickdarms (Colon ascendens), q Blinddarm, r absteigender Dickdarm (Colon descendens), s S-förmige Krümmung d. Dickdarms, t Harnblase (gefüllt).

Schädel u. Halswirbelsäule. a Stirnbein, b Augenbrauenbogen, c Nasenbein, d Nasenbein, e Oberkieferknochen, f Jochbein, g Augenhöhle d. Keilbeins, h Grundfortsatz d. Hinterhaupts, i Ohrlochknochen, k Warzenfortsatz d. Schläfenbeins, l Zungenbein, m Schildknorpel, n Ringknorpel, o 1. Brustwirbel, p 2. Brustwirbel, r Schlüsselbein. * a' Stirnbein, b' u. c' Schläfenbein, d Hinterhauptsbein, e Jochfortsatz d. Schläfenbeins, f Hinterhauptsloch, g Warzenfortsatz d. Schläfenbeins, h' 1. Halswirbel, i' 2. Halswirbel, k' 7. Halswirbel, l' Dornfortsatz desl., m' 1. Rippe.

Kopf u. Hals. a Stirnm., b Augenbrauenbogen, c Nasenbein, d Nasenm., e Jochbeinmuskel d. Auges, f Jochbeinm., g Kaumuskel d. Unterkiefers, h Ohrmuskel, i Ohrm., k ant. Deckelm., l Unterlippenm., m Schläfenm., n Kleiner Jochbeinm., o Unterkieferhalsm., p Jochbogen, r Schläfenkappe, s Schläfenbeinm., t Hinterhauptsbeinm., u Jochbogen, v Schläfenkappe, w Schläfenbeinm., x Kappenm., y Deltam., z Kopfnicker, a' Schulterhöhe, b' Schlüsselbein, c' Brustbeinm., d' Schwertfortsatz, e' Rippenbogen, f' Schulterhöhe, g' Schlüsselbein, h' Deltam., i' Schlüsselbeing., k' d. gr. Brustm., l' zweiköpfig. Vorderarmbeuger, m' Hügelm., n' aufs. Bauchm., o' ger. Bauchm., p' tebn. Inscription, r' ger. Bauchm., s' tebn. Inscription, t' ger. Bauchm., u' Leistenband, w ger. Schenkelm., y' Lendenhüftbeinm., z' Schambeinm., x' Anzieher.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Familie.

Rheinischer Frauenklub
Düsseldorf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Eltern und Kinder.

Das Kind trägt aus dem Elternhaus
Sein Schicksal in die Welt hinaus. G. T.

Die Zukunft des Volkes ruht in seiner Jugend, und wohl in keiner Zeit hat das Wohl und Wehe der Jugend die Gemüter mehr beschäftigt, als in der unsrigen. Die Kinder vor Überbürdung und schädlichen Einflüssen zu bewahren, das heranwachsende Geschlecht zu beraten und den Fährlichkeiten zu entziehen, die unser soziales Leben unabweisbar mit sich bringt, haben sich Vereine aller Art gebildet; Regierungen und Behörden wenden ihr Interesse dem Lose der Minderjährigen zu und suchen in der Jugend die Zukunft zu schützen. Selbst die Strafrechtswissenschaft hat sich zu der Einsicht bekehrt, daß der Mensch — mit gewissen Einschränkungen — ein Produkt seiner Umgebung ist, daß die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, das Milieu, aus dem er hervorging, von bestimmendem Einfluß auf seine Entwickelung sind. Wenn nun die Statistik nachweist, — und eben diese Tatsache hat die oben erwähnten Bestrebungen hervorgerufen, bezw. gefördert — daß die Zahl der Verbrecher und namentlich die der jugendlichen Übeltäter in den letzten Jahren eine bedenkliche Steigerung erfahren hat, so liegt darin ein schwerer Vorwurf und eine ernste Mahnung zugleich für das Haus, für die Eltern.

Die Familie ist der Boden, auf dem das Kind sich entfaltet, und wie aus dürrem ungepflegtem Land, losgelöst von aller Sorgfalt, sich nie eine gesunde, kraftstrotzende Pflanze entwickeln wird, so kann auch aus dem Schoße einer friedlosen, ungeordneten Häuslichkeit kein wahrhaft glücklicher und tüchtiger Mensch hervorgehen.

Gleich dem Samenkorn wird das Kind im Banne der Stelle sich bilden, dahin weise Berechnung oder Willkür es verweht haben. Die Eltern sind zu seinen Pflegern bestellt; an ihnen ist es, ihm die Bedingungen zu gewähren, die fröhliches Gedeihen versprechen; es zu hegen und zu ziehen und mit Liebessonnenschein zu umgeben; nicht Sorge und nicht Mühe zu scheuen, um alle wilden Triebe zu entfernen und das junge Reis zu gesunder Entfaltung zu bringen.

Zum fröhlichen Gedeihen der Kinder aber gehört in erster Linie, daß der Geist des Hauses ein guter sei, daß Vater und Mutter in herzlicher Eintracht miteinander leben, kein Mißton die innere Harmonie störe. Kinder haben ein unendlich feines Gefühl für alles, was „da oben" nicht in Ordnung ist, und ihr kleines Herz leidet, wenn auch anfangs noch unbewußt, von Jahr zu Jahr schwerer unter dem Druck des häuslichen Unfriedens.

Und nicht nur das Gemüt, die ganze moralische Entwickelung wird durch den elterlichen Zwiespalt geschädigt. Die Erziehung fordert, daß nur ein Wille gelte;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie aber ist das möglich, wenn Mann und Frau uneins miteinander sind, wenn sie gegenseitig ihre Autorität untergraben; der eine vielleicht verbietet, was der andere erlaubt, der eine lobt, wo der andere straft? Schließlich weiß das Kind nicht mehr zu unterscheiden, wo das Rechte liegt, und unter dem Einfluß der Widersprüche wird es selbst schwankend im Wollen, oft auch charakterlos und unwahr, weil es doch jedem der Eltern zu Gefallen leben möchte.

Meinungsverschiedenheiten werden freilich in Erziehungsfragen nie ganz ausbleiben, auch dort nicht, wo die Eltern sonst eines Willens sind; aber sie sollen und müssen zum Austrag gelangen, ohne daß die Kinder etwas davon erfahren. Sobald erst die kleinen Hellseher anfangen, an den Maßnahmen der Eltern irre zu werden, sobald der Same des Zweifels in ihrem Herzen zu keimen beginnt, ist es vorbei mit der köstlichen Unbefangenheit, die doch als das schönste Vorrecht der Jugend gilt.

Die größte Schwierigkeit zeigt sich wohl immer bei der Erziehung des ersten Kindchens, dem die Eltern mehr oder weniger hilflos gegenüberstehen. Sie haben da ein Amt, sehen Pflichten vor sich, für die ihnen nicht selten jede persönliche Erfahrung und wohl oft auch eine klare Vorbildung fehlt. Wenn aber die herzliche Neigung, körperlich und geistig erziehen zu wollen, der innige Wunsch, aus dem Kinde etwas Tüchtiges zu machen, vorhanden sind, so wird sich den Suchenden auch der rechte Weg auftun und ihnen allmählich aus der Kette der Einzelfälle die nötige Erfahrung zufließen. Man kann auch hier sagen: das richtige Gefühl findet sich zurecht. Und zudem: die jungen Eltern sind ja nicht die ersten, denen ein kleines Menschenleben zur Erziehung anvertraut wurde. Rat und Belehrung finden sie allerorten, und Elternherzen verstehen einander ja leicht. Da sind die Alten mit ihrem abgeklärten Urteil; da sind die andern, die selber noch im Kampfe stehen, aber schon Elternerfahrung hinter sich haben und gern aus dem Schatze des eignen Wissens zu Nutz und Frommen der Ratlosen mitteilen; und da sind schließlich noch die geduldigsten Freunde, die Bücher, von Pädagogen und Ärzten geschrieben, die für jede Frage des Elternherzens eine Antwort, für jeden Seufzer einen Trost, für manches Unverständliche eine Erklärung bereit haben.

Besser und leichter für beide Teile wäre es allerdings, wenn der schon oft, bisher aber immer vergeblich erörterte Vorschlag, die Frauen durch Vorbereitungskurse in Kleinkinderschulen und Kindergärten für ihren späteren Mutterberuf geistig und praktisch auszubilden, doch noch einmal Wahrheit würde.

Wie schon betont, sollen die Eltern gemeinsam erziehen; aus ihrer Vereinigung heraus wächst, soweit sich das vom Menschlichen sagen läßt, die Vollkommenheit. Einmütig sollen sie sich klar werden darüber, was sie aus dem Seelchen machen wollen, das in ihre Hand gegeben ist; im Geiste schon den fertigen Menschen sehen, zu dem es sich auswachsen kann und demgemäß ihre Erziehungsgrundsätze aufstellen und — danach handeln. Allein nicht im starren Festhalten an der Form, nicht im grauen Theoretisieren, das nach beiden Seiten hin Lust und rechtes inneres Leben tötet — im Individualisieren, wie wir es in späteren Ausführungen immer wieder betonen und erklären werden, liegt das Heil! Wie ein lebendiger Strom muß es von Herzen zu Herzen gehen!

Und weiter — Erziehung ist nicht nur ein Geben, sie ist auch ein Nehmen. Auch die Eltern lernen von den Kindern; denn sehr bald werden sie entdecken, daß dem scharfen Kindesblick nichts verborgen bleibt, der kindliche Nachahmungstrieb ihnen ein deutliches Spiegelbild ihrer eigenen Tugenden und Fehler vorhält. Das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führt dann unwillkürlich zu der Erkenntnis, daß das Beispiel eines der besten Erziehungsmittel ist, und damit auch zu einem strafferen Regiment über das eigene Ich.

Das Tun und Wesen der Eltern dient dem Kinde in allem als Vorbild. Sieht es, daß die Mutter stets peinlich akkurat gekleidet ist, daß sie jedes Ding an seinen Platz legt, so wird es ohne viel Worte das gleiche tun, so gut wie es die Manieren, die Sprechweise, das Sichgeben der Eltern, ihre Art mit Dienstboten und Armen umzugehen, ihr Benehmen der hilflosen Kreatur gegenüber unbewußt nachahmen wird.

Und noch ein zweites nicht minder wichtiges soll die Selbsterziehung, das fortgesetzte Aufmerken auf sich selbst, in den Eltern heranbilden: jenen hellseherischen Blick, der im Kinde das von Vater und Mutter Ererbte mit seinen Fehlern und Vorzügen zu enträtseln versteht. Mag man von Vererbung im allgemeinen denken was man will, in gewissem Sinne erkennt sie jeder an, sagt von seinen Kindern: das hat es von mir, das vom Vater; auch Großeltern und Urväter werden zitiert. Man gibt also zu, daß die Seele des Kindes von Anfang an gleichsam kein unbeschriebenes Blatt sei, daß darin feine Zeichen stehen von Geburt an, die mit den Jahren wachsen und immer deutlicher werden. — Sie in ihren ersten Stadien schon zu entziffern, sie rückschauend und vorahnend zu deuten, das gerade sollen die Eltern durch stille Selbstbeobachtung lernen, um eben durch dieses Erkennen zu der Möglichkeit zu gelangen, erzieherisch einzugreifen, gute Triebe zu fördern, schlechte niederzudrücken, umzumodeln oder umzubiegen. Und haben sie selbst vielleicht schwer unter einer Schwäche gelitten, lange dagegen gekämpft und den Kampf zuletzt gar entmutigt aufgegeben: dieses Ringen können sie dem Kinde ersparen, wenn sie rechtzeitig dem Übel entgegenarbeiten. Die Macht der Erziehung ist groß, und sie vermag, wenn sie konsequent wirksam ist, die meisten schlechten Eigenschaften zu mildern und durch das Hervorlocken und Festigen der guten ererbten und der individuell eigentümlichen Triebe und Eigenschaften zu balanzieren. —

Schwerer aber noch für die Eltern ist ein drittes, die Selbsterziehung ihren Affekten und Launen gegenüber, die Erziehung zu Selbstbeherrschung und Geduld, die sie nicht vernachlässigen dürfen, wenn sie es ehrlich mit ihrer Aufgabe meinen.

Da gilt es, die eigene Behaglichkeit und Ruhe zu opfern; zurückzutreten mit den eigenen Wünschen, wenn das Wohl des Kindes es erheischt. Da gilt es, Geduld zu üben den kindlichen Fragen, den kindlichen Fehlern gegenüber; Geduld zu haben bei der geistigen und seelischen Entwickelung, die oft nicht Schritt halten will mit dem ungestümen Verlangen der Eltern. Da heißt es endlich, sich selbst im Zaum zu haben, um dem Kinde nicht den Glauben an die elterliche Unfehlbarkeit zu zerstören und sein Vertrauen zu erschüttern. Mögen auch innen Groll und Zorn toben, Vater und Mutter müssen ihre Empfindungen zu zügeln wissen, immer ruhig, maßvoll, immer gerecht in der Liebe wie in der Strafe dem Kinde gegenüberstehen.

Viele Eltern fehlen darin, daß sie die Kinder nach ihrem eigenen Wesen modeln wollen. Alles was sich im Kinde dagegen stemmt, wird unbarmherzig nieder gehalten. Sie sehen die Individualität des Kindes nicht, oder wollen sie doch nicht achten. „Brechen oder biegen" heißt ihr Wahlspruch. Daher kommt es, daß viele Menschenkinder schon in der Jugend in ihrem Wesen geschädigt oder wenigstens in ihrer Entwickelung für eine Weile gehemmt werden. Wir aber

„können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen,
so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In jedem Menschenwesen liegt ein eigenartiger, selbständiger Keim, und der seelenkundige Erzieher wird ihn zu belauschen wissen oder — wenn er auf einen, seiner eigenen Individualität entgegengesetzten Drang stößt — diesen zu verstehen suchen. Den einen wie den anderen sorgfältig zu hegen und seine Entfaltung in gesunde Bahnen zu lenken, wird ihm heilige Pflicht sein.

Allein nichts ist gefährlicher für das begabte Kind, als das Vergöttern seiner, vielleicht nicht einmal großen Gaben. Es weckt nur übertriebenes Selbstgefühl in ihm, macht es eitel, naseweis und legt oft den Grund zu Neid und Verbitterung, wenn es nicht überall, auch im späteren Leben, die gleiche rückhaltlose Bewunderung antrifft und sich mit ruhig wägender Anerkennung zufrieden geben muß.

Eine weitere hohe Aufgabe liegt für die Eltern darin, das Vertrauen ihres Kindes zu gewinnen. Vater und Mutter sollen ihm seine besten Freunde sein, zu denen es mit all seinen Wünschen und Nöten flüchten kann, in deren Liebe es warm und sicher ruht, deren Augen auch nicht die leiseste Regung seiner Seele verborgen bleibt. Eltern freilich, die sich auf den Standpunkt kalter Autorität stellen, werden das nie erreichen, nie jene überströmende Liebe in dem kleinen Herzen wecken, die sich schrankenlos hingibt, sondern Furcht und Berechnung, äußere und innere, die aller Erziehung entgegen arbeitet.

Es läßt sich kein schöneres Verhältnis denken, als wenn die Eltern sich freundschaftlich zu ihren Kindern herabneigen, teilnehmen an ihren kleinen Freuden und Leiden, an ihrem geistigen und leiblichen Fortschritt. Wenn sie sich nicht zu hoch dünken, — in bestimmten Grenzen natürlich — sich mit den Kindern zu beraten, sie um ihr Urteil zu fragen, kurz — sie mit einer gewissen Kameradschaftlichkeit zu behandeln. Umgekehrt aber ist es auch für die Eltern wünschenswert, sich an den Kindern Freunde heranzuziehen; Freunde nicht nur für die kurzen sonnigen Jugendtage, sondern weit darüber hinaus für den Herbst des eigenen Lebens; denn:

„Wer seinen Sohn versäumt, zum Freund sich zu erziehn,
Hat, wenn er aufhört Kind zu sein, verloren ihn." Rückert.

Achtung, Liebe, Vertrauen und gegenseitiges Verstehen, das sind die Grundfesten, auf denen das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern sicher ruht; sie bilden das Fundament, darauf die Erziehung nach menschlichem Ermessen zum guten Ziele führen muß.

Manches freilich wird anders kommen, als sorgende Elternliebe gehofft hat; manches übel ausschlagen, was zum Segen gedacht war. Das ist Menschenlos, wie auch das Irren der Eltern menschlich ist. Darum: „Quält, Väter und Mütter, eure Herzen nicht zu sehr um das Schicksal eurer Kinder" mahnt O. v. Leixner. „Mit aller Liebe und Vernunft könnt ihr das Werdende nicht zwingen in die Bahn eurer Wünsche. Tut eure Pflicht und laßt Gott walten. Jedes Geschlecht muß seine Kämpfe kämpfen, sein Leid leiden. In Wahrheit einen sicheren Besitz vererben könnt ihr gar nicht mit Willen. Und stellt sich Unverstand und Willensschwäche euren besten Absichten entgegen, so tragt das Leid, ohne unter seiner Last zusammenzusinken. Einmal kommt alles in Ordnung und jede Menschenseele wird einmal den Weg finden."

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Mutterpflichten.

C. Jaeck.

Gesundheit ist der Pfeiler des Familienglückes, Gesundheit ersetzt Orden und Reichtum und ist mehr wert als sie. Aber das köstlichste Gut ist nicht jedem beschieden und mancher, der oft mühsam um sein nur kärgliches tägliches Brot kämpft, muß einen beträchtlichen Teil seines Erwerbes dem tückischen Erbfeind Krankheit opfern. Und wie viele könnten von diesem Tribut befreit sein, wenn sie einen besseren Fonds in ihren ersten Lebenstagen bekommen hätten, ein Kapital, das auch die ärmste Mutter ihrem Kind einzahlen könnte, wenn sie die ihr von der Natur gespendeten Gaben verwendet hätte! Kinderkrankheiten — Frauenkrankheiten! Welcher Ausblick eröffnet sich uns, wenn wir alle die Fälle ausschalten könnten, welche nicht erfüllte Mutterpflicht verschuldet hat! Und wie viele Mütter erfüllen ihre Pflichten nicht, teils aus Unkenntnis, teils aus — Leichtsinn! Freilich, sie haben es ja oft nicht anders von der eigenen Mutter gelernt und machen es ebenso. Und wenn sie auch die Folgen selbst gesehen haben, sie haben keine Lehre daraus gezogen. Und doch sind die Pflichten der Mutter nicht so schwer, wie es scheinen möchte, und wieder auch nicht so leicht! Sie bestehen aus zwei Teilen: Fürsorge für die eigene Gesundheit und die des Kindes. Beide greifen ineinander über, was dem einen Teil nützt oder schadet, tuts auch dem anderen, und die Familie erntet die Folgen. Deshalb soll sich die künftige Mutter schon in der Werdezeit mit Ernst und Nachdenken auf das frohe, Schmerz und Freude bringende Ereignis vorbereiten.

Und das ist nicht schwer, sie soll ja garnichts anderes tun, als sonst auch: naturgemäß leben!

Vor allen Dingen keine prinzipielle Änderung in der Ernährung! Wer sich für zwei zu essen zwingt, ohne daß der Magen danach verlangt, bringt beiden durch die Überladung keinen Nutzen. Und wer denkt, daß starker Wein und Bairisch Bier, ausschließlich nahrhafte Sachen, wie blos Fleisch, Milch, Eier und viel Fett kräftigen", der wird weder seinem Magen und Darm, die derartige Mengen zu verarbeiten und gar auszunutzen nicht gewöhnt sind, noch sich, noch seinem Geldbeutel einen Gefallen tun und andere wichtige Nahrungsmittel gar entbehren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier gilt die Regel, nicht anders zu leben, als man gewöhnt ist. Natürlich ist eine Verbesserung der Nahrung durch Weglassung schwer verdaulicher und wenig gehaltvoller Nahrungsmittel und durch Ersatz geeigneterer nötig. Am besten ist die gemischte Kost der guten, bürgerlichen Küche.

Schädlich sind starker Tee, Kaffee, Alkohol. Tokayer „kräftigt" nicht, wie sich mancher einredet. Wer gewöhnt ist, abends ohne Nachteil ein Glas Bier zu trinken, mag dies auch weiterhin fortsetzen. Aber eben nur ein Glas! Besser ist es, gar keinen Alkohol zu sich zu nehmen. Ferner sind zu vermeiden alle Mittel, welche Blutandrang zum Unterleib veranlassen, also alle scharfen Gewürze (Pfeffer, Ingwer, Muskat 2c.) in Speisen oder — alkoholischen Auszügen, wie Likör! — Ebenso sind alle fettigen und schwer verdaulichen Speisen auszuschließen (Pilze, rohe Klöße, Kartoffelpuffer, Bratkartoffeln, gebratener Kloß, Kartoffelsalat, Gänseleberpasteten, Austern), zu deren Verdauung ja zu oft ein „Schnäpschen" gehört. Endlich sind die schweren, Blähungen verursachenden Gemüse unzuträglich (Grün-, Weiß-, Wirsingkohl, Rot-, Weiß-, Sauerkraut, Kohlrabi, Sellerie, Poree, Rettich, Lauch, Zwiebeln, Knoblauch). Andererseits müssen wir aber darauf bedacht sein, durch entsprechende Auswahl und Zusammensetzung der Nahrung die so leicht eintretende Verstopfung möglichst zu verhindern. Deshalb ist der regelmäßige Genuß allen Obstes nötig. Frische Äpfel, Pflaumen, Birnen, Wein- und andere Beeren oder Kompotts oder eingemachtes Obst, je nach der Jahreszeit, sind in mäßigen Mengen nicht genug zu empfehlen; ebenso sind Buttermilch, Graham- und Kommißbrot, Honig, Salat, Bohnen, Blumenkohl, Spargel, Schwarzwurzel und der eisenhaltige Spinat und Mangoldt zuträglich. Freilich, zum Schema darf man nicht schwören: Mancher bleibt hartleibig trotz aller dieser Mittel, und ein anderer fürchtet sich schon vor Buttermilch und Honig wegen ihrer abführenden Wirkung! Deshalb haben die oben erwähnten Angaben nur einen Durchschnittswert und bedürfen der Korrektur durch Selbstbeobachtung.

Alle diese Nahrungsmittel wirken dadurch abführend, daß sie den Darm zu vermehrten Bewegungen reizen und ihn dadurch befähigen, den Druck, welchen die vergrößerte, schwangere Gebärmutter besonders auf den Mastdarm ausübt, zu überwinden.

Tritt nun trotz derartiger Diät Verstopfung ein oder zeigen sich gar daherrührende Beschwerden (Kopfschmerz, Schwindel, Schlaflosigkeit, Beklemmung, Appetitlosigkeit, Gefühl von Volle im Leib), so muß der Stuhlgang durch Einlauf oder Klystier mit körperwarmer — 37 ° C. oder 30 ° R. — Kamillenabkochung oder Seifenwasser herbeigeführt werden. Abführmittel sind nur auf Anordnung und unter Verantwortung des Arztes zu gebrauchen, weil sie zu leicht Blutandrang zum Unterleib und gar Fehlgeburt herbeiführen. Gewarnt sei hier besonders vor den in dieser Beziehung gefährlichen Schweizer- und anderen Abführpillen! Mit der Anzahl der Mahlzeiten soll auch nicht gewechselt werden; stellt sich aber das besonders in der ersten Hälfte so häufig eintretende Erbrechen vormittags ein, so ist das Bett erst eine Stunde nach Einnehmen des Frühstückes zu verlassen. Tritt es öfter ein, so sind die Mahlzeiten häufiger, aber an Umfang geringer einzunehmen. Bleibt auch dieses Mittel ohne Erfolg, so muß der Arzt geholt werden.

Ebenso nötig wie eine geregelte Ernährung ist mäßige, körperliche Bewegung. Reiten, Tanzen, Springen, Radeln und Fahren auf holprigen Wegen sind natürlich verboten. Nötig ist aber tägliches Spazierengehen in frischer, freier Luft — nicht in dumpfigen, staubigen oder verkehrreichen Straßen. Auch körperliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeit ist erlaubt, wenn bei Ausübung derselben der Unterleib nicht gedrückt oder erschüttert wird und die Arbeit nicht anstrengt. Und nichts ist falscher als Tag für Tag auf Bett und Sofa zu verbringen und sich so zu „schonen"; das Resultat sind Grillenfängerei, Launenhaftigkeit und Gemütsverstimmungen.

Auch die Kleidung muß entsprechend gewählt sein, d. h. sie darf den Leib nicht drücken und schnüren.

Deshalb sind die Röcke über der Schulter oder an einem bequem sitzenden, nicht schnürenden Umstandskorsett zu tragen. Die Brüste stützt ein weiches Leibchen, der Unterleib ist durch wärmende Unterhosen vor Erkältung zu schützen und die Strümpfe sind — also ohne die unpraktischen, schnürenden Strumpfbänder — an diesen zu befestigen. Die Kleidung sei also praktisch und bequem, nicht auf eine vorteilhafte Erscheinung berechnet. Denn diese kommt ja sowieso nicht zur Geltung, da die Gelegenheiten, solche zu entfalten für längere Zeit wegfallen. Theater und Konzert, sowie Bälle dürfen ja nicht besucht werden, teils wegen der Unzuträglichkeit des Tanzens, der schlechten Luft und des Mangels an Schlaf, teils wegen der oft folgenden Gemütsverstimmungen, welche möglichst zu vermeiden sind. Andererseits soll damit jedoch nicht gesagt sein, daß jede geistige Beschäftigung schadet. Im Gegenteil, so wie die körperliche Arbeit für den, der sie gewöhnt ist, förderlich wirkt, so ist auch die geistige Arbeit, wenn eine Gewöhnung an dieselbe vorliegt, nötig und erlaubt, natürlich nicht bis zur Überanstrengung. Arbeit, geistige oder körperliche, ist nötig zur Ablenkung des Geistes und zur Vermeidung von Gemütsverstimmungen. Häufige warme Vollbäder, wenigstens zweimal in der Woche, sind natürlich, wie sonst auch, nötig, wohingegen Sitz- und Fußbäder verboten sind.

Und endlich soll sich die künftige Mutter auf ihr wichtigstes Amt, auf das Stillen, vorbereiten. Sind die Brustwarzen in der zweiten Hälfte der Werdezeit noch klein, so müssen sie täglich schonend mit 2 Fingern mehrmals hervorgezogen werden. Bleibt das erfolglos, so versucht man es mit Ansaugen: ein gläsernes Warzenhütchen mit Gummiballon, welcher beim Aufsetzen auf die Brust zusammengedrückt wird, oder ein entsprechend großes, durch Eintauchen oder Füllen mit schnell auszugießendem warmem Wasser erwärmtes Likörglas dienen als Hilfsmittel. Alle diese Vornahmen dürfen aber keine Schmerzen verursachen. Ist die Haut der Brüste fein, sodaß sie sich später infolge des Saugens leicht entzünden wird, so empfehlen sich tägliche Abwaschungen mit verdünntem Franzbranntwein oder Rum; öfteres Einölen macht dagegen eine harte Haut geschmeidiger. Auch das Tragen grobleinener Hemden ist bei feiner Haut anzuraten, weil durch das Reiben derselben zu vermehrter Hautbildung gereizt wird. Sind die Warzen auf diese Weise gut vorbereitet, so werden beide Teile davon Nutzen haben und zwar in erster Linie das Kind.



Warzenhütchen.

Über die Pflichten der Mutter gegen sich sind damit noch nicht abgetan. Auch nach der Geburt, auch während des Stillens hat sie ihr Tun und Wandeln ihren Pflichten gegen die Familie anzupassen. Vor allen Dingen muß sie ihr Wochenbett sachgemäß durchführen. Eine Frau, die geboren hat, gleicht einem Krieger, der wundenbedeckt nach einem langen Feldzug siegreich heimkehrt und seine Wunden pflegen will. Auch sie hat einen schweren Kampf mit Lebensgefahr überstanden und eine ausgedehnte Wunde davongetragen. Sie kann sich aber nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, denn die Menge ihrer Pflichten ist ja gewachsen, und um diese völlig erfüllen zu können muß sie gesund sein. Wie viele Frauen aber sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch eigenes Verschulden, durch ein schlecht abgewartetes Wochenbett, zeitlebens krank, unglücklich und zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten gegenüber der gesamten Familie unfähig. Man überlege doch: durch die Schwangerschaft ist die Gebärmutter vergrößert, sind die verschiedenen Bänder, welche sie durch ihren elastischen Gegenzug im Unterleib in der Schwebe halten, gedehnt und gelockert. Wenn jetzt die Wöchnerin gehen oder sich bücken, arbeiten ꝛc. würde, so würde die schwere, durch keine elastischen, straffen Bänder dirigierte Gebärmutter nach allen beliebigen Seiten fallen können. Wenn dies dauernd nach einer Seite hin stattfände, wie leicht könnte sich eine Lage- oder Formveränderung einstellen mit allen ihren Beschwerden, die oft nur durch eine eingreifende Operation zu beseitigen wäre. Also wieviel Schmerzen, Sorge und Geld können dadurch einer Familie erspart bleiben! Und wenn gar Staub oder Unreinigkeiten bei der Arbeit in die Wunde gelangen und das tückische Gespenst des Wochenfiebers am Wochenbett lauert! Denn, wenn das Leben auch gerettet wird, an den Organen des Unterleibes bleiben die Folgen, die oftmals keines Meisterarztes Hand mehr entfernen kann! Deshalb also Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe! Körperliche und geistige Ruhe die ersten acht Tage wenigstens!

Die ersten 2—3 Tage ist ruhige Rückenlage einzuhalten, von da ab kann mit vorsichtiger Seitenlage begonnen werden. Am besten ist es, wenn das Bett erst am 10. Tage auf eine Stunde verlassen wird. Dann ist es aber immer noch verboten, zu sitzen. Auch ist das Tragen einer straff sitzenden Leibbinde empfehlenswert. Am zweiten Tage nach dem erstmaligen Verlassen des Bettes kann die Wöchnerin auch an die frische Luft gehen, wenn das Wetter dazu lockt. Wohnt sie nicht zu ebener Erde, so muß sie die Treppe herunter getragen werden. Denn Treppen zu steigen ist ihr noch verboten. Tanzen ꝛc. ist erst vom Ende des dritten Monats ab ohne Gefahr möglich. Ebenso nötig wie körperliche ist geistige Ruhe, wobei besonders auf Vermeidung von Gemütsstörungen (Besuche, aufregende Lektüre, aufregende Nachrichten) zu achten ist. Während des Bettmachens, was mittags, nicht abends, vorgenommen werden soll, muß die Wöchnerin in den ersten 8—10 Tagen in ein zweites, schon vorbereitetes Bett, und wenn dies nicht zur Verfügung steht, auf das Sofa gehoben werden. Neben dem Bett der Wöchnerin ist ein feststehendes Lager für das Kind herzurichten, aus dem dasselbe nur während der Mahlzeiten herausgenommen werden soll. Gute Luft ist eine Hauptbedingung des Wochenzimmers; deshalb dürfen Windeln und Unterlagen darin nicht getrocknet werden. Ebenso soll die Wärme stets gleichmäßig zwischen 17—18 ° C. betragen; jähe Temperaturwechsel sind wegen der Möglichkeit, daß sich die leicht schwitzende Frau erkältet, zu vermeiden. Diese natürlichen Schweiße, welche dem Körper zur Entfernung des überflüssigen Blutwassers dienen, dürfen durch keinerlei Mittel künstlich verstärkt oder hervorgerufen werden. Hierher sind außer den unnützen, gebräuchlichen Schwitztees auch dicke Federdecken zu rechnen, die besser durch eine Steppdecke oder eine überzogene Wolldecke zu ersetzen sind. Bei starkem Schweiß mit Kältegefühl ist gutes Abtrocknen mit folgendem Wechsel angewärmter, frischer Wäsche nötig. Die Unterlagen und Vorlagen sind tadellos rein zu halten; als Vorlage empfiehlt sich anstelle von Leinwand Verband- oder Salizylwatte. Mit der Regelung dieser Angelegenheit darf sich die Wöchnerin nicht befassen; und die Pflegerin darf in die Nähe der Wunde oder an dieselbe nur mit peinlich sauberen, d. h. unter mehrmaligem Wechsel warmen Wassers mit Seife, Bürste und Nagelputzer gereinigten Händen kommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Ernährung der Wöchnerin besteht in den ersten vier, fünf Tagen aus leichten Suppen, welche durch Zugabe von Ei und Milch gehaltreicher gemacht werden können. Nach dem 4. Tage beginnt man mit dem Übergang zur festen Nahrung, besonders zu leicht verdaulichem Fleisch, wobei jedoch schwere Speisen und die Blähungen verursachenden Gemüse zu vermeiden sind. Das beste Getränk ist gutes, klares Wasser, was man durch Himbeer- oder Zitronensaft schmackhafter machen kann. Auch dünner Tee und Kaffee können dargereicht werden, während Alkohol am besten wegbleibt. Obst in mäßigen Mengen darf in den ersten Tagen gekocht, später auch roh gegessen werden.

Ist am 4. Tage kein Stuhlgang eingetreten, so hilft man mit einem Eßlöffel Rizinusöl oder einem Einlauf nach.

Die Brüste sind durch ein Wolltuch zu wärmen und dürfen nicht mit den bloßen Händen berührt werden, damit sie sich nicht entzünden. Vor dem Anlegen sind sie und der Mund des Kindes mit einem leinenen Läppchen und lauwarmem, erst jedesmal frisch in eine blitzblanke Tasse zu gießenden Kamillentee vorsichtig und schonend zu reinigen. Dasselbe ist nach dem Absetzen mit einem neuen leinenen Läppchen vorzunehmen. Besser als dieses ist entfettete sterile Verbandwatte, welche man nach jedesmaligem Gebrauch wegwirft und verbrennt. Das Kind wird stets nur an eine Brust gelegt, sodaß die Brüste wechselweise benutzt werden. Die Zeitdauer des Anlegens beträgt 20—30 Minuten, je nach Milchreichtum und Nahrungsbedürfnis. Wenn das Kind satt ist, läßt es die Warze los und schläft ein. Die ersten zwei Wochen wird die Brust alle 2—3 Stunden, je nach Bedürfnis in der Zeit von 5 Uhr früh bis 11 Uhr abends, gereicht; später ist das so einzurichten, daß das Kind von 6 Uhr früh bis 9 Uhr abends 6 Mal an die Brust gelegt wird.

Die Muttermilch ist die beste Nahrung für den Säugling. Durch ihre chemische Zusammensetzung und ihre Menge ist sie dem noch wenig ausgebildeten und empfindlichen Magendarmkanal des Neugeborenen derart angepaßt, daß er sie leicht und völlig zu verarbeiten, d. h. zu verdauen vermag. Deshalb begeht jede Mutter, welche im Stande ist, ihr Kind selbst zu stillen, ein Verbrechen gegen dieses, wenn sie es „künstlich" nährt, und eine Sünde gegen sich und ihre Familie — denn durch den Saugvorgang werden auf den Wegen reflektorischer Nervenbahnen Zusammenziehungen der durch die Schwangerschaft aufgelockerten Gebärmutter — Nachwehen — bewirkt: Die Herstellung normaler Unterleibszustände wird beschleunigt und somit eine große Quelle späterer Frauenkrankheiten verstopft. Allerdings muß unter gewissen Umständen mancher Mutter das Stillen leider untersagt werden, weil es ihr oder dem Kind, oder beiden Gefahr bringen würde. Dies ist der Fall 1) bei Erkrankungen der Mutter (Schwindsucht, Nierenleiden, Knochenerweichung, Fettsucht, Geisteskrankheiten, akuten fieberhaften ansteckenden Krankheiten — Masern, Diphtherie usw. —); 2) bei schlecht ausgebildeten Brustwarzen, wenn der Versuch erfolglos bleibt; und 3) wenn die Mutter ohne eigene Gefahr (Blutarmut, Schwäche, Brustentzündung) das Stillen nicht fortsetzen kann. Darüber soll aber jedesmal der Hausarzt, nicht die Hebamme oder andere Personen entscheiden.

Und manche Mutter, die nach ihrer Körperbeschaffenheit dazu im Stande wäre, kann doch ihr Kind nicht fortstillen, weil sie sich von ihrer Hände Arbeit ernähren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

muß; aber wenn sie es nur die ersten 6—8 Wochen regelmäßig stillen kann, so werden doch beide Teile mehr Vorteil davon haben, als wenn das Kind gleich von Beginn an künstlich genährt worden wäre.

Ob die Milch der Brüste zureicht und das Kind genug Nahrung erhält, kann man sicher nur durch einmal in der Woche an einem bestimmten Tage vorzunehmende Wägung kontrollieren. Dazu kann man jede Brotwage benutzen, wer aber die Kosten nicht zu scheuen braucht, schafft sich eine besondere Kinderwage an. Die Resultate schreibt man sich auf und hat so eine genaue Zunahmetabelle. Dabei ist zu beachten, daß der Säugling in den ersten Tagen seines Lebens etwa 200 g vom Anfangsgewicht verliert, was er aber bis zum 10. Tage wieder eingeholt haben soll. Dies rührt daher, daß die Brust in den ersten Tagen weniger und dabei abführend wirkende Milch (Colostrum) gibt. Es wäre aber falsch, das Kind die ersten Tage gar nicht anlegen und künstlich ernähren zu wollen, denn die Brust würde überhaupt nicht zur Milchabsonderung kommen, sondern hart werden und schmerzen. Die weitere regelmäßige Gewichtszunahme beträgt nun durchschnittlich:

in jeder Woche im	1.	Monat	200 g	in jeder Woche im	7.	Monat	120 g
" " " "	2.	"	185 "	" " " "	8.	"	110 "
" " " "	3.	"	170 "	" " " "	9.	"	95 "
" " " "	4.	"	160 "	" " " "	10.	"	80 "
" " " "	5.	"	145 "	" " " "	11.	"	65 "
" " " "	6.	"	130 "	" " " "	12.	"	50 "

Außer bei der Zahnung, welche häufig ein mäßiges Herabsetzen der Gewichtszunahme verursacht, ist ein erhebliches Zurückbleiben hinter diesen Zahlen als Anzeige zu geringer Nahrungsaufnahme oder als Folge eines übersehenen Darmkatarrhes aufzufassen. Eigentlich läßt sich ein Darmkatarrh nicht übersehen, da er sich ja sofort im Stuhlgang äußert. Ist dieser dünnflüssig, an Häufigkeit vermehrt und mit Schleim oder Blut versetzt und grünlich, so liegt ein Darmkatarrh vor; normaler Stuhlgang sieht goldgelb aus wie stark eingedicktes Rührei. Gewarnt sei zugleich an dieser Stelle vor der übertriebenen, abergläubischen Überschätzung des Zahnens auf den Gesundheitszustand. Natürlich macht der Durchtritt der Zähne den kleinen Erdenbürgern Unbehagen und Schmerzen. Aber jedes Unwohlsein und Schreien, oder gar Durchfall und Krämpfe zumal mit Fieber auf die Zahnung schieben zu wollen, das ist eine leichtfertige Verlegenheitsberuhigung. Ein fieberndes Kind bedarf des Arztes. Und wenn der Arzt zur rechten Zeit geholt wird, so ist er selten teuer. Teuer wird der Arzt oft, weil er zu spät gerufen wird und die kläglichen Resultate der Ratschläge kundiger Frauen und Kurpfuscher so gut als möglich wieder herstellen muß.

Kann oder darf die Mutter ihr Kind nicht stillen, so bleibt der beste Ersatz die Ammenbrust, sofern der Geldbeutel es erlaubt. Jede Amme soll vom Arzt untersucht sein und ein Zeugnis ihrer Tauglichkeit beibringen. Für ihre Ernährung gelten die obigen Angaben. Auf drei Punkte sei hier noch einmal besonders hingewiesen: 1) Keine plötzliche und prinzipielle Nahrungsänderung — die besten Ammen kommen vom Land und gedeihen bei Milch und Kartoffeln besser als mit Lende und Gänsebraten; 2) peinlichste Überwachung der Sauberkeit; 3) leichte Beschäftigung und Bewegung, sonst beschäftigt sich die Amme zuviel mit sich, wird launisch, überschätzt sich und tyrannisiert das ganze Haus.

Ist keine Amme aufzutreiben, so muß man zur künstlichen Ernährung übergehen. Sauberkeit, Unverdrossenheit und Nach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denken, aber nur diese Eigenschaften allein, ermöglichen auch mit dieser Ernährung gut gedeihende Kinder. Mit wenigen Ausnahmen ist man auf die Kuhmilch angewiesen. Kuhmilch und Frauenmilch sind aber nicht gleichwertig. Diese hat mehr Zucker und Fett, die Kuhmilch mehr Eiweiß und Salze. Aber das Eiweiß der Frauenmilch gerinnt im Magen zu lockeren und deshalb leichter verdaulichen Käsegerinnseln, während das Eiweiß der Kuhmilch in derben, groben Flocken gerinnt und deshalb für den schwachen Magen des Säuglings schwerer zu verarbeiten ist. Auch ist das Fett (Rahm) der Frauenmilch feiner verteilt (emulgiert), als das der Kuhmilch und deshalb leichter verdaulich. Also nützt dem Säugling der größere Eiweißgehalt der Kuhmilch garnichts und diese muß deshalb, wenn sie zur Säuglingsnahrung verwendet werden soll, der Frauenmilch ähnlich gemacht werden, sie muß also ärmer an Eiweiß und reicher an Milchzucker und Fett gemacht werden, d. h. sie muß verdünnt und mit den genannten Bestandteilen versetzt werden. Dabei darf aber die Flüssigkeitsmenge nicht vermehrt werden, sonst bekommt das Kind leicht jenen kalten, dicken Leib, den sogenannten Froschbauch. Ein gesundes Brustkind trinkt nun durchschnittlich in 24 Stunden:

in den ersten 4 Wochen 500 g Muttermilch,
in der 5.—8. Woche 600—750 g Muttermilch,
„ „ 9.—12. „ 750—850 „ „
„ „ 13.—16. „ 900 „ „
und von der 26. Woche ab 1000 „ „

Nicht weniger und nicht viel mehr soll ein Flaschenkind in 6 bis 8 Mahlzeiten täglich zu sich nehmen.

Die Verdünnung der Milch ist am besten so vorzunehmen, daß man mit 2 Teilen Wasser zu 1 Teil Milch beginnt. Durch regelmäßige geringe Erhöhung des Milchanteiles über den Wasseranteil — jede Woche 20 g Milch und 10 g Wasser täglich mehr — gelangt man in der 12. Woche zu einer Flüssigkeit, welche aus gleichen Teilen Wasser und Milch besteht. Von da ab gibt man wöchentlich 10 g Wasser weniger und 20 g Milch mehr, sodaß man in der 24. Woche zu zwei Teilen Milch auf einen Teil Wasser kommt. Und indem man von da ab wöchentlich 25 g Wasser weniger und 15 g Milch mehr verabreicht, gelangt man in der 36. Woche zur unverdünnten Milch. Ganz genau wird ja die Rechnung nicht stimmen und man muß immer mit einem Mehr oder Weniger von etwa 20 g rechnen, aber der Ausfall wird, so lange er sich in diesen Grenzen hält, belanglos sein. Auch hier wird man mit dem bloßen Schema nicht weit kommen. Denn bald wird das Kind die Mischung nicht vertragen und mehr Wasserzusatz verlangen, bald wird es nicht genügend an Gewicht zunehmen, bald wird es an Durchfall leiden und mehr Wasser, bald an Verstopfung, und mehr Milch verlangen. Alle diese Fälle können hier nicht auseinandergesetzt werden und deshalb eröffnet sich hier der Beobachtung und dem Nachdenken der Mutter ein fruchtbares Feld für ihre Sorge.

Was den Zuckerzusatz anbetrifft, so rate ich bis zur 12. Woche auf 100 g Flüssigkeitsmenge 5 g und von da ab 3 g käuflichen Milchzucker zuzusetzen, wodurch man einen der Frauenmilch nahekommenden Zuckergehalt erreichen wird. Hier wird das Abmessen schon wieder Schwierigkeiten machen. Mit dem vollen und gestrichenen Kaffeelöffel kann man kein genaues Maß finden; ein gestrichener Kaffeelöffel enthält 2—2½ g Milchzucker. Besser ist es, hier ebenfalls abzuwiegen; Milch und Zucker müssen ja auch zugewogen werden. Es bleibt nichts übrig, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich eine Wage anzuschaffen; denn die gewöhnliche Wirtschaftswage mit Feder, Teller und Scheibenskala wägt nicht fein genug. Man muß sich also eine Wage, wozu schon eine Brotwage genügt, mit einem Satz Gewichte kaufen oder borgen, wenn man sich nicht anders, z. B. beim Bäcker oder Kaufmann durch wöchentliches Abwiegen helfen kann. Auch müßte man sich dann merken, wieviel g Milch oder Wasser ein Eß- oder Kinderlöffel enthält, was ja zur späteren Verteilung unbedingt nötig ist. Ich glaube, die Umständlichkeiten und Unsicherheiten, die damit verknüpft sind, werden jeden, der nur einigermaßen dazu in der Lage ist, zur Anschaffung einer geeigneten Wage veranlassen. Den Milchzucker kann man ja auf einer Briefwage wiegen.

Endlich gibt man noch auf je 100 g Kuhmilch einen Eßlöffel gute Sahne oder Butter.

Ob der Milchzucker- und Sahnenzusatz nun aufs Härchen stimmt, ist nicht so wichtig, da der kindliche Darm diese Nahrungsbestandteile auch in nicht zu großem Überschuß gut verdaut. Nötig ist nur, daß sie rein und gut sind. Auch kann man einen Teil des Wassers ab und zu durch Kalbsbrühe ersetzen.

So wird dann ein Flaschenkind durchschnittlich am Tag zu erhalten haben:

J. d.	1.—4.	Woche	300 g	Wasser,	150 g	Milch,	25 g	Milchzucker,	2	Eßlöffel Sahne
„ „	5.—8.	„	400 g	„	200 g	„	30 g	„	2	„ „
„ „	9.—12.	„	400 g	„	400 g	„	40 g	„	4	„ „
„ „	24.	„	300 g	„	600 g	„	30 g	„	6	„ „
„ „	36.	„	0 g	„	1000 g	„	30 g	„	10	„ „

Ebenso gut wie Kuhmilch läßt sich auch im selben Verhältnis die Ziegenmilch verwenden. Wer eine gesunde Ziege besitzt, braucht nicht beim Nachbar Kuhmilch zu holen. Aber die Ziege muß auch wirklich gesund sein, was oft nicht der Fall ist, da sie sehr zur Tuberkulose neigt.

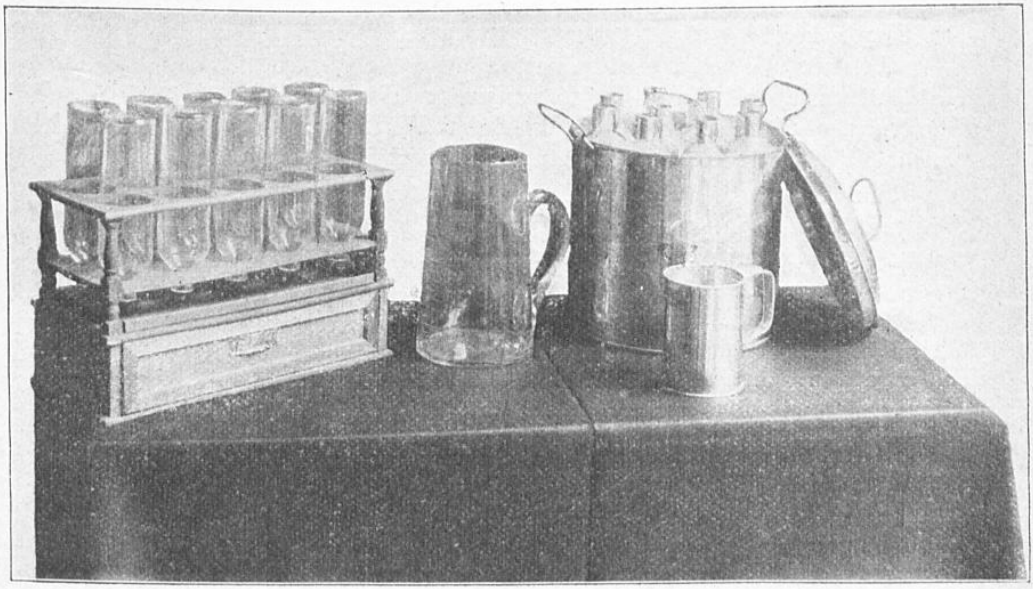
Völlig gesichert gegen diese Gefahr ist man bei der Verwendung von Eselsmilch, da dieses Tier unempfänglich für Tuberkulose ist. Auch ist sie in ihrer Zusammensetzung der Frauenmilch derart ähnlich, daß man sie unverdünnt geben könnte. Leider ist sie in Deutschland zu selten und daher zu teuer.

Die Anforderungen an die Sorgfalt, Unverdrossenheit und Sauberkeit der Mutter, welche ihr Kind nicht selbst stillen kann, steigen aber noch infolge der Verarbeitung der Kuhmilch. Natürlich muß die Kuhmilch gut sein. Kuh, Stall, Hände und Melkgefäße müssen sauber, bezw. gesund sein. Die Milch soll jedesmal frisch geholt sein; Milch, die älter als 5 Stunden und gar im heißen Sommer viel herumgefahren ist, kann nicht mehr für das Flaschenkind benutzt werden, sonst wird es krank davon. Am besten ist die gemischte Milch mehrerer Kühe. Solche Milch soll aromatisch riechen und nach einstündigem Stehen in einer Glasflasche keinen Bodensatz von Stalldung und Haaren zeigen und weiß, nicht bläulich aussehen.

Die Milch darf nicht ungekocht gegeben werden, auch das Wasser nicht, weil dadurch die Keime der Schwindsucht und anderer Krankheiten, besonders Darmkrankheiten, übertragen werden können. Würden wir die Milch völlig keimfrei machen, was für den Hausbetrieb beschwerlich, ja oft unmöglich wäre, so würde ihr Geschmack leiden. Es genügt aber, die Milch 10 Minuten im Wasserbad zusammen mit dem nötigen Wasser, Sahne und Milchzucker zu kochen und dann sofort kalt zu stellen, um eine gefahrlose Milch zu erhalten. Im Wasserbad kochen, heißt die Milch in einem entsprechend eingerichteten Gefäß kochen, wo sich zwischen der Flamme und dem Boden des Milchbehälters Wasser befindet. Am besten geschieht

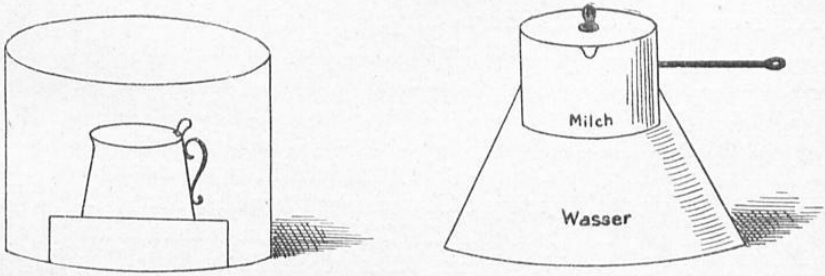
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dies in dem bekannten Soxhletschen Apparat, weil da zugleich die Milch in den entsprechenden Einzelmahlzeiten sterilisiert wird. Wenn dieser Apparat, der etwa 10—20 Mark kostet, zu teuer ist, kann man einen solchen improvisieren: In einem großen Blechtopf wird über dem Boden ein mit Löchern versehener Rost angebracht, auf den man 6 bis 8 Flaschen mit Patentverschluß stellen kann. Der Topf wird bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt, mit den Milchflaschen versehen und mit einem gut schließenden Deckel verschlossen über Feuer gebracht ꝛc. Oder man kann anstatt der Flaschen eine emaillierte, mit Klappdeckel versehene Milchkanne hineinsetzen. Auch einen Topf ohne Rost kann man benutzen, indem man die Flaschen oder



Soxhlet-Apparat mit gläsernem Meßkrug und Flaschenständer.

Kannen auf ein Quirlbrett, ein zusammengelegtes, altes Handtuch ꝛc. stellt. Auch gibt es fertige Milchkocher, wo das Milchgefäß auf dem Rande des Wasserkessels reitet. Das beste Verfahren ist stets dasjenige, wo jede Mahlzeit in ihrer eigenen Flasche



Improvisierter Soxhlet.

besonders vorbereitet wird, sodaß kein Umfüllen nötig ist. Wird nicht die Einzelmahlzeit in der Flasche, sondern die Gesamtmenge im Topf zubereitet, so darf, besonders im heißen Sommer, nur der halbe Tagesbedarf verarbeitet werden, sodaß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine zweimalige Zubereitung statthaben muß. Dies geschieht dann am besten früh und mittags. Topf- oder Flaschenmilch, welche älter ist als 12 Stunden, darf dem Kind nicht gegeben werden. Nach dem Kochen ist die Milch sofort in den kältesten Raum in kaltes Wasser zu stellen, welches alle Viertelstunden, nach dem Erkalten des Gefäßes alle Stunden zu erneuern ist. Zum Gebrauch muß die Milch erst angewärmt werden. Was nach der Mahlzeit übrig bleibt, darf nicht wieder für das Kind verwendet werden. Flaschen oder Topf müssen nach jedesmaligem Gebrauch mit kochendem Sodawasser und durch Nachspülen mit kaltem, reinen Wasser gereinigt werden.

Gefäße, Milch 2c. sollen rein sein — nicht minder auch die Hand, Bürste und Nagelputzer!

Wie wir also sehen macht eine sorgfältig durchgeführte Kuhmilchernährung viel Mühe und stellt große Anforderungen an Sauberkeit, Unverdrossenheit und Nachdenken — aber wie groß ist die Freude einer Mutter, wenn sie sieht, daß ihr Kind, dem sie die nährende Brust nicht bieten kann, durch ihre Sorgfalt gedeiht.

Nun finden wir aber, daß viele Flaschenkinder bei größter Sorgfalt und bestem Wohlbefinden etwa im 4. Monat nicht recht zunehmen wollen, weil sie eben nicht satt werden. Wollten wir mehr Milch geben, so würde das zu Verdauungsstörungen oder zum Froschbauch führen. Also müssen wir die Nahrung gehaltreicher machen, aber ohne Flüssigkeitsvermehrung. Oder das Kind verträgt überhaupt die Kuhmilch gar nicht! Da müssen wir zu den Kindermehlen greifen. Am meisten sind die von Nestlé und Kufeke im Gebrauch, sowie die einfachen Hafermehle von Knorr, Timpe und Weibezahn. Ferner gibt es noch Kindermehle von Mellin, Muffler und Theinhardt, welche nebenbei auch abführend wirken. Allen sind Gebrauchsanweisungen beigegeben.

Um die für manche so schwer auszuführende komplizierte Kuhmilchzubereitung entbehrlich zu machen, hat man die Milchpräparate erfunden. Das einfachste ist die kondensierte Milch, welche besonders im Sommer, wenn keine einwandfreie frische Milch erhältlich ist, in Betracht kommt. Natürlich muß sie zum Gebrauch verdünnt werden, erfordert aber keinen Zuckerzusatz. Das Genauere gibt die jeder Dose beigegebene Anweisung an. Muß infolge von Darmkatarrh mit der Kuhmilchernährung ausgesetzt werden, so verwendet man häufig auf Anordnung des Arztes das Biedersche Rahmgemenge. Dann gibt es noch eine Menge Milchpräparate: Gärtners Fettmilch ist Kuhmilch, der ein Teil ihres Eiweißes entzogen und durch Sahne ersetzt ist, sodaß sie der Muttermilch sehr ähnlich ist. Noch komplizierter sind die Albumose-Milch und die künstliche Milch. Mehr als Ersatz für Salz und Fette und daher als blos Zusatz ist die Cahmannsche vegetabile Milch in Gebrauch. Voltmersche Milch ist eine durch geeignete Zubereitung der Muttermilch wieder sehr ähnlich gemachte Milch. Alle diese Präparate können aber die Kuhmilchernährung, wenn wir von der kondensierten Milch absehen, nicht ersetzen. Denn eine mit denselben durchgeführte Ernährung ist bedeutend teurer, erfordert ebenfalls Abkochen und würde vielleicht den meisten Kindern auf die Dauer nicht zusagen. Deshalb bleibt doch die Kuhmilchernährung die rationellste und wichtigste.

Mit dem Durchbruch der Schneidezähne zeigt die Natur an, daß das Kind, feste Nahrung zu verdauen, im Stande ist, weil es dieselbe kauen und durch Einspeicheln zur Verdauung vorbereiten kann. Deshalb ist das Kind jetzt von der Brust zu entwöhnen, da sie ihm nicht mehr genug Nahrung gibt. Die Entwöhnung ist am besten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dem Durchbruch der ersten 6 Schneidezähne, jedoch nicht in den Monaten Juni bis August, vorzunehmen. Die Entwöhnung soll nicht plötzlich erfolgen, sondern ist allmählich so auszuführen, daß zuerst eine Mahlzeit Muttermilch durch Kuhmilch ersetzt wird, nach einigen Tagen eine zweite und so weiter, bis nach Ablauf von etwa 3 bis 4 Wochen das Kind allein von Kuhmilch lebt. Dann fängt man an, einmal täglich eine Suppe zu geben um den größeren Hunger des Kindes zu stillen. Denn wenn man das mit Kuhmilch fortführen wollte, so würde man weit über einen Liter täglich brauchen. Diese Suppen bestehen aus Milch mit Gries, Graupen, Reis, Sago, Hafermehl, Haferflocken (Quäker-Oats) Roggenmehl oder Kindermehlen. Den Übergang von der bisher ausschließlich flüssigen Nahrung zur festen findet man durch Verabreichung obiger Nahrungsmittel in Breiform; auch Kartoffelbrei mit Milch kann unbedenklich in nicht zu großen Mengen genossen werden. Und nun ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo man den so oft ungeduldig geäußerten Herzenswunsch der Mutter erfüllen, wo das Kind endlich Ei genießen darf. Da das Eigelb leichter verdaulich ist, macht man damit den Anfang und gibt es zur Suppe, bald kann man auch, wenn es das Kind verträgt und — gerne nimmt, ein ganzes Ei geben. Auch weichgekochte Eier können jetzt genossen werden. Harte Eier sind nur fein gewiegt mit etwas Salz bekömmlich. Der Wert des Eies wird meist zu sehr überschätzt. Denn Milch für dasselbe Geld, welches ein Ei kostet, enthält 5mal mehr Nährstoffe. Manche Kinder vertragen aber keine Eier und werden davon durchfällig. Deshalb ist es falsch, einem Kind durchaus Eier aufzuzwingen. Von Fleisch kann man rohen, leicht geräucherten, gering gesalzenen Schinken oder fettarmes zartes rohes Fleich fein gewiegt und mit etwas Salz gegen die Mitte des zweiten Jahres geben. Später kann man es, wie auch das gewiegte harte Ei, auf Buttersemmel verabreichen. Auch Fleischbrühe und Fleischextrakt können genossen werden, weil sie den Appetit anregen — Nährwert besitzen sie nicht, was leider fälschlicherweise von vielen Leuten angenommen wird.

Von den grünen Gemüsen kommen Spinat, Spargel, Schwarzwurzel, Blumenkohl, junge Schoten, Karotten und Kartoffeln, mit oder ohne fein gehacktem Fleisch, gekocht und gut durchgeschlagen in Betracht. Obst findet Verwendung als fein geschabter roher Apfel oder als Apfelmus, geschabte Birne, Pflaumenmus, entkernte Apfelsinen, Wein- und andere Beeren. Mit zunehmendem Gebiß können auch Zwieback, Mürbkuchen (Kakes) und braungebackene Semmeln gegeben werden. Noch sind aber alle diese Nahrungsmittel als Beikost aufzufassen, denn hauptsächlich kommt als Nahrungsmittel immer wieder die Milch in Betracht, von der täglich 1—1½ Liter verabreicht werden sollen.

Den weiteren, allmählichen Übergang zu der Kost des Erwachsenen findet die beobachtende Mutter am besten selbst.

Dr. med. Grobe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das Kind und seine Pflege.

Kleine Kinder — kleine Sorgen, große Kinder — große Sorgen, so behauptet der Volksmund. Wenn wir aber von der tieferen Bedeutung des Wortes absehen und nur die körperliche Pflege und Ernährung des Kindes ins Auge fassen, dann stellt sich die Sache gerade umgekehrt dar. Je kleiner das Kind, um so häufiger und bänger muß das Herz der liebenden Mutter um sein junges Leben zittern; und so währt die schlimmste Zeit für sie von der Geburt bis zum zweiten Lebensjahre ihres Lieblings. Dann darf die Mutter aufatmen und mit etwas größerer Zuversicht auf die Widerstands- und Entwickelungsfähigkeit des kleinen Körpers vertrauen; freilich darf sie auch jetzt unter keinen Umständen sorglos in seiner Pflege sein. Noch zahllose Gefahren drohen ihm von innen und von außen, die nur das immer wache Mutterauge erspähen und nur die nie müde Mutterhand abwenden kann.

Alles was in der Kinderpflege den Rat des Arztes wünschenswert macht und erfordert, in erster Linie die Ernährung des Säuglings und ihre Folgen, die Darstellung von Krankheitssymptomen usw., wurde an anderer Stelle von sachverständiger Feder behandelt. Wir wollen mehr von der äußeren Wartung des Säuglings und später von der hygienischen Gesamtpflege, also auch der Ernährung des Zweijährigen und Mehraltrigen, der ja des ewig forschenden Auges des Arztes nun schon entraten kann, sprechen.

Da ziemt es sich als erstes, auf das Dreiblatt: Luft, Licht und Wasser hinzuweisen. Sie sind für den kleinen Erdenbürger genau so wichtig, ja vielleicht noch wichtiger, als für den Großen. Luft und Licht gewähre ihm die Mutter — unter Innehaltung der nötigen Vorsichtsmaßregeln — in weitestem Umfange.

Die erste Bekanntschaft mit dem Wasser macht das Kind unmittelbar nach der Geburt, wo es die „weise Frau" unter Zuhilfenahme von reiner Watte in einem Bade von 28 ° R (35 ° C) einer gründlichen Reinigung unterzieht. Das Baden setzt sich von nun an täglich fort, und bald wird die Mama es sich nicht nehmen lassen, ihren Liebling eigenhändig in die Wanne zu heben und zu waschen. Anfänglich wird ihr das freilich ein etwas ängstliches Geschäft sein, und sie wird in beständiger Aufregung leben, das winzige Geschöpfchen könne ihr entgleiten und ertrinken. Diese Furcht verliert sich aber mit zunehmender Übung, kann auch ganz aus der Welt geschafft werden, wenn man ein Schutznetz (nach Dr. Ottmar-Ammann) in der Wanne befestigt, auf dem das Kind absolut sicher liegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Baden geschieht am besten in einer Zinkbadewanne mit Ablaufhahn, die auf einem Holzgestell ruht. Das Wasser soll eine Temperatur von 28 ° R (35 ° C) haben, die Dauer des Bades nur wenige Minuten betragen. Zum Messen benutzt man ein Badethermometer, nicht aber die Hand oder den Ellenbogen, wie es manche Superkluge zu tun lieben. Man hält das Kind mit der linken Hand schwebend im

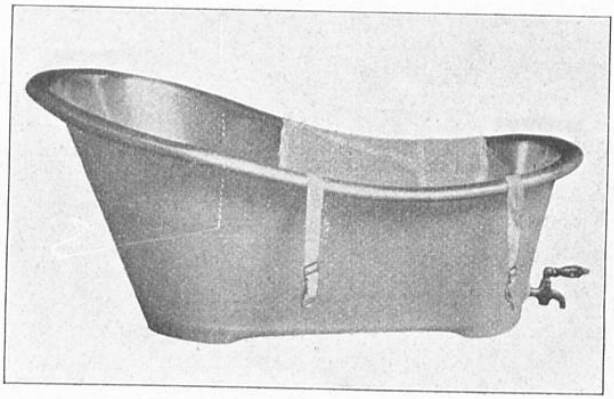


Wie man ein Kind in die Badewanne heben soll.

Wasser, wenn man von einem Schutznetz absieht; das Köpfchen liegt dann auf dem Arme der Wärterin, während sie mit der rechten Hand schnell das ganze Körperchen des Kindes wäscht; das Gesicht mit klarem Wasser, den übrigen Körper, auch das Köpfchen mit reiner, weicher Seife. Für Gesicht und Augen halte man extra lauwarmes Wasser in einem Schälchen und stets ein reines Gazeläppchen (Verbandgaze) oder ein feines Schwämmchen bereit. Größte Sorgfalt erfordert das Waschen des Halses mit seinen feinen Fältchen, der Achselhöhlen und Kniekehlen, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Furchen in den Leistengegenden, überhaupt aller jener Stellen, wo Ausscheidungen die Haut wund machen können. Nach dem Baden ist das Kind mit dem Badetuch zu umhüllen, auf dem Wickeltische gut abzutrocknen, einzupudern und anzukleiden. Darauf bekommt es zu trinken und wandert zu süßem Schlummer in sein Bettchen.



Badewanne mit Schutznetz.

Das alles hat möglichst schnell zu geschehen, um das Kind vor Erkältung zu schützen. Die Wanne muß aus gleichem Grunde an einer zugfreien Stelle des Zimmers stehen und evtl. noch mit einem Wandschirm umgeben sein. Kleinchens



Badewanne mit Holzgestell und Wäschebeutel.

Wäsche, die Badetücher und auch sein Bettchen sind mittels Wärmeflasche warm, aber nicht heiß zu machen, ebenso ist das Zimmer im Winter angemessen zu temperieren. Später darf das Bad auf 27 ° R, nach sechs Monaten auf 26 ° R und nach Schluß des ersten Jahres auf 25 ° R herabgehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um das Kind durch das lauwarme Bad nicht zu verweichlichen, tut die Mutter gut, es abends noch einmal schnell und vorsichtig mit kühlem Wasser abzuwaschen und mit mäßig erwärmten Tüchern abzutrocknen. Recht praktisch erweisen sich für diesen Zweck die sog. Baby-Körbe, die sich leicht hin- und hertragen lassen und in denen die Mutter sämtliche Toilettenstücke des Kindes, der Reihe nach geordnet und um die Wärmflasche geschlagen, neben dem Wickeltisch bereit halten kann. (Vergl. auch Kapitel: „Kinderzimmer.")

Die täglichen Bäder werden bis zum neunten oder zwölften Monat fortgesetzt, von da ab badet man das Kind einen Tag um den anderen; später noch zweimal in der Woche. Nach jedem Bad, auch nach jedesmaligem Trinken, ist dem Säugling M ü n d c h e n, d. h. Zunge, Zahnfleisch, Gaumen und Wangenschleimhaut mit abgekochtem und wieder verkühltem Wasser und einem reinen, weichen Leinenläppchen gründlich auszuwaschen. Für die Reinigung der O h r e n und des N ä s c h e n s werden besondere Schwämmchen oder chemisch reine Watte benutzt, die man in kleinen Flocken um Streichhölzer wickelt, deren Kuppen vorher abgeschnitten wurden.



Wie man ein nervöses Kind in die Wanne heben soll.



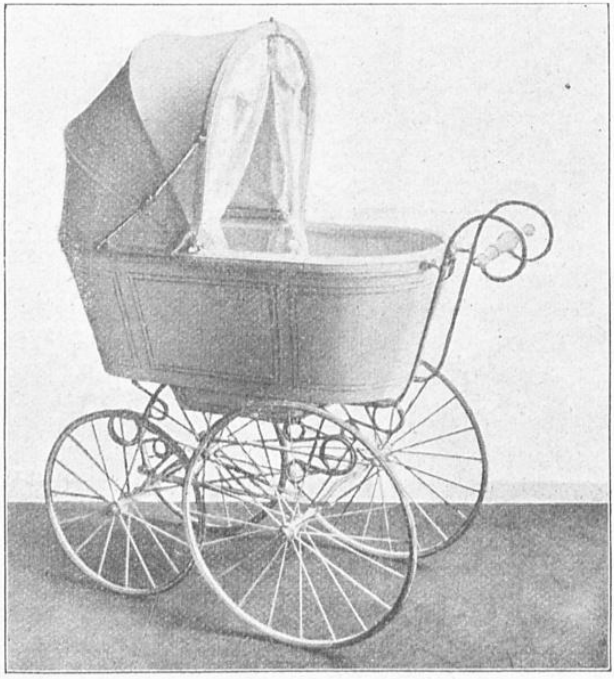
Die richtige Art, das gesunde Kind in die Wanne zu heben.

Manche Kinder empfinden lebhafte F u r c h t v o r d e m W a s s e r, besonders, wenn sie sich infolge längerer Krankheit des Badens entwöhnt haben und beginnen jammervoll zu schreien und sich zu sträuben, sobald sie in die Wanne gesetzt werden sollen. Für solche kleine Nervöse rät ein englischer Kinderarzt eine Art Versteckspiel an, d. h. er will über die Wanne ein Tuch gebreitet wissen, das dem Kinde den Anblick des Wassers entzieht. Gutwillig wird es sich auf das Tuch legen und mit diesem langsam in die wohlige Flut tauchen lassen. So kann man es allmählich wieder mit dem nassen Element aussöhnen und nebenbei durch ein paar schwimmende Gummitierchen: Enten, Fischlein oder dergl. sein Vergnügen am Badewasser noch erhöhen.

Mit dem A b h ä r t e n des Kindes wird die Mutter so früh als möglich beginnen, es fleißig ins Freie bringen und last not least auch für gute Luft im Kinderzimmer sorgen. W a n n d e r e r s t e A u s g a n g d e s N e u g e b o r e n e n erfolgen darf, das hängt davon ab, ob es ein Frühlings-, resp. Sommerkindchen ist,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder ob es im Herbst bezw. Winter zur Welt kam. Die ersteren können bei gleichmäßig warmem Wetter schon zwischen dem zehnten und zwölften Tage ins Freie, die andern erst nach sechs bis zwölf Wochen, und auch dann noch ist ein klarer, windstiller Tag und die warme Mittagsstunde für die erste Ausfahrt im wohlverwahrten Wagen abzupassen. Anfangs mag sich diese auf wenige Minuten beschränken, nach



Kinderwagen mit Gummirädern.

und nach bis zu einer Stunde ausdehnen. Stets aber sei durch einen Schleier oder ein schützendes Tuch dafür gesorgt, daß das Kind die kalte Luft nicht unmittelbar einatme. Trocknes, klares Wetter ist dem kleinen Luftstudenten im allgemeinen dienlicher als feuchtes und nebliges, nur ist er natürlich vor scharfem Ostwind und Frostluft sorglich zu hüten. Hat sich das Kind an den Aufenthalt im Freien gewöhnt, so sollte es, wenn möglich jeden Tag die Wohltat einer Ausfahrt genießen, im Sommer aber mit seinem Wägelchen stundenlang in den Garten, den Hof oder doch auf den Balkon an irgend eine, vor greller Sonne, Wind und Zugluft geschützte Stelle gebracht werden.

Auch hinsichtlich der Temperatur des Zimmers, der Beschaffenheit von Bett und Kleidung gewöhne die Mutter sich und ihr Kleines an vernünftige Maßregeln. Über die ersten beiden Punkte haben wir uns ja bereits im Kapitel „Kinderzimmer" verständigt, bleibt also nur noch der dritte zu erledigen: die Kleidung. Alles was unser Kindchen umgibt, soll weich und zart sein und den kleinen Körper weder drücken noch beengen. Es soll aber auch peinlich sauber gehalten werden; ein appetitliches Baby darf nicht den geringsten Geruch an sich haben. Beschmutzte Windeln, beschlapperte Lätzchen und Bettchen soll die Mutter sofort beiseite legen, d. h. ins Waschfaß stecken und nicht etwa nur einen Trockenprozeß am Ofen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durchmachen lassen. Ob man das Kindchen nach deutscher Art wickelt oder es nach englischer Sitte vom ersten Tage an Kleidchen und Röckchen tragen läßt, das kommt ganz auf den persönlichen Geschmack an. Beide Methoden haben ihre Vorzüge, wenn sie vernunftgemäß gehandhabt werden. Zu früh geborene und schwächliche Kinder brauchen viel Wärme, das normal veranlagte Kind aber soll nicht zu warm gehalten werden, damit es nicht verweichlicht. Mehreremale am Tage gebe man ihm auch Gelegenheit, seine Glieder zu strecken und sich frei von allen Hüllen, tüchtig auszustrampeln. Es wird mit Behagen von dem freundlichen Entgegenkommen Gebrauch machen. Die Ärmchen des Kindes müssen auch sonst unbedingt frei bleiben, die Wickel dürfen also nicht zu hoch hinaufgehen, um sie nicht künstlich in die Höhe zu drängen. Daß an die Kleidung des Kindes keine Stecknadeln gehören, ist wohl überflüssig, zu erwähnen. Den einzig richtigen Verschluß bilden weiche Baumwollbändchen oder Knöpfe. Soll aber doch einmal etwas gesteckt werden, so geschehe es mit einer Sicherheits- oder Patentnadel, deren Spitze in einer kapselartigen Hülle ruht. Gleicher Nadeln sollten sich auch Mutter und Wärterin für die eigene Kleidung bedienen und, so lange Baby klein ist und sich leicht verletzen kann, weder Stecknadeln noch Broschen oder sonstige Schmuckstücke mit scharfen Kanten und Spitzen an ihrem Anzuge dulden.

Von großer Wichtigkeit ist es, das Kind von der ersten Stunde seines Lebens an in allen Dingen an strengste Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Sein kleines Dasein muß sich gewissenhaft nach der Uhr abspielen: Trinken, Schlafen, Baden, Ausfahren — alles muß zur Minute erfolgen. Auch zur persönlichen Sauberkeit, d. h. zur Ordnung in der Verrichtung seiner großen und kleinen Bedürfnisse kann das Kind nicht früh genug erzogen werden. Durch Pünktlichkeit im Trockenlegen und später im Abhalten, durch Aufmerken auf die vorhergehenden Anzeichen beim Kinde: plötzliche Stille, unruhige Bewegungen ꝛc. vermag die Mama diese heikle Lektion für beide Teile wesentlich zu erleichtern und abzukürzen. Vom dritten oder vierten Monat ab muß Baby schon die Nützlichkeit und den Zweck des Töpfchens kennen und es möglichst zur bestimmten Stunde benutzen lernen, denn diese Regelmäßigkeit ist für sein ganzes späteres Leben wichtig. Das Nässen der Windeln wird täglich ungefähr sechs bis acht Mal erfolgen. Die feuchten Tücher werden baldigst durch trockene ersetzt, außer wenn das Kind gerade süß und fest schlummert, wie z. B. des Nachts. Ist es sonst gut verwahrt, so schadet ihm ein etwas längeres Liegen in der nassen Umgebung nicht sonderlich viel. Nach größeren Geschäften aber ist es mit reiner Watte und überschlagenem Wasser sofort zu säubern und frisch einzupudern.

Der Lutscher oder Gummischnuller sollte in der Kinderstube einer vernünftigen Mutter ein unbekannter Gast sein. Unser Kleinchen kann sehr gut ohne den garstigen, schwarzen Gesellen auskommen, wenn es nicht durch die Bequemlichkeit der Erwachsenen systematisch an seine Gesellschaft gewöhnt wird. Abgesehen davon, daß das beständige „Nuppeln" am Schnuller einen wenig ästhetischen Anblick bietet, ist dieser auch aus hygienischen Gründen (Verunreinigung, Zersetzungsvorgänge ꝛc.) zu verwerfen. Eine gleich tadelnswerte Unsitte ist das Küssen des Kindes, dessen sich jeder im Hause, von den Eltern herab bis zum kleinen Laufmädel, inkl. aller Tanten, Basen und Freundinnen, die der Zufall ins Kinderzimmer führt, mit löblichem Eifer befleißigt. Wenn auch die Versuchung, einen Kuß auf das rosige Mündchen zu drücken nahe liegt, so sollte die Mutter dennoch ihr Kind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

davor zu schützen wissen, wenigstens Fremden gegenüber. Krankheitskeime aller Art können durch den Kuß übertragen werden, deshalb heißt es vorbeugen. Auch für die Familienglieder ist es ratsam, sich für gewöhnlich Stirn oder Bäckchen des Kindes für ihre Zärtlichkeitsbezeugungen auszuwählen.

Schlimme Zeit haben Mutter und Kind miteinander zu verleben, wenn das erste Zähnchen sich einstellt, denn wenn auch das Zahnen an sich ein ganz natürlicher Vorgang ist, so zeitigt es doch allerlei Begleiterscheinungen, die Baby unruhig, die Mama aber ängstlich und aufgeregt machen. Selten wird ein Kind vor dem 7. Monat mit dem Zahnen beginnen; meist zeigt sich das erste untere Schneidezähnchen und damit das erste Zähnchen überhaupt im 7. oder 8. Monat. Ihm folgt bald darauf der zweite untere Schneidezahn. Während der nächsten drei bis vier Monate erscheinen die vier oberen Schneidezähne, erst die mittleren, dann die seitlichen; im zwölften bis fünfzehnten Monat die beiden unteren seitlichen Schneidezähne, ungefähr zur selben Zeit die vier ersten Backenzähne oben und unten; mit 1½ Jahren finden sich die Eckzähne ein und im zwanzigsten bis vierundzwanzigsten Monat die zweiten vier Backzähne, womit die Reihe der zwanzig Milchzähne abgeschlossen ist.

Selbst dort, wo der Durchbruch der Zähnchen normal verläuft, macht er doch den armen Kleinen viel zu schaffen. Die Mundschleimhaut rötet sich, schwillt an, wird schmerzhaft und empfindlich. Das Kindchen sondert viel Speichel ab, es „speit" und „schliewert", wie der Volksmund sagt, unaufhörlich, wodurch die Mundwinkel meist wund werden. Der durch das Wachstum der Zähne verursachte Reiz läßt das Kind auf alles Harte: Beißring, Veilchenwurzel, den Finger der Wärterin oder was es sonst erlangen kann, beißen. Es hat es gern, wenn man — was allerdings vom hygienischen Standpunkt aus nicht gutzuheißen ist — mit dem Finger leise über das Zahnfleisch fährt oder den Mund mit reinen, nassen Läppchen kühlt. Oft wird auch das Köpfchen heiß, es stellen sich Kongestionen, Fieber und Durchfall ein, der leicht zu Krämpfen führt.

Nährt die Mutter oder Amme das Kindchen noch an der Brust, so wird sie in der Zeit des ersten Zahnens ihre Diät noch sorgsamer regeln als sonst und mit dem Entwöhnen erst nach dem Durchbruch des kleinen Störenfriedes beginnen. Im übrigen wird sie das Kind so ruhig als möglich halten, jeden Reiz auf sein Gehirn oder den Darm zu vermeiden suchen, es nicht zu warm einpacken und besonders das ohnehin heiße Köpfchen frei lassen, es viel in die frische Luft bringen, auf regelmäßige Verdauung achten und es vor Erkältung hüten.

Während der Zahnperiode ist das Kind empfänglicher für Krankheiten als zu andern Zeiten, eben weil es reizbarer und empfindlicher ist. Doch darf sich die Mutter ja nicht dabei beruhigen, daß etwa auftretende Krankheiten wie Husten, Hautausschläge, Durchfall, Krämpfe ꝛc. lediglich Begleiterscheinungen des Zahnens seien, die keine andere Pflege verlangten als ruhiges, geduldiges Abwarten. Das ist eine ganz irrige und für das Leben des Kindes oft folgenschwere Ansicht, denn über dem „geduldigen Warten" geht oft die kostbare Zeit verloren, in der dem kleinen Patienten noch zu helfen gewesen wäre, und wenn schließlich der Arzt geholt wird, ist es zu spät. „So viele Kinder", sagt Sanitätsrat Dr. Fürst in seinem trefflichen Buche der Kinderheilkunde, „die angeblich an „Zahnkrämpfen", an „Zahndurchfällen" und dergl. sterben, gehen eigentlich nur an dem Unverstande derjenigen zu Grunde, welche nicht rechtzeitig gegen diese Krankheiten sachkundige Behandlung eingeleitet haben und wären durch eine solche oft am Leben zu erhalten gewesen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unvermeidliche Unruhe bringt auch das Impfen für die Kleinen mit sich. Man läßt es am besten in den ersten fünf Lebensmonaten vornehmen und nur, wenn das Kind völlig gesund, die Witterung weder zu heiß noch zu kalt ist. Die Zeit des Zahnens ist demnach kein geeigneter Zeitpunkt dafür. Die Impfschnitte werden auf dem Oberarm des Kindes ausgeführt, ist es gewöhnt, seitlich im Bettchen zu liegen, so wähle man als Impfstelle den entgegengesetzten Arm. Neuerdings sollen bei kleinen Mädchen z. B., denen man die Verunzierung des Arms durch zurückbleibende Narben ersparen will, auch Impfungen am Bein zulässig sein. Darüber wird sich die Mutter mit dem Hausarzt zu verständigen haben, dem sie den Impfling anvertraut. Das Kind muß mit reinster Wäsche bekleidet und sauber gebadet für die geringfügige Operation vorbereitet werden; die Impfstelle ist vor jeder Verunreinigung sorgsam zu bewahren, zu welchem Zweck verschiedene Ärzte den Paul Hartmannschen „Impfschutz-Verband" (Heidenheim in Württemberg) aufs wärmste empfehlen; dieser Verband besteht aus einem Dermatolgazekissen, das mit Holzwollwatte gefüllt und auf perforiertem Kautschukheftpflaster befestigt ist. Er verhindert mit Sicherheit das Eindringen von Krankheitskeimen und Schmutz in die Impfschnitte und ebenso das Zerkratzen der Pocken vonseiten des Kindes. Denn sobald die Pusteln zu wachsen beginnen, stellen sich Schmerz, Spannung, Empfindlichkeit der Achseldrüsen und sonstige Reizerscheinungen ein, die das Kind immer wieder nach der wehen Stelle fassen lassen. Meist gesellt sich auch noch leichtes Fieber dazu, das Kind wird unruhig und, ist es sehr empfindlich, von Brechreiz, Kopfschmerz und Konvulsionen befallen.

Während der zwanzig Tage, in denen die Pusteln wachsen und eintrocknen, muß die Mutter das Kind sorgfältig vor jeder Ansteckung und Erkältung bewahren und ihm durch kühle Zimmertemperatur, leichte, nicht reizende Kost, nicht zu warme Kleidung und Aufenthalt im Freien, wenn sein Zustand und das Wetter es gestatten, über die unangenehme Zeit hinweghelfen. Tritt hohes Fieber, Entzündung, Schwellung der Achseldrüsen oder sehr starke Rötung des Armes ein, so ist ärztlicher Rat nachzusuchen.

Die Impfung des Kindes „vor Ablauf des auf sein Geburtsjahr folgenden Kalenderjahres" ist gesetzlich vorgeschrieben. Die angegebene Frist darf nur überschritten werden, wenn das Kind z. Z. an Blutarmut und Körperschwäche leidet oder mit fieberhaften Krankheiten, Ausschlägen 2c. behaftet ist. In diesem Falle kann durch ärztliches Attest ein Aufschub erzielt werden.

Da die Schutzkraft der Impfung nach zehn Jahren erlischt, findet im zwölften Lebensjahr des Kindes eine Wiederimpfung statt.

Ungeduldige Eltern können den Augenblick kaum erwarten, da ihr Kindchen zum ersten Male sein Köpfchen zu heben versucht und damit andeutet: „Nun ist es Zeit, nun will ich anfangen, mit eigener Kraft weiter zu kommen." Sind sie vernünftig, so werden sie sich an dem rührenden Bilde genügen lassen und dem kleinen Wesen Zeit geben zu seinem Vorhaben. Gehören sie aber zu den Unverständigen, so kann es leicht geschehen, daß sie allerlei törichte Versuche mit ihm anstellen, ob es wohl auch schon sitzen und wie lange es sein Köpfchen aufrecht halten kann. Derlei Experimente sind aber von schädlichem, oft unberechenbarem Einfluß auf die kindliche Entwickelung und sollten unter allen Umständen unterbleiben.

Je länger das Kind flach liegt, umso mehr erstarken die Rückenmuskeln, umso besser können die zarten Glieder sich dehnen, strecken und wachsen. Selbst ein kräftiges Kind wird kaum vor dem fünften Monat soviel Muskelkraft besitzen, daß es das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Köpfchen selbst aufrecht tragen und eine sitzende Haltung annehmen kann. Aber auch dann noch sollte die Mutter oder Wärterin nicht wohlmeinend nachzuhelfen suchen, sondern ruhig abwarten, bis die Natur sich ohne anderes Zutun durchgearbeitet hat.



Wie der Säugling beim Trinken gehalten werden soll.



Wie der Säugling beim Trinken nicht gehalten werden soll.



Richtig.



Falsch.



Richtig.

Das Tragen kleiner Kinder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fällt der kleine Körper bei seinen Bemühungen immer wieder aufs Kissen zurück, so zeigt er damit deutlich an, daß seine Knochen noch zu weich, Muskeln und Gelenkbänder noch zu schlaff sind und die Rückenwirbelsäule noch zu wenig Widerstand besitzt, um Rumpf und Gliedergewicht tragen zu können.

Anfangs darf das Kind nur ganz kurze Zeit aufrecht sitzen, später, — etwa vom neunten Monat ab — wenn es schon mehr Übung darin hat, mag man es ihm entsprechend länger und öfter gestatten, soll dabei aber den kleinen Rücken sorglich durch Kissen stützen.

Auch das Tragen auf dem Arm birgt für die Kleinen allerlei Gefahren. Schwächliche Kinder sollten überhaupt — wenn es schon sein muß — nur liegend getragen werden, Sitzkinder nie dauernd auf ein und demselben Arme und selbstverständlich erst dann, wenn sie sich aus eigenem Antriebe im Bettchen aufrichten und schon längere Zeit sitzend verharren. Einseitiges Tragen verschiebt die Wirbelsäule, der Rücken krümmt sich, die eine Schulter wird höher und das Kind kann dauernd mißgestaltet werden. Auch ist darauf zu achten, daß beim Andrücken das Köpfchen des Kindes nicht hintenüber fällt oder sonst in eine naturwidrige Lage gedrängt wird.

Mit dem Stehen und Gehen ists wie mit dem Sitzen; man übereile nichts, sondern warte, bis die Natur selbst das Signal dazu gibt. Den Übergang vom Sitzen zum Aufrechtstehen bildet die Periode des Kriechens. Mütterchen wird ihrem Liebling einen weichen, täglich gereinigten Teppich auf dem Zimmerboden ausbreiten und den kleinen Menschenkrebs nach Herzenslust darauf vor- und rückwärts rutschen lassen. Dadurch wächst sein Kraftgefühl, und bald wird er versuchen, sich auf die Beinchen zu stellen. Da heißt es nun wieder „Vorsicht, liebe Mutter! Laß Dich nicht verleiten, das Kind aufrecht zu halten, indem Du es unter die Ärmchen faßt und die drallen Beinchen allerlei Gehbewegungen machen läßt. Dieses voreilige Hinstellen ist höchst schädlich und kann Rückenkrümmungen, dicke Knöchel und die gefürchteten O-Beine hervorrufen!"

Stehen und Gehen lernt das normale Kind durchschnittlich erst zwischen dem neunten und zwölften Monat. Eher soll man es nicht von ihm verlangen, auch soll man nicht, wenn das Kind wirklich schon stehen kann, durch mechanische Hilfsmittel, wie Gängelbänder, Laufkörbe und dergl. nun gleich auch das Gehen erzwingen wollen; Brustbein und Schulterblätter würden die Folgen solchen unklugen Beginnens zu büßen haben.

Um dem Kinde das Stehen- und Gehenlernen zu erleichtern, empfiehlt Dr. Klencke der Mutter, sich auf einen Stuhl an den Rand des Teppichs zu setzen, sobald sie bemerkt, daß Kleinchen in die Höhe strebt. Ein Lieblingsspielzeug oder ein Stückchen erlaubter Eßware, das sie auf ihren Schoß legt, wird das Kind veranlassen, zu ihr heranzukriechen und sich an ihren Knien aufzurichten, um das Lockmittel zu erreichen. Kann es diesem Verlangen noch nicht nachgeben, fällt es nieder, genügt der hingehaltene Finger als Handhabe noch nicht, so ist dies ein Wink der Natur, daß das Kind noch nicht stehen kann, also auch nicht soll, und die Mutter darf es nicht aufrichten und, an ihr Knie lehnend, auf die Beinchen stellen.

Ein anderes Verfahren, das sich gleichfalls als sehr praktisch erweist, ist die Benutzung eines sog. Laufrahmens, auch Gehschule, Gehbarriere oder Box genannt. (Siehe „Kinderzimmer".) Dieser Rahmen mißt ungefähr 100 cm im Quadrat und besteht aus vier, 50 cm hohen, oben und an den Innenseiten stark gepolsterten Brettern oder aus Gittern, die sich leicht auseinandernehmen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zusammensetzen lassen. In diesen Rahmen legt man einen Teppich oder eine wattierte Decke, setzt das Kind hinein und kann es nun ruhig sich selbst überlassen. Mit Hilfe der am oberen Rand angebrachten Anfaßschnüre wird es gefahrlos seine Übungen ausführen, sich nach Belieben und nach dem Maß seiner Kräfte aufrichten und am Rahmen entlang tasten. Später, wenn es der Obhut seiner Barriere entschlüpft ist, hat die Mutter dann nur nötig, es vor allzu harten Stürzen oder Stößen in acht zu nehmen. Ist das Kind gefallen, so darf es nie an Hand oder Arm emporgezogen, sondern muß unter den Achseln angefaßt und aufgehoben werden. Beim Gehen an der Hand ist das Gleiche zu bedenken wie beim Tragen; man wechsele häufig mit dem Arm, um Verkrümmungen, hoher Schulter ꝛc. vorzubeugen. — —

Ist das Kind aus dem ersten Lebensjahre heraus, so darf es neben der Milch, die auch jetzt noch seine Hauptnahrung ausmacht, doch schon Zwieback, leichte Fleischbrühe mit Gries, Graupen, Reis, Hafermehl, Eiersüppchen ꝛc. erhalten. Im Anfang reicht man ihm alles, dünn gekocht, in der Flasche, später mehr breiartig zubereitet aus dem Töpfchen oder dem Teller. Fleisch soll erst nach 1½ Jahren gegeben werden, Klencke rät sogar, damit bis zum Ende des zweiten Jahres zu warten. Das Fleisch — Täubchen, Huhn, mageres Kalbfleisch ꝛc. — wird gekocht und fein geschabt als Suppeneinlage gefüttert; später, wenn das Kind sich daran gewöhnt hat, wird das Fleisch klein geschnitten und mit etwas Brühe anstatt Sauce angefeuchtet und mit Kompott (am besten Apfelmus) gegessen. Nach Ablauf des zweiten Jahres erhält das Kind schon Hülsenfrüchte, die aber durch ein Sieb gerührt und als Mus angerichtet sein müssen, ebenso werden Obst und grüne Gemüse, von denen alle blähenden Kohlarten zu vermeiden sind, dem kindlichen Magen dargeboten.

Kakao, Kaffee, Tee, Bier und Wein, überhaupt sämtliche Spirituosen sind dem Kinde zarten Alters unbedingt fern zu halten. Als Getränk diene kaltes Wasser event. mit Fruchtsaft vermischt. Die Mutter gewöhne das Kind daran, seinen Durst außerhalb der Mahlzeiten zu stillen; das Trinken während des Essens sollte sie nur in sehr mäßigen Grenzen gestatten, da es die Magenverdauung schwächt. Kartoffeln und Schwarzbrot soll das kleine Kind gleichfalls nur in kleinen Mengen erhalten; Süßigkeiten, wie Kuchen, Bonbons und dergl. so gut wie garnicht, weil sie durch Säurebildung nur die Verdauung stören. Da Zucker aber andererseits die Fett- und Zellenbildung im Organismus fördert, soll er dem kindlichen Körper als versüßender Zusatz von Speisen und Getränken zugeführt werden. Neben dem Salz bildet der Zucker das einzige Gewürz einer vernunftgemäßen Kindernahrung; alle anderen Gewürze sind daraus zu verbannen.

Der Speisezettel eines Kindes am Ende des zweiten Lebensjahres würde nach Klencke ungefähr so lauten:

Morgens eine, nach Bedürfnis zwei Tassen Milch mit etwas geröstetem Weißbrot oder Semmelscheiben.

Zum zweiten Frühstück, etwa zwei Stunden vor dem Mittagsmahl, etwas Semmel oder altes Weißbrot oder eine Suppe davon. Gibt es reifes, gutes Obst, etwas davon zum Weißbrot.

Zu Mittag, als der Hauptmahlzeit, Bouillonsuppe mit Sago, Eiergraupen, Reis, Gries, Nudeln, Grütze; vielleicht zu Anfang der Fleischkost und bei gesunder Verdauung etwas zartes, feingeschnittenes, gebratenes Fleisch von Hühnerbrust, Taube oder Kalb.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Vesperbrot: Semmel mit gekochtem Obstmus.

Abends: Milch oder eine dünne Suppe.

Wie beim Wochenkind, sollte die Mutter auch beim heranwachsenden Kinde bezüglich der Mahlzeiten eine bestimmte Ordnung innehalten (natürlich ohne



Wärmteller.

engherzige Pedanterie, denn manchmal bindet sich der Hunger nicht gerade an die festgesetzte Stunde!) und ihm nicht erlauben, durch beständiges Herumnaschen sich den Appetit am regelrechten Essen zu verderben. Soviel als möglich gewöhne sie es auch daran, alles zu essen, was ihm vorgesetzt wird, zwinge es aber nicht, wenn ihm dies oder jenes Gericht tatsächlich widersteht. Die Speisen dürfen weder zu heiß noch zu kalt sein. Da aber das jüngere Kind langsam ißt und die Speisen indessen auskühlen, sorge die Mama für einen Wärmteller, dessen Doppelwandungen mit heißem Wasser gefüllt werden können, sodaß die Speisen sich in ihm ziemlich lange schön warm erhalten. Auch achte sie darauf, daß das kleine Mäulchen nicht zu große Bissen auf einmal aufnimmt, dafür aber recht ordentlich kaue. Gut gekaut ist bekanntlich halb verdaut.

Als bester Kinderlöffel gilt für die erste Zeit ein solcher aus Horn, silberne und überhaupt alle Metall-Löffel haben leicht scharfe Kanten, die das Mündchen verletzen könnten. Füttert die Mutter ihr Kind nicht selbst, so überwache sie doch die Wärterin aufs strengste, daß diese die Speise auf dem Löffel nicht durch Blasen kühle oder ihn gar erst in den eigenen Mund nehme, um vorzukosten.

Über die Größe der Portionen lassen sich keine bestimmten Vorschriften geben und die Mutter wird sehr wohl Hunger von bloßer Eßlust und Gier zu unterscheiden wissen, wie sie manche Kinder befallen, wenn sie andere essen sehen. Derartige Unarten suche sie im Keim zu unterdrücken, denn sie bringen dem Kinde nur Schaden und der Mutter Ärgernis.

Je einfacher und mäßiger man die Kinder hält, um so frischer und gesünder werden sie aufblühen. Das gilt auch für die heranwachsende Jugend bis über die Reifezeit hinaus. Der tägliche Speisezettel der Schuljugend weise also keine zu große Auswahl von Gerichten auf, denn jede neue Speise regt den Appetit von neuem an und die Folge davon sind übermäßige Nahrungsaufnahme und Über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sättigung. Das beste für die Kinder ist eine gute, kräftige Hausmannskost, die aus Suppe, Fleisch, Gemüsen, Kartoffeln und gedünstetem Obst besteht und für die verschiedenen Tage der Woche möglichst abwechslungsreich gestaltet werden sollte, um den kindlichen Appetit rege zu erhalten. Wissen die Kinder schon im Voraus, daß es am Montag regelmäßig Brühkartoffeln, am Mittwoch Kohlrüben, am Freitag Klöße gibt, so werden sie in den meisten Fällen nur mit geringer Lust am Tische erscheinen.

Der Genuß von Wein, Bier und anderen Spirituosen sollte den Kindern unter keinen Umständen gestattet werden; „Spiritus in jeglicher Form", sagt Klencke, „ist dem Alter der Kindheit ein Gift. Niemals folge man dem Glauben, daß ein schwächliches Kind durch Wein gestärkt werde; er soll immer nur ein vom Arzte verordnetes Medikament bleiben." An dieser goldenen Regel halte man auch bei den größeren Kindern fest und erlaube ihnen nur ausnahmsweise und bei besonders festlichen Anlässen ein Gläschen leichten Weins oder Bieres. Als gesunde und durstlöschende Getränke für die Kinderstube gelten neben guter Milch und reinem Wasser alle natürlichen Säuerlinge, wie Gießhübel, Apollinaris, Selters ꝛc.; ferner Limonade von frischen Zitronen, sowie alkoholfreie Obstweine.

Frisches Obst gilt als ein vorzügliches Nahrungsmittel für den kindlichen Magen, da es in seinem Gehalt an Zucker und aromatischen Säuren Bestandteile von hohem Werte besitzt; infolge der leicht anregenden Fruchtsäure sollte es namentlich als Nachtisch viel häufiger gereicht werden, als es bisher geschieht.

Daß Kinder, die im Wachsen und deren Organe noch in ständiger Entwickelung begriffen sind, mehr Nahrung gebrauchen als ein voll ausgebildeter Mensch, das zu wissen, ist für die Mutter von Wichtigkeit. Kommen dazu noch persönliche Lebhaftigkeit, Spiel und Sport, so darf sie sich nicht wundern und noch weniger schmälen, wenn ihr lang aufgeschossener Junge einen „Wolfshunger" mit heimbringt und beinahe doppelt so viel ißt, als seine Mama, die vielleicht den ganzen Vormittag am Nähtisch gesessen hat. Vernünftige Eltern werden dem gesunden Appetit ihrer Sprößlinge Rechnung tragen, wissen sie doch, daß mangelhafte Ernährung in den Jahren des Wachstums die Gesundheit des Kindes dauernd untergraben kann.

Durchschnittlich genügen im Laufe des Tages fünf Mahlzeiten, um den kindlichen Appetit zu befriedigen. Die Auswahl der Speisen und Getränke dürfte nach ärztlicher Aufstellung ungefähr folgende sein:

Erstes Frühstück: Milchkaffee oder Kakao mit Weißbrot und Butter, wechselnd mit Honig und Fruchtmarmelade. Malzkaffee ist dem Bohnenkaffee vorzuziehen; Mehlsuppen oder Fleischbeilage sollten am frühen Morgen nicht gereicht werden.

Zweites Frühstück: Schwarzbrotschnitten mit Butter und frischem Obst.

Mittagsmahlzeit: Suppe, Braten oder gutes Kochfleisch, Gemüse, Kartoffeln, (nicht zu viel) Kompott. Nachtisch: Frisches Obst.

Vesper: Milchkaffee, Butterbrot, Honig oder Fruchtmarmelade.

Abendbrot, das mindestens eine Stunde vor dem Schlafengehen genossen werden sollte: Milch- und Mehlsuppen, Butterbrot mit wenig kaltem Fleisch, — wobei alles schwer verdauliche und Fett auszuschließen ist — Eier und leichte Eierspeisen, süße, saure oder Buttermilch.

Marinierte und gepökelte Speisen, fette Räucherwaren, scharfer Käse, pikante Gewürze, wie Senf, Pfeffer, Nelken, Muskat ꝛc. sind für den Magen des Kindes nicht geeignet, dagegen dürfen inländische Gewürze: Salz, Suppenkräuter,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwiebeln ꝛc. mit Maßen verwendet werden; auch reichlicher Fleischgenuß ist der Jugend durchaus nicht dienlich. Er zeitigt körperliche Frühreife, überreizt die Sinne und leistet besonders in der Entwickelungszeit allerlei krankhaften und schädlichen Gewohnheiten Vorschub.

Aber die beste Nahrung kann ihren Zweck nicht voll erfüllen, wenn sie nicht gehörig zerkleinert in den Magen gelangt. Wir wiesen schon einmal darauf hin, daß sorgfältiges Kauen und Einspeicheln der Speisen die Verdauungsarbeit erleichtern. Die Mutter achte daher auf ihre Kinder, daß sie nicht voll Hast die Bissen ganz oder nur halb zerkaut hinunterschlingen; sie sorge des Morgens für rechtzeitiges Wecken, damit genügend Muße für das Frühstück bleibe und bringe des Mittags die Speisen nicht so heiß auf den Tisch, daß die Ungeduld der Kinder auf eine gar zu harte Probe gestellt werde.

Häufig hat unsere Jugend darunter zu leiden, daß die Mittagsmahlzeit nicht unmittelbar nach ihrer Rückkunft aus der Schule stattfindet, sondern um eine oder mehrere Stunden hinausgeschoben und erst nach der Heimkehr des Familienoberhauptes aufgetragen wird. Viele ärztliche Stimmen haben sich schon gegen diese Sitte erhoben, die für die Gesundheit der Kinder von nachteiliger Wirkung ist.

Der kräftige Hunger, den sie nach der geistigen Anstrengung des Morgens mit heimbringen, schwächt sich während des Wartens ab, sie „überhungern" sich und sitzen schließlich ohne rechten Appetit am Tische; stehen außerdem für den Nachmittag noch weitere Unterrichtsstunden auf dem Programm, so bleibt ihnen durch das verspätete Mittagsmahl selten die nötige Ruhe, um mit Behagen und Genuß essen zu können. —

Vernunftgemäße Körperpflege und Abhärtung bilden auch im Leben des heranwachsenden Kindes ein wichtiges Kapitel. Waschen und Baden sind zu ihrem Wohlbefinden unbedingt erforderlich und anfängliches Sträuben dagegen muß die Mutter mit Geduld, ja selbst mit allerhand unschuldigen Kniffen zu überwinden suchen. Kleinere Kinder lassen sich oft durch das Erzählen von Märchen, Geschichten und Liedern über die unangenehme Prozedur des Waschens hinwegtäuschen; bei anderen führt die Einkleidung des „nassen Vorganges" in Form eines Spieles meist zum gewünschten Erfolg. Da schwimmen die kleinen Patschen als weiße Entchen in der Waschschüssel umher, das Bäuchlein ist ein Berg, von dem blitzblanke Tropfen herabspringen; die Gucken machen die Fensterladen zu, sobald der Seiflappen übers Gesicht huscht und schließlich ist der ganze Nacktfrosch ein richtiger Schneemann, wenn das warme, krause Rubbertuch ihn von Kopf bis zu Füßen eingemummelt hat. Not macht erfinderisch, und die Mama wird immer neue Variationen des Spiels ersinnen, das vielleicht nicht streng pädagogisch genannt werden kann, aber im Hinblick darauf, daß der Zweck die Mittel heiligt, immerhin entschuldbar ist. Natürlich darf es den „Gang der Handlung" nicht verzögern und die Kinder nicht an Trödelei gewöhnen und der Erkältungsgefahr aussetzen.

Hand in Hand mit den Waschungen gehen die warmen Bäder, die während der Schulzeit wenigstens wöchentlich einmal gereicht werden sollten. Das gewöhnliche Reinigungsbad darf eine Temperatur von 27—28 ° R (35 ° C) haben, die Badezeit 10—15 Minuten dauern. Das Zimmer, in dem gebadet wird, ist auf 14—15 ° R (17—19 ° C) zu erwärmen; selbst größere Kinder sollten nicht in ungeheizten Räumen baden. Nach dem Bad ist eine lauwarme Douche zu empfehlen, die nicht unter 20 ° R (25 ° C) betragen soll. Douchen mit starkem Strahl sind bei Kindern zu vermeiden, besondere Vorsicht erfordert ihre Anwendung auf Kopf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rücken, Herz und Lunge. Einen guten Ersatz für die eigentliche Douche bilden Übergießungen aus einer mäßig großen Gießkanne mit Brausetrichter oder Douceröhren aus Zelluloid, die um den Hals des Kindes gelegt und durch einen Gummischlauch mit dem Wasserhahn der großen Douche oder (wenn kalte Douchen gestattet sind) der Wasserleitung verbunden werden. Kalte Douchen, Kopfdouchen usw. möge die Mutter nur nach Rücksprache mit dem Arzte anwenden.

Im Bad soll das Kind weder Frösteln noch Hautschauer empfinden; es mache sich durch Plätschern, durch Arm- und Beinübungen entsprechende Bewegung. Nach dem Baden ist es bei kühlem Wetter ein bis zwei Stunden im Zimmer zu halten. Kinder bis zu sechs Jahren baden am besten am Vormittag oder am zeitigen Nachmittag. Das Baden mit vollem Magen ist zu vermeiden; zwischen der letzten Mahlzeit und dem Bad sollen zwei bis drei Stunden liegen.

Fluß- und Seebäder sind dem Kinde erst vom siebenten Lebensjahr ab zu gestatten. Je kühler das Wasser ist, desto kürzer soll der Aufenthalt darin bemessen sein, aber auch im durchwärmten Wasser darf er höchstens 5—8 Minuten währen, im Schwimmbad 10—12 Minuten. Nach dem Bade ist es ratsam, etwas zu essen, im durchsonnten Sande liegend zu ruhen, oder sich mäßige Bewegung zu machen. Ob die Kinder überhaupt Fluß- und Seebäder nehmen dürfen, darüber ist die Entscheidung des Arztes einzuholen; ebenso wegen des Barfußlaufens am Strande, das bei Müttern und Kindern gleicherweise beliebt ist, von den Ärzten aber neuerdings, als schädlich, vielfach bekämpft wird.

Durch kalte Abreibungen kann die Mutter die Hauttätigkeit des Kindes wesentlich unterstützen. Nach Sanitätsrat Dr. Fürst eignen sich die frühen Morgenstunden am besten dazu, da die abendlichen Abreibungen das Kind zu sehr ermuntern. Als besonders abhärtend, empfiehlt er einen Zusatz von 1 Eßlöffel Seesalz und 1 Eßlöffel Franzbranntwein auf 1 Liter Wasser. Das so präparierte Wasser bleibt über Nacht im Zimmer stehen, damit es überschlägt. Am Morgen wird das Kind mittels eines Frottierhandschuhs kräftig mit dem Wasser abgerieben und darauf schnell und tüchtig trocken und warm frottiert, und zwar nimmt man erst Hals, Brust, Rücken und Arme des Kindes vor, hüllt es in das Rubbertuch und reibt und trocknet danach auch den Unterkörper. Die Abreibungen sollen nur in einem geheizten Zimmer vorgenommen werden, dessen Temperatur nicht unter 12 ° R (15 ° C) betragen darf. Je schneller der ganze Vorgang sich abspielt, um so wirksamer ist er. Eine andere Art der Abreibung ist die folgende: ein großes rauhes Badetuch (Gerstenkorn, starker Drell) wird in das Wasser getaucht, ausgerungen und um das noch bettwarme Kind geschlagen. Jeder Körperteil ist mit dem nassen Laken kräftig zu reiben und dann schnell das ganze Körperchen mit dem warmen Kräuseltuch zu umhüllen und abzutrocknen. Nach dem Abreiben ist das Kind sofort fertig zu machen und anzuziehen; auch soll es sich nach beendeter Toilette noch etwas bewegen, laufen, springen oder turnen und dann frühstücken.

Mit den Abreibungen beginnt die Mutter am vorteilhaftesten im Sommer, wenn das Kind etwa drei Jahre alt ist. Allzufrühen Abhärtungsversuchen sind die Ärzte nicht günstig gesinnt. „Kleine Kinder kann man überhaupt nicht abhärten," sagt Dr. Ernst Brücke in seinem Buche: „Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?"; aber „die Möglichkeit der Abhärtung wächst mit dem Lebensalter. — Geht man in der Frage der Abhärtung zu weit, so vermindert man die Lebenswahrscheinlichkeit der Kinder; geht man nicht weit genug, so erzieht man ein verweichlichtes, nervöses Geschlecht usw.".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In jedem Falle ist die Konstitution des Kindes ein Faktor, mit dem die Mutter inbezug auf Abhärtung zu rechnen hat. Was einem kräftigen, gesunden Kinde zu blühendem Aussehen verhilft, ist einem schwächlichen, nervösen noch lange nicht gut, ja kann es beinahe zu Grunde richten. Es ist daher unter allen Umständen ratsam, sich vom Hausarzt über die zulässigen Maßregeln verständigen zu lassen.

Neben dem Wasser ist frische Luft das wichtigste Abhärtungsmittel. Kinder sollen sich soviel als möglich im Freien tummeln und auch im Winter regelmäßige Spaziergänge unternehmen. Nach Dr. Brücke ist es jedoch nicht angezeigt, Kinder vom dritten bis sechsten Jahre länger als anderthalb Stunden ununterbrochen der Winterluft auszusetzen. Bei starkem Frost, der den Kindern das Verweilen im Freien verbietet, sollen sie, wie zum Ausgehen gekleidet, in einem gut gelüfteten Zimmer oder einem gut gelüfteten Korridor spazieren gehen. Sinkt die Temperatur bis zu 8 ° R (10 ° C) und darunter, so sollte man Kinder unter zehn Jahren nicht hinausschicken und höchstens mit dem Schulweg eine Ausnahme machen. Vom zehnten Jahre ab sind die Kinder gegen die Witterungseinflüsse widerstandsfähiger und nur die Dauer des Aufenthaltes im Freien sollte bei großer Kälte verringert werden.

Daß die Kleidung dem Wetter angepaßt sein muß, ist selbstverständlich. Dichte Strümpfe, festes Schuhwerk, warme Jäckchen oder Mäntelchen sind im Winter trotz alles Abhärtungseifers unerläßlich. Dagegen soll der Hals nicht durch Einpacken in Tücher und Shawls verweichlicht und der Kopf kühl gehalten, also gleichfalls ohne wattierte Mützen und dergl. getragen werden. Von größter Wichtigkeit ist es, die Schleimhäute von Mund, Rachen und Nase schon frühzeitig abzuhärten, was durch täglich mehrmaliges Gurgeln und Spülen mit kaltem Wasser, dem ein Körnchen Salz zuzusetzen ist, geschieht. Will die Mutter keine Nasendouche benutzen lassen, so genügt es, wenn das Kind öfter frisches Wasser in die Nase aufzieht und durch den Mund wieder ausspeit. Auch das Trinken von etwas kaltem Wasser vor jedem Ausgang ins Freie wird von den Ärzten als Abhärtungsmittel für Mund und Rachen empfohlen.

Gänzlich zu verwerfen ist die Gewohnheit vieler Mütter, ihre Kinder Sommer und Winter, ohne Unterschied, in ausgeschnittenen Kleidern und Wadenstrümpfen einhergehen zu lassen. Statt die Kleinen dadurch abzuhärten, wie angenommen wird, fügen sie ihnen nur Schaden zu und entziehen ihnen die Kräfte zur Weiterentwickelung; denn die mangelhaft verwahrten Kinder müssen ja alle Kräfte verbrauchen, um die Wärme zu ersetzen, die der Körper abgibt. Dr. Fürst verlangt sogar für die Kinder jahraus, jahrein, baumwollenes Unterzeug, für den Winter in stärkerem, für die warme Jahreszeit in feinerem, weitmaschigerem Gewebe, das er nur in den heißesten Monaten, Juli und August, abgelegt wissen will.

Die hübscheste und praktischste Sommerkleidung für das Kind sind weiße oder doch helle Waschkleider. Sie lassen ihm ungehinderte Spielfreiheit, da sie bequem gereinigt werden können und bedingen durch ihre empfindliche Farbe größte Sauberkeit auch hinsichtlich des Unterzeugs. Gerade hierin fehlen noch soviele Mütter des Mittelstandes, die ihr Kind gern in dunkle Wollstoffe kleiden und mit der Leibwäsche sparen. Größte Sauberkeit aber ist dem Kinde zu seinem Gedeihen notwendig, und schon Hufeland hat s. Z. den Müttern die Mahnung ans Herz gelegt: „Ein jeder, der es kann, sollte seinem Kinde alle Tage weiße, trockene Wäsche geben, und lieber lasse man es an etwas anderem fehlen, um ihm diese große Wohltat ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaffen zu können. Man wird ihm dadurch ein größeres und wesentlicheres Kapital an Gesundheit und Kräften mitgeben, als wenn man ihm durch solche übel angebrachte Ökonomie noch so viel Geld zurücklegte!"

So sollen auch die Kinder von klein auf daran gewöhnt werden, abends das Taghemd abzustreifen und ein Nachthemd anzuziehen. Die Tagwäsche wird am offenen Fenster ausgeschüttelt und breit gelegt oder aufgehängt, damit die Luft sie durchstreichen kann. Das Kind selbst ist vor dem Schlafengehen gründlich zu reinigen, wobei Mund, Haar und Händen besondere Sorgfalt gewidmet werden mag. Die Füße sind im Winter lauwarm, im Sommer kühl zu waschen.

So vorbereitet, wird das Kind in einen gesunden, erquickenden Schlaf fallen, und umso süßer schlummern, je weniger es kurz vorm Zubettgehen umhertollte oder durch lebhaftes Spiel, Erzählen gruseliger Dinge und dgl. aufgeregt wurde.

Kinder sollen zeitig zur Ruh gebracht werden, bis zum siebenten Jahre im Sommer um acht, im Winter um sieben Uhr; von da an können sie ein Stündchen länger wach bleiben, doch sollte sich selbst bei größeren Kindern die Schlafensstunde nur ausnahmsweise über zehn Uhr hinausziehen. Das meiste Schlafbedürfnis zeigt das Kind im zarten Alter; Kleinchen verschläft fast den ganzen Tag, aber auch die zwei- und dreijährigen brauchen noch ihr Mittagsschläfchen, um während des übrigen Tages liebenswürdige, artige Kinder zu sein. Daß sie auch zum Tagesschlaf, genau wie für die Nacht, entkleidet und zu Bett gelegt werden müssen, sei hier gleich mit erwähnt. Durchschnittlich genügen für das Kind bis zum sechsten Lebensjahr zwölf bis vierzehn Stunden Schlaf als Tages- oder vielmehr Nachtpensum, bei schwächlichen, nervösen und blutarmen Kindern sollte er sogar auf fünfzehn bis sechszehn Stunden ausgedehnt werden. Vom sechsten Lebensjahr ab rechnet man neun bis zehn, resp. dreizehn Stunden Schlaf, immer vorausgesetzt, daß das Kind eine Normalnatur ist.

Kinder, die rechtzeitig und regelmäßig zu Bett gebracht werden, erwachen auch des Morgens in den meisten Fällen „pünktlich wie eine Uhr". Das jähe Aufscheuchen aus dem Schlafe, durch Lärm oder sonstige Gewaltmittel (Übergießen mit kaltem Wasser usw.) ist für die Nerven der kleinen Schläfer im höchsten Grade gefährlich. Ist aber das Kind erst wach, so soll es sofort aufstehen und an die Morgentoilette gehen. Weder kleine noch große Kinder sollen wachend im Bette liegen bleiben, sie werden dadurch entweder wieder schläfrig oder verfallen auf allerlei unnütze Gedanken, die sich besonders in der Entwickelungszeit oft bis ins Krankhafte steigern. Aus eben diesem Grunde gewöhne man die Kinder auch daran, daß sie Arme und Hände nicht unter, sondern stets auf die Bettdecke legen.

Haben wir vorhin die Körperpflege im allgemeinen besprochen, so wollen wir jetzt näher auf die verschiedenen Einzelheiten eingehen. Da ist zuerst die Nase. Sie stellt keine allzuhohen Ansprüche an besondere Wartung, nur verlangt sie unbedingte Sauberkeit. Die Nasenlöcher sollen stets rein und gesund sein und beim kleinen Kinde täglich mit einem Wattepfröpfchen oder einem spitz gedrehten, sehr weichen Tuche ausgewischt werden. Schleimborken sind mit Mandelöl zu erweichen und vorsichtig zu entfernen. Der Neigung des Kindes, dieselben selbst abzukratzen, oder mit dem Finger in der Nase herumzubohren, trete die Mama mit aller Entschiedenheit entgegen. Diese Angewohnheit ist nicht allein unappetitlich, sie deformiert auch die Nase, indem sie die Nasenlöcher erweitert, und reizt nebenbei die Schleimhaut bis zu Blutungen. Ebenso unstatthaft ist das Aufziehen des Schleims in die Höhe der Nase; die Mutter halte auf frühzeitige Benutzung des Taschentuches und mäßiges anständiges Schneuzen. Zu starkes Ausschnauben ist besonders dem Ohr gefährlich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sehr wichtig ist tägliches Ausspülen der Nase mit lauwarmem oder kühlem Wasser, das — wie beim „Abhärten" schon angedeutet wurde — aus der hohlen Hand aufgezogen oder mittels einer Nasendouche oder eines gläsernen Spülers eingegossen wird. Einspritzen soll man das Wasser nicht, da es hierbei leicht mit zu großem Druck in die Nase gelangt. Das Spülen der Nase ist das beste Vorbeugungsmittel gegen den Schnupfen, dessen häufige Wiederkehr die Nase rötet und auftreibt, ihre Ränder verdickt und wund und rissig macht.

Bei der äußeren Nasenform wird freilich Mutter Natur das erste und letzte Wort sprechen und die häusliche Pflege sich darauf beschränken müssen, nachzuhelfen und Umgestaltungen zu verhüten. Zu letzteren gibt die Lage im Schlaf nicht selten Veranlassung. Kinder, die nachtsüber auf dem Gesicht liegen, bekommen leicht eine breitgedrückte, platte Nase; sind sie an seitliches Auflegen des Kopfes gewöhnt, wobei die Nase durch die Kissen aus ihrer eigentlichen Richtung gedrängt wird, so kann es mit der Zeit eine schiefe Nase geben. Auch Stoßen oder Fallen aufs Gesicht haben manchmal Verschiebungen des Nasengerüstes zur Folge, weshalb nach solch einem Unfall stets ärztliche Untersuchung der Nasenknochen stattfinden sollte.

Ist das Kindchen von Geburt aus mit einer breiten Nase gesegnet, so läßt sich dem Übel durch fortgesetztes sanftes Streichen und Zusammendrücken von der Wurzel nach der Spitze oft mit recht günstigem Erfolg entgegenarbeiten.

Das Atmen soll stets durch die Nase geschehen. In ihrer faltenreichen, vielfach ausgebuchteten Schleimhaut wird die eingesogene Luft gewissermaßen filtriert, d. h. von Staubteilchen, Keimen usw. gereinigt, ein Vorteil der dem Kehlkopf und den Luftröhren zu gute kommt, und sie wird auf ihrem Weg durch die Nase auch vorgewärmt, was wiederum Kehlkopf und Lungen im Winter und bei starkem Wind vor Erkältung schützt. Vermag das Kind nicht durch die Nase zu atmen, oder ist auch nur eine Seite der Nase für die Atmungsarbeit untauglich, so ist das Urteil eines Spezialarztes einzuholen.

Etwas umständlicher stellt sich die Behandlung des Mundes. Es gibt Mütter, die eine sorgfältige Wartung der Milchzähne für überflüssig halten, da sie „ja doch nicht bleiben!" Eine irrige Ansicht; denn während der Zeit ihres Bestehens erwächst den Milchzähnen genau dieselbe Aufgabe für die Verdauung, wie ihren festen Nachfolgern, und nebenbei haben sie der Entwickelung der bleibenden Zähne vorzuarbeiten und die Gestaltung der Kiefer zu beeinflussen — Funktionen, die sie nur bei geeigneter Pflege in vollem Umfang ausüben können.

Ungefähr in gleicher Reihenfolge wie die Milchzähne gekommen sind, verschwinden sie auch wieder, um den nachdrängenden Zähnen Platz zu machen. Diese Wechselperiode beginnt mit dem 7. Lebensjahre, in dem bei normalem Gang der dritte Backzahn und die beiden inneren Schneidezähne nachwachsen; es folgen im 8. Jahre die äußeren Schneidezähne, im 9. Jahre die zwei vorderen Backzähne und im 12.—13. Jahre die Eck- oder Augenzähne. Nach Abschluß des Kindesalters kommen noch je drei Backenzähne, also im Ganzen zwölf, die das Gebiß auf 32 Zähne vervollständigen, vorausgesetzt, daß der junge Mensch infolge mangelhafter Zahnpflege nicht schon einige davon eingebüßt hat.

Reinlichkeit ist die erste Bedingung zur Erhaltung der Zähne. Schon die Milchzähnchen sind täglich dreimal mit weicher Zahnbürste zu putzen: morgens nach dem Aufstehen, mittags nach Tisch und abends vor dem Schlafengehen. Mit der Bürste soll das Kind die Zähne erst oben, dann unten in senkrechter Richtung bearbeiten, darauf die Kronen- und Rückseiten der Zähne und schließlich auch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zunge unter öfterem Erneuern des Wassers abbürsten. Besondere Sorgfalt erfordern die Lücken zwischen den Zähnen, in denen sich gern Speisereste ansammeln; sie sind mit einem hölzernen Zahnstocher (nie mit einem solchen aus Metall oder gar mit einer Nadel) zu reinigen.

Als Zahnpulver eignen sich feingeschabte Kreide oder Magnesia mit etwas Pfeffermünz-Zusatz am besten für Kinder; gepuderte Lindenkohle macht die Ränder des Zahnfleisches schwarz, gestoßene Austernschale und Bimssteinpulver greifen den Schmelz der Zähne an. Dem Mundspülwasser kann eine Wenigkeit (2 Tropfen) Eukaliptusöl oder Pfeffermünzspiritus zugefügt werden.

Zu heiße und zu kalte Getränke, überhaupt jeder jähe Temperaturwechsel bringen dem Zahnschmelz Gefahr; ebenso bei starker Kälte das Atmen mit geöffnetem Munde, das besonders die Schneidezähne vorzeitiger Verderbnis aussetzt.

Haben die Kinder saures Obst, säuerliche Speisen oder Zucker gegessen, so sollen sie sich sofort den Mund ausspülen und event. die Zähne bürsten, bis sich das stumpfe Gefühl daran verloren hat. Unter dem Einfluß der Säuren werden die meisten Zahnkronen hohl.

Beim Essen sollen die Kinder auf beiden Seiten des Mundes gleichzeitig oder abwechselnd kauen; dadurch werden die Zähne von Schleim und älteren Speiseresten befreit und arbeitstüchtig erhalten.

Süßigkeiten und Näschereien und weiche, breiige Speisen sind für die Zähne nicht gut; dagegen stärkt sie herzhaftes Kauen und Beißen von derben Schwarzbrotschnitten; nährsalzreiche Speisen, wie grüne Gemüse, Eier, Milch ꝛc. fördern ihre Entwickelung.

Das gewaltsame Beißen auf harte Gegenstände, das Aufspalten von Nüssen, das Festhalten von Nadeln, das Abbeißen von Fäden mit Hilfe der Zähne und ähnliche Unarten, sind den Kindern streng zu untersagen. Feine Risse und Sprünge im Zahnschmelz, Lockerwerden der Zahnwurzeln sind die Folge davon, wodurch später das Eindringen von Säuren und Zersetzungsstoffen begünstigt wird.

Jährlich drei- bis viermal sollen die Zähne des Kindes durch einen tüchtigen Zahnarzt untersucht und etwaige Schäden schon in den ersten Stadien ausgebessert werden. Auch lasse man von Zeit zu Zeit den anhaftenden Zahnstein entfernen.

Kranke Zähne und Wurzeln, die trotz sorgsamer Behandlung nicht mehr zu retten sind, müssen ausgezogen werden, selbst wenn sie noch keine Schmerzen verursachen. Das gleiche gilt von Milchzähnen, die den nachwachsenden zweiten Zähnen nicht Raum geben wollen und sie dadurch in schiefe Richtung drängen.

Früher noch als die Zähne, nämlich vom ersten Lebenstage an, erfordern die Augen des Kindes der Mutter spezielle Beachtung. Oft stellt sich schon beim Neugeborenen infolge krankhafter Absonderung der Bindehaut ein Katarrh ein, der zu einer bösartigen und sehr ansteckenden Augen-Entzündung führen kann, und als solche das Augenlicht des Kindes in hohem Grade gefährdet. Nach Professor Graefes Ermittelungen haben in Deutschland 75 Prozent aller Blinden auf diese Weise die Sehkraft verloren. Die Entzündung kennzeichnet sich durch Rötung und Schwellung der Lider, zwischen denen sich reichlich gelblicher Schleim absondert und fordert unverzügliches Eingreifen des Arztes. Die Mutter suche also nicht durch Hausmittel kurieren zu wollen und lasse nicht länger als vierundzwanzig Stunden verstreichen, ehe sie ihr Kind in sachgemäße Behandlung gibt. Sicherheitshalber sind die Augen bis zum Eintreffen des Arztes mit schwach salzigem, lauwarmem Wasser und einem reinen Schwämmchen nach der Nasenwurzel zu, auszuwaschen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umschläge mit Läppchen zu machen, die auf Eis gelegen haben und alle 5 Minuten zu wechseln sind. Da der Schleim, wie schon bemerkt, sehr ansteckend ist, sollen alle Läppchen, Schwämmchen usw. sofort nach Benutzung verbrannt und die Hände der Pflegerin sorgsam gereinigt werden.

Auch dort, wo das Neugeborene ohne Augenentzündung davon kommt, bewähren sich die oben erwähnten Waschungen, natürlich bei geschlossenen Lidern. Sonst ist das kindliche Auge vor Staub, Ruß, Schmutz und grellem Licht zu behüten und durch Fernsehen, besonders in nicht zu scharf belichteter, waldiger Gegend, zu kräftigen. Anlagen zur Kurzsichtigkeit oder Schwachsichtigkeit sind bei Zeiten zu beobachten und unter ärztlicher Leitung zu behandeln.

Als künstliche Beleuchtung ist eine mildbrennende Petroleumlampe, die nach Bedarf durch einen Schirm noch abgeblendet werden kann, dem modernen, aber viel schärferen Gas- und elektrischen Licht vorzuziehen. Das Lesen oder Arbeiten im Zwielicht, das manche Kinder besonders lieben, das stundenlange Sticheln bei der Lampe, wie es vor Weihnachten üblich ist, und das Lesen im Bett, nach Krankheiten, die wie Masern und Scharlach, die Augen in Mitleidenschaft ziehen, sollte eine verständige Mutter nie dulden.

Was die Pflege des Ohrs anbelangt, so ist, nach einem Ausspruch des berühmten Wiener Klinikers Billroth, die beste die, es in Ruhe zu lassen! Das zugegeben, möchten aber trotzdem einige orientierende Winke am Platze sein.

Auch die Ohrpflege beginnt beim Kinde mit dem Tage der Geburt. Die Ohrmuschel ist täglich sorgfältig zu reinigen und mit weicher Leinwand abzutrocknen. Seifenwasser darf dabei nicht in den äußeren Gehörgang dringen, der mit zusammengedrehter, medizinischer Watte oder einem Dreher aus weichem Verbandmull später auszupolieren ist. Verkehrt und schädlich würde es sein, zu diesem Zweck Haarnadeln, Ohrlöffel oder dergl. Instrumente zu benutzen, oder zu tief in den Gehörgang einzudringen.

Klagt das Kind über Schmerzen im Ohr, fließt Schleim oder Eiter ab, so muß der Arzt davon benachrichtigt werden; jede Vernachlässigung dieser Art rächt sich bitter. Nach Masern und Scharlach, die bekanntlich allerhand krankhafte Begleiterscheinungen mit sich führen, ist das Ohr mit erhöhter Aufmerksamkeit zu überwachen.

Das neugeborene Kind soll, obgleich es noch nicht hört, vor heftigen Geräuschen bewahrt bleiben, da allzustarke Einwirkungen auf seine Sinnesorgane dem zarten Nervensystem schaden. Später gewöhnt es sich wohl auch an kräftige Geräusche, aber selbst größere Kinder sollte man nach Möglichkeit grellen und unmittelbaren Schallwirkungen (Abschießen einer Kanone, Böllerschüsse, Glockengeläute usw.) fernhalten.

Weiter merke sich die Mutter, daß sie das Kind weder aufs Ohr schlagen noch küssen darf, weil beides eine Erschütterung, ja selbst ein Zerreißen des Trommelfells nach sich ziehen kann; daß sie es nicht am Ohrläppchen und nicht an der Ohrmuschel ziehen und ihm nicht, um mit ihm zu schäkern, ins Ohr pusten darf; dem größeren Kinde lasse sie beim Tauchen ein Stückchen Watte ins Ohr stecken und bei Erkältung und Schnupfen es überhaupt nicht baden.

Abstehende Ohren, die weder im Kindes- noch im späteren Alter als Zier des Menschen gelten können, müssen schon frühzeitig in Kur genommen, d. h. mittels einer weichen Cambricbinde über Nacht sanft am Kopfe festgehalten oder durch eine speziell für dieses Leiden konstruierte Bandage: Ear Cap (Ohrenkappe)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genannt, nach und nach in die richtige Lage gebracht werden. Übrigens entstehen oft auch Mißbildungen der Ohrmuschel dadurch, daß diese während des Schlafes auf der Seite, auf der das Kind zu liegen gewöhnt ist, sich umbiegt oder in einem anderen Falle



Ohrenkappe.

an ihrem oberen Ende niedergedrückt wird, wenn — was man leider häufig sieht, — die Kinder Hüte mit zu weiten Köpfen tragen. Dann rutscht der Hut tief in die Stirne und die Krempe ruht auf den Ohrmuscheln wie auf kleinen Konsolen. Schließlich hat die Natur aber doch das äußere Ohr als Schutz für den inneren Teil und nicht als Stütze für Hutränder geschaffen — das möge die Mutter beim Einkaufe der Kopfbedeckungen immerhin bedenken.

Wie das Köpfchen des Neugeborenen täglich abzuseifen ist, haben wir schon bei dessen spezieller Pflege gehört. Auch für die folgenden Jahre bleibt unbedingte Sauberkeit der wichtigste Punkt für die rationelle Behandlung des Haares. Wenngleich nicht mehr täglich, sollte den Kindern wenigstens wöchentlich einmal der Kopf gewaschen werden. Das geschieht mit lauwarmem Wasser und einer milden, unverfälschten Kern-, Talg- oder besonders präparierten Kinderseife. Besser noch ist die in Apotheken erhältliche venetianische Seife oder gequirltes Eigelb, das in die Kopfhaut eingerieben wird. Es bildet sich dabei ein weicher Schaum, der zugleich das Haar reinigt. Nach dem Seifen resp. Reiben ist der Kopf gründlich zu spülen, erst lauwarm, dann kühler und schließlich mit Hilfe einer Gießkanne wiederholt zu überbrausen. Getrocknet wird mit erwärmten, rauhen Tüchern, die fest um den Kopf gelegt und öfter gewechselt werden. Zum Schluß fächelt man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Haaren mit einem Fächer Luft zu, kämmt sie, bei den Spitzen beginnend, vorsichtig aus, bürstet sie gut durch und flechtet sie bei den Mädchen lose zusammen oder läßt sie offen nachtrocknen.

Es ist ratsam, die Kopfwäsche zugleich mit dem allgemeinen Bade und gegen Abend vorzunehmen, damit die Kinder sich nicht erkälten. Geschieht sie am Tage, so halte man das kleine Volk mindestens einige Stunden danach im Zimmer fest und lasse es auch dann nicht ohne Hut ins Freie gehen. Zu jeder anderen Zeit aber ist Kopf und Haar fleißig der Luft auszusetzen; im Sommer mögen die Kinder ohne Hut im Schatten spielen, im Winter muß der Fächer aushelfen und das Haar wöchentlich ein paar Mal durchpusten. Auch regelmäßiges Bürsten trägt viel bei zum freudigen Gedeihen des Haars, nur muß es mit einer festen, doch nicht harten, langborstigen und tadellos sauberen Bürste geschehen. Das Haar der Mädchen wird dabei in möglichst viele Einzelsträhne geteilt und jede Strähne sechs bis acht Mal, von den Wurzeln nach der Spitze hin, gleichmäßig durchgebürstet, wobei auch die Kopfhaut ihr Teil bekommen soll. Wird sie nebenher noch ab und zu sanft mit den Fingerspitzen massiert, so wird sie sich gewiß durch kräftigen Haarwuchs erkenntlich zeigen, vorausgesetzt daß ihr Besitzer körperlich überhaupt gesund ist.

Unser Haupthaar ist ein gar guter Gradmesser für unser Wohlbefinden. Ist es trocken, glanzlos und spärlich, so liegen meistens tiefere Ursachen dafür zu grunde, ja oft kann der Arzt aus der Beschaffenheit des Haares auf irgend eine vorhandene oder im Entstehen begriffene Krankheit schließen. Es ist daher von der Mutter nicht wohlgetan, sich mit einem derartigen Zustand des kindlichen Haares einfach als Tatsache abzufinden.

Was sonst noch zur Pflege und Kräftigung des Haares an kosmetischen Präparaten empfohlen wird, ist für die Kinderstube nicht nur unnötig, sondern bisweilen sogar schädlich. Licht, Luft und Wasser sind auch hier die besten Kosmetika. Höchstens kann die Mutter den Haarboden in seiner Arbeit durch gelegentliches Einreiben mit einer Mischung von 1 Teelöffel Chinarinden-Abkochung und etwas Bay-Rum unterstützen oder ihn mit einer Emulsion aus Rizinusöl und rektifiziertem Alkohol (Weingeist) — zu gleichen Teilen — betupfen.

Der Kamm sei nicht zu eng und nicht aus Metall gefertigt; seine Zähne sollen abgerundet und völlig glatt sein. Leidet eins der Kinder an einer Haarkrankheit, so gebietet die natürliche Vorsicht, daß es sein besonderes Frisierzeug habe. Diesen Luxus sollte man übrigens auch in gesunden Tagen und auch bei allen anderen Toilettengegenständen: Schwämmen, Seiflappen, (besser noch ist eine Luffa!) Bürsten, Handtüchern usw. gelten lassen.

Gekämmt werden die Haare von den Spitzen aus, nach oben weitergehend, ohne sie zu zerren und zu zausen. Da kleine und mehr noch große Mädchen unbarmherzig auf ihren Kopfschmuck loswüsten und diese Barbarei erst bereuen, wenn es zu spät ist, mag die Mutter sich ein wenig Wachsamkeit auf die Toilette ihrer Töchter nicht verdrießen lassen.

Über das Schneiden der Haare herrschen mancherlei Ansichten. Die einen sehen im häufigen Kürzen das größte Heil für einen üppigen Wuchs, die anderen wollen es möglichst beschränken, um dem Haar Weiche und Feinheit zu erhalten. Hören wir, was Erfahrung und ärztliches Gutachten lehren.

„Das Haupthaar", sagt Dr. Klencke, „will wie ein Forst behandelt werden, nach den Regeln der Forstkultur. Diese verlangt: Lichtung, Lüftung, Sauberkeit des Bodens und des Bestandes. — Ein Haarwuchs, welcher bei einem Kinde lang und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungeschnitten gepflegt wird, um ihn frisieren zu können, erstickt wie ein Forst, welcher nicht ausgeholzt wird. Das öftere, nach Bedürfnis wiederholte, mit der Reinlichkeitspflege vereinigte Haarschneiden macht die Kopfhaut leichter, ausdünstungsfähiger, für Luft und Reinigungsmittel zugänglicher, direkter berührbar. — —"

Demzufolge ist öfteres Schneiden der Haare nur zu empfehlen, auch bei Mädchen; bei diesen aber mit einer gewissen Einschränkung, wenn das Haar weich und seidig bleiben soll. Wollte man es ihnen bis zum zehnten oder vierzehnten Jahre regelmäßig kurz stutzen, so würde man wohl einen kräftigen, dichten Haarwuchs erzielen können, nie aber jenes duftige Seidengespinst, das unstreitig der schönste Schmuck eines weiblichen Kopfes ist.

Der Schopf des Knaben kann, je nachdem er sich mit dem Nachwachsen beeilt oder Zeit läßt, alle 6—8 Wochen (in der wärmeren Jahreszeit, in der das Haar rascher wächst, vielleicht öfter) unter die Schere kommen und im Sommer kürzer gehalten werden als im Winter. Man wähle für die Prozedur einen milden, windfreien Tag und lasse das Kind bei kühler Luft nicht gleich danach draußen umherlaufen. Auch vermeide man das Schneiden der Haare, wenn der kleine Träger verschnupft oder sonst wie unpäßlich ist.

Zeigen sich auf der Kopfhaut Flechten, Entzündungen oder auch nur unverhältnismäßig viele Schuppen, so zieht man am besten den Arzt zu Rate, um das Übel nicht durch ungeeignete Behandlung zu verschleppen und den Haarwuchs ganz unnötigerweise in Gefahr zu bringen.

Es können sich aber bei unserem Kinde außer den eben genannten noch andere, ungebetene Gäste einfinden, Gäste die es aus der Schule, von einem Ausflug über Land, vom Spiel auf der Gasse mit heimbringt. Schon ihr Name macht die zärtliche Mutter schaudern, und doch sind L ä u s e während der Schulzeit bei einem Kind gar nichts seltenes.

Hat also die Mutter mit Schrecken die ekle Einquartierung entdeckt, die das Kind durch Zucken im Gesicht, Kratzen auf dem Kopfe, Augenzwinkern und allgemeine Unruhe leicht verrät, so säume sie nicht, ihr schleunigst zu Leibe zu rücken. Als erstes ist der Kopf mit einem Staubkamm zu kämmen und dieser auf weißem Papier abzuwischen, damit konstatiert werden kann, ob es sich auch wirklich um die Kopflaus handelt. Diese ist ein kleines, graubraunes Tierchen, das beim Zerdrücken einen blaßroten Fleck hinterläßt und sich, wenn sie ungestört bleibt, mit unheimlicher Schnelligkeit vermehrt. Auf das Kämmen folge ein Kopfbad und dann reibe man die Kopfhaut mit Quecksilbersalbe oder Petroleum ein oder streue eins der in der Apotheke erhältlichen Läusepulver darauf. Durch wiederholtes Einsalben, Waschen mit warmem Seifenwasser oder Eigelb und täglich mehrmalig vorgenommenes Kämmen wird man schließlich die Schmarotzer in die Flucht schlagen. Einfacher noch ist es, die Haare kurz abzurasieren und dann erst den Kampf mit dem Ungeziefer aufzunehmen. Die Haare werden verbrannt. Um jedoch bei Mädchen das Haar zu erhalten, wird die Mutter gewiß gern die größere Mühe auf sich nehmen, die umso geringer ist, je früher das Übel bemerkt wurde.

Ein Glied des menschlichen Körpers, an dem bezüglich der Pflege in frühen und späten Jahren viel gesündigt wird, ist d i e H a n d , und doch sind wir nur zu häufig versucht, von der Hand, ihrer Form und Pflege, auf den ganzen Menschen zu schließen. Die mehr oder weniger edle Gestaltung freilich müssen wir im allgemeinen hinnehmen, wie die Natur sie gab. Immerhin läßt sich auch hier ein wenig nachhelfen, dicke, vorstehende Gelenke lassen sich durch Massage und entsprechende Übungen weniger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichtbar machen, breite Fingerspitzen, sog. Trommelstockfinger durch tägliches, sanftes Zusammendrücken, so lange die Glieder noch weich und geschmeidig sind, zu schlankerer Form bringen. Mehr aber noch kommt es darauf an, schon in frühester Jugend alles das zu vermeiden, was eine gefällige Gestalt der Hand beeinträchtigen könnte. Dazu gehört das Daumenlutschen und Nägelkauen der Kinder, das Verzerren der Hände beim Spiel, das Ausziehen der Gelenke, bis sie „knacken", das Tragen und Heben schwerer Gegenstände, unzweckmäßige Turnübungen ꝛc. ꝛc. Weiter achte die Mutter auch auf Haltung und Bewegung der kindlichen Hände, mache sie geschickt durch allerlei leichte Verrichtungen und kämpfe unermüdlich gegen „tapsiges" Zugreifen, verlegenes Spielen mit den Fingern, gezierte, unnatürliche Gebärden an. Und zwar soll ihr die linke Hand dabei genau so wichtig sein, wie die rechte; haben doch Ärzte und Pädagogen in neuerer Zeit die Bildungsfähigkeit der mißachteten „Linken" voll anerkannt und gleichmäßige Ausbildung beider Hände im Schreiben, Zeichnen, Greifen und Bewegen mit warmen Worten empfohlen.

Die sonstige Pflege der Hand gipfelt in höchster Reinlichkeit. Häufige Waschungen mit lauwarmem oder doch überschlagenem Wasser mit einem Luffaschwamm und milder, neutraler Seife halten die Haut sauber und klar. Bei größeren Kindern erweisen sich kleine Bürsten, sog. „Handbürsten", ohne Stiel und mit nicht zu harten Borsten versehen, als äußerst praktisch. Ist die Haut trocken oder spröde, neigt sie zum Aufspringen, so ist sie nach jedesmaligem Waschen mit einer Idee bester englischer Vaseline einzufetten. Schon beim kleinen Kinde schiebe die Mama das feine Häutchen an der unteren Nagelrundung täglich mit dem Handtuch zurück. Später bediene sie sich dafür eines sanft gewölbten Nagelstäbchens aus Elfenbein oder Horn, dessen vordere, dünn abgeschliffene Spitze zugleich zum Reinigen der Nägel dient. Nagelsäuberer aus Stahl sind nicht empfehlenswert, da sie, weil schärfer, leichter verletzen können. Nägel mit „Trauerrändern" gelten nicht nur als höchst unappetitlich und unästhetisch, sie bilden oft auch die viel zu wenig beachteten Träger von Ansteckungsstoffen. Aus diesem Grunde dulde die Mutter sie nie bei ihrem Kinde und gewöhne dasselbe auch von klein auf daran, sich die Hände zu waschen und die Nägel zu bürsten, bevor es eine Speise zum Munde führt.

Wird das dünne Häutchen an der Nagelwurzel nicht regelmäßig zurückgeschoben, so legt es sich allmählich über den helleren Nagelhof und verwischt das schöne Oval des Hautrandes. Außerdem gibt es den ersten Anlaß zur Entstehung der schmerzhaften Niet- oder Rißnägel. Um diese zu entfernen, bedient man sich eines sehr scharfen Federmessers, mit dem man sie unter Vermeidung alles Zerrens und Reißens so viel als möglich kürzt und abstumpft und zugleich die am Nagel haftende Haut vorsichtig ablöst. Weniger gut ist das Abschneiden mittels scharfer Schere, weil sich dabei die Schnittränder nicht abschrägen lassen; das Abreißen und Abbeißen der Nietnägel aber ist vollends zu verwerfen.

Mit dem sauberen Bürsten allein ist die Pflege der Nägel noch nicht beendet. Sie wollen auch beschnitten und zwar in richtiger Weise beschnitten sein. Das geschieht mit einer tadellos geschliffenen Nagelschere — am besten mit einer, deren Klingen halbmondförmig gebogen sind. Der Nagel soll nicht krallenartig über den Finger hinausragen, aber auch nicht so kurz gehalten sein, daß das Fleisch darunter hervortritt; das gibt mit der Zeit plumpe Fingerspitzen. Der Nagelrand muß genau mit dem Fingergliede abschließen, die Schnittfläche glatt und wie ein Bogen gerundet sein; etwaige Ecken werden mit einer feinen Feile nachgeschliffen. Zu warnen ist vor allzutiefem Einschneiden des Nagels an beiden Seiten, weil dadurch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein Einwachsen in das Fleisch begünstigt wird. Tritt dieser Fall gelegentlich doch ein, so schiebe die Mutter ein dünnes Plättchen Feuerschwamm oder gereinigte Watte zwischen den leise emporgehobenen Nagelrand und das Fleisch und klebe ein Stückchen Heftpflaster auf die schmerzende Stelle. Der Nagel wird dadurch allmählich wieder in korrekte Stellung gelangen.

Die Nägel des Kindes wachsen sehr schnell und sind regelmäßig alle Wochen einmal zu schneiden, möglichst nach einem warmen Bad, weil sie dann weich und leichter zu bearbeiten sind. Stirbt ein Nagel infolge von heftiger Quetschung ab, so ist dem nachwachsenden, der weicher ist als sein Vorgänger, besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wenn er sich inbezug auf Form und Schönheit würdig in die Reihe der anderen einfügen soll. Um ganz sicher zu gehen, kann man der Fingerkuppe eine Schutzhülle aus schmeidig geknetetem Wachs geben, die angedrückt wird und 8—14 Tage liegen bleibt.

Manche Nägel zeigen erhabene und verdickte Streifen oder weiße Fleckchen, die der Volksmund Glücksvögel nennt. Das sind sie aber durchaus nicht, vielmehr verdickte Nagelsubstanz, die durch starke Vermehrung ihre Durchsichtigkeit eingebüßt hat und oft sogar Anzeichen für allgemeine Verstimmungen des Organismus. In leichteren Fällen bringt sie das Beträufeln mit Zitronensaft, Essig oder mit einer Lösung von 30 Zentigramm Hirschhornsalz oder Chlorkalk in warmem Wasser, die später mit reinem Wasser und ohne Seife wieder abgewaschen wird, zu schnellem Schwinden; liegt ihre Ursache tiefer, so geht ihre Beseitigung Hand in Hand mit der des Grundübels. Die erhabenen Längsstreifen kann man mit einer Feile oder ganz feinem Glaspapier abschleifen, worauf der Nagel mit etwas Öl oder dem überall käuflichen Nagelpolierpulver- resp. Creme zu glätten ist.

Eingerissene Nägel sind in der Richtung des Risses abzuschneiden, geht der Riß sehr tief, mit Heftpflaster zu verkleben, sonst nur durch einen sauberen Handschuhfinger zu schützen.

Noch weniger Pflege als man den Händen gemeiniglich angedeihen läßt, genießen die Füße. Daß sie häufig gewaschen werden sollen, erwähnten wir schon beim Kapitel der Abhärtung. Sehr dienlich ist ihnen ferner fleißiges Wechseln der Strümpfe und sorgsames Beschneiden und Säubern der Nägel, das genau wie bei den Händen vorgenommen wird. Vor allem aber gebe die Mutter ihren Kindern von Anfang an passendes Schuhwerk, d. h. solches, das nach dem Fuß gearbeitet ist. Fertig gekaufte Schuhe und Stiefel können sich mit verständig ausgeführter Maßarbeit nie in gleiche Linie stellen.

Um einen exakten Grundriß zu erhalten, lasse man den Fuß auf ein Blatt Papier setzen und ziehe mit einem Bleistift die Umrißlinien nach. An diese Zeichnung hat sich der Meister — selbstverständlich mit entsprechenden Zugaben in Länge und Breite — bei Anfertigung des Leistens zu halten. Das Oberleder darf nicht zu hart sein; je leichter und weicher es sich anschmiegt, um so gesünder können sich die Zehen entwickeln. Zu kurzes Schuhwerk krümmt die Zehen und führt zu eingewachsenen Nägeln; zu enges verkrüppelt die ganze Fußform und erzeugt Schwielen, vortretende Ballen und Hühneraugen.

Die Sohle eines richtigen Schuhs soll unter der Spannhöhlung einen konvexen Sattel als Stützpunkt des Fußgewölbes haben. Klencke deutet gerade hierauf ausdrücklich hin, weil er in der kleinen Erhöhung das beste Präservativ gegen den viel verbreiteten Plattfuß entdeckt hat. Die wenigsten Schuhe aber weisen einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solchen Sattel auf, der doch nur der natürlichen Fußform entspricht. Die Bildung des Plattfußes wird durch jegliches Schuhwerk mit gerader Sohle: Pantoffeln, Sandalen ꝛc. auch durch vieles Barfußgehen schon in der Kindheit begünstigt; der erworbene Plattfuß aber mit Hilfe eben jener Einlagen behandelt, die seinem Entstehen hätten vorbeugen können.

Jedes Kind sollte wenigstens zwei Paar Stiefel besitzen und diese wechselweise gebrauchen, um ihnen Zeit zum Ausdünsten zu geben. Sehr praktisch ist die englische Sitte, Schulkinder im Hause leichte, ausgeschnittene Schuhe tragen zu lassen, die dem Fuß Gelegenheit verschaffen, sich von der Stiefelhaft zu erholen und „Luft zu schnappen", nebenbei auch der Leichtigkeit des Ganges zugute kommen.

Durchnäßte Stiefel trockne man durch eine Füllung von erwärmten Erbsen; diese quellen infolge der angezogenen Feuchtigkeit auf und verhüten durch ihr Schwellen das Zusammenschrumpfen des Leders. Ein anderes Mittel ist heißer Häcksel oder in Flocken zerzupftes Zeitungspapier. Bei feuchten Sohlen tut eine Einlagesohle aus 4—5fach zusammengefaltetem Zeitungspapier treffliche Dienste. Kinder, die ihr Schuhzeug selten wechseln und oft und lange in feuchten Stiefeln umhergehen oder die Gummischuhe im Zimmer anbehalten, laufen nicht nur Gefahr, sich zu erkälten, sondern holen sich auch oft Schweißfüße. Dagegen hilft dann einzig fleißiges Waschen, das täglich zweimal in einer Temperatur von 20 ° R zu geschehen hat. Dem Wasser kann (auf 2 Liter) eine Mischung von 1 Eßlöffel Branntwein und 1 Eßlöffel einer 50% Asollösung zugesetzt werden. Die Füße sind nach dem Bade tüchtig zu trocknen und mit Dermatol-Streupulver einzupudern. Baumwollene Strümpfe sind besser als wollene und alle 2—3 Tage zu wechseln.

Obgleich Hühneraugen und Hornbeläge beim kindlichen Fuße unbekannte Leiden sein sollten, finden sie sich bei nachlässiger Pflege dennoch ein. Hauptsächlich entstehen sie durch dauernden Druck auf die Zehen, wie hartes Leder und enge Schuhe ihn ausüben. Sie müssen so zeitig als möglich durch allabendliche warme Seifenbäder oder Auflegen von Salicylpflaster-Mull (nur auf die verdickte Stelle, damit das umliegende Fleisch nicht wund wird!) oder Seifenpflaster erweicht werden. Sind sie noch nicht zu tief eingewurzelt, so genügen diese Mittel zum schmerzlosen Herauslösen des Hühnerauges ohne Messer. Die Anwendung des Messers erfordert große Vorsicht und sollte lieber einer erfahrenen Kraft überlassen bleiben.

Schwielen feilt man mit Bimsstein ab; Rötungen und Schwellungen der Zehen oder des Ballens, meist Vorläufer von Hühneraugen, verschwinden durch rechtzeitiges Auflegen von Bleisalbe, Einreibungen mit Lanolin ꝛc. — —

Wenn wir von der Pflege des Kindes sprechen, so müssen wir auch jener unvorhergesehenen Ereignisse gedenken, denen das kleine Volk oft mitten im schönsten Spiel ausgesetzt ist und die das Herz der Mutter stillstehen lassen in jähem Schreck. Unachtsamkeit und Lebhaftigkeit der Kinder beschwören manches Unheil herauf, das zwar bei näherer Betrachtung meist nicht ganz so schlimm ist, als es im ersten Augenblick sich darstellte, immerhin aber von der Mutter zielbewußtes, schnelles Eingreifen verlangt, wenn es an Schwere und Umfang nicht zunehmen soll.

Wie leicht fällt ein Kind, schlägt sich eine Beule oder an der scharfen Tischkante (denn noch sind Möbel mit abgerundeten Kanten und Ecken in den Kinderstuben nicht allgemein üblich!) ein heftig blutendes Loch ins Köpfchen. Die Beule wird nach sanftem Drücken mit einer Messerklinge mit kalten Kompressen bedeckt, die mit einer Binde fest an der Stirne zu befestigen sind. Fließt Blut aus der Wunde, so genügt gewöhnlich das genaue Aneinanderfügen der Wundränder und Auflegen von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eisenchlorid-Watte, um die Blutung zu stillen. Auch hierbei tut eine Mullbinde gute Dienste. Ist die Blutung gestillt, so müssen die Wunde und die sie umgebenden Ränder gereinigt und desinfiziert werden und zwar mit abgekochtem, reinem Wasser und sterilisierter Watte oder einem frischgewaschenen weichen Leinentuche. Besser noch ist es, wenn die Hausapotheke eine 5% Karbollösung enthält und die Watte damit getränkt werden kann. Dann stäubt man Jodoform auf die Wunde, legt ein mit 5 % Karbol befeuchtetes Wattebäuschchen darauf, über dieses Guttaperchapapier und befestigt beides durch eine in Karbol getauchte und wieder ausgedrückte Mullbinde. Ist die Wunde nur gering, so wird sie wie angegeben gereinigt und nach dem Trockentupfen mit sterilisierter Watte mittels eines Pinselchens mit elastischem Collodium (feuergefährlich!) mehrmals überpinselt. Es bildet sich ein Häutchen über der Wunde, das durch spätere Pinselungen (täglich 1—2 Mal) dicht zu halten ist. Die Collodiumflasche muß gut zugestöpselt und der Pinsel, mit weichem Papier oder einem sauberen Läppchen ausgewischt (ohne Wasser!) in einer Papierhülle daneben aufbewahrt werden. (Dr. Fürst.)

Unbedingt nötig ist es, vor Berührung einer Wunde sich selbst zu desinfizieren, d. h. die Hände unmittelbar vorher in heißem Wasser tüchtig zu waschen, von allen Seiten mit Seife und einer Bürste abzubürsten und besonders die Nagelränder gewissenhaft zu säubern. Sicherheitshalber kann man sie danach noch mit einer desinfizierenden Lösung einreiben.

Hat sich das Kind gequetscht, so erhält es kalte Kompressen auf die wehe Stelle, die halbstündlich erneuert werden. Das Wasser dafür soll eiskalt sein und kann einen Zusatz von Arnica-Spiritus (auf ½ Liter je 1 Eßlöffel voll) erhalten.

Kleinere Brandwunden werden nach Esmarch durch Bestreichen mit reinem Öl (Salatöl, Leinöl, Rizinusöl), Fett, Butter, Eiweiß, Syrup, Fruchtgelee, durch Bestreuen mit Mehl, doppelkohlensaurem Natron (Bullrichs-Salz), durch Einhüllen in Wundwatte oder eine lockere Watte, von der man vorher den glänzenden Überzug entfernt hat, vor der Einwirkung der Luft geschützt, was gleichzeitig eine Linderung der Schmerzen bedeutet. Wirksamer noch ist das Auflegen antiseptischer Brandsalbe, in die reine weiche Leinwandläppchen getaucht werden, oder das Bestreuen mit antiseptischen Pulvern, als Jodoform, Wismut, Borsäure, Salicylsäure 2c., die mit Watte oder Mull zu bedecken und durch eine Binde zu schützen sind.

Stiche von Bienen, Stechfliegen 2c. sind nach event. Entfernung des Stachels sofort auszusaugen, wobei man allerdings selbst keine Verletzungen am oder im Munde haben darf. In diesem Falle wäscht man die Stelle schnell mit abgekochtem Wasser oder einer 5% Karbollösung ab und tupft Salmiak auf. Eile ist deshalb geboten, weil Salmiak nur innerhalb einer Minute das Gift noch erreicht. Später sind Umschläge mit Lysol (½ Kaffeelöffel auf 1 Liter Wasser) zu machen und stündlich zu erneuern.

Die Gewohnheit kleiner Kinder alles, was sie erlangen können, in den Mund, ja selbst in Nase und Ohr zu stecken, bereitet der Mutter gar manchen sorgenvollen Moment. Bewahrt sie aber Ruhe und Umsicht, so wird sie auch hier oft das Schlimmste abwenden können. Hat also Baby einen Knopf, ein Steinchen, eine Bohne, Erbse oder was sonst in sein Näschen praktiziert, so versuche die Mutter durch Einspritzen von lauwarmem, schwachsalzigem Wasser den Eindringling aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben. Oft helfen auch Einspritzungen in das freie Nasenloch oder Zusammendrücken der Nase über dem Fremdkörper und bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

größeren Kindern ein Niespulver, um das Unheil zu beheben. Bleibt aber bei diesen ungefährlichen Versuchen der ersehnte Erfolg aus, so schicke man sofort nach dem Arzt und lasse ihn gleich darüber verständigen, worum es sich handelt, damit er sich mit geeigneten Instrumenten versehen kann.

Fremdkörper im Ohr verlangen unter allen Umständen ärztliches Eingreifen; Laienhand kann hier nur Schaden anrichten. Bis zum Eintreffen des Arztes spritze man laues Salzwasser ein und lege das Kind mit dem Köpfchen auf die schmerzende Seite.

Haben sich Insekten in das Ohr des Kindes verirrt, so wird es auf die entgegengesetzte Seite gelegt, das gefährdete Ohr aber mit Öl gefüllt und den fremden Gästen damit das Signal zu eiliger Flucht gegeben.

Oft geschieht es, daß dem Kinde Sandkörnchen, glühende Rußteilchen, Eisensplitter oder Kalkspritzer ins Auge fliegen. Diese müssen möglichst schnell entfernt werden, ehe das Kind zu reiben beginnt. Man lasse es sich auf einen Stuhl setzen, den Kopf etwas nach hinten biegen und drücke das untere Augenlid nach abwärts. Entdeckt man das Körnchen in der so enstandenen Tasche, dann enferne man es durch Auswischen der Schleimhautfalte mit einem reinen, in schwachsalziges Wasser getauchten Pinsel. Sitzt der Störenfried aber unter dem oberen Augenlid, so muß dieses umgestülpt werden. Man läßt das Kind nach unten sehen, zieht die Wimpern nach unten, drückt einen dünnen Bleistift, eine Hornstricknadel oder dergl. parallel mit dem Lidrande gegen das Augenlid und stülpt es um das Stäbchen herum nach oben. Seine innere Fläche liegt nun frei, und Ungehöriges kann von dem Pinsel fortgenommen werden.

Bei glühenden Rußfünkchen, Kalkspritzern und ähnlichen Fremdkörpern, die neben dem Druck auch noch eine ätzende Wirkung auf die Schleimhaut des Auges ausüben, ist das Auge durch Kompressen zu kühlen und inzwischen nach dem Arzt zu schicken, der hierbei allein helfen kann.

Durch Verschlucken von Knochen, Fleischstücken, Knöpfen, Geldstücken, Murmeln ꝛc. gerät das Kind häufig in Erstickungsgefahr. Prof. v. Esmarch, dessen „Leitfaden für Samariterschulen" in keiner Kinderstube fehlen sollte, sagt darüber folgendes: „Man halte mit der linken Hand die Nase zu, um das Öffnen des Mundes zu erzwingen, führe dreist und rasch Daumen und Zeigefinger der rechten Hand über die Zunge tief in den Mund ein und suche den Brocken im Schlunde zu fassen und herauszuziehen.

Gelingt dies nicht, so sucht man das eingeklemmte Stück beweglich zu machen und herauszuschleudern dadurch, daß man Brust und Bauch des Erstickenden gegen einen Tisch, Schrank oder andere Gegenstände andrückt und mit der Faust einige kurze derbe Schläge gegen den Rücken zwischen die Schulterblätter führt. Die dadurch aus den Lungen herausgepreßte Luft kann den Brocken ꝛc. mit sich reißen. Eine ähnliche Wirkung erzielt man, wenn man dem Erstickenden stark ins Ohr bläst."

Ein Berliner Arzt, Dr. Hamburger, teilte unlängst ein häufig wirksames, sehr einfaches Mittel für gleiche Fälle mit. Danach soll das Kind auf den Kopf gestellt und in dieser Lage einige Sekunden an den Beinen festgehalten werden. Dadurch sinkt der verschluckte und in die oberen Luftwege geratene Fremdkörper, der Schwere folgend, nach unten und das Kind kann mit größter Wahrscheinlichkeit gerettet werden.

Spitze Gegenstände, Nadeln, Gräten usw. bleiben manchmal in der Rachenschleimhaut stecken. Man kann sie bei weitgeöffnetem Munde sehen und mit einer Pin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zette entfernen. Sitzen sie aber schon zu tief, so lasse man das Kind dicken Griesbrei, zerquetschte Kartoffeln, viel Weichbrotkrume und dergl. essen, Sachen, die den verschluckten Gegenstand einhüllen und weiter befördern, bis er auf natürlichem Wege abgeht.

Bei leichteren Erstickungsanfällen dieser Art bewährt es sich auch, beide Arme schnell in die Höhe zu heben, oder den Betreffenden von hinten an beiden Ohren rasch und kräftig hochzuziehen.

In allen Fällen aber schicke man schleunigst zum Arzt unter Angabe des vorliegenden Anlasses und nehme inzwischen sofort die oben beschriebenen Versuche vor.

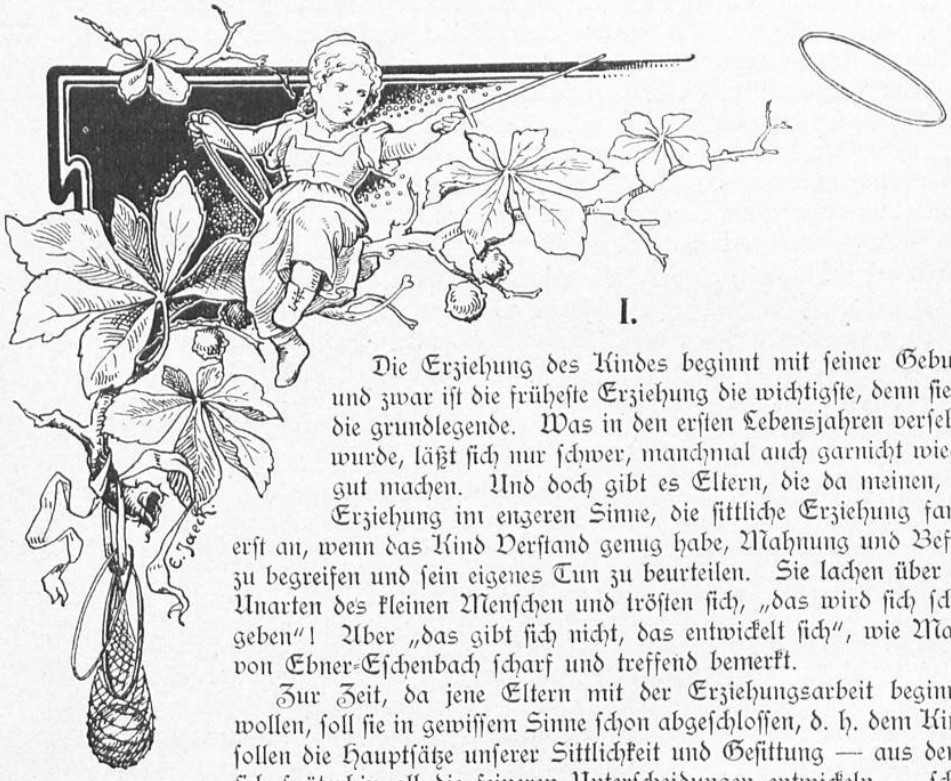
Fremdkörper, die sich in die Haut eingeschoben haben: Holzsplitter, Nadeln usw. ziehe man mit einer spitzen Pinzette aus, reinige und desinfiziere die Stelle mit 5 % Karbol und lege Jodoform-Pflastermull auf. Sitzt der Splitter zu tief, um ihn ergreifen zu können, so bedecke man die Stelle mit Seifenpflaster, wonach er sich in ein bis zwei Tagen leicht herausbefördern läßt.

Manche junge Mutter wird, wenn sie dies Kapitel liest, den Weg der Fürsorge für ihr Kind gar weit und beschwerlich finden, und gewiß — er ist auch nicht spielend zu gehen. Viele Tage der Aufopferung, viele schlaflose Nächte muß die Mutter in guter und böser Zeit ihren Kleinen zum Opfer bringen; aber was sie tut, tut sie im Zeichen der Liebe, und darum wird ihr das Einzelopfer, so mühselig und entmutigend ihr auch die ganze Summe der Hingebung scheinen mag, am Ende doch leicht werden. Die echte Mutter lebt ja nur dem einen Ziele: ihr Kind leiblich und deshalb auch geistig gedeihen und heranblühen zu sehen, und die Erreichung dieses Zieles und des Kindes Dankbarkeit sind ihres Lebens Glück, ihr Lohn.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erziehung und Beschäftigung des Kindes.



I.

Die Erziehung des Kindes beginnt mit seiner Geburt, und zwar ist die früheste Erziehung die wichtigste, denn sie ist die grundlegende. Was in den ersten Lebensjahren versehen wurde, läßt sich nur schwer, manchmal auch garnicht wieder gut machen. Und doch gibt es Eltern, die da meinen, die Erziehung im engeren Sinne, die sittliche Erziehung fange erst an, wenn das Kind Verstand genug habe, Mahnung und Befehl zu begreifen und sein eigenes Tun zu beurteilen. Sie lachen über die Unarten des kleinen Menschen und trösten sich, „das wird sich schon geben"! Aber „das gibt sich nicht, das entwickelt sich", wie Marie von Ebner-Eschenbach scharf und treffend bemerkt.

Zur Zeit, da jene Eltern mit der Erziehungsarbeit beginnen wollen, soll sie in gewissem Sinne schon abgeschlossen, d. h. dem Kinde sollen die Hauptsätze unserer Sittlichkeit und Gesittung — aus denen sich späterhin all die feineren Unterscheidungen entwickeln — schon in Fleisch und Blut übergegangen, zur Gewohnheit geworden sein.

Die erste Erziehung liegt in den Händen der Mutter, denn „beim Erziehen sind, wie bei dem Ausbrüten der Küchlein, S t i l l e und W ä r m e nötig," und wer könnte die dem hilflosen Geschöpfchen besser geben, als die Mutter mit ihrer sorgenden Zärtlichkeit, ihrem Schatz an nimmermüder, opferwilliger Liebe! Der Einfluß des Vaters kommt erst später in Betracht, wenn das Kind sich zu einem denkenden Wesen zu entwickeln beginnt. Der Vater baut weiter auf dem Boden, den die Mutter vorbereitet hat; sie e r z i e h t Seele und Geist, der Vater u n t e r r i c h t e t das seelisch-geistig erzogene Kind.

Wie bei der leiblichen, ist auch bei der geistigen Erziehung weises Maßhalten geboten. Die E r w e c k u n g u n d L e i t u n g d e r k i n d l i c h e n A n l a g e n

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

soll nur langsam und stufenweise vorschreiten. Das Kind steht ja gleich einem Fremdling in einer völlig unbekannten Welt, in der es sich erst allmählich zurechtfinden lernt, in der es tausend Eindrücke zu verarbeiten hat.

Im Anfang seines Lebens führt es allerdings nur ein Traumdasein; es versteht weder seine Sinne, noch seine Glieder bewußt zu gebrauchen. Sobald es aber durch Drehen des Köpfchens, durch Greifen und Haschen mit den Händen, durch Aufhorchen oder Lächeln kundgibt, daß es gewillt und befähigt ist, den Zustand geistigen Hindämmerns zu verlassen, dann tritt an die Mutter die Aufgabe heran, ihres Kindchens Sinne planmäßig zu üben und seine Aufmerksamkeit in die richtige Bahn zu lenken. Anregung dazu bietet vor allem die nächste Umgebung. Die Mutter nenne dem Kinde die einzelnen Gegenstände mit ihrem r i c h t i g e n Namen; sie lasse es auf das Ticken der Uhr, das Rascheln der Klapper, auf das Bellen des Hundes lauschen; sie trage es hin zu der Uhr, halte ihm die Klapper nahe ans Ohr und zeige ihm das Hündchen, damit es die Ursache jener Geräusche erkenne. Zugleich mit Gesicht und Gehör muß auch der Tastsinn gebildet werden und das Kind unterscheiden lernen, was rund und eckig, was hart, was weich, was heiß und was kalt ist. Dahin gelangt es natürlich nur durch eigene Anschauung und nicht zum wenigsten durch eigene schmerzvolle Erfahrung, wenn es sich an der Kante des Stuhls gestoßen, oder an der heißen Flasche weh getan hat.

Doch wie gesagt; all diese Eindrücke sollen dem Kinde erst nach und nach vermittelt werden. Je weniger es auf einmal zu bewältigen hat, je fester eine Vorstellung in seinem Köpfchen haftet, bevor die nächste sich dazu gesellt, umso klarere Anschauungen wird man ihm schaffen. Die gleichen Dinge können für lange Zeit als Lehr- und Unterhaltungsstoff dienen, und eine erfinderische Mutter wird immer neue Seiten an ihnen zu entdecken wissen. Aber sie tue auch hierbei des Guten nicht zu viel und beschäftige sich nicht unausgesetzt mit dem Kinde, es anregend, belehrend oder mit ihm spielend. Im Gegenteil soll sie es oft sich selbst und seinem Spielzeug überlassen, damit sein Geist ausruhen kann und es von klein auf lernt, sich die Zeit auch ohne fremde Hilfe zu vertreiben.

Schon das ganz kleine Kind findet lebhaftes Gefallen an reinen kräftigen Farben, und die Erziehung kann sich diese Vorliebe zu nutze machen und mit ihrer Hilfe den Farbensinn des Kindes entwickeln. Man beginnt vielleicht mit zwei Farben, d. h. mit zwei verschieden gefärbten Bällen oder dergl., die man dem Kinde solange läßt, bis es sie zu unterscheiden und auch die betreffenden Farben b e z e i c h n u n g e n, die Worte: rot und blau, auseinander zu halten weiß. Dann füge man eine dritte hinzu u. s. f. Weiteren Stoff zur Übung geben die Bau- und Mosaikspiele mit ihren bunten Klötzchen und Papptafeln, die Tapeten und Bilder der Kinderstube, auf die wir bei Besprechung des Kinderzimmers näher eingegangen sind, die Bilderbücher und schließlich die Gegenstände draußen im Freien.

Soviel als möglich gönne man der jungen erwachenden Seele wohltuende, heitere Eindrücke. Das fröhliche Kind wird naturgemäß immer das glücklichere sein, oft auch das liebenswürdigere.. Kinder aber, die in roher Umgebung aufwachsen, in deren Nähe sich brutale, heftige Szenen abspielen, oder die durch lautes Anschreien, Schütteln und häßliche Vermummungen erschreckt werden, tragen nicht selten körperlichen und seelischen Schaden auf Lebenszeit davon, werden selbst zänkisch und roh oder schreckhaft, ängstlich und nervös. Bringt doch schon das Weinen der Mutter, ein lebhafter Wortwechsel, ein hartes Scheltwort das kleine Herz in bange Erregung, der es hilflos gegenübersteht und nur durch Tränenströme Ausdruck zu verleihen weiß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sobald man die Entdeckungsfahrten mit dem Kinde auch auf Garten und Feld ausdehnen kann, erfährt sein Anschauungskreis eine beträchtliche Erweiterung. Man knüpfe immer an den Gegenstand an, der gerade das Interesse des Kindes fesselt, und zwar begnüge man sich nicht damit, nur dessen Namen zu nennen, man gehe auch auf Einzelheiten ein, besonders Kindern in vorgeschrittenem Alter gegenüber, die schon die Lust zum Fragen haben, man mache auf die Farbe der Blume, die Form ihrer Blätter, auf ihre Entwickelung aus der kleinen Knospe, auf ihr Welken und Entblättern, das Sichbilden der Samenkapseln, auf den Duft, der ihrem Kelche entströmt, aufmerksam. Man erzähle von den kleinen, braunen Bienen, die Honigseim aus den Blüten nippen, von den lustigen Schmetterlingen, die sich auf ihren Blättchen wiegen. Man lehre das Kind lauschen auf die Stimmen der Natur: das Rauschen der Baumkronen, das leise Wispern der Blätter; auf das Plätschern des Bächleins und das Wehen des Windes; auf das Zwitschern und Singen der Vögel mit ihren mancherlei Unterschieden, auf das Summen der Fliegen, das Schwirren der Mücken und die verschiedenen Stimmen der Tiere in Garten und Hof. Und dann knüpfe man weitere Vorstellungen an das Geschaute, plaudere von dem Mehl, das aus den goldgelben Ähren, vom Brot, das aus dem Mehl gewonnen wird; wie das Schäfchen seine weiße Wolle hergeben muß, damit sie gesponnen werden kann, und wie der Weber den feinen Faden zum weichen, warmen Stoff verarbeitet, aus dem das Kleidchen des Kindes genäht wird. So erzieht man den kleinen Menschen zur Achtsamkeit auf seine Umgebung, man erweckt sein tieferes Interesse an den Dingen, die er sieht und lehrt ihn, mit Verständnis um sich zu schauen. Wo es sein kann, führe man das Kind auch in allerlei Werkstätten, damit es einen Begriff von der Herstellung alltäglicher Gegenstände und damit zugleich einen Grademesser für ihre Wertschätzung gewinne.

Dadurch, daß man von A n f a n g an dem Kinde, also schon dem ganz kleinen, ein jedes Ding mit seinem richtigen Namen bezeichnet und diesen solange wiederholt, bis er sich dem kindlichen Gedächtnis eingeprägt hat, arbeitet man dem späteren Sprechenlernen wirksam vor. Man soll das Kind nicht zu früh zum S p r e c h e n anhalten, jedenfalls nicht eher, als bis die zu dieser neuen Anstrengung benötigten Organe: Lungen, Kehlkopf usw. genügend erstarkt sind. Um das Kind gut sprechen zu lehren, müssen die Eltern selbst sich einer klaren, deutlichen Sprache befleißigen. Es ist verkehrt, mit den Kleinen in ihrem kindlichen Kauderwelsch zu plaudern, wie es bisweilen Mütter und Wärterinnen tun. Solche Kinder bleiben in der Sprachentwickelung zurück und haben später viele Mühe, das Versäumte nachzuholen. Unermüdlich spreche man dem Kinde die Vokale, dann einzelne Silben und Wörter vor und halte darauf, daß es sie rein und deutlich nachspreche. Daß man das Kind dabei nicht ermüden oder überanstrengen, daß man nur ganz langsam vorrücken und vor allem die Geduld nicht verlieren darf, braucht wohl nicht wieder betont zu werden.

Auch wenn das Kind schon über einen gewissen Wortreichtum verfügt, wenn es schon Sätze bilden und allerlei plaudern kann, achte man sorgsam auf richtige Aussprache und korrekten Satzbau. Man lasse es ferner kleine Verschen lernen und aufsagen, Erzählungen oder Selbsterlebtes zusammenhängend wiedergeben — kurz, sich auf die verschiedenste Art im fließenden Sprechen üben. Aber das Sprechen darf nicht zum Plappern, zum gedankenlosen Schwatzen ausarten. Das Kind soll langsam sprechen, und vor allem soll ihm das, was es spricht, verständlich sein, d. h. es soll das Wort erst kennen lernen, wenn die Sache selbst ihm schon bekannt geworden ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kinder sind von Natur aus wißbegierig, sie sind lebendige Fragezeichen. Diese Neigung ist für die Erzieher nicht immer bequem, trotzdem aber eins der besten Mittel, um dem Kinde eine Fülle von Begriffen, Vorstellungen und Kenntnissen, gleichsam spielend zu übermitteln. Das Kind fragt, und wir antworten; möglichst klar und dem kindlichen Verständnis angemessen. Läßt sich das mit dem Inhalt der Frage nicht vereinen, so suche man einen Ausweg: „das verstehst Du noch nicht", oder „Kinder dürfen nicht alles wissen, später werde ich es Dir erklären!" Notlügen sollte man dem Kinde gegenüber auch in diesem Falle nicht anwenden; man trübt durch falsche Angaben die Vorstellungswelt des Kindes und erschüttert nebenbei sein Vertrauen in unsere eigene Wahrhaftigkeit, wenn es über kurz oder lang die richtige Antwort erhält.

Doch nicht nur das Kind, auch der Erzieher soll fragen und dadurch die Denkkraft des kleinen Gehirns anregen. Man kann dabei von irgend einem beliebigen Gegenstande ausgehen, an Geschehnisse oder Erzählungen anknüpfen und durch stufenweise erweiterte Betrachtungen dem Gesprächsthema immer neue interessante Seiten abgewinnen. Auf ähnliche Art kann man mit dem Kinde den Zahlbegriff üben, wobei ihm die Zahlen durch Punkte, Striche, Perlen, Stäbchen, Bohnen oder dergl. verkörpert, also sinnlich dargestellt werden. „Hier sind drei Stäbchen, gieb mir zwei davon, leg eins wieder hin ꝛc."; all das ohne in einen methodischen Rechenunterricht zu verfallen; das Kind soll nur in der Hauptsache vom Wesen der Zahl eine Ahnung bekommen.

* * *

Zu den wichtigsten Bildungsmitteln der Kinderstube gehört das Geschichtenerzählen. Aber nicht alle Mütter sind geborene Erzählerinnen, manche müssen sich die schwere Kunst erst durch fleißige Übung zu eigen machen. Um gut erzählen zu können, muß man sich in das kindliche Seelenleben vertiefen, muß die kleinen Zuhörer durch Eingehen auf ihre Interessen, durch wechselreiches, abgetöntes Sprechen, durch Anknüpfung an bekannte Tatsachen, durch liebevolles Versenken in kleine Nebensächlichkeiten zu fesseln und mitzureißen wissen. Es genügt dem Kinde nicht, wenn man ihm eine Geschichte in großen Zügen vorträgt, es will auch die Einzelheiten ausgeführt haben. Ein „kleines Mädchen" ist ihm lange nicht so interessant, „als ein kleines Mädchen, das gerade so groß war wie unser Lieschen", das „schöne Kleidchen" wird es sich erst vorstellen können, wenn es weiß, daß es ein schönes blaues Kleidchen ist, oder ein rotes oder grünes, wie es selbst eins besitzt. Überhaupt muß die Erzählerin es verstehen, ihre Geschichten entsprechend umzumodeln, schwer verständliche Ausdrücke auszumerzen, den Schauplatz der Handlung in ein Milieu zu verlegen, das den Kindern einigermaßen vertraut ist, Grauen oder Angst erregende Schilderungen zu mildern, die Worte der in den Geschichten auftretenden Personen stets in direkter Rede wiederzugeben und was dergl. Zugeständnisse mehr sind.

Nicht alles was für Kinder geschrieben wird, ist auch tatsächlich für sie geeignet. Dazu gehören beispielsweise die Märchen von Gespenstern, bösartigen Zauberern; Märchen, in denen Geister umgehen und Tote mit klappernden Gebeinen auferstehen; ebenso verwerflich sind Geschichten, bei deren Anhören den Kindern „eine Gänsehaut über den Rücken läuft," die von Verhungerten und Erfrorenen, von gräulichen Strafen und qualvollen Martern berichten, oder Moralgeschichten, die plump auf das Gute gleich den Lohn, auf das Böse umgehend die Strafe folgen lassen. Trotz dieses Aussichtens bleiben noch genug Märchen und Erzählungen übrig, die das Kind weder erregen noch langweilen oder seiner Phantasie die gewagtesten Sprünge zumuten; Märchen und Erzählungen, die liebliche freundliche Vorstellungen in dem kleinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herzen erwecken, die es unaufdringlich zum Guten hinlenken, die zu atemlosem Lauschen und hellem Jubel zwingen. Auch biblische Geschichten sind dem Kinde lieb, und nicht zum wenigsten Fabeln aus dem Tierleben, mit dem es ohnehin auf freundschaftlichstem Fuße steht.

Dabei sind die Kinder so dankbar. Sie verlangen von dem Erzähler kein großes Repertoir, sondern können sich an den oft gehörten Geschichten wieder und wieder ergötzen; ja — je vertrauter ihnen diese sind, um so lieber werden sie darauf zurückkommen und sogar jede gut gemeinte Veränderung oder Ausschmückung daran aufs entschiedenste zurückweisen.

Das Vorlesen von Geschichten und Liedern wird auf das Kind nie den tiefen Eindruck machen, wie das lebendig und frei Vorgetragene. Das Niederblicken in das Buch verhindert die innige Verbindung zwischen Erzähler und Hörer; es verlangt größere Aufmerksamkeit vom Kinde und ermüdet es leichter. Aber als Erzieher ist das Buch und zumal das Bilderbuch dennoch nicht zu entbehren. Vermittelt es doch neben den Wandbildern dem Kinde die ersten Anregungen künstlerischer Art und gibt ihnen eine entscheidende Richtung. Das allein warnt schon vor gedankenloser Wahl des Bilderbuches. Aber auch die Eigenart und das Alter des Kindes haben mitzusprechen. Dem einen wird Anregung seiner schwach entwickelten Phantasie von nöten sein, ein Hinausheben über den Alltag; beim anderen wieder scheint es geraten, seine allzu lebhafte Einbildungskraft leise zu dämpfen und in die gesunden Bahnen der Wirklichkeit zu lenken.

Was das Buch an Bildern und an Text bringt, soll sich dem Verständnis des Kindes anpassen, aber es darf nicht künstlich für diesen Zweck zurecht gestutzt sein. „Nur wirkliche Kunst ist brauchbar" sagt Wilhelm Spohr, der als Autorität auf diesem Gebiete gelten kann; „spezifische Kinderkunst gibt es nicht; zu Kunst, die auf einen kindlichen Ton gestimmt ist, muß auch der Erwachsene ein genießendes Verhältnis gewinnen können; Kunst, die dem Erwachsenen als kindisch und läppisch erscheint, ist keine Kunst und auch für das Kind zu verwerfen." Damit sind die künstlerischen Forderungen, die Eltern an ein Bilderbuch stellen sollen, in großen Zügen gekennzeichnet. Betrachten wir nun auch die Einzelheiten näher; da gilt es vor allem, der Farbe die nötige Beachtung zu schenken. Das kindliche Auge weiß mit weichen, verschwommenen, kraftlosen Farben nichts anzufangen; es will klare, einfache aber kräftige Töne, die in großen Flächen nebeneinander stehen, harmonisch abgestimmt und durch feste Konturen abgegrenzt sind. Es will, daß das Bild ihm etwas sage, daß es das Charakteristische der Gegenstände zum Ausdruck bringe und ohne viele Erklärungen verständlich sei.

In letzter Zeit hat eine lebhafte Bewegung zu Gunsten einer künstlerischen Erziehung der Jugend eingesetzt, die sich auch des Bilderbuchs annimmt und den Eltern mit Rat und Tat bei der Wahl geeigneter Bücher zur Hand geht. Neben der Sichtung der vorhandenen Schätze hat sie Verleger, Künstler und Dichter zu neuen Taten angeregt, sodaß ihr Ideal beginnt, in Wirklichkeit zu erstehen. Von den Neuschöpfungen sind u. a. für Kinder bis zu 8 Jahren folgende Bilderbücher empfehlenswert: „Die Arche Noah", Reime von Fritz und Emily Kögel, mit Bildern von H. Eichrodt, O. Fikentscher, A. Haueisen, F. Hein, K. Hofer, H. v. Volkmann, Bertha Welte. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) „König Nobel" und „Der Tierstruwwelpeter", zwei lustige Bilderbücher von Fedor Flinzer und Julius Lohmeyer. (Verlag von P. E. Lindner, Leipzig.) „Jugendland", ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Herausgegeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. (Verlag von Gebrüder Künzli, Zürich. Band I.) „Kinderlieder" illustriert von Erich Kuithan. (Verlag von Fischer und Franke, Berlin.) Von älteren Werken, unter denen sich nach heutigen Ansprüchen ebenfalls Vorzügliches findet, seien noch folgende erwähnt: „Aus dem Kinderleben" I. Sammlung von Ludwig Richter, mit Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach (Verlag von M. Heinsius, Bremen); II. Sammlung von Ludwig Richter und Hugo Bürkner. (Ebenda.) Die Volksausgaben der Oskar Pletsch'schen Werke im Verlag von Ferdinand Carl in Stuttgart und Alphons Dürr in Leipzig. — „Speckters Fabeln" von Wilhelm Hey und Otto Speckter. (Verl. v. Fr. Andr. Perthes in Gotha.) „Allerlei nette Pflanzen" von L. Meggendorfer und Schmidt-Cabanis. (Verl. v. Braun und Schneider, München.) „Hans Huckebein, Das Pusterohr, Das Bad am Samstag Abend" von Wilh. Busch. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) „Max und Moritz", „Schnurrdiburr", „Schnaken und Schnurren" von Wilh. Busch (Verl. v. Braun und Schneider, München) u. a. — Erzieher, die einen vollen Überblick über die heutige empfehlenswerte Jugendlektüre für jedes Alter zu erhalten wünschen, mögen sich die vorzügliche Broschüre „Die Kunst im Leben des Kindes", ein Handbuch für Eltern und Erzieher, (Berlin, G. Reimer), und das „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre", zusammengestellt von dem Jugendschriften-Prüfungsausschuß der Hamburger Lehrerschaft (Hamburg) kommen lassen.

* * *

Hand in Hand mit der Pflege der geistigen Anlagen geht die sittliche Erziehung des Kindes. Denn es soll ja nicht nur ein kluger und verständiger, sondern auch ein guter, rechtschaffener und liebenswerter Mensch werden. Um das zu erreichen, müssen wir es vor allem an Gehorsam gewöhnen. Schon das ganz kleine Kind hat seinen eigenen Willen, den es sehr bald durchzusetzen weiß, wenn es die Eltern schwach und nachgiebig findet, den es aber allmählich aufgibt, wenn es einen stärkeren Willen über sich fühlt. Da heißt es denn für das zärtliche Mutterherz, sich mit Festigkeit zu wappnen, um sich durch Schreien und Strampeln nichts abtrotzen zu lassen. Das Kind muß auf frischer Tat die Folgen seines Eigensinns spüren, gleichviel in welcher Weise sie sich äußern und wird solch einen Denkzettel gewiß nicht so bald vergessen.

Was wir im ersten Lebensalter vom Kinde fordern, ist natürlich nur ein blinder, instinktiver Gehorsam, der sich der elterlichen Autorität zu beugen und nicht nach Gründen zu fragen hat. Es genügt daher das einfache Gebot und Verbot, ohne jede nähere Erklärung. Aber aus dem blinden Gehorchen soll sich der freiwillige, freudig geleistete Gehorsam entwickeln, der seine Wurzeln in der Liebe und im Vertrauen hat und den Menschen erst zur sittlichen Größe emporhebt. Aus Liebe zu den Eltern, im festen Bewußtsein dessen, daß sie nur sein Bestes wollen, muß jetzt das Kind gehorchen, auch dann, wenn es das Warum nicht verstehen oder den Befehl mit seiner eigenen Meinung nicht in Einklang bringen kann. Andrerseits aber dürfen wir dem heranwachsenden Kinde auch den Gehorsam erleichtern, indem wir ihm unser Verlangen begründen und an seine Einsicht appellieren, es also gewissermaßen von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit unserer Forderung überzeugen.

Freudig gehorchende Kinder werden wir aber nur erziehen, wenn sich mit der Liebe die Festigkeit und mit dieser die Konsequenz part. Was wir verlangen, muß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

innerhalb der Grenzen des kindlichen Könnens liegen, und es muß wohl überlegt und klar formuliert sein, damit wir auf strikte Erfüllung bestehen können. Lieber einen Befehl weniger und streng darauf halten, daß danach gehandelt wird, als eine Menge von Vorschriften, die das Kind nur verwirren und einengen und schließlich doch nicht erfüllt werden, weil eine die andere ertötet. Auch dürfen wir heute nicht verbieten, was wir gestern erlaubten, nicht selbst widerrufen, was wir vor einem Weilchen anordneten, denn beides untergräbt unsere Autorität dem Kinde gegenüber. Der Fehler, in den viele Erzieher verfallen, den Gehorsam ihres Kindes durch Versprechen von Belohnungen zu ködern, ist mit Ausnahme bestimmter Fälle durchaus zu verwerfen. Sehr oft ist die Folge dieser Taktik, daß das Kind ohne Ausblick auf einen solchen Lohn überhaupt nicht mehr zur Befolgung eines Befehls zu bewegen ist; oder aber es wird säumig in seinem Gehorsam, wartet ab, ob sein Zaudern auch wirklich auf Strenge stößt, wird also stets ohne rechte Lust gehorchen und häufig erst nach schlimmen Szenen. Die oben erwähnten Ausnahmen beziehen sich in erster Linie auf Krankheitsfälle; in dieser nervösen Stimmung werden selbst die besterzogenen und durchaus willigen Kinder leicht zu Eigensinn und Reizbarkeit neigen; gewiß soll man anfangs auch hier versuchen, seinen Willen mit Strenge oder Güte ganz wie sonst ohne Parlamentieren durchzusetzen, soll sich dabei aber doch immer bewußt sein, daß man einen kleinen P a t i e n t e n vor sich hat, der eben durch die Pein seines Zustandes keine klare Einsicht in sein Tun und Lassen und keinen festen Willen besitzt. Hier also ist es in schwieriger Lage mitunter erlaubt, ja sogar geboten, das Lockmittel eines Geschenkes in Szene treten zu lassen. Weitere Möglichkeiten, die eine Belohnung einschließen können, — und das sind immer nur ganz „vereinzelte Anlässe" — sind statthaft, wenn wir von dem Kind ein ganz besonderes Maß von Selbstüberwindung und Willensstärke verlangen, sodaß es im Augenblick auf der Grenze zwischen Kind und Erwachsenem zu stehen scheint. Diese Momente zu finden, bleibt der Einsicht und dem Herzenstakt des Erziehers überlassen.

Das beste Mittel, das Kind zu dauerndem Gehorsam zu erziehen, so daß es also nicht nur unter dem Wort und dem Blick der Eltern folgt, ist: seine S e l b s t a c h t u n g zu wecken, sein Selbstgefühl, sein Ehrgefühl im sittlichen Sinne. Es muß immer die Empfindung haben, als stände ein unsichtbarer Wächter hinter ihm, der all sein Tun beurteilt, der es rügt, vorwurfsvoll mahnt, so daß ihm die Röte der Scham in die Wangen steigt, wenn es fehlt oder fehlen will und der es andrerseits durch stilles Zustimmen mit dem hohen Glück erfüllt, eins zu sein mit seinem innersten Wesen, recht getan zu haben. Das Kind darf nicht nur von Fall zu Fall gehorchen, es muß allmählich aus sich heraus den gebotenen Weg finden, Gut und Böse, Recht und Unrecht müssen ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein, so daß es schon früh die höchste sittliche Stufe erreicht, auf die die Erziehung den Menschen hebt: die der Selbstbestimmung.

Dem Gehorsam gegenüber steht die Fest- und Selbstwilligkeit des Kindes. D e r W i l l e soll, wie wir ausführten, erzogen, d. h. zu guten Zielen hingeleitet und an den Respekt vor berechtigten Autoritäten gewöhnt werden. Aber er darf unter keinen Umständen dabei im Kerne gelähmt, völlig gebrochen werden. Eine solche Erziehung würde dem Kinde zum Fluche sein. Gerade heut, wo nur die starke, rasch zupackende Energie im Lebenskampfe vorwärts kommt, muß der Mensch, dem in der Kindheit die blanke, scharfe Waffe des Willens trüb und stumpf gemacht wurde, eine klägliche Rolle spielen, die ihn immerfort an Abgründen hinführt. Es gilt also für den Erzieher, auf eine Veredelung des Willens, auf ein Maßhalten und Sichfügenkönnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinzuwirken, zugleich aber besteht die Aufgabe, den Willen zu stählen. Das ist wie Bild und Schrift der Medaille. Es ist daher nötig, schon vom kleinen Kinde Ausdauer zu verlangen, alles Fahrige, Launische von vornherein zu bekämpfen; je älter das Kind wird, je mehr und strenger. Später stelle man, natürlich ohne Härte oder pedantische Schulmeisterei, die das Kind und den jungen Menschen nur unlustig machen, förmliche Willensübungen an, indem man dem ausdauernden Willen gleichsam spontan irgend ein zu erreichendes Ziel setzt, Übungen, die zugleich der Selbstbeherrschung (die ja auch ein Willensakt ist) zugute kommen. — Zweifellos wird die hervorragende Energie stets auf einer besonderen Anlage beruhen, sie ist eine „Gabe", wie jede andere, und in diesem Sinne spricht man ja auch von Genies des Willens; aber immerhin kann eine mehr durchschnittsmäßige oder gar geringe Willenskraft durch zielbewußte direkte und noch mehr indirekte, d. h. in all den andern Erziehungsmomenten mitwirkende pädagogische Behandlung zu einer tüchtigen oder wenigstens leidlich brauchbaren Wehr und Waffe im Kampfe ums Dasein gehärtet werden.

* * *

Wie zum Gehorsam muß das Kind schon früh auch zur Wahrhaftigkeit angehalten werden. Man sagt oft, daß das Kind von Natur zur Lüge neige, aber wir meinen, daß dieser Hang meist kein ursprünglicher Trieb sei, sondern nur eine Folgeerscheinung, wie wir sie auch bei allen Erwachsenen finden. Das Kind lügt im allgemeinen nicht um zu lügen, sondern aus Furcht vor Strafe, vor Schaden ꝛc. Dies ist ein wichtiger Punkt für den Erzieher. Hieran vermag er zu sehen, daß allzugroße Strenge in der Behandlung der Kleinen zum Fluche werden kann. Das Kind, das vor der Härte seiner Eltern und seines Lehrers zittert, wird nur allzu leicht zur Lüge, zur Beschönigung und Verschleierung begangener Fehler seine Zuflucht nehmen. Eine zweite Quelle der, in diesem Falle allerdings harmloseren Lüge, ist die lebhafte Phantasie des Kindes. Es gilt also, zwischen bewußter und unbewußter Unwahrheit zu unterscheiden und nach dem Befund seine Maßnahmen zu treffen.

Die unbewußte Lüge wird meist auf ein Ausschmücken und Aufbauschen von Erlebnissen ꝛc. abzielen: das Kind übertreibt; es glaubt im Augenblick so und so gesehen, das und das gehört, gelesen zu haben. Gewiß flunkert es auch, d. h. es übertreibt bewußt, um Staunen oder Lachen zu ernten oder gar um sich interessant zu machen; hier handelt es sich eben um kleine Schwindeleien, und, sofern nicht Schelmerei in ihnen spielt, sind sie wie solche zu rügen. Im anderen Fall ist es einzig vernünftig, dem Kinde sacht und sicher auf die rechte Spur zu verhelfen, indem man es veranlaßt, sich zu besinnen und ihm dabei durch eigene Schilderung ꝛc. zu Hilfe kommt.

Unendlich wichtig ist aber auch im Punkte der Wahrhaftigkeit wieder das Vorbild: ein Kind, das seine Umgebung lügen hört, sei es auch nur „harmlos", ist der Ansteckung ausgesetzt. Es ist durchaus falsch und schädlich, Kinder an Notlügen, wie sie das alltägliche Leben leider oft mit sich bringt, teilnehmen zu lassen; es ist falsch, Kinder in Geheimnisse einzuweihen, die andern gegenüber oft nur durch eine Ausrede gewahrt werden können; man soll dem Kinde nur sagen, was es offen und ehrlich vor aller Welt aussprechen darf, und zu diesen Geheimnissen müssen auch die „Überraschungen" für Geburtstage ꝛc. gerechnet werden. Ebenso ist es zu verwerfen, wenn wir dem Kinde selbst etwas „vormachen". Die Kleinen sind überraschend gute Beobachter und merken bald, wenn Mutter nicht ganz bei der Wahrheit bleibt und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschähe es auch nur, um einer lästigen Frage auszuweichen, ein Nichtwissen zu verhüllen ꝛc. Und auch davor sollen wir uns hüten, unnötig Zweifel oder Mißtrauen in die Worte des Kindes zu setzen; dadurch wird leicht ein etwa vorhandener Hang zur Lüge in ihm begünstigt.

Zuletzt sei noch auf die Heuchelei hingewiesen. Viele Eltern sind da duldsamer, als recht und gut ist, ja empfinden nicht selten eine Art Freude über die Niedlichkeit und das Geschick, mit dem ihr Kindchen aufmerksam oder bescheiden oder zärtlich „tut"; sie sollten sich immer sagen, daß jeder Fehler, jedes Laster am Anfang klein ist und harmlos scheint, aber mit der Zeit erstarkt, sodaß es schließlich den Menschen beherrscht.

Wie das Kind für eine Lüge zu bestrafen ist, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Feinfühligen Kindern gegenüber aber, von denen man weiß, daß die getane Unwahrheit nicht aus einem schlimmen Hange fließt, ist es vielleicht empfehlenswert, nach erfolgtem Geständnis, in dem sich natürlich Reue und Scham ausdrücken müssen, nicht zu strafen, sondern nur ernst zu mahnen und zu warnen. Auf ein gemütlich fein gestimmtes Kind kann der Eindruck ein ungeheurer sein, sodaß es den Vorsatz faßt, schon aus Dankbarkeit und Liebe: nie wieder zu lügen.

* * *

Wie überall, ist auch in der Ordnungsliebe die Umgebung von höchstem Wert. Ein liederlich geführter Haushalt mit unordentlichen Menschen muß auf die Kinder in schlechtem Sinne Eindruck machen, selbst dann noch, wenn man, wie es zuweilen vorkommt, dem Nachwuchs gegenüber auf Ordnung zu halten sich verpflichtet fühlt. Also Vorsicht!

Auf das Kind selbst wirkt man in unserem Sinne am besten ein, wenn man es über das Wohl und Wehe seiner eigenen Sachen mit Eifer wachen läßt. Da ist zuerst das Spielzeug. Und da heißt es hauptsächlich: aufräumen! Jedes Stück muß möglichst seinen festen Platz haben und zwar einen guten Platz (am besten in einem Schrank), auf dem es sich genügend ausbreiten und zu dem man ohne viel Wühlen und Rücken gelangen kann. Und jedes Kind sollte einen Winkel oder ein Fach für sich haben. Es ist streng darauf zu halten, daß nach Beendigung des Spiels alles hübsch fortgeräumt wird, besonders am Abend. Ferner sind die Spielsachen gut zu behandeln, zu schonen. Aber hierbei darf der Erzieher nicht verwechseln zwischen Zerstörungstrieb und Wissensdrang. Der Neigung zu jenem kann nicht streng genug entgegen getreten werden. Jene tiefere Neugierde aber, die zerbricht, um den verborgenen Mechanismus beobachten zu können, die Pflanzen zerpflückt, um den Geheimnissen ihrer Struktur nachzuforschen, sollen wir in erster Linie mit Güte rügen und abweisen, denn hier handelt es sich im Grunde um einen guten Trieb; als Ersatz und zur Aufmunterung empfiehlt es sich, dem Kinde Spielsachen zu geben, aus denen es selbst etwas herstellen kann (Baukasten, Puppentheater, Schäfereien, Puppen ꝛc.) oder ganz einfache Dinge, die erst durch seine eigene lebhafte Phantasie lebendig und reich werden.

Sodann die Kleidung. Die Kinder sollen es der Mutter oder dem Mädchen allmählich abgucken, wie ihre Kleider weggelegt und aufgehängt werden und sollen es bald selbst tun, natürlich sorglichst Stück für Stück behandelnd. In gleicher Weise muß auch tagsüber auf die Garderobe geachtet werden, sodaß das Kind nicht schmutzig oder gar zerrissen umherläuft; es soll selbst das Bedürfnis haben, reinlich und manierlich auszusehen und es ist dazu anzuhalten, daß es meldet, wenn etwas an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Anzug zerrissen oder befleckt ist. Daß der Körper von Kopf bis zu den Füßen peinlich sauber zu halten ist, bedarf hier keiner neuen Erwähnung, alles nötige wurde in dem Abschnitt „Das Kind und seine Pflege" gesagt.

Im engsten Zusammenhang mit Ordnung und Reinlichkeit steht die Sparsamkeit. Ein Kind, das auf seine Sachen achtet und sie schont, in dem wird unwillkürlich auch der Sinn für den Wert der Zeit entstehen. Man soll ihn weiterpflegen, soll Spiel, Beschäftigung, Spaziergang ꝛc. an bestimmte Stunden binden, sodaß das Kind den Rhythmus seines Tageslaufs spürt und ihn als liebe Gewohnheit nicht mehr missen mag. So wird ihm eine bestimmte Einteilung seiner Zeit zur Natur werden.

Und ist das Kind sparsam mit seiner Zeit, so wird es nicht schwer sein, es auch seinen kleinen Schätzen gegenüber, mögen sie in Geld oder Süßigkeiten bestehen, ans Haushalten zu gewöhnen. Nicht alles auf einmal essen! und nicht alles gleich vertun — vielleicht gar für unnützen Kram! Hier läßt sich durch eindringliche Mahnungen und durch kluges Eröffnen von verlockenden Perspektiven viel erreichen. Auch das Schenken oder Einkaufen (durch das Kind selbst) einer Sparbüchse ist von großem Wert. Das Bewußtsein, ein Eigentum zu haben, das sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat vermehrt, weckt auch schon in der Brust des kleinen Menschen ein beglückendes Selbstgefühl. Hier aber ist natürlich jede Übertreibung aufs bestimmteste zu vermeiden, besonders bei den Kindern, die von Haus aus schon einen starken Hang zum Zusammenhalten haben. Der Geiz ist nicht nur ein Laster, das den Menschen einsam und freudlos macht, er ist auch im höchsten Maße ein Feind der Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Man soll also, wenn es die Gelegenheit bietet, dem Kinde wohl gestatten, daß es sich aus eigenen Mitteln eine Freude, einen Genuß gönne und soll vor allem darauf achten, daß es sich gewöhnt, den andern — Geschwistern, Freunden, Dienstboten, Armen, Tieren — mitzuteilen und dadurch wohlzutun. —

* * *

Das Höchste und Beste, was das Haus dem Kinde fürs Leben mitgeben kann, ist ein gefesteter religiöser Sinn. Er gibt dem späteren Menschen Ziel und Halt und dem Herzen das Glück des Friedens, das wiederum eine Quelle der Kraft ist. Das religiöse Gefühl ist der Kindesseele eingeboren, und der Mutter fällt die Aufgabe zu, diesen Keim zu hegen und zu kräftigen. Sie nimmt ihrem Kinde gegenüber ungefähr die Stelle ein, die der Geistliche für den Erwachsenen inne hat. Sie ist Lehrerin, Deuterin, kurz Vermittlerin zwischen Kind und Gott. Und da ist es erstes Gebot, das Gefühl der Gotteskindschaft in dem kleinen Wesen zu stärken, d. h. ihm immer wieder eindringlichst zu predigen, daß es von Gott geliebt werde wie sein Kind und daß es Gott von ganzem Herzen wiederlieben müsse, wie seinen höheren Vater, der unser aller Vater, auch der Vater der Großen ist und über allem Leben wohnt und wacht. Das Kind wird das Verhältnis zwischen Gott und Menschen in seiner Tiefe natürlich nicht ganz fassen können, sondern nur mehr ein fruchtbares Ahnen empfinden in frommem Stillesein; deshalb ist es nötig, daß ihm die religiöse Vorstellungswelt in ihrer einfachsten, schlichtesten Form dargeboten werde. Es empfiehlt sich, ihm zu erzählen, wie der liebe Gott die schönen Blumen im Garten wachsen, wie er die Sonne scheinen und die Sterne leuchten lasse ꝛc., damit ist nicht gesagt, daß all das märchenhaft ausgeschmückt werde; der kindliche Geist soll nur auf konkretes, das er allein zu fassen vermag, hingelenkt und dadurch, daß wir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gott gewissermaßen als Wirkenden zeigen, angeregt werden, mit seiner erfindungsfrohen Phantasie sich diese Tätigkeit auszumalen. So beschäftigt sich das Kind mit Gott, wird vertraut mit ihm. — Und da wir ferner in diesen Erzählungen wohlweislich bemüht sind, in erster Linie all das Gute und Schöne, das das Kind umgibt, von Gott abhängig zu machen, dadurch geben wir jenem Vertrautsein die rechte Seele: die Liebe, auf die es zuerst und zuletzt bei dieser Erziehung ankommt. —

Wichtig ist auch das Gebet. Es ist das Natürlichste, daß nur die Mutter mit dem Kinde des Morgens und des Abends betet. Sie soll langsam und mit Eindringlichkeit, die ihre eigene fromme Bewegung verrät, dem Kindchen das Gebet vorsprechen, sodaß das Gefühl der dankbaren Liebe zu Gott wie ein stiller Schauer durch seine Seele geht. Später hat die Mutter zu allererst darauf zu achten, daß das Gebet nicht rasch abgetan, leicht hingeplappert wird, vielleicht gar mit Unlust; sie soll sich überzeugen, daß das Kind beim Sprechen wirklich etwas fühlt und im Augenblick eine Vorstellung von seinem Zusammenhang mit dem lieben Gott hegt. Es ist deshalb zweckmäßig, öfter mit den Gebeten zu wechseln; Worte, die das Kind Tag für Tag spricht, werden leicht mit der Zeit glatt und leer; der neue Klang aber weckt neue Aufmerksamkeit. Jede Mutter sollte das Kind auch vor und nach Tische bitten und danken lassen, ferner darauf sehen, daß z. B. bei einem Krankheitsfall in der Familie, oder wenn eins der Mitglieder sich auf Reisen befindet ꝛc. eine Bitte für diese Person dem kindlichen Morgen- und Abendgebet eingefügt wird.

Schon frühe aber sollte die sorgsame Mutter das zur Nachdenklichkeit erwachende Kind darauf hinweisen, daß Gott wohl alle Bitten gnädig hört, daß er aber nicht alle Wünsche erfüllt. Er tue das ganz gewiß nicht aus Lieblosigkeit, sondern gerade aus Liebe; er sehe weiter als wir, wisse besser, was uns gut sei und verweigere deshalb wohl hier und da eine Erfüllung unserer Bitten, wie es ja ähnlich so auch die Eltern machen. Hierdurch wird der Grund zu dem eigentlichen Gottvertrauen gelegt. Schönste Früchte wird es tragen, wenn wir verstehen, den kleinen Menschen schon frühe dazu anzuregen, selbst Worte zu finden für das, was er Got zu sagen hat; natürlich dürfen diese Worte, die kurz und schlicht sein sollen, damit das Kind nicht in selbstgefälliges Reden verfällt, nur in Gebetsform vorgetragen werden.

Bei der religiösen Erziehung ist es ferner von Wichtigkeit, daß die junge Seele stets von Gottes Nähe überzeugt sei. Das Kind muß fühlen und wissen, daß es in Gottes Hut steht, das wird sein ganzes Wesen ruhiger und freier machen; aber es soll zugleich empfinden, daß Gott auch auf sein Tun und Treiben sieht, es soll ihn immer als allgegenwärtigen Richter ahnen; aber nicht in Furcht und Zaghaftigkeit, sondern in Zutraulichkeit; wir sollen ihm mehr von dem Schmerz Gottes über eine böse Tat, von seiner Unzufriedenheit, als von seinem Zorn sprechen, aber auch von seiner großen Freude über ein braves Kind. Dadurch können wir leicht erreichen, daß das kleine Wesen nicht eigentlich aus Furcht vor Strafe das Gute tut, sondern lediglich um Gott zu gefallen, um ihm Freude zu machen und nicht Schmerz, nicht seine Unzufriedenheit zu erregen; ganz ähnlich so wie das gute Kind sich den geliebten Eltern gegenüber verhalten wird.

Das Kind zu zeitig mit in die Kirche zu nehmen, ist im allgemeinen nicht gut. Der Predigt kann es doch nur schwer oder garnicht folgen und die andächtige Stimmung, die ihm gewiß etwas bieten, ja es sogar zu eignen frommen Vorstellungen anregen kann, wird leicht durch den langwährenden Zwang des Sitzens und Ruhig-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seins aufgehoben, sodaß das Kind sich langweilt und eher einen schlechten, als einen guten Eindruck von der Kirche mit heimbringt. Auch liegt die Gefahr der Heuchelei und des Großtuns nahe.

Größere Kinder aber, etwa vom achten Jahre ab, sollten regelmäßig den Gottesdienst und am allerbesten wieder den Kinder-Gottesdienst besuchen. — Es versteht sich von selbst, daß die Erwachsenen in Gegenwart der Kleinen nicht religiöse Streitigkeiten austragen oder gar über heilige Dinge spotten dürfen. Auch ist es zu verwerfen, den Kindern, bevor sie die Schule besuchen und dort methodisch in den Unterschied der Konfessionen eingeweiht werden, von anderen Bekenntnissen, am allerwenigsten im verächtlich machenden Sinne, zu sprechen. Derlei verwirrt das junge Gemüt nur, trübt sein schönes, naives Liebesgefühl für Gott und dessen Schöpfung und sät nur allzufrühe den Haß. Für die Kleinen gibt es nur einen Gott, der alle Menschen lieb hat. Das allein versteht und beglückt die zarte, kaum erschlossene Kindesseele.

Viele Eltern werden dem größeren Kinde gegenüber gern lässig in der Pflege seines religiösen Wesens. Aber das ist niemals gut. Gerade der gereiftere Verstand, das sich vertiefende Gemüt verlangen nach Anlehnung und Anregung; gerade in dieser Zeit kann weiter entwickelt, kann neues, höheres hervorgelockt werden, und der Feind Zweifel tritt ja heutzutage schon an das Kind heran. Da heißt es also fördern und kämpfen und nicht gleichgiltig zusehen. Man soll Zwiesprache halten mit seinen Kindern, soll horchen, wies um den Glauben steht, was sich neu regen will und was vielleicht wankend geworden ist; man soll auch bei wichtigen Lebensabschnitten, bei Geburtstagen, zu Weihnachten, Neujahr, an Examentagen ꝛc. auf Lebenslauf und Gottesfügung hinweisen, Dankbarkeit gegen den Höchsten wecken und so den Alltag immer mit dem religiösen Leben zu durchdringen suchen. —

* * *

Echte Frömmigkeit ist bei allem guten, das sie der Seele bietet, auch ein vorbeugendes aber auch akutes Mittel gegen die Furcht, sofern sie durch Nervosität, durch Zufall oder unverständigen Einfluß hervorgerufen, im Kinde ihr Wesen treibt. Denn das normal veranlagte Kind ist von Haus aus nicht furchtsam. Freilich ist das Gottvertrauen wie jedes andre Mittel ohne Wirkung, wenn das Kind in sträflicher Torheit immer wieder und immer mehr schreckhaft gemacht wird.

Es ist, wie schon früher betont wurde, ein Unfug, wenn Wärterinnen, um ihren Zögling zu unterhalten oder zu ihrem eigenen Vergnügen gruselig zu spannen, Spukgeschichten erzählen und allerlei schaurige Schilderungen zum besten geben. Es ist ein Unfug, die Kleinen mit dem schwarzen Mann, mit dem Ruprecht folgsam zu machen oder gar mit Maskeraden zu erschrecken. Derlei soll aufs strengste verboten und wenn nötig, scharf geahndet werden.

Bemerkt man an dem Kinde eine Neigung zur Furcht, so kämpfe man mit allen guten Mitteln gegen diesen Quälgeist an, der den Menschen bis ins Alter verfolgen kann und der sich leicht auch zu körperlicher Feigheit entwickelt.

Man gewöhne, ganz gleich, ob sich falsche Ängste in dem Kinde zeigen oder nicht, zur Vorbeugung, zur moralischen Abhärtung oder aber zur Gegenwehr, das junge Volk von früh an daran, allein in einem dunkeln Raum einzuschlafen, allein ins Dunkle zu gehen oder an einem Kirchhof vorbei zu marschieren. Höchst wichtig ist weiter, daß wir selbst keine Furcht zeigen, z. B. bei Gewittern oder abergläubischen Vorstellungen gegenüber. Dergleichen steckt ebenso an wie Unordentlichkeit. Auch bezähme man seinen schreckhaften Widerwillen vor gewissen Tieren, deren unange-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nehme Raschheit oder deren schlüpfrige Kühle beim Anfühlen ꝛc. uns auf die Nerven fällt, vor Fröschen, Spinnen, Mäusen ꝛc. Durch solches Schaudern und Zaudern impfen wir dem ahnungslosen Kinde neben der möglichen Furcht vor allerlei übernatürlichem oder sonst dunklem Unsinn auch noch Angst vor den unschuldigsten Geschöpfen ein. Man weise vielmehr das Kind von vornherein bei Naturereignissen auf deren Gewalt und Größe hin, man schildere die ungefährlichen Tiere eben als ungefährlich und mache auf ihr charakteristisches Aussehen, auf ihre Bewegungen aufmerksam, ganz besonders nachdrücklich, wenn sich bereits durch irgendwelche Ursache eine Scheu in dem Kinde zeigt.

Eins aber muß vor allem betont werden: man gehe furchtsamen Kindern gegenüber nicht mit Härte vor, man suche vielmehr durch kluge Mittel zu überreden, zu überzeugen. Also nicht gewaltsamer Zwang, der nichts heilt und bessert, sondern moralische Stärkung. Man begleite z. B. das furchtsame Kind das erste Mal oder auch öfter in den dunkeln Raum, zeige ihm, daß absolut keine Gefahr drohe und schicke es dann allein hinein; das wiederhole man immer wieder. Bei Geräuschen, bei einem einzelnen Schrecken über eine Augentäuschung (weißes Tuch im Halbdunkeln ꝛc.) untersuche man ruhig mit dem Kinde die Ursache seiner Furcht, lasse es alles sehen, auch anfassen oder sonst prüfen und suche zuletzt mit ihm über alles zu lachen. Auch ist es durchaus zu empfehlen, an das Ehrgefühl des Kleinen zu appellieren, ihm vorzuhalten, wie kläglich das und das in seinem Alter sei und was seine Freunde und andere von ihm denken sollten u. a. m. Krankhafte Furcht, die aus Schwächlichkeit, Nervosität kommt, muß natürlich noch bedeutend zarter und liebevoller event. unter Hinzuziehung eines Arztes bekämpft werden.

Auch Furcht vor Schmerzen, vor Gefahr, d. h. also die eigentliche (nicht auf Nervenchok und subtilerem Widerstreben beruhende) Feigheit gehört in dies Kapitel. Sehr oft entsteht eins aus dem andern, nur daß die Furcht vor Schmerz ꝛc. im Wesen natürlich, gleichsam angeboren ist.

Man fange bei kleinen Kindern damit an, daß man bei ihren zufälligen unbedeutenden Unfällen völlige Ruhe bewahre; also kein Mitleiden und Streicheln und Bitten; man tue, als wenn das garnichts oder nur sehr wenig zu bedeuten habe, untersuche den Stoßfleck, die kleine Beule ganz gelassen, erkläre ebenso den Fall und daß da eigentlich garnicht viel zu weinen sei. Später ruft man natürlich das Ehrgefühl, den Mut des Kindes an, hat also auch da ein Ängstlichtun und Bemitleiden z. B. bei einer Zahnoperation, beim Entfernen eines Splitters ꝛc. durchaus zu vermeiden. Man lasse das Kind verstehen, daß man Standhaftigkeit von ihm erwarte, daß man sich darüber freuen würde; man darf hier auch energisch mahnen und Strenge walten lassen.

Aber man soll der körperlichen Feigheit auch auf indirektem Wege entgegenzuarbeiten suchen durch Anordnung regelmäßiger Leibesübungen, durch den gelegentlichen Anreiz, eine kleine Gefahr tapfer zu bestehen, durch Abhärtung und frisches Spiel, kurz durch alles, was den Mut stählt und Energie und Nerven stärkt.

* * *

Wenn mehrere Geschwister im Hause sind, ist es nötig, das Zusammenleben der Kleinen nach festen Regeln zu leiten. Das erste Gebot, das den Kindern in Fleisch und Blut übergehen muß, heißt: Verträglichkeit. Das Kind ist von Natur gesellig, will spielen, sich mitteilen; es wird sich daher nur in ganz seltenen Fällen als notwendig erweisen, daß wir einem Hang zum Alleinsein entgegenzutreten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben. Es geschehe aber unbedingt dort, wo sich jene Neigung zeigen sollte. Sie führt zu Grilligkeit, Egoismus, Dünkel, zu Fehlern, die wie alle eingewurzelten Untugenden später nur schwer oder überhaupt nicht wieder abzuerziehen sind und den Menschen schon in der Jugend für andere ungenießbar und für sich selbst zumteil glücklos machen. Bei den normal geselligen Kleinen halte man darauf, daß sie nachgeben lernen. Das Kind ist ein naiver Egoist und Tyrann, will alles für sich haben und zu allem den Ton angeben. Man versuche es mit Güte, indem man Liebe und Liebenswürdigkeit zu wecken trachte, weise ferner das Kind geschickt darauf hin, daß es selbst am besten dabei fahre, und den meisten Genuß habe, wenn es mit den anderen Geschwistern und mit den kleinen Freunden harmoniere und nehme zuletzt auch Strenge zu Hilfe. Zank und Streit, Schlägereien und gar den Gebrauch von Schimpfworten dulde man nicht; man schlichte und richte ernst und gerecht mit möglichster Begründung seines Schiedsspruches. Klatsch und Angeberei sind aufs bestimmteste zu bekämpfen, das sind Lasteranfänge, die mit den Jahren jede innere Vornehmheit bis auf den kleinsten Rest im Menschen ertöten können, wenn sie ihn nicht gar zum Lügner und Verläumder machen; aber auch dem Necken der Kinder setze man gewisse Grenzen, damit es nicht in häßliches Höhnen und Verspotten ausarte. Das höhnende Kind wird, wenn es in seinem Treiben nicht gehindert wird, sein im Keime vorhandenes Zartgefühl verlieren und wird bald zu Überheblichkeiten oder gar zu Roheiten neigen; nichts bleibt stehen, alles entwickelt sich; das angegriffene Kind aber, wenn es nicht zu robuster Gegenwehr angelegt ist, wird leicht ein scheues, verschlossenes Wesen annehmen. Es gibt manchen Menschen, der von jenen böswilligen Neckereien her sich bis ins hohe Alter eine gewisse Reserviertheit und Befangenheit andern gegenüber bewahrt hat. Man bilde also all die Gemütstriebe des Kindes zu einem festen Herzenstakt aus, dessen innerstes Gebot sein soll: tue nie einem Menschen ernstlich und absichtlich weh! Freilich ist hier auch einer allzugroßen Empfindlichkeit, einer weichlichen Empfindsamkeit entgegenzuwirken; und zwar ähnlich so wie mans bei der Furcht tut, nicht durch Härte, damit wird meist nur das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht werden, mehr durch Erklärung, die den wehleidigen Schmerz des Kindes als übermäßig seiner Ursache gegenüber dartut, und durch Stärkung des Selbstgefühls und auch des Mutes; denn in der Empfindsamkeit ist auch ein gut Teil Feigheit, wenigstens Unselbständigkeit verborgen.

Um nun die Verträglichkeit in jedem Sinne unter den Geschwistern zu wecken und zu fördern, haben die Eltern wiederum ihr eigenes Verhalten gegen die Kinder gewissenhaft zu überwachen. Wie schon angedeutet: die Eltern müssen für jeden Fall sich bemühen, gerecht zu sein. Sie dürfen sich niemals von Laune und Mißstimmung zu einem flüchtigen oder falschen Wägen verleiten, dürfen sich nie durch einen Zufall, durch irgend einen äußeren Zug an den Kindern bestechen oder ungünstig beeinflussen lassen. Das Kind hat gerade für Ungerechtigkeiten ein äußerst delikates Empfinden. Leicht kann in ihm, wenn es sich falsch behandelt fühlt, ein stiller Haß aufkeimen, nicht nur gegen den Erzieher, auch gegen die Geschwister, derenwegen es die Ungerechtigkeit erdulden muß. Ebenso sei es Gebot für die Eltern, ihre Liebe und Gunst, ihre Zärtlichkeitsbezeugungen gleichmäßig unter den Kindern zu verteilen. Sonst entstehen Neid und Groll und Ränkesucht oder auch herbe Verschlossenheit und Herzenskälte. Im besonderen aber möchten wir noch warnen, die Knaben nicht den Mädchen vorzuziehen; sie sind von Natur aus ohnehin mit einem robusteren Selbstgefühl und mit körperlicher Überlegenheit begabt, werden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie nun noch extra gehätschelt und dadurch auf den „größeren Wert" ihrer kleinen Person aufmerksam gemacht, so entsteht nur zu bald eine Gefühl der Wichtigkeit in ihnen, das sie auf die Mädchen herabblicken läßt: „das sind ja bloß Mädels!" Das klingt am Anfang vielleicht patzig-drollig, aber so ein blinder Dünkel nistet sich fest und breitet sich aus, und ohne daß er die eigentliche Ursache seiner Geringschätzung kennt, wird der spätere Jüngling oder Mann mit absprechenden Vorurteilen an das geistige Wesen und an den Charakter der Frau herantreten: die törichte Verziehung hat ihn zum Frauenverächter praedisponiert.

Man behandle also die Kinder auch in dieser Hinsicht gleichmäßig und halte sie zu gegenseitiger Schätzung an. Ja, in einem gewissen Gegensatze zu dem oben Gesagten: man sehe darauf, daß die Knaben schon frühe sich in kleinen Ritterlichkeiten den Schwestern gegenüber üben.

Das bringt uns zu dem Kapitel H ö f l i c h k e i t. Es ist ein alter Satz, daß die gute Kinderstube die guten Manieren schaffe, während die schlechte sehr oft auch noch alle Mühe einer späteren Erziehung in diesem Sinne illusorisch mache: kurz, man wird in punkto Lebensart die Kinderstube, ob gut, ob schlecht, nie recht los. Da ist zunächst also die Höflichkeit. Sie übt sich am besten in der engsten Familie. Menschen, die sich nicht gewöhnt haben, gegen die nächsten Verwandten höflich zu sein, verlieren auch leicht Fremden gegenüber ihre Haltung. Die Kinder sollen dazu erzogen werden, bei jeder Gelegenheit zuzuspringen, ihre Hilfe anzubieten oder selbständig gefällig zu sein. Man dulde nicht, daß ein Kind sich nicht rührt, wenn der Mutter, dem Vater oder sonst einem Erwachsenen, auch den älteren Geschwistern etwas herabfällt; hier ist ein strenges Wort, sogar ein Klaps ein guter Denkzettel. Ein vorzügliches Übungsmittel, das aber auch eigenen Wert besitzt, schafft man, wenn man die Kleinen gewöhnt, stets der Mutter oder auch dem Vater die Tür zu öffnen, wenn sie das Zimmer verlassen wollen. Besonders den Knaben wird diese Übung in der Ritterlichkeit zu gute kommen. Das Gefälligsein und die Höflichkeit der Kinder hat sich auch auf die Dienerschaft zu erstrecken: stets bitten und danken. Und das unumstößliche Gebot für das Kind, ein begangenes Unrecht Dritten gegenüber durch Wort und Tat wieder gut zu machen, soll sich unbedingt mit auf die Dienstboten beziehen, nicht allein auf Eltern, Geschwister usw.

A c h t u n g u n d E h r f u r c h t v o r d e m A l t e r kann man den Kindern nicht früh genug einimpfen. Mehr noch als in allen anderen Fällen halte man hier auf Höflichkeit, Bescheidenheit und Gefälligkeit. Das Alter, gleichviel in welcher Gestalt, in welchem Stande es ihnen nahetritt, soll den Kindern heilig sein; immer sollen sie darauf bedacht sein, ihm freundlich beizuspringen, seine Schwächen mit achtungsvoller Geduld in Kauf zu nehmen, — wir denken hier besonders an Großeltern, ältere Verwandte und Freunde des Hauses — zu helfen, soweit es in ihrer Macht liegt; sie sollen aufstehen, um einem alten Menschen Platz zu machen, aufheben, was ihm zu Boden fällt, ihm den Korb, das Paket ein Stückchen tragen, das ängstliche, zaghafte Mütterchen sorglich über die belebte Straße leiten und was dergl. kleine Liebesdienste mehr sind. Gleiches gilt auch dem G e b r e c h e n gegenüber, das den Kindern ein Ansporn zum Mitleid, zur Hilfsbereitschaft, nie aber willkommener Anlaß zum gedankenlosen Nachäffen, oder gar zum grausamen Spott sein sollte. . . . . .

Die Kleidung der Kinder sei sauber und ganz, namentlich bei Tisch sollte auf eine gewisse Nettigkeit, auf frische Kragen, Stulpen, Schürze ꝛc. geachtet werden. Die Körper-Haltung sei stets gerade, aber nicht geziert. Artiges Grüßen und hübsche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbeugungen sollten mit den Kindern geübt werden; auch auf den Gang habe man ein wachsames Auge; gar manche Menschen werden ein hastiges, hüpfendes Auftreten, ein nachlässiges Ziehen und Schlürfen mit den Füßen oder Zappeln und Zupfen mit den Händen beim Gehen ihr Lebtag nicht los. Bei Tisch, überhaupt im Kreise von Gästen hat das Kleinvolk zu schweigen, oder nur wenig und niemals vordringlich zu plaudern; natürlich muß es sauber und manierlich essen können.

Hier klingt schon überall durch, daß das Kind bescheiden sein soll. Es muß zusehen können, wie andere essen, Geschenke erhalten usw. ohne zu bitten, zu betteln oder begehrliche Augen zu machen. Es soll mäßig sein beim Zulangen, es gibt kaum einen häßlicheren Anblick, als ein Kind, das gierig das Dargebotene an sich reißt und nicht genug davon bekommen kann. Die Kleinen dürfen auch nicht vorlaut oder gar naseweis sein. Ein „witziges" Kind ist eine Qual und auch eine Beleidigung für die Erwachsenen. Aber gerade hier wird von Eltern viel gesündigt. Leider, leider sind die Mütter und Väter noch überaus zahlreich, die ihre Kinder bei jeder Gelegenheit in irgendwelchen Rollen paradieren lassen; sie müssen aufsagen, singen, Kunststücke machen, werden zu schlagfertigen Antworten und Witzen ermuntert. Was aber wird damit erreicht? Die Gäste langweilen sich zum mindesten, die Kinder jedoch werden eitel, affektiert, selbstbewußt, schnoddrig und kommen um alle naive Frische und Freude. Und sie verlieren dadurch ihre eigentliche Jugend, vielleicht das beste, was dem Menschen das Leben gibt. Und dies nicht nur durch derlei Produktionen, die Kinder werden überhaupt durch einen zu frühen und häufigen Verkehr mit Erwachsenen altklug und im ungünstigsten Sinne frühreif. Sie schnappen Dinge auf, die sie nicht verstehen und doch weiter plappern, die menschlich-natürliche Neugierde, die von klugen Erziehern gezügelt werden sollte, wird gereizt und befriedigt und wächst sich zur Untugend aus — kurz, die junge Seele verliert ihre Harmlosigkeit, ihren Unschuldscharme, und die meisten von denen, die sich schon im Kindesalter im Salon „heimisch" fühlen, sind in den Jahren der Blüte und Kraft — blasiert.

* * *

Ein unendlich wichtiger Punkt in der Erziehung ist die Erweckung des Schamgefühls, für den die Mutter in erster Linie verantwortlich ist. Es soll uns ja fürs ganze Leben Hüter und Mahner sein, und an seiner stärkeren oder schwächeren Intensität liegt es oft, wenn ein Menschendasein später voll Glück und Ruhe oder voll Leid ist. Das Kind ist in geschlechtlichem Sinne ganz naiv, es wird sehend gemacht. Und das muß ja auch sein, wir leben nicht mehr im Paradiese. Aber es ist doch ein Unterschied, auf welchem Wege es zu dieser Erkenntnis gelangt; ob langsam und unmerklich, gleichsam wieder naiv, durch Ahnen und allmähliches Verstehen, als handele es sich um die natürlichste Sache von der Welt, oder aber durch Zufall oder Ungeschick und sträflichen Leichtsinn der Erwachsenen, von Schlimmerem zu schweigen. Es sei absolute Regel für die Eltern, vor den Kindern nie etwas zu tun, das sie sich in Gegenwart Erwachsener zu tun schämen würden. Zu der gleichen Pflicht müssen die Dienstboten angehalten werden. Ebenso ist vonseiten der Großen streng auf Redensarten und Gebärden zu achten. Sieht und hört das Kind Unanständigkeiten, so stumpft sich seine Fähigkeit, zart und scheu in Sachen der Scham zu empfinden von vornherein ab, sodaß die Gefahren, die ihm aus diesem Manko für Leib und Seele erwachsen können, unabsehbar sind. In einer solchen Umgebung ist es unmöglich, daß in dem Kinde sich ein Taktgefühl der Schamhaftigkeit entwickelt, d. h. daß sie ihm zur zweiten Natur wird — daß es natürlich oder instinktiv keusch ist, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es vorher natürlich unschuldig war. In diesem Zustande wird das Kind eine unüberwindliche Scheu und Furcht vor allen häßlichen Redensarten, Handlungen, Gebärden und Gedanken empfinden, und an dieser tiefinneren Scheu werden die Eltern sehen, ob ihre Erziehung nach dieser Richtung hin die rechte und eine fruchtbare ist. Natürlich muß auch das Zusammenleben der Geschwister vom angedeuteten Gesichtspunkt aus beobachtet werden. Man sollte, wenn die Erkenntnis von den geschlechtlichen Unterschieden zu erwachen beginnt, Knaben und Mädchen, sofern die Räume es irgend gestatten, nicht mehr zusammen in einem Zimmer schlafen, sich waschen, an- und ausziehen, oder baden lassen. Zufälligkeiten, Neugierde, ein aufgeschnapptes Wort, eine Berührung können, ohne daß der Erzieher etwas ahnt, ein heimliches Giftkorn in die junge Seele senken.

Gegen gewisse Gefahren und Irrungen, die größeren Kindern drohen, hilft am besten unermüdliche Aufmerksamkeit vonseiten der Mutter und offenes Verwarnen des Kindes, liebevolle aber auch ernste, auf alle körperlichen und seelischen Schädigungen hinweisende Aussprache mit ihm. Man appelliere an sein Ehrgefühl, an sein Schamgefühl. Man dulde kein langes Imbettliegen oder ein Räkeln über Tags auf dem Sofa; man lasse das Kind nicht mit vollem Magen schlafen gehen, decke es nicht zu warm zu, sehe nach, daß es die Hände auf dem Deckbett halte. Man gebe ihm keine scharf gewürzten Speisen, keinen Alkohol, sorge für Ablenkung, Bewegung, kräftige Leibesübungen in frischer Luft, Abhärtung des Körpers durch Waschungen und überwache die Lektüre und den Umgang des Kindes, wenn auch unauffällig, um sein Selbstgefühl und seine Unbefangenheit zu schonen, so doch aufs strengste. —

Die Frage, ob die Kinder in einem vorgeschrittenen Alter über die Naturvorgänge unseres Entstehens und Werdens vor der Geburt aufgeklärt werden sollen, wird heute entschieden mit einem Ja beantwortet. Die Kinder erfahren einmal doch alles und da ist es besser, wenn die Wissenschaft ihnen von der Mutter oder, bei Knaben, vom Vater kommt. Natürlich muß der richtige Zeitpunkt abgepaßt werden. Ist er da, so spreche man würdig und ernst zu den Kindern, stelle das Nötige als eine ganz selbstverständliche Sache dar und gebe dem Ganzen doch die rechte Weihe, sodaß das Kind Respekt hat vor dem Wunder des Werdens und zu einer noch tieferen Verehrung und Dankbarkeit für die Mutter, in der sich das Wunder vollzieht, gelangt.

* * *

Ohne die Taktik des Strafens ist eine Erziehung nicht denkbar. Aber man sollte sich in jedem Falle sagen, daß die Strafe nicht nur der Lohn für begangenes Unrecht ist und sein soll, wie man im Affekt unwillkürlich annimmt, ungleich höher, weil fördernd und vorwärtswirkend, steht die bessernde und in gewissem Sinne vorbeugende Wirkung der Strafe. Nur wenn man sich dessen stets bewußt ist, wird man vernünftig d. h. eben erfolgreich strafen.

Ein allzu rasches, sich bei jeder Gelegenheit wiederholendes Strafen ist zu verwerfen. Es stumpft die natürliche Furcht und, was schlimmer ist, das Ehrgefühl des Kindes ab, macht es dickfellig oder gar verstockt oder aber senkt Abneigung und Empörung in das kindliche Herz. Man soll zuerst mahnen, warnen, mit der Macht des lebenden Wortes wirken; nur wenn all das nutzlos ist, soll man strafen. Natürlich besteht die Strafe nicht allein in körperlicher Züchtigung, es gibt auch eine Gefühlsstrafe, die sogar den ungleich breiteren Raum in dieser aktiven Abwehr des Bösen einzunehmen hat, eine Strafe, die das Ehrgefühl, das Zärtlichkeitsbedürfnis, den Freiheitsdrang, die Spiellust, Eßlust ꝛc. des Kindes mehr oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

minder empfindlich trifft. Nur im frühesten Kindesalter, in dem eine Gefühlsstrafe rein illusorisch ist, bleibt die körperliche Züchtigung, natürlich mit minimaler Kraftaufwendung, die allein mögliche und richtige. Ist aber das Kind zu einer gewissen Verständigkeit herangereift, dann muß man unbedingt suchen, den Hauptakzent, wenn eben nötig, auf jene andern Strafweisen zu legen. Schon einfaches Nichtbeachten des Kindes, trauriger, schmerzlicher Blick der Eltern, Versagung von Zärtlichkeiten ꝛc. können tief empfunden werden; desgleichen ein Ausschließen von gemeinsamen Spaziergängen, Isolierung und Eckestehen, die das Selbstgefühl berühren, Entziehung von Leckerbissen u. a. m. Hungerstrafen und Haft in dunkeln, einsamen oder auch hellen Räumen aber sind durchaus unzulässig; der Schaden, den das Kind z. B. in seiner Einsamkeit durch Erregung, Furcht, Wut oder körperliche Verirrung an Leib und Seele nehmen kann, hebt alle beabsichtigte erzieherische Wirkung auf.

Ein zweites Gebot lautet: Die Strafe muß individuell bemessen werden. Sensible, gutartige Kinder sind anders zu behandeln, als dickfellige oder gar widerspenstige. Auch hat die Strafe in einem durchaus proportionalen Verhältnis zu dem Vergehen zu stehen. Grade dieses feine Abwägen von seiten der Eltern erhält das Kind empfänglich für den Effekt der Strafe.

Jede angedrohte Strafe muß erfolgen; daher drohe man mit Überlegung, also möglichst nicht in cholerischer Aufwallung; und die Srafe muß der Vergehung des Kindes sofort folgen, sonst vergißt es die Ursache, ist jedenfalls nicht mehr im Vollbewußtsein seines Schuldgefühls, sodaß es in dem, auch schon im Kinde vorhandenen allzumenschlichen Trieb, sich vor sich selbst rein zu waschen, leicht dazu kommt, Ungerechtigkeit oder Ausfluß übler Laune in dem Verhalten der Eltern zu wittern. Eine Grausamkeit ist es, dem Kinde auf Stunden hinaus die Gewißheit einer kommenden Strafe zu geben, sie durch die oft unerträgliche Angst der Erwartung zu verschärfen.

Ganz besonders ist davor zu warnen, körperliche Strafen in blindem Zorn vorzunehmen. Einmal kann man das Kind leicht zu hart anfassen, zweitens aber geht dem Akte das Wertvollste verloren, der seelische Rapport zwischen Erzieher und Kind; dieses muß trotz allem das Mit-Leiden, den Schmerz des Strafenden darüber, daß er züchtigen muß, empfinden. Natürlich müssen auch die andern Strafweisen auf dem gleichen Grunde ruhen.

Wie wir schon sagten, sind körperliche Strafen nur im Notfalle, also selten auszuüben. Und ganz besonders gilt das noch den Mädchen gegenüber. Weibliches Zart- und Schamgefühl ist unendlich leichter zu verletzten. Am besten ist es in diesem Falle, wenn die Mutter die nötige Züchtigung vornimmt. Wird aber durch Schläge gestraft, dann muß es, jenseits von aller Grausamkeit, eindringlich geschehen, damit jene auch gefühlt werden. Das zaghafte oder bei jeder Gelegenheit einsetzende rasche Klapsen macht die ganze Art der Strafe nur verletzend oder zum Spott der Kinder und das letztere wirkt dann leicht auf die feinere, innere Strafempfänglichkeit zurück. Dem Kinde, dem Schläge in punkto Ehrgefühl nicht das Schlimmste bedeuten, gelten auch jene edleren Mittel wenig oder nichts. Man schlage ferner nicht ins Gesicht und auf den Kopf; die Natur stellt andre Teile und auch breitere Flächen dazu zur Verfügung. — Nach vollzogener Strafe aber sei man freundlich wie immer, nur ernster, bis auch dieses Nachzittern des Vorfalls sich verflüchtigt. Man hüte sich insonderheit vor allem Nachtragen, das entfremdet nur, und gerade der Wechsel von Sonnenschein und Finsternis, von Liebe und erzieherischem Zorn macht beides eindringlich wirksam. Ein grober Fehler und geradezu ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unrecht wäre es ferner, wollte man das Kind wegen der erlittenen Strafe verspotten. Die Folgen sind klar. Auch die Umgebung, z. B. die Geschwister, dürfen hier nicht necken und höhnen. Deshalb sei es Gesetz für die Eltern, das Kind niemals in Gegenwart der Geschwister oder anderer zu züchtigen, schon um das Schamgefühl des Kindes zu schonen. Das Mitansehen einer solchen Exekution, besonders wenn es sich wiederholt, wirkt auch nur schädigend auf das Zartgefühl der kleinen Zuschauer und kann unter Umständen Roheit und Grausamkeit in ihnen entwickeln.

Auch mit dem Schelten und Ermahnen sollte man vorsichtig verfahren. Wer immerfort zankt und nörgelt, macht die Kinder gleichgiltig oder unlustig und setzt auch die elterliche Autorität herab. „Mutter redet ja doch immer!" Auch das auf Vorbeugung oder Abweisung berechnete Wort kann nur Eindruck machen, wenn es nicht in jedem Augenblick und ohne rechte Nüancierung ertönt.

Abbitte nach empfangener Strafe soll nicht erzwungen werden. Oft ist nicht Trotz oder Groll die Ursache des passiven Verhaltens, sondern nur Scheu, Scham, die das Kind zögern und im Zaudern den Entschluß immer weiter hinausschieben lassen, bis er dem kleinen Herzen zu schwer wird. Kommt aber das Kind freiwillig, — und dann nur hat der Akt inneren Wert, einen Liebesgehalt, dem gute Vorsätze entkeimen, ist also nicht nur Form oder gar schlaue Berechnung — dann soll man dem kleinen Sünder unbedingt volle Verzeihung gewähren und über sein Tun ernste Freude zeigen. Man darf ihn ja nicht zurückstoßen: „Geh, ich mag Dich nicht!" Das erfüllt das Gemüt des Kindes mit Weh und Bitterkeit und läßt im ersten Augenblick auch das Gefühl der Demütigung in ihm laut werden. Manche vertrauensvolle Kindesliebe ist durch solches sinnloses Verhalten unrettbar zerstört worden.

Zuletzt wollen wir noch einmal, wie schon in unserem kurzen, vorgreifenden Einleitungskapitel betonen, daß die Eltern auch hinsichtlich der Strafe durchaus einmütig sein müssen; es macht alle Erziehungskunst null und nichtig, wenn die Mutter bedauert, wo der Vater straft und umgekehrt, oder gar wenn eins der Eltern gegen das andere eines Straffalles wegen Partei ergreift. Ist der eine Teil mit den Kindern unzufrieden und zu einer Aktion gegen sie genötigt, so zeige sich auch der andere ernst und kummervoll. —

Der Strafe steht in der Kindererziehung die Belohnung gegenüber. Auch ihre Handhabung erfordert viel Takt und Vorsicht. Erstes Gebot: sei sparsam im Belohnen. Das Kind soll die Erfüllung jeder, auch der schwersten Pflicht, als etwas Selbstverständliches ansehen. Hat es diese Empfindung nicht, so wird es lässig, saumselig, weil ihm jedes Sich-Zusammennehmen als ein Heldenstück erscheint, also auch von vornherein wie eine große Anstrengung auf seiner Seele lastet; und wenn dies nicht der Fall sein sollte, so würde doch andrerseits leicht ein Hang zur Selbstgerechtigkeit und lieblosen Unduldsamkeit gegen andre in ihm geweckt werden. Die höchste Belohnung für Bravheit und Tüchtigkeit, das muß stets im Auge behalten werden, soll die glückliche Ruhe, das stillfrohe Zustimmen des eignen Herzens und dann auch die Zufriedenheit der Eltern und ihr sichtbarer Ausdruck in Zärtlichkeiten sein. Doch auch gewisse, meist unversprochene Gunstbezeigungen sind zulässig; die Mutter spielt mit ihren Kindern zum Lohne oder erzählt ihnen was, oder aber sie überträgt ihnen einen Vertrauensposten — derlei erfüllt die Kinder mit Dankbarkeit und Freudigkeit, besonders der letztgenannte Gunstbeweis und seine zahllosen Varianten geben dem kleinen Herzen ein ganz eignes reines Glück, und sie sind auch segensreich, da sie aus sich selbst heraus wiederum erzieherisch wirken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Artigkeit und Tüchtigkeit durch Geschenke oder außergewöhnliche Versprechungen anspornen zu wollen, ist auch deshalb gefährlich, weil die Kinder am Ende für die geringste Anstrengung Lohn erwarten und ohne ihn überhaupt kaum noch zu einer solchen zu bewegen sind.

Belohnungen und Geschenke ꝛc. sollen nur in Ausnahmefällen stattfinden. Nur dann sind sie ein wirklicher Sporn und eine große, auffrischende Freude für die Kinder und werden von ihnen gleichsam als eine gesteigerte Liebestat der Eltern empfunden. Und am besten ist es, wenn sie spontan erfolgen, d. h. ohne eine vorhergehende Versprechung. Ist aber eine Belohnung einmal *versprochen*, so muß sie selbstverständlich auch gewährt werden, sonst führt die Enttäuschung das Kind zur Lässigkeit und zu dem Drang, den Eltern ihren Wortbruch zu vergelten; auch der Respekt wird geschmälert.

Mit dem *Lob* sei man ebenfalls nicht allzu freigebig. Aber hier sollte man auch nicht gerade kargen. Das Kind verlangt in seiner Neigung, sich anzulehnen und in seinem Zärtlichkeitsbedürfnis eine gewisse Zustimmung und friert im Herzen und ist entmutigt, wenn sie ihm versagt wird. Es kommt dabei, wie so oft, auf das Wie an. Plump loben oder gar schmeicheln ist verderblich, damit überfüttert man nur die Kinder zu ihrem Schaden. Das Lob muß wiederum mehr die *Freude* der Eltern ausdrücken, muß Zufriedenheit und Liebesbeweis sein, zugleich aber leise die alte Mahnung verraten, daß Pflichterfüllung in erster Linie um ihrer selbst willen wertvoll sei. Über Art und Maß der Gunstbezeigungen, der Belohnung und des Lobes entscheidet in jedem Falle die Eigenart des Kindes.

* * *

Schule und *Haus*, die beiden Stätten, die das Kind für das spätere Leben tüchtig machen wollen an Körper, Seele und Geist, müssen zusammen wirken, müssen sich Hand in Hand arbeiten, soll das hohe Ziel erreicht werden. Der Schule liegt hauptsächlich die geistige Ausbildung ob, und da obendrein die Kinder in Mengen unterrichtet werden, so kann der persönliche Rapport zwischen Lehrer und Schüler mit vereinzelten Ausnahmen nur ein loserer, sein direkter und indirekter Einfluß auf die Erziehung im Hause auch nur ein geringerer sein. Im Gegensatze dazu hat die häusliche Erziehung tausend Mittel und Wege, günstig und ungünstig auf des Kindes Schulleben einzuwirken.

Da kommt als erstes die Beziehung des Schülers zum Lehrer selbst in Betracht. Dessen Autorität darf unter keinen Umständen angefochten werden. Die meisten Kinder sind unter dem altbekannten Bann des Abhängigkeitsgefühls, der im jüngsten Vorschüler schon fast ebenso mächtig ist, wie in einem ergrauten Professor, immer geneigt, gegen ihren Vorgesetzten zu frondieren, insonderheit Strenge für bewußte Ungerechtigkeit auszulegen. Da ist es nun grundfalsch, das Kind in seinen Anschauungen zu bestärken, wie es leider nur allzu oft geschieht. Es wird vielleicht davon entzückt sein, gewiß — aber die weitere Folge ist, daß das Kind, das doch alles persönlich nimmt, mit immer größerem Widerwillen für den Lehrer, also auch für sich selbst arbeitet; daß es zurückbleibt und nicht selten sogar patzig und ungezogen wird und nun bei dem betreffenden Lehrer und schließlich auch bei dessen Kollegen als Range — oder als Faulpelz gilt. Zahllosen Kindern ist es schon so ergangen, sie haben während ihrer ganzen Schulzeit an derlei Kalamitäten gelitten und haben hinterher bitter bereut. Zu spät. Ebenso ist es mit angeblichen Verspottungen durch den Lehrer, mit gelegentlichen Grausamkeiten ꝛc.; gewiß sollen die Eltern solchen Klagen ihr Ohr nicht völlig ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schließen, aber sie sollen zu allererst prüfen; sie kennen ja ihr Kind, durch geschickte Fragen, vielleicht auch durch gutgemeinte Ironie oder Strenge werden sie bald sehen, wie der Hase eigentlich läuft, und dann ist ein fest abweisendes Wort zu gunsten des Lehrers durchaus am Platze. Scheinen die Klagen des Kindes den Eltern wirklich berechtigt, auch dann noch sollten sie nicht offen zustimmen, sie sollten sich vielmehr mit dem Lehrer selbst oder dem Direktor in Verbindung setzen und die Angelegenheit mit diesen Herren zum Austrag bringen. Dadurch kann das Übel an der Quelle beseitigt werden und das in seinem Widerstreben und Mißtrauen nicht bestärkte Kind kann wieder Vertrauen gewinnen. Noch viel weniger darf eine Verspottung und Herabsetzung des Lehrers, der ganzen Schule, des ganzen Schulsystems vor den Ohren der Kleinen von den Eltern oder größeren Geschwistern ausgehen. Das ist Gift. Es sei vielmehr Pflicht der Erzieher, die Schule und die Lehrer den Kindern lieb zu machen; und zwar schon vor Beginn der Schulzeit. Sie darf ihnen nicht als Zwangsanstalt und der Lehrer als Popanz geschildert werden. Manches empfindliche Kind wird dann die Angst und das Zittern für Jahre nicht wieder los und nimmt Schaden an seiner Gesundheit und auch seiner geistigen Entwickelung. . . . .

Alles methodische Lehren vor der Schulzeit sollte vermieden werden; einmal greift es das Kind unnötig an, sodann gibt es ihm Kenntnisse, die es über die ersten Anfänge in der Schule selbst spielend hinwegkommen lassen, sodaß es unaufmerksam wird, sich langweilt und am Ende zurückbleibt, da es für die später auch für seine Weisheit kommenden Schwierigkeiten nun natürlich keine Neigung hat; auch widersprechen häusliche und Schul-Methode sich leicht, und das ist ebenso schlimm. Dagegen kann die Mutter durch die früher geschilderte Art der Anschauung und Belehrung dem Kinde gewissermaßen spielend zarte Grundbegriffe der seiner harrenden Wissenschaften beibringen und ihm dadurch Lust zu ihnen machen. —

Auch während der Schulzeit sollten die Eltern dem Lernen und Streben ihrer Kleinen Interesse bewahren, sie zu Fleiß und Gewissenhaftigkeit anfeuern und, um sich ihr Vertrauen immer neu zu erwerben und zu erhalten und dadurch ihren Einfluß desto sicherer zu machen, auch für ihre kleinen Schulerlebnisse — unter Ausschluß häßlichen oder bösartigen Klatsches — Sinn und Verständnis zeigen.

Sie mögen ferner zur Erledigung der Schularbeiten für einen geeigneten, hellen, ruhigen, sauberen Raum und Platz sorgen, auch dabei auf eine gesunde Haltung der Kinder achten und es ihnen zum Grundsatz machen: erst arbeiten, dann spielen. Man stelle ihnen vor, daß sie erst dann, wenn sie aller Pflichten ledig sind, wahrhaft frei zum Spielen seien — froh und glücklich. Sind aber die Aufgaben gewissenhaft erledigt, so sollte man den Kindern unter allen Umständen Erholung gewähren und schaffen. Tägliche Bewegung im Freien ist ihnen nach dem langen Sitzen und Kopfarbeiten unbedingt nötig, sollen sie nicht bleichsüchtig, nervös und im Wachstum gehemmt werden.

Was die Schularbeiten selbst angeht, so überwache Vater oder Mutter dieselben wohl, helfe aber nicht aus Mitleid; das normal veranlagte, gesunde Kind muß allein arbeiten, nur so hat es Nutzen davon und wird selbständig im Gebrauch seiner Fähigkeiten. Nur bei vorkommenden argen Schwierigkeiten ist es erlaubt, durch Fragen, Erklärungen, niemals aber durch die direkte Hilfe, das Kind auf die rechte Spur zu leiten; dazu gehört freilich Geduld; Heftigkeit und Ärger schaden und bringen die Eltern am Ende nur dazu, um den Prozeß abzukürzen, dem Kinde die Lösung der Aufgaben vorzusagen. Andrerseits ist es ebenso falsch und verderblich, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eltern aus einem gewissen Ehrgeiz heraus ihre Kinder zu einem Übermaß von Fleiß anspornen und das Tempo ihres Fortschrittes in der Schule zu beschleunigen suchen, trotzdem das Kind vielleicht nur mäßig begabt ist. Ein Verbrechen ist es, wenn solche in ihren Erwartungen enttäuschte Eltern gar zu Strafen greifen; das Kind wird elend an Geist und Körper und lebt in ewigen Angstvorstellungen. So mancher Kinderselbstmord ist das schreckliche Resultat. Ist Hilfe wirklich nötig, bei schwächlichen, minder begabten, durch Krankheit zurückgebliebenen Kindern, dann verständige man sich mit dem Lehrer, der Lehrerin, vielleicht auch dem Arzte, über die rechte Art der Nachhilfe; empfehlenswert wird dann immer ein männlicher oder weiblicher Hauslehrer sein, unter dem das Kind arbeitet. Über das körperliche Verhalten während der Schulzeit orientiert das Kapitel „Das Kind und seine Pflege."

* * *

Über allem aber, in der Schule und im Hause walte die Liebe; sie ist der beste Lehrmeister, der beste Erzieher. Sie öffnet Herz und Geist, macht willig und spornt an. Und sie senkt ja auch zuletzt und nicht zum geringsten dem Kinde einen Schatz von Sonnenschein ins Herz, den es mit hinaus ins Leben trägt und der vielleicht der einzige Schatz, das einzige helle Glück bleibt, das der reifende, alternde Mensch bis zum Grabesrand auf dieser Erde besitzt . . .

II.

Wir sagten schon eingangs dieses Kapitels, daß das frei und frisch sich auslebende Kind das glücklichere und an Leib und Seele gesündere sei. Das beste Mittel nun, um den kleinen Erdenbürger fröhlich tätig zu machen und zu erhalten, ist das Spiel. Tätigkeit ist Leben, ist Freude, ist Glück. Das gilt auch schon vom Kinde und seiner Tätigkeit, vom Spiel. Es läßt all die zarten Lebensenergien der jungen Psyche und des kleinen Körpers sich ausschwingen und deshalb, so zwecklos alles scheint (wir Erwachsenen sprechen ja von „kindischem Spiele", um voreinander das nichtige, törichte Tun zu bezeichnen), ist im Spiele des Kindes dennoch etwas Sinnvolles, Zweckmäßiges beschlossen, wenn auch Sinn und Zweck nicht im Bewußtsein, bezw. in der Absicht des kleinen, tätigen Menschen liegen; im Spiele schafft sich das körperliche und geistige Leben des Kindes seinen sinnfälligen Ausdruck. Und weiter. In diesem gleichsam dynamischen Sichregen der inneren und auch äußeren Lebenskräfte entwickeln sich die im Keime vorhandenen Gaben; das Kind wird seiner selbst bewußter, überhaupt wissender und geistig gewandter, wird geschickter, kräftiger. Kurz, das Spiel ist das Glück des Kindes und für seine ersten Jahre zugleich das beste und wichtigste Erziehungsmittel.

In der frühesten Zeit freilich, in der das Kind noch nicht laufen oder nur erst unsicher sich bewegen kann, wird das Spiel hauptsächlich Ausfluß einer winzigen Geistigkeit sein und auch vorwiegend nur auf sie zurückwirken; aber doch wird schon hier der Körper mittun und mittun wollen; besonders die Händchen und Ärmchen sind in ewiger Aktion, aber auch, und das namentlich bei den verschiedenen im Sitzen ausführbaren Bewegungsspielen, Kopf und Rumpf. —

Das Kind belebt mit seiner Einbildungskraft, die noch kein kritischer Verstand zurechtweist, alles, was es umgibt. Es verwechselt Wirklichkeit mit Schein, überträgt mit tiefwurzelnder Lust an der Illusion die Wirklichkeit auf den Schein, dabei von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem wundersamen Nachahmungstrieb beeinflußt, was beides wohl die Seele für späteres Erkennen und Wollen vorbereitet. So werden ihm die toten Spielsachen lebendig; die Puppe wird zum Kindchen, das Holzpferd zu Vaters Braunen unten im Stalle, die Männlein und Weiblein aus der Arche Noah zum Kutscher Emil und zum Zimmermädchen Ida ꝛc.; alles hat Einzelleben, dem es seine Stimme in zahllosen Verstellungen, seine Augen, seine Hände und Füße leiht, ohne davon wissen zu wollen. Das Kind lebt also mehr aus sich heraus, als daß es die Welt in sich hineinlebt; es gibt mehr, als daß es nimmt. Deshalb werden stets die Spielsachen die besten und ihm auch die liebsten sein, die seine Einbildungskraft am meisten anregen, aus denen es also etwas „machen" kann, die es aus eigner Machtvollkommenheit beleben und in immer wieder neue Daseinsmöglichkeiten versetzen kann. Spielsachen, die allzu fertig, die bis ins kleinste der Wirklichkeit nachgebildet sind, mögen sie noch so kostbar und glänzend sein und zugleich grade deshalb, werden dem Kinde leicht überdrüssig. Ebenso wie die volle Wirklichkeit will es sich auch Glanz und Luxus vortäuschen, will in einem bemalten Holzhäuschen einen Palast, in einem besonders schön angestrichenen Spielschachtelfigürchen eine Prinzessin sehen; es ist, als seien die wahren Lebenseindrücke seiner Seele noch zu schwer, es schafft sich daher selbst seine Welt, seine Illusion. So ist es mit den Puppen, den Kochküchen, den Kaufmannsläden u. s. f. Ja, man kann sogar sagen, daß die einfachsten Spielsachen, die vermöge ihrer schlichten, mehr typischen Ausgestaltung zahllose illusorische Verwandlungen zulassen, dem Kinde die liebsten sind. Man kann es wieder und wieder in armen und reichen Familien beobachten, daß die simpelste Puppe, der einfachste Rollwagen die Kinder am längsten beschäftigen, während die Staatssachen im Schranke liegen bleiben und nur ab und zu mit einer kühlen Bewunderung bedacht werden. Man kann wahrnehmen, wie diese wunderlichen Menschlein ihrem billigen Püppchen, dem Nasenspitze, ein Arm, die halbe Perücke in diesem ernsten Dasein schon abhanden gekommen sind, während die Staatspuppe noch schön wie am ersten Tage ist, daß sie dieser Lieblingspuppe lieber einen ausstaffierten Stiefelknecht, ein aufgeputztes Stück Holz zur Gesellschaft geben, statt besagter Staatspuppe; und das ist dann ein Jubel, wenn Herr Meyer (der Stiefelknecht) Toilette macht und schließlich in möglichst menschenwürdiger Gestalt einherstolziert kommt und seine Reverenz macht, oder wenn Frau Regierungsrätin (das Holzscheit) mit langer Schleppe erscheint.

Grade dieses Erfindenkönnen, und wer Kinder kennt, wird wissen, daß sie sich darin nicht genug zu tun vermögen, daß sie den Akt auszudehnen versuchen, so lange es irgend geht, gerade der Prozeß der Illusionsschaffung ist ihnen das größte Glück. Man erweist dem Kinde also keinen Gefallen und auch seinem Seelchen keinen Dienst, wenn man ihm von diesen komplizierten, die Dinge der Großen genau kopierenden, mit kostbarem Firlefanz behängten Spielsachen schenkt. Was soll es am Ende mit den selbstfahrenden Eisenbahnen, den sich selbst drehenden Mühlen anfangen? Es staunt eine Weile, aber bald darbt die Phantasie, die hier nichts rechtes zu schaffen weiß, die kleine Hand, die beim Spiel gleichfalls ihr Teil haben will, zuckt ungeduldig. Das Kind wird unlustig, langweilt sich oder aber es beginnt, um eine Beschäftigung für Phantasie und Hände zu haben, den Mechanismus zu untersuchen, die Mühle, die Eisenbahn kaputt zu machen; derlei ist nicht immer Zerstörungstrieb, sondern oft ein sicheres Zeichen dafür, daß es die Eltern mit dem geschenkten Spielzeug falsch getroffen haben. Und all der Luxus daran, das Kostbare, an dem das Kind nur wenig wahre Freude hat, wird es zuletzt, weil es sich an den Anblick gewöhnt, anspruchsvoll und blasiert machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Größeren Kindern, besonders Knaben, die schon für die eigentliche Beschäftigung reif sind, kann man jedoch, im Gegensatze zu dem eben Gesagten, sehr wohl und mit Vorteil automatisches Spielzeug in die Hand geben; sie werden den Mechanismus zu verstehen suchen, daran herumtüfteln und Erweiterungen des Spiels aushecken und praktisch darstellen; dabei werden ganz hübsche Kenntnisse erworben; ähnliches gilt ferner von den Experimentierkästen, elektrischen Apparaten ꝛc. für Kinder und junge Leute.

Selbstverständlich muß man bei der Wahl der Spielsachen auch die Eigenart des Kindes beachten. Kinder der Stadt spielen anders wie Landkinder, lebhafte Kinder finden mehr Gefallen an Dingen, die sich bewegen lassen, mit denen sie sich tummeln, stillere Naturen neigen zu beschaulichen Spielen ꝛc.; oft kommen auch ganz persönliche Neigungen und Wünsche zum Ausdruck. Spitze, scharfe, mit giftigen Farben behandelte Dinge sind natürlich auszuschließen. Ferner schenke man eher wenig, als viel. So ein Reichtum bedeutet für das Kind oft Armut, selbst wenn er gut ausgewählt ist. Es weiß nicht, was es dauernd vornehmen soll, nimmt bald dies, bald jenes zur Hand, wird immer wieder abgelenkt, von andern Sachen angezogen, kommt zu keinem rechten Spielglück und gewöhnt sich sacht an Unbeständigkeit, Begehrlichkeit, und auch hier droht Übersättigung. Also zweiter Punkt: nicht zu viel Spielzeug! Das Kind vermehrt seine Schätze ganz von selbst durch Anfertigung nachgeahmter oder frei variierter Dinge, und man sollte es in dieser Neigung ja nicht stören, sondern im Gegenteil sie unauffällig zu fördern suchen. Denn sie gewährt ihnen reichste und tiefste Befriedigung und Freude. —

Es ist darauf zu halten, daß das Kind soviel wie möglich in Gesellschaft spiele. Hat es Geschwister, so möge man das kleine Volk zu gemeinsamen Spielen anregen; ist es das „Einzige" im Hause, so soll man ihm, wenn es die Umstände irgend gestatten, kleine Spielgefährten geben. Eine solche Gemeinschaft vermag die guten Triebe zu stärken und Tugenden zu wecken; sie erzieht zu Verträglichkeit, Unterordnung, Freigebigkeit (Abgeben von Spielsachen), Hilfsbereitschaft und kann anderseits abwehrend auf Eitelkeit, Selbstsucht, Eigensinn, Empfindlichkeit ꝛc. wirken.

Aber, wie wir schon vorhin andeuteten, handelt es sich beim Spiel nicht nur um das innere Leben des Kindes. Sobald es die Füßchen sicher und fest auf die liebe Mutter Erde zu setzen versteht, tut sich ihm die weite, köstliche Welt der Bewegungsspiele auf. Und sie soll sich auftun! Jedes gesunde Kind hat einen heißen Drang danach, sich auszutummeln, im Zimmer und noch lieber in der freien Natur zu bewegen. Die Körperkraft will sich betätigen, will sich frisch erhalten und entwickeln. Und das kommt dann wieder der Seele zugute; und nicht nur der, der Körper selbst wird gewandt, geschmeidig, anmutig; Mut und Wille bilden sich. Nur kranke, schwache, zu dicke oder geistig nicht normale, aber auch eingeschüchterte oder in einem späteren Alter sittlich verirrte Kinder haben eine Abneigung gegen alle Bewegung und sitzen gern still. Allein grade hier sollte der erzieherische Einfluß, wenn, wie bei kranken Kindern, der Arzt nicht dagegen ist, nachdrücklich einsetzen und die Kinder konsequent zu Bewegungsspielen, vielleicht auch schon zu methodischen Freiübungen anhalten, damit der junge Körper vom Gift der Faulheit, Weichlichkeit, von Schwäche und Verderbnis befreit werde. Man trete bei diesen Spielen und Tummelagen nur übermäßiger Wildheit und Roheitsausbrüchen entgegen, aber nicht frischem, fröhlichem Lärmmachen, der wilden Unruhe, wie sie das leidenschaftliche, d. h. Leib und Seele erfassende Spiel verlangt. Das Kind muß sich austoben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manche Menschen haben die Neigung, das Spiel mit der Belehrung zu verquicken und so zu einer Art Unterricht zu machen. Das ist falsch. Unterricht bedeutet immer Anstrengung, Zwang. Spiel aber soll Lust sein, freiwillige, sich selbst genügende Anstrengung, eben Spiel. Man sollte sich auch hüten, dem später methodisch vorgehenden Lehrer ins Handwerk zu pfuschen; wie wir das schon mehrfach andeuteten, kann das nur schlimme Folgen für den kleinen A-B-C-Studenten haben. Und das Spiel hat ja bereits, wie alles Natürliche auf der Welt, seine Zwecke. Wir nannten sie schon: es bereitet Seele und Körper vor, macht sie tauglich für die kommende höhere Erziehung. Das Spiel ist Tätigkeit und Erholung zugleich, es ist Beobachtung, sinnige Betrachtung, Sich-anpassen, praktisches Sichregen, es setzt alle durch Anschauung, gelegentliche Belehrung, Erzählung empfangenen Eindrücke in Leben um; es weckt die ersten Regungen des sittlichen Verhaltens und läßt auch das Pflänzchen „Wille", das sich später immer mehr zu einem starken Baum entwickeln soll, zum Durchbruch kommen, denn das kleine Kind verlangt anfangs nur nach allem, ohne eignes Dazutun; im Spiel lernt es allmählich, sich selbst zu rühren, sich Ziele zu setzen — alles, alles in Lust, in Fröhlichkeit! Das Spiel ist also in sich Arbeit, wenn es das auch nach außen hin nicht scheint. Man sollte sich demnach wohl hüten, dem Gang dieser weise eingerichteten Entwickelung vorzugreifen und dem Kinde doppelte Arbeit aufzubürden.

Und das Spiel hat auch noch andere Werte und Zwecke, die zunächst die Eltern angehen, aber dann doch dem Kinde zu gute kommen. Es entwickelt nicht nur geheimnisvoll allerlei Gutes in und an dem Kinde, es offenbart es auch und offenbart auch Fehler, Schwächen, für die das Kind prädisponiert scheint oder wenigstens, zu denen es Neigung hat. Hier können die Eltern schon frühe sich ihr Wissen von ihrem Liebling bilden, sodaß sie beizeiten gegen den bösen Feind in ihm gewappnet sind, ja sie können dem Kinde bereits in zartem Alter mit leiser liebevoller Hand in die Seele greifen.

Die Frage, ob das kindliche Spiel eine Beaufsichtigung verlangt und verträgt, kann mit einem Ja beantwortet werden. Aber es ist kein unbedingtes Ja. Gewiß soll die Mutter auch ihr spielendes Kind nicht aus dem Auge verlieren, besonders nicht das jüngere Alter; aber sie sollte sich dabei zugleich im Hintergrunde halten, sodaß das Kind die Achtsamkeit nicht als Beaufsichtigung empfindet; gerade das ist dem Innersten des Spiels, dem Glück freiester Hingabe zuwider. Noch weniger sollte die Mutter das Kind unnütz stören oder im Spiele bevormunden wollen; nur wenn die kleinen Spielratten die Hilfe, den Rat, die Teilnahme der Mutter begehren, sollte sie eingreifen, aber dann auch nur fröhlich, kindlich Anteil nehmend, wie es nur ein kinderliebes Gemüt kann; gleichgiltige, verdrießliche oder gar abweisende Antworten verderben dem Kind das Spiel, nehmen ihm Lust und Begeisterung. Mama muß immer Zeit, muß immer Liebe für ihr kleines Volk haben! Und sie lasse ihm selbst reichlich Zeit, dulde seinen hellen Lärm solang' es angeht und lasse es sich die Hauptsorge sein, den Lieblingen den schönsten, größten, freundlichsten, gefahrlosesten Tummelplatz für ihre Spiele in der Wohnung, und wenn es die Verhältnisse erlauben, im Garten, auf dem Hofe zu schaffen, selbst wenn es vorher einen Kampf mit dem in solchen Dingen zuweilen spartanisch gesinnten, oder haushälterisch zugeknöpften Papa kosten sollte: sie kämpfe!

Das gesunde Kind wird gern und immer spielen. Von gewissen Unlustigen sprachen wir schon. Es gibt noch eine dritte Sorte: das sind die größeren Kinder, in denen sich die menschliche Trägheit bereits zu regen beginnt, auch die Frühreifen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier müssen Vater und Mutter ein wachsames Auge haben und die Säumigen mit Geschick zum Spiel oder zu spielender Beschäftigung anzuhalten suchen, unermüdlich. Die Langeweile ist ein schlimmer Feind. Sie macht Körper und Seele schlaff und begünstigt allerlei Laster; auch die vielen dummen Streiche haben hier ihre Quelle.

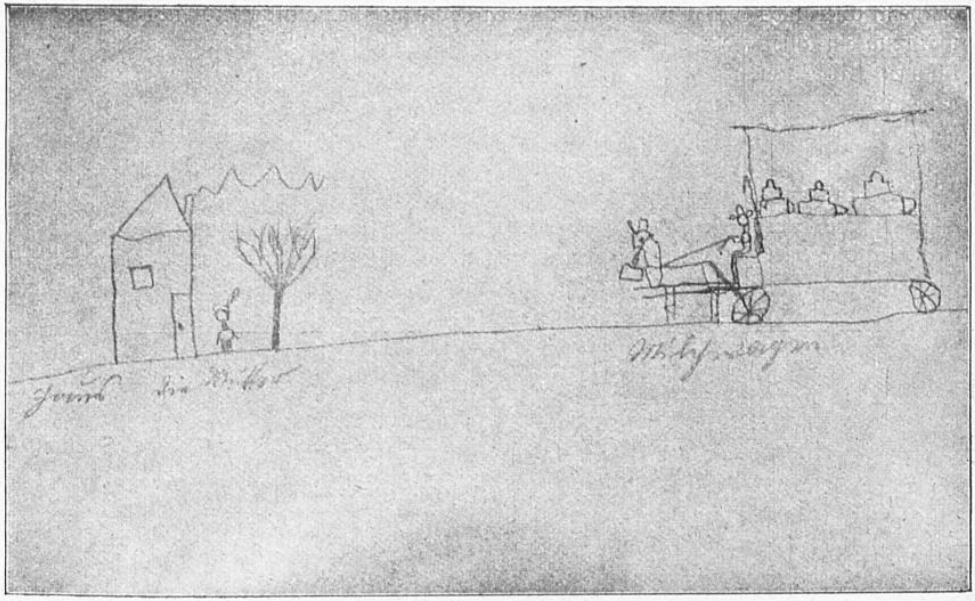
Gleich dem Spiel sollte Frau Musika in jeder rechten Kinderstube heimisch sein. Es heißt nicht umsonst „Gesang erfreut des Menschen Herz"; schon das ganz kleine Kind klatscht vergnügt in die Händchen, wenn Mutter singt, und sobald es erst mittun kann, versucht es mit seinem feinen Stimmchen die Melodien nachzubilden und begeistert sich an seinen eignen Tönen, die dem musikalisch gebildeten Ohr freilich nicht immer rein und wohllautend klingen werden. Das schadet aber nicht; die Kinder sollen singen, so gut sie's eben vermögen, und die Mutter übe mit ihrer singlustigen Schar eine Anzahl melodischer, leicht verständlicher Lieder, weltlichen und geistlichen Inhalts ein und zwar solange, bis die Kinder sie sich vollständig zu eigen gemacht haben; denn dann erst haben die kleinen Sänger wahre Freude daran. Wenn auch nicht gerade schön — in diesem Punkte wird man seine Ansprüche nicht allzu hoch stellen dürfen, — so sollten die Kinder doch möglichst richtig singen, mit frischer, heller Stimme, und die Textworte deutlich aussprechen. Schreienden, kreischenden Gesang darf die Mutter nicht dulden, er verdirbt das musikalische Gehör und schadet der Stimme vielleicht für immer.

Die Kinder werden ihren Liederschatz, der natürlich mit der Zeit entsprechend bereichert werden kann, fleißig benutzen; man beobachte nur die kleinen Puppenmütter, mit welcher Inbrunst sie ihr Puppenbaby in den Schlaf singen, die tapfern Reiterlein, wie sie mit begeistertem „Hop, hop, hop" ihr hölzernes Pferdchen anspornen; aber auch beim Kreisspiel gehts ohne Lieder nicht ab, und wie schön ists, wenn die Mutter ihre Lieblinge im Dämmern um sich versammelt und gemeinsam mit ihnen all die bekannten trauten Kinderlieder singt, oder am Sonntag Morgen die Klänge eines schlichten Chorals, eines Lob- und Dankliedes auf dem Klavier begleitet. Im Gesang soll die junge Brust sich ausjubeln, im Gesang das kleine Herz sich andächtig zu Gott emporheben; eine Kinderstube ohne Liederlust und Liederglück wäre wie ein Wald ohne Vogelsang. . . .

* * *

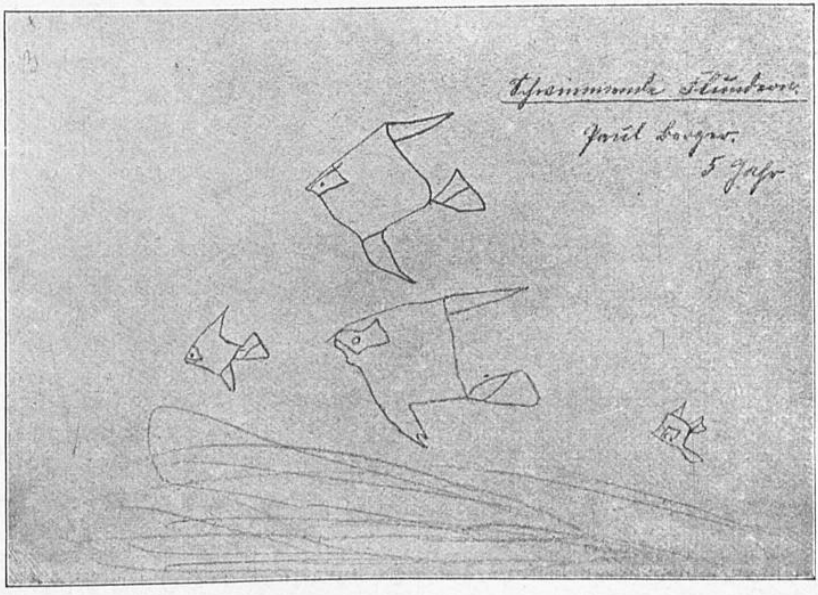
Aus dem Spiele, der sich selbst genügenden freien Tätigkeit des Kindes, entwickeln sich bald die Beschäftigungsspiele, die jenem parallel laufen, ein Tun, das bei Wahrung aller freiwilligen fröhlichen Hingabe doch schon dies und jenes feste äußere Ziel hat. Mit dem Spielen im Sande der ganz Kleinen, (Kuchenbacken, Gärtchen anlegen) der Beschäftigung mit dem Baukasten, dem Handhaben der Legetäfelchen, dem Flechten und Stäbchenverschränken, später dem Ausnähen (Fröbelbeschäftigungen) beginnen die eigentlichen Beschäftigungsspiele. Daran schließt sich das Ausmalen von Bilderbogen, (gute, kräftig kolorierende Farben, nicht haarende Pinsel!), Katalogen, das Zeichnen aus dem Gedächtnis, nach Erzähltem, nach eigner Anschauung, und man glaube ja nicht, daß hierzu ein vorgeschrittenes Alter nötig sei. Schon Drei- und Vierjährige, sobald sie Stift und Pinsel fest in die Patschhand nehmen können, vermögen bei interessierter, das Kind fröhlich begeisternder Anleitung Wunder aufs Papier zu zaubern. Natürlich muß man beim Austuschen von Figuren mit einfachen kräftigen Farben in breiten Flächen arbeiten lassen, soll aber doch schon bei den Kleinsten darauf achten, daß sie den Menschen nicht grüne Gesichter und den Bäumen nicht blaue Blätter malen. Bei A. F. Koehler, Leipzig, sind „Zeichenvorlagen für Schule und Haus" (von J. van Dijck) erschienen, Hefte in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Wie ein vierjähriges Kind aus dem Gedächtnis gesehene Gegenstände wiedergibt.

denen gezeigt wird, wie aus der Zusammenstellung der simpelsten Senkrechten und Horizontale ꝛc. die entzückendsten Zeichnungen entstehen, Häuser, Zäune, Turngeräte, Schränke, Tische, Stühle, Putthühnchen, Schweinchen, Kühe; man staunt über die Einfachheit der Mache. Den Kindern ohne weiteres derlei Hefte in die Hand zu geben,



Wie ein fünfjähriges Kind ein im Anschauungsunterricht gesehenes Bild aus der Erinnerung nachzeichnet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erscheint allerdings nicht ratsam; sie würden leicht ins mechanische Abzeichnen geraten, während ein anleitendes Mitwirken der Eltern, das auf die Erscheinungen der Natur hinweist, aller leeren, flüchtigen Handgeschicklichkeit und auch jeder Ermüdung entgegenarbeitet; zudem würde die Fülle des gebotenen Materials verwirren und zu einer gewissen, Unlust erregenden Hast verleiten. Bei diesen Übungen, die, wir wiederholen es, neben dem eigentlichen Spiele herlaufen und besonders im Winter gewisse müßige Stunden ausfüllen sollen, empfiehlt es sich, das Kind b e i d e Hände gebrauchen zu lassen; die heutigen Pädagogen erklären die Rechtshändigkeit der meisten Menschen für einen Mangel, für einen kümmerlichen, ganz überflüssigen, die Betätigung im Leben unnötigerweise beschränkenden Zustand. Auch das Modellieren in Ton und Wachs



Das Modellieren der Kinder mit Ton.

lehre man die Kinder; hier lassen sich kleine Früchte, Kuchen, Gefäße in möglichster Anlehnung an das Natur- oder Wirklichkeitsmodell von den jungen Händen schaffen. Das Buch von J. Liberty Tadd „Neue Wege zur künstlerischen Erziehung der Jugend" (Voigtländers Verlag, Leipzig) gibt hierzu auch für die ganz Kleinen, Vier- und Fünfjährigen, Anleitung; in andern Kapiteln unterrichtet es die größeren Kinder trefflich in der Kunst des Schnitzens, Zeichnens usw. Durch derartige Übungen wird das Kind nicht nur angenehm beschäftigt, seine Hand und sein Sinn praktisch geübt, auch das Auge wird schärfer und das Wissen reicher; das Kind, das nach solchen gediegenen, dem jungen Anschauungsvermögen durchaus angepaßten Anregungen zeichnet und modelliert und seine kleinen Kunstwerke dann noch austuscht, beobachtet in kurzer Zeit unwillkürlich besser; wenn es durch Aneinanderfügen zweier verschieden großer Kreise ein Küken gezeichnet hat, so wird es gewiß bei nächster Gelegenheit so ein Tierchen mit erhöhtem Interesse ansehen, wird sich den spitzen gelben Schnabel betrachten, die kleinen Krallen des Fußes zählen, wird auf die gelbe Färbung des flaumigen Gefieders achten; es wird vertrauter mit der Natur, mit ihren Formen, mit ihrer Farbe;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit den fortschreitenden Jahren immer mehr. Und so wird, ohne daß das Kind es weiß und der Erzieher es konsequent anstrebt, in spielender Praxis zu allem noch der Grund zu einer künstlerischen Erziehung, d. h. zu einem späteren richtigen, gediegenen Kunstgenießen gelegt. Alle gute Kunst geht immer wieder von der Natur aus, so muß auch die Kunstbetrachtung in der Kenntnis der Natur, in der wissenden Liebe zu ihr wurzeln.

Außer diesen Spielbeschäftigungen gibt es noch zahllose andere: das Papierfalten zu Fächern, Schiffchen, Pfeilen, Sternen, Fröschchen; das Ausschneiden und Zusammensetzen von Modellierbogen; das Falten und Schneiden von alten Postkarten usw., zu Stühlen, Tischen, Schlitten, Wagen, Leitern, Püppchen; die Fabrikation von Schaukeln, Schränken, Kommoden und ganzen Häusern aus Schwedenschachteln, die sich sehr schön bekleben lassen; von Rollwagen aus Zwirnrollen und Zigarrenbrettchen; von Bilderbüchern, illustrierten Briefbogen und Postkarten aus sorgsam ausgeschnittenen und getuschten Zeitungs- und Katalogsbildern. Aber auch die Gaben der Natur sollen benutzt werden und die Kinder erfinderisch machen: aus Schilf lassen sich Vasentellerchen und Körbchen flechten, aus Rüben und Kürbissen kleine Laternen und Ampeln herstellen, aus Eichelnäpfchen und Kornblumenknospen allerliebste Puppenlöffel, aus Kletten Körbchen zusammenfügen; aus Mohnblumen Püppchen im leuchtenden Flatterkleide, aus Strohhalmen Windmühlen; aus Eicheln Ketten und Armbänder,



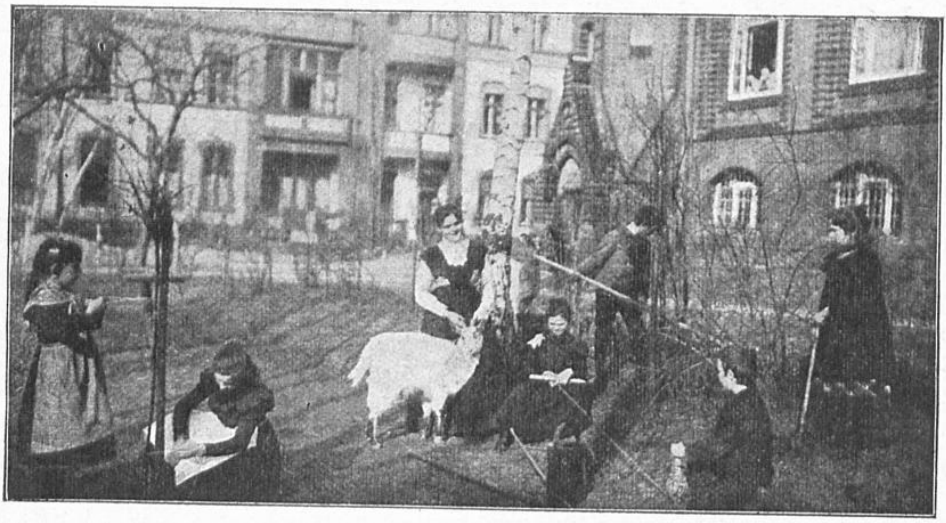
Kränzchen aus Hollundermark.



Jedes Kind hat sein eignes Beet, das es unter Anleitung, aber nach seinen persönlichen Wünschen bestellt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aus Walnüssen kleine Wagen, Karren, Körbchen, Schnepper, Eimerchen; aus Kastanien Körbe und lustige Pilze; aus Haselnüssen Löffel, Tabakspfeifen — kurz zu hunderterlei Dingen bietet die Natur willigen Händen das Material.



Gartenarbeit ist den Kindern gesund und vergnüglich; auch die Wartung der Haustiere ist ihnen mehr Lust als Last.



Wie die Berliner Schulmädel kochen und haushalten lernen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gerade das ist bei diesen Beschäftigungen so wichtig, daß das Kind Dinge herstellt, die es selbst, -- besonders beim Spiel — oder die auch die Mutter im Hause gebrauchen kann. Das gibt der Spielbeschäftigung den segensreichen Zweck und macht sie auch den Kindern hervorragend lieb. Wir sprachen in diesem letzteren Sinne ausführlicher einige Seiten vorher, gelegentlich der Betrachtung des Spielzeugs.

Glücklich sind die Kinder dran, die ihre vergnügliche Tätigkeit auch ins Freie verlegen können, in den Garten, auf den Hof; da kann man sich ein Beet mit Zier- aber auch Nutzpflanzen anlegen, da heißt es graben, säen, begießen, Unkraut ausjäten, das Zäunchen in Ordnung halten, Bäumchen anbinden, Blumen schneiden, Radieschen, Schnittlauch und Petersilie ernten und der Mutter mit Stolz in die Küche bringen, und das alles wird den allerbesten Einfluß auf Körper und Gemüt haben. Auch das Halten von Tieren sollte man den Kleinen gestatten; die Wartung der Kaninchen, einer Ziege ꝛc. beschäftigt das Kind glücklich und macht es gewissenhaft und barmherzig. Daher erlaube man ihm auch bei der Fütterung der Hühner und Vögel mitzuwirken.

Im Hause selbst weise man die Hilfeleistungen der Kinder, wenngleich sie für Vater und Mutter oft mehr eine Last als eine Erleichterung sind, nicht zurück, sondern begünstige sie eher. Für die Kinder bedeuten diese kleinen Pflichten das erste Glück der Selbständigkeit, das sie spielend empfinden und doch auch schon ernst nehmen. Spätere Zuverlässigkeit und Umsicht haben oft hier ihren Ursprung — und die Kleinen



Kluge Mütter lassen die kleinen Töchter schon frühzeitig in der Wirtschaft helfen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lernen auch mühelos dabei, besonders die Mädchen im Haushalte. Diesen kleinen Hausmütterchen sollte die Mama auch hinsichtlich des Puppenhaushaltes fördernd zur Seite stehen; das werden die Mädchen, die in solchen Spielen ja ganz wunderlich ernsthaft fühlen, nie als Störung oder lästige Beaufsichtigung empfinden, im Gegenteil, sie werden dankbar sein und ihr Puppengeschirr nach allen Regeln der Kunst aufwaschen, ihre Puppenwäsche aufs feinste waschen, bleichen und plätten, Babys Kleidchen und Mäntelchen mit größtem Eifer aus allerlei Fleckchen und Flicken zurechtschneidern u. s. f. So fallen oft Spiel und nutzbringende Tätigkeit zusammen.

Die Neigung mancher Eltern, Knaben und Mädchen, von Anfang an getrennt spielen zu lassen, ist nicht gut zu heißen. Sie können beide von einander lernen, sich in Geschicklichkeit und Findigkeit miteinander messen, auch allerlei Kenntnisse vermitteln sich von der einen Seite zur andern. Man lasse also die Kleinen während der ersten Jahre ruhig zusammen spielen und sich beschäftigen, dahin zieht auch ihr natürlicher Trieb. Mit der Zeit geht meist ganz von selbst jedes seinen Weg.

Für größere Knaben, in denen die Lust an der Beschäftigung den Hang zum Spiel zu überwiegen beginnt, sind die Handfertigkeitsklassen, die vor mehreren Jahren an vielen Schulen für Knaben aller Stände eingerichtet wurden, die geeignetsten Stätten zur Erholung vom einseitig anstrengenden Schullernen und zur Förderung von Handgeschicklichkeit, Umsicht, Fleiß. Da wird getischlert, modelliert, geschnitzt,



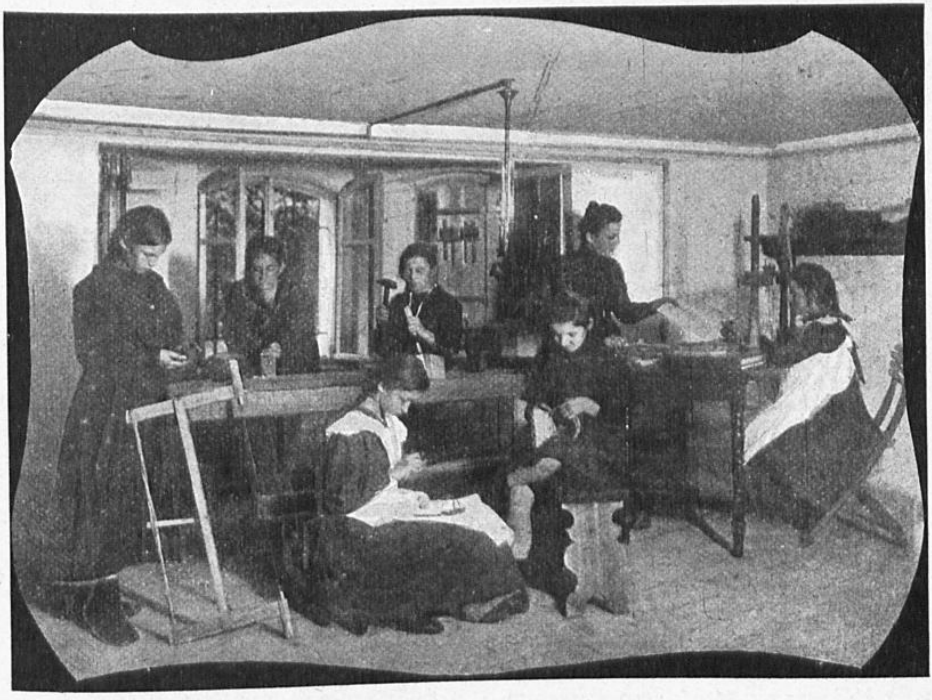
Aus den Schülerwerkstätten für erziehliche Knabenhandarbeit. Wie unsere Söhne die Kunst des Buchbinders treiben.

gedrechslert, gepappt und gekleistert, daß es eine Lust ist. Und zwar gilt dies nicht nur für die Knaben, auch die Mädchen sollten aus den gleichen Gründen mittun, Buchbinder-, Schnitz-, Modellier- und Kochkurse und nicht nur ihren Handarbeits-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Aus den Schülerwerkstätten für erziehliche Knabenhandarbeit. Wie unsere Söhne tischlern.

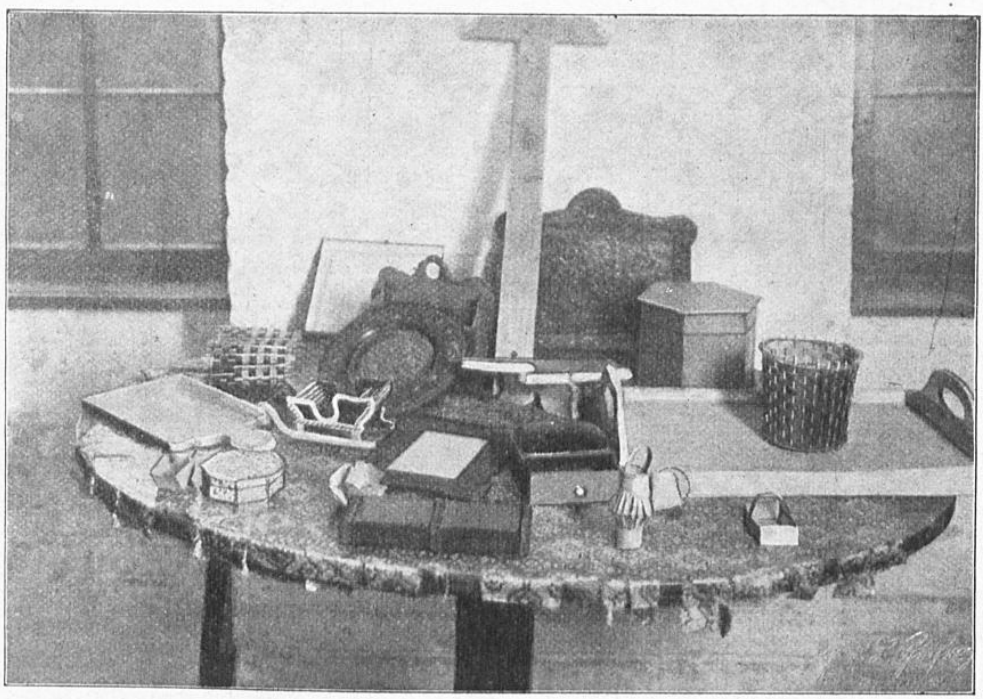


Geschickte kleine Mädchen bessern ihre Gartengeräte eigenhändig aus, flechten Körbchen und heften und binden die Schulbücher. (Aus dem Landerziehungsheim bei Wannsee-Berlin.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterricht besuchen. Unendlich viel wird dabei gelernt, was einem fürs ganze Leben Nutzen und Freude schafft und zugleich Achtung und Verständnis für das Handwerk und Kunstgewerbe beibringt.

Grade die größeren Kinder brauchen, abgesehen von der so nötigen Erholung, unbedingt eine ausreichende Beschäftigung in ihrer Mußezeit, sonst stürzen sie sich auf die Lektüre, die nicht immer die beste sein wird, schon weil es so viel gute Werke, als nötig sind, um den müßiggängerischen Lesehunger des Kindes zu befriedigen, garnicht zur Verfügung hat; es werden also Bücher verschlungen, an die das Verständnis des Lesers noch nicht heranreicht, oder Romane, pikante Schriften, Räuber- und Indianergeschichten müssen herhalten; und selbst wenn alle diese Bücher gut und schön wären, in solchen Massen vertilgt, können sie nur schädlich wirken, verwirrend auf den Geist und erschlaffend auf Gemüt und Willen. Und tritt der Lesehunger nicht zutage, so gewöhnt sich der müßige, junge Mensch, was ebenso schlimm und unter Umständen noch gefahrvoller ist, ans Träumen und Herumlungern, und dem sollte besonders in diesem Alter des körperlichen Heranreifens entgegengetreten werden.



Was für Kunstwerke die fleißigen Knabenhände zuwege bringen.

Also wenn Spiel und Spielbeschäftigung nicht mehr ziehen, dann fessele man das größere Kind (wir sprachen in diesem Zusammenhang am Schlusse der Betrachtungen über das Spiel auch vom frühreifen Kinde) an die praktische Beschäftigung schlechthin, an die handwerkliche Tätigkeit. Die meisten Kinder werden fröhlich folgen und sich bald glücklich fühlen in der neuen Phase ihres Daseins. Es ist nun Pflicht der Erzieher, den Sinn ihrer Zöglinge für die handwerkliche Tätigkeit immer frisch zu erhalten. Alles Nachlassen, alle sich einstellende Saumseligkeit von seiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kinder müssen durch gutes Zureden, durch lebhaftes Interessiertsein und Fragen der Eltern wieder gehoben werden; man achte auch von vornherein darauf, daß keine Arbeit unfertig liegen bleibe, geschieht das einmal, so passiert es auch öfter, und mit jeder unvollendet beiseite geschobenen Arbeit wird auch ein Stück Lust mit abgetan sein.

Sehr günstig auf den Nachlassenden und auch von Anfang an vorbeugend muß es wirken, wenn die Eltern es unbemerkt und klug einzurichten wissen, daß der kleine Handwerker nur Gegenstände herstellt, die einen Wirklichkeitswert besitzen, sodaß man sie im Hause oder sonstwie benutzen kann; aber zu dieser Taktik gehört unbedingt, daß man sich die Dinge ausbittet und wirklich für sich oder die ganze Familie in Gebrauch nimmt. Ebenso facht man das Interesse der Kinder an dieser ihrer Tätigkeit wohltuend an, wenn man sie zu allerlei häuslichen Reparaturen zu Hilfe ruft, ihnen die Ausbesserung schadhafter Gegenstände, Möbel und dergl. überträgt. Das alles beweist ihnen den Wert ihrer Arbeit und ein wenig auch ihrer selbst . . .

Zum Schlusse mögen noch Abbildung und Erklärung einiger selbst zu fertigender Beschäftigungsspiele folgen, als Anregung, wie sich das einfachste Material auch von kleinen Händen nutzbringend verwerten läßt. Wir beginnen mit einem Mosaikspiel aus Papier. Das erforderliche Material besteht aus buntfarbigem, steifem Kartonpapier; am besten eignet sich hierzu solches, das auf der Vorderseite eine andere Farbe zeigt, als auf der Rückseite. Sollte derartiges Papier nicht zu erlangen sein, obgleich es in jeder Papierwarenhandlung käuflich ist, so müssen die Kinder einseitiges wählen und nun selbst die Rückseite mit Wasserfarben oder Buntstiften färben. Von dem Kartonpapier schneiden wir mit

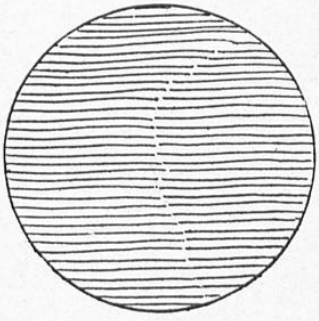


Fig. 1.



Fig. 2.

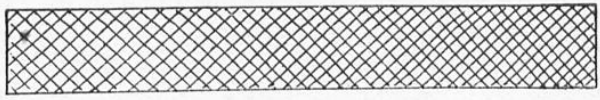


Fig. 3.

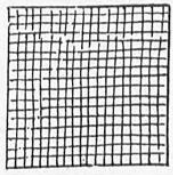


Fig. 4.

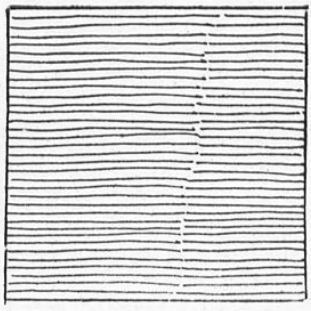


Fig. 5.

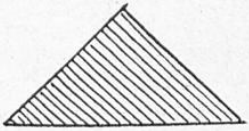


Fig. 6.

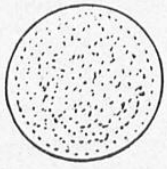


Fig. 7.

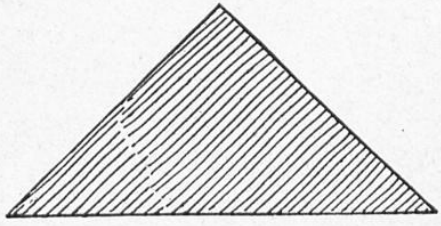


Fig. 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer sehr scharfen Schere, damit die Kanten recht sauber erscheinen, allerlei Blättchen aus. Größere und kleinere Vierecke, große und kleine Dreiecke und kreisrunde Scheiben, welche sich bequem nach der Rundung verschieden großer Knöpfe aufzeichnen lassen, und verschieden breite und lange Streifen. Wie groß die Anzahl der verschiedenen Blättchen von jeder Farbe, wie Grün, Rot, Blau, Braun, Gelb, Schwarz, sein soll, steht ganz in unserem Belieben. Je mehr wir von denselben haben, desto mehr Figuren können wir von diesen Blättchen zusammenlegen, ohne die zuerst hergestellten zu vernichten. — In den Abbildungen Fig. 1—8 findet sich die naturgroße Wiedergabe der einzelnen Blättchen, während die Zeichnungen 9—17 veranschaulichen, in welcher Weise dieselben zu einer hübschen Figur zusammengelegt werden. Es wird gewiß gelingen, für dieses Mosaik noch

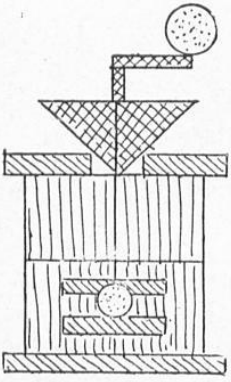


Fig. 9.

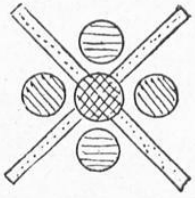


Fig. 10

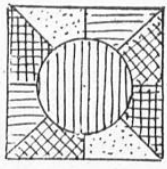


Fig. 11.

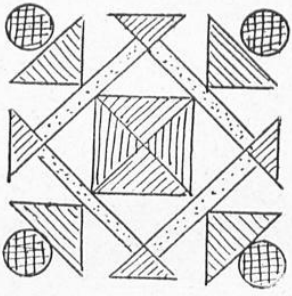


Fig. 12.

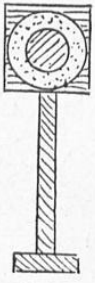


Fig. 13.

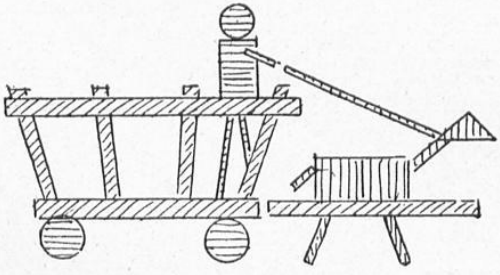


Fig. 14.



Fig. 15.

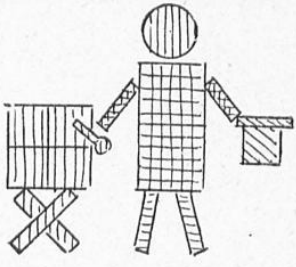


Fig. 16.

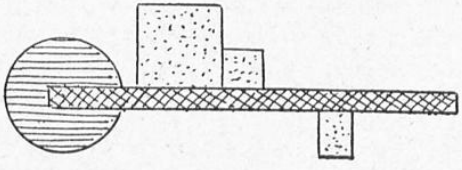
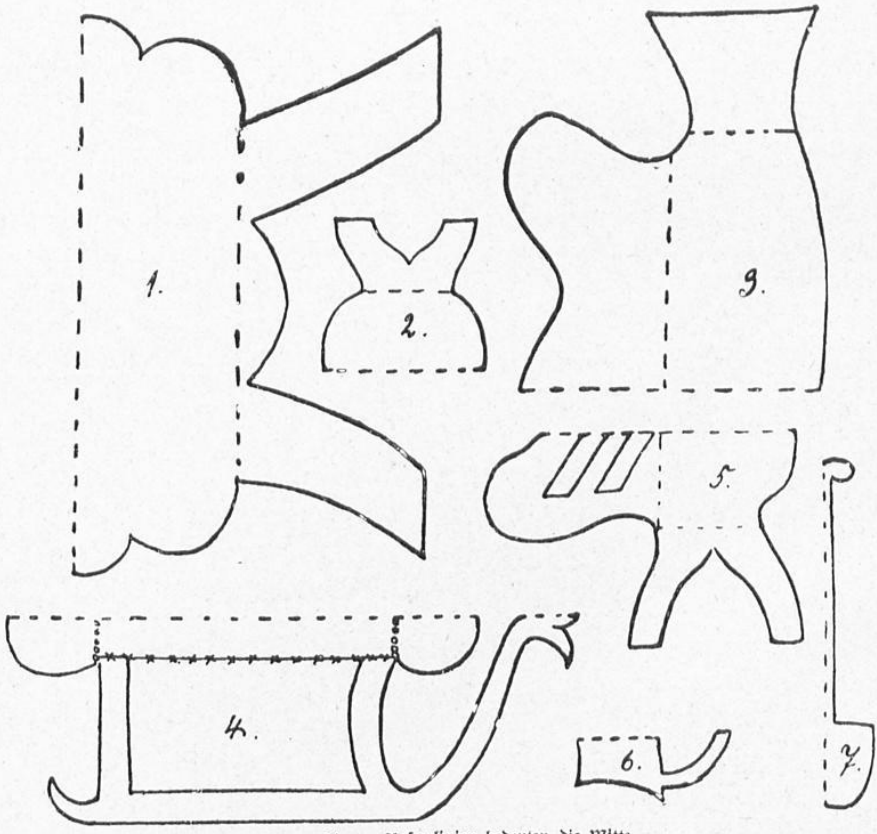


Fig. 17.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mancherlei neue Figuren nach dem Muster der obigen zu erfinden. Bemerkt sei nur, daß sich auch Häuser, Kirchen, Tore, Windmühlen, Leitern, Laternen usw. mit den Blättchen legen lassen. Bei den ersteren bilden die großen Quadrate die Mauern, die auf diese gelegten kleinen Vierecke stellen die Fenster dar. Die schmalen, langen Streifen ergeben einzelne Teile der zuletzt genannten Figuren, während die Dreiecke bei der Bildung der Dächer Verwendung finden.

Selbst herzustellende Anziehpuppen, Möbel und Geräte. Beim Schneiden der vorliegenden Muster ist das Papier, — am besten eignet sich für die Möbel, Geräte und Puppen leichtes Kartonpapier, für die Kleidchen farbiges oder weißes Papier, — in der Mitte zusammenzufalten und in doppelter Lage zu schneiden. Die punktierten Mittellinien geben den Bruch an, bei den Möbeln sind die Beine in den punktierten Linien nach unten zu biegen. Nach Fertigstellung ist alles bunt auszutuschen.



Die punktierten Außenlinien bedeuten die Mitte.

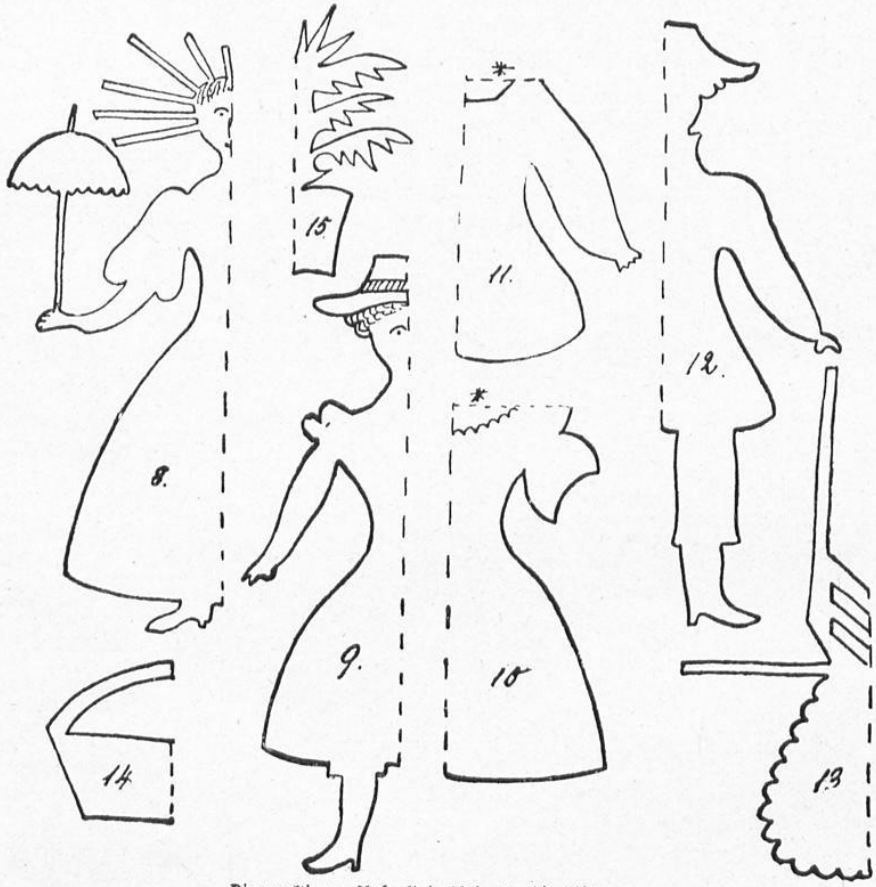
1. Tisch.
2. Fußbank.
3. Sofa; die Lehne wird nach oben gebogen, die Füße nach unten.
4. Schlitten; die Kreuzlinien geben den Kniff für den Sitz an; die Lehnen biegt man nach oben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Lehnstuhl; die schmalen Bänder in der Lehne werden ausgeschnitten, sodaß ein durchbrochenes Muster entsteht.

6. Eimer.

7. Spaten.



Die punktierten Außenlinien bedeuten die Mitte.

8. Püppchen, die hochstehenden Streifchen werden als Locken nach unten gebogen.

9. Püppchen mit Hut.

10. Kleidchen für Nr. 9.

11. Kittel für Nr. 12.

12. Knabe.

13. Schürzchen für Nr. 9; der Latz ist durchbrochen; die Bänder werden umgekniffen und geben der Schürze Halt.

14. Körbchen.

15. Blumenstock.

Ein Fröschlein aus Papier. Nimm ein Stück Papier in Form eines Quadrates und schlage die vier Ecken nach der Mitte zusammen, wie die punktierten Linien bei Fig. 1 andeuten. Lege zwei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der gegeneinanderliegenden Ecken zum Dreieck zusammen und schlage die beiden anderen Ecken nach innen ein, sodaß ein Quadrat mit vier losen Ecken entsteht; Fig. 2. — Falte die vier Ecken nach der Mitte zu, wie Fig. 3 es lehrt. Öffne und falte das Papier nach Fig. 4 an allen vier Seiten, so entsteht Fig 5. Kniffe die bei Fig. 5 angedeuteten Linien ein und bilde mit ihrer Hilfe Fig. 6. Sind alle vier Seiten so behandelt, dann liegt Fig. 7 vor dir. Falte die Ecken abermals nach der Mitte hin, wie die Punkte es zeigen und drücke die Brüche scharf nieder (Fig. 8).

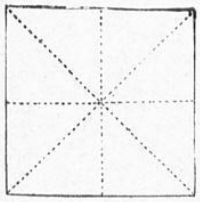


Fig. 1.

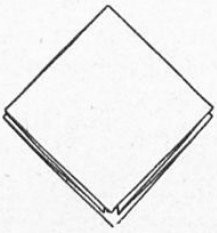


Fig. 2.

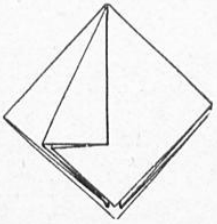


Fig. 3.

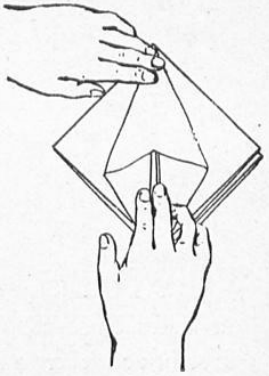


Fig. 4.

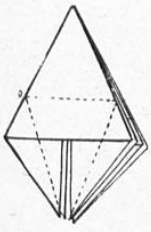


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.

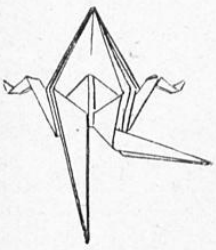


Fig. 11.

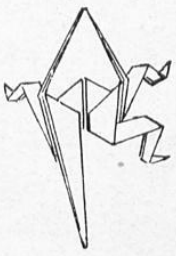
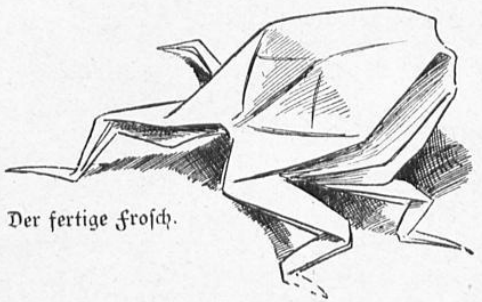


Fig. 12.

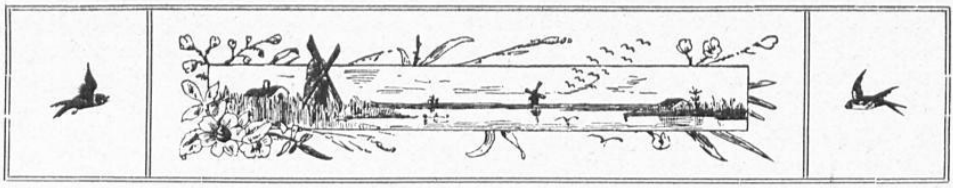


Der fertige Frosch.

Nimm nun zwei der spitzen Tütchen auf, biege sie nach oben (Fig. 9) und dann noch zweimal nach Fig. 10; so hast du die Vorderbeine des Fröschchens. Nach Abb. 11 und 12 biegst du sodann auch die Hinterbeine, und damit ist der originelle Frosch beendet, der zum Vergnügen der Kleinen auch noch munter hüpfen wird, sobald du nur leicht auf sein Köpfchen drückst.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



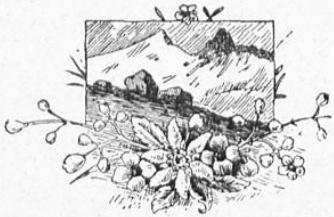
Lieder für Mütter

den lieben Kleinen

· · vorzusingen. · ·

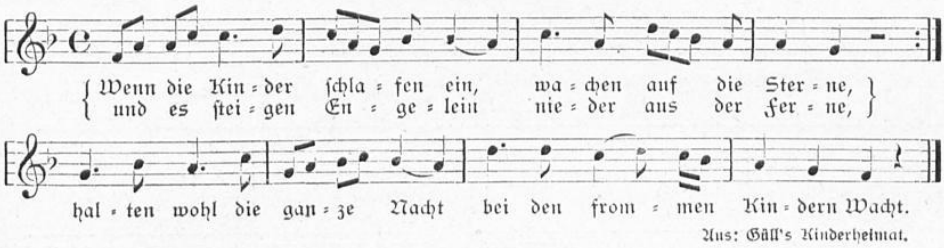
Des Menschen echtes Leben ist Poesie; sie findet ihren frühesten und angemessensten Ausdruck im einfachen Gesange. Keins aber unter allen Völkern der Erde ist von jeher so gesangeslustig gewesen, als unser liebes deutsches Volk, das alle seine Gefühle und Empfindungen im Gesange austönen zu lassen liebte. So wirkt auch nichts mächtiger auf die noch im dunklen Unbewußtsein schlummernde Seele des Kindes ein, als die süßen Töne eines einfachen Liedes. Sie beruhigen das unruhige, sie erheitern das zufriedene Kind und locken die ersten, scheinbar noch gefesselten Keime seiner geistigen und gemütlichen Anlagen hervor, indem sie zugleich sein Ohr für den Wohllaut und den Reiz des Zeitenwechsels empfänglich machen und es gewissermaßen dafür stimmen.

In solchem Sinne sollen Mütter und Pflegerinnen ihren kleinen Lieblingen vorsingen und ihnen geeignete Lieder nebst passenden Melodien für diesen Zweck in reicher Auswahl zu bieten, ist die Aufgabe dieses Kapitels.



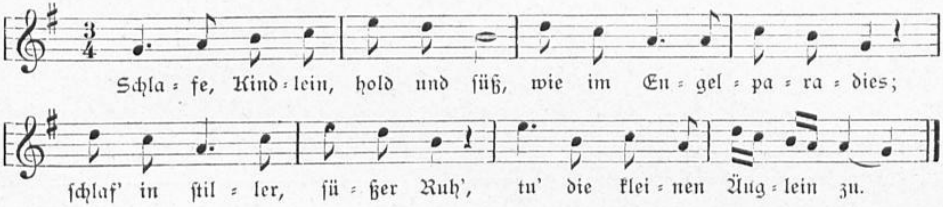
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Engelwacht.



Aus: Gäll's Kinderheimat.

Wiegenlied.



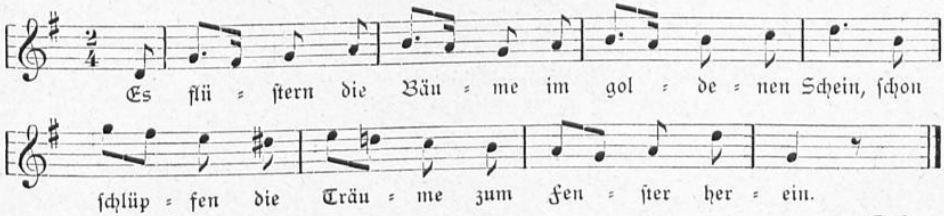
Draußen ſteh'n die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis;
Droben in der lichten Höh'
Steh'n die Englein weiß wie Schnee.

Kommt, ihr Englein, weiß und fein!
Wiegt mir ſchön mein Kindelein;
Wiegt ſein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind den Lilien tut.

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun!
Sollſt in Gottes Frieden ruh'n;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter ſein!

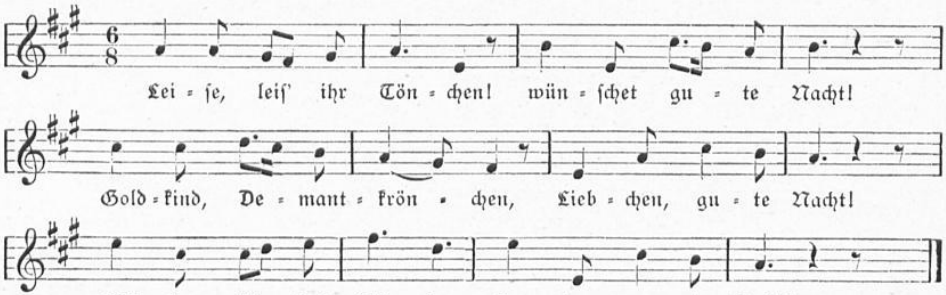
E. M. Arndt.

Vor dem Schlummer.



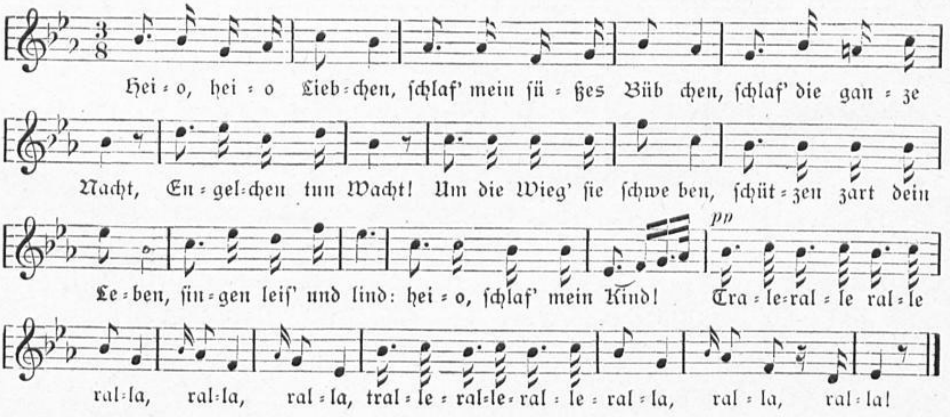
Tieck.

Gute Nacht, mein Kind!



Otto, Graf von Löben.

Heio, Liebchen!

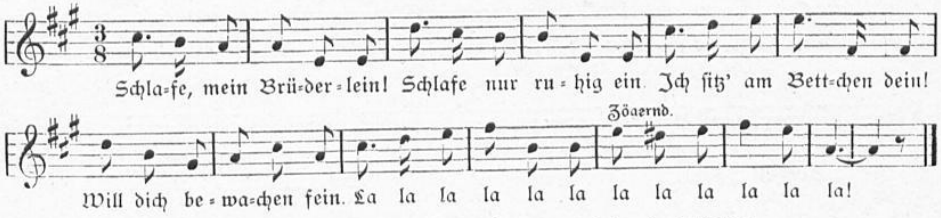


Und von Himmelsbäumchen
Schütteln sie dir Träumchen,
Lassen dich auch seh'n
Christkind hold und schön.
Herzchen wird dann lachen
Über all die Sachen,
Die es auf einmal
Sieht im gold'nen Strahl.
Trala ꝛc.

Nach dem plattdeutschen Wiegenlied: Heio Hätzenskindchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwesterleins Wiegenlied.



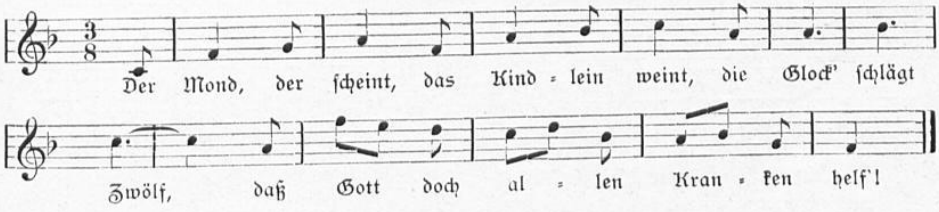
Schreie nur nicht ſo ſehr!
Wälz' dich nicht hin und her!
Schlafen iſt gar nicht ſchwer:
Schlaf' nur, was willſt du mehr?
La, la ꝛc.

Ja, nicht ein Mückelein,
Wär es auch noch ſo klein,
Soll in's Geſicht hinein
Stechen dich, Brüderlein.
La la ꝛc.

Ich halte treue Wacht!
Träum' du von gold'ner Pracht!
Schlaf' bis die Sonn' erwacht!
Brüderlein, gute Nacht!
La la ꝛc.

K. Enslin.

Ammenuhr.



Gott alles weiß;
Das Mäuslein beiß':
Die Glock' ſchlägt Ein,
Der Traum ſpielt auf dem Kiſſen dein.

Die Sternlein ſchön
Am Himmel geh'n;
Die Glock' ſchlägt Zwei,
Sie geh'n hinunter nach der Reih'.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht;
Die Glock' ſchlägt Drei,
Der Fuhrmann hebt ſich von der Streu'.

Der Gaul, der ſcharrt,
Die Stalltür' knarrt;
Die Glock' ſchlägt Vier,
Der Kutſcher ſiebt den Hafer ſchier.

Die Schwalbe lacht,
Die Sonn' erwacht;
Die Glock' ſchlägt Fünf,
Der Wand'rer macht ſich auf die Strümpf'.

Das Huhn gagackt,
Die Ente quackt;
Die Glock ſchlägt Sechs,
Steh' auf, ſteh' auf, du faule Hex'!

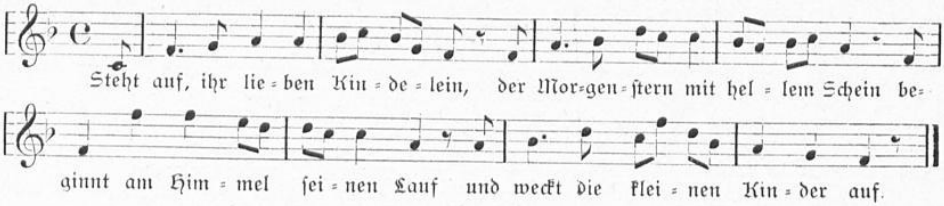
Zum Bäcker lauf',
Ein Wecklein kauf',
Die Glock' ſchlägt Sieb'n,
Die Milch tu' an das Fenſter ſchieb'n.

Tu' Butter 'nein
Und Zucker fein,
Die Glock' ſchlägt Acht,
Geſchwind dem Kind die Supp' gebracht.

Aus: Des Knaben Wunderhorn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

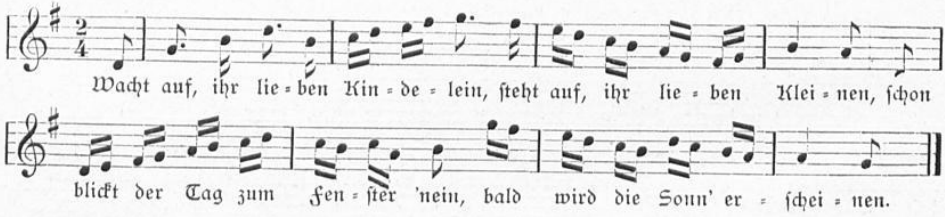
Morgenstern.



Sei schön willkommen, lieber Tag,
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag.
Leucht' uns in unf're Herzen fein
Mit deinem gold'nen Himmelsschein.

Erasmus Alberus.

Der Kinder Weckerlied.



Sie bricht sich durch die Wolken Bahn,
Und leuchtet klar und helle,
Dann fängt sie ihre Reise an.
Ihr Kindlein, kommet schnelle!

Seht an der Morgensonne Pracht,
Hört auf der Vöglein Lieder:
Sie loben Gottes Lieb und Macht,
Sie singen auf und nieder.

Stimmt ein in ihren Lobgesang,
Daß weit es möge schallen,
Laßt eu'rer hellen Stimme Klang
Zu Gottes Preis erschallen!

Lobt Gott, den Herrn, in Ewigkeit,
Singt ihm mit vollem Munde.
Stimmt an mit aller Freudigkeit,
Singt ihm aus Herzensgrunde.

Er höret eure Stimme gern'
Und freut sich eurer Freude;
Er sorget für Euch nah' und fern',
Und wehret allem Leide.

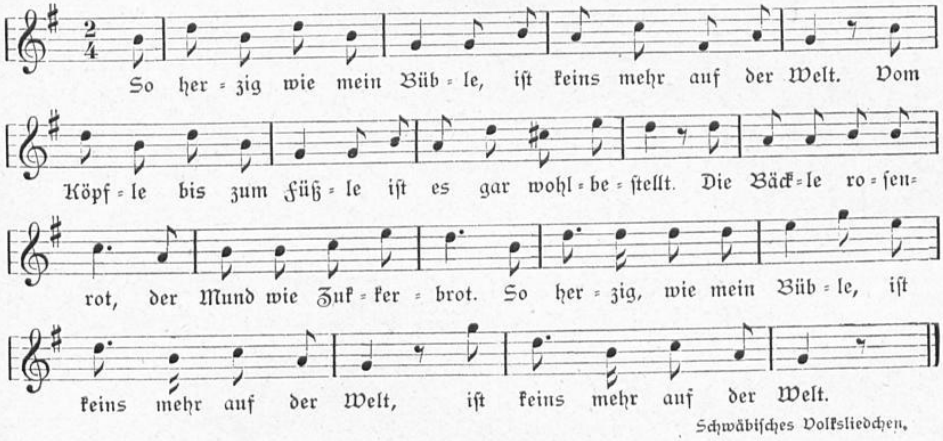
Er breitet seine Arme aus,
Und spendet reichen Segen,
Ach Herr, geh' mit uns ein und aus
Auf allen unsern Wegen!

E. Schmidt.



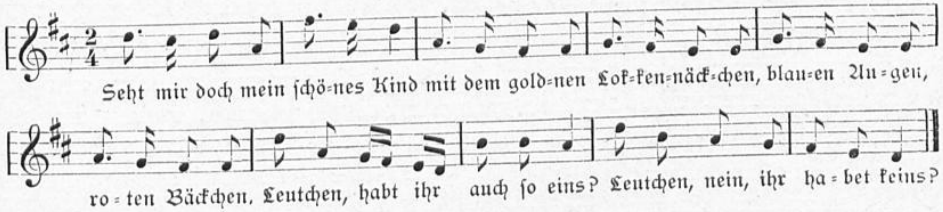
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Koselieddchen.



Schwäbisches Volksliedchen.

Mutterliebe.



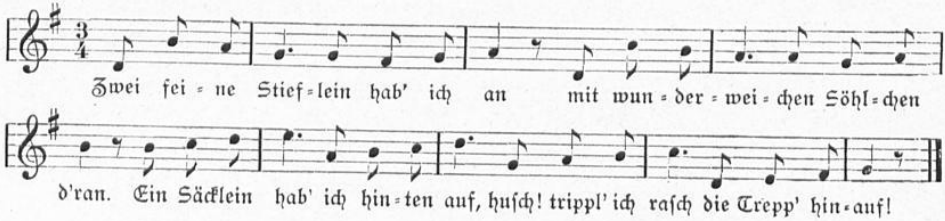
Komm' einmal ein Kaufmann her,
Hunderttausend blanke Thaler,
Alles Gold der Erde zahl' er:
O, er kriegt gewiß nicht meins!
Kauf' er sich wo anders eins!

M. Claudius.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sandmännchen.



Wenn ich dann in die Stube tret'
Und hör' der Kinder Schlafgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Äugelein.

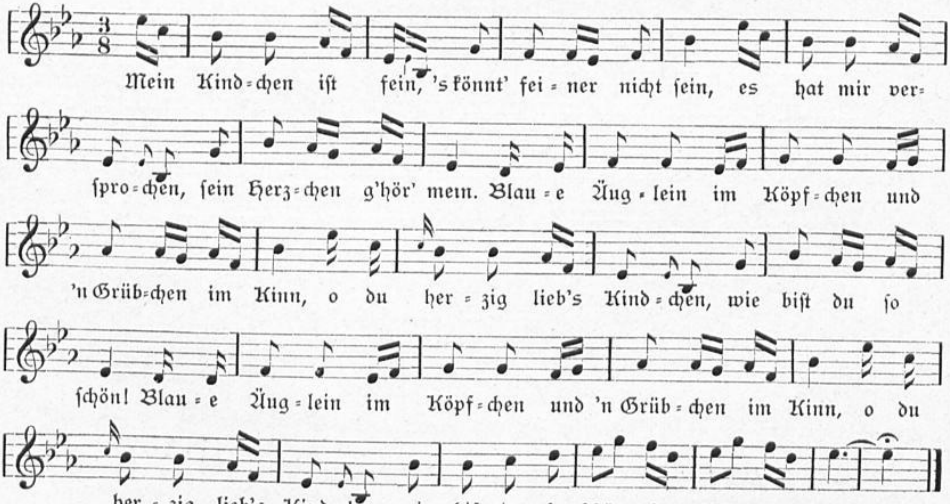
Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht;
Die Mutter hat sie zugedeckt,
Der neue Tag sie wieder weckt.

Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergeh'n.
Nun frisch und rasch mit Sack und Stab,
Jetzt geht es wieder Trepp' hinab!

Ich kann nicht lange müßig steh'n,
Ich muß heut' noch zu vielen geh'n
Mein kleines Säckchen öffn' ich kaum,
Nickt Alles schon und lacht im Traum.

H. Kletke.

Mein Kindchen ist fein.

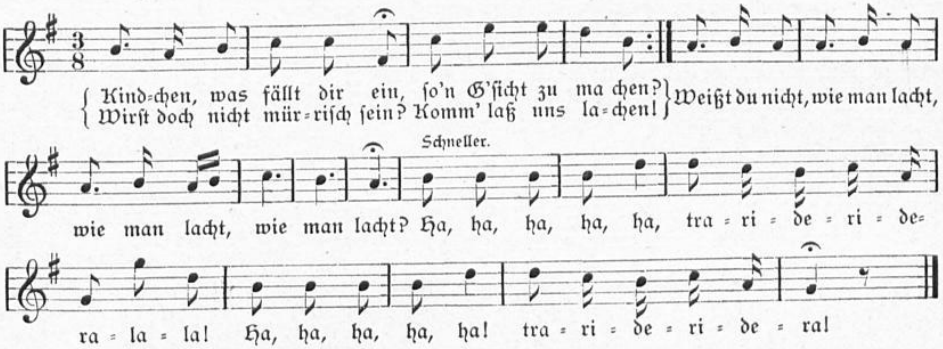


Dichtungen aus der Kinderwelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn's Kind verdrießlich ist.

1.

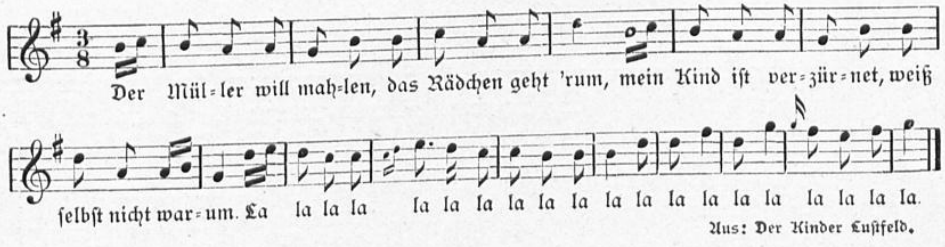


Kindchen, was fällt dir ein,
Willst nicht mit singen!
Willst wohl gar böse sein?
Wird nicht gelingen!
Weißt du nicht, wie man singt?
Wie man singt, wie man singt?
La, la, la ꝛc.

Darfst nicht mehr böse sein,
Mußt mit mir singen!
Kindchen, lieb' Kindchen mein,
Komm, laß uns springen!
Weißt du nicht, wie man springt?
Wie man springt, wie man springt?
Ei, auf zwei Beinen!
Hei-di-del-di-del, hop-sa-sa!
Ei, auf zwei Beinen!
Hei-di-del-di-del da!

Aus Wehe's Kinderliedern.

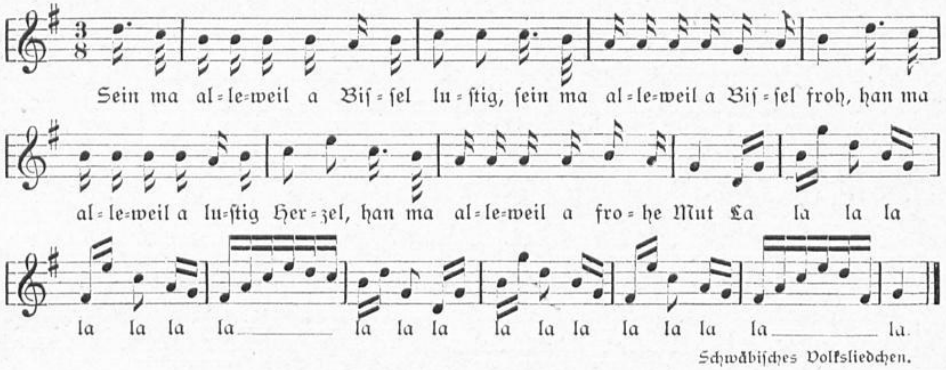
2.



Aus: Der Kinder Lustfeld.

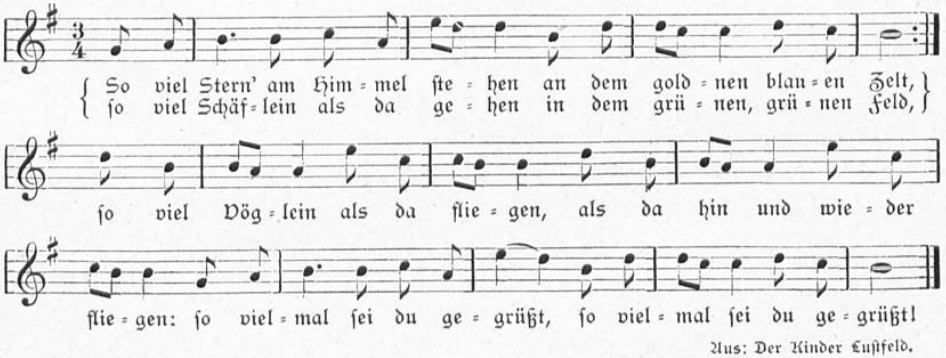


Alleweil luſtig ſein.



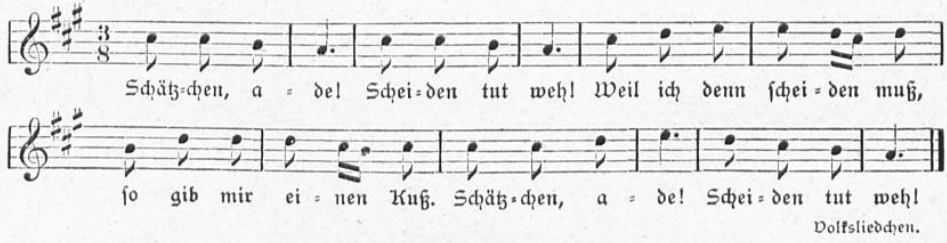
Schwäbiſches Volksliedchen.

Gruß.



Aus: Der Kinder Luſtfeld.

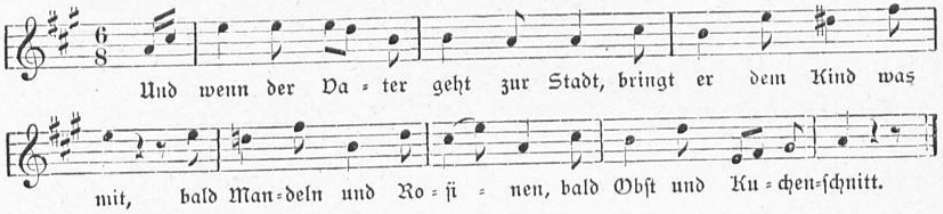
Ade!



Volksliedchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hasenbrot.

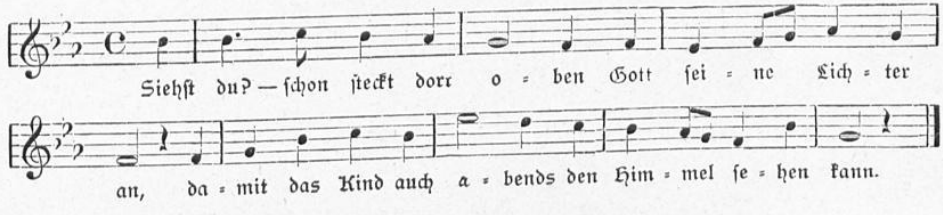


Und geht er auch nur über Feld,
So denkt er dann auch sein:
Er bringt ihm immer etwas,
Sollt's trocken Brod auch sein.

Das trock'ne Brod, das schmeckt gar gut,
Denn wie der Vater sagt,
So hat er's auf dem Felde
Den Hasen abgejagt.

Hoffmann von Fallersleben.

Himmelslichter.



Den schönen blauen Himmel
Mit seinem gold'nen Mond,
Wo mit den lieben Engeln
Der ew'ge Vater wohnt.

Und wie die hellen Sterne
So freundlich und so licht,
So schaut er selbst hernieder
Mit mildem Angesicht.

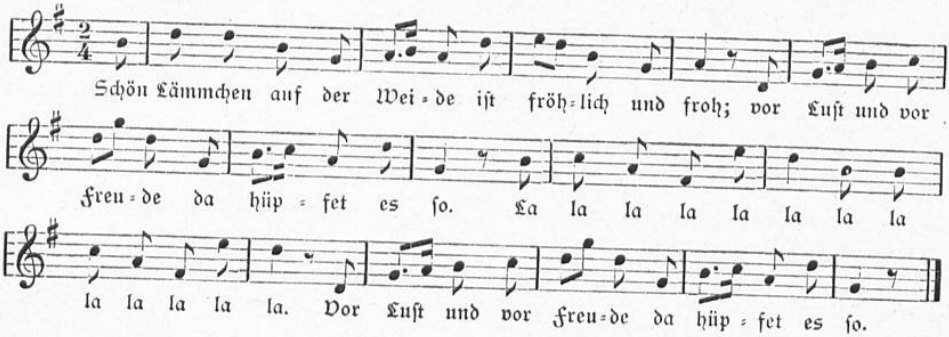
Die Himmelslichter glänzen
Hin durch die ganze Nacht; —
Leg' dich nur still zu Bette,
Der Vater droben wacht!

Eckelmann.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

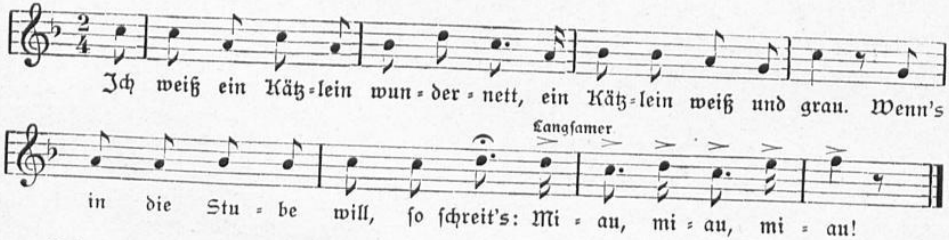
Schön Lämmchen.



Wer auch so unschuldig,
So fromm und so gut,
So sanft und geduldig,
Hat fröhlichen Mut!
La la la ꝛc.
So sanft und geduldig,
Hat fröhlichen Mut!

Chr. Schmid.

Miau-Kätzchen.



Und wenn das Kätzlein essen möcht',
So schmeichelt es der Frau,
Und schreit und bettelt immerfort:
Miau, miau, miau!

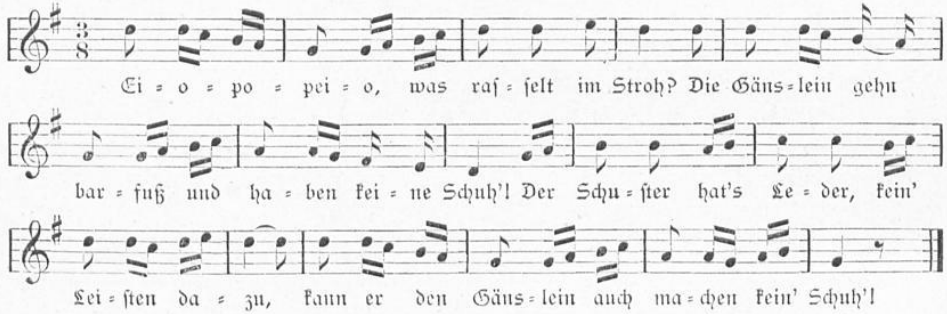
Und wenn des Nachbars Hündchen kommt,
Und bellt es an: wau, wau!
So springt es auf den Baum und schreit:
Miau, miau, miau!

Aus Staubs Kinderbuch.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eiopopeio.



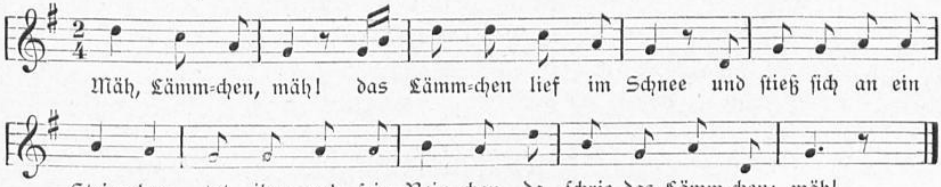
Eiopopeio, schlag's Kickelchen tot!
Legt mir keine Eier
Und frißt mir mein Brod.
Rupfen wir ihm dann
Die Federchen aus,
Machen dem Kindlein
Ein Bettlein daraus.

Eiopopeio, das ist eine Noth!
Wer schenkt mir 'nen Heller
Zu Zucker und Brod?
Verkauf' ich mein Bettlein
Und mach' mir 'ne Streu',
Und schlafe dann lustig
Auf Stroh und auf Heu.

Aus: Des Knaben Wunderhorn.



Wenn sich's Kind gestoßen hat.



Mäh, Lämmchen, mäh!
Das Lämmchen lief im Schnee
Und stieß sich an ein Stöckchen,
Tat im weh sein Köpfchen,
Da schrie das Lämmchen: mäh!

Mäh, Lämmchen, mäh!
Das Lämmchen lief im Schnee
Und stieß sich an ein Röhrchen,
Tat ihm weh sein Öhrchen,
Da schrie das Lämmchen: mäh!

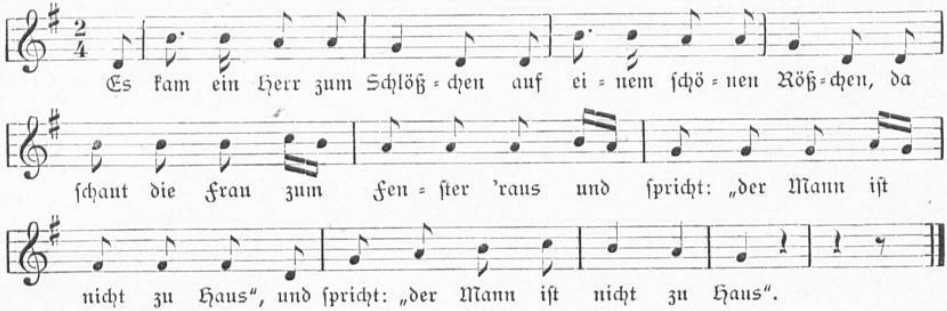
Mäh, Lämmchen, mäh!
Das Lämmchen lief im Schnee
Und stieß sich an ein Sträuchlein,
Tat ihm weh sein Bäuchlein,
Da schrie das Lämmchen: mäh!

Aus: Der Kinder Lustfeld.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kinder artig zu machen.



„Dahier ist nur zu finden
Die Frau mit ihren Kinden."
Antwortet ihr der Herr geschwind:
:,: Sind's gute, brave, fromme Kind? :,:

Da sprach die Frau mit Klagen:
„Ich wollt', ich könnt' es sagen!
Allein es sind gar böse Kind,
:,: Und sie gehorchen nicht geschwind!" :,:

Da sprach der Herr mit Dräuen:
„Das sollen sie bereuen!
Dergleichen Kinder sind nicht fein,
:,: Zu ihnen mag ich nicht hinein. :,:

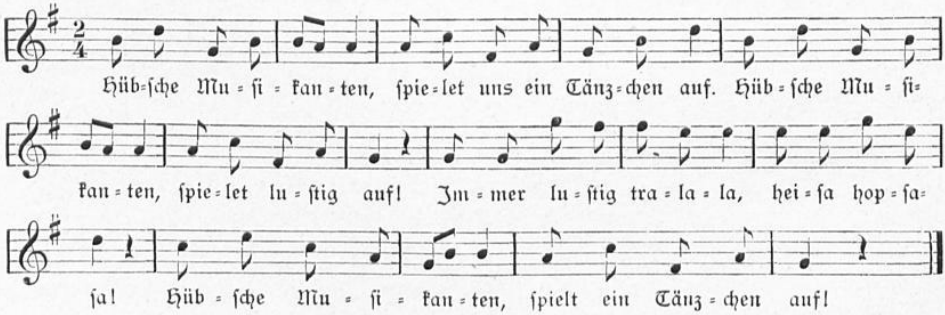
Viel schöne Sachen hab' ich,
Mit selbigen begab' ich
Nur gute, brave, fromme Kind,
:,: Und jene nicht, die böse sind!" :,:

Als das gesagt der Reiter,
Ritt er um ein Haus weiter.
Die Kinder schrieen hinten d'rein:
:,: „Wir wollen brav und folgsam sein!" :,:

Nach: Des Knaben Wunderhorn.

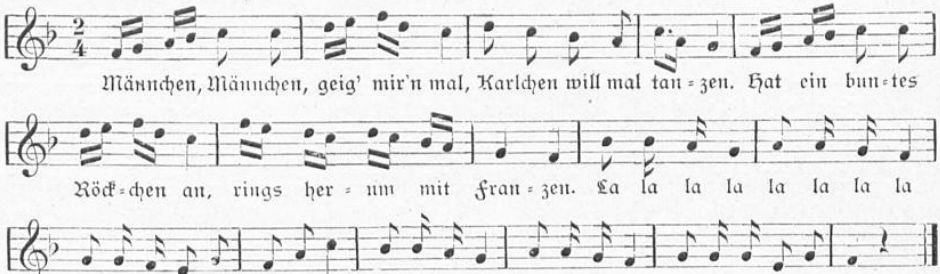
Tanzliedchen.

1.



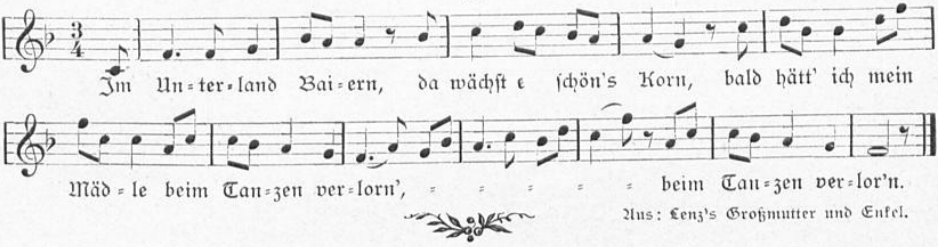
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.



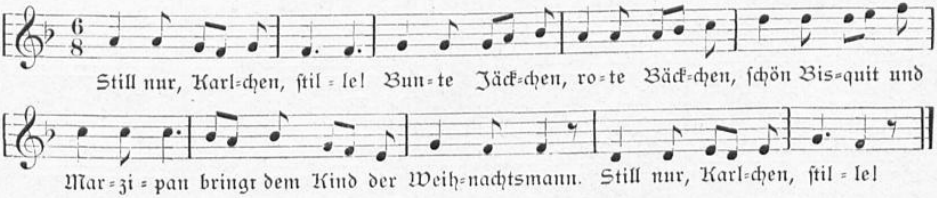
Mündliche Überlieferung.

3.



Aus: Lenz's Großmutter und Enkel.

Wenn's Kind weint.



Still nur, Karlchen, stille!
Süße Küsse,
Gold'ne Nüsse,
Solchen großen Zuckermann,
Alles bringt der Weihnachtsmann.
Still nur, Karlchen, stille!

Alles bringt er Karlchen!
Grüne Bäume,
Pferd' und Zäume,
Wenn der Karl hübsch artig tut,
Ist der Weihnachtsmann ihm gut,
Still nur, Karlchen, stille!

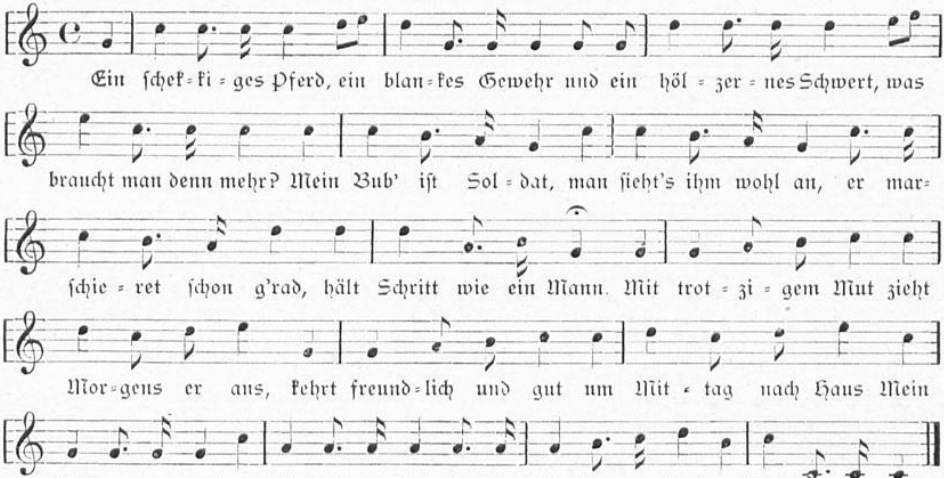
Still nur, Karlchen, stille!
Kikrihähne,
Weiße Zähne,
Daß der Karl recht beißen kann,
Alles bringt der Weihnachtsmann.
Still nur, Karlchen, stille!

Wedemann.



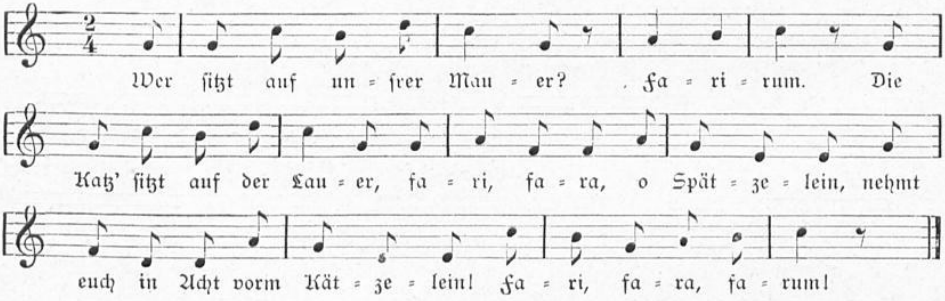
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn der Bub' Soldaten spielt.



Hoffmann von Fallersleben.

Vom Lauerkätzchen.



Nehmt euch in Acht, ihr Spätzchen!
Farirum!
Es kommt das Mausekätzchen,
Fari, fara!
O Spätzelein, nehmt euch in Acht
Vor'm Kätzelein!
Fari, fara, farum!

Die Katz' ist heimgegangen,
Farirum!
Sie hat den Spatz gefangen,
Fari, fara!
D'rum Spätzelein, nehmt euch in Acht
Vor'm Kätzelein!
Fari, fara, farum!

Was macht die Mausekatze —
Farirum!
Doch mit dem kleinen Spatze?
Fari, fara!
Das Spätzelein bringt sie zu ihrem Kätzelein.
Fari, fara, farum!

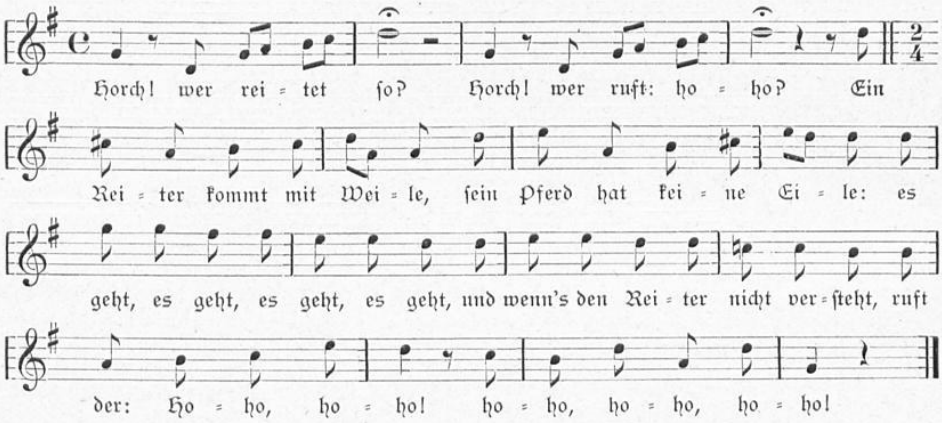
Hoffmann von Fallersleben.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schritt, Trab, Galopp.

(Die erste Strophe wird langsam, die zweite schneller und die dritte ganz schnell gesungen.)



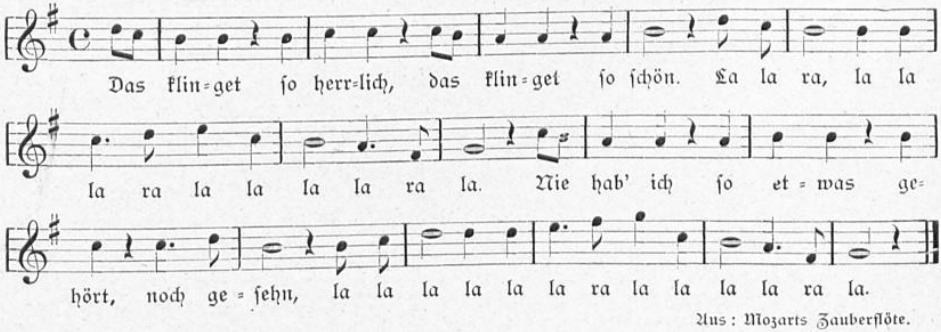
Horch! was trabt denn so?
Horch! was schreit: Halloh?
Ein Reiter kommt geritten,
Sein Pferd kommt schnell geschritten,
Trab, trab, trab, trab, trab, trab, trab, trab,
Der Reiter ihm die Sporen gab,
Und ruft: Halloh, halloh, ꝛc.

Horch! was klappt denn so?
Horch! was schreit: Juho?
Ein Reiter kommt gesauset,
Sein Pferd, das kommt gebrauset:
Galopp, galopp, galopp, galopp,
Der Reiter schaukelt hopp, hopp, hopp,
Und schreit: Juho, juho, juho, juho, juho!

W. Rädiger.



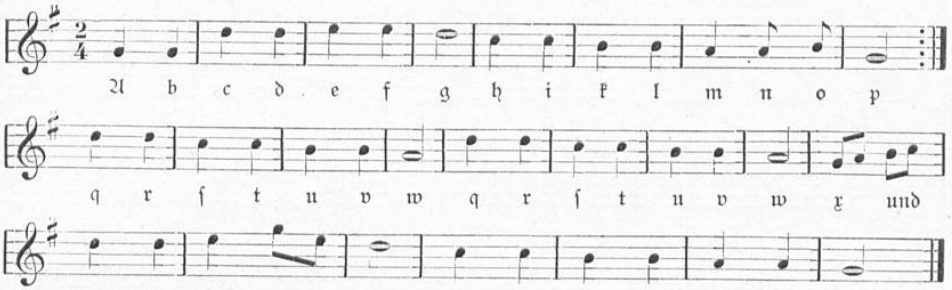
Glockenspiel.



Aus: Mozarts Zauberflöte.



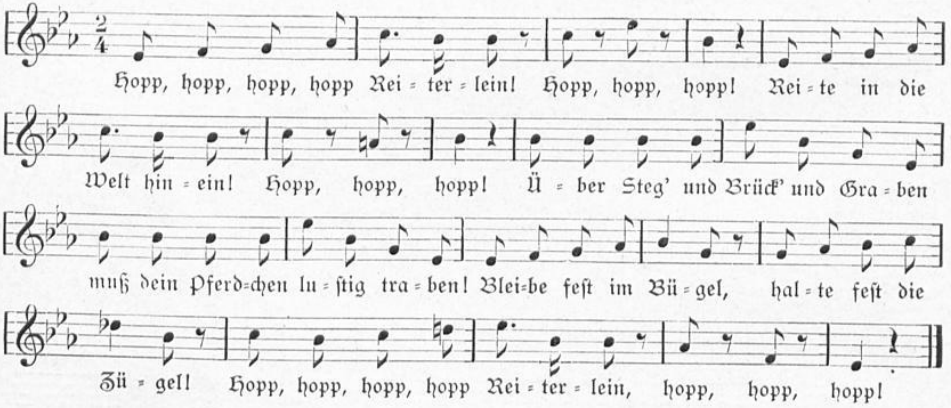
Die A-B-C-Schützen.



Mündliche Überlieferung.



Wenn der Bub reitet.



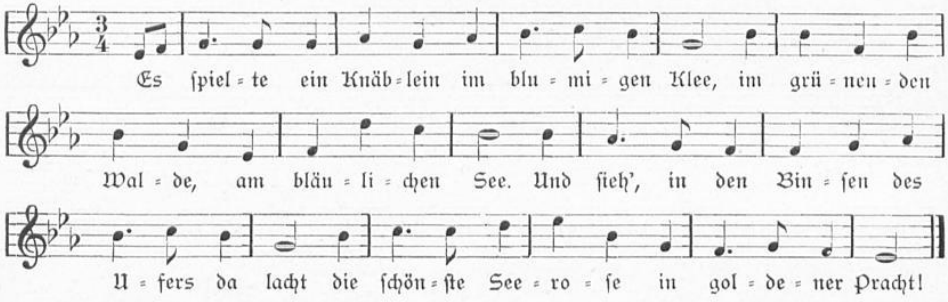
Hopp, hopp, hopp, hopp Reiterlein!
Hopp, hopp, hopp!
Reite in die Welt hinein,
Hopp, hopp, hopp!
Galoppiere frisch und munter,
Ohne Rast hinauf, hinunter!
Bleibe fest im Bügel,
Halte fest die Zügel!
Hopp, hopp, hopp, hopp Reiterlein!
Hopp, hopp, hopp!

Hopp, hopp, hopp, hopp Reiterlein!
Hopp, hopp, hopp!
Reite in die Welt hinein,
Hopp, hopp, hopp!
Wie ein wack'rer, kühner Reiter,
Sause mit dem Winde weiter!
Bleibe fest im Bügel!
Halte fest die Zügel!
Hopp, hopp, hopp, hopp Reiterlein!
Hopp, hopp, hopp!



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O, höre, mein Bübchen,
Merk' auf geschwind,
Wie's Kindern ergeht,
Die nicht folgsam sind!

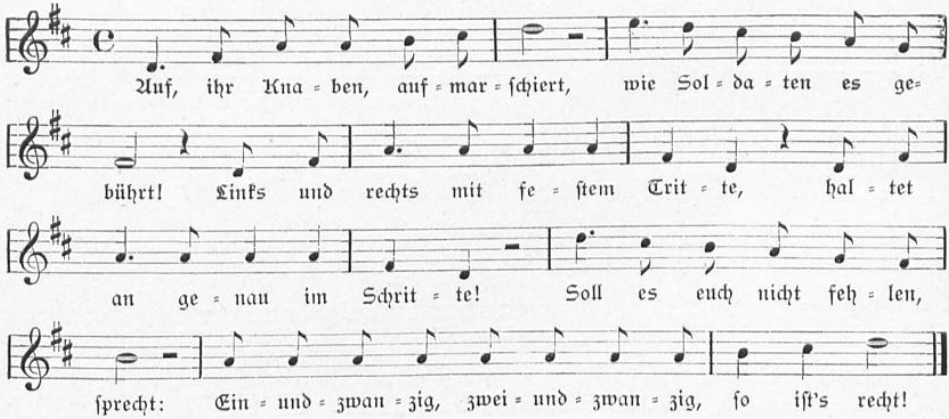


Mein Knäblein, das watet
Mit frevelndem Mut,
Die Blume zu pflücken,
Hinein in die Flut.
„Halt!" rief ihm die Mutter
Mit warnendem Mund:
„O bleibe zurücke,
Sonst gehst du zu Grund!

Das Knäblein verachtet
Ihr Warnen und Fleh'n;
„Ei," ruft es, „es wird mir
So leicht Nichts geschehn!"
Schon pflückt es die Blume,
Da sinkt es hinab,
Und findet im Wasser
Ein schauerlich Grab.

Chr. Schmid.

Wenn die Buben marschieren.



Wie Soldaten, Mann an Mann,
Schließt euch aneinander an!
Haltet fest in Reih' und Glieder,
Öffnet euch und schließt euch wieder!
Paßt nur auf, dann geht's nicht schlecht.
Ein und zwanzig, zwei und zwanzig,
[so ist's recht!

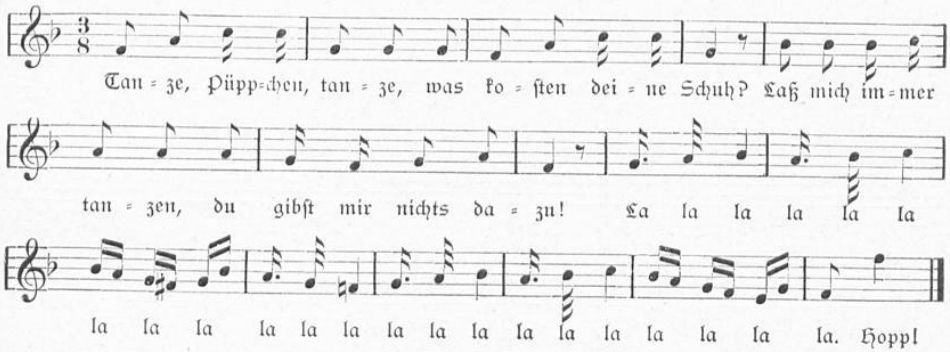
Gebt auf das Kommando Acht,
Daß ihr keine Fehler macht.
Rechts die Augen nach dem Flügel,
Alles rein und blank, wie Spiegel. —
Geht es doch nicht in's Gefecht.
Ein und zwanzig, zwei und zwanzig,
[so ist's recht!

Aus: Wirth's Kinderstube.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

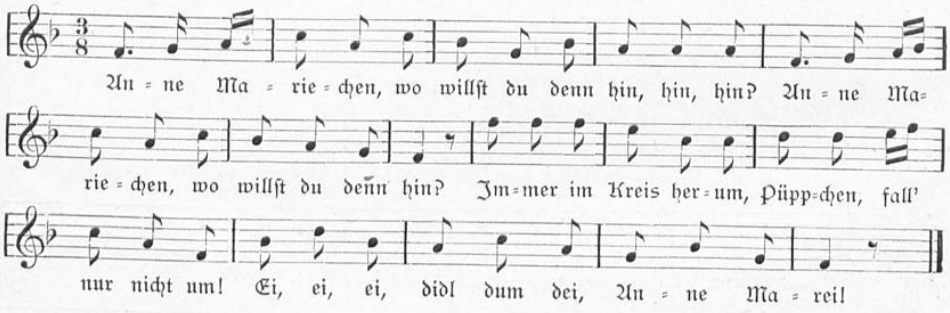
Tanzlieder für die Puppen.

1.



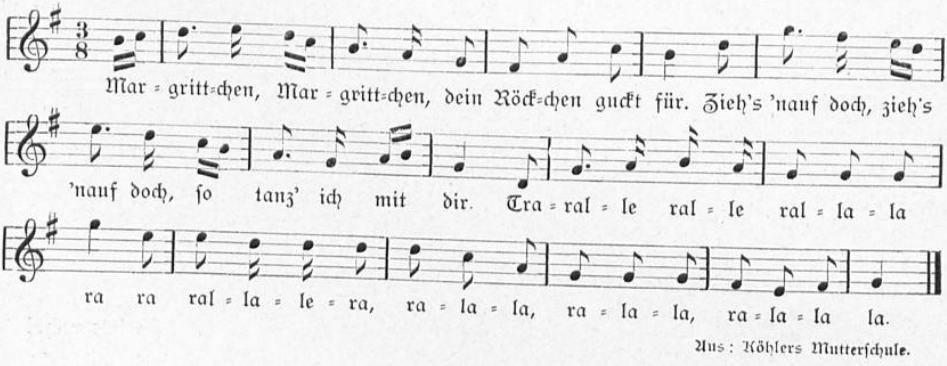
Aus: Der Jugend Wanderhorn.

2.



Mündliche Überlieferung.

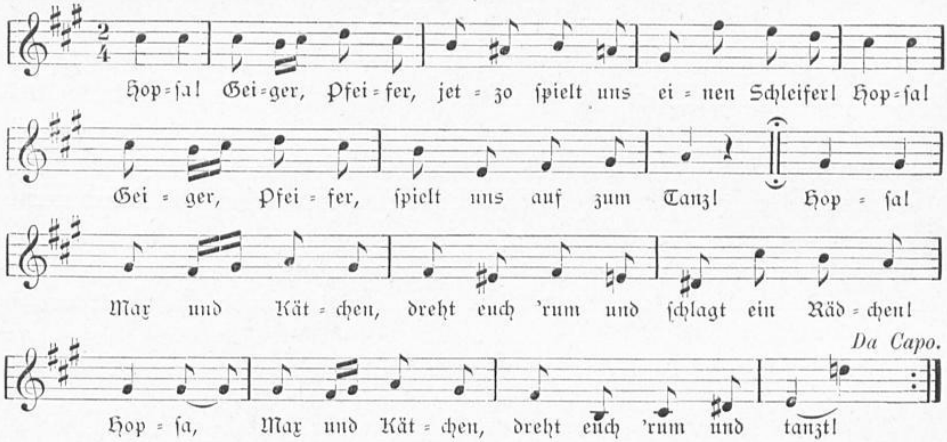
3.



Aus: Köhlers Mutterschule.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4.



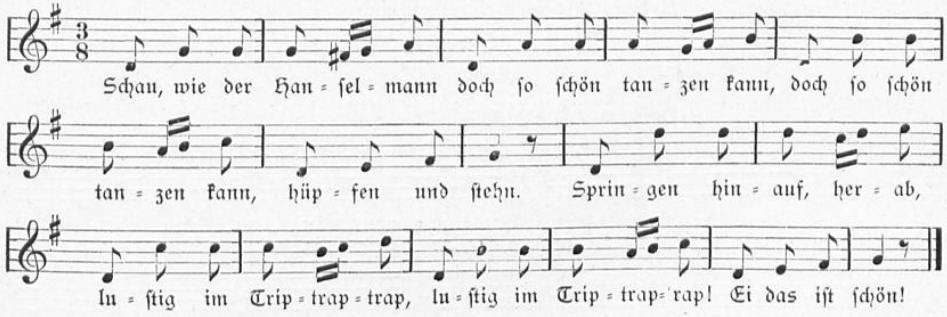
Hopſa! Fritz und Fränzel
Dreht euch 'rum und macht ein Tänzel!
Hopſa! Fritz und Fränzel
Dreht euch 'rum und tanzt!
Hopſa! Annemiedel
Dreh' dich 'rum, tanz' nach der Fiedel,
Hopſa! Annemiedel
Dreh' dich 'rum und tanz'!

Hopſa! Alexander
Komm', wir tanzen miteinander!
Hopſa! Alexander
Tanz' mit mir herum!
Hopſa! kleiner Wenzel
Du auch mußt heran zum Tänzel!
Hopſa! All' miteinander
Tanzen wir herum!

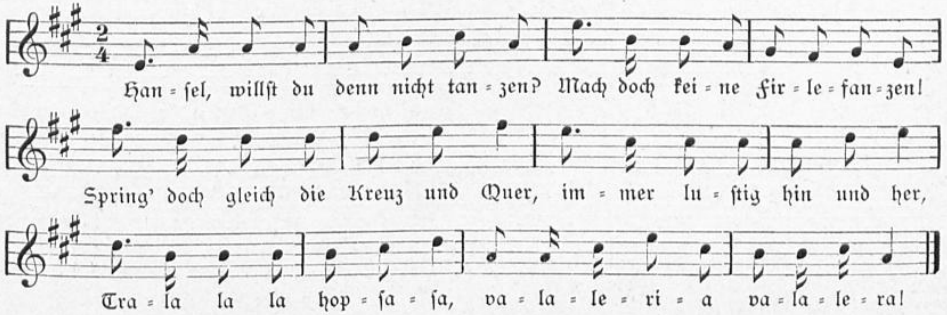
Hoffmann von Fallersleben.

Tänzchen für den Hanſelmann.

1.

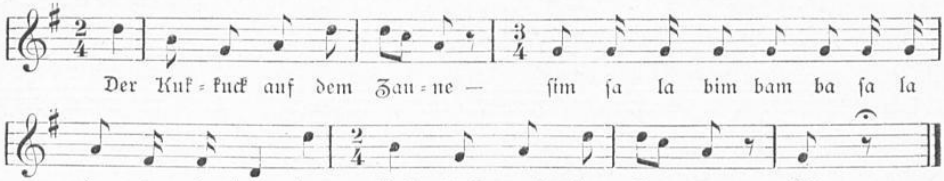


2.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom Kuckuck.



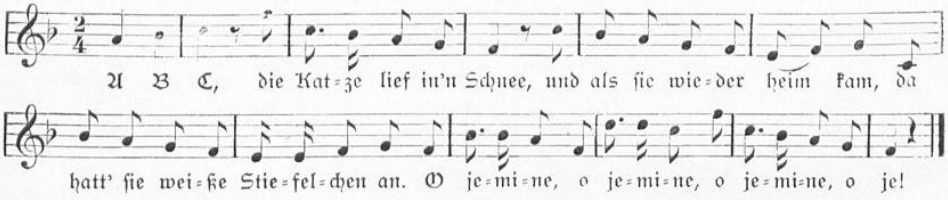
Es regnete und er ward
Sim sa la dim bam ba sa la du sa la dem
Es regnete und er ward naß.

Da kam ein warmer Sonnen=
Sim sa la dim bam ba sa la du sa la dem,
Da kam ein warmer Sonnenschein.

Da ward der Kuckuck hübsch und
Sim sa la dim bam ba sa la du sa la dem,
Da ward der Kuckuck hübsch und fein.

Aus: Köhlers Mutterschule.

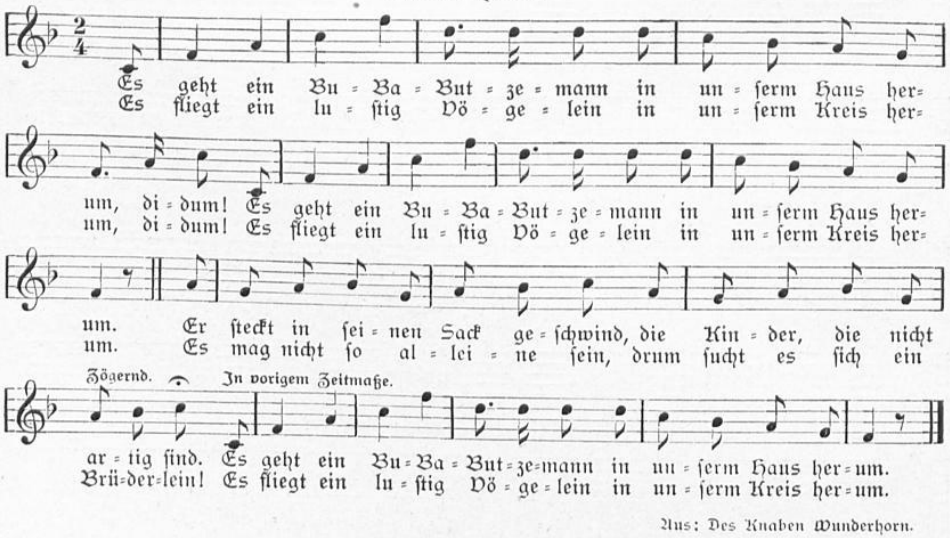
Katzen=A=B=C.



A, B, C, die Katze lief zur Höh'!
Sie leckt ihr kaltes Pfötlein rein,
Und putzt sich auch die Stiefelein,
:,: Und ging nicht mehr :,: in'n Schnee!

Mündliche Überlieferung.

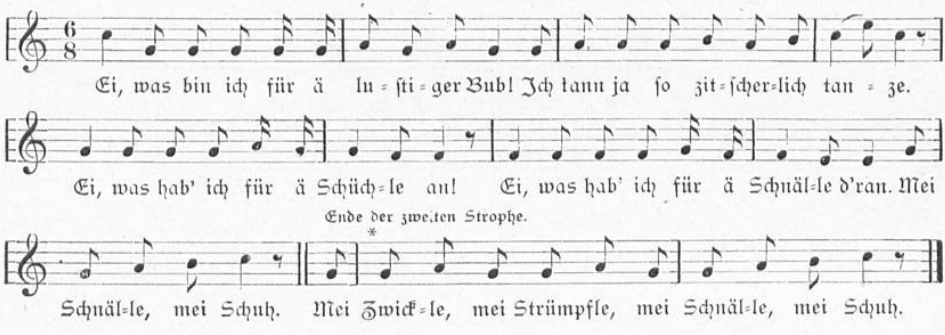
Kreisspiel.



Aus: Des Knaben Wunderhorn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Lied vom lustigen Schwabenbübchen.



Anmerkung: Der mit * bezeichnete Takt wird in der dritten Strophe zweimal, in der vierten Strophe dreimal usw. gesungen.

Ei, was bin ich für ä lustiger Bub!
Ich kann ja so zitscherlich tanze!
Ei, was hab' ich für ä Strümpfle an,
Ei, was hab' ich für ä Zwickle d'ran!
Mei Zwickle, mei Strümpfle, mei Schnälle,
mei Schuh.

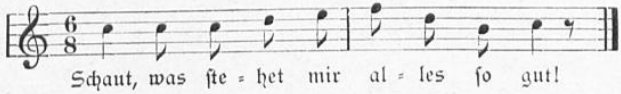
Ei, was bin ich für ä lustiger Bub!
Ich kann ja so zitscherlich tanze!
Ei, was hab' ich für ä Hösle an,
Ei, was hab' ich für ä Bändle d'ran!
Mei Bändle, mei Hösle, mei Zwickle,
mei Strümpfle, mei Schnälle, mei Schuh.

Ei, was bin ꝛc.
Ei, was hab' ich für ä Weſtle an!
Ei, was hab' ich für ä Täſchle d'ran!
Mei Täſchle, mei Weſtle, mei Bändle,
mei Hösle, mei Zwickle, mei Strümpfle,
mei Schnälle, mei Schuh.

Ei, was bin ꝛc.
Ei, was hab' für ä Tüchle um!
Ei, was hab' für ä Käntle d'rum!
Mei Käntle, mei Tüchle, mei Täſchle,
mei Weſtle, mei Bändle, mei Hösle,
mei Zwickle, mei Strümpfle, mei Schnälle,
mei Schuh.

Ei, was bin ꝛc.
Ei, was hab' ich für ä Hütle auf!
Ei, was hab' ich für ä Blümle d'rauf!
Mei Blümle, mei Hütle, mei Käntle,
mei Tüchle, mei Täſchle, mei Weſtle,
mei Bändle, mei Hösle, mei Zwickle,
mei Strümpfle, mei Schnälle, mei Schuh.

Zum Schluß:

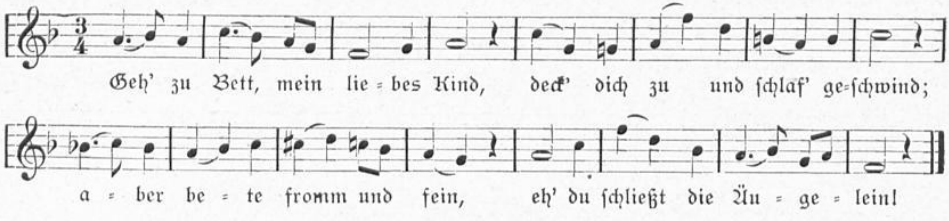


Nach mündlicher Überlieferung.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

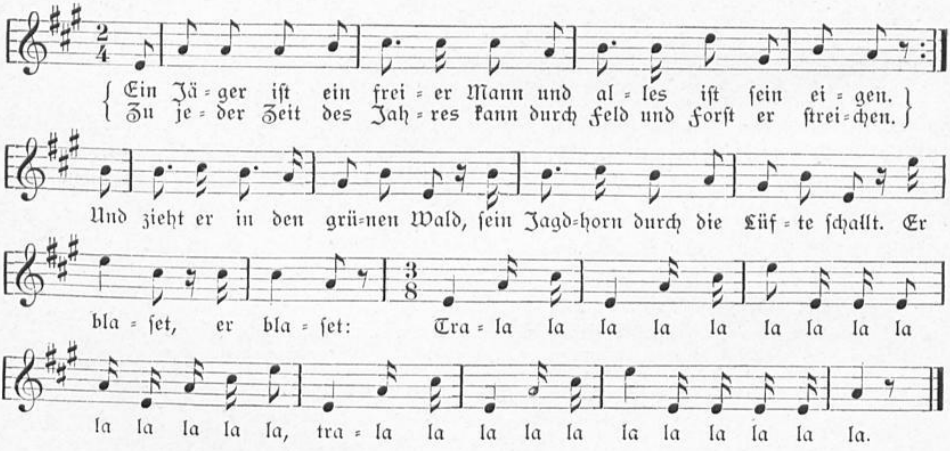
Großmütterchen und Kind am Abend.



Wer nicht betet, schläft nicht gut,
Steht auch nicht in Gottes Hut!
Bete, bete, liebes Kind,
Deck' dich zu und schlaf' geschwind!

H. Bone.

Komm' her zu mir und hör' mich an, Ich sing' dir was vom Jägersmann.



Ein Jäger ist ein tapf'rer Mann,
Dem Niemand widerstrebet;
Der Alles wohl bezwingen kann,
Was in dem Freien lebet.
Hat er erleget auf der Birsch,
Die Hasen, Füchse, Reh' und Hirsch:
Dann blaset, dann blaset er:
Trala la ꝛc.

Ich wollt', daß ich ein Jäger wär,
Das ist ein lustig Leben;
Er streicht die Wälder hin und her,
Was kann es Schön'res geben?
Und kehrt er heim zur Abendstund',
Setzt er das Jagdhorn an den Mund
Und blaset, und blaset:
Trala la ꝛc.



Ernährung des Menschen.

Entsprechend der einfacheren Lebensweise, wie sie nicht nur für den Mittelstand bis in die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts üblich war, stellte sich auch die Ernährung einfacher dar und war auch nicht von irrigen Theorien beeinflußt. Mit der Zunahme von Wohlstand und Komfort änderte sich auch die Ernährung. Während der große Teil derjenigen, denen das Steigen der Lebensmittelpreise trotz vermehrten Einkommens keine Veränderung in dieser Hinsicht gestattete, dem Althergebrachten treu blieb, übertrugen die an Zahl gewachsenen Wohlhabenderen das Raffinement ihrer sonstigen Lebensbedingungen auch auf die Ernährung. Andererseits aber tauchten Bestrebungen auf, welche in Verkennung der Einrichtungen unseres Verdauungsapparates und aus religiösem Bedenken falsche Wege vor- und einschlugen. Die Vegetarianer schrieben ihren Anhängern den ausschließlichen Genuß von Pflanzenkost oder tierischen Rohprodukten vor (Milch, Käse, Eier, Butter). Die Rohkostler gestatteten sogar nur unzubereitete, pflanzliche Nahrung.

Alle drei haben Unrecht und begehen solches an sich, denn sie lassen Ernährungsbedürfnis und Nahrungsaufnahmefähigkeit unberücksichtigt.

Wozu dient uns denn die Nahrung? 1) Um den Körper zu erhalten und weiter auszubauen, 2) um Arbeit zu leisten. Danach sind die Nahrungsmittel so zu wählen, daß sie genügend Nährstoffe enthalten. Diese sind Eiweiß, Kohlehydrate, Fett, Salze und Wasser, das erstere als Baumaterial, die letzteren vier als Krafterzeuger. Oder, wenn wir den menschlichen Körper mit einer Lokomotive vergleichen, so entspricht das Eiweiß dem Räderwerk, Kessel usw. und die anderen vier der Kohle und dem Dampf, welche die Kraft zur Fortbewegung liefern. Also Eiweiß bildet die Gewebe und die anderen vier liefern die Kraft desselben.

Eiweiß findet sich im weißen Teil des Eies — daher der Name — und auch im gelben, in Fleisch, Milch, Käse als tierisches, in den Körner- und Hülsenfrüchten als pflanzliches.

Zucker, Stärke, Kleister, Dextrin und Zellstoff (Cellulose), der Hauptbestandteil aller Pflanzen, bilden die pflanzlichen, das in Muskulatur und Leber vorkommende Glykogen das tierische Kohlehydrat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei den Fetten unterscheiden wir die festen tierischen von den flüssigen pflanzlichen, den Ölen.

Von den Salzen sind die wichtigsten: Schwefel als Bestandteil der Eiweißkörper, Kochsalz als unentbehrlichstes und Lieferant der Magensäure, Phosphor in Gehirn und Knochen, sowie in Hülsenfrüchten, Magnesia, Jod, Kalksalze usw.

Wasser wird in dreierlei Form verwendungsfähig: 1) in Getränken und Suppen, 2) als Bestandteil vieler Nahrungsmittel, z. B. Fleisch enthält 75 %, die grünen Gemüse bis 98 %, 3) als Zerfallsprodukt der Eiweiße bei der Verdauung.

Die meisten dieser Nährstoffe sind auch in der reinen Form noch nicht für den Körper verwendbar, sondern müssen erst in besondere, leicht aufsaugbare Stoffe zerlegt werden. Die Arbeit, welche hierbei der Verdauungsapparat leistet, Zerlegen und Löslichmachen der Nahrungsmittel und Nährstoffe, sowie die Auffaugung derselben, nennen wir Verdauung. Mit dieser wollen wir uns kurz befassen, um Verständnis für das wie und was der Ernährung zu bekommen.

Sie beginnt schon im Mund, wo die Speise durch das Kauen mit dem Speichel vermengt wird, welcher einen, die Kohlehydrate teilweise in leichtlösliche Zucker verwandelnden Stoff (Ptyalin) enthält; z. B. wenn wir die dextrinreiche, braune Rinde des Brotes kauen, haben wir einen schwach süßen Geschmack im Mund, welcher daher rührt, daß das Dextrin durch den verzuckernden Speichelstoff Ptyalin in Malzzucker verwandelt ist. Also wollen wir uns merken, daß die Kohlehydrate dadurch löslich gemacht werden, daß sie in leicht lösliche Zuckerarten zerlegt, verzuckert werden. Um gut kauen und einspeicheln zu können, muß das Gebiß in Ordnung sein, d. h. sauber, gesund und lückenlos. Denn wenn der Magen tagtäglich neben der Speise den von Bakterien und Unreinigkeiten wimmelnden Belag ungeputzter Zähne oder die fauligen, stinkenden Zersetzungsprodukte hohler Zähne mit aufnehmen muß, wird er selbst am Ende davon angegriffen und es entsteht ein Magenkatarrh. Teller, Messer, Gläser, alles soll täglich gereinigt und geputzt werden, die Nahrung soll sauber und appetitlich sein, wie steht es aber bei den meisten um die Zähne?

Aber nicht nur wegen der Einspeichelung, sondern auch um dem Magensaft eine möglichst innige Vermengung mit den Speisen zu ermöglichen und somit die Magenarbeit zu erleichtern und zu beschleunigen, müssen wir gut und langsam kauen.

Wenn die Speise im Magen ankommt, sondert dieser den Magensaft ab und vermischt ihn unter drehenden, quirlenden Bewegungen mit dem Speisebrei. Eine halbe Stunde ungefähr noch wirkt das mitverschluckte Ptyalin des Mundspeichels verzuckernd, dann wird es durch den stärker gewordenen Magensaft unwirksam gemacht und nun beginnt erst die eigentliche Arbeit des Magens. Der Magensaft besteht aus der Magensäure (Salzsäure) und einem mit Hilfe der Salzsäure die Eiweißstoffe zerlegenden Stoff, dem Pepsin. Besonders Milch und Ei werden von ihnen verdaut, indem ihre Eiweißstoffe zum Gerinnen gebracht und dann in leichte lösliche Stoffe (Peptone) zerlegt werden. Auch die Körper der Bakterien bestehen aus Eiweiß, welches in der Magensäure gerinnt. Also verdaut der Magen nicht nur, sondern desinfiziert auch die Speisen. Aber nur der gesunde Magen, denn der kranke sondert oftmals gar keine Salzsäure oder Pepsin ab, sondern Schleim. Einen Magenkatarrh holt man sich aber leicht durch Diätfehler, Überladung oder — Alkoholmißbrauch; auch hält starker, oder in großer Menge genossener Alkohol die Verdauung auf, da er das Pepsin unwirksam macht oder den Magensaft verdünnt. Kohlehydrate verdaut der Magen wenig, Fett gar nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Flüssige oder weiche Speisen werden eher verdaut, d. h. nach dem Darm abgeschoben als feste, welche 1 bis 6 Stunden im Magen verbleiben. Fischfleisch bleibt 1 bis 2 Stunden, Milch 2 Stunden, Eier 2 bis 3 Stunden, mageres Fleisch 4, fettes 5 Stunden, Kohl 5 bis 6 Stunden im Magen.

Die Hauptarbeit der Verdauung leistet aber der Darm. Er zerlegt und löst die große Menge der übrigen Eiweißstoffe, führt Dextrin, Zucker und Glycogen in leicht lösliche Zuckerarten über und spaltet und emulgiert die Fette, sodaß alle diese Stoffe aufgesogen werden können. Dies bewirkt er durch den Darmsaft und die Darmfäulnis. Der Darmsaft wirkt im Dünndarm und besteht aus dem eigentlichen Saft der Darmdrüsen, der Galle und dem sehr wichtigen Saft der Bauchspeicheldrüse. Die Darmfäulnis wird im Dickdarm durch daselbst normalerweise vorhandene Bakterien bewirkt, sodaß hier sogar noch ein geringer Teil der Cellulose oder des Zellstoffes zerlegt wird, was sonst in keinem Abschnitt des Verdauungsapparates möglich ist.

Der Hauptteil der so gelösten Nährstoffe wird im Dünndarm aufgesogen, welcher die dazu nötige Auffaugungsfläche besitzt, da er in unzählige Falten gelegt ist, sodaß er eine 23mal größere Oberfläche hat, als wenn er glatt wäre. Im Magen werden verhältnismäßig wenig Eiweißstoffe aufgesaugt, im Dickdarm werden alle Nährstoffe, die dort noch verdünnt werden, aufgesaugt, sodaß man eine Zeit lang Kranke, welchen vom Magen aus keine Nahrung mehr zugeführt werden kann, mit ernährenden Klistieren zu erhalten im Stande ist.

Das gelöste Fett führen die Lymphgefäße fort, die anderen Stoffe kommen durch die Pfortader in die Leber, wo sie filtriert und weiter an Ort und Stelle des Verbrauches abgeführt werden, oder als Reservestoffe einstweilen liegen bleiben.

Wir haben also folgendes gelernt:

Der Magen leitet die Eiweißverdauung ein, saugt wenig auf und desinfiziert die Nahrung. Der Darm leistet die Hauptverdauungsarbeit. Zellstoff wird nur wenig verdaut. Alkoholmißbrauch hindert die Verdauung.

Eine luxuriöse Ernährung bringt durch die dabei übermäßig verwandten Gewürze und die unausbleiblichen starken alkoholischen Getränke sowie den oftmals damit verbundenen Mangel an Schlaf große Gefahren. Denn die künstlich zur Mehraufnahme von Nahrungsmitteln gereizten Verdauungswerkzeuge werden mit Arbeit überlastet, ebenso das Herz infolge der Überfüllung des Blutgefäßsystems, infolgedessen auch Leber und Niere; der Alkoholmißbrauch entartet alle Organe und daher entstehen leicht schwere Schädigungen aller dieser Organe, Zuckerkrankheit und Gicht.

Der Vegetarier kann seine Verdauungswerkzeuge auch leicht überlasten. Denn wenn auch Eier, Milch und Käse konzentrierte eiweißreiche Stoffe sind, so kann auf die Dauer schon der Abwechslung halber die Nahrung allein nicht damit bestritten werden und ist viel pflanzliche Kost nötig. Diese ist aber, selbst gut zubereitet, für manchen Magen schwer verdaulich, denn ihre Nährstoffe, besonders das wichtige Eiweiß, sind in derbe, selbst durch Kochen schwer oder nicht lösliche Zellstoffhüllen eingeschlossen. Sie werden deshalb nur teilweise gelöst, zumal auch durch den Zellstoff der Darm gereizt wird, sodaß er solche Nahrung schnell auszuscheiden bestrebt ist. Also muß pflanzliche Kost in großen Mengen genossen werden, um genügend viel Nährstoffe daraus zu entnehmen, es muß die Nahrungsmenge und die Arbeit des Verdauungsapparates vermehrt und verlängert werden. Nun ist der Darm der reinen Fleischfresser halb so lang, der des Pflanzenfressers noch einmal so lang als der des Menschen. Die Verdauungssäfte des Fleischfressers enthalten hauptsächlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eiweißlösende Bestandteile. Der Pflanzenfresser hat außer seinem langen Darm noch einen kompliziert eingerichteten Magen. Der Mensch vermag durch seine Verdauungssäfte tierische und pflanzliche Nährstoffe zu lösen; auch hinsichtlich des Gebisses steht er zwischen beiden. Deshalb soll er auch seine Kost entsprechend wählen, d. h. er soll von gemischter Kost leben, da für ihn kein Grund besteht, einseitig Fleisch- oder Pflanzenkost zu benutzen.

Andererseits ist aber trotzdem zu bedenken, daß unsere Landbevölkerung zur Zeit bei überwiegend vegetarischer Werktagskost schwere, körperliche Arbeit leistet, daß ferner auch der Satz gilt, im arbeitsschweren Sommer mehr Kohlehydrate, im Winter mehr Eiweiß zuzuführen. Unbewußterweise, freilich bemüht sich der Bauer aber auch an den hohen Festtagen, sowie bei Kirchweih und Karpfenschmausen, Schlachtfesten und dergl. das Versäumte nach Leibeskräften nachzuholen.

Auch ein großer Teil der Industriearbeiter aß und arbeitete früher so.

Die Frage, ob überwiegend vegetarische oder gemischte Kost zu wählen sei, richtet sich nach der Art der Arbeit, dem Zustand des Verdauungsapparates und — des Geldbeutels. Der Bauer, der Arbeiter, die schwer körperlich arbeiten, können bei gesunden Verdauungswerkzeugen überwiegend vegetarisch leben, während derjenige, der am Webstuhl oder in der Schreibstube sitzt, mehr auf gemischte Kost angewiesen ist, um munter und nicht hungrig zu bleiben, und auch da werden sich Ausnahmen genug finden. Mancher Landarbeiter wird durch seinen Magen der gemischten Kost in die Arme getrieben und manches bleichsüchtige Ladenmädchen heilt sich durch den ergiebigen Genuß des grünen Gemüses und des Obstes aus.

Jeder muß selbst wissen, was ihm am besten bekommt, nach dem Schema läßt sich hier, wie überall in der Natur, nicht vorgehen.

Die Folgen für den Rohkostler und seine Nichtberechtigung ergeben sich von selbst.

Nach diesen Erläuterungen wollen wir kurz die einzelnen Nahrungsmittel betrachten:

F l e i s c h besteht hauptsächlich aus den Muskeln, sodann aus den meisten Organen der genießbaren Tiere und ist je nach Art, Alter, Geschlecht, Ernährung und Körpergegend im Nährwert verschieden. Unzubereitet ist es als geschabtes Fleisch roh gut verdaulich. Um der Gefahr der darin vorkommenden Krankheitserzeuger (Trichinen, Finnen, Bandwurm, Rotz, Milzbrand) zu entgehen und es leichter verdaulich und schmackhafter zu machen, bereitet man es durch Hitze zu. In kleine Stücken geschnitten und mit kaltem Wasser angesetzt, gibt es eine kräftige Brühe, welche den Appetit anregt, jedoch n i c h t n ä h r t, da die wenigen darin gelösten Eiweißstoffe durch Abschäumen sorgfältig entfernt werden. Das zurückgebliebene Suppenfleisch hat noch fast unverminderten Eiweißgehalt und wird am besten gewiegt genossen. Die andere Art des Kochens im ganzen Stück in siedendem Wasser ist, wenn dies länger als 5 Minuten währt, unpraktisch, da es durch Zähwerden Wohlgeschmack und Verdaulichkeit beeinträchtigt. Am besten wird diesen Ansprüchen ohne bedeutende Kostenvermehrung und mit gutem Willen durch Braten in der Pfanne oder über offenem Feuer genügt. Ferner kann das Fleisch durch Einlegen in leichte Säuren, durch Backen und durch Schmoren schmackhaft zubereitet werden. Endlich vermag man es durch geeignete Mittel zuzubereiten und aufzuheben (Räuchern, Pökeln, Trocknen — in Streifen als Charpin, pulverisiert als Pemmican,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Büchsenfleisch). Eine gute, wenn sauber ausgeführte Zubereitungsweise ist die Wurst, wo in der Rotwurst auch das Blut des Tieres mit Verwendung findet. Sehr leicht verdaulich und deshalb bei schwerer Arbeit nicht vorhaltend ist Fischfleisch; wenn es nicht fett ist, ein gutes Mittel zur Krankenkost! Fleisch ist deshalb wichtig, weil es sehr eiweißreich ist. Mageres Fleisch enthält durchschnittlich 75 % Wasser und 25 % Eiweiß.

Von den Eiern kommt fast ausschließlich zur Verwendung das Hühnerei. Ein Ei wiegt etwa 60 g und enthält 8 g Eiweiß und 4 g Fett, letzteres im Eigelb. Drei Eier entsprechen einem viertel Pfund Fleisch oder einem halben Liter Milch. Sie sind auf jede Weise leicht verdaulich, wenn sie ordentlich gekaut werden; also auch weiche Eier sind zu kauen. Große Angst herrscht vor dem harten Ei. Es soll durchaus schwer verdaulich sein, schwerer als das geliebte weiche Ei. Man überlege: Weiche Eier gerinnen im Magen zu Flocken. Hartes Ei ist schon geronnen, man kann also dem Magen diese Arbeit ersparen. Wird das gefährliche harte Ei nun fein gewiegt oder gut gekaut genossen, so kann sich der Magen sehr gut damit vermengen und es leicht verdauen. Eier sind teuer, und für manche Menschen ekelerregend und deshalb schwer verdaulich. Einem Menschen Eier aufzwingen wollen, ist falsch, er kann für dasselbe Geld mehr und bessere Nahrungsmittel erhalten.

Bedeutend nährstoffreicher und doch billiger ist die Milch. In einem Liter Milch sind durchschnittlich enthalten 40 g Eiweiß, 35 g Fett, 50 g Zucker und 7 g Salze.

Je nach Alter, Jahreszeit, Melkzeit und Fütterung ist sie in ihrer Zusammensetzung wechselnd. Ihre Nährstoffe werden im Magendarmkanal fast völlig aufgesogen, sodaß also Milch nicht nur wegen des Preises, sondern auch wegen der Ausnutzbarkeit ein sehr billiges Nahrungsmittel ist. Durch entsprechende Methoden läßt sich Milch kondensiert oder pasteurisiert aufheben. Sie wird häufig verfälscht: durch Abrahmen, Wässerung und Zusatz von gemahlener Kreide, Soda, Borax und Salizylsäure. Bei Abscheidung des Fettes bleibt die Magermilch, ein milchzucker-, salz- und eiweißreiches, gutes Nährmittel zurück. Das Fett wird zur Butter verarbeitet und aus dem größeren Teil des Eiweißes gewinnt man durch Gerinnenlassen desselben, des Käsestoffes, den Käse. Käse ist das eiweißreichste aller Nahrungsmittel und ist gut verdaulich, wenn er rein hergestellt und gut gekaut wird. Man unterscheidet Fett- und Magerkäse, ersterer wird mehr als Delikateßkäse, letzterer mehr als Nahrungsmittel verwandt. Butter und Käse können auch künstlich hergestellt werden und ist gegen ihren Genuß nichts Nachteiliges vorzubringen. (Margarine, Margarinekäse). Käse ist ein vorzügliches Volksnahrungsmittel. Die feinen Nachtischkäse werden weniger ihres Nährstoffreichtums als ihrer verdauungsbefördernden Wirkung wegen genossen, welche sie durch ihren Gehalt an Gewürzen auf die Absonderung des Magensaftes ausüben.

Die Körnerfrüchte werden hauptsächlich zur Brotbereitung verwendet. Sie bestehen aus Kohlehydraten und einem Eiweißstoff, dem Kleber, welcher seinen Namen von seiner Zähigkeit hat. Die Kohlehydrate nehmen den Innenraum der Körner ein, der Kleber sitzt außen unter der Zellstoffhülle. Beim Vermahlen werden der Innenteil des Kornes und die Schale als kohlehydratreiches, eiweißarmes Mehl und eiweißreiche Kleie getrennt. Trotzdem das Mehl und somit auch das Brot eiweißarm sind, sind sie ohne Kleienzusatz leichter und besser verdaulich als mit diesem; denn durch den Reiz, den der Zellstoff der Kleie auf den Darm ausübt, wird die zellstoffhaltige Nahrung schneller durch den Darm getrieben, wobei zwar etwas

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eiweiß mehr, aber bedeutend weniger Kohlehydrate gelöst werden. Je weniger Kleie also ein Brot enthält, je weißer es ist, desto leichter ist es verdaulich. Andrerseits ist zu bedenken, daß für viele das Brot blos als Zukost in Betracht kommt; zumal bei solchen, wo oft Darmschwäche vorliegt, oder wo es erwünscht ist, daß regelmäßiger Stuhlgang erfolgt, kann gerade kleienhaltiges Brot wegen seiner abführenden Wirkung mit Vorteil gereicht werden.

Zur Herstellung des Brotes macht man den bekannten Teig aus Mehl, Wasser, Salz und Hefe und läßt ihn einige Zeit bei 30 ° stehen, damit die Hefe gähren, d. h. Kohlensäure entwickeln kann. Bringt man hierauf den Teig in den 200 ° warmen Backofen, so dehnen sich die Kohlensäuregase durch die Wärme aus und lockern den Teig, wodurch das Brot entsteht. Die Hefebazillen und etwa mit eingebrachte Krankheitserzeuger werden durch die Hitze vernichtet, das Eiweiß, der Kleber, wird zum Gerinnen gebracht, die Stärke des Mehles wird in Kleister und an der Außenfläche in das braune Dextrin umgewandelt. Bei feinerem Backwerk benutzt man zur Lockerung die bekannten Backpulver oder das billigere Hirschhornsalz.

Ungesäuertes, d. h. ohne Hefe oder sonstwie gelockertes Brot ist das kleienhaltige Grahambrot. Kommißbrot und Pumpernickel sind sehr kleienhaltig, aber gesäuert. Die früher häufigen Mutterkornvergiftungen sind durch die jetzt angewandten Getreidereinigungsvorrichtungen von der Bildfläche verschwunden.

Bei uns kommen zur Brotbereitung Roggen und Weizen in Betracht. Gerste wird nur zur Bierbereitung und Fabrikation von Grütze und Graupen verwendet. Der Hafer, welcher eine viel feinere und deshalb leichter verdauliche Stärke enthält, dient leider zur Herstellung von Suppen, Flocken, Grütze und Haferkakao.

Sehr nährstoffreich sind die Hülsenfrüchte; es stehen z. B. in Bezug auf den Eiweißgehalt die Erbsen an zweiter Stelle nach dem Käse. Hülsenfrüchte enthalten bis zu 50 % Kohlehydrate. Trotzdem ist ihr Nährwert nicht so hoch, als man nach diesen Angaben denken möchte. Denn diese Nährstoffe sind in äußerst widerstandsfähige Zellstoffhüllen eingeschlossen. Und wenn man diese auch z. B. bei den Erbsen durch Schälen oder Durchreiben entfernen kann, so zeigt sich als zweiter Nachteil der Umstand, daß ihr Eiweißstoff, das Legumin, mit kalkhaltigem Wasser, wie es sich ja in vielen Gegenden findet, eine unlösbare, chemische Verbindung eingeht, also wertlos für die Verdauung ist. Dem kann man dadurch begegnen, daß man hartes Wasser mit Sodazusatz weicher macht. Aber dabei tritt noch ein dritter Übelstand zu Tage, nämlich der, daß die Hülsenfrüchte beim Kochen bis 5 Mal mehr Wasser als ihr eigenes Gewicht beträgt, aufnehmen. Auch muß viertens in Betracht gezogen werden, daß der Teil des Zellstoffes, der beim Durchrühren doch mit in die Speise gelangt, durch den Reiz, den er auf den Darm ausübt, die Verdauungszeit recht erheblich abkürzen kann. Von Hülsenfrüchten allein zu leben ist deshalb nur möglich, wenn man enorme Mengen derselben zu sich nimmt, also seine Verdauungswerkzeuge überlastet. Diesen Nachteil gleicht man nun erfahrungsgemäß dadurch aus, daß man Hülsenfrüchte eben nicht allein genießt, sondern fetthaltige Stoffe, wie Blutwurst, Speck oder Schweinefleisch beilegt.

Reis und Mais, beide sehr reich an Kohlehydraten, letzterer auch an Fett, sind nährstoffreiche Nahrungsmittel, welche jedoch, besonders der Mais, bei uns wenig verwendet werden.

Das kohlehydratreichste Nahrungsmittel ist für unser Klima die Kartoffel, welche bis zu 20 % Stärke enthält. Fast alles übrige darin ist Wasser, vor allem ist der Eiweißgehalt unbedeutend. Deshalb kann mit Kartoffeln allein nicht die Ernäh-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rung bestritten werden, wohl aber unter Zusatz von Milch und Fett. Im Erzgebirge bilden Kartoffeln mit Leinöl und Milch oder Quark tagaus tagein bis auf die Sonn- und Festtage die Nahrung des größten Teiles der Bevölkerung. Ohne die Kartoffel wäre mancher Länderstrich unbewohnbar.

Während man mit diesen Nahrungsmitteln allein die Ernährung bestreiten kann, haben die folgenden nur Wert als salzhaltige, den Wohlgeschmack erhöhende Beilagen, wennschon manche von ihnen einen ganz ansehnlichen Eiweißgehalt besitzen.

Besonders die grünen Gemüse sind wichtig wegen der Zufuhr frischer Salze; z. B. Eisen enthält der Spinat, wein- und apfelsaure Salze finden sich in den Früchten. Eiweißhaltig sind besonders die grünen Erbsen — bis zu 6 %. — welche auch eine beträchtliche Menge Kohlehydrate aufweisen. Auch die Kohlpflanzen und die grünen Bohnen sind ähnlich reich an Kohlehydraten.

Zucker findet sich in beträchtlichen Mengen in den Rüben und dem Obst. Eiweißreich sind auch die genießbaren Pilze, die aber trotzdem das Fleisch und andere stickstoffhaltige Nahrungsmittel nicht ersetzen können, da ihr Eiweiß größtenteils nicht verdaut wird. Natürlich lassen sich alle diese Nahrungsmittel mehr oder weniger in ihrer ursprünglichen Form oder als Mus konservieren.

Der Erwähnung bedürfen noch einige Pflanzenfette. Das Palmöl, Palmin, wird in unseren Kolonien gewonnen und kann teilweise die Butter beim Kochen, Braten und Backen ersetzen. Von Ölen finden ferner Verwendung Leinöl und in der feineren Küche Olivenöl. Besser als dieses, weil reiner, billiger und mindestens ebenso fein, wenn nicht noch angenehmer im Geschmack, ist das ebenfalls aus unseren Kolonien stammende Erdnußöl.

Zur weiteren Schmackhaftmachung der Speisen bedienen wir uns der Gewürze. Ihr wichtigstes ist das Kochsalz, dessen längere Entziehung die schwersten Störungen der Gesundheit hervorrufen kann. Auch die Öle und der Essig sind hierher zu rechnen. In der Beschleunigung der Verdauung und zugleich Erhöhung des Wohlgeschmacks liegt der Wert der eigentlichen Gewürze (indem sie den Magen zu schnellerer Absonderung des Magensaftes und früherer, intensiverer Auffaugung der gelösten Nährstoffe reizen). Die von auswärts eingeführten, Ingwer, Pfeffer, Muskat, Vanille, Lorbeer, Zimmet und Safran werden oft gefälscht. Alle diese Gewürze sind in einem, dem Massoigewürz, welches ebenfalls aus den deutschen Kolonien stammt, enthalten. Dill, Kümmel, Knoblauch, Gurkenkraut, Majoran, Senf, Thymian, Wacholder u. a. bauen wir selber. Übermäßiger Genuß dieser Gewürze führt zu Erschlaffung des Darmes, Leber- und Nierenleiden. Also auch der Genuß von spirituösen Auszügen derselben, von Schnäpschen und Likören.

Damit sind wir bei den Genußmitteln angelangt, unter denen wir die alkaloidhaltigen, Kaffee, Kakao, Tabak und Tee von den alkoholischen, Bier, Wein und Spirituosen unterscheiden.

Alkohol in kleinen Mengen, mäßig und nicht regelmäßig genossen, entfaltet eine angenehm anregende Wirkung, welcher jedoch bald ein Stadium der Ermüdung folgt, zu dessen Abwehr man zur Zigarre und zur Mokkatasse — oder zu neuer Zufuhr des alkoholischen Getränkes greift. Durch Summierung dieser letzteren kann das Stadium der Anregung noch eine je nach Gewöhnung an den Alkohol verschieden lange Zeit aufrecht erhalten werden. Endlich aber kommt das Ermüdungsstadium doch wieder und es folgt ein tiefer Schlaf; widersinnige Handlungen gehen in dem Stadium der Anregung vor sich als Zeichen der schweren, leider wohl allen bekannten Alkoholvergiftung. Außer den akuten Vergiftungserscheinungen des Rausches und seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unmittelbaren Folgen (Darmkatarrh, Kopfschmerz, Herzklopfen) treten bei chronischem Alkoholgenuß die Zeichen der alkoholischen Entartung des Körpers ein, Herz-, Leber-, Nieren- und Gehirnkrankheiten.

Da ein mäßiger Genuß für viele schwer einzuhalten ist, schadet es nichts, dem Alkohol gänzlich zu entsagen. Leider ist aber unser ganzes öffentliches Leben so ziemlich auf den Alkohol zugeschnitten, daß Entsagung des Alkohols auch gleichbedeutend ist mit gesellschaftlichen Nachteilen. Andererseits ist der Alkohol bei gewissen Krankheiten nicht zu entbehren. Den meisten Schaden bringen die schweren Weine, die gewürzreichen Liköre und der Schnaps.

Frei von diesen unangenehmen Nebenwirkungen, besonders von den entartenden, sind Kaffee, Tee und Kakao, wenn auch der übermäßige Genuß der beiden erstgenannten leicht Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Herzklopfen — und Magenkatarrh verursacht. Letzterer ist meist nicht auf das Alkaloid, sondern die Menge, welche in den Magen gepumpt wird, zu schieben, z. B. der Magenkatarrh der Waschfrauen. Einen großen Nährwert besitzt aber der Kakao, der uns als solcher und mit Zuckerzusatz als Schokolade bekannt ist. Kakao enthält 50 % Fett, die Kakaobutter 18 % Kohlehydrate, 15 % Eiweiß, 3 % Salze, 10 % Wasser u. 1,2 % Theobromin, das wirksame Alkaloid. Auch hier wollen wir wieder unserer Kolonien gedenken, welche uns Kaffee und besonders Kakao in einer Güte und Billigkeit liefern, wie wir sie anderswo nicht erlangen können.

Der Tabak übt eine beruhigende Wirkung aus und verleiht, besonders nach dem Essen, ein gewisses Wohlbefinden. Übermäßiger Genuß besonders schweren oder parfümierten Tabaks, d. h. importierter Zigarren und Zigaretten, kann Nikotinvergiftung (Erblindung, Erkrankung des Nervensystems) herbeiführen.

Aber die Speisen sollen nicht nur sauber zubereitet, sie sollen auch so zusammengestellt sein, daß sie dem Nahrungsbedürfnis des Körpers Rechnung tragen. Es soll also gemischte Kost genossen werden, welche genügend verdauliches Eiweiß, Fett, Kohlehydrate ꝛc. enthält. Wissenschaftliche Beobachtungen haben ergeben, daß ein erwachsener, kräftiger Mensch bei durchschnittlicher, mittlerer Arbeitsleistung täglich 125 g Eiweiß und 300 g Fett oder 500 g Kohlehydrate aufnehmen muß. Also muß er eine Nahrung zu sich nehmen, welche je nach der Verdaulichkeit und ihrer Zusammensetzung auf jeden Fall mehr von diesen Nährstoffen enthält, als oben für nötig erklärt worden sind, da wir ja gesehen haben, daß die Nährstoffe vieler Nahrungsmittel nicht gänzlich ausgenutzt werden können. Wer nach den obigen Angaben eine schmackhafte, gemischte Kost herstellt und zwar soviel, daß der Hunger gestillt wird, wird sicher das richtige getroffen haben. Und zur Herstellung einer schmackhaften Kost gehört außer den Nahrungsmitteln und der Kochkunst noch eine Kunst, nämlich soweit es möglich ist, die Speisen in sauberen Gefäßen, auf einem sauberen Tisch in einem sauberen Zimmer aufzutragen. Eine freundliche Umgebung weckt die Eßlust. Deshalb dürfen Tischtuch und Mundtuch nicht nur das Privileg der Wohlhabenden sein. Gerade beim kleinen Mann sollte es sich finden, denn dem Arbeiter, der aus der berußten Fabrik, dem Handwerker, der aus der dumpfen Werkstatt, dem Erdarbeiter, der aus dem feuchten Graben mittags und abends nach Hause eilt, denen schmeckt es daselbst nicht und gefällt es daselbst nicht, und die Frauen stehen oder sitzen zusammen und klagen ihre schlechten Männer an, daß sie ins Wirtshaus gehen.

Und doch, wie oft sind sie selbst schuld, denn sie treiben die Männer erst fort! Die Luft ist dick, denn es wird nicht gelüftet, überall liegen Kleidungsstücke ꝛc. herum, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kinder sind laut, ungezogen und ungepflegt, das in aller Eile ohne Sorgfalt zubereitete Essen wird in unappetitlichen Gefäßen auf den schnell vorher mit der Kleinfingerseite der Hand gefegten Tisch gesetzt und die Bringerin der Mahlzeit sieht dementsprechend aus. Wie könnte das aber anders sein, wenn die Frau fleißig wäre und ihre Hausfrauenpflichten gelernt hätte. Ein Tischtuch ist nicht teuer, sauber zubereitete, wenn auch nach Zusammensetzung und Anschaffungskosten geringe Mahlzeiten lassen sich mit Lust und Liebe stets wohlschmeckend und abwechselnd herstellen. Gute Luft, ordentlich angezogene Kinder, eine in Ordnung gehaltene Stube und endlich ein ordentliches, sauberes Äußeres der Hausfrau selbst ist bei gutem Willen stets durchzusetzen und kostet weniger als der alte, alles verderbende Schlendrian, denn dem Vater wird es zu Hause gefallen und er trägt sein Geld nicht in die Kneipe und beide, Familie und Vater, haben keinen Schaden davon.

Dr. med. Grobe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Krankenpflege und Hausapotheke.

Die Krankenpflege liegt hauptsächlich in den Händen der Frau. Schon in den Krankenhäusern wird sie, abgesehen von den Militärlazaretten, durch Schwestern und Pflegerinnen ausgeübt. Zu Hause ist sie erst recht Sache der Hausfrau und wenn diese erkrankt, so wird sie von Mutter, Schwester oder Freundin gepflegt, selten vom Mann. Er hat ja auch keine Zeit dazu, denn er muß arbeiten, um zu verdienen, ach, er möchte noch mehr verdienen als sonst, um der geliebten Kranken jede Erleichterung zu verschaffen. Aber abgesehen davon fehlen ihm meist auch gewisse zur Krankenpflege nötige Eigenschaften, wie sie die Frau besitzt und ausgebildet hat, nämlich häuslicher Ordnungssinn, Geduld, Aufopferungsfähigkeit und Ausdauer — eine Folge geringer Bekanntschaft mit dem lieben Alkohol! Mit der Frau zusammen leistet er freilich bei seinen größeren Körperkräften vorzügliches. Aber auch die Frau läßt trotz ihrer hervorragenden Eigenschaften oft viel zu wünschen übrig in der Ausübung ihrer Krankenpflege, weil sie es nirgends gelernt hat. Und woher sollte sie es denn wissen? In der Schule kümmert sich niemand darum und nach beendigter Schulzeit gibt es für die Mädchen keine Fortbildungsschule, wo sie Kochen, Wirtschaftsführung und Krankenpflege lernen können. Die Wohlhabenden lassen ihre Töchter französisch und das wohlklingende englisch, Musik und viele andere schöne Sachen lernen, lassen sie sogar studieren und sich emanzipieren, die Ärmeren bringen sie sofort in den Dienst oder die Fabrik. Da wir also keine Fortbildungsschule für Mädchen, so nötig und segensreich sie wäre, haben und manche Leserin dieses Buches gerne etwas genaueres über die Kunst der Krankenpflege wissen möchte, so soll in den folgenden Zeilen kurz das Hauptsächlichste davon behandelt werden.

Um einen Kranken mit Verständnis pflegen zu können, muß die Pflegerin mit den wichtigsten Vorgängen am Kranken selbst vertraut sein, d. h. sie muß eine gewisse Beurteilungsfähigkeit von Fieber, Atmung, Puls und den menschlichen Ausscheidungen besitzen.

Unter Fieber verstehen wir eine Erhöhung der Körpertemperatur. Diese beträgt bei dem gesunden Menschen 36,5—37,5 ° C. Um Fieber festzustellen müssen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir mit dem Thermometer die Wärme messen. Und zwar nur mit dem 100teiligen Thermometer nach Celsius; am besten benutzt man ein schnellanzeigendes handliches Minuten-Maximalthermometer, weil sein Gebrauch für beide Teile leichter und angenehmer ist als der der alten, einfacheren, großen. Natürlich kann man in der Not auch mit jedem anderen richtig gehenden Thermometer messen, muß aber stets erst die Reaumur-Grade in Celsius-Grade umrechnen. Erwachsene werden meist in der Achselhöhle, kleine Kinder im After gemessen.

Die Aftermessung geht schneller, jedoch muß ½ Grad abgezogen werden, da normalerweise schon die Wärme daselbst größer ist als in der Achsel. Bei der Aftermessung ist das Kind auf die Seite oder den Bauch zu legen; die eine Hand hält die Unterschenkel fest, damit der kleine Patient nicht strampeln und das Thermometer im After zersplittern kann, die andere Hand führt unter drehenden Bewegungen das eingeölte Thermometer behutsam bis zum Verschwinden der Quecksilberkuppe in den After ein. Nach der Messung ist das Thermometer zu reinigen. Bei der Achselhöhlenmessung liegt der Patient am besten im Bett, andernfalls muß er sitzen. Die Quecksilberkuppe muß überall vom Fleisch der Achselhöhle umgeben sein, was man am besten dadurch erreicht, daß man die Hand der Achsel, in der das Thermometer steckt, auf die Schulter der anderen Seite legt. Auch hier ist auf ruhige Lage zu achten und zu festes Anpressen zu verbieten, damit es keine Scherben gibt; auch darf man das Thermometer hier nicht unter drehenden Bewegungen ein- oder weiterführen wollen, weil durch die dabei entstehende Reibung Wärme und damit ein falsches Meßergebnis erzeugt werden kann. Gemessen wird früh um 7, mittags um 12, abends um 6 Uhr und das Resultat in eine Tabelle oder eine fertig gedruckte Fiebertafel eingetragen. Fieber ist keine selbständige Krankheit, sondern eine Folgeerscheinung, ein Zeichen vieler Erkrankungen; jedoch gibt es ganz besondere Arten von Fieber, welche gewisse Krankheiten regelmäßig begleiten, sodaß man daraus allein oft die Art der Erkrankung erkennen kann. Gleichmäßiges hohes Fieber kennzeichnet den Typhus, hektisches Fieber, d. h. Fieber von schwankender Höhe mit Frösteln und Nachtschweißen, begleitet die Schwindsucht, unregelmäßiges Fieber mit Schüttelfrösten tritt auf bei Blutvergiftung und Eiterungen. Fieber, welches regelmäßig alle 24 oder 48 Stunden mit Schweiß und Schüttelfrost einsetzt, findet sich bei der Malaria. Bessert sich die Krankheit und verschwindet, so kann das Fieber entweder im Verlauf einiger Tage unter gradweisem Abfall zur normalen Körperwärme zurückkehren oder unter plötzlichem Abfall, oft unter vorheriger letztmaliger Steigerung: Krise. Die Folgeerscheinungen des Fiebers sind für den Kranken unangenehm; es sind Durst, Hitzgefühl, Mattigkeit, Appetitsverlust, Abnahme des Körpergewichtes, Kopfschmerzen und sogar Bewußtlosigkeit oder Delierien.

Im Gegensatz zum Fieber beobachten wir ein Sinken der Körperwärme bis auf 34 und noch weniger Grade bei Verhungernden, Erfrierenden, heruntergekommenen Krebskranken und im sogenannten Collaps.

Um die Bedeutung des Pulses zu würdigen, müssen wir uns kurz mit dem Blutkreislauf befassen, d. h. mit der Bewegung des Blutes im Körper. Die Organe, welche dazu gehören, sind das Herz als Druck- und Saugpumpe, die Lunge als Reinigungsfilter und das gewaltige Netz der Blut- und Schlagadern. Das Herz zerfällt in einen rechten und einen linken Abschnitt, deren jeder aus Kammer und Vorkammer besteht. Diese sind jederseits untereinander und mit den zu- und abführenden Gefäßen durch Klappventile verbunden, welche so eingerichtet sind, daß das einströmende Blut wohl vorwärts, nicht aber wieder zurückströmen kann. Die linke Herzkammer pumpt

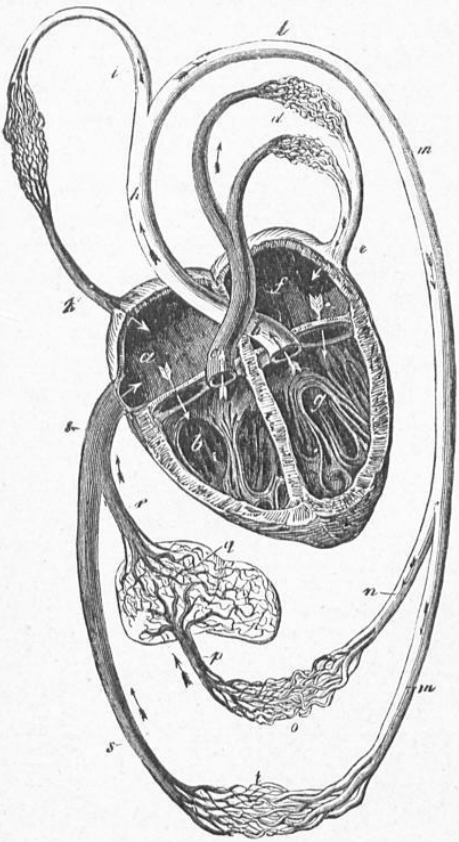
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das hellrote, weil sauerstoffreiche Blut durch die große Körperschlagader in die Schlagadern (Arterien), welche sich immer mehr verästeln und verkleinern, bis sie sich in feinste, nur $^1/_{2000}$ mm große Röhrchen, die sogenannten Schlagaderhaargefäße auflösen. Diese umspinnen die Zellen des Körpers, aus denen derselbe aufgebaut ist, wie das Haus aus den Steinen, und geben denselben den nötigen Sauerstoff ab, sodaß das Blut seine hellrote Farbe verliert. Dafür erhält es Kohlensäure als Verbrauchsrückstand — wie die Asche von der Kohle zurückbleibt — und wird dadurch dunkel bis bläulich rot. Es wird in den Blutaderhaargefäßen abgeführt, in welche sich die Schlagaderhaargefäße fortsetzen. Diese Blutaderhaargefäße sammeln sich allmählich zu größeren Blutadern (Venen), um sich endlich zu zwei großen Körperblutadern, je eine für die obere und untere Körpergegend, — vom Herzen aus gerechnet! — zu vereinigen und in die rechte Herzvorkammer mündet, welche das Blut derselben ansaugt. Von da aus tritt das dunkelrote Blutaderblut in die rechte Herzkammer, welche dasselbe durch die Lungenschlagader in die Lunge pumpt. Hier löst sich dieselbe in ein neues Schlagaderhaargefäßsystem auf, wobei die Kohlensäure abgegeben und ausgeatmet und neuer Sauerstoff aufgenommen wird. Nunmehr geht das Schlagaderhaargefäßsystem der Lungen in ein Blutaderhaargefäßsystem über, welches sich in vier großen Blutaderstämmen sammelt und so in die linke Herzvorkammer gelangt, die es weiter zur linken Herzkammer bringt, wo derselbe Vorgang von neuem beginnt. Diese Bewegung des Blutes ist nun nicht eine beständige, sondern eine regelmäßig unterbrochene, rhythmische, da sie von der Arbeit des Herzens abhängt, welches die große, nie ruhende Blutpumpe darstellt.

Das Herz arbeitet rhythmisch, d. h. unter gleichmäßigen dem allgemeinen Arbeitsplan angepaßten und ineinander übergreifenden Zusammenziehungen und Erweiterungen der einzelnen vier Abschnitte. Wenn wir rekapitulieren: der rechte Herzabschnitt saugt das verunreinigte, die Schlacke der Körperarbeit enthaltende Blut an und bringt es in die Lungen. Dort wird es gereinigt und in den linken Herzabschnitt gebracht. Dieser drückt das frische Blut durch die Schlagadern in die einzelnen Organe. Das Herz arbeitet rhythmisch und bringt das Blut wellenförmig in die Schlagadern. Der Anschlag der Wellen teilt sich der Schlagaderwand mit und das können wir fühlen und nennen es P u l s. Also, so oft der Puls schlägt, so oft zieht sich das Herz zusammen; deshalb ist die Kontrolle des Pulses wichtig, weil wir die Arbeitsfähigkeit und Leistung des Herzens danach beurteilen können.

Den Puls fühlen wir zumeist an der Speichenschlagader, bei Schlafenden auch, um sie nicht zu wecken, an der Halsschlagader. Der Patient soll sich dabei ruhig im Bett oder Lehnstuhl befinden, der Arm soll ruhig auf der Bettdecke oder der Sessellehne liegen oder zwanglos mit einer Hand etwas gehoben werden, damit ihn der Untersuchende bequem überwachen kann. Die drei mittleren Finger der anderen Hand, am besten der linken, weil sie weniger schwere Arbeit verrichtet und deshalb feinere Haut und feineres Gefühl hat, suchen die Schlagader und üben dabei einen leisen Druck auf dieselbe aus, um sich neben der Zahl und Regelmäßigkeit der Pulsschläge auch über ihre Stärke zu unterrichten. Mit dem Daumen darf man nicht den Puls fühlen, weil man sonst den eigenen Puls der mitgedrückten, eigenen Daumenschlagader fühlt! Man zählt mindestens eine halbe Minute nach einer Sekundenuhr, wobei man flüsternd zählt, nicht still, weil man sich sonst leicht verzählt; auch darf man sich nicht durch eine Pendeluhr irre machen lassen. Um den Puls schnell zu fühlen, müssen wir wissen, wo die Schlagader liegt. Man findet sie, indem man die drei untersuchenden Finger an der Beugeseite des Vorderarmes dicht unter dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

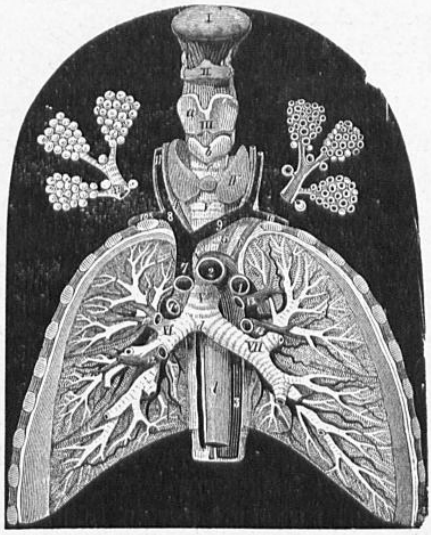


Schematische Darstellung des Blutkreislaufes.

Das Herz ist von vorn geöffnet; die Pfeile geben die Richtung des Blutlaufes an; die schwarzen Röhren enthalten dunkles, die weißen hellrotes Blut.

a. Rechte Vorkammer und b. rechte Herzkammer, beide verbunden durch die rechte Vorhofskammermündung. c. Lungenpulsader, mit einem rechten und einem linken Aste für die rechte und linke Lunge. d. Haargefäße des kleinen Kreislaufes in den Lungen. e. Lungenblutader (von denen aber vier Stück in den linken Vorhof einmünden). f. Linke Vorkammer und g. linke Herzkammer, vereinigt durch die linke Vorhofskammermündung. h. Große Körperpulsader (Aorta). i. Pulsader und k. Blutader (obere Hohlader) der oberen Körperhälfte. l. Bogen und m. absteigendes Stück der Aorta. n. Bauch-Eingeweidepulsadern. o. Haargefäße des Darmkanals. p. Pfortader. q. Haargefäße der Pfortader innerhalb der Leber. r. Leberblutadern. s. Untere Hohlader. t. Haargefäße des großen Kreislaufes

Die Verzweigungen der Luftröhre und der Blutgefäße innerhalb der Lungen.



I. Zunge. II. Zungenbein. III. Kehlkopf. IV. Schilddrüse. V. Luftröhre. VI. Rechter und VII. linker Ast der Luftröhre. VIII. Lungenbläschen, schematisch dargestellt. a. Schildknorbel. b. Ringknorbel. c. Erster Luftröhrenring. d. Spaltung der Luftröhre. l. Speiseröhre. 1. Linker und 1*. rechter Ast der Lungenpulsader. 2. Bogen der Aorta. 3. Brustaorta (absteigendes Stück). 4. Rechte gemeinschaftliche Kopfpulsader. 4*. Unbekannte Pulsader. 5. Linke gemeinschaftliche Kopfpulsader. 6. Linke Schlüsselbeinpulsader. 7. Obere Hohlader. 8. Die rechte und 9. die linke gemeinschaftliche Drosselader. 10. Schlüsselbeinblutader. 10*. Schlüsselbeinpulsader. 11. Innere Drosselader. 12. Die beiden rechten und 13. die beiden linken Lungenblutadern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daumenballen in eine durch den Speichenrand und eine an der Mitte des Daumenballens sich an die Hand ansetzende Muskelsehne gebildete Furche legt. Die gefundene Zahl notiert man auf der Fiebertabelle. Der Puls des Erwachsenen schlägt 60—80 Mal, der kleiner Kinder 80—100 Mal in der Minute. Vermehrung der Pulszahl findet sich beim Gesunden infolge von Nahrungsaufnahme, Körperbewegung, Gemütserregung und dem Genuß von Tee, Kaffee, Alkohol.

Krankhafte Pulsvermehrung tritt auf bei Fieber, Schmerz, Atemnot, Blutverlusten, Herzklappenfehlern und Herzschwäche und vielen anderen. Bei Herzfleischentzündung, Gelbsucht und im Rausch sinkt die Pulszahl. Fester, schwer unterdrückbarer Puls wird beobachtet bei Bleivergiftung, Nierenschrumpfung und beginnender Hirnhautentzündung. Unregelmäßiger, schwirrender, oft kaum fühlbarer Puls mit Sinken der Körperwärme und beschleunigter, oberflächlicher Atmung ist ein Zeichen plötzlicher Herzerschöpfung. (Collaps.) Diese findet sich im Verlauf und nach Ablauf von schweren Infektionskrankheiten (Lungenentzündung, Scharlach, Influenza — Typhus, Diphtherie), infolge von plötzlichen, heftigen Schmerzen, Blutverlust, Schreck und Herzkrankheiten. Dabei ist das Gesicht eingefallen, blaß und kalt, von kaltem Schweiß bedeckt, Hände und Füße sind kalt, Muskelzuckungen und sogar Bewußtseinsverlust können eintreten. Die schweren Fälle nennt man Collaps, leichtere sind uns als Ohnmacht bekannt.

Der gesunde Mensch atmet in der Minute 16—20 mal, Kinder 20—26 mal. Körperliche Anstrengungen und Erkrankungen von Herz, Lunge und Rippenfell, Diphtherie, große Schmerzen und Fieber beschleunigen die Atmung und verursachen häufig Atemnot. Bei dieser ist die Zahl der Atemzüge vermehrt, ihre Tiefe vermindert; die Atmung ist also oberflächlicher. Bei ihren schwersten Graden sitzt der Kranke aufrecht im Bett; Hals, Nacken und Wirbelsäule sind gestreckt, die Stimme ist matt, abgesetzt und redet nur im Telegrammstil, die Nasenflügel begleiten die Atmung, welche sehr geräuschvoll sein kann. Gesicht und Hände sind kalt, blaß und oft wegen der Blutstauung bläulich verfärbt; Urin und Kot gehen ab. Bei Gehirnblutung, Opium- und Morphiumvergiftung wird häufig folgende Art der Atmung beobachtet: Der Kranke beginnt mit 1—2 flachen Atemzügen, welche mit den folgenden tiefer und geräuschvoller werden, bis mit dem 5. oder 6. der Höhepunkt erreicht ist, wo die sonst benommenen Patienten häufig die Augen aufschlagen, umhersehen, seufzen oder sogar auf Anreden antworten. Von da ab fällt die Atmung an Tiefe und Atmungsgeräusch, bis sie nach dem 5. oder 6. Atemzug wieder ganz flach ist. Dann tritt eine oft eine halbe Minute dauernde Atmungspause ein, nach welcher sich derselbe Vorgang wiederholt.

Die menschlichen Ausscheidungen bestehen aus Urin, Stuhl, Erbrochenem, Auswurf und Schweiß.

Der Stuhl enthält die unverdauten Nahrungsreste, je nach Zusammensetzung der Nahrung und Arbeitsfähigkeit der Verdauungswerkzeuge. Normaler Stuhl ist geformt oder dickbreiig, braun bis gelblich. Der gesunde Mensch soll täglich ein bis zweimal zu Stuhl gehen.

Von krankhaften Veränderungen des Stuhles sind folgende wichtig. Dünner, erbsenbreifarbiger Stuhl findet sich bei Typhus. Schwarzer, teerartiger entsteht durch Einnahme von Medikamenten (Eisen, Heidelbeeren) oder durch Blutung im Dünndarm oder Magen, wobei zu beachten ist, daß Blut aus Lunge oder Nase verschluckt werden kann! Weißer, tonartiger, übelriechender Stuhl findet sich bei Leber und Gallenkrankheiten oder bei ausschließlicher Milchnahrung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

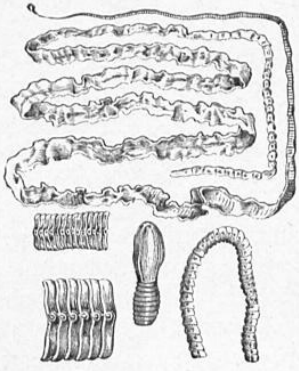
Grüner, galliger Stuhl kennzeichnet den Darmkatarrh, ebenso schleimiger. Eitriger, übelriechender Stuhl entsteht bei Durchbruch eines Eiterherdes (Blinddarmentzündung) in den Darm. Anfangs noch kothaltiger, dann schleimiger, zuletzt blutiger Stuhl, bis 40 Mal am Tag gelassen, spricht für Ruhr. Roter Stuhl ist eine Folge von Blutung im untersten Darmabschnitt und deutet auf Hämorrhoiden, Geschwür oder Krebs im Dick- und Mastdarm hin. Wässriger, mit gekochtem Reis ähnlichen Schleimbeimischungen, sogenannter Reiswasserstuhl, kommt vor bei der Cholera. Als Beimischungen sind ferner zu beachten: Steine, Gewebsteile und Würmer. Als Steine kommen Gallen- und Darmsteine in Betracht, zu deren Nachweis der Stuhl durch ein engmaschiges Sieb hindurchgewaschen werden muß. Gallensteine sind glatt, facettiert und braun bis grün gefärbt, linsen- bis kirschkerngroß; Darmsteine sind rauh, lehmfarben oder rötlich und bestehen meist aus einem verschluckten Kirsch- oder Pflaumenkern, um den sich Salze abgesetzt haben. Auch um verschluckte Nadeln und Gräten können sich Salze absetzen. Abgestoßene Gewebsteile werden bei Krebs, Ruhr oder Darmeinstülpung beobachtet. Würmer finden sich sichtbar als Madenwürmer im Mastdarm und After, Spulwürmer und Bandwürmer im Dünndarm. (S. d. Abbildung.)



Springwürmer rechts oben Männchen und Weibchen in natürlicher Größe, links unten das Männchen vergrößert.



Der gemeine oder Kettenbandwurm. Unten Kopf, Hakenkranz und die 3 Glieder.



Der breite Bandwurm oder Grubenkopf. Unten Kopf und Glieder.

Um sicher zu gehen, fischt man mit einem Hölzchen einige der verdächtigen weißen Dinger heraus und bringt sie in ein Glas mit Wasser, welches man auf eine dunkle Unterlage stellt. Überhaupt soll jeder verdächtige Stuhl — wohl verschlossen! — aufbewahrt und dem Arzte gezeigt werden.

Normalerweise läßt der gesunde Mensch in 24 Stunden 1½ Liter Urin, was jedoch von der Flüssigkeitsaufnahme und der Abgabe von Wasser auf anderen Wegen (Durchfall, Schweiß) abhängt. Die Farbe des normalen Harnes ist je nach seiner Menge verschieden; bei viel Urin ist er hellgelb bis wasserklar, bei wenig Urin bis dunkelbraun: (Fieber, Marschieren bei heißem Wetter und Schwitzen aus anderen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ursachen), aber bleibt durchsichtig. Frisch gelassener Urin riecht aromatisch wie Fleischbrühe, längere Zeit stehender Urin setzt in der Kälte einen lehmigen Niederschlag ab, welcher sich jedoch durch Erwärmen aufhellt. Medikamente verfärben oft den Harn, z. B. wird rot nach Einnehmen von Rhabarber, Sennesblättern, gelb durch Santonin (Wurmmittel), blau durch Methylenblau, dunkelgrün durch Karbolsäure, Kreosot, Bärtraubenblätter. Spargelgenuß verursacht einen unangenehmen Geruch, Terpentinöl — bei Lungenkrankheiten— bringt veilchenähnlichen Geruch hervor. Zu wenig Harn wird abgesondert infolge von Erkrankungen der Leber, Niere oder des Herzens; übermäßig große Harnmengen treten auf bei abheilender Wassersucht, Aufsaugung wässriger Ergüsse aus Bauch- oder Brusthöhle, bei Schrumpf- und Zuckerharnruhr. Gelbsucht verursacht braunbierähnlichen, Zuckerharnruhr hellgelben bis wasserklaren nach frischem Obst riechenden Urin; nach Ammoniak riechender, dunkler Urin tritt auf bei Blasenkatarrh, undurchsichtiger, braunroter bei Blasen- und Nierenblutung.

Erbrechen ist eine Folgeerscheinung vieler Magen- und Darmkrankheiten, Infektionskrankheiten und anderer Erkrankungen, es ist ein Zeichen schwerer Gehirnerschütterungen, tritt bei Bauchfellentzündung, Nieren- und Gallensteinkoliken auf.

Das Erbrochene ist nach Farbe, Inhalt, Geruch und Beimischungen zu beurteilen. Wässrig-schleimiges Erbrechen tritt besonders bei Magendarmkrankheiten auf. Galliges Erbrechen tritt am Ende starken Erbrechens oder bei Bauchfellentzündung auf. Blutbrechen ist ein Zeichen von Magengeschwür oder -Krebs — kann jedoch auch durch viel verschlucktes Blut aus Nase oder Lunge verursacht werden. Verweilt Blut längere Zeit im Magen, so wird es kaffeesatzähnlich, es darf nicht mit Kakao oder Eisenpräparaten verwechselt werden, — sonst wird es in schwarzroten Klumpen erbrochen. Kotbrechen tritt bei schwerer Bauchfellentzündung oder bei Darmverschluß ein. Große Mengen Erbrochenes, in denen man oft noch nach 20—24 Stunden die fast unverdauten Reste der letzten Mahlzeiten entdecken kann, sind eine Folge der Magenerweiterung.

Der Auswurf entsteht durch die Absonderungen von Lunge, Luftröhre und Kehlkopf, dem sich der Schleim aus Rachen und Nase beimischt. Er ist eine Folgeerscheinung von Erkrankungen dieser Organe und wird durch den Husten hinausbefördert. Man unterscheidet je nach Menge und Löslichkeit desselben drei Arten von Husten: 1) den trockenen, z. B. bei beginnender Schwindsucht, 2) den zähen bei Lungenentzündung und Lungenerweiterung, 3) den feuchten bei allen möglichen Lungenkrankheiten, besonders im Endstadium der Schwindsucht, wo oft unglaubliche Mengen Auswurf entfernt werden. Bellenden, rauhen Husten beobachtet man bei allen Erkrankungen des Kehlkopfes, besonders der Diphtherie; bei Kehlkopfschwindsucht und dem morgendlichen Husten der Säufer schließt sich oft Erbrechen an; anfallsweise heftiger, andauernder Husten tritt auf bei dem Verschlucken und dem Keuchhusten. Je nach der Art des Auswurfs unterscheidet man fünf Arten: 1) der wässerige Auswurf ist fleischwasserähnlich, 2) schleimiger Auswurf ist glasigschleimig und wird besonders beim akuten Bronchialkatarrh abgesondert, 3) schleimig-eitriger ist übelriechend und gelbgrünlich, entweder durchweg oder hellglasig mit gelbgrünlichen Streifen; er wird häufig in größeren Ballen ausgehustet, welche sich im Wasser „münzenförmig" auf dem Boden des Speigefäßes ausbreiten oder den sogenannten „dreischichtigen" Auswurf bilden, dessen untere Schicht abgesetzter Eiter bildet, während die obere aus Wasser mit luftblasenhaltigen, schwimmenden Auswurfklumpen besteht, aus denen nach unten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hängender Schleim die mittlere Schicht darstellt. Er kommt bei Schwindsucht, chronischen Katarrhen und Lungenfäule vor, 4) eitriger Auswurf ist die Folge eines durchgebrochenen Lungen- oder Rippenfellabszesses, 5) blutiger Auswurf kann schleimig, wässrig, eitrig vermischt oder rein vorkommen. Geringe punkt- oder streifenförmige Blutbeimischungen sind unbedeutend und kommen bei jedem Schnupfen vor. Rostfarbener, oft auch gelbgrünlicher, stets zäher, am Boden des Gefäßes festklebender Auswurf ist ein Zeichen der Lungenentzündung oder eines chronischen Herzfehlers. Stärkere Lungenblutungen treten nur bei Schwindsucht auf; der Auswurf besteht in diesem Fall zum größeren Teil oder gänzlich aus flüssigem, hellrotem, schaumigen Blut — zum Unterschied von der Magenblutung, wo das erbrochene Blut dunkelrot bis kaffeesatzartig oder klumpig ist. Endlich können im Auswurf grünlichgelbe Strahlenpilzkörnchen vorkommen, sowie beigemengte Speisereste.

Der Schweiß entsteht durch die Tätigkeit der Schweißdrüsen. Normalerweise wird er durch Anstrengungen, große Hitze, heiße Getränke verursacht und besorgt durch seine Verdunstung die Abkühlung des Körpers. Sodann tritt er bei Gelenkrheumatismus, Atemnot und am Ende fieberhafter Krankheiten auf. Bei letzteren wird er als kritischer Schweiß beim endgültigen Fieberabfall gern gesehen, ungünstig sind die nächtlichen Schweiße der Schwindsüchtigen, gefahrkündend bei der Herzerschöpfung (Collaps) und totverkündend im Todeskampf.

* * *

Der Gesunde wählt sich seine Zimmer so gut wie möglich aus und richtet sie entsprechend ein; der Kranke, der Wochen, ja Monate und Jahre in seinem Zimmer zubringen muß, sollte erst recht ein blos mit Rücksicht auf ihn bestelltes Zimmer bewohnen. Aber nur die Reichen können oder könnten sich diesen nötigen Luxus leisten. Der Mittelbegüterte improvisiert sich aus guter Stube oder Salon, Wohnzimmer und Schlafzimmer seine Krankenstube. Der Wenigbegüterte, der Stube, Küche und Kammer, oft nur Stube mit Kochofen und Kammer bewohnt, kann seinem Kranken in dieser Hinsicht nur wenig Konzessionen machen. Deshalb möchte es für den ersten Augenblick überflüssig erscheinen, im folgenden über das Krankenzimmer zu reden. Aber der aufmerksame Leser wird doch manchen Wink darin finden, wie er seinem Kranken manche Erleichterung verschaffen, manche Unannehmlichkeit sparen kann.

Bei der Einrichtung eines Krankenzimmers muß man sich erst überlegen, woran der Kranke eigentlich leidet. Gelähmte, unheilbar krebskranke, schwindsüchtige Patienten und solche mit ansteckenden Krankheiten oder Verletzungen, Brüchen und Verrenkungen, das macht einen großen Unterschied aus. Bei jenen muß die Einrichtung des Zimmers derart beschaffen sein, daß eine Desinfektion leicht und Ansteckung schwer ist. Deshalb müssen Teppiche, Tür- und Bettvorhänge, herabhängende Gardinen, Polstermöbel, Nippsachen, sogar bei bettlägerigen Kranken die Bettvorleger u. a. Staubfänger — Wäsche-, Geschirr- und Kleiderschränke, Bücherbretter und alle nicht zur Krankenpflege gehörigen Möbel hinaus. Im letzteren Fall können sie eher darin bleiben, wenngleich auch hier ein stilgerechtes Krankenzimmer nützlicher ist. Freilich darf dies auch nicht zur Krankenzimmerausräumungswut ausarten, denn in einem kahlen, unfreundlichen Zimmer wird sich der Kranke leicht unbehaglich fühlen und sich aufregen. Ein Krankenzimmer darf also nicht so aussehen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als ob eben der Gerichtsvollzieher dagewesen wäre. Deshalb sollen anstelle der entfernten Möbel andere Sachen treten. Vor allen Dingen Blumen und Blattpflanzen. Ihr Geruch schadet nicht, „der Blumen Rache" ist dichterisch, in einem gut gelüfteten Krankenzimmer können sich die Blumen nicht rächen. Wer dies dennoch befürchtet, braucht ja keine starkduftenden Blumen zu wählen. Und die Blattpflanzen sind direkte Luftverbesserer, sie besorgen dies vorzüglich im Gegensatz zum Räuchermittel, welches mit einer schönen Decke zu vergleichen ist, die den schmutzigen Tisch verhüllt. Sie atmen nämlich Kohlensäure ein und Sauerstoff aus — im Gegensatz zu Mensch und Tier. Der Fußboden kann parkettiert oder gedielt und lackiert oder gefirnißt sein; Scheuerdiele ist möglichst zu vermeiden.

Tiere sollen sich im allgemeinen nicht im Krankenzimmer aufhalten. Aber wenn sich ein Patient am Hüpfen und Singen seines Zeisigs oder Stieglitzes oder Kanarienvogels erfreut und so eine Unterhaltung für manche Stunde findet, so wäre es grausame, törichte Pedanterie, nun sofort den „die Luft verschlechternden" Piepmatz hinaus zu tun. Und wenn der getreue Hund oder die schnurrende Katze ihren sich danach sehnenden Herrn einmal am Tage ein Viertelstündchen besuchen, so kann ich hierin auch kein Verbrechen gegen die Hygiene erblicken — vorausgesetzt, daß der Kranke nicht an einer ansteckenden Krankheit leidet. Eine Uhr, die aber nicht schlagen darf, soll an der Wand hängen oder wenn sie nicht beschaffbar ist, eine Taschenuhr auf dem Kranken- oder Nachttisch leicht sicht- und erreichbar stehen; nachts muß sie beleuchtet sein.

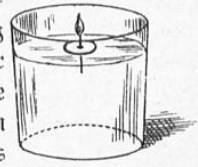
Reinigung, Heizung, Beleuchtung und Lüftung sind vier Dinge, die ineinander übergreifen. Bei der Reinigung darf kein Staub aufgewirbelt, d. h. es darf nicht in der üblichen Weise abgestäubt werden. Deshalb ist der Fußboden täglich feucht zu wischen oder mit feuchtem Kaffeesatz oder Sägespänen zu kehren. Möbel, Ofen ꝛc. müssen mit einem feuchten Lappen, am besten einem Lederlappen, abgewischt werden. Auch die Wände sind mindestens alle 2 Wochen durch Abwaschen oder Abreiben mit Brot zu reinigen. Das ganze Zimmer ist vor seiner Benutzung zum Krankenzimmer zu reinigen, und zwar bei offenem Fenster: denn nicht nur Wände, Möbel ꝛc., sondern auch die Luft muß gereinigt werden.

Das Lüften ist überhaupt eine recht stiefmütterlich behandelte Tochter der heiligen Ordnung. Denn man fürchtet sich vor ihr wegen des gefährlichen „Zuges". Ach, der böse Zug. Was schiebt man ihm nicht alles in die Schuhe! Und mit Unrecht: Nicht der Zug, aber die törichte Furcht davor verschulden so vieles. Wenn man die Tür zu- und die Fenster aufmacht, kann es nicht ziehen, nur wenn beide geöffnet und der Luftstrom direkt über das Krankenbett hinzieht, dann zieht es. Wenn es in einem Zimmer, also auch in einem Krankenzimmer, nicht anders riecht als in der frischen, freien Luft, so ist die Lüftung gut, sonst taugt sie nichts. Es muß so oft gelüftet werden, bis eine aus der frischen, reinen Luft kommende Person keinen Unterschied riecht. Also muß besonders morgens, nach den Mahlzeiten und nach den Entleerungen gelüftet werden. Lüften tut man am besten, indem man ein oberes Fenster herausnimmt oder öffnet, je nach der Außentemperatur. Dabei darf die Lufterneuerung nicht so geschehen, daß plötzlich die ganze kalte Luft von außen einströmt und die ganze warme Luft entweicht: plötzliche Wärmeschwankungen sind gänzlich zu vermeiden. Deshalb muß man im Winter vorsichtiger lüften als im Sommer. Die Fenster allein tun es auch nicht, ein guter Ofen, der die verbrauchte Luft abführt, spricht auch ein Wörtchen mit. Nachts zu lüften schadet auch nichts. Im Gegen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teil: da ist die Luft in engen Straßen oft besser als am Tage, wo gekocht und gearbeitet wird. Natürlich darf das Krankenzimmer nicht neben dem Abtritt oder der Küche liegen und kein Essen, kein Urin und Kot darf darin stehen bleiben, keine Wäsche darf darin getrocknet werden, keine Lampe rußen oder stinken, kein Mensch oder der Ofen rauchen. Auch geräuchert darf nicht werden. Die Luft soll auch nicht zu trocken oder zu feucht sein. Letzteres korrigiert man durch Heizen und Lüften, ersteres dadurch, daß man einen reinen, feuchten Lappen über den Ofenschirm hängt oder einen Teller mit Wasser in den Ofen stellt oder einen Inhalationsapparat sprühen läßt. Besonders bei der Zentralheizung tritt der erstere Übelstand hervor, welche, davon abgesehen, die beste Heizung für ein Krankenzimmer bildet. Ein guter, die Wärme beständig abgebender, noch dazu von außen bedienter Kachelofen ist jedoch auch nicht zu verdammen und auch ein Regulierfüllofen leistet gute Dienste. Das beste Feuerungsmaterial ist hartes Buchenholz, weil es nicht stäubt und verhältnismäßig wenig Sauerstoff aus der Luft des Zimmers entnimmt. Natürlich ist es teurer damit als mit Kohle, Torf, Koks ꝛc. zu heizen und bei der nötigen Aufmerksamkeit wird man auch hier die Stauberzeugung erheblich einschränken können.

Natürlich muß ein Thermometer und zwar am Krankenbett oder in seiner Nähe, nicht etwa an Ofen, Fenster oder Tür hängen. Die Temperatur soll durchschnittlich, je nach dem Wärmebedürfnis des Kranken, 14 bis 18 ° C. betragen; bei stark fiebernden Kranken kann man bis 12 ° C. herabgehen. Sonst gilt die Regel, daß das Zimmer so warm sein soll, wie es der Kranke in gesunden Tagen gewöhnt war. Die Wärme soll stets gleichmäßig sein, also früh nicht geringer als abends. Im Winter läßt sich das Krankenzimmer besser temperieren als im heißen Sommer. Um dessen Hitze zu vermeiden, kann man sämtliche Fenster bei herabgelassenen Jalousien oder Rolleaurs öffnen, eventuell die letzteren anfeuchten, den Fußboden besprengen, einen kleinen Springbrunnen gehen lassen. Am Tage soll die Sonne in das Zimmer scheinen, deshalb darf das Krankenzimmer nicht an der Nordseite liegen. Auch die Südseite ist nicht allzu günstig wegen der eintretenden Hitze; jedoch wird ein an der Südseite liegendes Zimmer für ein Krankenzimmer stets günstiger sein, da man durch geeignete Maßnahmen die Hitze abwehren kann, als ein nach Norden oder Nordosten gelegenes. Ganz töricht ist es, bei Masern die Kinder in ein durch Vorhänge ꝛc. völlig verdunkeltes Zimmer zu stecken. Sie fürchten sich, die Luft wird verdorben, die Pflege beeinträchtigt, die Heilung hinausgeschoben. Natürlich darf andererseits das Sonnenlicht nicht blenden. Dasselbe gilt von der künstlichen Beleuchtung. Von ihr verlangt man, daß sie hell genug ist, um alle Gegenstände im Zimmer unterscheiden zu können, daß sie die Zimmerluft nicht verdirbt und daß sie nicht blendet oder stört. Das beste Licht ist natürlich das elektrische Licht in undurchsichtigen Milchglasbirnen. Empfehlenswert für den, der sie sich anschaffen kann, ist die Krankenzimmer-Beleuchtungs-Vorrichtung von Dr. med. Schultze. Gasbeleuchtung ist gut verwendbar als Gasglühlicht, nicht rätlich als bloßes Gaslicht, da es die Luft verdirbt und viel Hitze entwickelt. Petroleum ist wegen Ruß, Qualm und Geruches ungeeignet, so lange man etwas besseres hat. Das beste und einfachste Krankenlicht für den kleinen Mann ist noch immer das alte Nachtlicht aus Öl, Schwimmer und Kerzchen. Es ist billig, leuchtet genügend, ist geruchlos und für den Fall, daß es umgeworfen wird, gefahrlos; stellt man auf den Rand des Wasserglases einen Dreifuß und auf diesen einen Milchtopf, so kann der Kranke nachts



Ein gewöhnliches Krankennachtlicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stets seine angewärmte Milch trinken, was bei manchen Erkrankungen, z. B. Kehlkopf- und Rachenkatarrh außerordentlich wohltut. In Ermangelung eines besseren können auch Stearin- oder Wachskerzen gebrannt werden. Alle diese Lichter und Lampen dürfen im Krankenzimmer weder angezündet und verlöscht, noch gereinigt werden. Das Nachtlicht soll niemals das Gesicht des Kranken voll bescheinen und ihn blenden und am Einschlafen hindern, sondern es ist durch einen einfachen Lichtschirm, ein davor gestelltes Buch ꝛc., nicht etwa durch sonstige, beliebte, staubfangende Lampenschirme zu dämpfen.



Dreifuß mit aufgesetztem Milchtopf.

Ruhe ist auch im Krankenzimmer erste Bürgerpflicht. Aber auch hier kann nicht nach dem Schema verfahren werden, die Natur des Kranken und der Krankheit sind zu berücksichtigen. Dem einen tut es wohl, die Pflegerin lautlos im Zimmer hantieren zu sehen, der andere erschrickt darüber, den dritten macht es nervös. Im allgemeinen soll der Schritt durch Filzschuhe gedämpft werden. Gut anliegende Kleider rauschen nicht, werfen auch nichts um, ruhige Bewegungen, liebevoller Umgang mit Fenster, Tür und Geschirr sparen Aufregung: ein weites Feld ihrer individuellen Anpassungsfähigkeit eröffnet sich der Pflegerin. Wenn der Arzt kommt, soll er nicht aufgehalten werden, sich schleunigst zum Kranken zu begeben. Und wenn er geht, soll im Vorsaal kein Tuscheln anheben. Bei Nachtwachen darf nicht geflüstert und geklatscht werden, der scheinbar schlafende, in Wirklichkeit wache Patient muß oftmals alles hören, nicht immer vielleicht das Schmeichelhafteste über sich selbst, und kann sich doch nicht helfen! Wer am Krankenzimmer vorbeigeht, soll nicht schleichen, noch dazu mit knarrenden Stiefeln! Jeder plötzliche Lärm muß nach Möglichkeit verhindert werden, z. B. der Klöppel der Schelle ist zu umwinden, die elektrische Glocke abzuschrauben, die kreischende Tür zu schmieren. Andererseits ist bleierne Ruhe oft unerwünscht. Im Gegenteil, der Kranke braucht Abwechslung, Beschäftigung. Wenn es der Arzt erlaubt, kann er Besuch empfangen. Aber nie abends, da es ihn zu sehr aufregen würde. Aufregende Besuche dürfen nicht stattfinden. Deshalb sind Vorgesetzte und Geistliche nicht immer ohne weiteres anzunehmen. Jedesmal ist der Kranke zu befragen, ob er den betreffenden Besucher zu empfangen wünsche. Unsympathische Menschen dürfen das Krankenzimmer nicht betreten. Bleiben Gemütserschütterungen nach einem Besuch zurück, so ist dies dem Arzt zu berichten, der über die weitere Zulassung des Betreffenden zu entscheiden hat. Der Besuchende ist vorher über den Zustand des Kranken und etwaige Verhaltungsmaßregeln zu unterrichten. Aufregende Neuigkeiten, Streitigkeiten, unangenehme Erlebnisse sind nicht zu erörtern. Kranke mit einer ansteckenden Krankheit dürfen, außer vom Geistlichen und den nächsten Verwandten, nicht besucht werden.

Liebt der Kranke Unterhaltungsspiele, so sind die harmlosen derselben, falls es sein sonstiger Zustand erlaubt, zulässig. Aber ebenfalls nie nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abendessen. Spielfehler seitens des Kranken sind möglichst zu übersehen. Ein kitzliches Thema, welches der Patient meist selbst beginnt, ist das über seinen Zustand. Man soll ruhig zuhören, stets an anderen Beispielen den guten Ausgang derselben Krankheit hervorheben, zur Geduld mahnen und möglichst bald auf ein anderes Thema übergehen. Erbschleicher, Personen, welche mit ihren guten Ratschlägen Übel stiften, und solche, die das Vertrauen zum Arzt erschüttern wollen, gehören nicht in das Krankenzimmer.

Auch die Auswahl des Lesestoffes ist wichtig. Auch dieser soll nichts gemütserschütterndes enthalten. Vor allem sind Traktätchen und Kurpfuscherbücher fernzuhalten. Aus letzteren sucht sich schon der Gesunde stets die fürchterlichste Krankheit aus, geschweige erst der Kranke. Nach dem Abendessen ist überhaupt nicht mehr zu lesen. Das Lesen soll keine Anstrengungen von Körper und Auge verursachen, deshalb sind genügende Vorrichtungen dazu zu treffen. Leichte, mechanische Beschäftigung, „Basteln", ist ein besserer Ersatz für das Lesen.

Der wichtigste Gegenstand im Krankenzimmer ist das Krankenbett. Und doch, wie mißverstanden wird es oft in Stellung und Zusammensetzung. Am besten steht es frei in der Stube; geht das nicht, so versuche man, das Kopfende an der Wand und so das Bett von drei Seiten erreichbar aufzustellen. Muß es mit einer Längsseite an der Wand stehen, so wähle man möglichst nicht eine Außen-, sondern eine Innenwand. Weiter soll das Bett so stehen, daß der Kranke zum Fenster hinaussehen kann. Ferner soll das Bett auch leicht beweglich sein, daß beim Lesen das Tageslicht nicht von vorne kommt und blendet. Das ungesündeste ist ein Alkoven schon für den Gesunden, wie viel mehr noch für den Kranken. Auch am Ofen soll das Bett nicht stehen, auch nicht an der Tür. Muß es aber wegen des Blickes in das Freie der Fall sein, so müssen die entstehenden Unannehmlichkeiten möglichst durch Bett- und Ofenschirme ausgeschaltet werden.

Welches Bett ist nun das beste für einen Kranken? Das eiserne Krankenhausbett. Wer es sich leisten kann, sollte gleich zwei davon für den Krankheitsfall vorrätig halten. Wer dazu nicht in der Lage ist, sollte zusehen, ob er eins leihen kann. Und wo dies nicht möglich ist, da muß man eben mit dem vorhandenen auskommen. Auch das wird bei genügender Sorgfalt gehen. Vor allem soll das Bett groß genug sein, damit der Kranke ausgestreckt bequem darin liegen kann.

Der Bettboden besteht am besten aus Metallfedern, weniger gut sind Spiral-Sprungfedern und soll sich mindestens 60 cm über dem Fußboden befinden, sodaß der Raum darunter leicht zu reinigen ist. An den Füßen des Kopfteiles sollen sich Räder befinden, sodaß eine Person ohne Anstrengung das Bett verschieben kann. Am Kopfteil soll der Bettboden durch einen Keilrahmen leicht verstellbar sein, eine Einrichtung, welche man an jedem Bett, wo sie fehlt, durch einen verstellbaren Keilkissenrahmen mit Roßhaarpolsterung herstellen kann. Weniger praktisch ist es, eine Rückenlehne durch einen Stuhl zu improvisieren, dessen Lehne den Rücken stützt, sodaß die Stuhlbeine nach oben gerichtet sind. Am Fußteil befindet sich ein Holzbrett, gegen welches der Kranke die Füße stemmt. Unter der Matratze versteht man ein Polster, welches auf dem Bettboden liegt. Sie besteht aus Füllung mit Stoffüberzug. Die beste Füllung ist Roßhaar, billiger sind Schafwolle, Seegras, weniger geeignet Stroh, Heu, Moos. Bei den Betten alten Stiles sind beide Teile, Spiral-Sprungfederbettboden und Matratze zu einem Stück, der bekannten Sprungfedermatratze vereinigt. Sowohl die Spiralfederbettböden als auch die damit

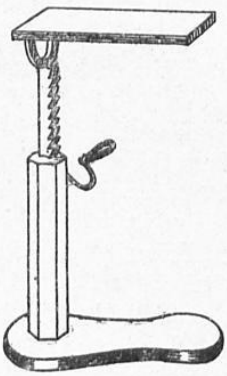
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vereinigte Matratze sind unpraktisch, da sie bald nachgeben und die typische Gesäßdelle bekommen. Besser als eine einteilige ist die dreiteilige Matratze, zumal wenn sie „bombiert" ist, d. h. wenn ihr Füllungsmaterial in einer Anzahl getrennter Zellen eingeschlossen ist, sodaß es durch die Körperlast nicht verdrängt werden, also auch keine Delle entstehen kann. Ein weiterer Vorteil der dreiteiligen Matratze ist der, daß das Mittelstück herausgeschoben werden kann, sodaß man den Unterschieber ohne Lageänderung für den Kranken benutzen kann.

Das Kopfkissen kann mit Federn gefüllt sein, die aber pralle Bettdecke und das überflüssige gesundheitschädliche Unterbett mit dem wichtigen Ausstattungsartikel Federn gefüllt sind schon für Gesunde ungesund, viel mehr noch für Kranke. Das Unterbett muß hinaus! Ein einfaches, weißes, direkt auf der Matratze liegendes Bett-Tuch genügt. Als Decke dienen eine oder im Winter mehrere Wolldecken, die Bettwäsche kann aus Leinwand oder Baumwolltuch bestehen und muß weiß sein, damit der Schmutz gesehen und die Wäsche deshalb gewechselt werden muß. Das Bett-Tuch soll faltenlos liegen. Dies erreicht man am besten dadurch, daß man mit einer zweiten Person, jedes von einer Breitseite her das Bett-Tuch gleichmäßig anzieht und unter die Matratze stopft oder mit Sicherheitsnadeln befestigt. An den speziellen Krankenbetten existieren noch besondere Bett-Tuch-Spannvorrichtungen. An Holzbetten läßt sich die von Dr. Grotjahn anbringen. Sie besteht aus einem doppelt langen, starken, zusammengenähten Bett-Tuch, in dessen zusammenkommende, die Bettseiten überragende Seitenteile Stäbe gesteckt werden können, welche durch unter dem Bett von einer Seite zur andern verlaufende Riemen angezogen oder gelockert werden. Für gelähmte Kranke, welche unwillkürlich Kot lassen, empfiehlt sich die Anschaffung eines Klosettbettes (Preis 32—60 Mark.)

Jeder nicht völlig gelähmte Kranke hat das Bestreben, sich ohne fremde Hilfe aufzurichten. Um ihn dabei zu unterstützen, gibt man ihm eine Selbsthebevorrichtung. Die einfachste besteht in einem von der Decke oder einem Bettgalgen auf die Mitte des Bettes herabhängenden, mit Knoten versehenem Strick, oder man bringt Stricke mit Handgriffen an dem Fußende an. Empfehlenswert ist das Selbstheberbergestell von Knoke u. Dreßler, Dresden; 16 Mark.

Um längeres Verweilen in aufrechter Lage zu ermöglichen, damit der Kranke sitzen kann, muß er eine Rückenlehne haben. Improvisieren läßt sich dieselbe durch einen mit verkehrter Lehne unter das Kopfkissen geschobenen Stuhl, sodaß dessen Beine nach oben und die Vorderseite seines Sitzes nach dem Kopfende des Bettes gerichtet sind. Besser ist eine verstellbare Rückenlehne mit Keilrahmen, aber ohne die unpraktischen Armlehnen; sind diese dennoch erwünscht, so müssen sie wenigstens abnehmbar sein. Eine einfache derartige Rückenlehne kostet 10 Mark.



Verstellbarer Betttisch.

Nötig ist ferner ein Krankentisch. Derselbe kann frei beweglich oder an das Bett anschraubbar sein. Er muß verstellbar sein, sodaß er zum Essen, Schreiben, Lesen, Spielen und zu sonstigen Beschäftigungen verwendet werden kann. Außerdem soll neben dem Bett ein Nachttisch stehen, auf dem verschiedene Sachen abgesetzt werden, wo Arznei, Bücher u. dergl. aufbewahrt werden können. Nicht darin stehen darf der gefüllte Nachttopf; auch unter dem Bett darf er nicht stehen: hier sammeln sich seine Düfte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Matratze, dort schlagen sie sich ins Holz des Nachttisches und verpesten die Luft des Krankenzimmers.

Auf dem Nachttisch soll eine Glocke stehen. Noch besser ist eine stets gut erreichbar für den Kranken auf dem Bett liegende elektrische Klingelbirne. Im Notfall genügt ein Stock. Praktisch ist es, verschiedene Zeichen zu verabreden.

Steht das Bett an der Wand, so kann an derselben leicht erreichbar ein flacher Kasten, ein Spankörbchen ꝛc. befestigt sein, wo das Taschentuch des Kranken Platz findet, damit er nicht im ganzen Bett danach zu suchen hat.

Bei manchen Krankheiten — Unterleibsentzündung, Brüchen — ist der Druck der Bettdecke unerträglich. Man schaltet ihn aus durch eine Reifentrage. Auch kann man diese im Sommer über Kopf und Brust des Patienten stellen und mit einem luftigen Schleier zur Abhaltung der lästigen Fliegen bedecken, sodaß kein besonderes Fliegenschutzgitter anzuschaffen ist. Die Reifentrage kann aus Eisen bestehen oder durch hölzerne, zwischen Matratze und Bettrand gesteckte Böttcherreifen ersetzt werden.

Sodann gibt es noch eine Menge Krankenpflegeartikel, welche teils hier kurz erwähnt, teils später bei ihrer Gebrauchsanweisung besprochen werden sollen.

Luft- und Wasserkissen werden in verschiedener Größe und Gestalt verwendet. Sie bestehen aus Gummi und dürfen deshalb nicht in direkter Berührung mit der Haut des Kranken stehen, d. h. sie müssen überzogen sein oder unter dem Bett-Tuch liegen; ersteres ist besser, da weniger leicht Faltenbildung eintreten kann. Sie dürfen nie prall gefüllt oder aufgeblasen sein. Gummigeräte halten sich am besten durch den Gebrauch; ungebrauchte am besten mit Werg ausgestopft in Blechgefäßen bei mittlerer Temperatur. Sie müssen stets, wie sich das ja überhaupt bei allen Geräten des Krankenzimmers versteht, peinlich sauber gehalten und öfters mit etwas Glyzerin bestrichen werden. Eine Zitronenpresse sollte in keinem Krankenzimmer fehlen. Die Krankenwäsche soll sauber und bequem anziehbar sein. Sie muß deshalb weiß sein, d. h. der Kranke soll ein Leinwandhemd haben. Frauen mit ausgeschnittenen, kurzärmlichen Hemden dürfen darüber noch eine Nachtjacke, ebenfalls aus weißer Leinwand, tragen. Sonst aber darf der Kranke mit nichts weiter im Bett bekleidet sein — auch der Gesunde nicht. Also keine Strümpfe oder gar Unterröcke und -Hosen! Wo ein Wäschewechsel wegen der damit verbundenen Beschwerden qualvoll für den Kranken ist, empfiehlt es sich, Krankenhemden zu beschaffen, deren Ärmel bis zum Kragen geschlitzt und durch eingenähte Bänder schließbar sind. Oder man näht das Krankenhemd vorn zu, schneidet den Rücken auf und versieht beide Seiten mit Bändern. Im allgemeinen soll der Kranke jeden dritten oder vierten Tag, im äußersten Notfall spätestens jede Woche ein neuwaschenes Hemd anziehen. Das neue Hemd muß angewärmt sein! Das alte Hemd muß richtig aus-, das neue richtig angezogen werden und das verstehen die meisten nicht. Zuerst wird beim Ausziehen der Rückenteil des Hemdes schonend bis zum Nacken emporgestreift. Dazu ist es nötig, daß das Gesäß etwas gehoben wird, sodaß man das Hemd darunter hervorziehen kann, sonst reibt man die Haut daselbst zu sehr und verursacht Durchliegen. Entweder hilft der Kranke dabei selbst mit, indem er sich anhebt oder mit den Armen stützt und hochzieht, oder falls er bewegungslos oder zu schwach ist, hebt man ihn schonend an den Oberschenkeln hoch, wobei man den eigenen, kräftigeren Vorderen darunter schiebt, während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die andere Hand das Hemd nach oben streift. Liegt der Rückenteil des Hemdes unter dem Nacken, so legt man die Arme des Kranken soweit als möglich gestreckt über den Kopf und zieht nun den unter dem Nacken befindlichen Rückenteil des Hemdes über den Kopf hinweg auf die Brust, jedoch nicht so, daß er vor dem Mund liegen bleibt und die Atmung behindert! Dann streift man das Hemd von den Armen ab. Das Anziehen des Hemdes geschieht in umgekehrter Reihenfolge. Zuerst wird also das Hemd über die erhobenen Arme gestreift und der übrig bleibende Brust-Rückenteil des Hemdes auf die Brust gelegt, dann der Rückenteil über den Kopf hinweg zum Nacken gezogen, das Gesäß angehoben und das Hemd hinten und vorn glatt gestrichen. Krankenhemden sollen über der Brust mit weitem Spalt geschlossen werden. Hemden mit seitlichem Verschluß sind ganz unpraktisch.

Auch weiterhin ist die Reinlichkeit eine Hauptbedingung der Krankenpflege. Über ihre Handhabung im Krankenzimmer ist schon bei Gelegenheit hingewiesen worden. Es gibt aber noch viele kleine Gebiete, die der Reinigung ebenso bedürfen, sie aber nicht so erwiesen bekommen wie die Haut. Das sind die Körperöffnungen. Zum Beispiel sind die Augen auch bei Nichtaugenleidenden jeden Morgen zu reinigen. Klares, laues Wasser, eine reine Tasse und jedes Mal für jedes Auge ein besonderes bestimmtes, reines, weiches Leinwandläppchen, oder besser ein Watte- oder Mullbindenbäuschchen bilden ein billiges Instrumentarium. Wer es sich leisten kann, tut gut, sich ein Augenspülglas (50 Pfg.) oder eine Bowmann'sche Augendouche anzuschaffen (3 Mark). Die Ohren sind auch zu reinigen. Dies geschieht am besten durch einen mit wenig Watte umdrehten, glatten, stumpfen Glasstab, welcher vorsichtig und nicht bis zum Trommelfell eingeführt werden soll. Die gewöhnlichen, aus hartem Schwamm bestehenden Ohrenreiniger sind verwerflich, da sie meist ungereinigt weiter gebraucht werden. Auch kann man, falls der Ohrschmalz hart ist, denselben vorsichtig mit einem Gummiballon und lauem Wasser entfernen. Ebenso soll die Nase früh und abends mit einem Salzwasser — eine Messerspitze voll auf ein Trinkglas Wasser — ausgespült, nicht etwa gewaltsam ausgespritzt werden, vorausgesetzt, daß der Kranke nicht mit einem Schnupfen darauf reagiert. Die dazu verwandten Gummiballons für Ohr und Nase sollen, wie überhaupt alle in eine Körperöffnung eingeführten und ähnlichen Zwecken dienenden Geräte konische, abgerundete, nicht spitze Ansatzstücke haben. (Ein Gummiballon mit Weichgummi- bezw. Hartgummiolivenansatz kostet 0,90, bezw. 1,25 Mark.) Für die Nase kann auch ein gläsernes Nasenkämmchen Verwendung finden. Ein der Reinigung sehr bedürfendes Gebiet ist die Mundhöhle. Schleim aus Mund, Nase und Rachen, Auswurf, Erbrochenes und Speisenteile können sich in ihm ansammeln und vorzüglich verbergen. Deshalb müssen früh und abends, sowie nach jeder Mahlzeit die Zähne geputzt und der Mund nachgespült werden; besonders die Zahnfugen sind dabei mit entsprechend gearbeiteter Zahnbürste oder hölzernem Zahnstocher oder einem besonderen Zahnfugenreiniger und lauem Salzwasser zu reinigen. Bei regungslosen oder bewußtlosen Kranken muß die Pflegerin diese Säuberung vornehmen. Sie umwickelt einen Finger mit einem neuen, leinenen Läppchen oder besser mit Watte, taucht ihn in eine saubere, mit neuer Salzwasserlösung gefüllte Tasse und wäscht zuerst die Backentaschen, sodann den Mundboden und zuletzt den harten Gaumen vorsichtig, aber energisch aus. Eventuell ist dieses Verfahren unter mehrmaligem Watte- oder Läppchenwechsel zu wiederholen.

Leinwandläppchen sind bei allen diesen Handlungen nur als Notbehelf anzusehen und machen, weil sie stets neuwaschen zur Benutzung kommen müssen, mehr Mühe,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

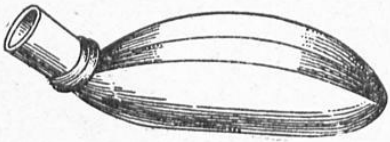
als die Ersparnis wert ist; das einzig richtige bleibt Mull oder Watte. Besonders letztere ist empfehlenswert, da man mit einem Paket von 100 g für die eben erwähnten Zwecke weit reichen kann. Gebrauchte Wattebäuschchen werden einfach verbrannt.

Eine der hauptsächlichsten Maßnahmen gegen das gefürchtete Wundliegen ist das Bettmachen, das Umbetten. Mindestens einmal täglich ist das Bett zu machen, besser zweimal, früh und gegen Abend, falls letzteres den Kranken nicht aufregt und der Arzt es nicht anders bestimmt. Ferner kann auch die Zeit, während welcher der Kranke gebadet wird oder zu sonst welchen Zwecken das Bett verläßt, zum Bettmachen benutzt werden. Zur Aufnahme des Kranken muß dann ein zweites Bett oder als Notbehelf ein mit Kissen belegtes Sofa, ein Fahrstuhl, eine Trage bereit stehen. Am besten ist es, zwei Krankenbetten in Betrieb zu haben, sodaß jedes derselben 24 Stunden gelüftet werden kann. Schwerkranke müssen von einem Bett zum andern gehoben werden. Ob dies von einer oder mehr Personen zu besorgen ist, entscheiden Gewicht des Kranken und Kräfte des Pflegers. Eine Person hebt den Kranken so: Sie tritt an die dem Reservebett zugewendete Breitseite, beugt sich über den Kranken, schiebt einen Arm unter den Rücken in die andere Achselhöhle und bringt den anderen Arm unter die gekreuzten Kniekehlen. Durch Anheben, Aufrichten und Hintenüberbeugen wird der Kranke angehoben, sodaß sein Kopf an der Brust der Pflegerin liegt. Wenn er imstande ist, deren Nacken mit seinen Händen zu umfassen, erleichtert er ihr diesen Dienst. Nun kommt es auf die richtige Stellung des Reservebettes an: sein Kopfende muß sich gegenüber dem Fußende des bisherigen Lagers oder in dessen Verlängerung — nicht zu nahe und auch nicht zu weit — befinden, damit die Pflegerin mit ihrer Last keine weite Reise machen oder stolpern muß. Sind mehrere Personen nötig, so verteilen sie sich so, daß eine Person Kopf, Rücken und Gesäß, die andere die Beine trägt, bei drei Personen nimmt die eine den Kopf, die beiden anderen Rumpf und untere Gliedmaßen. Wer den Kopf hat, kommandiert „Hebt an", „Tragt", „Legt hin" 2c. Kann der Kranke sitzen, so transportiert man ihn mit einer Tragevorrichtung, vorher ist der Kranke aufzurichten. Entweder benutzt man eine fertige Trage aus Segeltuch und durchgesteckten Stangen, oder einen aus einem Strohseil geflochtenen Strohkranz, oder zwei zu beiden Seiten des Kranken stehende Personen schieben ihre Arme unter sein Gesäß und seinen Rücken, umfassen sich mit den gegenüberliegenden Händen an den Handgelenken und bilden so mit zwei Händen einen Sitz und mit den beiden anderen eine Rückenlehne. Soll der Kranke aus dem Zimmer in entferntere Räume getragen werden, so ist eine Trag- oder Räderbahre zu benutzen. Dabei sind wenigstens drei Mann nötig, zwei zum Heben, der dritte zum Kommandieren und regulieren der Trage, z. B. zum unterschieben, zum Festschnallen des Körpers an der Trage. Bei allen diesen Aufhebebewegungen ist darauf zu achten, daß gleichmäßig angehoben wird. Die Trage muß festgehalten, mit losen nicht durchgedrückten Knien und mit ungleichmäßigem Schritt, also nicht à la Parademarsch, getragen werden. Da das Wundliegen besonders an den Stellen auftritt, wo der Druck des Körpers gegen die Unterlage auf nur mit Haut bedeckte Knochenteile trifft — Kreuzbein, Knöchel, Fersen, Schulterblätter — so dürfen Schwerkranke nicht immer auf dem Rücken liegen, sondern müssen die Lage wechseln, also sich zeitweise aufrichten, auf die Seite oder auf den Bauch legen, welch' letzteres sich bei Gewöhnung als leicht durchführbar erweist — natürlich nur, wenn es der Zustand des Patienten erlaubt. Dabei darf aber das Bett-Tuch keine Falten haben, Krümel enthalten oder verunreinigt sein. Ein verunreinigtes Bett-Tuch ist sofort unter dem After zusammenzurollen und dieser völlig zu reinigen und zwar zuerst durch

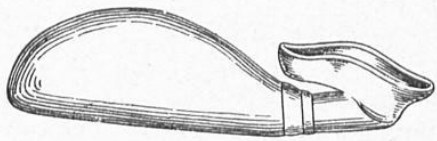
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abwischen des Kotes, dann durch Abwaschen des Gefäßes mit Wasser und Seife, durch sorgfältiges Abtrocknen und nachfolgendes vorsichtiges Einölen. Dann erst wird das Bett-Tuch gewechselt. Schwerkranken, welche sich öfter besudeln, wird eine Urinente vor- und eine Unterlage untergelegt. Entweder eine wasserdichte, welche abgewaschen werden kann oder ein Torfmooskissen, welches große Aufsaugungsfähigkeit besitzt. Bei beginnendem Durchliegen spätestens, besser schon vorher, ehe die Haut sich zu röten und schmerzhaft zu werden beginnt, legt man ein Luft- oder Wasserkissen unter; auch Ferse oder Knöchel kann man durch kleinere Luftkissen schützen. Gegen wundgelegene Schulterblätter oder Kreuzbein wendet man ein exzentrisches Filzkissen an. Außerdem ist natürlich eine angemessene Hautpflege der genannten Stellen nötig: Tägliche Abwaschung mit kaltem Wasser und milder Seife, sanftes Abtrocknen, schonende Einreibung mit reinem Spiritus oder Franzbranntwein.

Stuhl und Urin müssen möglichst aufgefangen werden, da die Unterlagen nur als äußerster Notbehelf anzuwenden sind. Zum Auffangen des Urins bedient man sich der Urinenten, welche je nach dem Geschlecht des sie benutzenden verschiedenartig geformt sind.



Uringefäße für Männer.



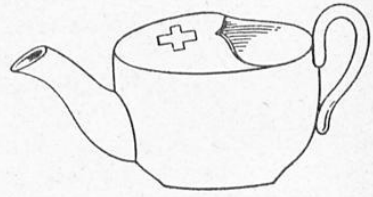
Uringefäße für Frauen.

Sie bestehen meist aus Glas, jedoch können auch solche von Gummi benutzt werden, welche schwerer sauber zu halten und teuer sind. Die aus Glas, Porzellan ꝛc. bestehenden Urinenten sind vor dem Gebrauch durch hineingegossenes warmes Wasser zu erwärmen, damit es den Kranken bei Berührung desselben mit seinen Oberschenkeln nicht schauert. Auch müssen sie täglich mit heißem Sodawasser und Stielbürste gereinigt werden, sodaß sie blitzblank sind und keinen Niederschlag enthalten. Ebenso verhält es sich mit den Unterschiebern, welche zum Auffangen des Kotes dienen. Sie dürfen nur erwärmt in Gebrauch genommen und müssen nach diesem intensiv gereinigt werden; sehr empfehlenswert sind mit einem lufthaltigen, aber abnehmbaren Gummikranz versehene Bettschüsseln. Um die Absonderung des Kotes und die Einführung der Bettschüssel in diesen Fällen zu erleichtern, muß der Kranke die Knie hochstellen und spreizen, während die Pflegerin seinen Oberkörper möglichst emporhebt. Ist dieses unmöglich, so kann man bei einer dreiteiligen Matratze die mittlere herausziehen und das Steckbecken so unterschieben oder man benutzt, falls es der Geldbeutel erlaubt, überhaupt ein Klosettbett oder ein sogenanntes mechanisches Bett.

Häufig müssen Klistiere, abführende, ernährende oder arzneihaltige, verabreicht werden. Die dazu benutzten Instrumente sind Klistierspritze, Clysopomp und Spülkanne (Irrigator). Die Klistierspritze hat verschiedene Nachteile: sie läßt sich schwer sauber halten und verursacht leicht durch ihren Druck Schmerzen. Wenn sie nicht aus Glas besteht, wenn sie wirklich sauber gehalten wird, wenn sie groß genug ist und wenn sich zwischen Spritze und Ansatz ein Stück Gummischlauch befindet, sodaß sie in jeder Körperlage anwendbar ist und der Anprall der Flüssigkeitssäule gegen die Mastdarmwand gemildert wird, so kann sie allenfalls verwendet werden. Auch das Clysopomp ist schwer zu reinigen und ist deshalb weniger ratsam. Am

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besten ist die Spülkanne. Sie muß aus blechernem Gerüst mit Flüssigkeitsskala und Glaseinsatz bestehen und zum Halten, Aufhängen und Hinstellen geeignet sein. Sie darf nicht nur aus Blech bestehen, da sie so gar nicht sauber zu halten ist. Der Gummischlauch soll 1 bis 2 m lang sein und aus braunem oder schwarzen, teuerem Gummi bestehen: grauer ist billig, wird aber bald brüchig. Als Verschluß kann man sich auf den Drehhahn der üblichen Hartgummigarnitur beschränken, besser ist es, sich einen Quetschhahn (50 Pfg.) zu kaufen, den man mit einer Hand regulieren kann. Die Ansatzstücke, die Mastdarmstücke aller drei Instrumente müssen glatt und rund sein, nicht spitz: Es gibt nichts törichteres, als einen spitzen Klistierspritzenansatz. — Verabreicht wird das Klistier am besten in linksseitiger Seitenlage, wo das nicht möglich ist, muß es auch in Rückenlage gehen. Bei Seitenlage liegt der Kranke auf einer wasserdichten Unterlage mit angezogenen Knieen so, daß der Steiß über den Bettrand hervorragt, bei Rückenlage sind seine Knie zu heben und zu spreizen; natürlich ist hier erst recht eine genügend große wasserdichte Unterlage anzuwenden. Die klistierende Person läßt nun zuerst durch Drücken bei nach oben gehaltener Spritze oder durch Öffnen des Hahnes des Spülkannenschlauches die Luft ab. Dann zieht sie mit Daumen und Zeigefinger der einen Hand die Gesäßbacken auseinander und führt vorsichtig ohne Gewaltanwendung unter drehenden Bewegungen den eingeölten Mastdarmansatz nach dem Kreuzbein gerichtet ein; preßt der Kranke nach dem Klistier, so läßt man ihn einige Minuten liegen und hält eventuell die Gesäßbacken mit der Hand aneinander.



Schnabeltasse.

Um einen Kranken zum Schwitzen zu bringen, kann man ihm heiße Getränke zuführen, ihn feuchtwarm einpacken, ein Dampf- oder Sandbad nehmen lassen oder diese einzelnen Maßnahmen verbinden. Um einen Patient mit heißen Getränken zum Schwitzen zu bringen, packt man ihn gehörig im Bett ein, legt mehr Decken als sonst auf und gibt ihm dann erst das Getränk, so heiß als möglich. Sehr erleichtert wird für den eingepackten Kranken das Trinken aus einer besonderen Schnabeltasse.

Außer der Wirkung des heißen Wassers benutzt man zugleich die schweißtreibende Wirksamkeit mancher Tees, z. B. Linden- und Fliederblütentee. Wer keinen Dampfbadeapparat besitzt, kann leicht folgendermaßen sich einen improvisieren. In der Küche wird in einem größeren Wasserkessel mit langem Ausgußschnabel Wasser gekocht; dann bringt man an dem Schnabel einen Gummischlauch an. Hierauf wird der Kranke neben den Ofen oder Herd auf einen Stuhl ausgekleidet gesetzt, die Füße auf ein Tuch oder dergl. gestellt und der Patient mit zwei großen Bett- oder anderen Tüchern, die mit Sicherheitsnadeln aneinandergesteckt werden, mit dem Stuhl bis an den Hals, wo die Tücher dicht anliegen müssen, eingehüllt. Dann leitet man den Schlauch unter die Tücher und erhält den Wasserkessel über dem Feuer im Kochen. Anstatt der Tücher kann man eine große saubere Kiste benutzen, in welche man den Kranken hineinsetzt und die man durch ein mit Halsöffnung versehenes Leinentuch schließt. Auch trockene Hitze läßt sich zur Schweißerzeugung verwenden. Wer dazu in der Lage ist, kann sich ein Schwitzbett kaufen. Sonst läßt sich eine Einrichtung dazu an jedem Bett anbringen. Sie besteht aus einem Blechrohr, welches unten erweitert und zur Aufnahme einer Spirituslampe eingerichtet und an seinem oberen Ende gebogen ist, sodaß es in einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am Fußende des Bettes stehenden Holzkasten einmünden kann. Dieser ist so breit wie das Fußende des Bettes und an der dem Blechrohr entgegengesetzten Hälfte nach dem Kopfende zu geöffnet, sonst oben, unten und nach dem Fußbrett zu geschlossen. Auf dem Kasten befinden sich seitlich zwei Gabeln, in welche zwei, ihren anderen Stützpunkt an der Kopflehne des Bettes findende Stangen, gelegt werden, die die Bettdecken tragen. So entsteht ein Hohlraum, in welchem der Kranke liegt und von der angewärmten Luft umflossen wird. Bei Anwendung dieses Apparates ist die Blechröhre da, wo sie mit dem Bettzeug in Berührung kommt, mit feuchten Tüchern zu umwickeln, sonst gibt es Brandflecken. Fertig kann dieser Apparat für etwa 30 Mark von W. Hilzinger-Reiner in Stuttgart bezogen werden.

Der beim Schwitzen auf Stirn und Gesicht auftretende Schweiß ist von der Pflegerin abzuwischen. Ist der Kranke gehörig in Schweiß gekommen, so wird er mit angewärmten Tüchern unter der Bettdecke abgetrocknet und sodann das nasse Hemd schnell, — weshalb es weit genug sein muß! — mit einem neuen, erwärmten gewechselt. Dann kann man, falls es die Krankheit erlaubt, ihm etwas Wein oder Kaffee geben, legt ihm eine Wärmflasche an die Füße, deckt ihn gut zu und läßt ihn schlafen. Sind Bett-Tuch und -Decken ebenfalls naß, so sind auch sie schnell zu wechseln und gegen neuwaschene, erwärmte auszutauschen.

Wärmflaschen, Wärmsteine ꝛc. sind nicht bloß, sondern mit einem Überzug versehen ins Bett zu legen. Wärmflaschen oder mit warmem Wasser gefüllte Gummikissen dürfen nicht zu heiß sein, damit sich die Kranken im Schlaf nicht die Füße verbrennen. Bei Benutzung von Wärmsteinen ist darauf zu achten, daß sie nicht die Bettwäsche verbrennen, was bei der Wärmflasche ausgeschlossen ist.

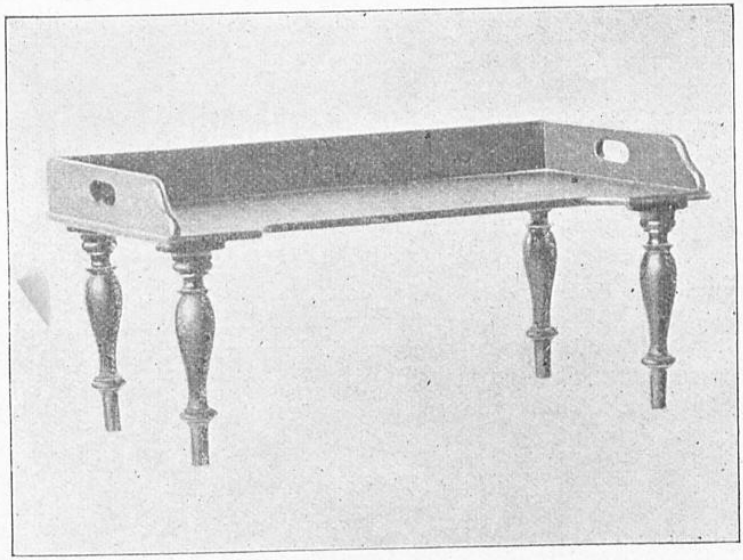
Von größter Wichtigkeit für den Kranken ist die Regelung seiner Ernährung, sowohl für den Körper als auch für den Geist, für letzteren als willkommene Unterbrechung des täglichen Einerleis. Je nach der Erkrankung und ihrem Fortschritt ist sie verschieden. Der Fiebernde braucht andere Nahrung als der Gesunde, Krankheiten der Verdauungsorgane bedingen eine peinlichere Ernährung als z. B. die eines Schwindsüchtigen.

Im allgemeinen ist es Sache des Arztes, sich über die Ernährung zu äußern und in den Fällen, wo sie direkt als Heilmittel wirkt, muß er oft bis ins kleine gehende Vorschriften über die Krankenkost machen, am besten schriftlich ausgearbeitet. Wenn hier und weiterhin die Diät bei verschiedenen Erkrankungen besprochen wird, so ist für den betreffenden Fall jedes Mal erst der behandelnde Arzt zu befragen; denn jeder Fall, auch derselben Krankheit, ist bei jedem Menschen verschieden, wie ja auch kein Mensch dem anderen völlig gleicht: die Natur kennt eben kein „Schema F"! Hier wollen wir die Technik der Ernährung ausführen; die Zusammensetzung derselben, die Krankenkost bleibt dem unten folgenden Abschnitt über Krankenpflege bei den verschiedenen Arten von Erkrankungen vorbehalten.

Bettlägerige Schwerkranke oder solche, welche sich nicht mit den Armen behelfen oder in aufrechter Stellung sitzen können, müssen gefüttert werden. Bei benommenen Kranken ist dies schwer ausführbar und muß darauf geachtet werden, daß sie sich nicht verschlucken. Deshalb müssen sie angehoben werden, indem die pflegende Person mit dem linken Arm den Kranken samt dem Kopfkissen anhebt, wenn keine verstellbare Rückenlehne vorhanden ist. Die Nahrung muß für benommene Patienten ausschließlich flüssig sein und wird anstatt mit dem Löffel besser mit der Schnabeltasse in kleinen, nicht zu schnell nacheinander folgenden Portionen schluckweise verabreicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sonst soll der Patient in sitzender Körperhaltung seine Mahlzeiten einnehmen. Nicht Strengbettlägerige, z. B. Genesende, welche aufstehen dürfen, müssen sich ordentlich anziehen und am besten in einem warmen, behaglichen Nebenzimmer essen. Die Mahlzeiten müssen regelmäßig verabreicht werden, deshalb dürfen in der Zwischenzeit nicht soviel Näschereien verzehrt werden, daß der Appetit dadurch beeinträchtigt wird. Die Speisen selbst sollen den Appetit anregen. Daher sind sie nicht nur schmackhaft zuzubereiten, sondern auch sauber und zweckmäßig darzureichen.



Bett- oder Krankentisch.

Der Eßtisch, das Eßbrett sind mit einem sauberen Tisch- oder Mundtuch (Serviette) zu decken, das nicht erst am Sonntag, sondern jedesmal, wenn es schmutzig ist, gewechselt wird. Diesen Luxus soll sich nicht nur der wohlhabende, sondern gerade der kleine Mann leisten. Weiße Wäsche kann jeder haben. Schon der Gesunde muß sie benutzen, soll er sein Essen, sei es noch so einfach, würdig einnehmen. Denn wenn die Hausfrau klug ist, so zieht sie sich zu den Mahlzeiten sauber an, räumt das Zimmer auf, lüftet, deckt den Tisch so sauber wie möglich, trägt die schmackhaft zubereitete Speise auf, macht ein freundliches Gesicht dazu und dann wird es dem Mann der Arbeit schmecken, er wird sich nach seinem behaglichen Heim sehnen, und nicht sein schwer verdientes Geld in die Kneipe tragen.

Das Eßgeschirr soll sauber sein, also keine Fingerabdrücke aufweisen; und die Tassen sollen kein Fußbad nehmen. Die Speisen sollen aber auch die nötige Wärme besitzen. Sie sollen nicht so heiß sein, daß sich der harmlose Kranke mit der Fleischbrühe seine Zunge verbrennt, und auch wieder nicht zu kalt; dazu sind keine komplizierten Wärmeschüsseln nötig, es genügt, wenn die Teller, Tassen usw. kurz vor dem Gebrauch durch Eintauchen in heißes Wasser angewärmt sind, oder auf der warmen Ofenplatte gestanden haben. Die Kost soll auch nicht eintönig sein, sondern Abwechslung bieten, was bei gutem Willen und Wissen der Hausfrau und ihres Kochbuches nie schwer sein wird. Dann muß der Kranke aber auch die vorgesetzten Speisen essen, er muß dazu angehalten werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und auch dazu, daß er sie ordentlich zerkleinert, kaut. Andererseits darf dieses Anhalten, das Anbieten nicht in das beliebte Nötigen mit der Begründung: „Nimm Dir doch, es ist ja da" ausarten, weil es manchen Kranken störrisch macht. Auch darf man nie vergessen, daß ein bettlägeriger Kranker weniger bedarf, als ein arbeitender Gesunder. Wenn kein besonderes Verbot von seiten des Arztes besteht, ist bei der Auswahl der Nahrung darauf zu achten, daß durch ihre Zusammensetzung der Stuhlgang befördert wird, und keine Verstopfung als Folge mangelnder Bewegung eintritt. Also sind Sauermilch, Früchte, grüne und eingemachte Gemüse, Honig usw. zu berücksichtigen. Auch ein Fehler ist zu vermeiden: dem Kranken solche Nahrungsmittel, die zwar nahrhaft, aber ihm ekelerregend sind, mit Gewalt aufzwingen zu wollen, z. B. Eier, Milch!

Nach der Mahlzeit darf der Kranke schlafen.

Der S c h l a f des Kranken ist zu fördern. Deshalb sind alle störenden Geräusche zu vermeiden. Auch kann während des Schlafes gelüftet werden, wenn das Öffnen des Fensters keine ungewohnten Geräusche in das Zimmer läßt. Gewöhnte Geräusche, z. B. das Rasseln der Straßenbahn, stört den, unter dessen Fenster sie stündlich vorübergeht, nicht. Bis in die Nacht hinein lesen oder spielen, abendliche Besuche sind direkt schädlich. Nach dem Abendessen bleibt dies weg, sonst regt es entweder den Kranken auf oder er gerät in die sogenannte Übermüdung und kann gar nicht oder nur unruhig schlafen. Ebenso sind abends keine aufregende Neuigkeiten zu erzählen. Die Abendzeitung erhält er deshalb erst am nächsten Morgen, oder wenn er so danach verlangt, daß er vor Neugier nicht schlafen könnte, wird sie ihm vorgelesen oder auch, als kleineres Übel, gegeben. Dagegen kann abends bei mattem Licht ein wenig geplaudert werden. Nachts soll das Zimmer matt erleuchtet und die Uhr sichtbar sein, damit er über die Zeit unterrichtet ist. Etwaiges Getränk ist erreichbar und wenn nötig, durch das Nachtlicht angewärmt vorrätig zu halten. Glocke, elektrische Klingel oder auch ein Stock müssen zur Herbeirufung der Krankenpflege leicht erreichbar vorhanden sein.

Gegen die Fliegenplage an Sommertagen schützt ein Fliegenschutzgitter (5 M.)

B ä d e r werden zur Reinigung des Körpers oder zur Entfaltung der Heilwirkung des Wassers oder ihm zugesetzter Stoffe auf den ganzen Körper oder einzelne Teile verabreicht. Demnach unterscheiden wir Ganz- oder Teilbäder (Arm-, Fuß-, Sitzbäder), mit oder ohne Brauseanwendung (Douche). Je nach der Wärme des Wassers sprechen wir von kalten Bädern (10—20 ° C oder 8—16° R); kühlen (20—28 ° C oder 16—22,5 ° R); lauen (29—33 ° C oder 23—27 ° R); warmen (34—40 ° C oder 27—32 ° R); und heißen 40 und mehr ° C.

Warme Bäder sollen stets das Wärmebedürfnis des Kranken befriedigen, weshalb genügend viel kaltes und heißes Wasser zum Nachfüllen bereit stehen muß. Kalte und kühle Bäder sind nur nach Anordnung des Arztes zu geben, da sie schwachen Kranken und Kindern leicht zu viel Lebenswärme entziehen. Sitzbäder sollen nicht unter 10 ° C. genommen werden und nicht länger als höchstens eine Viertelstunde dauern. Fußbäder werden meist warm genommen, am besten abends vor dem Schlafen. Die Temperatur des Wassers bestimmt man mit dem Badethermometer; nach dem Wärmeempfinden der eingetauchten Hand soll man sich nicht richten, da das individuelle Empfinden gerade hier sehr verschieden ist.

Leichtkranke und transportable bettlägerige Kranke baden am besten in einem besonderen Badezimmer. Fiebernde Schwerkranke, oder solche, denen ein Badezimmer nicht zur Verfügung steht, baden im Krankenzimmer, und zwar muß die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Badewanne in möglichster Nähe des Bettes stehen. Schwerkranke sind vorsichtig in das Bad und herauszuheben und während der ganzen Badezeit zu überwachen. Ohnmachten, Übelkeit oder Frösteln erfordern sofortige Beendigung des Bades. Nach dem Bad wird der Kranke ordentlich trocken gerieben, in ein gewärmtes Hemd gesteckt, gehörig eingehüllt in das Bett getragen und dort gut zugedeckt; eventuell kann nach dem Bad eine Tasse Tee oder ein Eßlöffel warmer Rotwein gegeben werden.

Zu den Ganzbädern gehören die Dauerbäder; sie werden hauptsächlich bei schweren, ausgedehnten Verbrennungen angewandt, wo die Patienten tagelang im Wasserbad liegen. Stete Temperaturmessung und ein großer Vorrat warmen Wassers ist zur Erhaltung einer gleichmäßigen Wärme von 37 ° C (30 ° R) nötig und zur Erhaltung der Reinlichkeit des Wassers, da dasselbe leicht durch Kot und Harn verunreinigt wird. Bei diesen Dauerbädern darf der Kranke nicht auf dem Boden der Badewanne liegen, sondern auf Tüchern, Wasserkissen ꝛc. Besser ist es, er schwebt in einem großen, starken Bett-Tuch, welches durch angenähte zum Schnallen eingerichtete Gurte über dem Boden der Wanne befestigt werden kann. Während bei den Vollbädern der ganze Körper außer Kopf und Hals im Wasser stecken soll, reicht dasselbe bei den Halbbädern nur bis zum Nabel; deshalb und weil im Halbbad häufig kühle Abreibungen und Übergießungen vorgenommen werden, kühlt es sehr ab und darf selten länger als 10 Minuten verabreicht werden.

Die beste Badewanne ist die Germania-Badewanne. Sie beansprucht verhältnismäßig wenig Wasser, ist leicht zu reinigen und zu transportieren, nimmt außer Gebrauch wenig Platz weg, da sie hochkantig in eine Ecke gestellt werden kann und ist zu Voll-, Halb- und Dauerbädern gut zu benutzen, da der Kranke sehr bequem hereinund herausgehoben werden kann. Bei Vollbädern ist es in der Germaniabadewanne nicht nötig, den Kranken im Rücken zu unterstützen, da er bequem liegen kann. Bei Halbbädern sitzt der Kranke im Fußende der Wanne. Allenfalls kann dieselbe auch zu Sitzbädern benutzt werden, indem das Kopfende mit der darunter befindlichen Holzleiste auf einen Stuhl oder Tisch gesetzt wird; besser ist eine besondere Sitzbadewanne. Eine Brausevorrichtung befindet sich an den meisten Badeeinrichtungen. Eine Handspritze, eine Gießkanne, ein großer Irrigator, an dem durch Gummischlauch die Tülle einer kleinen Gießkanne befestigt ist, können dieselbe teilweise ersetzen. Verwendet man zwei Gießkannen, die eine mit warmem, die andere mit kaltem Wasser, oder zwei Spülkannen oder zwei Eimer, aus denen man abwechselnd spritzt, so kann man die Wechsel- oder schottische Brause verabreichen. Dabei sitzt der entkleidete Kranke in der leeren Wanne. Natürlich muß das Zimmer gehörig warm sein. Setzt man einem Bade heißes Wasser zu, so darf dies nie auf der Oberfläche aufgegossen, weil man sonst den Kranken verbrühen könnte, sondern muß an der Seite durch einen unter den Wasserspiegel gesetzten Trichter eingegossen und verteilt werden.

Von den Arzneibädern sind folgende am gebräuchlichsten:

a. Aromatische Bäder. Die dazu verwendeten Kräuter und sonstigen Drogen werden, nachdem sie gekocht haben, abgeseiht und in ein Tuch eingebunden mit der Abkochung zusammen möglichst heiß kurz vor Beginn des Bades demselben beigefügt.

1) Kamillenbäder, ein unentbehrliches Heilmittel für kranke Kinder, ½ Pfund für Kinder, 1 Pfund für Erwachsene werden mit 1—2 Liter Wasser als Tee gekocht;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2) Pfefferminz- und Baldrianbäder, von diesem ½—1 Pfund, von jenem 1—2 Pfd. zu 2—3 Liter Wasser;

3) Walnußblätterbäder, 3—4 Pfd. zu 2—4 Liter Wasser;

4) Fichtennadelbäder, 3—4 Pfd. Nadeln oder 200—500 g Extrakt;

5) Malz- und Kleienbäder, 2—6 Pfd. Gerstenmalz oder Weizenkleie;

b. Mineralbäder.

Kohlensaure Bäder nach Sandow; Gebrauchsanweisung dabei.

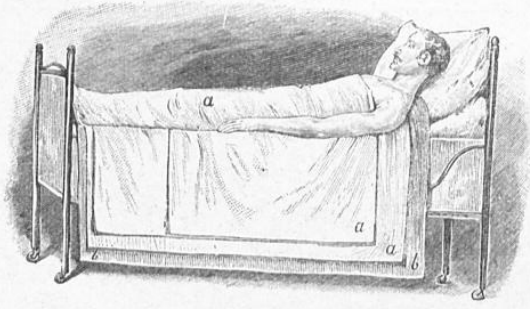
Eisenbäder — nur in Holzwanne! — 1 Kugel Eisenvitriol mit Ton in der Apotheke zu haben.

Soolbäder: 4 bezw. 10 Pfd. Staßfurter Badesalz für ein Kind oder Erwachsene. Bei allen diesen Bädern setzt man die in Wasser nicht löslichen Substanzen in einem Beutel zu.

An die direkte Anwendung des Wassers wollen wir die indirekte, wie sie mit Abreibungen, Packungen und Umschlägen ausgeübt wird, anschließen.

Eine feuchte Abreibung wird folgendermaßen vorgenommen: Um den entblößten Körper des Kranken wird schnell ein in Wasser von 16—20 ° C (13—16 ° R) getauchtes halbnasses Bett-Tuch herumgeschlagen und sodann mit dem Tuche der Körper des Patienten überall energisch abgerieben. Nach einigen Minuten wird das nasse Tuch schnell entfernt und mit einem rauhen, trockenen Tuch tüchtig abgetrocknet. Dies wird als Abhärtungskur früh nach dem Verlassen des Bettes und gleich vor Einnahme des Frühstückes, ausgeführt. Eine andere Abhärtungskur ist die Ganz- oder Teilwaschung des Körpers. Ein Schwamm oder ein Handtuch werden in Wasser getaucht und ausgerungen; dann wird vom Kopf ab jeder Körperteil für sich schnell damit abgerieben und mit einem anderen Tuch nachgetrocknet. Zuerst wird Wasser von 28 ° C genommen. Dann wird derselbe Körperteil mit Wasser von 20 ° und dann noch einmal von 12 ° ebenso behandelt. Nachdem der Kopf auf diese Weise abgefertigt ist, kommen die anderen Körperteile ebenso daran. Natürlich kann man das Verfahren auch vereinfachen. Greifen Ganzabwaschung oder -Abreibung zu sehr an, so sind nur Teilabreibungen bezw. Abwaschungen vorzunehmen, z. B. den einen Tag der Rumpf, am zweiten die unteren, am dritten die oberen Gliedmaßen. Hebt man das feuchte Tuch, welches den Patienten umhüllt, in schneller Folge ab und preßt es unter Reiben an, so führt man eine Abklatschung aus.

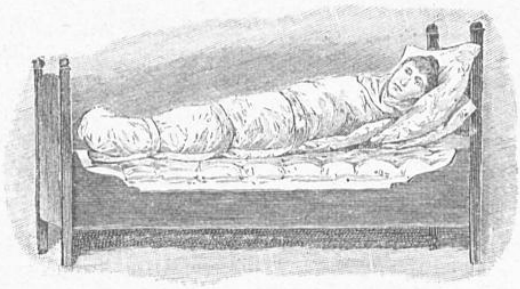
Nasse Packungen (Wickel) werden als Ganz- oder Teilpackungen verwendet. Eine Ganzpackung macht man wie folgt: Auf das Bett des Kranken — oder



Allgemeiner Wickel des Körpers, halb fertig. a) Nasse Leinwand, b) Wolldecke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf das Reservebett, Sofa ꝛc. — dann muß der Kranke nach der Packung ins Bett getragen werden — breitet man eine beiderseits überhängende Wolldecke, über diese ein nasses Tuch von 20 ° C (16 ° R) und legt darauf den Kranken. Dann schlägt man schnell das nasse Tuch um denselben, darüber die Wolldecke und deckt ihn mit



Allgemeiner Wickel des Körpers, ganz fertig.

der Bettdecke zu. Da Arme und Hände mit eingeschlagen sind, ist der Kranke hilflos und muß deshalb während der ganzen Zeit eine Person zugegen sein, welche, wenn der Patient Angst- oder Beklemmungsanfälle bekommt, denselben schnell auspacken muß. Läßt man die Packung 1—2 Stunden liegen, so hat man eine wärmende Dauerpackung; erneuert man sie nach 10—15 Minuten, so macht man Wechselpackung, welche Wärme entzieht und daher gegen hochgradiges Fieber angewandt wird. Teilpackungen werden am häufigsten als Brust-, Waden-, Halspackung ausgeführt; anstatt der wollenen Tücher können dabei wasserdichter Stoff oder Guttaperchapapier verwendet werden.

Läßt man diese oder die Wolldecke weg, so macht man einen Umschlag; ein solcher kann sich auf den ganzen Körper oder einzelne Teile erstrecken. Reibt man den in ein großes nasses Bett-Tuch gehüllten Patienten, sodaß der Körper dampft und gießt man dann kaltes Wasser auf, so nennt man das ein Lakenbad. Will man die Kälteanwendung auf einen Körper noch steigern, so wendet man Eis an. Die einfachste Art, dasselbe zu benutzen, sind die Eiskompressen. Taschen- oder Handtücher werden zusammengefaltet auf Schnee oder Eis gelegt und so gekühlt an ihren Bestimmungsort gebracht, wo sie jedoch nach zwei Minuten durch eine neue Kompresse zu ersetzen sind.

Bei allen Umschlägen muß der Kranke eine wasserdichte Unterlage haben. Nicht nötig ist sie bei der Verwendung von Eisbeuteln. Diese sollen aus gutem Gummi sein, da sie sonst nichts halten und ihre billigeren Ersatzprodukte deshalb teurer sind. Unbenutzte Eisbeutel müssen prall mit Werg gefüllt werden. Dann werden sie nicht rissig. Auch gut gereinigte Schweinsblasen können benutzt werden. Zur Füllung ist das Eis in haselnußgroße Stücke zu zerkleinern. Dazu kann man sich besonderer Eisspalter bedienen; ein Nagel oder ein kleiner Schraubenzieher und ein Stück Holz als Hammer tun es aber auch.

Das Eis soll nicht im Krankenzimer zerkleinert, auch nicht da aufbewahrt werden, sondern an einem kühlen Ort in geeigneter Weise, z. B. so, daß es in einem Sieb oder einem Durchschlag auf ein Tuch gelegt wird, welches wieder auf einem Eimer liegen muß, sodaß das Schmelzwasser abfließt und das Eis nicht weiter angreift.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Eisbeutel darf nun nicht dick mit Eis gefüllt werden, er würde zu schwer; also nur zur Hälfte! Und dann muß er, bevor er verschlossen wird, zusammengepreßt werden, damit die Luft herauskommt. Sonst kann er sich nicht anschmiegen. Je nach Bestimmung gibt es große Herz-, Augen-, Halseisbeutel (Eiskravatten).

Die größeren Eisbeutel müssen aufgehängt werden, sonst drücken sie. Die anschraubbaren Eisbeutelträger sind nur in einer Richtung verschieblich; sie sollten ein längeres, vorn nicht gebogenes Tragstück haben, daß man den Beutel darauf nach Belieben hin- und herführen könnte. Man kann sich auch ganz schön einen praktischeren Eisbeutelträger selbst konstruieren. An Fuß- und Kopfende wird jederseits eine sogenannte Wäschetrockne, ein sonst überflüssiges Gerät, mit Riemen oder Stricken festgebunden oder festgenagelt oder -geschraubt. Dann verbindet man ihre oberen Querstangen durch einen Längsstab, der jedoch nicht festsitzen darf, sondern an beiden Querstangen beweglich, verschieblich mit Lederriemen, Strick oder einer Metallöse verbunden ist. Oder, falls dies nicht genügt, befestigt man an zwei nicht aneinanderstoßenden Wänden je einen handtuchhalterartigen Holz- oder Eisenträger, in etwa große Krankensäle ließe sich dies gleich für den ganzen Saal einrichten. An diesen verschiebbaren Stäben hängt man den Eisbeutel mit einer Schnur auf.

Wenn der Eisbeutel eine halbe oder gar eine ganze Stunde gelegen hat, muß er ausgegossen und von neuem gefüllt werden. Auch darf er nie direkt auf der Haut aufliegen, sondern dazwischen muß sich ein Tuch befinden, zarte Haut sogar geölt sein.

An Stelle der Eisbeutel werden vielfach Kühlapparate benutzt. Sie bestehen aus einem spiralig oder sternförmig, glatt oder hohl angeordneten System von Gummischläuchen mit Zu- und Ableitungsschlauch, oder aus Metallkapseln, die ebenfalls eine Zu- und Ableitungsröhre besitzen. Der zuführende, mit einer Bleikugel beschwerte Schlauch wird in einen über dem Niveau des kranken Teiles stehenden Eimer mit eiskaltem Wasser gelegt, der abführende Schlauch in einen unter dem Bett stehenden, gleichgroßen leeren Eimer geleitet. Durch Saugen an dem ableitenden Schlauch zieht man das Wasser aus dem oberen Eimer in den Kühlapparat, dann läuft es von selbst weiter und in den unteren Eimer. Nimmt man an Stelle des oberen Eimers eine große Spülkanne und verbindet sie mit dem zuführenden Schlauch, so braucht man nicht zu saugen. Durch teilweises Zuklemmen oder Zuschnüren des abführenden Schlauches kann man mit einer Füllung länger auskommen.

Will man einen warmen Umschlag haben, so braucht man diese Apparate nur mit warmem Wasser zu füllen.

Sonst nimmt man dazu Kräuter- oder Breiumschläge (Kataplasmen). Kamillen, Feldkümmel (Quendel), Hafergrütze oder Leinsamen sind zu steifem Brei zu kochen und werden dann fingerdick auf alte Leinwand aufgetragen, diese wird umgeschlagen und das ganze aufgelegt, eventuell in wasserdichten Stoff eingehüllt. Jedenfalls muß der Kranke bei größeren Kataplasmen eine wasserdichte Unterlage haben. Dieselben sind halbstündlich zu wechseln. Die Haut ist hier ebenfalls vorher einzuölen. Der Brei muß täglich erneuert werden, da er sich zersetzt. Auch trockene Wärme kann verwendet werden. Die vielgepriesenen, mit pulverisiertem Glühstoff angeheizten Wärmetaschen und -Kästen sind untauglich, nicht nur für Bettlägerige, da sie leicht schmutzen. Dann sind schon die guten alten mit Kamillen oder anderen aromatischen Pflanzenteilen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefüllten Kräutersäckchen besser; man wärmt sie am Ofen oder auf einer Asbestplatte über Spiritus. Dann gibt es noch einige Apparate, welche vorzüglich, aber etwas teuer und daher nicht für jedermann zu beschaffen sind. Majewski's Wärmedose hält die Wärme vier Stunden lang; sie besteht aus einer mit gebranntem Kalk und Wasser gefüllten Metallschachtel. Oder man füllt einen Eisbeutel mit in Glyzerin angerührtem, essigsauren Natron und taucht ihn ein paar Minuten in heißes Wasser; nachdem man ihn abgetrocknet hat, wird er aufgelegt.

Sehr praktisch sind die Quinke'schen Thermophoren.

Beim Inhalieren oder Bähen muß die Gebrauchsanweisung des Inhalationsapparates gründlich durchgelesen werden; Medikamente, welche inhaliert werden sollen, sind nicht etwa in den Dampfkessel, sondern in das Gläschen, in das der untere Glasschenkel mündet, einzubringen. Stellt man einen Topf mit kochendem Wasser über eine Spiritusflamme und bedeckt ihn mit einem entsprechend großen Trichter, dessen spitze Öffnung mit Watte, Leinwandstreifen umhüllt oder durch einen Kork gesteckt ist, so hat man einen Inhalationsapparat improvisiert. Meistens wird mit Kamillentee gebäht.

Senfteige werden am besten in Form der käuflichen Senfpapiere angewandt. Sind diese nicht zu haben, so gießt man Senfspiritus auf Löschpapier oder macht im Notfall ein Senfpflaster aus einem auf Leinwand fingerdick aufgetragenen Brei von frischem, pulverisierten Senf und heißem Wasser. Wenn der Senf wirkt, d. h. wenn die Haut brennt, was gewöhnlich nach 10—20 Minuten eintritt, so ist er zu entfernen. Meistens werden Brust, Nacken, Innenfläche der Ober- und Unterschenkel als Anwendungsorte benutzt; dieselbe Stelle darf nie zweimal mit Senf belegt werden; ebensowenig solche Hautpartieen, auf denen der Kranke liegt, also Schultern, Gesäß und überhaupt die ganze Hinterfläche!

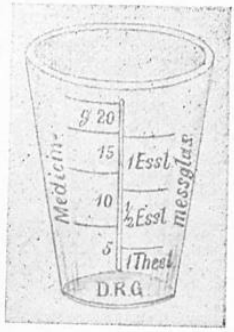
Auch eine spanische Fliege darf nicht daselbst verwendet werden. Als Material dazu nimmt man am besten Spanisch-Fliegen-Kollodium; Spanisch-Fliegen-Pflaster ist weniger empfehlenswert. Wird es doch benutzt, so streicht man es messerrückendick in der Mitte eines Heftpflasterstückes, dessen freibleibende Ränder zum Festkleben dienen, auf. Man läßt es solange liegen, bis sich eine Blase gebildet hat, was durchschnittlich 10—12 Stunden dauert. Dann sticht man nach Entfernung des Pflasters die Blase an ihrem untersten Punkte auf, sodaß das Wasser abfließen kann und bedeckt sie mit einem, von kreuzweise gelegten Heftpflasterstreifen gehaltenen Borsalbenläppchen.

Um Stuhlzäpfchen einzuführen, bringt man den Kranken in Seitenlage wie beim Klistier, hält die Gesäßbacken auseinander und schiebt das Zäpfchen mit dem eingeölten Finger möglichst weit hinauf. Der Nagel des betreffenden Fingers muß glatt und kurz sein, sonst gibt es leicht äußerst schmerzhafte Einrisse in die Mastdarmschleimhaut.

Zur Einreibung werden dünn- und dickflüssige Stoffe und Salben gebraucht. Die ersteren erwärmt man durch Hineinstellen der Flasche in nicht zu heißes Wasser, gießt dann etwas in die hohle Hand und bringt es sofort möglichst breit auf die betreffende Körperstelle, wo man es intensiv verreibt. Dünnflüssige Stoffe reibt man mit der ganzen Hand ein, Salben mit dem Kleinfingerhandballen oder mit einem Finger. Bei Krotonöl-, Brechweinstein-, Quecksilber- oder Veratrinsalbe muß man den Finger durch eine Gummi- oder Lederhülle vor dem Miteingeriebenwerden schützen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beim Einnehmen ist nach der Verordnung des Arztes pünktlich und genug einzugeben. Flüssigkeiten sind vor dem Gebrauch umzuschütteln, auch wenn dies nicht extra verordnet ist. Ein Eßlöffel enthält etwa 15, ein Teelöffel 5 g Flüssigkeit. Zweckmäßiger ist es, besondere gläserne oder porzellanene schnabeltassen- oder mußschalenförmige, mit Henkel und Teilstrichelung versehene Einnehmegefäße zu benutzen.



Einnehmeglas.

Arzneien, welche tropfenweise genommen werden sollen, erhält man vom Apotheker, falls dieselben stärkere Gifte enthalten, in besonderen Tropffläschchen. Fehlen diese, so erleichtert man das Abzählen und verhindert das Herabrinnen der Tropfen am Glas dadurch, daß man den Rand des Fläschchens, wo der Stöpsel sitzt, etwas einfettet.

Pulver werden in Wasser verrührt genommen. Ein übrig bleibender Bodensatz ist noch einmal mit Wasser zu verrühren und bis auf den kleinsten Rest zu nehmen. Schlecht schmeckende Pulver werden in eine Oblate gehüllt und diese danach kurz vor dem Einnehmen befeuchtet. Die Oblate ist ganz zu verschlucken, deshalb muß hinterher sofort Wasser oder Milch getrunken werden. Oder man legt einen Löffel mit feingeschabtem Apfel- oder wenig feuchtem Kartoffelbrei aus, schüttet in die Mitte das Pulver und bedeckt das Ganze wieder in gleicher Weise; nun läßt man zur Anfeuchtung des Mundes etwas laue Milch trinken, schiebt den Löffel fast bis an den Stielansatz in den Mund und läßt den Kranken den ganzen Löffelinhalt als einen Brocken auf einmal hinabschlingen.

Wenn es mit der Art der Krankheit zu vereinbaren ist, muß der Patient beim Einnehmen mit dem Kopfkissen angehoben werden, damit er sich nicht verschluckt.

Bevor wir zu einer kurzen Betrachtung der Krankenpflege bei den verschiedenen Erkrankungen übergehen, wollen wir einige allgemeine Krankheitserscheinungen und die Desinfektion besprechen.

Das Fieber ist von zwei Folgeerscheinungen, Durst und Kopfschmerz begleitet, welche für die Ausübung der Krankenpflege besonders in Betracht kommen. Gegen den Durst muß stets genügend viel Getränk angeboten und vorhanden sein. Am besten Zitronenwasser, Selterswasser, eventuell mit Himbeersaft oder Rotwein, kalter, dünner Kaffee oder Tee ohne Milch. Gegen den Kopfschmerz helfen kalte Umschläge oder Eisbeutel, Vermeidung jeder Aufregung durch Krankenbesucher, gute Lüftung, niedrige Zimmertemperatur 14—16 ° C — aber bei Fieberfrost 18—20 ° C.! — gedämpftes, nicht grelles Licht. Die Ernährung muß flüssig sein, also Suppen, Eier, Milch und zur Anregung des Appetits Fleischbrühe, wenn es der Arzt nicht anders anordnet. Überhaupt haben die in diesem ganzen Abschnitt erteilten Winke nur allgemeinen Wert, indem sie das Verständnis für die Krankenpflege fördern sollen. Sie haben nicht die Absicht, die gerade auf diesem Gebiet für den Einzelfall unentbehrliche spezielle Tätigkeit des behandelnden Arztes zu ersetzen, welcher jedesmal gerade hierbei zu befragen ist!

Gegen Schmerzen selbständig vorzugehen, ist nur bis zum Erscheinen des Arztes oder der von ihm verordneten Gegenmittel angebracht. Je nach Art und Sitz der Krankheit und der Natur des Kranken sind Wärme- oder Kälteanwendungen häufig von Erfolg. Meistens wirken feuchte warme, seltener feuchte laue oder kalte Umschläge, trockene Wärme oder der Eisbeutel schmerzlindernd.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Desinfektion zerfällt in zwei Teile: Desinfektion des Krankenzimmers und seines Inhaltes und Desinfektion der den Kranken pflegenden Person, also, da wir hier die Hausfrauen unter dieser verstehen wollen, der Pflegerin. Natürlich tritt die Desinfektion nur bei ansteckenden Krankheiten in Tätigkeit!

Zur Desinfektion der Pflegerin gehört, daß sie einen besonderen Krankenzimmeranzug besitzt. Ist dieser nicht beschaffbar, so soll sie außer einem fußfreien Rock große, weiße (!) Latz- oder Mantelschürzen tragen, welche sie beim Verlassen des Krankenzimmers ablegt und in der Nähe der Tür daselbst aufhebt. Empfehlenswert sind auch weiße Häubchen. Ferner müssen die Ärmel bis zu den Ellenbogen emporgestreift werden können, damit schmutzige Arbeiten ohne Rücksicht auf diese ausgeführt werden können. Die Desinfektion der Hände geht folgendermaßen vor sich. Auf einem Tischchen oder zwei Stühlen oder einer Bank in der Nähe der Tür stehen zwei Waschbecken mit zwei Handtüchern, Seife mit Näpfchen, zwei Handbürsten, ein Nagelputzer, ein Eimer und ein großer Wasserkrug.

Das eine Waschbecken ist mit Wasser, am besten möglichst warmem, das andere mit der vom Arzt verschriebenen Desinfektionslösung ($\frac{1}{1000}$ Sublimat oder 5 % Karbolwasser oder mit dem sehr wirksamen Lysol (1 Eßlöffel auf ½ Liter Wasser) gefüllt. Oder man löst in reinem Wasser eine Chinosoltablette auf und erhält so eine gut desinfizierende Chinosollösung. Zu jedem Waschbecken gehört ein Handtuch. Zuerst wäscht sich die Pflegerin Arme und Hände ordentlich mit Bürste und Seife, 5 Minuten lang, schüttet das schmutzige Wasser in den Eimer, trocknet sich die Hände am links liegenden Handtuch und reinigt die Nägel mit stumpfem Nagelputzer. Dann spült sie die Wasserschüssel mit reinem Wasser aus, füllt neues Wasser ein und wäscht nochmals in obiger Weise die Hände und Arme. Dann gießt sie abermals das Wasser ab und schwenkt mit frischem Wasser nach, trocknet die Hände und bürstet sie alsdann fünf Minuten in der das desinfizierende Mittel enthaltenden Schüssel und trocknet sich alsdann mit dem dazugehörigen Handtuch zum letztenmal ab. So ist die Pfegerin desinfiziert und kann, wenn sie den Kranken oder mit ihm in Berührung gekommene Gegenstände ꝛc. nicht wieder angefaßt hat, das Zimmer verlassen, essen ꝛc. — also ist vor Beginn der Desinfektion der Anzug, bezw. Haube, Schürze und Schuhzeug zu wechseln oder abzulegen. Essen soll die Pfegerin bei ansteckenden Krankheiten möglichst außerhalb des Zimmers. Krankenbesucher sind nur vorzulassen, wenn sie sich entsprechend desinfizieren können; Kinder also nicht. Küssen ist streng verboten!

Eß- und Trinkgeräte werden 5 Minuten in heißem Wasser ausgekocht. Leib-, Bett- und sonstige schmutzige Wäsche, auch die der Pflegerin, werden in ein Faß mit 3 % Lysol- oder Karbollösung oder Chinosollösung geworfen, welches in einer Zimmerecke steht, und erst nach 24stündigem Darinverweilen zur Wäsche gebracht oder in einem leeren Faß zur Dampfdesinfektion geschafft.

Fußboden, Fenster, Türleisten, nicht polierte Holz- und Rohrmöbel, eiserne Geräte aller Art, der Fußboden des Zimmers oder dessen geölte Wand, der Ofen usw. werden mit 3 % Lysol- oder Karbollösung und Bürste gehörig abgebürstet. Polierte Möbel, tapezierte Wände sind mit Brot abzureiben und mit einer der obigen Lösungen nachzuwaschen, getünchte Wände sind neu zu tünchen. Alle Ritzen und Spalten, besonders in den Dielen, sind gehörig mit der desinfizierenden Lösung zu bearbeiten. Pelze, Polstermöbel, Stiefeln und andere Ledersachen werden ebenfalls mit einer desinfizierenden Lösung abgebürstet; sie lassen sich im Gegensatz zu den obigen beweglichen Artikeln nicht durch Dampf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

desinfizieren. Alte Lappen, Strohsäcke, Schuhe und sonstige wertlose oder geringwertige Gegenstände sind zu verbrennen. Urin- und Kotgefäße werden durch Auskochen in Sodawasser oder 3 % Lysol- oder Karbollösung desinfiziert. Urin und Kot werden mit 3 % Lysol- oder Karbolsäure oder Chlorkalk desinfiziert, indem man z. B. in ein Steckbecken vor dem Gebrauch und danach jedesmal 2 Eßlöffel Chlorkalk gibt und es eine halbe Stunde nach dem Gebrauch auf dem Abort stehen läßt. Auswurf wird mit Karbol- oder Lysollösung desinfiziert; die Spucknäpfe und andere Speisegefäße sind täglich zu entleeren. Die Pflegerin soll aber auch ihre Lunge desinfizieren, indem sie täglich mindestens zwei Stunden an die frische Luft geht. Sonst hält sie die Strapazen der Krankenpflege nicht aus. Während ihrer Abwesenheit hat sie für genügend instruierten Ersatz zu sorgen. Weitere Vorschriften für Desinfektion zu geben, liegt außer dem Bereich dieser Zeilen. Die nötigen Aufschlüsse darüber findet man bei den entsprechenden Behörden und beim Arzt.

Masern, Scharlach und Keuchhusten treten meist epidemisch auf. Die beiden ersteren werden meist durch Vorboten angezeigt — Husten, Schnupfen und Lichtscheu bei Masern, Halsschmerzen bei Scharlach, Müdigkeit, Glieder- und Kreuzschmerzen, Unlust bei beiden. Sobald man dies bemerkt, werden die Kinder in das Bett gesteckt. Gegen hohes Fieber stündliche kühle Wechselpackungen, gegen Halsschmerzen Eisumschlag, Eiskravatte, gegen Lichtscheu kein Verhängen der Fenster, sondern Stellung des Kopfendes gegen das Fenster, Schutzbrille, kalte oder Kamillenumschläge auf die Augen. Auf frische Luft ist zu halten; also lüften, keine Furcht vor dem „Zug". Während des Fiebers ausschließliche Milchdiät: Milch, Milchsuppen, Milchreis, Milch mit Ei, Schokolade mit Milch. Nach der Entfieberung tägliche warme Vollbäder mit milder Seife. Auf die Nachkrankheiten ist zu achten: Husten, Nachtschweiß, Appetitmangel, Abmagerung bei Tuberkulose im Anschluß an Masern, Geschwollene Füße und Unteraugenlider bei Scharlachnierenentzündung. Beste Gegenmittel sind frische Luft und gute Ernährung in der Rekonvaleszenz des Masernkindes, vierwöchentliche Bettruhe und ausschließliche Milchdiät beim Scharlachkind. Beiden ist der Schulbesuch erst nach 6 Wochen nach dem Ausbruch der Krankheit zu gestatten.

Um die Dauer des Keuchhustens abzukürzen, gibt es ein billiges Zaubermittel: Frische, angefeuchtete warme Luft und warme Bäder. Kräftige Kinder dürfen bei staubfreiem trockenen Wetter und Sonnenschein 2—3 Stunden an die frische Luft. Zusatz einiger Tropfen Terpentinöl zu dem Wasser, welches die Stubenluft anfeuchten soll, ist nützlich.

Bei der Diphtherie muß sich die Krankenpflegerin energisch desinfizieren, daß sie sich nicht selbst oder andere ansteckt; deshalb fleißig gurgeln und Mundspülen! Der Auswurf, welcher aus den abgelösten- und gehusteten Diphtheriebelägen aus Kehlkopf und Luftröhre besteht, ist mit Lysol- oder Karbolwasser oder Salzsäure (10 g auf 250 g Wasser) zu desinfizieren. Der Patient muß natürlich selbst dazu tun, indem er fleißig gurgelt und sich den Mund spült. Kleineren Kindern, welche dies nicht können, ist der Mund häufig mit Mull- oder Watteſtreifen, die mit Gurgelwasser getränkt sind, auszuwischen; die dazu verwandten Mull- oder Wattebäuschchen sind zu verbrennen.

Ob man Eis- oder heiße Umschläge anwendet, ist verschieden. Bis der Arzt kommt, schlage ich vor, heiße Umschläge (mit wenig Wasser in der Schale gekochte gequetschte Kartoffeln oder Kartoffelbrei) zu machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den „Hals" — meist ist es nur der Mund — „auszuspritzen" ist töricht, da man gar leicht die mühsam ausgehusteten Beläge dabei wieder in den Kehlkopf hinabbefördert; abgesehen davon, daß die meist unpraktischerweise gläserne Spritze leicht zerbissen wird. Um das übermäßig arbeitende Herz zu unterstützen, gibt man starken schwarzen Kaffee, um dem Körper möglichst viel Nahrung in möglichst zusammengedrängter Form zuzuführen — Essen ist wegen der Atemnot meist nicht möglich — reicht man häufig Sahne mit Ei oder Zucker, Schokolade, Honig ꝛc. Um die Atmung zu vertiefen und das Aushusten zu verstärken, werden häufige langdauernde warme Vollbäder mit folgender kühler Begießung von Nacken, Brust und Rücken angewendet. Als Nachkrankheiten sind Herzerschöpfung und Lähmungen zu beachten. Erstere (s. vorn) bekämpft man mit kalten Übergießungen, heißen Frottierungen, Senfteigen, heißem schwarzen Kaffee, so lange, bis der sofort geholte Arzt erscheint; letztere sind ebenfalls sofort dem Arzt zu melden. Natürlich ist, wie bei jeder Krankheit, für gute Luft zu sorgen. Das Atemrohr des Inhalationsapparates ist nicht dicht vor die Nase zu halten: der dicke Dampf versetzt zu leicht dem Kranken die Luft in dem durch die Diphtheriebeläge verengten Kehlkopf.

Während diese Krankheiten höchstens ein- bis zwei Wochen Kranken-, dann schon blos Rekonvaleszentenpflege verlangen, kommen wir jetzt zu einer Krankheit, welche 4—6 Wochen und noch länger Krankenpflege verlangt und meist nicht durch eine Person geleistet werden kann. Das ist der Typhus.

Wieder muß an erster Stelle auf peinlichste Desinfektion hingewiesen werden. Vor allen Dingen der Kot, aber auch Urin, Schweiß und Auswurf sind ansteckend; deshalb sind besonders die Steckbecken durch Chlorkalk — je zwei Eßlöffel davon vor und nach der Benutzung ins Steckbecken; eine Stunde stehen lassen, eventuell den beim Hineinschütten beschmutzten Abortsitz mit Chlorkalk bestreuen — zu desinfizieren. Das Fieber, dessen anhaltende Höhe gerade für den Typhus kennzeichnend ist, wird durch Bäder bekämpft. Genauere Vorschriften gibt der Arzt; nur wenn er weit ab wohnt, z. B. auf dem Land, kommt die Krankenpflege in die Verlegenheit, selbständig zu handeln. Für diesen Fall empfiehlt es sich bis zur Ankunft des Arztes folgendermaßen zu handeln: Hat der Kranke mehr als 39,5 Achselwärme oder ist er sehr unruhig, so wird gebadet. Das Vollbad ist anfangs 22—24 ° R (27—32 ° C), später 20—18 ° R (25—22 ° C) und gegen Ende der zweiten Woche wieder wärmer zu nehmen. Dauer 10—15 Minuten; je kühler das Bad, desto kürzer die Badezeit. Mehr als 4 Bäder täglich werden selten nötig sein. Einen kräftigen Kranken kann man natürlich, wenn Fieber oder Delirien dies erfordern, öfter, kühler und länger baden. Der Kranke wird zum Bade und davon hinweggetragen, in die Badewanne und herausgehoben. Nach dem Bad wird er ordentlich abgerieben, zugedeckt, erhält eine Wärmflasche und eine Tasse Tee, einige Löffel starken Wein oder einen Schluck Kognak. Fehlt eine Badewanne, so sind Wechselpackungen vorzunehmen!

Nach dem Bad wird gemessen: Die Wärme muß um 2 Grad gefallen sein. Tritt Frost im Bad ein und wird der Kranke blau im Gesicht, so wird sofort mit Baden aufgehört. Gliederschmerzen, Darmblutungen, Bauchfellentzündung oder Nierenentzündung (geschwollene Füße!) verbieten das kalte Bad. Das Badewasser ist täglich zu erneuern, sonst wird ein großer Nebenzweck des Badens, die Hautpflege, zerstört, da sich infolge schmutzigen Badewassers leicht Furunkulose einstellt. Um Durchliegen zu vermeiden, ist die Haut der gefährdeten Stellen täglich mit Wasser und milder Seife zu reinigen und mit Franzbranntwein oder reinem Spiritus abzureiben. Außerdem ist reine Bettwäsche nötig und Wasser- oder Luftkissen empfehlens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wert. Bei Darmblutung oder Bauchfellentzündung ist absolute Ruhe und große flache Eisblase nötig. Die Nahrung ist ausschließlich flüssig und kalt zu reichen. Mund, Zunge und Lippen sind häufig schonend abzuwaschen, damit sich keine Borken bilden. Ferner sind Körperwärme und Puls, Ausleerungen und Hautausschlag genau zu überwachen. Stark delirierende Kranke dürfen keinen Augenblick allein gelassen werden, da es öfter vorgekommen ist, daß sich unbeaufsichtigte Typhuskranke im Fieberwahn zum Fenster hinausgestürzt haben. Stark fiebernde Typhuskranke müssen alle halbe Stunde zu trinken bekommen!

Tuberkulöse (Schwindsüchtige) erfordern die Tätigkeit der Krankenpflege für lange Zeit auf allen Gebieten, und weil diese furchtbare Krankheit die Mehrzahl ihrer Opfer unter den Minderbemittelten sucht und findet, deshalb ist die Ausübung der Krankenpflege nirgends so schwer und nur lückenhaft ausführbar. Jeder hustende Kranke soll zum Auswerfen angehalten werden, sonst steckt er mit dem verschluckten Auswurf seinen bis dahin noch gesunden Magen — Darmkanal an, Magenkatarrh oder Durchfall treten ein und als deren Folge Appetitlosigkeit und verminderte Nahrungsaufnahme, sodaß der Körper mit diesen seinen Hauptbundesgenossen und damit den Kampf um das Dasein verliert! Zweitens ist darauf zu sehen, daß der Auswurf nicht an die Wand oder auf den Fußboden, sondern in das dazu bestimmte Gefäß kommt. Als solches wird entweder der übliche am Boden stehende oder besser mit einem Wandarm an der Wand angebrachte Spucknapf benutzt, welcher mit etwas Lysol-Wasser gefüllt ist, damit der Auswurf nicht eintrocknen und verstäuben kann. Denn hierin liegt die Gefahr des Auswurfes! Also ist es falsch, den Spucknapf mit Sand, Sägespänen ꝛc. zu füllen! Oder der Kranke benutzt die Dettweilersche Taschenflasche, noch besser sind aus Pappe oder Holz bestehende Etuis, welche täglich verbrannt werden. Der Spucknapf ist täglich zu reinigen, wobei sein Inhalt nicht verschüttet werden darf; wenn möglich, soll der Spucknapf mit Inhalt in einem größeren, mit Deckel verschließbaren Blechtopf mit kochendem Wasser übergossen werden und 10 Minuten kochen. Bettlägerige Kranke benutzen besser keinen Spucknapf, weil dies für sie zu unbequem, anstrengend und deshalb nutzlos ist, sodaß sie lieber den Auswurf verschlucken oder in das Taschentuch speien. Aus diesem Grunde läßt man sie die obigen Taschenflaschen oder besondere Speigefäße benutzen, welche aus einem engeren Hals und weitem Bauch bestehen und mit Henkel und Klappdeckel versehen sein müssen.



Spucknapf mit Deckel.

Beim Husten soll der Kranke das Taschentuch vorhalten, damit die unzähligen feinen Wasserperlen, welche er dabei aus seinen Luftwegen ausstößt und die alle mehr oder weniger viel Ansteckungsstoff (Tuberkelbazillen) enthalten, nicht in der Stube verstreut werden, eintrocknen und so zur Verstäubung des Auswurfs und der Ansteckungsstoffe beitragen können; das so gebrauchte Taschentuch wird, wenn es beschmutzt ist, in Lysolwasser angefeuchtet zur Wäsche gegeben. Patienten, welche sich nicht selber aufrichten können, sind mit dem Kopfkissen anzuheben und aufzufordern, in das vorgehaltene Speigefäß auszuhusten. Gegen quälenden, trockenen Husten läßt man mit Salzwasser inhalieren oder einen Schluck warme Milch trinken; auch ein feuchtwarmer Umschlag lindert den Hustenreiz. Und dann muß der Kranke angehalten werden, den Husten möglichst zu unterdrücken. Bei reichlichem Auswurf soll die Zimmerluft eher etwas trocken sein, während sie bei zähem Auswurf feucht sein kann; eventuell kann man dabei einen Kaffeelöffel Terpentinöl tropfenweise auf dem Ofen oder in einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schale Wasser oder mit dem Inhalationsapparat verdunsten lassen. Bei Lungenblutung, d. h. wenn reines oder schaumiges Blut ausgeworfen wird, ist strengste Bettruhe nötig. Der Kranke muß auf dem Rücken liegen, darf sich nicht bewegen, nicht reden; jede Aufregung ist zu vermeiden, die Kost flüssig und kalt zu reichen. Bei starker Lungenblutung gibt man mehrmals eine halbe Tasse Wasser mit einer Messerspitze voll Salz. Der Husten soll möglichst unterdrückt werden. Den blutigen Auswurf hebt man auf, um ihn dem Arzt zu zeigen. Wegen der kolossalen Ansteckungsgefahr soll der Kranke, wenn es nur irgend zu machen geht, allein schlafen. Ist dies nicht möglich, so müssen die Personen, welche mit im Zimmer schlafen, dies bei offenem Fenster tun. Mit einem Schwindsüchtigen zusammen im Bett zu schlafen, ist eine Sünde gegen sich, weil man sich dabei selbst ansteckt, eine Gewissenlosigkeit gegen den Kranken, den man dann nicht mehr pflegen kann, und ein Verbrechen gegen die Familie, weil man dieser neue Kosten, neues Leid und neue und vermehrte Ansteckungsgefahren bringt. Deshalb soll man auch einen Schwindsüchtigen nicht küssen, überhaupt nicht in innige Berührung mit ihm kommen, sein Eß- und Trinkgerät nicht mitbenutzen. Kinder sollen nicht in seinem Zimmer oder gar in seinem Bett spielen, Bücher aus öffentlichen Bibliotheken oder Lesezirkeln dürfen nicht in die Hände des Kranken gegeben werden oder im Krankenzimmer liegen bleiben.

Die indesinfizierten Kleider des an Schwindsucht verstorbenen Vaters soll der Sohn nicht anziehen, aus seiner Pfeife nicht rauchen ꝛc., sonst steckt er sich selbst an. Die Wäsche, die der Kranke benutzt, die Taschentücher, in denen er die ansteckungsreichen Wasserperlen seiner Hustenstöße auffängt, alles was von ihm kommt, muß desinfiziert werden.

Gegen Brust- und Rückenstechen und -Schmerzen hilft ein feuchtwarmer Umschlag oder Bepinselung mit Jodtinktur, gegen Schlaflosigkeit Wadenpackung, Verhinderung des Mittagsschlafes oder ein Brausepulver.

Fieber erfordert unbedingte Bettruhe, denn das Fieber zehrt von den Kräften des Körpers; werden dieselben nun beim Herumgehen, Stehen ꝛc. außerdem verbraucht, so entsteht ein doppelter Kräfteverlust, d. h. der Kranke magert schnell ab. Um die Kräfte, die der Körper bei seinen Bewegungen braucht, zu sparen, um kräftiger zu bleiben, muß der Patient also liegen. Gegen Nachtschweiße versucht man abendliche kühle Abwaschungen, Bepuderung mit Salicylstreupulver, Salbeitee. Durchgeschwitzte Hemden sind zu wechseln. Drei Mittel sind es, welche der Arzt dem Kranken in die Hand gibt; damit er sie je nach seinen Geld- und Wohnungsverhältnissen verwendet: Gute Ernährung, Freiluftkur und Kaltwasserkur. Die Nahrung soll leicht verdaulich, nicht zu umfangreich und dabei doch recht kräftig sein: Milch, Fleisch, Eier, Mehlspeisen, Honig, Schokolade, Zucker, Fette. Die Milch soll schluckweise getrunken werden. Es genügt, wenn der Kranke täglich 1½ bis 2 Liter davon in regelmäßigen Portionen zu sich nimmt. Verträgt er sie nicht, so kann man versuchen, sie mit Tee, Kaffee, Kakao oder Cognak schmackhafter und bekömmlicher zu machen; sonst lasse man sie lieber weg, besonders wenn Aufstoßen und Sodbrennen sich nach dem Milchgenuß einstellen. Lebertran wird von vielen Kranken trotz seines schlechten Geschmackes voller Glauben an seine Heilwirkung getrunken. Diese ist die Folge seines hohen Fettgehaltes, indem zwei Eßlöffel Lebertran etwa soviel Kraft geben sollen, wie man aus den ausnutzbaren Bestandteilen eines halben Pfundes Fleisch gewinnt. Wer es gewöhnt ist, andere Fette in größeren Mengen zu sich zu nehmen, kann durch diese den Lebertran ersetzen, z. B. durch Butter, Leinöl oder andere fette Öle. Am besten genießt man den Lebertran oder das Öl zwischen den Mahlzeiten, um die Verdauung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht zu hindern, welche sonst länger dauern würde, weil der Magensaft mehr Zeit gebraucht, die ölumhüllten Speiseteile anzugreifen. Zahlreiche geriebene Kurpfuscher tauchen jedes Jahr auf, welche wirkliche Heilmittel gegen die Schwindsucht zu besitzen vorgeben. Bald sind es schauderhaft schmeckende teerartige Mixturen, bald unschuldige Tees, welche nach Angabe entfernt wohnender, angeblich geheilter Kranker Wunderdienste verrichtet haben sollen. Wenn dies tatsächlich der Fall wäre, so würden doch wahrlich nicht so viele Menschen an Schwindsucht sterben. Alle diese oben angedeuteten „Heilmittel" nützen nichts, oder schaden gar; direkt indem sie dem Kranken den Magen verderben, indirekt, indem sie sein Vertrauen gegen seinen Arzt erschüttern.

Unter der Freiluftkur versteht man, daß der Patient einen großen Teil des Tages oder den ganzen Tag in frischer, freier Luft verbringt, gehend oder liegend. Dazu muß er warm angezogen, im letzteren Fall gut zugedeckt sein (Liegesack, Wärmflasche an die Füße), bequem liegen und stets eine pflegende Person in der Nähe haben. Zur Hebung der Blutzirkulation und des Appetites werden früh nach dem Verlassen des Bettes und abends vor dem Zubettgehen, kalte Abreibungen, Abwaschungen oder Packungen mit Wasser von 20 ° C (16 ° R), welches mit der Zeit bis auf 15 ° C (13 ° R) herabgesetzt wird, vorgenommen.

Natürlich sind diese beiden Kuren nur für nicht zu weit vorgeschrittene Fälle anzuwenden und nur auf Verordnung und unter Verantwortung des Arztes, sonst kann die Wirkung derselben gar leicht eine unerwünschte Abkürzung des Lebensfadens verursachen!

Herzkranke werden häufig von Herzklopfen befallen: Ruhige Lage auf dem Rücken oder der rechten Seite, eiskalte Umschläge oder Eisbeutel, Wärmflasche oder Wadenpackung können bis zur Ankunft des Arztes, wenn keine Arznei für den Kranken vorhanden ist oder sonstige Anordnungen des Arztes bestehen, Erleichterung schaffen. Bei Herzschwäche (Collaps) ist Ruhe, Frottieren der Brust mit heißen Tüchern, Senfteig, innerliche Anwendung von Rum, Kognak, heißem starken Kaffee, — aber vorher selbst kosten, daß sich der Kranke nicht damit verbrennt! — 30 Tr. Hoffmannstropfen, kalte Begießung, Bespritzung mit kaltem Wasser oder Äther anzuwenden; in schweren Fällen ist der Kopf niedriger zu legen als die Brust. Bei einfacher Herzschwäche, Ohnmacht, genügt meist letzteres und ein Riechmittel (Salmiakgeist, Kölnisches Wasser, Senföl, Senfspiritus). Für die Ernährung ist zu beachten, daß die Mahlzeiten nicht zu umfangreich genommen werden. Wein, Kognak, Bier, Kaffee ꝛc. dürfen erst, außer bei den obengenannten Ursachen, nach Befragung des Arztes gegeben werden. Bei Atemnot werden dieselben Mittel wie bei der Herzschwäche angewandt. Täglich ist die Gesamtmenge des Harnes zu sammeln und nach Menge, Geruch, Farbe ꝛc. zu beurteilen.

Noch nötiger ist dies bei Nierenkrankheiten. Hier ist der Harn täglich auf Eiweiß zu untersuchen. Das Instrumentarium dazu besteht aus einem Reagenzglas und einer Spiritusflamme. Ersteres füllt man — aber vorsichtig, daß kein Tropfen am Glas herabläuft, sonst zerplatzt dasselbe — zur Hälfte mit Urin, welchen man hin- und herschwenkend über die Flamme kochen läßt. Ist Eiweiß vorhanden, so wird der Urin trübe oder scheiden sich Flocken aus. Andere vorher bestehende Trübungen, welche nicht aus Eiweiß bestehen, hellen sich beim Kochen auf, besonders der gelbe Bodensatz des Fieberharnes!

Ist eine trübe, flockige Ausscheidung vorhanden, so lehnt man das Reagenzglas in eine Ecke, damit sich die Ausscheidung absetzen kann; nach drei Stunden mißt man sie mit einem daneben gestellten Zentimeterlineal und notiert sich die Zahl. Da die Niere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

infolge ihrer Erkrankung wenig oder gar nicht durchlässig ist, kann das Blut sein überflüssiges Wasser durch sie nicht filtrieren, sondern es bleibt im Körper, wo es in die Gewebe, besonders in die Haut (Hautwassersucht), oder in die großen Körperhöhlen (z. B. Bauch-, Brust-Wassersucht) austritt. Meist beginnt dieser Vorgang im Gesicht — geschwollene Augenlieder — und an den Füßen, woselbst der Eindruck des untersuchenden Fingers stehen bleibt. Die Füße und weiterhin auch die ganzen Gliedmaßen, Leib und Brust können dabei unförmlich anschwellen. Wassersucht kann auch infolge von Herz- und Leberleiden entstehen, stets aber tritt sie gleichseitig auf; ungleichseitige Schwellungen, also Schwellung eines Fußes kann durch Stoß, Schlag oder eine Venenerkrankung (Entzündung, Verstopfung) oder durch Schwellung von Lymphdrüsen, wodurch die großen Blutadern zugedrückt worden, entstehen, sodaß das Blut durch die Schlagader wohl in das Bein, durch die Blutadern, weil sie verstopft oder zugepreßt sind, nicht aus dem Bein heraus kann.

Nierenkranke dürfen kein Fleisch, keinen Alkohol, keine aromatischen Gewürze genießen, dafür sollen sie besonders Milch- und Mehlspeisen erhalten. Um das Wasser trotz der Undurchlässigkeit der Nieren aus dem Körper zu entfernen und diesem Zeit zur Heilung zu gönnen, muß man es auf anderen Wegen versuchen. Das sind Darm und Haut: Abführmittel und Schwitzen.

Nerven- und Geisteskranke sollten eigentlich stets in den betreffenden Anstalten verpflegt werden; familiäre und pekuniäre Rücksichten veranlassen aber meistens die Behandlung ersterer im Haus. Und da diese Leiden, besonders wenn sie unheilbar sind, Jahre lang dauern können, so übernimmt die pflegende Person, also meist Mutter, Schwester oder Tochter eine langdauernde, mit der Länge der Zeit immer schwieriger werdende Aufgabe. Ruht noch dazu die Sorge für den Haushalt auf diesen schon belasteten Schultern, so bleibt der Pflegerin nur die stille Genugtuung für die duldige Erfüllung ihrer schweren Pflicht — auf die Sonnenseite des Lebens hat sie völlig verzichtet! Speziellere Vorschriften über die Ausübung der Krankenpflege in diesen Fällen zu geben, ist einzig und allein Sache des Hausarztes. Hier soll nur kurz über einiges gesprochen werden.

Die häufigsten Nervenkrankheiten sind Neurasthenie (Nervosität, Hypochondrie) Fallsucht (Epilepsie), Hysterie einerseits und Rückenmarkserkrankungen andererseits.

Je nach Art und Sitz sind ihre Krankheitssymptome verschieden; je länger sie dauern, desto mehr breiten sie sich aus und ziehen nach und nach auch das Gehirn in Mitleidenschaft. Einige Krankheitserscheinungen, welche bald bei dieser, bald bei jener der oben genannten Erkrankungen aufzutreten pflegen, wollen wir kurz betrachten; es sind die Krämpfe und Lähmungen.

Unter Krämpfen versteht man Muskelzuckungen des ganzen Körpers oder einzelner Teile. Kann man die einzelnen Zuckungen unterscheiden, so spricht man von Krämpfen gemeinhin; folgen die Zuckungen aber einander so schnell, daß schon die folgende einsetzt ohne daß die vorhergehende beendet ist, sodaß man also keine einzelnen Zuckungen, sondern ein krampfartiges Zusammenziehen eines Körperteiles oder des ganzen Körpers beobachtet, so spricht man von Starrkrämpfen.

Krämpfe sind keine Krankheiten an und für sich, sondern können als Symptome mannigfachster Art auftreten. So z. B. bei Nierenkrankheiten, Wundstarrkrampf, Tollwut. Im allgemeinen versteht man unter Krämpfen die bei Epilepsie und Hysterie ausbrechenden Krämpfe, also epileptische und hysterische; diese entsprechen meist der zu zweit geschilderten Krampfart, die epileptischen der ersten. Die Krämpfe der Kinder, welche kluge Frauen so gern als eine besondere — Verlegenheitserklärung!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Krankheit hinstellen, haben ihre Ursache meist in einem Magendarmkatarrh; sie werden aber oft auch durch englische Krankheit (Rachitis) Wasserkopf, Ohreiterung, verborgene oder beginnende Infektionskrankheiten ꝛc. verschuldet.

Während des Krampfanfalles ist das Bewußtsein geschwunden, die geöffneten Augen sehen starr nach oben, sodaß die Pupille meist unter dem Oberlid verschwunden ist; häufig gehen Kot und Harn ab, das Gesicht ist gerötet und seine Gefäße pulsieren heftig, der Atem geht beklommen. Epileptiker beißen sich auf die herausgestreckte Zunge, sodaß der Schaum vor dem Mund steht und halten die Daumen eingeschlagen. Nach dem Krampf verfallen sie in einen tiefen Schlaf und wissen, wenn sie erwacht sind, nichts mehr von dem Geschehenen. Außer dieser typischen und allgemein bekannten Form der Fallsucht gibt es noch zwei andere; die eine entspricht einem blos sekundenlangen Schwinden des Bewußtseins unter Begleitung einer leichten Muskelzuckung, welches oft weder vom Kranken, noch von seiner Umgebung beachtet wird. Die andere Form ist der epileptische Dämmerzustand, wo der betreffende Epileptiker stunden- und tagelang in einer traumartigen Verfassung (Mondsüchtige!), ohne sich dessen bewußt zu werden, herumgeht und -irrt, verwegene Kletterpartien unternimmt, Gewalttätigkeiten (Mord, Vergewaltigung) begeht und auf einmal zu Hause oder an einem anderen Ort zu sich kommt und seiner Beschäftigung weiter nachgeht, ohne auch nur das geringste Bewußtsein seiner Tat zu besitzen.

Deshalb müssen derartige Kranke unter steter Aufsicht sein. Alkohol, Kaffee, Tabak dürfen sie nicht genießen, Schlaf und passende Beschäftigung ohne Überarbeitung sind regelmäßig zu verteilen, Gemütserregungen jeder Art sind zu vermeiden. Oft fühlt auch ein solcher Patient an Vorboten das Herannahen des Anfalls: Kopfschmerzen, ziehende Schmerzen in den Muskeln, Gehörs- und Gesichtsempfindungen, Beklemmung. Dann ist der Kranke sofort ins Bett zu bringen oder auf einer weichen Decke mit einem Kissen unter dem Kopf in der Stube hinzulegen. Im Anfall selbst läßt man ihn ruhig liegen, nur verhütet man, daß er sich bei den Zuckungen durch Stoß oder Schlag gegen harte Gegenstände verletzt. Beengende Kleidungsstücke (Hemd, Kragen, Gürtel, Rockbund, Korsett) werden geöffnet, der Kopf hochgelagert. Die eingeschlagenen Daumen versucht man nicht aufzubrechen, da dies auf den Anfall völlig wirkungslos ist und einen Bruch des Daumenknochens verursachen kann.

L ä h m u n g e n setzen meist plötzlich ein; wenn ein Gehirnschlag die Ursache ist, unter Bewußtlosigkeit und mit Krämpfen. Das Verhalten ist dann dasselbe wie oben geschildert. Ist bei Rückenmarkslähmung Blase oder Mastdarm gelähmt, so kann der Patient Kot und Urin nicht willkürlich halten, sondern sie gehen von selbst ab. Auch sind oft nicht blos die Muskeln, sondern auch die Haut gelähmt, sodaß die Schmerzempfindung verschwindet; es kann sich also z. B. ein Gelähmter den Fuß verbrennen, ohne daß er es spürt. An den unteren Gliedmaßen Gelähmte verbringen oft ein Jahrzehnt und noch mehr in Bett und Fahrstuhl. Deshalb muß auf die Instandhaltung derselben große Sorgfalt verwendet werden, damit sich der Kranke nicht durchliegt. Gelähmte, welche Kot und Harn unter sich lassen, müssen entsprechende Betten haben. Am besten sind Klosettbetten oder solche mit herausziehbarem Mittelstück der dreiteiligen Matratze. Geht dies nicht zu beschaffen, so ist wenigstens eine wasserdichte Unterlage zu benutzen, welche u n t e r dem Bett-Tuch liegen soll. Nach jeder Besudelung ist letzteres zu erneuern, indem es vom Kopf und den Füßen her zum Gefäß aufgerollt wird. Dann wird der Kranke angehoben, das besudelte Gefäß mit dem zusammengenommenen Bett-Tuch gereinigt, das Gefäß eventuell abgewaschen und das Bett-Tuch herausgezogen. Das frische Bett-Tuch wird

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zusammengerollt vom Fußende her nach dem Gesäß und von da unter Anheben bis zum Kopfende aufgerollt. Zwischen den Oberschenkeln muß natürlich stets die Urinente liegen; im Fahrstuhl benutzt man eine um den Leib geschnallte Gummiente. Die Kost muß besonders dem Stuhlgang Rechnung tragen. Bei Durchfall soll sie stopfen, bei normalem Mastdarm, also wenn dieser nicht gelähmt ist, für tägliche, leichte Ausleerung sorgen.

Weitere spezielle Angaben über Krankenpflege müssen dem Hausarzt überlassen werden. Auch die vorstehenden haben, wie schon erwähnt, nicht den Zweck, den Arzt zu ersetzen, sondern bis zu seiner Ankunft einen Anhalt zu geben und das Verständnis für die Krankenpflege zu fördern.

Aber des Hauses geschäftige Mutter findet noch weiterhin Gelegenheit, helfend zu wirken. Kleine und große Verwundungen, Verbrennung und andere plötzliche Unglücksfälle werden ihr meist zuerst zugeführt, sie muß meistens die erste Hilfe leisten. Deshalb wollen wir diesen Möglichkeiten eine kurze Besprechung widmen.

Größere, tiefgehende Wunden, solche, aus welchen viel Blut ausfließt oder gar spritzt, sollen natürlich nicht zu Hause behandelt werden. Sie müssen dem Arzt überlassen werden, der allein die Verantwortung für bestmögliche und schnelle Heilung übernehmen kann. An dieser Stelle sollen nur die zahlreichen alltäglichen kleinen Verwundungen der Arme, Hände und Finger in Betracht kommen.

Und doch, wie werden schon diese mißhandelt! Hier legt man auf guten Rat eine Spinnwebe auf, dort klebt man englisches Heftpflaster, oft von tuberkulösem oder aus wenig mit der Zahnbürste bekannter Mundhöhle stammenden Speichel beleckt, auf, und dort reibt die von ihrem Heilberuf plötzlich überzeugte Mutter die Wunde energisch mit Wiener Balsam ein oder badet sie in Karbolwasser oder streicht dick die marktschreierisch angepriesene, unnütze Ripp'sche oder Ringelhardt Glöckner'sche Wund- und Heilsalbe auf!

Das Prinzip der Wundbehandlung besteht darin: Möglichste Ruhe für die Wunde, möglichste Reizlosigkeit!

Also soll man sie nicht mit den eben erwähnten, reizenden Substanzen traktieren. Die Wunde soll reinlich sein und behandelt werden; Schmutz reizt, Schmutz erzeugt Eiterung. Deshalb muß die Umgebung der Wunde zuerst gereinigt werden, indem sie energisch, aber vorsichtig mehrmals mit Wasser, Seife und Bürste unter mehrmaligem Abspülen mit lauem, reinen Wasser vom Schmutz befreit wird; dann reibt man sie noch mit einem in Benzin getauchten Wattebausch ab — Vorsicht bei Lampenlicht! Dabei darf aber nichts von der Reinigungsflüssigkeit in die Wunde gelangen; deshalb schützt man sie durch einen vorsichtig aufgedrückten Wattebausch. Ist die Wunde selbst beschmutzt, so spült man sie erst in zweiprozentiger Lysollösung — 1 Eßlöffel zu 500 g Wasser — ab oder reinigt sie vorsichtig mit in solche getauchten Wattebäuschchen. Natürlich sind Ärmel ꝛc. hochzustreifen. Auch die Hand, welche mit der Wunde in Berührung kommt, muß rein sein. Deshalb wäscht man sie nach Reinigung der Umgebung der Wunde in der oben beschriebenen Weise mit Seife, Wasser, Bürste und Lysol- oder Chinosolwasser.

Nun wollen wir noch zwei weitere Punkte besprechen. Erstens soll man den Verband, ob er nun aus einer Mullbinde oder Heftpflaster besteht, nie direkt auf die Wunde bringen. Denn jede Wunde, abgesehen von glattrandigen, oberflächlichen sondert Wundwasser ab. Wird sie von undurchlässigem Stoff, wie Heftpflaster es ist, bedeckt, so kann das Wundwasser nicht abfließen, es bleibt in der Wunde

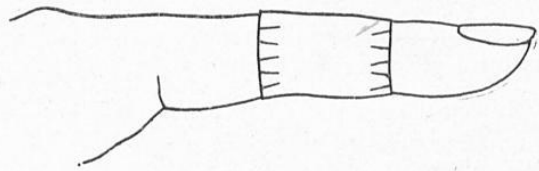
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder tritt in ihre Umgebung; Schwellung und Schmerzen sind die Folge davon! Oder die daraufgewickelte Binde klebt mit der Wunde durch das ausgesickerte Wundwasser an, diese wird bei jeder Bewegung gezerrt und schmerzt. Deshalb legt man auf jede Wunde ein mehrfach zusammengelegtes Stück Verbandgaze oder Mullbinde, welche man bei nichtglattrandigen Wunden vorher mit 5 % essigsaurer Tonerdelösung begossen und mit reinen Händen ausgedrückt hat, sodaß es blos feucht ist, aber nicht tropft; trocken darf es auch nicht sein.

Zweitens soll der Verband halten, aber nicht schnüren, sonst klopft der Finger, wird kalt und schmerzt. Deshalb versieht man beim Heftpflasterverband das Heftpflaster am oberen und unteren Rand mit Einkerbungen, sodaß es z. B. am Finger oben



Heftpflasterstreifen.



Heftpflasterverband.

und unten fest anliegt, das Mittelstück für die Wunde aber eine geräumige Scheide bildet, in welcher der Finger sogar gebeugt werden kann. Daher ist an den Fingern und überhaupt überall, wo ein beweglicher Verband sitzen soll, dieser in gebeugter Stellung anzulegen.

An Flächen, wo keine Beugung stattfindet, überdeckt man die Wunde mit einem kreis- oder eirunden, überall mindestens 2 cm breit überragenden, ebenfalls gekerbten Heftpflasterstück oder durch kreuz-, bezw. sternförmig angeordnete Heftpflasterstreifen.

Benutzt man eine Binde, so muß man in Betracht ziehen, daß sich sämtliche Glieder vom Rumpf- nach dem Hand- oder Fußende verjüngen, sodaß bei bloßer Umwickelung jedesmal nur der obere Abschnitt des Mullbindenringes fest anliegen würde, während der untere lose hängen und der Verband so bald locker werden würde. Deshalb schlägt man bei jeder Mullbindenzirkeltour die Binde halb um, sodaß sie überall fest anliegt, an der Haut sowohl, wie an der von ihr bedeckten, vorhergehenden Bindentour. Diesen Umschlag macht man folgendermaßen, z. B. bei einer Brandwunde am unteren Teil der Beugefläche des Vorderarmes, verfahren wir so: Nachdem wir die Wundfläche mit dem überragenden Mull- oder Leinwandläppchen bedeckt haben, nehmen wir die Binde in die rechte Hand und rollen sie etwa einen Bindenring weit auf. Diesen aufgerollten Anfangsteil legen wir mit der linken Hand dicht über den Knöcheln quer über den Unterarm, halten den Anfangsteil fest und rollen weiter auf, sodaß die Binde in zwei Ringen aufgerollt ist, welche aufeinander liegen, sodaß der zweite den ersten deckt, die Binde also doppelt liegt. Nun rollt man beim Weiterwickeln die Binde so weit in die Höhe, daß das untere Ende des folgenden Ringes in der Mitte der Beugeseite des Unterarmes nur das obere Drittel des doppelten Anfangsringes erreicht. Hier legen wir den Daumen der linken Hand auf die Binde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und schlagen diese um, sodaß der bisherige obere und an der Haut liegende Teil nach unten und außen zu liegen kommt. So fährt man fort, bis man über die Wunde hinausgekommen ist und sie bedeckt hat, wobei sämtliche Umschläge genau übereinanderliegen sollen. Die Befestigung der Binde geschieht durch eine Sicherheitsnadel oder einen breiten, überall ringsherum gut anliegenden Heftpflasterstreifen oder dadurch, daß man die Binde am Ende in der Mitte mit der Schere aufschneidet, die beiden Enden durch einen Knoten vor dem Weiterreißen schützt und sie dann um den Arm miteinander verknüpft. Ganz oberflächliche Wunden verklebt man mit Kollodium oder einem von diesem überzogenen und befestigten Wattepfropfen.



Armverband.

Größere Blutungen sind für den Laien schwer zu stillen und verursachen dem Blutenden durch die Methoden der Blutstillung enorme Schmerzen. Dennoch wollen wir hier dieselben kurz besprechen. Wir unterscheiden Schlag- oder Blutaderblutungen; bei diesen rinnt dunkles Blut unaufhörlich aus der Wunde, bei jenen spritzt es stoßweise im hellroten Strahl heraus.

Eine Schlagaderblutung stillt man am besten durch elastische Einschnürung mit einem starken Gummischlauch oder elastischem Hosenträger, wobei man an derselben Stelle mehrere Umschnürungen übereinander anlegt. Dabei muß mit aller Kraft umschnürt werden, sonst werden nur die oberflächlichen Blutadern abgeschnürt, während die tieferliegenden Schlagadern offen bleiben und immer neues Blut zuführen, welches nur teilweise, da die oberflächlichen Blutadern ja abgeschnürt sind, in den tieferen zum Herzen zurückgelangen kann: das Blut staut sich, die Blutung hört nicht auf und das betreffende Glied kann absterben. Also wenn man elastisch umschnürt ordentlich zugreifen, nicht zimperlich! Für die Gliedmaßen ist diese Methode die beste: Die Umschnürung rutscht nicht und es ist keine besondere Kenntnis des Verlaufes der Schlagader nötig, welchen der Laie doch nie genau behält — und die Schlagader verläuft auch nicht immer offiziell in den gewöhnlichen Bahnen, sie weicht öfter ab, teilt sich eher in Nebenzweige ꝛc. Die Natur kennt eben keine Paragraphen vom grünen Tisch.

Die andere Methode besteht darin, daß man die Schlagader gegen den Knochen preßt und so zudrückt. Und zwar tut man dies an Kopf und Hals unterhalb, sonst oberhalb der blutenden Stelle. Das erfordert eben eine Vorstellung von dem Verlauf der Schlagadern, deren wichtigste Stellen wir hier merken wollen.

Die Halsschlagader ist in einer Grube, welche vom Kehlkopf und dem beiderseits vom Brustbein und zum Warzenfortsatz ziehenden Kopfnicker-Muskel gebildet wird, aufzufinden.

Die Schlüsselbeinschlagader findet man einen Zentimeter breit über der Mitte des Schlüsselbeines.

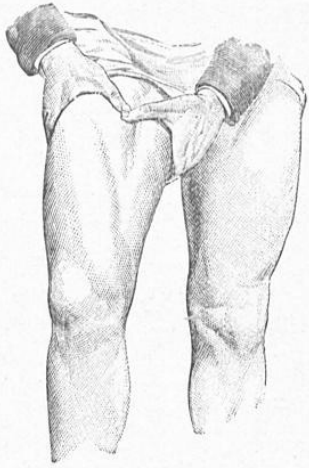
Die Oberarmschlagader in der nach dem Körper gelegenen, vom Oberarmknochen und dessen Beugemuskulatur gebildeten Grube.

Die Oberschenkelschlagader findet man entweder in der Mitte der Leistenbeuge oder vier Finger darunter etwas einwärts von der Mittellinie des auswärts gerollten Oberschenkels.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Zudrücken kann man den Daumen benutzen, man hält es aber nicht lange aus. Besser ist dann schon eine Aderpresse, die man sich überall aus zwei Taschentüchern, einem Stein und einem Stock improvisieren kann. Das kleinere Tuch legt man





auf die gewählte Stelle, legt darauf den flachen, runden Stein und bindet ihn mit dem andern Tuch fest, in welches man zwei Knoten macht. Zwischen den inneren Knoten und das Glied steckt man den Stock; wenn man diesen umdreht, zieht man das Taschentuch an und preßt den Stein in die Tiefe. Hat man nur ein Tuch, so schiebt man den Stein in dieses; auf die bloße Haut darf er nie zu liegen kommen, weil er diese sonst in wirbelförmige Falten drehen wird.

Blutungen am Unterschenkel und Arm kann man auch so stillen, daß man diese Glieder fest an den Oberschenkel oder Oberarm schnürt.

Bei kleinen Schlagaderblutungen an den Fingern sind beide Methoden überflüssig und schädlich; hier genügt ein wenig aufgelegte Watte oder Gaze, welche man mäßig fest anbindet und dann läßt man den Finger heben.

Blutaderblutungen stillt man dadurch, daß man gehörig viel Gaze



oder Watte oder einige reine Taschentücher, reine, weiche Leinwand ꝛc. auflegt und auf das hochgehobene Glied mit mäßigem Druck festbindet.

Die Verbrennungen teilen wir ein in solche ersten, zweiten und dritten Grades. Bei Verbrennung ersten Grades ist die betreffende Hautstelle gerötet, sammetartig und schmerzhaft. Man entfernt etwa beengende Kleidungsstücke, wobei zu enge Ärmel in der Naht aufgeschnitten werden und macht Umschläge mit Leinöl und Kalkwasser zu gleichen Teilen, oder blos mit Leinöl oder mit essigsaurer Tonerdelösung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei der Verbrennung zweiten Grades bilden sich Blasen. Diese sticht man an ihrem tiefsten Punkte mit einer in einen Federhalter ꝛc. geklemmten Nadel an, sodaß das Wasser abfließen kann und legt eine Brandbinde oder einen Salbenverband darüber an. Die Nadel wird erst über der Lampe ausgeglüht und dann durch Eintauchen in kaltes, klares Wasser oder Lysollösung zum Erkalten gebracht.

Bei ausgedehnten Verbrennungen werden Dauerbäder verwendet.

Auch die Erfrierungen können in drei Grade eingeteilt werden. Der erste Grad ist uns bekannt als die an Nase, Ohren, Händen und Füßen, den der Kälte am meisten und ungünstigsten ausgesetzten Stellen, auftretenden blauroten, brennenden Stellen, welche sich bei mehrmaliger Erfrierung zu den Frostbeulen- oder -Ballen umwandeln. Um der Erfrierung dieser Teile vorzubeugen, reibt man sie mit Schnee oder kaltem Wasser. Heiße Essig- oder Eichenrindenbäder (3 Eßlöffel voll auf 1 Fußbad) Einreiben mit Petroleum oder Bepinseln mit Jodtinktur bilden die Heilmittel dagegen. Als Vorbeugungsmittel fettet man die obigen Stellen bei hohen Kältegraden oder bei Neigung zu Erfrierung mit Öl oder Fett ein.

Mit Blasenbildung einhergehender zweiter Grad und der kalte Brand des dritten Grades werden mit Hochlagerung resp. Dauerbad behandelt und gehören in die Behandlung eines Arztes.

Total oder an einzelnen Gliedern Erfrorene werden in ein ungeheiztes Zimmer gebracht und daselbst nach Entfernung der Kleider, welche vorsichtig ausgezogen, besser aufgeschnitten werden müssen, damit die glasspröden Glieder nicht abbrechen mit Schnee oder in einem Vollbad von 15—20 ° C abgerieben, und zwar schonend, um die Haut nicht zu verletzen. Wenn die Glieder geschmeidig werden, ist der Erfrorene abzutrocknen und in ein unangewärmtes Bett zu bringen, wo er unter der Decke weiter mit wollenen Tüchern frottiert wird. Ist überall der Blutkreislauf in Ordnung, so wird der Verunglückte unter Hochlagerung der Gliedmaßen zugedeckt und bekommt eine Tasse schwarzen, starken Kaffee. Ist die erforene Person scheintod, so behandelt man sie wie unten folgt.

Bewußtlosigkeit, völlige Gefühllosigkeit, oberflächliche, kaum bemerkbare Atmung und Herztätigkeit sind die Zeichen des Scheintodes. Er ist die Folge von Unglücksfällen mancher Art, wie Erfrieren, Ertrinken, Einatmung schädlicher Gase, Hitzschlag, Vergiftung mit betäubenden Stoffen ꝛc. Die Behandlung des Scheintodes besteht darin, daß man die künstliche Atmung vornimmt, um die natürliche wieder herzustellen.

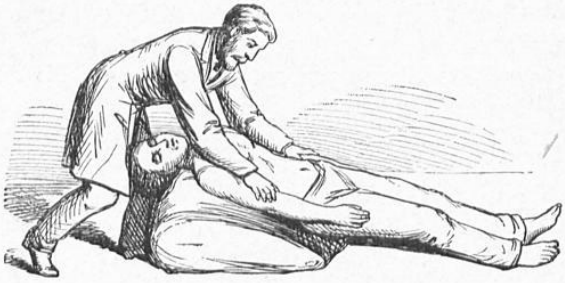
Zu diesem Zweck entkleidet man den Oberkörper der verunglückten Person, legt sie dann auf den Rücken und schiebt ihr die zusammengerollten Kleider unter die Lendengegend. Dann zieht man mit einem Taschentuch die schlüpfrige Zunge aus dem Mund und bindet sie am Kinn fest, was jedoch selten lange hält. Deshalb ist es besser, wenn zwei Personen zur Stelle sind, daß die Zunge von der zweiten Person gehalten wird. Man kann sie auch so hervorbringen, daß man den nach dem Ohr aufsteigenden oberen Unterkieferast mit den Zeigefingern der flach angelegten Hände nach vorn drückt, sodaß die Unterkieferzähne vor die des Oberkiefers treten. Nun kann man die künstliche Atmung auf verschiedene Weise ausführen. Am besten ist es, wenn der Verunglückte dabei auf einer breiten Bank, Tisch ꝛc. liegt.

Das eine Verfahren ist so, daß man sich am Kopf der verunglückten Person aufstellt oder niederkniet und ihre Vorderarme dicht unter den Ellenbogen umfaßt. Diese führt man nun seitlich so weit nach dem Kopf des Verunglückten, daß die Oberarme dessen Ohren berühren. Dadurch wird der Brustkasten erweitert, es strömt

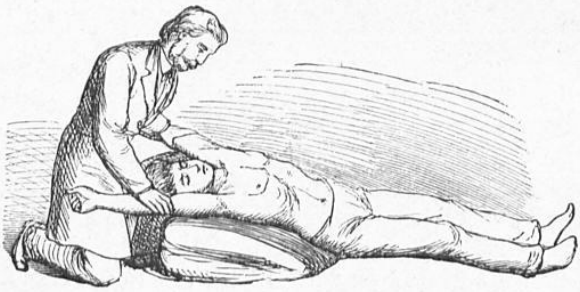
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Luft ein: Einatmung. Dann führt man die Arme auf demselben Weg zum Brustkorb zurück und drückt sie an dessen Seiten an: Dadurch wird der Brustkasten zusammengedrückt, die Luft strömt aus: Ausatmung. Dann fängt man wieder von vorn an. Der gesunde Erwachsene atmet 16—20 Mal in der Minute; für die künstliche Atmung genügt es, wenn sie 15 Mal in der Minute ausgeführt wird, sodaß auf jede Ein- und Ausatmung zwei Sekunden kommen. Sind zwei Personen zur Stelle, so verteilen sie sich auf die Arme und führen die Bewegungen nach dem Kommando 1, 2, 3, 4 aus.

Eine andere Art der künstlichen Atmung ist folgende. Der Retter kniet, nachdem er alles wie oben vorbereitet hat, rittlings über die Oberschenkel der verunglückten Person und legt die flachen Hände auf den unteren Abschnitt von deren Brustkorb



Künstliche Atmung I. Position.



Künstliche Atmung II. Position.

Indem er nun seine Ellenbogen beugt und den Oberkörper auf den des Scheintoden senkt, drückt er dessen Brustkorb zusammen: Ausatmung. Dann schnellt er plötzlich zurück, sodaß der Brustkorb des Bewußtlosen sich ausdehnen kann: Einatmung. Diese Methode empfiehlt sich besonders wenn nur eine Person als Retter vorhanden oder wenn ein Arm gebrochen ist.

Wer hierzu zu schwach ist oder wenn Wunden oder Brüche dies verhindern, kann man noch folgendes Verfahren probieren. Die im Taschentuch umfaßte Zunge wird 15 bis 20 Mal in der Minute kräftig — aber nicht zu stark — herausgezogen und wieder zurückgebracht.

Die künstliche Atmung ist eventuell einige Stunden lang zu üben, ehe man den betreffenden Scheintoden aufgibt.

Wenn dann der Verunglückte zu atmen beginnt, wird er, wenn möglich, zu Bett gebracht, mit einem wollenen Tuch oder einer Bürste nach dem Herzen zu frottiert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder mit der Bürste gebürstet, erhält schwarzen, starken Kaffee oder Tee und eine Wärmflasche an die Füße. Wenn er einschläft, muß sein Schlaf und seine Atmung überwacht werden, um, wenn sie aussetzt, sofort mit der künstlichen Atmung zu beginnen.

Ertrunkene werden mit dem Bauch über die Knie des Retters oder über das Kleiderbündel gelegt, der Mund wird mit dem Finger von Sand und Schlamm gereinigt und durch einen Druck auf den Rücken das eingedrungene Wasser möglichst aus Magen und Luftwegen entfernt. Dann legt man den Ertrunkenen auf den Rücken und verfährt wie oben.

Ist Scheintod durch Einatmen giftiger Gase entstanden, wie sie sich durch Ausströmen von Leuchtgas oder Kohlendunst im Zimmer entwickeln oder in Gruben, Brunnenschächten und alten Kanälen, so müssen die Retter besondere Vorsichtsmaßregeln für sich beobachten, damit sie nicht selbst verunglücken. Ein mit Leuchtgas gefülltes Zimmer darf man nicht mit einem brennenden Licht betreten oder ein Streichhölzchen darin anzünden. Man läßt die Tür offen, läuft schnell zum Fenster, öffnet dies, holt frische Luft, läuft zum zweiten Fenster usw., sodaß genügender Luftzug entsteht. Werden Arbeiter usw. in einem Schacht oder Kanal scheintod, so muß die giftige Luft darin durch Hineinwerfen von in Kalkmilch getauchten Strohbündeln oder durch Luftbewegung (Schießen — aber darüber hinweg und blind! —) schnelles Lüften und Schließen eines großen, darüber gelegten Brettes ꝛc. unschädlich gemacht werden. Der Retter selbst wird unter dem zugeknöpften Rock unter den Armen angeseilt und erhält ein zweites Seil mit, zum Zeichen zu geben und den Bewußtlosen behufs besseren Transports anzuseilen; außerdem bindet er sich ein mit verdünntem Essig getränktes Tuch vor Mund und Nase. Erst wenn ein hinabgelassenes Licht weiterbrennt, darf er ohne Gefahr für sich, hinabsteigen.

Hitzschlag ist zwar eine spezifisch militärische Erkrankung, kommt aber ab und zu auch bei Zivilisten vor, z. B. bei Fußpartien an heißen oder schwülen Tagen, wenn lange marschiert oder gar Bier getrunken wird. Infolge zu geringer Wasseraufnahme kann der Körper nicht genug schwitzen, d. h. durch Wasserverdunstung auf der Haut sich abkühlen. Eine Zeit lang sucht er sich zu helfen, indem er von seinem Blutwasser abgibt. Dabei dickt sich aber das Blut ein und das Herz hat verdreifachte Arbeit. Kommt nicht bald Hilfe, so stellt sich der Hitzschlag als Folge von Wärmestauung — solche Verunglückte haben oft eine Wärme von 40 und mehr Grad C — und Herzschwäche ein. Das Gesicht der Betreffenden ist gerötet und von klebrigem Schweiß bedeckt, er beginnt zu schwanken und schwindlich zu werden, bis er endlich zusammenbricht.

Schleunigste Entfernung aus der Marschkolonne ist nötig, sobald sich diese Zeichen finden, unbedingte Ruhe und reichlicher Genuß von kaltem Wasser oder dünnem kalten Kaffee.

Ein im Hitzschlag Zusammengebrochener wird in einen kühlen Raum (Keller) oder in den Schatten gebracht, der Oberkörper entblößt und mit kaltem Wasser gehörig übergossen; oder wenn dies nicht zu haben, möglichst energisch mit dem Rock abgefächelt. Nach Bedarf ist die künstliche Atmung vorzunehmen. Wenn der Verunglückte schlucken kann, so bekommt er reichlich Wasser zu trinken, tassenkopf- oder schluckweise.

Scheintod als Folge von Vergiftung wird meist bei Vergiftung mit betäubenden Giften, besonders Äther, Chloroform, Opium und Morphium beobachtet. Außer künstlicher Atmung und kalten Übergießungen werden sonst dieselben Gegenmittel wie bei allen anderen Vergiftungen angewandt. Es sind dies

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erbrechen, um möglichst viel von dem Gift aus dem Körper herauszuschaffen, und innere Gegenmittel, welche die im Körper verbliebenen Giftmengen unschädlich machen sollen. Da nun die betäubenden Gifte meist aus Alkaloiden bestehen, welche mit Gerbsäure unlösliche chemische Verbindungen eingehen, so gibt man starken schwarzen Kaffee oder Tee, welche bekanntlich gerbsäurehaltig sind und zugleich herzerregende Wirkung haben. Erbrechen verursacht man dadurch, daß man den Vergifteten ihm ekelerregende Sachen verschlucken läßt: Milch, Eier, Seifenwasser, laues Wasser ꝛc. Sträubt er sich dagegen, so versucht man, ihm mit dem Finger oder einem Federbart Gaumen und Schlund zu kitzeln, den Finger schützt man gegen Bisse durch ein Stück Kork oder dadurch, daß man mit dem Mittelfinger der anderen Hand die Backe zwischen die Zähne drückt. Außer der Vergiftung mit betäubenden Stoffen, zu denen noch Blausäure, giftige Pilze, Schierling, Bilsenkraut, Strychnin und Tollkirsche zu rechnen sind, unterscheiden wir noch die Vergiftungen mit ätzenden Stoffen. Sie verursachen intensive Leibschmerzen und blutigen Durchfall. Ihre Behandlung besteht in Erbrechen und Gegenmitteln, welche wir hier im Anschluß an die Vergiftung schnell folgen lassen wollen.

Arsenik: Erbrechen, Milch, Haferschleim, Leintee, gebrannte Magnesia, sofort aus der Apotheke das „Gegengift für Arsenik" holen.

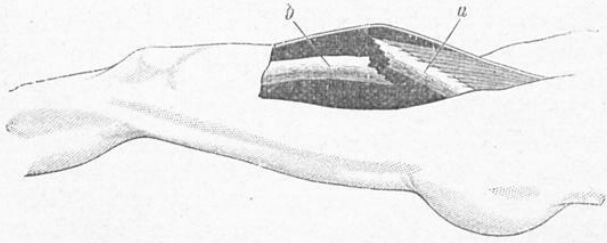
Phosphor: Brechmittel — aber keine Milch, kein Öl! 25—50 Tr. Terpentinöl in Haferschleim, übermangansaures Kali, keine Fette oder Öle, weil sich in diesen der Phosphor erst recht löst.

Karbolsäure: Brechmittel: Kalkmilch, Zuckerwasser, Eis.

Lauge: Essig, Zitronenwasser, Eiweiß.

Höllenstein, Quecksilbersalze, Zink- und Kupferverbindungen: Brechmittel, aber kein Öl dazu verwenden. Pulverisierte Holzkohle, Eiweiß von Eiern, Milch, Kaffee.

Weiterhin kann Scheintod eintreten infolge von Verletzungen des Kopfes, (Gehirnerschütterung, Gehirnblutung), bei Verschüttungen usw. Bei letzteren kommt außer der Behandlung des Scheintodes auch eventuell die vorläufige Besorgung etwaiger Wunden und Knochenbrüche und der Transport nach Hause in Betracht: Notverbände. Wir unterscheiden einfache Knochenbrüche, wo die Haut unverletzt ist, und offene oder komplizierte, wo der Knochen infolge von Durchstoßung der Haut freiliegt, wo sich eine Wunde befindet.



Bruch des Oberschenkels, a. oberes, b. unteres Bruchstück des Oberschenkelknochens.

Die Anzeichen des Knochenbruches sind nach Art des Knochens und Sitz der Verletzung verschieden: Veränderte Form (Verbiegung, Verkürzung des Gliedes), schmerzhafte Beweglichkeit an abnormer Stelle, fühlbare knackende Geräusche, wenn die Bruchenden aneinander reiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fixierung eines Gliedes in einer außergewöhnlichen Lage, federndes Zurückweichen in dieselbe unter heftigen Schmerzen, wenn Versuche gemacht werden, das Glied in die normale Lage zu bringen, veränderte Form des Gelenkes sind die Zeichen der Verrenkung, d. i. der dauernden Verschiebung eines Gelenkendes aus dem Gelenk.

Ähnliche Erscheinungen, Schmerzen und Schwellung kommen vor bei Verstauchungen.

Knochenbrüche, Verrenkungen und Verstauchungen genau auseinanderhalten, verursacht oft schon dem Arzt genug Kopfzerbrechen; wie viel schwerer wird es dem Nichtfachmann werden, hier das richtige zu finden. Und das ist für ihn auch nicht nötig. Denn da doch alle diese Verletzungen unbedingt in ärztliche Behandlung kommen müssen, so hat der Laie in diesen Fällen sich auf entsprechende Lagerung des Verunglückten, möglichste Linderung seiner Schmerzen und schleunigste Herzuziehung ärztlicher Hilfe zu beschränken. Eine genaue Untersuchung, um in jedem nicht sofort klar vor Augen liegenden Fall eine großartig richtige Diagnose zu stellen, ist nur martervoll für den Verletzten und völlig nutzlos: denn der Arzt verläßt sich hier noch mehr wie sonst nur auf das, was er sieht und fühlt.

Bei der Behandlung solcher Verletzten durch Laienhand kommt es auf die Art der Verletzung und den Ort des Unglückes an.

Armbrüche und Verrenkungen machen die wenigsten Schwierigkeiten, da der Verletzte unter gewissen Maßregeln bis nach Hause oder bis zur nächsten Behausung gehen kann. Ein gebrochener Vorderarm wird in ein dreieckiges Tuch, welches über der Schulter befestigt wird, gelegt oder der Ärmel wird irgendwie wagerecht am Rock befestigt. Ebenso verfährt man bei Brüchen des Oberarmes, wo man durch mit Watte, Tüchern ꝛc. unterpolsterte Notschienen aus Dachsparren, Zigarrenkistenbrettchen, Filzsohlen, Ärmeln, Pelzstücken ꝛc. eine Stütze für den zerbrochenen Knochen zu konstruieren sucht.



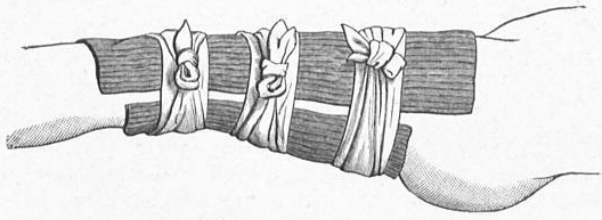
Armschlinge.

Bei schweren Verletzungen, insbesondere bei Brüchen der unteren Gliedmaßen, sind Zeit und Ort von Bedeutung. Mehrere Personen können den Verletzten, wenn das Unglück sich weit ab von menschlichen Wohnungen ereignet, dorthin oder wenigstens an eine geschützte Stelle — Steinbruchhaus, Unterkunftshütte, Waldrand, Strohfeimen ꝛc. — zu bringen versuchen. Ist dies nicht möglich, so kann eine Person abgeschickt werden, um Hilfe, d. h. Arzt und Transportmittel zu holen, während die andere nachts bei dem Verletzten bleibt, ihn bequem lagert, möglichst warm zudeckt — Kleider, Decken ꝛc., sowie eventuelle Nahrungsmittel und Getränke der gesunden Personen, welche sich durch Bewegung erwärmen können, sind für den Verunglückten zu benutzen. — Ist blos eine Person bei dem Verunglückten, so läßt sie ihn nachts nicht allein liegen, vorausgesetzt, daß Wohnungen nicht in der Nähe sind, wo es dann besser wäre, schnell von dort Hilfe zu holen. In bewohnten Orten wird man den Verletzten erst in das nächste Haus bringen, bevor man weitere Maßnahmen trifft.

Nur wenn man also einen Verunglückten transportieren muß, ist ein Notverband angebracht; sonst beschränkt man sich darauf, seine Lage möglichst schmerzlos zu gestalten, oder im gedeckten Raum und wenn die Verletzung blutet, die verletzte Stelle freizulegen, damit man sie besehen kann. Dabei verfährt man nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prinzip, die Entkleidung ohne Schmerzen, d. h. ohne Rücksicht auf die Kleidungsstücke vorzunehmen, indem man besonders enge Teile, deren Ausziehen schmerzhaft ist, (Ärmel, Hosen, Stiefel), mit der Schere oder einem scharfen Messer an der Naht aufschneidet. Erst nachdem man sich die Verletzung angesehen und sich überlegt hat, was man tun soll, wird gehandelt. Bei Knochenbrüchen sind, wie wir gesehen haben, die Schmerzen am besten dadurch zu verringern, daß man das gebrochene Glied ruhig stellt, sodaß die Bruchenden nicht aneinander reiben können. Deshalb muß das Glied geschient werden. Als Schienen verwendet man rinnenförmig gebogene oder zu biegende Papp- und Blechstücken, Strohabtreter, Strohschienen, zusammengebundene elastische Baumzweige usw.; alle derartigen Schienen müssen, bevor das verletzte Glied darauf gelegt wird, fix und fertig sein, d. h. mit Watte, Werg, Holzwolle, Gras, Laub und dergleichen gepolstert und zum Zubinden eingerichtet sein. Letzteres geschieht meist dadurch, daß man Tücher, Binden, Stricke, Hemdstreifen, Hosenträger oder Gürtel, welche am besten so lang sein sollen, daß sie Glied und Schiene zweimal umfassen und dann geknüpft werden können, mit der Schiene unter den verletzten Teil bringt. Andere Ersatzstücke sind an beiden Seiten mit Werg, Laub, Heu usw. gefüllte von beiden Seiten her wurstförmig aufgerollte Decken oder Mäntel. Oder falls ganze Schienen nicht zu haben sind, benutzt man Äste, Stock oder Schirm und bindet zwischen beide das verletzte Glied, natürlich müssen die Stellen, wo sie die Haut berühren, möglichst durch Tücher, Binden ꝛc. vor Druck geschützt werden. Sind gar keine oder nur mangelhafte Ersatzmittel da, so bindet man bei Knochenbrüchen an Ober- oder Unterschenkel das verletzte Bein an das gesunde. Ist das Schienenmaterial in Ordnung, so muß es nun unter das verletzte Glied, nehmen wir an, den Oberschenkel, gebracht werden, wobei man zugleich den einzigen, erlaubten Einrichtungsversuch machen darf. Man legt die Schiene an der freien Seite des gebrochenen Oberschenkels nieder, faßt den Fuß mit der einen Hand an der Großzehenspitze, mit der anderen an der Ferse, hebt und zieht an ihm unter mäßiger Gewalt — aber daß der Kranke nicht etwa fortgeschleift wird! — das ganze Bein so hoch, daß eine zweite Person die Schiene samt den Binden unterlegen kann. Ist dies geschehen, so legt man das Bein unter stetigem Anziehen langsam auf die Schiene nieder und bindet sie zu; dabei soll der Fuß so in rechtwinkliger Stellung zum Unterschenkel verbunden werden. Eine Schiene für den Unterschenkel soll bis zur Mitte des Oberschenkels hinaufreichen, eine Schiene für den Oberschenkel muß am äußeren Rande länger sein und mindestens die Hüftseite überragen. Bei Unterschenkelverbänden sind mindestens 4 Binden nötig: Eine oberhalb und eine unterhalb des Kniegelenkes, eine unterhalb des Bruches und eine, mit welcher die Füße mit einander verbunden werden. Ebenso bei Oberschenkelverbänden, wo je eine Binde oberhalb und

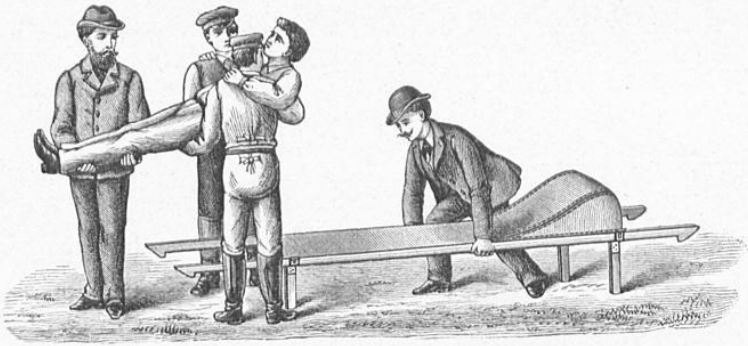


Notverband des Oberschenkelbruches.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterhalb des Kniegelenkes, eine von der Hüfte der gesunden Seite nach der kranken und eine zur Befestigung beider rechtwinklich zum Unterschenkel gestellter Füße zu verwenden ist.

Ebenso ist zu verfahren, wenn ein Bein an das andere gebunden wird. Auch bei Oberarmbrüchen kann man sich so helfen, indem man den Arm gestreckt mit mehreren Binden an der Seite des Verunglückten befestigt, dann muß er aber getragen werden.



Aufheben eines Verletzten.

Tragbahren zu improvisieren ist eine Sache des praktischen Sinnes. Im Freien kann man versuchen, wenn Holz in der Nähe ist, aus zwei derben Stangen, auf welche man fingerdicke grüne Zweige quer bindet, oder indem man einen ausgezogenen Rock zuknöpft, die Ärmel umstülpt und Stangen hindurchsteckt, eine Tragbahre zu improvisieren. Auch kann man ein Tuch, auf welches man den Kranken legt, mit zwei Zipfeln über einer starken Stange zusammenbinden und so eine tragbare Hängematte herstellen. Oder man schneidet das blinde Ende zweier Säcke auf und steckt Stangen hindurch, auch zwei Stühle kann man mit den Knieenden gegeneinander gestellt, an Stangen knüpfen oder nageln. Natürlich müssen alle diese Tragbahren durch Kleidungsstücke, Heu, Stroh usw. gepolstert werden. Wie schon oben erwähnt, muß das Auf- und Herabheben von einer Trage schon bei innerlich Kranken sorgsam und gleichmäßig geschehen, wie viel mehr bei einem Verletzten, der jede ungleichmäßige, unsanfte Bewegung durch heftige Schmerzen büßt. Ebenso soll daran erinnert werden, daß die Träger nicht in gleichmäßigem militärischen, sondern in ungleichmäßigem mit gebeugtem, nicht durchgedrücktem Schritt (sog. Gebirgsschritt) gehen sollen. Geht der Weg bergan, so ist das Kopfende voranzutragen, geht es bergab, das Fußende; ist aber das Bein gebrochen, so muß auch bergab das Kopfende vorangehen. Geschieht der Transport im Wagen, so ist beim Auf- und Abladen besondere Vorsicht auf die gebrochene Stelle zu verwenden, welche stets gleichmäßig ober- und unterhalb des Bruches zu unterstützen ist. Der Wagen ist natürlich mit Stroh und Decken zu polstern, auch eine Nackenstütze aus zusammengerolltem, mit einem Tuch überdeckten Stroh ꝛc. muß vorhanden sein. Der Wagen muß langsam fahren, besonders wenn er keine Federn hat.

Zum Schluß dieses Kapitels wollen wir uns noch kurz mit der Hausapotheke beschäftigen. Eine solche sollte in keinem Haushalt fehlen. Ich meine hierbei keine der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zahlreichen, fertig angebotenen Hausapotheken in elegantem Schränkchen, in welchem nach einigen Jahren des Vaters Zigarren ihren Einzug halten. Natürlich kann das Schränkchen elegant sein, ein einfaches tut es aber ebenso gut und es geht auch ohne dieses, da die Mittel, welche in der Hausapotheke sind, auch in jedem sauberen Fach eines Schrankes (Wäscheschrankes) unterkommen können. Nötig ist es, daß alle Mittel zusammen vereint sind, sodaß man die Binde nicht im Nähkasten, den Tee im Küchenschrank, die Borsalbe im Fensterbrett ꝛc. zu suchen braucht. Also ein sauberes, mit reinem, weißen Papier ausgelegtes Schrank- oder Kommodenfach tut dieselben Dienste wie ein besonderes Schränkchen. Wer sich dieses leisten kann, soll natürlich nicht davon abgehalten werden. In unserer Apotheke unterscheiden wir nun zwei Abteilungen: eine für innere Mittel, eine für äußere Verbandmittel und Instrumente.

In der ersteren müssen nun folgende Mittel vertreten sein, deren Anwendung wir kurz besprechen wollen:

½ Dtzd. Brausepulver als Beruhigungsmittel bei Aufregung.

Doppeltkohlensaures Natron und Magnesia carbonica zu gleichen Teilen gegen Sodbrennen, saures Aufstoßen. Messerspitzenweise.

Aromatische Tinktur bei Übelkeit, Leibschmerzen oder Magendrücken infolge von Diätfehlern, mehrmals 10 bis 20 Tropfen, je nachdem ob für Kinder oder Erwachsene bestimmt.

Rizinusöl als unschädliches Abführmittel, ein bis zwei Kinder- oder Eßlöffel voll; in erwärmtem Löffel zu geben.

Hoffmannstropfen als Mittel zur Anregung der Herztätigkeit nach Ohnmacht, Scheintod, Gemütserschütterungen; auch als Riechmittel.

Tees:

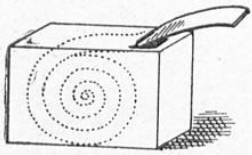
a) Kamillentee zu Umschlägen, Bädern und Bähungen;

b) Lindenblütentee oder Fliederblütentee als schweißtreibende Mittel;

c) Pfefferminz- und Wermuttee bei Durchfall und Leibschmerzen.

20 g Myrrhentinktur zum Gurgeln, 10 Tropfen oder mehr bis zur milchigen Trübung des lau zu nehmenden Wassers.

In der zweiten Abteilung heben wir auf:



Watterolle.

Watte, am besten in Rollen gepreßte Watte, 5 cm breit, 5 m lang. Deshalb empfehlenswert, weil die nicht benutzte Watte nicht berührt wird, sondern unberührt im Standkasten bleibt.

Heftpflaster, am besten deutsches Kautschukheftpflaster in Blechdosen oder auf Spulen 6 cm breit, 1—5 m lang. Weniger empfehlenswert deutsches, gewöhnliches Heftpflaster, nicht empfehlenswert englisches Pflaster.

Sicherheitsnadeln.

Zwei Handbürsten, eine nur für Seifenwasser, die andere für Desinfektionsflüssigkeiten.

Einige Eßmarch'sche Verbandtücher, sehr praktisch, weil die mit denselben auszuführenden Verbände darauf abgebildet sind; das Studium derselben ist als Anleitung zur Verbandlehre empfehlenswert.

Ein Eßlöffel, sauber und blank, der zu keinem anderen Zweck benutzt wird, als Einnehmelöffel für nicht bettlägerige Kranke; als Salbenspatel, um mit dem Griff, welcher glatt sein muß, Salbe auf Mull-Läppchen messerrückendick aufzutragen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine saubere Schere, welche ebenfalls ausschließlich nur zu Verbandzwecken verwandt wird.

Wünschenswert ist eine anatomische Pinzette.

Ein starker schwarzer Gummischlauch — besonders in Orten, wo kein Arzt wohnt — um eventuelle größere Blutungen vor Eintreffen des Arztes zu stillen.

Alle Metallgegenstände sind vor und nach der Benutzung mit einem in Benzin getauchten Wattebausch ab- und mit einem zweiten in Spiritus getränkten nachzureiben; nach der Benutzung ist endlich mit einem reinen Wattebausch sorgfältig trocken zu reiben, damit kein Rost entsteht.

Endlich soll in dieser Abteilung möglichst die Spülkanne aufgehoben werden, nicht in einer Ecke an der Wand als Ruheplätzchen für Staub und fleißige Spinnen. Die besten Spülkannen sind die mit herausnehmbarem Glaseinsatz, Literskala und Blecheinfassung versehenen, welche zum Gebrauch gestellt, gehalten oder aufgehängt werden können. Sie kosten komplett mit 1½ m Schlauch und Hartgummiansätzen 2,50—3,50 Mark.

Wenn möglich, sollen die nun folgenden äußerlichen Mittel in einer dritten Abteilung stehen, niemals jedoch mit den inneren zusammen, stets gut verschlossen.

100 g Lysol, einen Eßlöffel voll auf ½ Liter Wasser als Desinfektionsflüssigkeit anstelle der Karbolsäure. 1 Liter Wasser geht in eine Spülkanne!

Oder anstelle desselben eine Glasröhre mit Chinosoltabletten, von denen man eine ganze oder eine halbe auf 1—2 Liter Wasser nimmt.

500 g 5% essigsaure Tonerdelösung als Verbandflüssigkeit. Mit gleichen Teilen Wasser auch als Gurgelwasser verwendbar.

200 g Leinöl und Kalkwasser, in der Apotheke zu gleichen Teilen gemischt fertig zu kaufen.

100 g Benzin zum Abreiben der Haut und Instrumente. Vorsicht bei Licht, stets mindestens 1 m davon entfernt bleiben, Flasche sofort verkorken, dann passiert auch kein Unglück.

100 g Borsalbe in einer Blechschachtel oder einer mit Zelluloid-, Holz- 2c. Deckel versehenen Salbenkruke; der etwa billigere Verschluß mit Pergament und Bindfaden ist nicht empfehlenswert, ebensowenig eine Holzschachtel.

20—50 g gelbe Vaseline zum Einfetten spröder Haut, als Schutz gegen Erfrierung.

100 g Kampferspiritus als Einreibung bei rheumatischen Gliederschmerzen. Nach dem Einreiben ist die betreffende Stelle durch wollene Tücher vor der zu schnellen Verflüchtigung des Kampfers zu schützen.

20 g Kollodium, um kleine Hautschrammen nach genügender Reinigung anstelle des verwerflichen englischen Pflasters zu schließen. Haut vorher abtrocknen!

10 St. Senfpapier als Hautreizmittel bei Herzschwäche, Scheintod, Ohnmacht.

10 g Salmiakgeist als Riechmittel, in Flasche mit Glasstöpsel.

1000 g Leinsamenmehl zu feuchtwarmen Umschlägen.

So sind wir nun von der Krankheitspflege im Haus immer weiter abgekommen und haben uns sogar mit allerhand Maßnahmen in Feld und Wald gegen Gefahren und Verletzungen beschäftigt. Nun wollen wir zum Schluß wieder nach Haus zurückkehren und von der sorgenden Pflegerin Abschied nehmen. Was soll sie nicht alles leisten! Schier müssen die oft schwachen Schultern unter der doppelten Last der Hausfrauensorge und Krankenpflege zusammenbrechen, wenn sie nicht einmal wenigstens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausruhen können. Und wenn ihr die Pflege der Kranken zur Pflicht fällt, so muß sie auch so viel gesunden Egoismus besitzen, daß sie selbst nicht zum Opfer wird. Aus Rücksicht gegen sich und ihre Familie muß sie diesen gesunden Egoismus pflegen. Deshalb muß sie sich täglich einige Stunden der Ruhe und Abwechslung und mindestens alle 48 Stunden einen ungestörten Nachtschlaf sichern. Dazu ist es nötig, daß sie sich Vertretung schafft und schult. An die frische Luft, hinaus ins Freie, muß sie täglich, besonders wenn sie Lungenkranke pflegt. Auch soviel Zeit muß sie sich gönnen, daß sie ihre Mahlzeit in Muße genießen kann. Und Zerstreuung soll sie sich suchen, damit sie heiter und freundlich bleibt. Und dies ist oft schwer! Nicht tuberkulöse, nicht Kranke mit ansteckenden Krankheiten sind meist die am schwersten zu verpflegenden: Gelähmte, Blinde und Nervenkranke belohnen häufiger mit Undank und krassem Egoismus ihre Aufopferung. Daher heißt es, diesen Patienten gegenüber die Energie des gesunden Egoismus zu betonen; nicht durch Nachgiebigkeit mildert man ihre Launen, eher verstärkt man sie dadurch! Speziellere Vorschriften über die Durchführung dieses gesunden Egoismus, der Sorge der Pflegerin für sich selbst, damit sie ihres schweren Amtes ohne Ermüdung und Überdruß walten kann, lassen sich nicht gut aufstellen. Das ist eine Frage des persönlichen Feingefühls des Taktes. Ihren Lohn findet die treue Pflegerin in ihrer Brust, nicht immer in den Augen des Kranken, der unzufrieden mit seinem Schicksal häufig genug ihr Pflege und Leben erschwert.

Dr. med. Karl Grobe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kost Kranker und Genesender.

Wenn schon in Zeiten völliger Gesundheit sich überall im Hause, in Küche und Keller die segensreiche Wirkung der waltenden sachverständigen Leitung einer intelligenten Hausfrau zeigt, wieviel mehr noch in den Tagen der Krankheit! Wer könnte besser die Wünsche lieber Kranker erraten, als die Gattin und Mutter, wer sanfter das kranke Kind betten, wer linder die heiße Stirn kühlen wie sie, wer aber könnte auch beruhigender dem Liebsten Mut und Trost einsprechen, wer ihn liebreicher hegen und pflegen als sie, des Hauses Hüterin!

Eine kluge Hausfrau, welche mit Verständnis ein Stücklein Küchenchemie getrieben, welche die Zusammensetzung, den Nährwert und die Verdaulichkeit der verschiedenen Speisen kennt, ist eine unschätzbare Hilfe zur Unterstützung des Arztes. Der letztere muß die Krankenkost verordnen, denn ihre Zusammensetzung hängt natürlich von der Art der Erkrankung und den Anforderungen des einzelnen Falles ab, aber die Hausfrau muß allgemeine Kenntnis über die Krankenernährung haben, denn diese hat einen wesentlichen Einfluß auf den Verlauf fast aller Erkrankungen, sie vermag, wenn sie geeignet gewählt und zubereitet wird, die Genesung merklich zu beschleunigen.

Zu keiner Zeit kann die Kochkunst der Hausfrau größere Triumphe feiern als in Krankheitstagen, wo von der richtigen und zweckmäßigen Ernährung so unendlich viel abhängt. Niemals sollte die Hausfrau in solchen Fällen die Bereitung der Krankenkost der sonst vielleicht tüchtigen Köchin anvertrauen, denn nirgends ist tadelloser Geschmack und genaueste Beachtung der richtigen Kochweise von größerer Bedeutung als bei Krankenspeisen.

Der Zweck der Krankenküche ist es, einesteils die Körperkraft möglichst zu erhalten, andernteils aber auch verbrauchte Stoffe zu ergänzen und zu ersetzen, deshalb werden die meisten Gerichte für Kranke bei leichter Verdaulichkeit großen Nährwert besitzen müssen. Die Hausfrau muß also unbedingt den Nährwert der verschiedenen Speisen und Getränke abschätzen können, sie muß aber auch die richtige Zusammensetzung der verschiedenen Gerichte und ihre Verdaulichkeit kennen und endlich wissen, welche Speisen anregend, stopfend oder purgierend wirken. Unterschätzen darf sie auch nicht den Wert der Genußmittel, der für den Organismus des Menschen nie deutlicher hervortritt als in Zeiten der Krankheit. Delikatessen, welche wir im gewöhnlichen Leben als Luxus betrachten, sind in der Krankenküche oft unentbehrlich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bevor die einzelnen Rezepte für die Krankenkost folgen, sollen allgemeine Angaben der Eigenschaften verschiedener Nahrungsmittel, deren Kenntnis für die Hausfrau unerläßlich ist, vorangehen.

Als Belebungs- und Anregungsmittel gilt vor allem eine gute Fleischbrühe, bei der aber nicht außer Acht gelassen werden darf, daß sie nur geringen Nährwert besitzt, den man ihr durch Eier, Tropon und feinste Mehlpräparate geben kann. Als Anregungsmittel sind auch Tee, Kaffee, Wein, Bier und Kognak zu betrachten, ob sie dem Kranken zuträglich sind, muß stets der Arzt entscheiden. Reicht man sie jedoch dar, so darf der Tee für Kranke keinesfalls länger als ein halbe Minute ziehen, er soll mit Traubenzucker gesüßt werden, als Zusatz ist nur Rotwein und etwas Zitrone zulässig, auch kann man ihn mit schaumig gerührtem Eigelb versetzen und auf diese Weise nahrhafter gestalten. Kaffee darf niemals aus zu dunkel gebrannten Bohnen und in weitaus den meisten Fällen nicht zu stark bereitet werden, völlig verpönt ist jeglicher Kaffeezusatz; Sahne oder Milch, die man dazu gibt, muß gekocht sein und zur Versüßung am besten Traubenzucker genommen werden. — Wein, Bier und Kognak dürfen nur auf ausdrückliche ärztliche Erlaubnis gegeben werden; um segensreich wirken zu können, müssen sie jedoch gut und rein sein.

Vom Fleisch kommen für die Krankenküche vor allem Wildbret, das sogenannte weiße Fleisch und Geflügel in Betracht. Alles Wildbret, dessen zartes, eiweißreiches Fleisch auch in schwerer Krankheit gereicht werden darf, muß abgelegen sein, darf aber keinesfalls irgendwie Hautgout zeigen, am empfehlenswertesten ist Reh, Hase, Rebhuhn und Fasan; vom Geflügel ist Taube und junges Huhn am geeignetesten. Vom Kalbfleisch bevorzugt man die zarte Kalbsnuß, das Rippenstück, die Kalbsmilch und die Zunge, vom Rindfleisch wird meist die Lende genommen, vom Schweinefleisch nur der Mürbebraten und der feinste und zarteste Lachsschinken verwandt, Hammelfleisch verwendet man, seltener, aber junges Lammfleisch gibt geschätzte Krankengerichte.

Von den Fischen sind nur eine beschränkte Anzahl zur Krankenkost erlaubt, geeignet sind Forellen, Schleien, Sandart, Karpfen, Hecht, Steinbutt und Kabeljau, die nicht zu fett sind. Auch Austern und Kaviar erweisen sich zum Genuß oft segensreich, doch muß der letztere sehr milde und frisch sein, ist er scharf, so kann er sogar schädlich wirken, während guter Kaviar, der sehr eiweißreich ist und wertvolle Salze besitzt, den Appetit und die Verdauung wohltätig anregt.

Die Gemüse sind für die Krankenküche nicht zu entbehren, doch muß man vorsichtig mit ihrem Genuß sein, sie dürfen nicht in zu reichlicher Menge gegeben werden, auch muß man die geeigneten Sorten wählen: Spargelköpfe, junge Karotten, Blumenkohl, Spinat, Schwarzwurzeln, Artischocken, ganz junge Schoten sind die rechten Krankengemüse. Auch Kartoffeln dürfen nicht reichlich dargeboten werden und müssen in den meisten Fällen als Kartoffelbrei und Kartoffelschnee bereitet werden.

Wo Obst erlaubt ist, wird es meistens gedünstet werden müssen, auch muß man es stets schälen und entkernen, denn was der gesunde Mensch gut verträgt, fällt einem Kranken schwer; in Form von Suppen, Sulzen, Brei und Saft ist alles Obst am bekömmlichsten. Den Nährwert des Obstes kann man durch Zusatz von Sahne und Ei in manchen Fällen erhöhen. Rohes Obst muß auf einer Glasreibe gerieben werden, dann kann es dem Kranken hin und wieder erlaubt werden, das Aroma der Früchte bleibt völlig bewahrt, ganz vorzüglich sind auch alle nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weck'schen Frischhaltungsverfahren eingekochten Früchte, wie es im Kapitel „Koche auf Vorrat" beschrieben ist. Als besonders geeignete Früchte für die Krankenkost sind Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Heidelbeeren und getrocknete Pflaumen zu nennen.

Von Suppen sind eine ganze Reihe den Kranken erlaubt, auch gibt es gar viele Krankengetränke, von beiden folgt eine größere Anzahl Rezepte.

Reis, Nudeln, altbackenes Weißbrot, Biskuits, Zwieback und leichte Krankengebäcke sind meist gestattet, auch gibt es mancherlei süße Speisen, besonders mit Fruchtsäften und Wein bereitete, die für den armen Kranken eine zuträgliche Erquickung geben.

Ist die Wahl der Speisen getroffen, muß die Hausfrau vor allem für tadellose Ware sorgen, nichts rächt sich schwerer als Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit in diesem Punkte. Unverdauliche Teile müssen von vornherein entfernt werden, auch muß man durch Zerkleinern der Nahrungsmittel durch Wiegen oder Durchstreichen und durch richtiges Weichkochen die Verdaulichkeit der Speisen erhöhen, diese auch durch Anwendung scharfer Gewürze nicht gefährden, alle Krankenkost darf nur sehr milde gewürzt werden.

Man muß für die Bereitung der Krankenspeisen besondere kleine Kochgeräte haben, da die in geringer Menge bereiteten Speisen einen Teil ihres Saftes und Wohlgeschmacks einbüßen würden, wenn sie in zu großen Gefäßen bereitet würden. Es ist sehr zweckmäßig, wenn man für Krankenspeisen einen kleinen luftdicht schließenden Suppentopf, außerdem einen Schmortopf, einen Gemüsetopf, eine Pfanne, eine Backform aus feuerfestem Porzellan, einen Milchkochtopf und Obstkochtopf hat und diese Geschirre außer bei Krankheitsfällen nicht gebraucht.

Bei der Aufstellung des Speisezettels, den Vorbereitungen zur Mahlzeit und der eigentlichen Bereitung soll man möglichst ohne viel Fragen und Geräusch verfahren, der Kranke soll mit den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens nicht belästigt werden. Die gutgemeinten Fragen: „Möchtest Du heute das genießen, was willst Du lieber, dies oder jenes?" genügen oft, dem Patienten Ruhe und Behaglichkeit zu stören und ihm den Appetit zu rauben.

Nötig ist die größte Pünktlichkeit im Einhalten der Mahlzeiten, damit dem wartenden Kranken der ja meist ohnehin geringe Appetit nicht vergeht. Alle Gerichte müssen die rechte Temperatur haben, sie dürfen weder zu heiß noch zu kühl aufgetischt werden, wenn irgendwo, so ist bei den Krankenspeisen der Gebrauch des Speisethermometers angebracht, damit die richtige Temperatur, die wir im Kapitel „Die Temperatur der Speisen und Getränke" angegeben haben, genau festgestellt wird. Bei schwachen Kranken, die langsam essen, muß man Sorge tragen, daß das Essen nicht rasch auskühlen kann, man richtet die Speisen in Schüsseln mit doppeltem Boden an, der mit heißem Wasser gefüllt wird, oder man schafft sich einige der neuen, praktischen Thermophorgefäße an, welche die Speisen sehr lange heiß halten. Man soll dem Patienten niemals zu große Speisemengen vorsetzen, die appetithemmend wirken, auch muß man für Ruhe und freundliches Behagen während des Essens sorgen.

Endlich sei ein appetitliches und zierliches Anrichten der Krankenspeisen noch allen Hausfrauen ans Herz gelegt. Ein verlockendes Aussehen des Gerichtes tut oft Wunder, um die Eßlust des Kranken anzuregen, und nicht selten gehört eine solche Anregung zu den ersten Geboten der Krankenpflege. Wer einen der praktischen Krankenbett-Tische besitzt, nimmt diesen zum Anrichten der Speisen, sonst muß ein leichtes Brett, das mit einer tadellos sauberen Serviette bedeckt wird, als Ersatz dienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jedes Gericht muß für sich aufgetragen werden, Fleischbrühe ohne Einlage am besten in einer Krankentasse, welche das Überfließen vermeidet, bei anderen Suppen darf der Teller nur halb gefüllt sein. Das Fleisch soll niemals in der Küche zerschnitten werden, da geringer Appetit bei den Fleischbrocken meist verschwindet, während das ganze duftende und zierlich angerichtete Fleischstück die Eßlust reizt. Kartoffelbrei richtet man locker gehäuft, Gemüse gleichmäßig zurechtgeschnitten, Gebäck und süße Speisen auf feinem Glasteller an, sodaß jedes in seiner Art einen hübschen Anblick gewährt. Und versäumen sollte keine liebevolle Pflegerin, auf das Brett ein anspruchloses Blumensträußchen zu stellen; die ersten Frühlingsblüten, der in leuchtender Farbenpracht prangende Feldblumenstrauß, eine schöne Rose, einige bunte Astern, ja nur ein Stecheichenzweig mit roten Beeren, sie üben alle, jedes zu seiner Zeit, den gleichen erfreuenden Zauber auf das Gemüt des Kranken aus und richten verzagte Seelen oft auf.

Waltet neben tadelloser Zubereitung und reizvollem Darbieten auch noch Mannigfaltigkeit und Abwechselung bei der Krankheit, so trägt sie einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Genesung unserer lieben Kranken!

1. Krankensuppen.

Tauben- oder Hühnerbrühe mit Tapioka. Man nimmt zur Suppe zwei Tauben oder ein junges Huhn (das zarte Brustfleisch löst man vorher ab, um es zu einem anderen Krankengericht zu verwenden), worauf man das Gerippe und das übrige Fleisch im Mörser zerstampft und mit einem Liter Wasser überfüllt in eine gut schließende kleine Kasserolle gibt. Wenn die Brühe gut abgeschäumt ist, gibt man eine kleine Karotte und das nötige Salz daran und kocht die Suppe langsam zwei Stunden. Sie wird durchgeseiht, in ihr zwei Eßlöffel Tapioka weichgekocht und dann mit einem Eigelb abgezogen.

Kräutersuppe für Kranke. Man rechnet von Spinat, Kerbel, Sauerampfer und Petersilie je 10 g. Die Kräuter werden gewaschen, klein geschnitten und in 10 g Butter weich gedünstet, worauf man sie durch ein feines Sieb streicht und mit 2 Eigelb verrührt. In reichlich ¼ Liter sehr kräftiger Fleischbrühe kocht man 15 g geriebene Semmel etwa 10 Minuten und gießt dann die Brühe durch ein Sieb unter stetem Rühren auf den Kräuterbrei und versetzt sie zuletzt mit wenig Salz. Die Suppe wird heiß gerührt, ohne daß sie zum Kochen kommen darf.

Reissuppe. Nur der beste Reis darf genommen werden, man rechnet 35 g, brüht ihn dreimal ab und kocht ihn dann etwa 25 Minuten in guter Fleischbrühe, bis er weich ist, aber noch nicht zerfällt. Einige kleine Blumenkohlröschen kocht man indeß in Salzwasser für sich weich, auch schneidet man einen kleinen Überrest von hellem Geflügel, den man von Haut und Sehnen befreit, in feine Streifen, die man nebst den abgetropften Blumenkohlröschen in den Suppenteller legt. Die fertige Suppe wird über diesen Zutaten angerichtet.

Semmelsuppe. 30 g weiße, geriebene Semmelkrumen werden kurze Zeit in 15 g Butter geröstet, ohne daß sie sich färben dürfen. Man gibt ½ Liter Kalbfleischbrühe und etwas Salz daran und kocht die Suppe 30 Minuten. Sie wird mit einem Eigelb, das man mit 2 Löffeln süßer Sahne verquirlt, abgezogen und mit einem Teelöffel gehackter Petersilie gewürzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arrowrootsuppe. In ½ Liter Wasser gibt man ein ganz kleines Stück Zitronenschale, 2 Teelöffel Zitronensaft, 40 g Zucker und 40 g Arrowroot und kocht dies zusammen langsam etwa 10 Minuten, worauf man entweder ¼ Liter Rotwein oder Weißwein, wo dies nicht erlaubt ist, beliebigen Fruchtsaft zusetzt und zuletzt noch die Suppe mit einem Eigelb abzieht.

Rohe Fleischsuppe. Man schneidet 150 g mageres Rindfleisch in Würfel, überfüllt es mit ⅓ Liter Wasser, bringt dies ganz langsam zum Kochen und schäumt die Suppe sehr sorgfältig. Sie wird mit Vorsicht gesalzen und langsam zwei Stunden gekocht. Eine Viertelstunde vor dem Anrichten wird die Brühe durchgeseiht und in ihr ein Eßlöffel Tapioka gekocht. 50 g rohes Fleisch wird nun geschabt und mit einem Eigelb und einem Eßlöffel Sahne vermischt. Unter beständigem Rühren wird die fertige Suppe zu der rohen Fleischmasse gegeben. Die Suppe ist ungemein stärkend, sie muß sofort serviert werden.

Gräupchensuppe. 30 g gute Graupen werden zweimal abgekocht, dann mit 10 g Mehl in 15 g Butter langsam 3 Minuten gedämpft, mit ½ Liter Wasser überfüllt und 1½ Stunden gekocht. In dieser Zeit wird ein Stück Kalbsmilch blanchiert, gehäutet und gargekocht, worauf man es in feine Würfel schneidet. Die fertige Suppe salzt man, gibt einen Teelöffel Liebig's Fleischpepton daran und richtet sie über den Kalbsmilchwürfeln an.

Portersuppe. Man bringt in zwei verschiedenen Gefäßen ¼ Liter Porter und ¼ Liter Milch zum Kochen. Indeß rührt man 10 g Egeriamaismehl in Wasser glatt und gibt die Hälfte an den kochenden Porter, die Hälfte an die Milch. Man versüßt beide Teile nach Geschmack und zieht sie mit Eigelb ab, um sie erst beim Anrichten unter beständigem Quirlen zusammenzugießen.

Einlaufsuppe. Ein ganzes Ei wird mit etwas Wasser, Salz und einem Eßlöffel Mehl zu einem dicken Teig gerührt. Man bringt ¼ Liter kräftige Bouillon ins Kochen und drückt den Eierteig durch einen Seiher in die Fleischbrühe, die man damit so lange noch langsam kocht, bis der Einlauf in die Höhe steigt.

Brunnenkressensuppe. Zwei Bündelchen frischer Brunnenkresse verliest man, wäscht sie gut und wiegt sie fein, worauf man sie in ⅓ Liter kräftige Fleischbrühe gibt, in welcher die Brunnenkresse aufkochen muß. Man quirlt die Suppe mit Eigelb ab und rührt zuletzt ein kleines Stückchen frische Sahnenbutter durch.

Fleischbreisuppe mit Haferschleim. Auf bekannte Weise wird ein guter Haferschleim bereitet, der nicht zu sämig sein soll. Man wiegt 125 g rohe Rindslende so fein wie möglich — am besten geschieht dies in einer Fleischhackmaschine — und preßt das Fleisch unter zeitweisem Zusatz von etwas fettfreier, kräftiger Fleischbrühe durch ein Sieb. Der Fleischbrei wird mit ¼ Liter kochendem Haferschleim vermischt und die ganz außerordentlich kräftige Suppe zuletzt noch mit einem Eigelb verrührt.

Wildbretsuppe. Man schneidet 500 g irgend eines frischen Wildbrets in kleine Stücke und brät diese mit 20 g fettfreiem, rohen Schinken leicht in Butter an, dann gibt man 1 Liter Wasser, etwas Suppengrün und Salz hinein und kocht die Suppe langsam drei Stunden. Sie wird durch ein Sieb gegeben und in ihr etwas Sago weich gekocht. Alle Wildbretsuppen sind ungemein wohlschmeckend und appetitanregend.

Maismehlsuppe. Man bringt ⅓ Liter gute Kalbfleischbrühe ins Kochen, dann rührt man 10 g Maismehl in Wasser glatt, gibt dies an die heiße Fleischbrühe, fügt eine Messerspitze Fleischpepton hinzu und kocht die Suppe langsam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

10 Minuten. Man zieht die Suppe mit einem in Sahne verquirlten Eigelb ab und legt gern junge, zarte, in halbfingerlange Stücke geschnittene Spargelköpfe in die Suppe.

Kissinger Kursuppe. Ein Teelöffel Fleischextrakt wird in ¼ Liter siedendem Wasser aufgelöst, dann quirlt man 3 ganz frische Eigelb in einem Töpfchen zu Schaum, gießt langsam unter stetem Quirlen die siedende Flüssigkeit hinzu und salzt die oben mit dicker Schaumschicht versehene Suppe. Sie muß sofort angerichtet werden.

Weintraubensuppe. 125 g weiße, recht reife, gewürzige Trauben streift man von den Stielen, kocht sie in ¼ Liter Wasser mit etwa 30 bis 40 g Zucker weich und streicht die Suppe durch ein feines Haarsieb. Sie wird mit einem Eigelb abgerührt und vor dem Auftragen gern mit ganz wenig Salz und Zimmet gewürzt.

Grüne Erbsensuppe. Nur die zartesten Erbsen darf man nehmen. Von ihnen kocht man 6 Eßlöffel voll in Wasser ab, gibt die Erbsen mit ein wenig gehackter Petersilie in 15 g zerlassene Butter, rührt sie damit durch, gibt 6 Eßlöffel kräftige Fleischbrühe hinzu und kocht die Erbsen weich. Sie werden durch ein Sieb gestrichen und mit soviel Fleischbrühe verdünnt, daß eine leichtsämige Suppe entsteht, die man mit einem mit etwas süßer Sahne verquirlten Eigelb abzieht.

Tomatensuppe mit Rahm. Zwei mittelgroße, recht reife Tomaten werden zerschnitten, die Kerne entfernt und in wenig Wasser weich gekocht, worauf man sie durch ein Sieb reibt. Man gibt zu dem Tomatenbrei ¼ Liter kräftige Fleischbrühe, rührt einen Teelöffel Maismehl mit süßer Sahne glatt und gibt dies zu der Suppe, die damit aufkochen muß. Man salzt die Suppe und gibt geröstete Brotwürfelchen hinein. — Statt Sahne kann man auch Wein nehmen.

Krafttomatensuppe. Man kocht die Suppe nach der vorigen Vorschrift, rührt jedoch das zum leichten Binden bestimmte Maismehl nicht mit Sahne oder Wein glatt, sondern mit kalter Fleischbrühe. Dann schabt man 50 g magere Rindslende ganz fein, streicht die Masse durch ein Sieb und gibt zwei Teelöffel voll des geriebenen rohen Fleisches in die Suppe, die dann sofort angerichtet werden muß.

Krankenzitronensuppe. Ein gehäufter Eßlöffel bester Reis wird zweimal abgekocht, dann mit ¼ Liter kaltem Wasser und einem Stückchen Butter überfüllt langsam weich gekocht, sodaß er dick und ausgequollen, aber nicht zerfallen ist. Man gibt nun ¼ Liter gute Fleischbrühe daran, fügt ein wenig zerschnittene Zitronenschale und nach Geschmack Zitronensaft hinzu und kocht die Suppe langsam noch fünf Minuten. Sie wird dann mit einem Eigelb abgezogen und baldmöglichst angerichtet.

Weiße Spargelsuppe. Etwa 10 bis 12 Stück schöne Spargel schält man, entfernt jegliches Holzige, schneidet sie in Stücke und übergießt sie mit heißem Wasser, in welchem sie eine Minute liegen bleiben, um darauf auf einem Siebe abzutropfen. In ½ Liter kochender Fleischbrühe kocht man die Spargel weich, dann gibt man einen kleinen Löffel voll Tapioka hinein, kocht dies weich und streicht alsdann die Suppe durch ein Sieb. Sie wird mit Vorsicht gesalzen und kann noch, um nahrhafter gestaltet zu werden, mit einem Eigelb, das mit süßer Sahne verquirlt wird, abgezogen werden.

Kümmelsuppe. In 15 g frischer Butter röstet man zwei Kaffeelöffel Mehl gelblich und verkocht die helle Mehlschwitze mit ¼ Liter guter Fleischbrühe. Man gibt einen gestrichenen Löffel Kümmel an die Suppe, die langsam noch 5 Minuten kochen muß, worauf man ihr einen Teelöffel voll Fleischpepton zusetzt und sie mit zwei Teelöffel rohem, geschabten und durch ein Sieb getriebenen Rindfleisch verrührt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kornsuppe. Man weicht 1 Eßlöffel voll Graupen, einen Eßlöffel voll Hafergrütze, einen Eßlöffel voll Reis, nachdem man diese Zutaten abgewaschen hat, in 2 Liter Wasser über Nacht, setzt sie dann in dem Weichwasser unter Zusatz von 500 g magerem, zerschnittenen Fleisch auf, salzt die Suppe und kocht sie langsam drei Stunden. Dann reibt man die Suppe durch und zieht sie mit einem Eigelb ab.

Brombeersuppe. 1 Liter gut verlesene Brombeeren zerquetscht man roh, gibt 1½ Liter kaltes Wasser hinzu und kocht die Beeren mehrere Stunden langsam aus, worauf man die Brühe durch ein feines Sieb streicht. Die Suppe wird gesüßt, wieder aufs Feuer gesetzt und mit etwas glatt gerührtem Maismehl zu leicht sämiger Beschaffenheit gebracht. Man schneidet Grahambrot in Würfel, röstet es in Butter gelblich, aber auf keinen Fall bräunlich, und bestreut die Brotwürfel, wenn sie geröstet sind, mit feinem Zucker. Sie werden auf einem Tellerchen zu der Brombeersuppe gereicht, die man ganz nach Belieben heiß oder auch kalt geben kann.

Gute Krankensuppe. In einer halben Tasse Wasser weicht man 2 Eßlöffel trockenes, geriebenes Grahambrot eine Viertelstunde, gibt dann ⅓ Liter Milch hinzu und kocht die Suppe, nachdem man ihr noch eine Prise Salz zugesetzt hat, langsam eine halbe Stunde, damit sich das Brot gut mit der Milch verbindet. Zuletzt rührt man die Suppe mit einem Eigelb ab und gibt ihr durch Zusatz von etwas Honig die gewünschte Süßigkeit.

Suppe nach Villeroi. Hauptsache ist eine gute, schöne, klare Rindfleischbrühe oder auch eine klare Hühner- oder Taubenbouillon. Als Einlage gibt man die folgende Masse in die Suppe. Man kocht einige junge Karotten in leichter Fleischextraktbrühe so weich, daß sie sich leicht durch ein Sieb streichen lassen. Den Karottenbrei vermischt man mit dem feinstens gewiegten Brustfleisch eines gebratenen Hähnchens, gibt darauf ein bis zwei Eigelb und 20 g frische Butter hinzu und tut die Masse, die man noch treffend salzen muß, in eine kleine, mit Butter ausgestrichene Form. Man kocht sie im Wasserbade, bis die Masse gar ist, läßt sie erkalten und schneidet sie in Scheibchen, die man in die klare Fleischbrühe legt.

Schwarzwurzelsuppe. Etwa fünf gereinigte Schwarzwurzeln werden in Wasser mit Salz und einem Stückchen frischer Butter weich gekocht, dann aus dem Wasser in eine Kasserolle in etwas Butter getan, mit Mehl überstäubt und mit ⅓ Liter Milch überfüllt. Die Schwarzwurzeln müssen noch 10 Minuten langsam kochen und werden dann durchgestrichen. Man gibt zu der Suppe noch soviel des Wassers, in dem die Schwarzwurzeln gekocht wurden, daß man genügend Suppe hat. Sie wird mit zwei Eidottern abgezogen und zuletzt mit wenig feingehackter Petersilie gewürzt.

Rebhuhnsuppe mit Tapioka. Ein älteres, gut vorgerichtetes Rebhuhn wird zerkleinert, mit 1½ Liter Wasser überfüllt, gut geschäumt, gesalzen und langsam zwei bis drei Stunden gekocht. Die Brühe wird durchgeseiht, dann rührt man 20 g Tapioka mit 2 Eßlöffel Sherry an und kocht es 15 Minuten in der Brühe, der man zuletzt noch einen Teelöffel Liebig's Fleischpepton zusetzt.

Sämige Graupensuppe. Man setzt 40 g starke Graupen mit ⅓ Liter Wasser auf, gießt dies Wasser, wenn es kocht, ab und gibt darauf 10 g Butter auf die Graupen, mit der man sie so lange dämpft, bis sie trocken sind. Man gibt alsdann ½ Liter gute Fleischbrühe auf die Graupen und kocht sie langsam 2½ Stunde, wobei man die Suppe wiederholt umrühren muß, da Graupen sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leicht ansetzen. Man reibt darauf die Suppe durch ein Haarsieb, zieht sie mit Eigelb und süßer Sahne ab und würzt sie, wenn es erlaubt ist, mit ganz wenig Muskatnuß.

Prünellensuppe. 50 g gute Prünellen werden leicht mit lauwarmem Wasser gewaschen, dann zerschnitten und mit 30 g abgespülter Hafergrütze mit ½ Liter Wasser, einem Stück Zucker und etwas ganzen Zimmet aufgesetzt. Die beiden Teile müssen ganz langsam weich kochen, worauf man die Suppe durch ein Sieb streicht. Man gibt ihr das nötige Salz und zieht sie mit einem Eigelb, welches man mit einem Glas guten Weißwein versetzt hat, ab.

Stärkungssuppe. Man stößt 30 g echten Sago — Kartoffelsago ist nicht zu gebrauchen — und legt ihn einige Stunden in kaltes Wasser. Er wird abgespült, auf ein feines Sieb zum Abtropfen gegeben und dann mit ⅓ Liter Wasser überfüllt. Wenn die Suppe kocht, gibt man ein Stück kandierten Ingwer hinein, fügt eine Prise Salz und den nötigen Zucker bei und kocht den Sago, bis er weich und durchsichtig ist. Der Ingwer wird dann entfernt und zuletzt zwei Eßlöffel guter Portwein der Suppe zugesetzt.

Mandelmilchsuppe. In einer Tasse kochend Wasser brüht man 20 g süße und eine bittere Mandel ab, schält sie und reibt sie, worauf man die Mandeln in ⅓ Liter heiße Milch gibt, diese zudeckt und eine Stunde ziehen läßt. Dann gießt man die Suppe durch ein feines Sieb, süßt sie und verrührt sie mit einem Eigelb und einer Prise Salz. Man schlägt das Eiweiß zu steifem Schnee und zieht ihn durch die fertige Suppe, die nun sofort angerichtet werden muß.

Rote Weinsuppe. Man rührt 2 Eigelb mit 25 g feinem Zucker zu einer schaumigen Masse, der man langsam ⅛ Liter guten Rotwein zusetzt. Man stellt den Eierwein aufs Feuer und schlägt ihn mit dem Schaumbesen bis zum Sieden, worauf man die Suppe sofort serviert. Kleine, geröstete Zwiebacke gibt man gern zu der Suppe.

Nährsuppe von Bier. ¼ Liter schweres Bier — Porter oder Bockbier eignet sich am besten — wird mit 15 g Zucker und einem kleinen Stück Zitronenschale bis ans Kochen gebracht, dann vom Feuer genommen und ein halber Teelöffel Fleischpepton darin gelöst. Dann verquirlt man 2 Eigelb gut und schlägt sie unter beständigem Rühren an die Suppe, welche man noch einmal recht heiß rührt, aber nicht kochen läßt.

2. Kleine Appetitsbissen.

Zungenbrötchen. Man wiegt 50 g ganz mild gesalzene, zarte Pökelzunge möglichst fein, sodaß man die Masse durch ein Drahtsieb streichen kann. Man vermischt sie mit 2 Eigelb, einem Stückchen weich gerührter Butter, etwas süßer, dicker Sahne und wenn es nötig ist, mit etwas Salz und rührt alles über gelindem Feuer heiß. Einige dünne Weißbrotschnittchen röstet man leicht und bestreicht sie gleichmäßig mit dem Zungenbrei.

Krafttassenpastetchen. In eine halbe Tasse guter Fleischbrühe löst man einen halben Teelöffel Fleischpepton, erhitzt die Brühe und gibt sie durch ein Sieb. Wenn sie erkaltet ist, verquirlt man sie mit 2 bis 3 ganzen Eiern und füllt die Mischung in eine Tasse. Man stellt sie so lange in kochendes Wasser, bis die Masse fest geworden, stürzt sie und legt ganz fein geschnittenes, von Haut und Sehnen befreites Geflügel — Reste gebratenen Geflügels sind gut zu benutzen — um das Pastetchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Treffliches Krankengericht. 125 g zartes Rindfleisch aus der Rindslende wird geschabt, in 30 g kochende Butter getan und auf raschem Feuer fünf Minuten immer gerührt. Dann nimmt man das Fleisch sofort von der Flamme, mischt ein wenig Salz darunter und vermengt es mit einem Eigelb. Man muß das Gericht sofort servieren und gibt ein Stückchen geröstetes Weißbrot dazu.

Geflügelsoufflee. Von den Überresten gebratenen Geflügels ist ein treffliches, kleines Gericht herzustellen. Man braucht 70 g ganz feingewiegtes Geflügelfleisch, streicht es durch ein Sieb, vermischt es mit 2 Eigelb, 2 Löffeln dicker, süßer Sahne und etwas Salz und durchzieht die Masse mit dem steifen Schnee der Eiweiß. Zwei kleine, käufliche Papierkästchen werden mit Butter ausgestrichen, mit der Masse gefüllt und diese bei ganz gelinder Wärme 15 Minuten gebacken.

Kraftbrei. Man wiegt 40 g saftigen Kalbsbraten sehr fein und rührt die Masse durch ein feines Sieb. Man vermischt sie mit 2 Eßlöffel Kalbfleischjus, ½ Teelöffel aufgelöstem Fleischpepton, einigen Tropfen Zitronensaft und 2 Eigelb. Man stellt die breiartige Masse in einem kleinen passenden Geschirr so lange in kochend heißes Wasser, bis sie heiß und dick geworden. Dann muß man sie sofort anrichten und dem Kranken mit vorsichtig geröstetem Weißbrot reichen.

Verlorenes Ei mit Sauerampfer. Die Bereitung des verlorenen Eies lehrt jedes Kochbuch (siehe z. B. Davidis-Holle), man muß sein besonderes Augenmerk darauf richten, daß die Eier weich bleiben. Vor ihrer Zubereitung muß man den Sauerampfer bereiten. Man brüht zwei Hand voll verlesenen Sauerampfer ab, hackt ihn, dünstet ihn mit einem Stück frischer Butter durch und gibt zuletzt eine Prise Salz und etwas süße Sahne über den Sauerampfer. Das verlorene Ei wird auf einer kleinen Schüssel angerichtet und mit dem Sauerampfer überfüllt.

Eierbrei, sehr nahrhaft. Zwei hartgekochte Eigelb werden mit einem Löffel Milch fein gestoßen, leicht gesalzen und soviel Milch zugesetzt, daß eine breiartige Masse entsteht, die man durch ein Sieb reibt, einmal aufkocht und dann noch mit einem rohen Eigelb verrührt. Man gibt den Eierbrei auf geröstetes Brot.

Brötchen mit Kraftwurst. 125 g Rindslende wird ganz feingeschabt, mit 5 g Salz und einer Prise Salpeter sowie einem Eßlöffel kräftiger Fleischbrühe vermischt und in einen gut gereinigten Schweinsdarm gefüllt. Die Wurst muß mehrere Stunden an einen kühlen Ort gehängt, einen Tag geräuchert und dann feinscheibig geschnitten auf geröstetes, mit frischer Butter bestrichenes Weißbrot gelegt werden.

Frühstücksschnittchen. Aus gut abgelegenem Kalbskeulenfleisch wird eine runde Scheibe geschnitten, die man klopft, leicht salzt und mit trockenem gerösteten Mehl bestreut. Die Fleischscheibe wird in einer Pfanne erhitzt — ohne Butter — dann mit kochender Fleischbrühe bedeckt und darin weich geschmort, wobei die Feischbrühe beinahe einkochen muß. Der Rest der Brühe wird mit einem Stückchen Butter verrührt, das Frühstücksschnittchen angerichtet, mit wenig Zitronensaft beträufelt und mit der Sauce überfüllt. Dazu gibt man geröstetes Weißbrot.

Fleischmarmelade. Man kocht aus säuerlichen Äpfeln ohne Zucker ein gutes Apfelmus, dem man durch ein wenig Himbeer- oder besser noch Kirschsaft eine rote Farbe verleiht. Von gedünstetem Kalb- oder Rindfleisch, das sehr zart sein und dessen Kruste sorgfältig abgeschnitten werden muß, wiegt man zwei Eßlöffel voll feinstens, stößt das Fleisch im Mörser und streicht es durch ein Sieb, worauf man es mit zwei Löffel voll von der Apfelmarmelade vermischt. Diese wird auf gewiegtes Weißbrot gestrichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diätetische Butterschnittchen. Drei gute Sardellen werden eine Stunde in Milch gelegt, dann wiederholt mit Wasser abgespült, abgetrocknet, geteilt und entgrätet. Man wiegt sie mit 10 g Rindermark recht fein, streicht die Masse durch ein Sieb, verrührt sie mit 10 g frischer Butter und einigen Tropfen Zitronensaft und bestreicht Graham- oder Weißbrotschnitten damit. Man kann auch das Knochenmark fehlen lassen und 20 g Butter nehmen, nur eine Sardelle verwenden und noch 10 g Fleischpepton der Butter zusetzen.

Roher Schinken und Ei. Nur der feinste Lachsschinken sollte verwandt werden. Von ihm rührt man 50 g, nachdem man den Schinken so fein wie möglich gehackt hat, durch ein Drahtsieb. Die erhaltene feine Masse vermischt man mit 5 g frischer Butter, 1 Eigelb und einem Eßlöffel aufgelöstem Fleischpepton, sowie einem Teelöffel voll süßer Sahne. Die Schinkenfarce wird in kochendem Wasser heiß gerührt und dann dick auf Brot gestrichen.

Frühstücksgericht. 100 g abgelegene Rindslende schneidet man in Würfel, schmort diese Fleischwürfel, nachdem man sie leicht mit Salz bestreut hat, in steigender Butter unter stetem Wenden auf lebhaftem Feuer 5 Minuten. Dann gibt man einen Eßlöffel Rotwein, einen Eßlöffel geriebene weiße Semmel, eine Messerspitze Fleischextrakt und einige Tropfen Zitronensaft an das Fleisch und dünstet es damit eben durch. Es muß sofort angerichtet werden, ein Stehenlassen macht es zäh und unverdaulich.

Kleiner Appetitspudding. 125 g Kalbfleisch wird durch die Fleischhackmaschine gedreht und dann durch ein Sieb gestrichen. Zu dem Fleische gibt man ein Ei, etwas Salz, 10 g Fleischpepton, das man in 1 Eßlöffel kochender Sahne löst und einen Teelöffel geschmolzene Butter, worauf man die Masse in eine genügend große ausgestrichene Form gibt und 20 Minuten im Wasserbade kocht. Man stürzt den Appetitpudding und gibt die folgende Sauce darüber. Man quirlt 4 Eßlöffel kräftige Fleischbrühe, 1 Teelöffel Zitronensaft, 5 g Butter, etwas Mehl, Salz und ein Eigelb so lange auf mäßiger Flamme, bis die Sauce dick ist.

Kleine Krankenspeise. Man schneidet aus der Rindslende 125 g und zerteilt das Fleisch in Stückchen. Es wird in eine kleine mit Butter ausgestrichene Form gelegt und mit einer Sauce aus 1/8 Liter Sahne, 2 Eigelb, 10 g aufgelöstem Fleischpepton, etwas glattgerührtem Maismehl, 10 g zerlassener Butter und dem nötigen Salz überfüllt. Die Speise wird im Wasserbade eine Stunde gekocht, dann gestürzt und mit geröstetem Weißbrot gereicht.

3. Allerlei Fleischspeisen für Kranke.

Französisches Beefsteak (sehr bekömmlich). Ein Stück abgelegene Rindslende von etwa 150 g Gewicht wird behutsam von Fett und Sehnen befreit. Man klopft es leicht, würzt es mit Salz und übergießt es auf beiden Seiten mit heißer Butter, mit der man es zwei Stunden verdeckt stehen läßt. Es wird dann in der Butter rasch in etwa 8 Minuten bei mehrmaligem Umwenden gebraten, aus der Butter herausgenommen und mit einigen Löffeln kräftigem Fleischsaft und mit gewiegter Petersilie bestreut.

Rindfleischbällchen. Man befreit 200 g zartes Rindfleisch von Fett, Haut und Sehnen und wiegt und stößt es so fein wie möglich. Man fügt ein geschältes, in Milch geweichtes, festausgedrücktes Weißbrot zu dem Fleische, gibt ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ei und etwas Salz hinzu und formt zwei bis drei runde Fleischbällchen davon. Die Fleischbällchen werden auf beiden Seiten in Butter goldbraun gebraten. Die Bratbutter wird mit einigen Löffeln saurer Sahne — wo diese nicht gestattet ist — Fleischbrühe verkocht und über die Bällchen gegossen.

Gulasch für Kranke. 250 g abgelegenes zartes Rindfleisch wird geklopft, gehäutet und von Fett und Sehnen befreit, worauf man es in gleichmäßige Würfel schneidet. Man röstet diese Fleischwürfel rasch auf lebhaftem Feuer in frischer Butter mit etwas Salz und einer Prise Kümmel und beträufelt das Gericht während des Dünstens mit etwas dickem, saurem Rahm.

Schnelligkeitsschnitzelfleisch. Aus 250 g zartem Kalbfleisch, dessen Häute und Sehnen sorgfältig entfernt werden müssen, werden mit sehr scharfem Messer möglichst feine Schnitzelchen geschnitten, die man in steigende Butter tut, leicht salzt und unter stetem Umrühren etwa 5 bis 7 Minuten röstet. Kurz vor dem Anrichten wird das Fleisch mit etwas Mehl bestäubt und mit einigen Löffeln kräftiger Fleischbrühe überfüllt, mit der man es noch einige Male aufkochen läßt.

Kalbfleisch in Milch. Aus der Kalbskeule löst man eine Nuß, salzt sie, übergießt diese mit ¼ Liter sehr fettreicher siedender Milch, sodaß die Nuß vollständig damit bedeckt ist und läßt sie einige Stunden an kühlem Ort mit der Milch stehen, wobei man sie mehreremale umwendet. Dann bräunt man 40 g Butter, gibt das Fleisch mit der Milch hinein und brät es unter fleißigem Begießen im Ofen etwa drei Viertel Stunden. Man erhält auf diese Weise ein sehr schmackhaftes, leicht verdauliches Fleischgericht.

Kalbsbrustspeise für Kranke. Ein Stück gut abgelegene Kalbsbrust — etwa ½ Kilo — wird in Stücke geteilt, in siedendem Wasser aufgekocht und dann mit kaltem Wasser bedeckt aufs Feuer gesetzt. Man schäumt das Kalbfleisch gut, salzt es, gibt eine Petersilienwurzel und eine kleine Tomate hinzu und dünstet es weich. Man bereitet eine helle Mehlschwitze, verkocht sie mit der Kalbfleischbrühe zu sämiger Sauce, gibt einen Teelöffel Zitronensaft daran und zieht sie mit einem Eigelb ab. Mit dieser Sauce wird das Kalbfleisch überfüllt.

Diätetisches Beefsteak. Man wiegt 125 g Rindslende fein, gibt ein walnußdick Butter, etwas Salz und ein Eigelb dazu und schiebt die Masse zu einem großen Beefsteak von 1 bis 1½ cm Dicke zusammen. Dieses gibt man in kochend heiße steigende Butter und brät es, während man beständig mit dem Messer durch die Masse sticht, auf jeder Seite 1½ Minuten. Vorher muß man die zu dem Beefsteak gehörende Sauce bereiten, zu der man ⅛ Liter kräftige Fleischbrühe, 1 Eßlöffel Sahne, ein Eigelb, eine Prise Salz und einen Tropfen Zitronensaft im Wasserbade dick rührt. Das Beefsteak, das innen rosa und saftig sein muß, wird beim Anrichten mit der Sauce übergossen und auf erwärmter Schüssel angerichtet.

Kalbsmilch mit Austern. Eine schöne Kalbsmilch wird abgebrüht, gehäutet und dann in leichter Fleischbrühe weichgekocht, worauf man sie abkühlen läßt und in Scheiben schneidet. Die Kalbsmilchbrühe vermischt man mit ½ Glas Weißwein, einem halben Teelöffel Zitronensaft und einem walnußgroßen Stück Butter. Man gibt soviel geriebene weiße Semmel an die Sauce, daß diese sämig wird und tut dann die Kalbsmilchscheiben hinein. Zuletzt gibt man 4 Austern in die Sauce, die darin nur steif werden, aber nicht kochen dürfen und quirlt die Sauce mit einem Eigelb ab.

Lendenbällchen. 150 g Rindslende schabt man fein, mischt 2 Löffel Wasser und etwas Salz unter das Schabefleisch und formt von ihr kleine Bällchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie werden rasch in steigender Butter gebraten, sodaß sie inwendig noch rötlich sind, worauf man die Bällchen aus der Bratbutter nimmt, diese zum größten Teil entfernt und den Rest mit 2 Löffeln Rotwein und einer großen Messerspitze Liebig's Fleischextrakt zur Sauce verkocht, die man über die Lendenbällchen gibt.

Kalbsschnitzchen mit Spargelspitzen. Aus einer abgelegenen Kalbsnuß werden kleine Schnitzel geschnitten, die man mit feinen Speckstreifchen spickt und dann in Fleischbrühe mit einer Karotte, einem Stück Petersilienwurzel und dem nötigen Salz langsam gardünstet. Die Brühe wird mit Maismehl und einer Messerspitze Fleischextrakt verkocht, sodaß sie lichtbraun und sämig ist. Die Kalbsschnitzchen werden mit der Brühe überfüllt und mit einem Kranz Spargelspitzen umgeben. Diese kocht man für sich 10 Minuten in Salzwasser und läßt sie dann abtropfen. Sie werden in einige Löffel guter Fleischbrühe getan, ein Teelöffel Madeira zugesetzt und damit noch 5 Minuten gedämpft. Man muß darauf achten, daß die zarten Spargelspitzen nicht zerfallen.

Fleischgericht mit Sardellen. 150 g Kalbsnuß häutet man und schneidet sie in Würfel. Vorher hat man drei schöne Sardellen eine Stunde in Milch gelegt, die man jetzt abspült, entgrätet und fein wiegt. In 20 g steigender Butter schmort man Fleisch und Sardellen über lebhaftem Feuer 5 Minuten, gibt dann einen Teelöffel Zitronensaft, 3 Eßlöffel Rotwein, 5 g geriebene Semmel hinzu und kocht hiermit das Fleisch noch einmal durch.

Geschmorte Lammrippchen. Nur zartes Lammfleisch soll man zu Krankenspeisen verwenden. Man nimmt zwei Lammrippchen, entfernt die Fetthaut und klopft sie leicht. Man bestreut sie mit Salz und brät sie in Butter und Rindermark zu gleichen Teilen an, gießt dann entweder Rotwein, Weißwein oder Sahne hinzu, je nachdem was gestattet ist, und dämpft die Rippchen damit weich. Die Sauce wird mit etwas Egeriamaismehl gebunden und mit einer Messerspitze Fleischpepton durchgekocht.

Kalbsröllchen für Kranke. Zwei schöne Schnitzel klopft man gut, salzt sie leicht und legt auf jedes Schnitzel eine Weißbrotscheibe, die man von beiden Seiten dick mit Rindermark bedeckt. Das Fleisch wird zusammengerollt und mit weißem Faden zusammengehalten. Man brät die Kalbsröllchen in Butter goldbraun, tut 2 Eßlöffel kräftige Fleischbrühe und 2 Eßlöffel saure Sahne daran und schmort sie langsam weich.

Schwalbacher Kraftgericht. Aus einer zarten Kalbskeule schneidet man zwei gleichmäßige Scheiben und klopft sie. Auch von Lachsschinken werden zwei Scheiben geschnitten und dann zwei Eier halbweich gekocht. Wenn die Eier erkaltet sind, schält man sie und umwickelt jedes Ei mit einer Scheibe Schinken und dann mit der Kalbfleischscheibe. Mit weißem Faden werden die Rollen umwickelt und dann in Rindermark und Butter zu gleichen Teilen auf allen Seiten braun gebraten, dann gibt man 1/8 Liter saure Sahne und eine Messerspitze in zwei Eßlöffel kochend Wasser aufgelöstes Fleischextrakt an das Gericht und schmort die Röllchen darin weich.

Kalbshirn für Kranke. Ein Kalbshirn wird gut gewässert, mit kaltem Wasser bedeckt aufgesetzt und in dem Wasser erhitzt, daß es steif wird. Man kühlt das Hirn in kaltem Wasser ab, befreit es sorgfältig von allen Häuten und nackt es kreuzweise leicht ein und bestreut es mit Salz. Man brät das Kalbshirn in steigender Butter an, bestäubt es mit Mehl, setzt ihm einen halben Teelöffel Zitronensaft und mehrere Löffel Fleischbrühe zu und dünstet es eine halbe Stunde. Zuletzt rührt man einen Teelöffel Fleischpepton an das Gericht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kalbsmilchpudding. Eine schöne Kalbsmilch wird blanchiert und gut enthäutet, worauf man sie in leichter Fleischbrühe weich dämpft und in Würfel schneidet. Man weicht ein geschältes Weißbrot in Milch, rührt 30 g Butter zu Sahne, fügt 2 Eigelb, das geweichte, wieder ausgedrückte Brötchen, etwas Salz, einen halben Teelöffel gehackte Petersilie und die Kalbsmilchwürfel hinzu und zieht zuletzt ein steifgeschlagenes Eiweiß unter die Masse. Man füllt sie in eine gut gebutterte kleine Form, kocht den Pudding im Wasserbade 40 Minuten, stürzt ihn und überfüllt ihn mit kräftiger Fleischjus beim Anrichten.

Geschmorte Schweinslende. Eine zarte Schweinslende wird geklopft, gehäutet, gesalzen und von allem Fett befreit, worauf man sie ohne weiteres in Butter anbrät oder auch vor dem Anbraten spickt. Man gießt, wenn man die Schweinslende auf beiden Seiten gebräunt hat, mehrere Eßlöffel saure Sahne zu und dünstet sie unter häufigem Begießen gar. Die Sauce wird mit Maismehl gebunden und mit etwas Fleischextrakt zuletzt versetzt.

Junges Schmorhuhn. Man tut gut, das junge Huhn, wenn es zu groß erscheint, roh mitten durchzuteilen und zur Zeit nur eine Hälfte zu benutzen. Man salzt das Huhn, bestreut es mit ein wenig gehackter Petersilie und bindet eine große Scheibe Speck darüber. Das Huhn wird in leicht gebräunter Butter angebraten, dann mit 1/8 Liter Fleischbrühe überfüllt und langsam gar geschmort. Der Speck muß beim Anrichten entfernt werden, die Sauce wird mit Kartoffelmehl, das man mit etwas Madeira glatt gerührt hat, gebunden.

Taubenkoteletten. Von einer großen fleischigen Taube löst man das Brustfleisch (das übrige kann zu einer Tasse Geflügelbouillon ausgekocht werden), teilt die Brust in zwei Teile und steckt an jedes Teil ein abgeschabtes Taubenbeinchen. Die auf diese Weise gewonnenen Koteletten klopft man leicht, salzt sie, wendet sie in zerquirltem Ei, das man mit einem Teelöffel voll geschmolzener Butter vermischte und dreht sie darauf in einer Mischung von Mehl und geriebener Semmel. Man brät die Taubenkoteletten in Butter unter wiederholtem Wenden 6 Minuten, richtet sie ohne die Bratbutter an und überfüllt sie mit einigen Löffeln guter Fleischbrühe.

Hackschnitzel von Rebhuhn. Die Brust eines älteren Rebhuhns, dessen übriges Fleisch und Gerippe zur Herstellung einer Suppe verwandt wird, benutzt man zu den Hackschnitzeln. Man stößt dies Fleisch sehr fein, entfernt dabei alle häutigen und sehnigen Teile und vermischt das Fleisch mit etwas Salz und einem Eßlöffel sehr dicker süßer Sahne. Man formt auf mit Mehl bestreutem Brett kleine Schnitzelchen von der Masse, die man erst durch Eiweiß und dann durch geriebene Semmel zieht. Die Schnitzelchen werden in Butter gebraten und mit etwas Fleischsaft überfüllt angerichtet.

Sautierte Wildscheibchen. Aus 200 g beliebigem, zarten, aber frischem Wildbret, das keinerlei Hautgout zeigen darf, schneidet man dünne Scheibchen, die man mit Salz bestreut, in Mehl wendet und etwa 10 Minuten in Butter brät. Die Butter wird größtenteils entfernt und ein Löffel Madeira, eine Messerspitze Fleischextrakt und ein Löffel Rotwein in die Pfanne getan. Ein wenig glatt gerührtes Maismehl wird zum Binden der Sauce mit durchgekocht und die Sauce über die Wildscheibchen gegossen. Die letzteren muß man, um sie heiß und saftig zu erhalten, auf heißes Wasser stellen, während man die Sauce bereitet.

Hackschnitzel von Reh. Von einem Rehblatt wird das beste Fleisch gelöst, Haut und Sehnen entfernt und das Fleisch recht fein gewiegt. Am besten treibt man es zweimal durch die Fleischhackmaschine. Man würzt das Fleisch mit Salz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und einigen gestoßenen Wachholderbeeren, formt Schnitzel davon und brät diese rasch in Butter goldbraun. Die Bratbutter wird mit saurer Sahne und einem Eßlöffel Tomatenbrei verkocht, wenn nötig, noch mit etwas Kartoffelmehl gebunden und diese Sauce über die Rehschnitzel gegeben.

Geflügelcreme. Von einem schönen, gekochten Suppenhuhn löst man das Brustfleisch und wiegt dies so fein wie möglich. Aus 20 g Butter und 30 g Mehl bereitet man eine helle Mehlschwitze, die man mit einem Löffel süßer Sahne, einem Löffel Hühnerbrühe und einem Löffel weißem Burgunder zu einer dicken Sauce verkocht, mit der man das gewiegte Fleisch vermischt. Man gibt zuletzt das nötige Salz und 2 Eßlöffel steife, aber ungesüßte Schlagsahne unter die Masse und stellt sie in einer hübschen kleinen Schüssel so lange in kochendes Wasser, bis die Geflügelcreme heiß geworden ist. Sie wird dann sofort aufgetragen, man umgibt sie beim Anrichten mit kleinen gerösteten Brotstiftchen.

Geflügelbrust. Von einem jungen Huhn werden behutsam die beiden Brüstchen gelöst, die man salzt, in feine Speckscheiben hüllt und mit einer kleinen zerschnittenen Karotte in Butter von allen Seiten gut anbrät. Dann füllt man einige Löffel heiße Fleischbrühe über die Geflügelbrust und schmort sie in etwa 15 Minuten gar. Aus 5 g Butter, 2 Eigelb, 10 Tropfen Zitronensaft, Salz, 2 Löffeln süßer Sahne und 1 Eßlöffel Weißwein wird indeß eine dicke Sauce im Wasserbade gerührt, die man über die von den Speckscheiben befreite, aus ihrer Brühe genommene Geflügelbrust beim Anrichten füllt.

Gedünstetes Täubchen. Eine junge fleischige Taube wird roh in Viertel zerlegt, die Haut von oben abgezogen und leicht gesalzen. Man dünstet die Viertel in 30 g Butter unter festschließendem Deckel eine Viertelstunde, dann gibt man ½ Glas kräftigen Weißwein und 3 Eßlöffel gute Fleischbrühe daran und dämpft das Geflügel weich. Die Brühe wird mit glatt gerührtem Kartoffelmehl gebunden und mit einigen Tropfen Zitronensaft noch im Geschmack gehoben.

Rebhuhn mit Wein. Ein junges, auf bekannte Weise vorgerichtetes Rebhuhn wird gesalzen und in Butter etwa 55 Minuten gebraten, wobei man allmählich ein großes Glas kräftigen Weißwein nachgießt. Wenn das Rebhuhn zart und weich ist, wird es aus der Sauce genommen und ihm die Haut vorsichtig abgezogen. Die Brühe wird mit Maismehl gebunden und mit einer großen Messerspitze Liebig's Fleischpepton verkocht.

Hasenschnitten. Ein halber gut enthäuteter Hasenrücken wird in fingerdicke Scheiben geschnitten, die man leicht klopft, durch geschmolzene Butter zieht, mit etwas Zitronensaft beträufelt und übereinanderlegt. Die Schnitten müssen über Nacht an kühlem Ort durchziehen, am folgenden Tage werden sie gesalzen und in steigender Butter gelbbraun gebraten. Man nimmt sie aus der Bratbutter, läßt diese zurück und überfüllt sie mit einigen Löffeln kräftigem Bratensaft. Die zweite Hälfte des Hasenrückens verwendet man zu

Gehackten Hasenbällchen. Der enthäutete Rücken wird ganz fein gewiegt, das gehackte Fleisch vermischt man mit Salz, einem Eßlöffel voll geschmolzener Butter, 30 g geweichter Semmel und ganz wenig geriebener Muskatnuß. Man formt längliche Bällchen von dem Fleisch, wendet sie in zerquirltem Ei und Semmelkrumen und brät sie goldbraun in Butter. Der Bratensatz wird mit saurer Sahne verkocht und über die Bällchen gegeben.

Rehfilets. Die kleinen Filets, die, wenn man sie am Rücken läßt, leicht trocken werden, geben eine ausgezeichnete Krankenspeise. Man häutet sie und legt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie eine Stunde in süße Sahne, worauf man sie abtrocknet und mit Salz bestreut. Man brät die Filets in Butter oder auch in halb Rindermark, halb Butter, bis sie zart und saftig sind, wobei man gelegentlich etwas süße oder saure Sahne nachgießt. Der Bratensaft wird mit Kartoffelmehl gebunden und zuletzt mit einer großen Messerspitze Fleischextrakt durchgekocht.

Hühnchen mit pikanter Sauce. Ein junges Hühnchen wird roh in vier Teile zerlegt, mit kochendem Wasser überbrüht und dann in ⅓ Liter guter Fleischbrühe langsam gar gekocht. Die Haut wird dann abgezogen und die Hühnerviertel mit etwas Fleischbrühe überfüllt heiß gestellt, bis die Sauce bereitet ist. Zu dieser rührt man 30 g geschmolzene Butter, 6 Eßlöffel Hühnerbrühe und einen Teelöffel Zitronensaft, nebst 2 Eigelb und etwas Salz zu dicker Sauce, was am sichersten im Wasserbade geschieht. Unter die fertige Sauce mischt man, je nachdem was der Arzt gestattet, entweder 2 gehackte Sardellen oder 1 Eßlöffel Kaviar bester Sorte, oder 2 Eßlöffel geriebenen feinen Käse, oder 1 Eßlöffel Tomatenbrei oder 1 Teelöffel Kapern. Die heißgestellten, abgetropften Hühnerviertel werden mit der Sauce, welche ein Stehen nicht verträgt, beim Anrichten überfüllt.

4. Fischgerichte.

Gedünsteter Fisch. Man nimmt mageren, gut verdaulichen Fisch, Sandart, Hecht und dergleichen und wählt den Fisch nicht zu groß. Er wird gereinigt und eine halbe Stunde vor dem Gebrauch eingesalzen. In einer passenden Kasserolle zerläßt man ein Stück Butter, tut einen Löffel voll kleingeschnittenes Suppenkraut hinzu, legt den in Stücke zerteilten Fisch hinein und dünstet ihn gut verdeckt etwa 5 Minuten. Man gibt dann ½ Glas Weißwein und 3 bis 4 Eßlöffel kräftige Fleischbrühe darüber und dünstet den Fisch langsam vollends gar. Er wird auf heißer Schüssel angerichtet, die Brühe mit etwas Maismehl sämig gemacht und durch ein Sieb gegeben. Man tut zuletzt ein Teelöffelchen gehackte Petersilie an die Sauce und gibt sie zum Fisch.

Hackfisch. 250 g beliebiger zarter Fisch wird aus Haut und Gräten gelöst und fein gewiegt. Eine kleine Semmel schält man, weicht sie in Milch und drückt sie, wenn sie von der Milch durchzogen ist, fest aus. Sie wird in 20 g zerlassener Butter über dem Feuer verrührt, bis sie sich von der Kasserolle löst, dann gibt man 2 Eigelb, etwas Zitronensaft und einen Teelöffel gewiegte Petersilie dazu und vermischt das Fischfleisch gut mit der Semmelfarce. Man formt runde Schnitzel von der Masse, die man genügend salzt, bestreut sie auf beiden Seiten mit geriebenen Semmelkrumen und brät den Hackfisch auf beiden Seiten goldbraun. Ein Teil der Bratbutter wird abgegossen, etwas gewiegte Petersilie, einige Löffel Fleischbrühe und einige Tropfen Zitronensaft zu der zurückbleibenden Butter gegeben und davon eine Sauce gekocht, die man über den Hackfisch gießt.

Englisches Fischgericht. Ein nicht zu großer Sandart wird vorgerichtet. Man salzt ihn eine halbe Stunde vor dem Gebrauch und legt ihn dann in eine passende Kasserolle, in der man halb Wasser, halb Milch heiß gemacht hat. In dieser Flüssigkeit läßt man den Fisch langsam gar ziehen. Dann schwitzt man 80 g Mehl in 40 g Butter hellgelb und verkocht diese Mehlschwitze mit guter Fleischbrühe, einigen Löffeln der Fischbrühe und ½ Glas Weißwein zu gebundener Sauce. Man salzt die Sauce, sollte es noch nötig sein, rührt sie mit 2 verquirlten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eigelb ab, zieht ein nußgroßes Stück frische Butter darunter und mengt zuletzt 2 Eßlöffel steife, aber ungesüßte Schlagsahne unter die Sauce. Man gibt diese Sauce über den aus Haut und Gräten gelösten, gekochten Fisch, den man bergförmig auf einer heißen Schüssel anrichtet.

Seefisch mit Makkaroni. Ein Stück recht frischer Seefisch — Kabeljau ist besonders zu empfehlen — wird in Salzwasser mit Suppengrün gargekocht, entgrätet und verdeckt zurückgestellt. Man gibt zu ⅛ Liter der Fischbrühe 6 Löffel süße Sahne und eine helle Mehlschwitze, sodaß eine sämige Sauce entsteht, die man mit zwei Eigelb abzieht und mit ein wenig Zitronensaft schärft. Vorher hat man 50 g Makkaroni in Stücke gebrochen und in Milch mit etwas Salz ganz weich gekocht. Die Makkaroni müssen abtropfen, sie werden dann mit dem entgräteten Fisch schichtweise in eine kleine, dick mit Butter ausgestrichene Form gefüllt und dabei jede Schicht mit etwas von der Sauce begossen. Zuletzt vermischt man zwei Eßlöffel voll geriebenen Parmesankäse — wo dieser nicht erlaubt ist, muß man weiße, in Butter geröstete Semmelkrumen nehmen — mit 2 Eßlöffel voll dicker Sahne und gibt dies über die letzte, aus Makkaroni gebildete Schicht. Die Speise wird im Ofen goldbraun gebacken und in der Form aufgetragen.

Borkumer Krankenspeise. Zwei schöne Seezungen werden in leichter Fleischbrühe und einem Glas guten Weißwein gargekocht, was nur ganz kurze Zeit erfordert, wenn die Fische nicht zerfallen sollen. Sie müssen, wenn sie gar sind, abtropfen und werden darauf aus Haut und Gräten gelöst. Eine kleine Rose Blumenkohl kocht man in Salzwasser weich, auch brüht man 50 g Reis dreimal ab und kocht ihn in Fleischbrühe mit einem Stückchen Butter dick und weich. Aus hellem Buttermehl und der Fischbrühe wird eine sämige Sauce bereitet, die mit einem Löffel dicker, süßer Sahne verrührt wird. Man gibt in eine mit Butter bestrichene Schüssel den Reis, legt den Blumenkohl in die Mitte und die Seezungenfilets herum. Das Ganze wird mit der Sauce überfüllt, mit geriebener Semmel bestreut und dann im Ofen goldbraun gebacken. Das Gericht wird in der Form, in der es gebacken wird, angerichtet.

Fischcreme. Von frisch gekochtem, nicht zu fettem Fisch nimmt man 300 g, löst das Fleisch aus Haut und Gräten und stampft es fein. Man verrührt es mit einigen Löffeln Kräuterbutter, etwas dicker, süßer Sahne und kräftigem Weißwein und streicht die ganze Masse durch ein feines Sieb, schmeckt sie mit Salz ab und unterzieht sie mit einer Tasse steifer, ungesüßter Schlagsahne. In einer kleinen, glatten Form stellt man die Fischcreme einige Stunden kühl, stürzt sie dann, gibt gehackte Fleischsulz darüber und reicht geröstete Brotscheiben dazu.

Fischsoufflee. Von beliebigem, zarten gekochten Fisch, von welchem man 375 g rechnet, löst man alles Fleisch behutsam aus Haut und Gräten. Zu gleicher Zeit kocht man aus sechs Kartoffeln, einem eigroßdicken Stück Butter und einigen Löffeln Sahne einen dünnen Kartoffelbrei, mit welchem das ganz feingeschnittene, ausgelöste Fischfleisch verbunden wird. Die Masse wird mit ein wenig Pfeffer und geriebener Muskatnuß gewürzt, mit Salz abgeschmeckt und mit dem steifen Eiweisschnee von 2 Eiweiß durchzogen. Man tut das Ganze in eine kleine, butterbestrichene Backform, bestreut die Oberfläche mit etwas geriebenem Käse und Semmel, träufelt etwas Butter darüber und bäckt das Gericht bei gelinder Hitze eine knappe halbe Stunde.

Hecht mit Petersilie. Man zerschneidet einen vorgerichteten Hecht in schräge Stücke, läßt dann zwei Eßlöffel Butter zergehen, gibt eine in feine Streifen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschnittene Petersilienwurzel hinein und legt die Fischstücke oben auf. Man bestreut sie mit Salz, gießt dann soviel fast kochendes Wasser hinzu, daß der Fisch davon völlig bedeckt ist und kocht ihn schnell auf. Unter wiederholtem Schütteln läßt man den Fisch beinahe gar ziehen, dann gibt man einen Eßlöffel gehackte Petersilie an den Fisch und ein wenig Zitronensaft und dämpft ihn darauf vollends fertig. Mit heller Mehlschwitze wird die Brühe zuletzt gebunden und als Sauce über den Hecht gefüllt.

5. Krankengemüse.

Artischockenbrei. Eine große Artischocke genügt, man entfernt die äußeren Blätter, soweit sie zäh sind, zerschneidet die Artischocke, entfernt die Samen und kocht sie in Salzwasser so weich, daß man sie durch ein Sieb rühren kann. Die erhaltene Masse vermischt man mit einem Teelöffel Butter und ebensoviel geriebener Semmel, rührt den Brei heiß, schmeckt ihn mit Salz ab und rührt ihn zuletzt mit einem mit einem Eßlöffel dicker, süßer Sahne verquirltem Eigelb ab.

Artischockenböden als Gemüse. Man kauft die Artischocken am besten eingemacht und kann je nach ihrer Größe 2 bis 3 Artischockenböden rechnen. Die Artischockenböden werden der Quere nach in feine Scheibchen geschnitten. Man nimmt dann etwas von dem Artischockenwasser und einige Löffel Weißwein, gibt eine Prise Salz an die Flüssigkeit und dämpft die Artischocken darin langsam etwa zehn Minuten. Nach fünf Minuten gibt man noch ein Stückchen Butter und einen Eßlöffel geriebene, weiße Semmel zu den Artischocken, die zuletzt, wenn sie fertig sind, noch mit 2 Eigelb abgezogen werden.

Karottenbrei. Man putzt 150 g junge Karotten sehr sauber, wäscht sie und kocht sie in leichter Kalbfleischbrühe weich, worauf man sie durchstreicht. Der gewonnene Brei wird mit 15 g frischer Sahnenbutter, 10 g weißer, geriebener Semmel, einer Prise Salz und Zucker und einer großen Messerspitze Fleischpepton vermischt und unter stetem Rühren offen auf dem Feuer so lange gekocht, bis er die gewünschte Beschaffenheit hat.

Spargelköpfchen. Von 20 Stück jungen Spargeln schneidet man die Kopfenden, teilt sie noch einmal und kocht sie in leicht gesalzenem Wasser, dem man ein Stückchen Butter und ein wenig Zucker zugesetzt hat, weich. Man schwitzt 30 g Mehl und 40 g Butter hellgelb und gar, verkocht diese Einbrenne mit Spargelwasser und süßer Sahne zu gleichen Teilen zu einer gebundenen Sauce und rührt eine Messerspitze Fleischextrakt durch. In der Sauce werden die Spargelköpfchen erhitzt und dann sofort angerichtet.

Wachsbohnen mit weißer Sauce. Die Wachsbohnen müssen ganz jung und zart sein. Man rechnet 25 junge Wachsbohnen, zieht die Fäden ab, bindet sie zu zwei Bündchen zusammen und kocht sie in Salzwasser gar. Man nimmt 4 Eßlöffel des Bohnenwassers — besser aber noch gute Fleischbrühe — gibt eine Messerspitze Fleischextrakt und 4 Eßlöffel Sahne, in der man einen Teelöffel Maismehl glatt gerührt hat, zu der Brühe und kocht davon eine leicht sämige Sauce, die man mit einigen Tropfen Zitronensaft würzt, mit Salz abschmeckt und mit einem Eigelb abzieht. Man nimmt die Bohnen aus ihrem Wasser, in dem sie heiß gehalten werden, löst die Faden, legt sie auf eine passende, kleine Schüssel und gießt die Sauce darüber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Soufflee von Karotten. Man schneidet vier große, geputzte Karotten in vier Teile, kocht sie eine halbe Stunde in Salzwasser und dann in Fleischbrühe sehr weich, damit man die Karotten ohne Schwierigkeit durch ein feines Sieb reiben kann. Der erhaltene Karottenbrei wird mit Salz, ganz wenig Pfeffer und etwas von der Fleischbrühe, in welcher man die Karotten kochte, vermischt, dann mit einem Eßlöffel Mehl bestreut und damit gut durchgekocht, damit das Mehl gar wird und den Brei bindet. Man rührt zuletzt 4 Eigelb unter die Masse, zieht auch den festen Schnee der Eiweiß darunter und füllt alles in eine mit Butter ausgestrichene Form. Das Gericht muß eine knappe Viertelstunde bei mäßiger Hitze backen, es wird mit irgend einer feinen Fleischspeise gereicht.

Spinatförmchen. Zwei bis drei kleine Backförmchen — auch Tassenköpfe sind brauchbar — werden mit Butter bestrichen und mit geriebener Semmel bestreut. Zwei Tassen voll gekochter Spinat wird feinstens gehackt und mit einer in Milch geweichten Semmel, die man fest ausdrückt, vermengt. Man schneidet eine halbe, gedünstete Kalbsmilch, 25 g kalten Kalbsbraten und ebensoviel gekochten Schinken ganz kleinwürflig und mischt diese Zutaten nebst zwei Eigelb unter den kalten Spinat, den man mit ein wenig feinem Pfeffer würzt und zuletzt mit dem steifen Schnee der Eiweiß unterzieht. Die Förmchen werden mit dem Spinat gefüllt und in ein Gefäß mit kochendem Wasser gestellt, bis die Masse gar ist und gestürzt werden kann. Man gibt zerlassene Butter über die Förmchen und legt geröstete Brotstückchen herum.

Pariser Endiviengemüse. Zarte, gebleichte Endivie wird fünf Minuten in kochendes Wasser gelegt, abtropfen gelassen und fest ausgedrückt. Man gibt sie in eine passende kleine Kasserolle, in die man ein kleines Stück Butter getan hat, überfüllt sie mit Fleischbrühe und dämpft die Endivien gar. Man läßt sie gut abtropfen, verkocht ein helles Buttermehl mit Endivienbrühe zu dicker Sauce, gibt einen Löffel süße Sahne und einige Tropfen Zitronensaft daran und erhitzt die Endivien in der Sauce. Auf einer heißen Schüssel wird das Gemüse angerichtet und mit gewiegtem Schinken bestreut.

Schwarzwurzeln. 8 Stück Schwarzwurzeln werden gereinigt, in mit Zitronensaft versetztes Wasser getan, damit sie weiß bleiben, in diesem gut gewaschen und in gleichmäßige Stücke geschnitten. Man kocht die Schwarzwurzeln in ¼ Liter guter Fleischbrühe weich. Dann schwitzt man 10 g geriebene weiße Semmel in ebensoviel Butter, verkocht beides mit soviel der Schwarzwurzelbrühe als nötig ist, um der Sauce die gewünschte Sämigkeit zu geben, schmeckt mit Salz ab und fügt einen halben Teelöffel gewiegte Petersilie hinzu. Die Schwarzwurzeln müssen in der Sauce heiß werden und sofort angerichtet werden.

Schotenbrei. Von jungen, zarten Schotenkernen rechnet man ⅛ Liter, die man in ¼ Liter siedendem Salzwasser mit einem Stückchen Butter weich kocht. Sie werden zum Abtropfen auf ein Sieb gegeben und danach durchgestrichen. Der Brei wird mit 2 Eßlöffeln süßer Sahne, einer Prise Zucker, einem halben Teelöffel gewiegter Petersilie, einer Messerspitze Fleischextrakt und etwas Schotenbrühe vermischt, heiß gerührt und zuletzt mit einem Eigelb vermischt.

Gedämpfter Sellerie mit Eiersauce. Man schält eine schöne Knolle Sellerie und nimmt von ihr nur das zarte, innere Herz, das man rund zurechtschneidet und in gleichen Teilen Milch und Wasser mit geringem Salzzusatz weich kocht. Man läßt den Sellerie abtropfen und legt ihn auf eine passend zurechtgeschnittene Scheibe Weißbrot, die man geschält und trocken geröstet hat. Der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sellerie wird auf das Weißbrot gelegt und mit einer inzwischen bereiteten Eiersauce überfüllt. Zu dieser wird eine helle Buttermehlschwitze mit Fleischbrühe zu sämiger Sauce gekocht, der man einige Tropfen Zitronensaft zusetzt und die man, wenn es erlaubt ist, mit etwas feinem Pfeffer würzt, worauf man sie mit 2 Eigelb abrührt. Beim Anrichten bestreut man den mit der Eiersauce bedeckten Sellerie noch mit etwas feingewiegter Petersilie.

Spinat für Kranke. Man verliest sorgfältig einen Liter Spinat, kocht ihn in Salzwasser gar, gibt ihn zum Abtropfen auf ein Sieb, drückt ihn fest aus und streicht ihn dann durch. Man schlägt den erhaltenen Spinatbrei mit einem zerquirlten Eigelb, 2 Löffeln dicker, süßer Sahne, 1 Teelöffel Semmelkrume und einer Messerspitze Fleischpepton über gelindem Feuer heiß und dick. Beim Anrichten rührt man ein Stückchen frische Butter durch den Spinat, der mit hellgerösteten Brotstiftchen besteckt wird.

Spargelbohnenbrei. Ganz junge Spargelbohnen werden von den Fäden befreit und in Salzwasser mit Zusatz von einigen Löffeln Milch weich gekocht. Man läßt die Bohnen abtropfen und reibt sie durch ein Sieb, sodaß alles Faserige und Harte zurückbleibt. Man gibt ein Stückchen Butter in die Kasserolle, fügt einige Löffel gute Fleischbrühe hinzu und dünstet den Spargelbohnenbrei darin einige Minuten. Beim Anrichten würzt man den Brei mit etwas gewiegter Petersilie.

Brei von frischen Gurken. Ein bis zwei junge grüne Gurken werden geschält, sorgsam von Mark und Kernen befreit und in Scheiben geschnitten. Man kocht die Gurkenscheiben in leicht gesalzenem Wasser gar und reibt sie darauf durch ein Sieb. Aus 40 g Butter und 30 g Mehl wird eine helle Mehlschwitze bereitet, zu der man die durchgeriebenen Gurken gibt, sodaß ein guter Brei entsteht. Dieser wird mit einer Messerspitze Fleischpepton durchgekocht, mit etwas Zitronensaft und ganz wenig gehackter Petersilie gewürzt und wenn es erlaubt ist, mit einer kleinen Prise weißem Pfeffer versetzt.

Blumenkohlgemüse. Eine kleine, aber weiße, feste Rose Blumenkohl wird in leichter Fleischbrühe, nachdem man den Blumenkohl gereinigt und gewaschen hat, weich gekocht. Man zerläßt einen Eßlöffel frische Butter, verrührt 2 Eigelb mit einem Teelöffel Zitronensaft und vermischt Eier und Butter, worauf man beides zusammen schnell heiß und dick rührt, ohne die Sauce jedoch kochen zu lassen. Zuletzt fügt man noch eine Prise Salz zu und überfüllt den aus der Brühe genommenen, abgetropften Blumenkohl, der auf recht heißer Schüssel angerichtet wird, mit der Sauce. Die Sauce darf nicht stehen. — Die Brühe, in der man den Blumenkohl kochte, kann zur Bereitung einer guten Suppe dienen. —

Salatbrei. Von 2 großen Salatköpfen werden die äußeren harten Blätter entfernt, von den übrigen Blättern die Rippen geschnitten und alle Blätter gut gewaschen. Die Blätter werden darauf mit siedendem Wasser abgebrüht und in Salzwasser gargekocht. Der abgetropfte weiche Salat wird durch ein Sieb gerieben, der erhaltene Brei wird mit einer hellen Mehlschwitze und etwas süßer Sahne — wo es erlaubt ist, auch saurer Sahne — heiß gerührt und mit einer Messerspitze Fleischextrakt durchgekocht. Zuletzt gibt man das nötige Salz, und wenn es geliebt wird, eine Prise Zucker und einen halben Teelöffel gewiegte Petersilie daran.

Löwenzahngemüse für Kranke. Man nimmt nur die jüngsten Blätter des Löwenzahns, die man im März und April sammelt. Von ihnen werden die Spitzen weggeschnitten, die Blätter gut gewaschen, leicht mit siedendem Wasser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überbrüht und dann in kochendem Salzwasser 15 bis 20 Minuten gekocht. Man reibt den abgetropften Löwenzahn durch ein Sieb, dünstet ihn mit einem Stück frischer Butter durch und bestäubt ihn dann mit etwas Mehl. Eine Messerspitze Fleischextrakt wird durchgerührt, das Gemüse mit Salz abgeschmeckt und zuletzt noch mit einem Eßlöffel dicker, süßer Sahne durchzogen.

6. Kartoffel-, Reis- und Nudelspeisen für Kranke.

Feinster Krankenkartoffelbrei. Man kocht 200 g geschälte Kartoffeln in Wasser ab und dann in Fleischbrühe weich. Die Kartoffeln werden, wenn sie gar sind, aus der Brühe genommen und durch ein Sieb gerieben oder schneller durch die Kartoffelpresse gedrückt. Der Brei wird mit soviel Fleischbrühe als nötig ist, schaumig geschlagen und zuletzt mit einem Stück frischer Butter und einem Eigelb verrührt. — Statt der Fleischbrühe kann man auch heiße, gute Milch nehmen.

Kartoffelbällchen. 12 geschälte Kartoffeln werden in Salzwasser ab- und in Fleischbrühe weich gekocht, dann abgegossen und erkalten gelassen. Man reibt die Kartoffeln auf einem Reibeisen, gibt ein Eigelb, eine Prise Salz und das zu steifem Schaum geschlagene Eiweiß unter die Masse und formt rundliche Bällchen davon, die man in Butter auf beiden Seiten gelb brät.

Geschmorte Kartoffelscheiben. 8 rohe, geschälte Kartoffeln brüht man in kochendem Wasser ab, schneidet die Kartoffeln nach dem Abtropfen in so dünne Scheiben wie möglich, tut sie in eine kleine Pfanne in zerlassene Butter, bestreut sie leicht mit Salz und brät die Kartoffeln in der Butter durch. Man gibt einige Eßlöffel voll kochende Fleischbrühe an die Kartoffeln, deckt sie fest zu und schmort sie gar.

Kraftkartoffeln. 10 Stück geschälte Kartoffeln schneidet man roh in Stücke, setzt sie mit kaltem Wasser auf, gießt dieses, wenn es kocht ab und an seine Stelle fettfreie, kräftige Fleischbrühe und kocht dann die Kartoffeln unter wiederholtem, leisen Schütteln offen ganz langsam 45 Minuten. Die Kartoffeln müssen während dieser Zeit weich geworden sein und alle Fleischbrühe in sich aufgenommen haben. Man gibt dann ein walnußgroßes Stück Butter, einen halben Teelöffel gewiegte Petersilie und eine große Messerspitze Fleischpepton an die Kartoffeln.

Kartoffelschnee. Man braucht eine weiße und mehlige Sorte Kartoffeln dazu, die man schält und mit wenig Wasser und Salz aufsetzt und langsam beinahe weich kocht. Das Wasser wird trocken abgegossen und die Kartoffeln noch so lange trocken in eine warme Ofenröhre gesetzt, bis sie in Stücke zerfallen. Man stellt die Schüssel, in der man den Kartoffelschnee anrichten will, auf ein Geschirr mit kochendem Wasser und reibt nun die Kartoffeln durch ein Sieb in die Schüssel, in der sie eine ganz leichte flockige Masse bilden. Der Kartoffelschnee wird sofort serviert.

Reis mit Äpfeln für Kranke. Man setzt 50 g feinsten Reis zweimal mit kaltem Wasser auf und entfernt dieses, wenn es zu kochen beginnt. Das dritte Mal gibt man ¼ Liter Milch und ⅛ Liter Wasser, sowie 10 g Butter an den Reis und kocht ihn damit weich. Er wird, wenn er gar ist, mit 3 Eßlöffeln Apfelmuß und 1 Eßlöffel Aprikosenmarmelade durchrührt und mit etwas Salz und Zucker abgeschmeckt. Man bestreut den Reis beim Anrichten mit feinem Zucker und belegt ihn mit kleinen Häufchen von Johannisbeer- oder Apfelgelee.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Buttersahnenreis. Der zweimal abgekochte Reis, von dem man dieselbe Menge wie zum Apfelreis nimmt, wird nur mit Wasser und dem nötigen Salz ohne weitere Zutat weich gekocht, worauf man ihn auf ein Sieb gibt und mit der Gabel ein wenig auflockert. Man zerläßt ein walnußgroßes Stück Butter, gibt den Reis hinein, fügt einen Löffel dicke, süße Sahne hinzu und läßt ihn damit heiß werden, doch darf man nicht in dem Reis rühren.

Kräuterreis. Man kocht den Reis ganz wie zum Buttersahnenreis, läßt aber beim Heißrühren die Sahne fehlen und gibt zu dem nur mit der Butter durchgeschwenkten Reis einen gehäuften Teelöffel feiner, gehackter Kräuter, und zwar nimmt man am besten Petersilie, Kerbel, Pimpinelle und ein wenig junge Dillspitzen.

Reis mit Rosinen und Rotwein. Man kocht 50 g Reis zweimal in Wasser ab und dann in halb Wasser, halb Rotwein gar. Für sich quillt man 15 g Rosinen, die man von einer kernlosen Sorte wählen muß, in leichtem Zuckersaft aus. Die Rosinen werden nebst einem Stückchen Butter unter den fertigen Reis gemischt, der noch mit etwas Salz und wenn nötig, Zucker abgeschmeckt wird.

Makkaroni für Kranke. 50 g feine Makkaroni werden in 15 cm lange Stücke gebrochen und leicht abgewaschen. Sie müssen mit reichlich Salzwasser bedeckt, langsam weich kochen und werden dann auf ein Sieb geschüttet, auf dem man sie mit kaltem Wasser überspült, damit die Makkaroni klar werden. Man quirlt alsdann 1/8 Liter Sahne mit 1 Eigelb und etwas Salz zusammen, gibt die Makkaroni hinein und stellt sie mit der Sauce zehn Minuten in kochendes Wasser.

Makkaroni mit Kraftsauce. Ebenso viel Makkaroni wie in der vorigen Kochvorschrift muß man auf dieselbe Weise kochen, abtropfen und überspülen. Dann nimmt man zur Sauce 1/8 Liter sehr kräftige Fleischbrühe, der man einen Eßlöffel Tomatenbrei und eine Messerspitze Liebig's Fleischpepton zusetzt, erhitzt dies miteinander, gibt die Makkaroni hinein und läßt sie darin heiß werden.

7. Krankenkompotte.

Lazarettpflaumen. Man muß eine gute Sorte getrockneter Pflaumen nehmen, am besten die sogenannten französischen Pflaumen, die man gut tut, vor der Zubereitung zu entkernen. Man rechnet 8 bis 10 Stück Pflaumen, wäscht sie mit lauem Wasser, gibt sie in einen irdenen Topf und überfüllt sie mit 1/4 Liter Wasser, in dem man sie zwei Stunden ruhig stehen läßt. Dann setzt man den Pflaumen 40 g Zucker und ein kleines Stück Zitronenschale zu und dämpft sie langsam ein und eine halbe Stunde. Man nimmt die Pflaumen einzeln aus der Brühe, legt sie in eine kleine Glasschale, kocht den Saft ein und bindet ihn mit 3 g Kartoffelmehl oder Maismehl, das man mit einem Eßlöffel Madeira glatt rührt. Die Sauce wird über die Pflaumen gegeben, die man beim Anrichten noch mit ein wenig feinem Vanillezucker bestäubt.

Krankenapfelmus. Drei große Äpfel werden geschält, in Achtel geschnitten und mit 3 Eßlöffeln Weißwein bedeckt rasch gargekocht. Man streicht die Äpfel erst durch ein gröberes Sieb und dann durch ein feines Sieb, weil es für Kranke nötig ist, daß das Apfelmus ganz zart ist, gibt dann 15 g feinen Zucker,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Messerspitze Vanillezucker und ein zu steifem Schnee geschlagenes Eiweiß unter den Apfelbrei und läßt ihn gut abkühlen.

Durchgestrichene Prünellen. 65 g trockene Prünellen werden auseinandergebreitet, mit lauwarmem Wasser gewaschen und mit ⅛ Liter Wasser bedeckt eine Stunde an warmer Herdstelle ziehen gelassen. Dann fügt man ⅛ Liter Weißwein, 1 Teelöffel Zitronenzucker, ein Stück ganzen Zimmet, eine Prise Salz und etwa 30 bis 40 g feinen Zucker hinzu und kocht die Prünellen langsam so weich, daß sie sich durchstreichen lassen. Nachdem dies geschehen, überstreicht man sie mit dem steifen, mit feinem Zucker gesüßten Schnee eines Eiweiß und bäckt sie 10 Minuten im mittelheißen Ofen.

Feigenkompott. Nur die besten Feigen eignen sich zur Bereitung von Krankenkompott. Man wäscht 125 g große, getrocknete Feigen ab, schneidet sie ein- oder zweimal durch und weicht sie über Nacht in ⅓ Liter Wasser. Man kocht sie in dem Wasser, in welchem man sie einweichte, am folgenden Tage gar, rührt sie durch ein Sieb und gibt 1 Eßlöffel Zitronenzucker, 1 Teelöffel Zitronensaft und 3 Eßlöffel Malaga zu der Masse. Man kocht alles so lange, bis man ein gallertartiges Kompott hat, das man erkalten läßt, bevor man es anrichtet.

Ananasbrei. Wo keine preiswerte, frische Ananas zu haben ist, nimmt man die in ganzer Frucht eingemachte amerikanische Büchsenananas, von der man 150 g Frucht gebraucht. Man nimmt die Frucht aus dem Saft und kocht 4 Eßlöffel dieses Saftes mit 50 g Zucker dick ein. In dieser Zeit reibt man die Ananas auf einem Reibeisen fein und gibt das Geriebene in den Zuckersaft. Man rührt ein wenig Maismehl mit Weißwein glatt, gibt es zu dem Ananasbrei, den man damit bindet und läßt den Fruchtbrei erkalten.

Rhabarberkompott. Zwei bis drei Stengel Rhabarber werden von der äußeren Deckhaut befreit, in 3 cm lange Stückchen geschnitten und mit einem Gläschen Weißwein, 50 g Zucker, etwas ganzem Zimmet oder einem Stück Zitronenschale in 8 Minuten etwa weichgekocht. Die Brühe wird mit etwas Maismehl, das man mit einem Löffel Weißwein glatt rührt, gebunden und dann zuletzt mit einem Eigelb abgerührt. Die Rhabarberstückchen hat man vorher zierlich in einer Glasschale angerichtet, in der man sie jetzt mit dem Saft übergießt.

Apfelsinenkompott. Nur süße, saftreiche Apfelsinen darf man nehmen. Zwei solcher Apfelsinen schält man, teilt sie in Viertel, entfernt möglichst die Kerne und vor allem die weiße Haut und legt die Fruchtstücke in Zuckersaft aus 6 Eßlöffel Wasser und 30 g Zucker. Man stellt das Kompott 20 Minuten an eine heiße Herdstelle, wo es ziehen, aber nicht kochen darf, nimmt die Apfelsinenviertel heraus und kocht den Saft dicklich ein, bevor man ihn über die Frucht gibt.

Frisches Pflaumenkompott. Tadellos reife Pflaumen werden mit heißem Wasser übergossen und abgezogen, worauf man für 250 g geschälte Pflaumen einen Zuckersyrup aus 50 g Zucker, 2 Löffel Wasser und 2 Löffel Weißwein herstellt. In diesem Saft müssen bei langsamem Feuer die Pflaumen etwa 5 Minuten kochen, worauf man sie herausnimmt, den Saft einkocht und wenn es not tut, noch mit ein wenig in Weißwein glatt gerührtem Maismehl bindet und über die Pflaumen füllt.

Pfirsichkompott mit Johannisbeersaft. 250 g reife, aber nicht zu weiche Pfirsiche werden überbrüht, geschält, halbiert und die Kerne entfernt. Man bringt dann 1 Glas Weißwein und ebensoviel Johannisbeersaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit etwas Zucker ins Kochen, legt die Pfirsichhälften hinein und kocht sie in wenigen Minuten weich. Man nimmt sie aus dem Saft, kocht diesen dicklich ein und gießt ihn über die Pfirsiche.

Weintraubenkompott. Die Weinbeeren müssen zwar reif, aber sie dürfen nicht etwa weich sein, man streift 250 g von den Stielen, legt sie in einen aus 4 Eßlöffel Wasser, 4 Tropfen Zitronensaft und 50 g Zucker hergestellten Saft und kocht sie darin einige Male auf. Man nimmt die Weinbeeren mit dem Schaumbesen aus dem Saft, kocht diesen noch dicklich ein und läßt ihn erst erkalten, bevor man ihn über die Weinbeeren füllt.

Preißelbeerkompott für Kranke. Reife, gut verlesene Preißelbeeren werden mit würflig geschnittenen, saftreichen Augustäpfeln zu gleichen Teilen in etwas Weißwein und Wasser weich gekocht. Man streicht die Masse durch ein Sieb, süßt sie gehörig und kocht sie dicklich ein. Sie muß erkalten und wird dann mit dem steifen, gesüßten Schnee eines Eiweiß durchzogen.

Heidelbeerkompott. ½ Liter reife Heidelbeeren legt man auf ein Sieb, spült sie auf ihm mit kaltem Wasser ab und dünstet die Beeren dann mit 40 g Zucker, etwas Zimmet und Zitronenschale unter öfterem Rütteln an heißer Herdstelle etwa eine Viertelstunde. Das Gewürz wird darauf entfernt, zwei Löffel guter alter Bordeaux an das Kompott getan und dieses nach dem Erkalten angerichtet.

Krankenkompotte geben außerdem noch auf bekannte Weise geschmorte Stachelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, entsteinte durchgestrichene Kirschen, Brombeermus und Aprikosen.

8. Kalte und warme süße Nachspeisen.

Holländischer Flammeri. Man weicht eine halbe Stange Agar-Agar in ¼ Liter Wasser, in welchem man sie, wenn sie genügend erweicht ist, zerpflückt und durch Kochen in dem Wasser auflöst. Die Flüssigkeit wird durchgeseiht, man gibt ¼ Liter Weißwein, einen Teelöffel Zitronensaft, 50 g Zucker, eine Prise Salz und 4 schaumig geschlagene Eigelb hinzu. Unter beständigem Schlagen läßt man die Masse bis vors Kochen kommen und füllt sie dann in kleine Förmchen, in denen man sie erkalten und erstarren läßt.

Milchcreme. 60 g Kakaobohnen werden geröstet, nicht zu fein gestoßen mit ¼ Liter heißer Milch übergossen und mit einem Stückchen Vanille versetzt eine halbe Stunde an heißer Herdstelle ziehen gelassen, worauf man die Milch durch ein Sieb gießt. Man süßt sie mit 40 g Zucker, gibt eine Prise Salz und 3 Eigelb hinein und füllt die Masse in kleine Förmchen (Tassenköpfchen). Man stellt diese in ein Wasserbad, bis der Inhalt nach etwa 30 Minuten erstarrt ist und läßt die Creme erkalten.

Rotweinschaum. Man verquirlt 4 Eßlöffel guten Bordeaux, 1 Eßlöffel Kirschsaft mit 2 Eigelb, 1 Eiweiß und 20 g Zucker nebst einer Prise Salz und schlägt alles im Wasserbade zu einer schaumigen Masse. Sie wird in eine kleine Krystallschale gefüllt und mit einigen kleinen Löffelbiskuits dem Kranken gereicht.

Rohe Zitronencreme. Man rührt 4 Eigelb und 150 g Zucker nebst einer Prise Salz zu einer dickschaumigen Masse. 8 g weiße Gelatine weicht man erst in Wasser ein, drückt sie gut aus und löst sie in 2 Eßlöffel Zitronensaft auf. Sie wird der schaumigen Eiermasse zugegeben und dieser zu gleicher Zeit auch 4 g

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in etwas Rum aufgelöstes Fleischpepton zugesetzt. Man rührt die Creme so lange an kaltem Ort, bis sie anfängt, starr zu werden, dann zieht man den steifen Schnee der vier Eiweiß darunter und füllt alles in eine Glasschale.

Diätetische Griesspeise. Man stellt ¼ Liter Milch mit einem Stückchen Vanille und Zitronenschale eine Weile aufs Feuer zum Ausziehen, entfernt alsdann die Gewürze, süßt die Milch, fügt eine Prise Salz zu und bringt sie ins Kochen. Man gibt 30 g Weizengries unter beständigem Rühren an die Milch und kocht sie unter Umrühren, bis sich ein dicklicher Brei gebildet. Unter diesen zieht man den steifen Schnee von zwei Eiweis, worauf man den Pudding an eine vorher mit Wasser ausgespülte glatte runde Form gibt und erkalten läßt. Man stürzt den Pudding und bedeckt ihn dicht mit eingekochtem Kirsch-, Johannisbeer-, Himbeer-, Erdbeer- oder Aprikosenkompott.

Genesungspudding. Man schneidet 35 g Zwieback in feine Schnitten und bestreicht die eine Seite dieser Zwiebackschnitten mit Aprikosenmarmelade, legt auf jede bestrichene Scheibe drei geschmorte entsteinte und gut abgetropfte Kirschen und schichtet die Zwiebackscheiben in eine Schüssel. Auf bekannte Weise wird eine Vanillecreme aus ⅛ Liter Milch, 25 g Zucker, etwas Vanille, 1 Teelöffel Maismehl und 2 Eigelb bereitet und über die Schnitten gefüllt. Die Eiweiß werden zu steifem Schnee geschlagen über die Speise gegeben, mit Zucker bestreut und mit einer glühenden Omelettenschaufel gebrannt. Am besten wird die Speise tags vor dem Gebrauch bereitet.

Feigen mit Schlagsahne. 10 beste getrocknete Smyrnafeigen werden 12 Stunden in Wasser geweicht und die Feigen dann in dem Wasser, in welchem man sie einweichte, langsam weich gekocht. Man gibt zuletzt einen Eßlöffel Zitronensaft zu den Feigen und läßt sie erkalten. Man legt sie auf eine Glasschüssel und überfüllt sie dicht mit steifer Schlagsahne, die man mit etwas Vanillezucker gesüßt hat.

Apfelsinencreme mit Sahne. An 125 g Zucker reibt man die Schale einer Viertel Apfelsine ab, dann gibt man diesen Zucker nebst dem Saft von 3 Apfelsinen und einer halben Zitrone sowie 15 g weißer, vorher in Wasser geweichter ausgedrückter Gelatine in eine kleine Kasserolle, in der man alles zusammen auf gelinder Flamme rührt, bis sich das Ganze gelöst hat. Man gibt die Creme in eine Schale und schlägt sie, bis sie zu erstarren beginnt. Sie wird mit ⅓ Liter steifer Schlagsahne untermischt und bis zum Anrichten recht kalt gestellt.

Erdbeeren mit Biskuit und Sahne. Drei Scheiben Biskuit werden in Madeira getaucht, damit sie nicht zu trocken sind, worauf man reife Erdbeeren durch ein Sieb reibt, damit die Samenkörner zurückbleiben und das Mark mit Zucker süßt. Es wird auf die Biskuitscheiben gestrichen. Vor dem Anrichten, verrührt man ⅛ Liter Kaffeesahne mit einer Prise Salz und einem Teelöffel voll Vanillezucker und gibt diese Sahne beim Servieren über die Erdbeeren.

Sagocreme. Man läßt in ⅛ Liter Wasser ein Stückchen Zimmet und Vanille ausziehen, gibt das Wasser durch ein Sieb, fügt ⅛ Liter guten Bordeaux und 40 g Zucker hinzu und kocht soviel guten Perlsago in der Flüssigkeit, daß man eine dickliche Masse erhält. Sie wird zum Erkalten in eine Glasschale gegeben, beim Auftragen mit etwas steifer Schlagsahne bedeckt und dem Kranken mit kleinen Biskuits gereicht.

Gelee von sauren Kirschen. Man stößt 175 g reife gewaschene und von den Stielen befreite Sauerkirschen in einem Marmormörser. Man gibt sie mit ⅛ Liter Wasser, einem Stückchen Zimmet, einer Nelke und 40 g Zucker in eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

passende Kasserolle, in der man sie ganz langsam 15 Minuten kocht. Man gibt die Flüssigkeit durch ein Sieb, löst in ihr rasch 5 g weiße Gelatine und gibt dann 1 Glas Rotwein hinzu. Das Gelee wird in kleine flache Glasschalen gefüllt und erstarren gelassen

Weinschokoladencreme. 8 g weiße Gelatine weicht man in Wasser, drückt sie aus und löst sie dann in ein Sechzehntel Liter frischem Wasser. Indeß löst man 80 g Schokolade mit 30 g Zucker in ¼ Liter Rotwein auf langsamem Feuer unter Rühren auf, rührt sie durch ein Sieb und vermischt sie mit der aufgelösten Gelatine. Man läßt die Masse ruhig stehen, bis sie anfängt steif zu werden, dann zieht man rasch den steifen Schnee von 2 Eiweiß durch und läßt die Creme vollends erstarren.

Warme Biskuitcreme. 8 Löffelbiskuits oder 125 g anderes beliebiges Biskuit wird in Milch mit einem Stückchen Vanille gut eingeweicht und dann zu Brei gerührt. Man gibt ein ganzes Ei, 2 bis 3 Eigelb, 40 g Zucker und eine Prise Salz zu der Biskuitcreme und füllt sie in eine Randform. Im Wasserbade muß die Creme eine halbe Stunde kochen, sie wird darauf gestürzt und die Mitte mit schönen geschmorten Erdbeeren gefüllt, deren Saft zugleich die Sauce bildet.

Zitronenauflauf. Im Wasserbade rührt man aus 3 Eigelb, 45 g Butter, 45 g feinem Zucker, einer Prise Salz, einer Messerspitze voll feingeriebener Zitronenschale und einem Löffel Zitronensaft eine dicke Masse, die unter beständigem Rühren erkalten muß. Man gibt dann den steifen Schnee von 3 Eiweiß hinzu und füllt die Masse in eine kleine mit Butter bestrichene und mit Semmel ausgestreute Form. Man stellt diese Form in einem Gefäß, das dreifingerhoch mit Wasser angefüllt ist, in den mittelheißen Ofen, in welchem der Auflauf eine gute Viertelstunde lang backen muß. Er wird sofort aufgetragen, da er Stehenlassen nicht verträgt. — Statt Zitronensaft kann man auch 20 g Aprikosenmarmelade nehmen.

Fruchtsoufflee. Beliebige Beerenfrüchte verwendet man zu dieser Speise, am besten sind Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren oder Johannis- und Heidelbeeren. Man streicht 100 g schöne reife Beeren durch ein feines Haarsieb und vermischt sie innig mit 50 g feinem Zucker und einer Prise Salz, worauf man den steifen Schnee von 2 Eiweiß unter die Masse mengt, welche sofort in eine kleine Form gegeben und im Ofen 10 Minuten gebacken werden muß. Das Soufflee fällt zusammen, wenn man es nicht sofort serviert. Es wird beim Anrichten leicht mit Vanillezucker bestreut.

Apfelspeise für Kranke. 200 g schöne Äpfel schält man, schneidet sie in recht dünne Scheiben, legt diese auf eine ziemlich flache, feuerfeste, mit Butter bestrichene Porzellanschüssel und bestreut sie mit 40 g feinem Zucker. Man stellt die Äpfel so lange in einen mäßig warmen Bratofen, bis sie beinahe weich sind. Dann verquirlt man eine Tasse süße Sahne mit 2 Eigelb, einer Prise Salz und einem Teelöffel Vanillezucker, gießt dies über die Äpfel und stellt sie so lange noch in den Bratofen, bis der Guß eine gelbe Farbe angenommen hat.

Krankenomelette. Man rührt 3 Eigelb mit 3 Eßlöffeln feinem Zucker etwa 15 bis 20 Minuten, sodaß man eine schaumige Masse erhält, unter die man eine Prise Salz und 20 g feinstes durchgesiebtes Mehl rührt. Das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß wird unter die Masse gezogen, und diese Omelette im Ofen in zerlassener Butter in der Pfanne gargebacken. Man schlägt die Omelette beim Auftragen zusammen, bestreut sie mit Vanillezucker und gibt etwas Fruchtgelee dazu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hertaspeise. Zwei lockere schöne Zwiebäcke legt man auf eine feuerfeste Porzellanschüssel, die man mit Butter bestrichen hat, und übergießt die Zwiebäcke mit 1/8 Liter Milch, die man mit 2 Eigelb, 20 g Zucker, einer geriebenen bitteren Mandel und einer Prise Salz verquirlt hat. Man deckt die Speise zu, stellt sie eine Stunde auf ein Gefäß mit kochendem Wasser und überfüllt die Speise dann mit 3 Eßlöffel beliebiger Fruchtmarmelade. Die beiden Eiweiß werden zu Schnee geschlagen, über die Frucht gestrichen, mit Vanillezucker bestreut und dann das Gericht noch 15 Minuten bei gelinder Hitze gebacken.

9. Krankengebäck.

Teeküchlein. Aus 500 g Mehl, 2 Eigelb, 7 g Salz und knapp 1/4 Liter Milch knetet man einen ziemlich festen Teig zusammen, der so lange verarbeitet wird, bis er geschmeidig geworden ist. Dieser Teig wird so dünn wie möglich ausgerollt und zu kleinen Kuchen ausgestochen. Man bäckt diese auf einem mit Butter bestrichenen Blech 15 Minuten. Sie halten sich lange und sind leicht vertragbar.

Geduldküchlein. Aus 2 Eiweiß schlägt man einen zum Schneiden steifen Schnee, unter den man 140 g feinen Zucker, eine Prise Salz, einen halben Teelöffel gestoßene Vanille und 85 g Mehl mischt. Man formt mit einem Löffel runde Küchlein von der Masse, setzt sie auf ein mit Wachs bestrichenes Backblech und läßt sie zwei Stunden an warmem Orte zum Austrocknen stehen. Sie werden dann in mäßig heißem Ofen gebacken.

Maismehlzwieback. Man rührt 125 g feinen Zucker mit 3 Eigelb und ein wenig feingeriebener Zitronenschale dickschaumig, dann gibt man 100 g Maismehl und nach Belieben noch 30 g Kakaopulver unter die Masse, welche mit dem steifen Schnee von 6 Eiweiß durchzogen wird. Man füllt den Teig in eine längliche, butterbestrichene Form und bäckt ihn bei mäßiger Hitze eine knappe Stunde. Am folgenden Tage wird der Zwieback mit scharfem Messer in gleichmäßige Scheiben geteilt, die man auf beiden Seiten im Ofen leicht röstet.

Gesundheitszwieback. Im Wasserbade schlägt man 5 Eier mit 250 g Zucker etwa 20 Minuten zu schaumiger Masse, dann gibt man 200 g Mehl, eine Prise Salz, 1 g salizylsaures Natrium, einen Teelöffel feingestoßene Vanille und eine Messerspitze feingeriebene Zitronenschale daran und streicht den Teig dünn auf mit Wachs bestrichene Backbleche. Man bäckt ihn bei Mittelhitze, bis er eine hellgelbe Farbe angenommen, schneidet dann rasch Vierecke davon und röstet diese unter einmaligem Wenden noch 5 Minuten.

Schmelzkuchen. 150 g feiner Zucker wird mit 5 Eigelb eine halbe Stunde gerührt, dann mit dem Saft einer halben Zitrone und etwas Vanille gewürzt und endlich 85 g Kartoffelmehl und eine Prise Salz damit vermischt. Man fährt mit dem Rühren noch 10 Minuten fort, zieht dann den steifen Schnee der 5 Eiweiß unter die Masse, füllt sie in eine glatte, gut ausgestrichene und ausgestreute Form und bäckt den Kuchen eine halbe Stunde bei gleichmäßiger Mittelhitze zu schöner Farbe.

Karlsbader Gebäck. Man gebraucht dazu sechs große runde Karlsbader Oblaten, die man an vielen Orten kaufen oder direkt beziehen kann. 120 g frische Butter wird schaumig gerührt und mit 80 g Kakaopulver, 120 g feinem Zucker, etwas feingestoßener Vanille und einer Prise Salz vermischt. Fünf der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karlsbader Oblaten werden mit der Masse gleichmäßig bestrichen und diese Oblaten genau aufeinander gelegt. Zuletzt deckt man die letzte Oblate darüber und läßt das Backwerk einige Stunden stehen, damit es durchzieht. Es wird beim Auftragen in Streifen geschnitten.

Sophienkuchen. 200 g frische Butter rührt man schaumig, gibt 250 g feinen Zucker, eine Prise Salz und einen Teelöffel feingeriebene Zitronenschale hinzu und rührt alles zu schaumiger Masse. Man gibt 3 Eigelb allmählich darunter, vermischt 300 g Mehl mit ½ Paket Oetkers Backpulver und mengt dies zu dem Teig, der mit dem steifen Schnee der 3 Eiweiß zuletzt durchzogen wird. Man muß den Teig gut rühren. Er wird in eine vorgerichtete Form gefüllt. Die Oberfläche bestreicht man mit einem gut verquirlten Ei, bestreut sie dann mit Zucker und Mandelstiftchen und bäckt den Kuchen langsam eine Stunde.

Krankenkuchen. Man wiegt 6 frische Eier und nimmt das den Eiern gleiche Gewicht Zucker und Mehl. Die ganzen Eier werden mit dem Zucker eine halbe Stunde gerührt, dann gibt man eine Prise Salz, einen Eßlöffel voll gestoßene Vanille und 2 Teelöffel Rum dazu, mengt rasch das Mehl unter die Masse und füllt sie sofort in eine gut vorgerichtete Form, in welcher man den Kuchen bei gleichmäßiger Mittelhitze gar bäckt.

Gesundheitskuchen. 125 g frische Butter rührt man zu Sahne, man mischt 2 ganze Eier, 200 g Zucker, 15 g Fleischpepton, das man in 2 Eßlöffeln Rum oder Arrak aufgelöst hat, darunter und rührt die Masse 10 Minuten. Dann verrührt man 300 g Mehl mit einem Teelöffel Backpulver, mengt dies unter den Teig, den man gut durchknetet, damit er glatt und geschmeidig wird und sich ausrollen läßt. Man sticht kleine Kuchen in beliebiger Form aus dem Teig, bestreicht sie mit zerquirltem Ei, bestreut sie mit Vanillezucker und bäckt sie auf eingefettetem Blech lichtbraun.

Cüftlein. 60 g Butter rührt man schaumig, mischt 250 g Zucker dazu und verrührt Butter und Zucker gut miteinander. Man fügt 3 ganze Eier, ⅛ Liter Milch, eine Prise Salz, ein wenig abgeriebene Zitronenschale und 625 g Mehl, das man mit 1 Eßlöffel Backpulver versetzt hatte, hinzu, sodaß ein Teig entsteht, den man gut ausrollen kann. Man sticht kleine Kuchen aus und bäckt sie lichtbraun. Sie halten sich lange.

10. Belebungs- und Erfrischungsgetränke.

Ungarwein mit Eiern. Bevor man das Getränk bereitet, löst man 5 g Fleischpepton in 1 Eßlöffel heißem Wasser auf, damit diese Lösung bereit steht, wenn der Wein fertig geschlagen ist. Man nimmt 2 frische Eier und ein Zehntel Liter herben Tokayer, fügt eine Prise Salz hinzu und schlägt Wein und Eier mit einem Schaumbesen auf starkem Feuer, bis der Wein heiß und schäumig ist. Kochen darf die Mischung nicht. Zuletzt wird die Peptonlösung unter den Wein gerührt, der sofort in einem Teeglas mit geröstetem Weißbrot serviert wird.

Brotwasser. Man röstet 60 g in feine Scheiben geschnittenes Brot und übergießt die noch warmen Brotscheiben mit ½ Liter kochendem Wasser, gibt 15 g Zucker und einen halben Eßlöffel Zitronensaft daran und läßt die Flüssigkeit erkalten, worauf man sie durchseiht.

Haferschleim mit Porter. Man rührt 30 g Hafermehl mit kaltem Wasser glatt, gibt unter beständigem Quirlen ⅓ Liter kochendes Wasser hinzu, fügt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Salz und ein Stückchen Ingwer daran und kocht das Ganze 20 Minuten. Man streicht den Haferschleim durch ein Sieb, rührt 30 g Zucker mit einem Eigelb schaumig, mischt ¼ Liter Porterbier darunter und vermengt Haferschleim und Bier unter Schlagen mit einem Schaumbesen miteinander. — An Stelle des Porters kann man auch ein Glas schweren Sherry, Madeira oder Portwein nehmen.

Kraftmilch. Man kocht ¼ Liter gute Milch und läßt sie rasch in kaltem Wasser unter Rühren erkalten. Dann schlägt man zwei Eier mit 30 g Zucker und einer Prise Salz dickschaumig, gibt zwei Teelöffel Kognak unter Quirlen an die Eiermischung und rührt zuletzt die kalte Milch darunter.

Ananaslimonade. Eine mitteldicke Scheibe frischer Ananas wird abgeschält und auf einer Glasreibe gerieben. Man gießt auf die Ananas 1 Glas Wasser und süßt die Flüssigkeit, deckt sie zu und stellt sie zugedeckt einige Stunden kühl. Dann seiht man die Flüssigkeit durch und vermischt sie mit einigen Löffeln Weißwein. Ist Wein nicht erlaubt, nimmt man einen Zusatz von natürlichem kohlensaurem Wasser.

Stärkungstee. Aus einem Teelöffel gutem Tee bereitet man mit ein sechzehntel Liter Wasser einen starken Teeaufguß, der aber nicht länger als eine halbe Minute ziehen darf. Man kocht den Tee, ebenso wie ⅛ Liter Porterbier mit etwas Zucker auf. Dann rührt man 3 Eigelb mit einem Eßlöffel Arrak gut durch und verquirlt Tee und Porter mit dem Ei, worauf man beide Flüssigkeiten unter Rühren zusammengießt und dickschaumig auf gelinder Flamme schlägt. Vorher hat man 3 g Fleischpepton in einem Eßlöffel heißem Wasser gelöst. Diese Lösung gibt man zu dem Getränk, das man eßlöffelweise dem Kranken reicht. Am besten verwahrt man es in gut zu verschließenden Flaschen an einem kühlen Ort, es hält sich dann zwei Tage.

Leguminosentrank. 15 g Leguminosenmehl wird mit ¼ Liter kaltem Wasser angerührt, gesalzen und 20 Minuten langsam gekocht. Man tut 5 g Fleischpepton an die Flüssigkeit, rührt sie, bis das Pepton sich völlig gelöst hat und streicht den Trank durch. Er muß durch verschiedene Zutaten im Geschmack gehoben werden. Man vermischt ihn daher beim Darbieten mit einem Glas guten Rotwein, oder Madeira, den man mit einem Eigelb verquirlt, einfacher mit Fruchtsaft und Zucker oder Zitronensaft mit Zucker.

Sagogetränk. In ¼ Liter Wasser kocht man mit ganz wenig feingeschnittener Zitronenschale einige Löffel Sago klar und zu dicklicher Beschaffenheit. Man gibt dann ⅛ Liter Rotwein, etwas hellen Kandiszucker und einen Teelöffel voll Kognak zu dem Sago, rührt das Getränk heiß und reicht es warm. Es wird mit Vorteil sehr schwachen Kranken gegeben.

Sämiges Apfelwasser. Von drei saftreichen säuerlichen Äpfeln entfernt man nur Stiel und Blume, zerschneidet die Äpfel und kocht sie in knapp ½ Liter Wasser mit 25 g Gräupchen, zwei Zitronenscheiben, 20 g Zucker und einer Prise Salz ganz langsam zwei Stunden. Die Flüssigkeit wird dann durchgerieben, sie muß eine sämige Beschaffenheit haben. Man kann sie, wenn es gewünscht wird, auch stärker süßen und ihr beim Darbieten auch, wenn es erlaubt ist, ein Gläschen Weißwein zusetzen.

Eiertrank. Das Eiweiß eines großen, ganz frischen Eies wird zu losem Schaum geschlagen, dann verquirlt man das Eigelb mit einem Löffel süßer Sahne und fügt es zu dem Eiweißschaum, den man darauf nach Geschmack süßt und mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Eßlöffel Kognak vermischt. Der Eiertrank, der selbst von sehr schwachem Magen vertragen wird, muß sofort angerichtet werden.

Eiweißwasser. Ein frisches Eiweiß wird schaumig gequirlt, mit einem fünftel Liter frischem kalten Wasser vermischt, eine Stunde stehen gelassen und dann vom Bodensatze abgegossen. Man versüßt das Eiweißwasser mit 40 g Zucker, gibt eine kleine Prise Salz daran und gibt dann zur Hebung des Geschmackes entweder einen Teelöffel voll Orangen-Blütenwasser, oder einen Eßlöffel Zitronensaft, oder einen Eßlöffel Fruchtsaft, auch wohl, falls es erlaubt ist, einen Teelöffel Kognak oder Wein an das Eiweißwasser. Auf diese Weise widersteht das Wasser, das sehr nahrhaft ist, den Kranken weniger leicht.

Säuerliche Limonade, sehr erfrischend. An 250 g bestem Zucker reibt man die Schale einer halben Orange ab, schält diese vollends ab, schneidet sie und eine zweite ebenfalls geschälte Apfelsine in Scheiben, gibt den Zucker und ¼ Liter Wasser dazu und stellt alles zwei Tage an einen kühlen Ort. Dann wird die Flüssigkeit aufgekocht und filtriert, mit 4 g pulverisierter Zitronensäure vermischt und in eine Flasche gefüllt, die man gut zukorkt. Zu einem Glase erfrischender Limonade nimmt man drei Kaffeelöffel der Limonadeessenz, die Hälfte Wasser und ebensoviel Sodawasser.

Rote Limonade. Man legt eine Scheibe Zitrone in das Glas, gibt vier Stück Würfelzucker darauf und deckt das Glas zu, bis der Zucker geschmolzen ist. Dann gibt man 4 Eßlöffel guten Bordeaux darüber und füllt das Glas mit frischem Wasser. — Statt Rotwein kann man auch eine weiße Limonade aus Weißwein herstellen.

Kirschentrunk. In einem Mörser stößt man 125 g Weichselkirschen nebst ihren Kernen, gibt sie mit einem Stückchen ganzen Zimmet in eine irdene Kasserolle, füllt 1 Liter Wasser darüber und kocht sie ganz langsam 1 bis 1½ Stunden. Man gibt die Flüssigkeit durch ein Sieb, versüßt sie, gibt ein Glas Rotwein daran und läßt sie erkalten, bevor man den Trank reicht.

Erdbeertrank. Man zerquetscht 250 g tadellose reife Walderdbeeren, dann gibt man den Saft einer Zitrone und ½ Liter Wasser darauf, läßt die Erdbeeren eine Stunde verdeckt ruhig stehen und löst in dieser Zeit 50 g Zucker in leichtem Moselwein — wo er nicht erlaubt ist in Wasser — auf. An die Zuckerlösung gießt man durch ein Haarsieb den Erdbeersaft, der sich gebildet hat und füllt beim Darreichen gern ein Drittel des Glases mit kohlensaurem Wasser.

Tee mit Eigelb. Ein Kaffeelöffel Pekko wird, um etwaige Unreinigkeiten zu entfernen, so schnell wie möglich mit einigen Eßlöffeln kaltem Wasser abgespült. Dann bereitet man mit sprudelnd kochendem Wasser den Tee auf bekannte Weise, doch darf man ihn auf keinen Fall länger als eine halbe Minute ziehen lassen. Zwei Eigelb werden mit 10 g feinem Zucker und einigen Tropfen Zitronensaft schaumig gerührt und der Tee unter stetem Quirlen zu der Eiermasse gegeben. — Auch Kaffee kann auf dieselbe Weise durch Eigelbzusatz nahrhaft gemacht werden, man läßt den Zitronensaft fort und gibt statt dessen einen halben Teelöffel eines beliebigen passenden Likörs an den Kaffee.

Milchlimonade. Auf die feinabgeschälte Schale einer halben Zitrone gießt man ⅛ Liter kochendes Wasser, fügt 60 g Zucker hinzu und läßt das Wasser auf der Zitrone erkalten. Man kocht eine große Tasse Milch auf, gibt sie zu dem Zitronenwasser, fügt einen Eßlöffel Zitronensaft und ein Glas Weißwein dazu und läßt alles 10 Minuten stehen. Durch einen Geleebeutel wird dann langsam die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Limonade in eine tadellos saubere Flasche gegossen, die man einige Stunden in den Eisschrank legt, damit die Milchlimonade sehr kühl wird.

Gewürzter Sherry (nur auf Erlaubnis des Arztes zu geben). Man läßt auf einer feinabgeschälten Schale einer halben Zitrone ¼ Liter kochendes Wasser erkalten, gießt die Flüssigkeit durch ein Sieb und mischt ½ Glas guten Sherry mit einem Glas dieses Zitronenwassers. Der Trunk wird nach Geschmack gesüßt.

Stärkungsschokolade. In ¼ Liter Milch weicht man 40 g gute Schokolade, die man wiederholt umrühren muß, damit sie sich völlig auflöst. Man gibt dann zwei ganze Eier in die Schokoladenmilch, setzt das Getränk auf's Feuer und schlägt es ununterbrochen bis vor's Kochen, bis es ganz schaumig ist. Die Schokolade bedarf meist keines Zuckerzusatzes, wer sie süßer liebt, kann zuletzt etwas feinen Zucker durchrühren. Beim Auftragen häuft man zwei Eßlöffel steife Schlagsahne auf die Schokolade.

11. Stärkungsmittel für Schwerkranke.

Fleischsaft. Man preßt 125 g Ochsenfleisch in einer der zu diesem Zweck käuflichen Preßmaschine mindestens zwei Stunden, man erhält dann ein zwanzigstel Liter rohen Fleischsaft, dem man 3 Tropfen Salzsäure zusetzt. Der Fleischsaft wird, um den Geschmack zu heben, mit etwas Malaga vermischt und stündlich eßlöffelweise gereicht. Er muß während der Zeit auf Eis stehen, da er sich in Zimmertemperatur nur kurze Zeit hält. Auf Eis bleibt er 24 Stunden vollkommen gut.

Kraftbrühe. 500 g fettfreies Ochsenfleisch schneidet man in kleine Würfel, gießt drei Tassen kaltes Wasser darauf und läßt das zerschnittene Fleisch erst eine halbe Stunde ruhig stehen, bis man es etwa 1 Stunde kocht, wobei die Brühe bis auf eine Obertasse eingekocht sein muß.

Flaschenkraftbrühe (nach Uffelmann). Man hackt 300 g fettfreies Rindfleisch fein, gibt es ohne jede Zutat in eine weitbauchige, tadellos saubere Flasche, die man in ein zur Hälfte mit Wasser angefülltes Gefäß stellt. Man kocht den Inhalt eine knappe Stunde, gibt die Kraftbrühe, die sich gebildet hat, in eine vorher erwärmte Tasse über 1 bis 2 gut zerquirlte Eigelb.

Stärkungsbouillon. Ebenso wie im vorigen Rezept wiegt man 300 g Rindfleisch, am besten von der Rindslende ohne jegliches Fett, fein, gibt es mit einer kleinen Karotte und einer halben Petersilienwurzel in eine passende Kasserolle und füllt 1 Glas Wasser darüber, mit dem man das Fleisch eine Viertelstunde kocht. Man gibt einige zerhackte Rindfleischknochen hinzu und noch ¾ Liter Wasser darüber und kocht das Ganze noch 1½ Stunden, bis man nur noch 2 Gläser Flüssigkeit hat. Die Stärkungsbrühe wird zuletzt mit Salz abgeschmeckt und mit einem zerquirlten Eigelb abgerührt.

Beef-tea (nach Vorschrift von Dr. Rosenthal). 250 g Rindslende und 100 g Kalbsmilch schabt man fein, gibt 6 Löffel Wasser darüber und läßt dies beim warmen Ofen zugedeckt in einem Porzellangefäß drei Stunden stehen. Von Zeit zu Zeit muß man alles durcheinander rühren. Nach Verlauf der angegebenen Zeit wird die Flüssigkeit durch ein feines Sieb gegossen, dann fügt man etwas Zitronensaft und in ganz wenig Wasser aufgelöstes Fleischextrakt hinzu, damit das Beef-tea, dessen Farbe sonst grau-weiß ist, eine dem Kranken zusagendere Färbung erhält.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tassenbrühe aus gemischtem Fleisch. Man nimmt 250 g mageres Rindfleisch, 500 g Kalbfleisch und ein halbes, älteres Rebhuhn oder eine alte Taube. Alles Fleisch wird in kleine Würfel geschnitten, die Knochen und Gerippe klein geschlagen und alles in einer irdenen Kasserolle mit $^3/_4$ Liter Wasser begossen, mit dem es eine Stunde stehen bleibt. Man gibt 5 g Salz und eine junge Karotte zu dem Fleisch und bringt die Brühe langsam ins Kochen, schäumt sie sorgfältig und läßt sie 2½ Stunde ziehen. Man muß die Brühe mit Löschpapier sorgfältig entfetten und vorsichtig vom Bodensatz durch ein feines Sieb gießen. Die außerordentlich kräftige, wohlschmeckende Tassenbrühe kann noch mit zerquirltem Eigelb und etwas schwerem Wein oder einem Löffel Sahne im Geschmack verändert werden.

Kraftbrühe in Gallertform. Man gebraucht 250 g Rinderhesse, ebensoviel Kalbshesse und 65 g mageren Schinken. Alles Fleisch wird gewaschen, gewiegt und in ein Einmacheglas mit weitem Hals getan. Man gibt eine geschabte, abgewaschene Karotte auf das Fleisch, gießt ⅛ Liter Wasser darüber und schließt das Glas mit ungeleimter Watte, die man passend zusammendrückt. Das mit dem Fleisch gefüllte Glas wird in einen zu $^3/_4$ mit kaltem Wasser gefüllten Topf gestellt, dieses zum Kochen gebracht und langsam 5 Stunden weiter gekocht. Die erhaltene Kraftbrühe wird durch ein ausgebrühtes Tuch gegeben, mit Löschpapier entfettet und in eine kleine Glasschale getan. Wenn sie erkaltet ist, wird sie zu Gallert erstarrt sein.

Einfach herzustellendes Fleischgallert. Man setzt 1 Kilo zerschnittenes, mageres Rindfleisch, ½ Kilo gut gereinigten Kalbsfuß mit ⅛ Liter Wasser und ⅛ Liter Weißwein auf, bringt alles zusammen ins Kochen, schäumt gut und kocht es ganz langsam knapp 3 Stunden. Man löst einen Teelöffel Liebig's Fleischpepton in der erhaltenen Flüssigkeit, gießt sie durch ein ausgebrühtes Tuch und füllt sie dann in eine kleine Schüssel. Wenn sich Fettaugen zeigen, muß man diese behutsam mit reinem Löschpapier entfernen.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesundheitspflege.

Besser als die größte Erfahrung in der Kunst der Krankenpflege und die schönste Begabung dazu ist es, wenn man diese Tugenden der Not möglichst wenig auszuüben braucht, wenn die Gesundheit im Hause wohnt und gepflegt wird. Aber auf keinem Gebiete wird soviel von Arm und Reich gesündigt, trotzdem staatliche Erlasse und populäre Vorträge und Schriften von privater Seite hier Aufklärung zu schaffen suchen.

Deshalb wollen wir unsere Betrachtungen mit einer kurzen Erörterung gesundheitsmäßiger Körperpflege abschließen.

Wasser, Seife und ein Handtuch dabei,
Ist für manchen die beste Arznei!

und die billigste! Denn nichts ist so krankheitswidrig, wie die Reinlichkeit. Ein reiner Körper steckt nicht in schmutzigen Sachen, — abgesehen vom Arbeitsanzug, der nur bei der schmutzigen Arbeit angelegt und dann gewechselt werden soll — bewohnt keine unsauberen, unordentlichen Räume; er birgt eine reine Seele, weder krankheitserzeugende Bazillen, noch niedere Gedanken können sich da entwickeln. Und sie ist kein Privilegium des Reichen, auch der Arme kann sie besitzen.

Ob man den Körper durch Baden oder Abwaschen reinigt, bleibt sich gleich, auch für den Nebenzweck der Abhärtung. Hauptsache ist, daß die Prozedur so oft als möglich vorgenommen wird; die sonnabendliche Reinigung des ganzen Körpers ist das mindeste, was hierin geleistet werden soll. Denn durch Druck und Reibung der Kleidungsstücke werden täglich tausende von nicht mit bloßem Auge sichtbaren Zellen der Haut abgescheuert, welche mit dem Fett der Talgdrüsen der Haut, Schweiß, Staub, Farbstoffen usw. eine Kruste bilden, welche die Poren der Haut verschließt oder gar in sie eindringt; Beeinträchtigung der Schweißabsonderung und damit der Regulierung der Körperwärme, Hautkrankheiten, ja sogar schwere Erkrankungen, wie Rose und Bleivergiftung u. a. sind die Folgen; deshalb darf die Kruste nicht lange liegen bleiben.

Wasser allein löst sie nur langsam und teilweise, weshalb Seife und Bürste oder Waschlappen helfen müssen; letzteren und überfettete Seifen, welche die Haut weniger angreifen als Schmier-, gelbe- und sonstige Wirtschaftsseifen, wendet man bei feinerer Haut an.

Was die verschiedenen Stellen der Haut anbetrifft, so haben Gesicht und Hände es noch am besten, am schlechtesten Füße und Kopfhaut. Aber auch die Hände zeigen oft nur wenig intensive Reinlichkeitsbestrebungen, indem der Schmutz in den tieferen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hautfalten und unter den unbeschnittenen Nägeln sitzt. Und damit werden erst Geld, Türgriffe, Unrat, schmutzige Kleider usw. angefaßt und darauf Nahrungsmittel, Wäsche oder gar Wunden und dann wundert man sich noch über Fingergeschwüre und Magenkatarrh!

Eingepfercht in oft zu enge, schlecht ventilierte, gegen Nässe durchlässige Schuhe, bekleidet mit unpraktischen oft blos Sonntags gewechselten Strümpfen müssen die Füße den schweren Körper stützen und tragen und schwitzen natürlich dabei. Deshalb sollte jeden Abend vor dem Zubettgehen ein warmes Fußbad genommen werden. Füße und Bett werden reinlicher bleiben.

Was die Kopfhaut zu wenig an Wasser bekommt, erhält sie zuviel an wohlriechenden Fetten und Ölen. Kein Wasser, keine Seife löst dieselben, mit Staub und Schmutz bilden sie eine dichte silbergraue Schicht auf der Kopfhaut, welche die unerwünschte Decke durch massenhafte Abstoßung der obersten Zellenschichten zu beseitigen sucht; und dann läuft mancher zu Doktor oder Apotheker und verlangt in Unkenntnis der Selbsthilfe seiner Natur ein Mittel gegen das unangenehme Abschuppen. Oder er kauft sich Chinawasser oder Bay-Rum, welche die Kopfhaut „stärken". Viel billiger und besser könnte er dies mit warmem Seifenwasser und weicher Bürste haben. Wo das Haar wirklich dadurch zu spröde wird, kann man mit einigen Tropfen dünnflüssigen Öles die gewünschte Schmiegsamkeit erzielen oder man trägt es kurz.

Natürlich muß dem Waschen ein gehöriges Abspülen in reinem Wasser folgen und energisches Abtrocknen, um sowohl die letzten Reste der besprochenen Kruste als auch des Wassers zu entfernen, damit keine Rissigkeit entsteht. Ist dies dennoch der Fall, so trocknet man die betreffende Stelle oberflächlich ab, reibt sie mit etwas Glyzerin ein und trocknet energisch nach.

Aber die Reinlichkeitsbestrebungen dürfen nicht auf der bloßen Haut allein Halt machen, sie müssen zu allen Körperöffnungen sich in denselben hinein erstrecken.

Früh und abends sollen A u g e n und O h r e n gereinigt werden, erstere durch Auswaschen mit lauwarmem Salzwasser und Watte, letztere durch Austupfen mit einem watteumwickelten stumpfen Bleistiftende, ohne dabei zu tief hineinzudringen, was sich durch Husten oder Ohrenschmerzen rächt. Besonderer Pflege bedarf der M u n d. Da sind es besonders Mandeln und Zähne, welche den bekannten üblen Geruch verursachen. Entschuldigungshalber bemerkt dann der Betreffende auf diskrete Anfragen, das käme vom verdorbenen Magen und verwechselt Ursache und Wirkung. Denn wenn der üble Geruch aus dem Magen käme, müßte die Speiseröhre offen sein, was nicht der Fall ist, da sie, abgesehen vom Schluckakt, zusammengeklappt, wie ein ungebrauchter Spritzenschlauch hinter der starrwandigen Luftröhre liegt. Wohl aber kann man es dem Magen nicht verdenken, daß er verstimmt wird, daß er einen Katarrh bekommt, wenn ihm mit jedem Schluck die wenig angenehm duftenden und schmeckenden Produkte fauliger Zähne oder chronisch belegter Mandeln hinabgeschickt werden, oder auch bloß der gelbliche schmierige Belag ungeputzter Zähne. Während die ersteren beiden in zahnärztliche bezw. ärztliche Behandlung gehören, kann letzteres ein jeder ohne diese vermeiden, wenn er sich vor und nach dem Schlafen und nach jeder Mahlzeit die Zähne mit einer weichen, stets nach dem Gebrauch abgespülten, ab und zu mit Spiritus oder kochendem Wasser gereinigten Zahnbürste und w a r m e m Salzwasser nach jeder Richtung hin unter besonderer Berücksichtigung des Zahnfleisches und der Backentaschen putzt, mehrmals nachspült und gurgelt. Dieses warme Salzwasser besteht aus warmem Wasser und einer Messerspitze voll Kochsalz und ist besser und billiger als manches teure Zahnwasser. Auch Zahnpulver

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Schlemmkreide und einige Tropfen Pfefferminzöl — kann ab und zu verwendet werden, erfordert dann aber gründliches Nachbürsten mit abgespülter Zahnbürste und mehrmaliges Nachspülen.

Das übliche Durchspülen der gesunden Nase ist individuell; dem einen bringt es Erleichterung, dem anderen einen Schnupfen.

Aber auch die anderen Körperöffnungen verlangen ihre Pflege und zwar halte ich es am richtigsten, hier statt der üblichen Mittel warmes Wasser, milde Seife und einen Wattebausch anzuwenden.

Überhaupt bedarf jede Öffnung des Körpers, einerlei ob durch dieselbe etwas eingeführt oder entfernt wird, der peinlichsten Sauberkeit, wie sie nur durch häufige Anwendung warmen Wassers und je nach der Art, auch mit milder Seife erreicht werden kann, denn überall bleiben Abfallstoffe liegen, welche leicht verderben und örtliche Reizungen herbeiführen können.

Ferner ist für eine gute Körperpflege unerläßlich, daß die Kleidung zweckentsprechend ist, wogegen freilich aus Unkenntnis oft gesündigt wird. Deshalb wollen wir kurz die Kleidungsfrage streifen.

In unserem mehr kalten, als gemäßigten Klima soll uns die Kleidung gegen Wärmeverlust d. i. Erkältung infolge Wärmeabgabe und Durchnässung schützen. Demgemäß müssen wir sie in Stoff, Farbe und Form richtig auswählen.

Als Stoffe kommen besonders zur Verwendung Leinen, Wolle, Leinwand und Seide einer-, Pelz, Leder und Wolle andererseits.

Die ersteren und das Leder sind gute Wärmeleiter, weil sie die Wärme nicht zurückhalten, sondern nach außen ableiten. Ferner saugen sie sich schnell voll mit Schweiß oder von außen kommender Feuchtigkeit und legen sich dann dem Körper eng an, wobei das Wasser verdunstet und dadurch die Abkühlung vermehrt wird. Diese Stoffe also kühlen ab.

Die Wolle hingegen hält die Wärme zurück, weil sie porös ist und die warme Luft in den Poren auffsaugt; zugleich aber sättigt sie sich viel langsamer mit Schweiß oder Regenwasser, weil sie diese als Wasserdampf durch ihre Poren ausscheidet. Und wenn sie auch stark durchnäßt ist, legt sie sich infolge ihrer Elastizität dem Körper nicht eng an, sodaß keine Verdunstungskälte entsteht, sondern zwischen ihr und der Körperoberfläche eine Luftschicht bleibt. Diese ist aber für die Wärmeregulation sehr wichtig, da sie eine schnelle Abkühlung hindert. Fehlt sie, wie dies z. B. bei enganliegenden wollenen Handschuhen der Fall ist, so wird die Körperwärme trotz der Wolle und ihrer Poren so schnell an die kalte Außentemperatur abgegeben, daß das Gefühl des Frostes eintritt.

Pelz leitet die Wärme noch schlechter als Wolle — solange er trocken ist.

Danach ist der Stoff der Kleidung zu wählen, je nachdem, ob sie als Ober- oder Unterkleidung, im gleichmäßig erwärmten Raum oder bei Sonnenschein, Regen, Frost und Wind im Freien, im heißen Kesselraum oder im kühlen Keller, am Schreibtisch oder bei Anstrengung aller Muskeln getragen werden soll.

Ferner ist wichtig die Farbe und Glätte eines Stoffes. Dunkle Stoffe nehmen mehr Sonnenstrahlen auf als helle, glatte leiten die Wärme besser als rauhe. Endlich kommt noch die Durchlässigkeit gegen den Wind in Frage, welcher erheblich abkühlen kann.

Zu Unterkleidern — Hemd, Unterhose, Strümpfe — sind für Leute, welche in gleichmäßiger Zimmerwärme arbeiten, die Stoffe der ersten Gruppe geeignet, während für Personen, welche im Freien und den Unbilden der Witterung ausgesetzt arbeiten

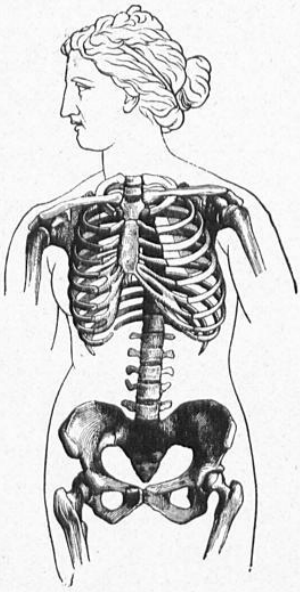
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müssen, besonders die Wolle in Betracht kommt, wobei natürlich zu beachten ist, daß bei heißer Witterung leichtere wollene Hemden zu tragen sind, als bei kühler, damit keine Wärmesammlung, kein Hitzschlag entsteht. Denn die Wolle hat natürlich auch ihre Nachteile, weil sie die oft nötige Abkühlung hindert, eine übermäßige Schweißproduktion hervorruft, leicht schmutzt und durch die Nässe abgenutzt wird, sodaß sie, schon so teuer genug, noch teurer wird.

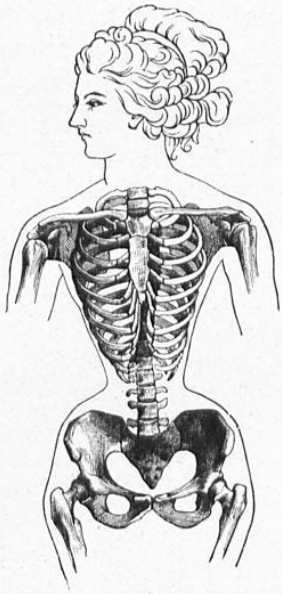
Zur Oberkleidung benutzt man, je nach der Außenwärme, helle, glatte, leichte oder dunkle, nicht schwere Stoffe.

Aber nicht nur durch den Stoff allein, auch durch die Form der Kleidung selbst können mancherlei Nachteile entstehen. Am gefährlichsten sind in dieser Beziehung Leibriemen und je nach seiner Befestigungsart das Korset. Der Leibriemen schnürt den Unterleib in ungünstigster Weise ein, verursacht Verdauungsbeschwerden und sogar Unterleibsbrüche.

Das Korsett verursacht Gesundheitsschädigungen verschiedenster Art. Einmal liegt es fest und undurchlässig, oft wenig ausdehnungsfähig an Brust und Rücken, erschwert dadurch die Atmung — zumal die Frau schon sowieso mehr auf die Rippenatmung angewiesen ist, während der Mann mehr mit dem Zwerchfell atmet — und beeinträchtigt im höchsten Grade die Tätigkeit der Haut jener Körperteile. Sodann



Normaler weiblicher Brustkorb mit den Umrissen der mediceischen Venus.



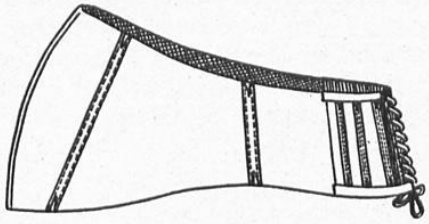
Durch übermäßiges Schnüren verunstalteter und verkrüppelter weiblicher Brustkorb.

übt es einen unheilvollen Druck auf die Unterleibsorgane aus. Leber und Magen werden aus ihrer Lage nach unten gedrängt und schieben den Dickdarm vor sich her. Die Leber wird eingeschnürt und weist die bekannte Schnürfurche auf, der beständige Druck auf die Gallenblase führt zu Katarrhen und diese zu Gallensteinbildung, welche furchtbare Schmerzen als Gallensteinkoliken, schwere, teure Erkrankungen und Operationen, Bauchfellentzündung und sogar Gallenblasenkrebs verursachen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

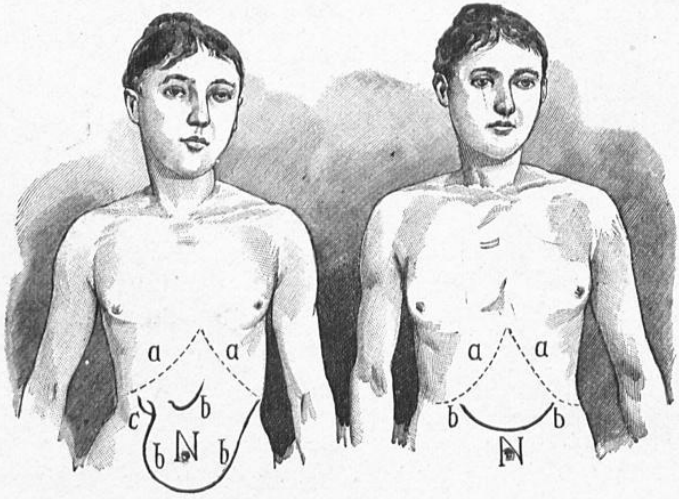
Der verschobene Magen wird ebenfalls von Erkrankungen mancher Art heimgesucht: Magenerweiterung, Magensenkung, chronischer Magenkatarrh und Magengeschwüre, Erkrankungen, deren Schwere jeder fürchtet, der darunter zu leiden gehabt hat.

Deshalb sollte überhaupt das Korsett als Bestandteil der weiblichen Kleidung wegfallen, wie es die Bemühungen zur Reformierung der weiblichen Tracht anstreben, wo lediglich ein Büstenhalter oder Leibchen zur Stütze der Brust dient. Und mit dem Korsett würde auch die unnütze Menge der Unterröcke, vom Wattrock bis zum seidenen schwinden, deren Vorhandensein oft vielmals als Entschuldigungs-, als Daseinsberechtigungsgrund des Korsetts ins Feld geführt wird. Denn wie für den Mann, so kann es auch für die Frau genügen, wenn sie statt vieler Unterröcke in ähnlicher Weise ein lose anliegendes Unterbeinkleid aus je nach der Jahreszeit verschiedenem Stoff trägt. Diese hält den Unterleib wärmer als die abstehenden Unterröcke, welche der Kälte von unten seinen Zutritt lassen. Empfehlenswert ist auch die sogenannte Hemdhose oder Kombination, welche noch über dem Hemd getragen



Flanell-Leibbinde.

wird. Wer sehr zur Erkältung neigt, kann trotzdem seine Flanell-Leibbinde tragen. Und mit den Röcken fällt die Einschnürung durch dieselben weg.



1. 2.

1. Mädchen 14½ Jahre alt, seit drei Jahren sehr fest und hoch gebunden, appetitlos, blaß, müde. 2. Dasselbe ein Jahr später bei zweckmäßiger Kleidung. — aa Rippenrand, bb Magenumriß, c Rand der verdrängten Niere, N. Nabel (Nach Dr. Meinert, Dresden).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freilich ist die Unterlassung der Anschaffung der Reformtracht oft nicht Sache des bösen Willens, sondern mehr rein verneinende Antwort des Geldbeutels, da neue Kleidungsstücke nötig werden, deren Selbstanfertigung oft nicht möglich ist, und gute Kleidungsstücke in großer Zahl unbenutzt bleiben müssen. Deshalb muß der Hebel zur Einführung der Reformtracht nicht an die Frauen allgemein, sondern an die Mütter der Mädchen angesetzt werden. Erstere selbst können die Schädlichkeiten des Korsetts dadurch teilweise vermeiden, daß sie sich nicht schnüren und die Röcke mit hosenträgerartigen Bändern über der Achsel befestigen. Auch das Hemd zeigt häufig bei Frauen einen Fehler, indem Arme und Schultern ausgeschnitten sind. Diesem Fehler kann durch das Tragen von leichten Trikotunterziehjacken abgeholfen werden.

Am Hals sieht man oft enge Kragen oder dicht umgewundene wollene Halstücher, was ja von vielen als Hauptstück des „warm angezogenseins" geschätzt wird. Hieraus können aber Schädlichkeiten von zweierlei Natur entstehen: Einmal Blutstauung und erschwerte Atmung mit Kopfschmerz, Schwindel und Ohnmacht, das andere Mal Überhitzung des Körpers, Hitzschlag, oft durch beide verursacht; denn die Halsöffnung ist das Hauptventil der am Körper emporsteigenden, erwärmten Luft: wird dieses Ventil geschlossen, so staut sie sich und es kann bei sonst gegebenen Verhältnissen — Marschieren in Sonnenglut, Wassermangel, schwüle Luft — die Überhitzung eintreten.

Durch den Druck zu schwerer, luftundurchlässiger Hüte kann Haarschwund und Kopfschmerz entstehen, durch ungenügende Bedeckung Sonnenstich.

Viel schlimmer ist es aber, wie schon erwähnt, mit den Füßen. Nicht nur seitens der Strümpfe drohen ihnen Gefahren, auch das Schuhwerk bringt deren genug. Meistens ist es zu eng, selten zu weit; Hühneraugen, Wundlaufen, Schmerzen und Schwielen auf der Spanne und eingewachsene Nägel sind die Folgen, oft sogar eitrige Zellgewebsentzündung, Anschwellung der Leistendrüsen und Rose, wenn der Schmutz unsauber gehaltener Füße in die Wunde gerieben wird. Deshalb haben wir für die Fußpflege zu beobachten: Tägliche, bei Schweißfuß wenn möglich mehrmalig tägliche Seifenfußbäder, häufiger Strumpfwechsel, bequem sitzende, nicht zu enge, nicht zu weite, nicht zu spitze Schuhe ohne hohe Absätze, welche das Gehen erschweren, ja durch Hängenbleiben oft gefährlich machen. Für Leute, welche leicht an den Füßen frieren, sind Filzschuhe, für solche, welche an Schweißfuß leiden, nach Belieben verstellbare, stets Ventilation ermöglichende Schnürschuhe empfehlenswert.

Dabei dürfen die Füße jedoch nicht von oben herkommenden Schädlichkeiten ausgesetzt sein, d. h. es dürfen keine Strumpfbänder getragen werden, welche die Erweiterung der oberflächlichen Blutadern zu den sogenannten Krampfadern verursachen, die ihrerseits in Verbindung mit Unreinlichkeit die bekannten Unterschenkelgeschwüre zur Folge haben. Deshalb sollen die Strümpfe durch lange, elastische mit Beißklammern an den Unterhosen befestigte Bänder getragen werden oder noch besser halbhohen, an den Unterhosen von selbst haftenden Socken weichen. Ferner sollen die Strümpfe glatt anliegen, damit sie keine Falten bilden, welche drücken und Wundlaufen, Blasen ꝛc. verschulden.

Wenn die vorhergehenden Bemerkungen sich hauptsächlich mit der Tracht der Erwachsenen beschäftigte, so ist in Bezug auf die Kleidung der Kinder nur noch soviel zu sagen, daß dieselbe erst recht frei von den erwähnten Schädlichkeiten sein soll, da diese sich durch bestehenbleibende Fehler für das ganze Leben rächen und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entwicklung eines Kindes oft außerordentlich hemmen können. Kinderkleider sollen lose sitzen und nicht aus Sammet und Seide bestehen, damit sich das Kind in frischer Luft nach Herzenslust tummeln kann.

Zur Kleidung müssen wir auch das Bett rechnen, in dem wir bekanntlich ein Drittel unseres Lebens verbringen. Unter Bezugnahme auf schon erwähntes wollen wir schnell rekapitulieren: das Bett soll aus Eisen sein, aus Bettgestell mit Fußbrett und beweglichem Kopfteil, Spiralbettboden und dreiteiliger Matratze, Bett-Tuch, überzogenem, prall gefülltem Kopfkissen und einer bezw. mehreren überzogenen Wolldecken bestehen. Betthimmel, schwere Federbetten und Unterbetten sind möglichst zu vermeiden, da dieselben die Ausdünstung des Körpers verhindern. Die Bettwäsche ist möglichst wöchentlich zu wechseln, die Betten sind nach dem Bettmachen, d. h. Auf- und Ausschütteln, nicht zuzudecken, sondern sollten offen mit der Innenseite nach außen den ganzen Tag bei geöffnetem Fenster, aber so, daß sie sich nicht voll Sonnenhitze saugen können, liegen. Die Bettbezüge sollen weiß sein und im Sommer aus Leinwand, im Winter aus Baumwolle bestehen. Für die Nachtzeit soll ein besonderes Nachthemd angezogen werden, wozu bei gegen Kälte empfindlichen und bei weiblichen Personen eine leinene Nachtjacke hinzutreten darf. Unterröcke und Hosen, sowie Strümpfe gehören nicht ins Bett; vor demselben soll ein Bettvorleger liegen.

Natürlich muß aber auch dem Schlafbedürfnis sonst Rechnung getragen werden. Dazu gehört vor allen Dingen, daß man früh genug zu Bett geht, denn der alte Satz vom Vor-Mitternachtsschlaf ist deshalb richtig, weil derjenige, der eher zu Bett geht, eher aufzustehen pflegt. Erwachsenen macht der Beruf hier oft genug einen Strich durch die Rechnung, dafür sollen die Kinder desto eher ins Bett. Genug und zur richtigen Zeit verabreichter Schlaf nützt oftmals mehr gegen Blutarmut und Nervosität der jetzigen Kinderwelt, als alle chemischen Eisenpräparate mit schönen lateinischen und griechischen Namen. Kinder sollen bis zum 14. Jahre täglich um 8 Uhr ins Bett gehen und um 6 bezw. 7 aufstehen.

Zur Herbeiführung des Schlafes ist nicht nur Zeit und Bettvorrichtung, sondern auch die richtige Lage des Schlafzimmers nötig, damit daselbst Ruhe und gute Luft vorhanden seien. Vor allen Dingen soll das Schlafzimmer möglichst nach Südosten oder Süden liegen, wenn das gar nicht geht, nach Osten, nie nach Norden. Wer seine „gute Stube" an der Süd- und sein Schlafzimmer an der Nordseite hat, setzt seine und seiner Angehörigen Gesundheit um eines Möbelmagazins willen auf das Spiel. Dabei ist als selbstverständlich erwähnt, daß es höchst ungesund und unappetitlich ist, wenn man im Arbeitsraum schläft, z. B. das Dienstmädchen unter dem Küchentisch.

Im Schlafzimmer soll es nicht heiß und nicht kalt sein. Deshalb läßt man im Sommer gegen Mittag die Vorhänge herunter oder macht die Läden zu, wobei man jedoch die Fenster offen läßt und öffnet erstere erst wieder nach Sonnenuntergang, damit die glühende Sonnenhitze sich nicht fangen kann. Und wenn die Zimmertemperatur unter 2—5 Grad über Null sinkt, so soll abends eingeheizt werden; sonst erkältet sich der Schlafende zu leicht und es fördert auch die Lust zum Verlassen des Bettes und die Reinlichkeit nicht, wenn man weiß, daß erst die Eiskruste des Wasserkruges aufgepocht werden muß. Danach ist auch die Frage des offenen Fensters zu beantworten. Im warmen Sommer ist es stets erlaubt, bei geöffnetem Fenster zu schlafen, im Winter auch, sobald die Außentemperatur nicht unter Null sinkt und kein Sturm herrscht und wenn die Luft nicht direkt, sondern indirekt und allmählich zutritt, z. B. wenn das Fenster des Nebenzimmers bei geöffneter Tür offensteht oder Vorhänge und Läden des geöffneten Schlafstubenfensters geschlossen sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Zusammenschlafen mit Schwindsüchtigen ist natürlich, wenn irgend möglich, zu unterlassen.

Wohn- und Kinderzimmer sollen ebenfalls nach Süden liegen, während die geliebte gute Stube, Küche und Abortanlage, welch letztere jede Familie für sich allein haben soll, jedenfalls nicht dort liegen dürfen. Alle Wohnzimmer sollen hell, entsprechend warm sein und gute Luft enthalten, was sich am schwersten in Kellerwohnungen einrichten läßt. Die Helligkeit besorgt bei Tag die Sonne, wenn die Fenster groß, zahlreich und hoch genug sind, abends die künstliche Beleuchtung.

Die beste ist natürlich elektrisches Licht, auch Gas-, Spiritus- und Benzinglühlicht sind hell genug und zeigen wenig Nachteile, während Öl- und Petroleumbeleuchtung, sowie einfache Gasflammen die Luft verderben. Deshalb muß fleißig gelüftet werden, entweder durch besondere Ventilationsvorrichtungen oder durch Öffnung der oberen Fenster. Im Winter soll durch die Lüftung aber keine plötzliche Abkühlung der Zimmerwärme verursacht werden, deshalb ist vorsichtig, aber stetig zu lüften; insbesondere soll während des Feueranzündens das Fenster eine gute Stunde offen stehen, damit die schlechten Gase entfernt werden und die Luft sich dadurch schneller anwärmt. Dieses Anwärmen der Luft geschieht am besten durch Kachel- oder Regulierfüllöfen, in großen Haushaltungen durch Zentralheizung. Außer etwa von der Beleuchtung und durch die Ansammlung von Menschen herrührender Verschlechterung der Luft ist besonders vor dem Kochen, Waschen und Trocknen im Wohnzimmer zu warnen, da dies die Luft oft dermaßen verpestet, daß eine von draußen kommende Person zurückprallt. Nochmals sei hier auf die Zuführung frischer und Abführung verdorbener Luft hingewiesen, da reine Luft sich besser erwärmt, als verdorbene. Die Luft soll aber außer der nötigen Wärme auch die nötige Feuchtigkeit enthalten. Zu trockene Luft muß angefeuchtet werden, während zu feuchte Wohnungen, welche Rheumatismus, Blutarmut, Nieren- und Lungenentzündungen verursachen können, durch energisches Heizen möglichst zu trocknen, eventuell zu verlassen sind.

Wenn wir aber nun Wohnung, Ernährung und Kleidung noch so zweckmäßig zu gestalten bemüht sind, so schweben wir doch stets in der Gefahr, plötzlichen Temperaturunterschieden ausgesetzt zu sein und müssen uns bemühen, diesen möglichst widerstehen zu können.

Deshalb müssen wir unseren Körper a b h ä r t e n und ihn üben und stählen, um ihn an Erkältungen und Strapazen zu gewöhnen.

Erkälten tut man sich dann, wenn man den Körper oder Teile desselben in durchschwitztem, überhitztem Zustand eine Zeit lang —je nach der Natur des Betreffenden — unbeweglich dem Luftzug oder sonstwie plötzlich der Kälte preisgibt. Also sind sitzen, liegen oder gar schlafen im Zug, auf kalten Steinen, im kalten Wasser, in durchnäßten Kleidern, Stiefeln usw. die Ursachen der Erkältung, die sich meistens als Schnupfen, rheumatische Muskelschmerzen, Leibschmerzen, Katarrhe, seltener als Lungen- oder Nierenentzündung äußert. Demgemäß müssen wir erstens überhaupt verhindern, daß wir in solche Umstände geraten, und wenn einmal dazu gezwungen, alles tun, um die Erkältung zu verhindern, d. h. nach Möglichkeit in Bewegung, in Wärmeentwicklung bleiben. Zweitens müssen wir die durchnäßten Kleidungsstücke wechseln, durchnäßte oder durchschwitzte Körperteile abtrocknen und durch heiße Getränke — Tee, Kaffee — Wärme zuführen. Und drittens müssen wir die Haut üben, daß sie auch einem plötzlichen Temperaturwechsel widerstehen kann, wozu natürlich eine zweckmäßige Kleidung — wollene Unterkleidung! — sehr nötig ist. Die Abhärtung selbst besteht in Abreibungen, welche im Beginn der Kur früh nüchtern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach einigen Tagen auch abends vorgenommen werden. Anfangs verwendet man dazu Wasser von 24 ° C. bis man allmählich bis zu 12 ° C herabgeht. In das Wasser taucht man ein Bett-Tuch und wirft es dem stehenden Patienten über, welcher sich sodann die Vorderseite des Rumpfes eine Minute lang energisch abreibt, während die Mutter u. dergl. dasselbe hinten und an den unteren Gliedmaßen besorgt.

Sodann wird das nasse Tuch schnell gegen ein trockenes rauhes Tuch vertauscht und damit die behandelten Körperstellen so lange trocken gerieben, bis sich eine wohlige Hautwärme entwickelt, worauf früh schnell der Anzug vollendet und der heiße Kaffee getrunken wird, während abends sofort das Bett aufzusuchen ist.

Eine andere Methode besteht darin, daß man jeden Körperteil einzeln mit Wasser von verschiedener Temperatur abreibt (siehe weiter vorn). Schwächliche Personen werden anfangs nur einmal und zwar mit reinem Spiritus und Wasser zu gleichen Teilen abgerieben. Dabei darf aber aus Furcht vor der Erkältung die frische Luft nicht gemieden werden, sonst hat die ganze Abreibung keinen Zweck. Und ferner darf die Bekleidung der abzuhärtenden Person nicht derart sein, daß der Betreffende nach kurzer Zeit schwitzen muß, weil er dermaßen eingepackt wurde, daß die aus der Bewegung entstehende Wärme nicht zur Kleidung, besonders nicht am Hals hinaus kann.

Ist die betreffende Person nun soweit abgehärtet, so geht man über zum *Baden im Freien*. Im allgemeinen badet man zwischen 15—22 ° C, der Anfänger beginnt möglichst mit 20—22 ° C. Vor dem Baden selbst ist der ganze Körper abzuseifen, eine gute Vorbereitung, welche auch die nötige Abkühlung ermöglicht, ohne welche man nicht in das Wasser gehen soll. Wer ohne die Abseifung ins Bad gehen will, soll sich langsam ausziehen, etwaigen Schweiß abtrocknen, den Körper durch Abspritzen oder Abduschen abkühlen und dann langsam hineingehen, statt hineinzuspringen. Im Bade selbst ist energische Körperbewegung nötig, wie sie am zweckmäßigsten durch das Schwimmen ausgeübt wird; deshalb sollen auch gesunde Kinder sobald als möglich Schwimmunterricht erhalten. Bei höheren Wärmegraden ist das Verweilen im Wasser nicht zu lange auszudehnen, weil sonst die Abkühlung nachläßt, während bei niederen Temperaturen das Bad mindestens mit dem Eintritt von Frostgefühlen unterbrochen werden muß. Nach dem Bade ist energisches Abtrocknen und Warmreiben, schnelles Anziehen und baldige Bewegung nötig.

Während das Schwimmen den Körper erfrischt und seine Muskulatur stählt, haben die anderen Körperübungen den Vorteil, daß sie neben der Kräftigung den Geist ablenken und erfrischen, weil derjenige, welcher sie ausführt, alle seine Gedanken darauf konzentrieren muß, daß er sie richtig ausübt.

Deshalb sind im Prinzip alle Körperübungen zu empfehlen, soweit sie nicht übertrieben werden und ihren Zweck verlierend in einseitigen überanstrengenden Sport verfallen.

Reiten und Jagen können wir gleich von vornherein als nur wenigen möglich ausschließen.

Hingegen können Turnen, Ballspiele und Schlittschuhlaufen von fast allen, Radeln von den meisten betrieben werden. Auch hierbei, besonders beim Radfahren, sind Überanstrengungen zu vermeiden, auch soll sich jeder Herz- und Lungenkranke erst mit seinem Arzt beraten, ob es für ihn nützlich ist. Beim Turnen gilt dies besonders für den Anfänger, beim Radfahren ist auf guten Sitz, d. h. nicht vorn übergebeugt zu fahren, acht zu geben. Eine außerordentlich förderliche Übung und Ablenkung für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körper und Geist ist die Gartenarbeit, welche deshalb und wegen der Möglichkeit reichlichen Genusses selbstgebauten frischen Obstes allen denjenigen, welche dazu in der Lage sind, nicht genug empfohlen werden kann.

Neben dieser Übung des Körpers und Ablenkung des Geistes sind aber auch die Folgewirkungen dieser Körperübungen wertvoll, welche in Regelung des Stuhlganges und gesteigerter Eßlust infolge der vermehrten Bewegung und in Vermeidung des Alkoholgenusses bestehen. Denn wer sich erfolgreich solchen Strapazen unterziehen will, muß bald genug das braune Bier lassen und seinen Durst mit dünnem Kaffee oder Tee oder Wasser und Fruchtsäften löschen, und wird auch abends keine Lust haben, sich in das rauchige Kneiplokal zu setzen, da er viel zu müde dazu ist. Und auch auf die Kleidung werfen diese Körperübungen ihre wohltuenden Reflexe: Korsett und prima glanzgestärkte Hemdenbrust müssen von dannen ziehen und zweckmäßigeren, gesünderen Kleidungsstücken und -Arten weichen.

Mit diesem soll jedoch gesellschaftlicher Verkehr und geistige Anregung nicht verworfen werden. Solange sie keine Gefahren bringen, sind sie ebenso nützlich und nötig wie die Körperübungen. Im allgemeinen gilt der Satz, daß geistige Anregungen wie lesen, musizieren, Konzerte und Theater mehr für diejenigen nötig erscheinen, welche hauptsächlich Muskelarbeit in freier Luft ausführen, während Körperübungen mit Naturgenuß von denen bevorzugt werden, welche vorzugsweise geistig arbeiten. Gesellschaftlicher Verkehr, solange er zu zwangloser Zusammenkunft mit Gleichgesinnten und zum Gedankenaustausch führt, ist beiden Teilen nötig und nützlich; bringt er aber Gefahren mit sich, wie langes Wachbleiben, Trunksucht, Spiel und andere Laster, so bleibt er besser weg.

Tätigkeit und Erholung gleichmäßig und entsprechend, unter Berücksichtigung aller sonstigen Verhältnisse zu verteilen, das ist das Geheimnis der Gesundheitspflege, welches sich jeder soweit als möglich selbst enträtseln kann und muß.

Dr. med. Karl Grobe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schönheitspflege.

Sein Äußeres zu verschönen und vollkommener zu gestalten liegt in dem Bestreben jedes lebenden Wesens — die Blume auf dem Felde, das Tier des Waldes folgt gehorsam diesem allgewaltigen Trieb der Natur und auch der Mensch ist ihm unterworfen; aber während hier beim Manne mehr das Streben vorherrscht, Kraft und Stärke zu entfalten, ist der eigentliche Verschönerungstrieb vornehmlich beim weiblichen Geschlecht ausgebildet; die ältesten Überlieferungen geben davon Kunde. In den Papyros der Egypter finden sich aus allen Geschichtsperioden dieses alten Kulturvolkes beachtenswerte Rezepte von Schminken und sonstigen Verschönerungsmitteln. Von den Egyptern verpflanzte sich die Schönheitspflege auf die Griechen und später auch auf die Römer, welche sie weiter entwickelten und zur Zeit der römischen Kaiser zu hoher Vollkommenheit brachten. — Der streng aszetische Geist des jungen Christentums bildete keinen Nährboden für die heitere Freude der Schönheitspflege — sie geriet mehr und mehr in Vergessenheit; erst in der Blüte der Renaissance und dann unter dem französischen Königtum erlangte sie ihre alte Bedeutung wieder und entwickelte sich dann bis auf unsere Zeit zu immer größerer Vollkommenheit.

Im Gegensatz zu der älteren Schönheitspflege, die so gern angetan mit dem Mäntelchen des Wunderbaren einherstolzierte, folgen die meisten modernen Bestrebungen dieser Art den Pfaden der Wissenschaft und suchen ihre Erfolge auf diesen Wegen zu erreichen.

Die moderne Schönheitspflege besteht gewissermaßen aus zwei Teilen, die besonders behandelt werden müssen und zwar aus der allgemeinen und aus der speziellen Schönheitspflege.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die allgemeine Schönheitspflege

gipfelt in dem Grundsatz: „Gesundheit ist Schönheit!“ Ihre Regeln sind diejenigen der allgemeinen Hygiene. Helle, gut gelüftete Wohn- und Schlafräume, in denen so reine Luft herrschen muß, daß kein anderer Geruch wahrnehmbar ist, wenn man von außen in die Zimmer kommt. Ferner: leichte, durchlässige Kleidung, die dem Körper genügend Schutz verleiht ohne ihn indes zu verweichlichen. Möglichste Vermeidung aller beengenden, die Blutzirkulation und sonstige Körperfunktionen behindernden Kleidungsstücke. Da es noch immer viele Frauen gibt, die glauben, das Korsett nicht entbehren zu können, mögen sie dasselbe zum mindesten stets den Körperformen entsprechend in solcher Konstruktion wählen, daß es die im Oberkörper eingebetteten edlen Organe wie Magen, Leber, Lunge, Milz, so wenig wie möglich benachteiligt und in ihren natürlichen Funktionen stört.

Die Ernährung (Speise und Trank) wird im wesentlichen immer der individuellen Veranlagung nach gewählt werden müssen. Der beste Wegweiser ist im allgemeinen der Appetit. Seinem Verlangen soll — wenn nicht besondere Bedenken vorliegen — entsprochen werden. Um aber die Verdauung und eine gesunde Blutbildung zu befördern, darf bei der Ernährung grünes Gemüse und Obst nicht fehlen; außerdem ist entsprechende, körperliche Tätigkeit in frischer Luft erforderlich. Hierfür genügt — namentlich für junge Personen — nicht ein bloßes Spazierengehen, weil dabei nur ein beschränkter Teil der körperlichen Organe in Tätigkeit tritt, empfehlenswerter sind vielmehr Garten- und Landarbeit, Sportspiele jeder Art: Reiten, Radfahren, Rudern, Schwimmen, Lawn-Tennis- und Polo-Spiele. Neben der Tätigkeit bedürfen aber Körper und Geist auch einer entsprechenden Nachtruhe, welche für gesunde Personen auf 6—8 Stunden zu bemessen ist; für schwächliche und nervös veranlagte Individuen ist außerdem noch eine kurze Ruhe nach der Hauptmahlzeit dringend nötig.

Eine große Bedeutung für die Schönheitspflege hat neben der körperlichen die geistige oder seelische Hygiene. Zu deren Haupterfordernis gehört, daß man sich allen äußeren Eindrücken, wie Schmerz, Verdruß, Ärger ꝛc. nicht schrankenlos hingibt, sondern sich stets in allen Lagen einen gewissen Gleichmut bewahrt; daß man an alle geistige und körperliche Tätigkeit ohne Hast, mit völliger Ruhe geht und sie ohne Ungeduld, Verdruß oder Ärger aufkommen zu lassen, mit Gelassenheit zu Ende führt. Die Kraft, welche uns hierzu befähigt, ist ein „f e s t e r W i l l e“! Er vermag — anfänglich allerdings mit einigen Schwierigkeiten, bei fortdauernder Übung jedoch mit einer größeren Leichtigkeit — jeden Widerstand, der sich in Gestalt von Temperament und Veranlagung entgegenstellt, zu überwinden. Die Nervenhygiene ist von höchster Bedeutung für die Konservierung der Schönheit. Früh verbrauchte Nerven krümmen vorzeitig den Rücken, lassen das Haar ergrauen und bedecken das Gesicht mit Falten und Runzeln. Ein gesundes, kräftiges Nervensystem erhält Körper und Geist jugendlich frisch bis ins späteste Alter.

Spezielle Schönheitspflege.

Zur speziellen Schönheitspflege gehört die Formen-, Haut-, Haar- und die ästhetische Schönheitspflege.

Die Körperformen sind zum Teil in ihrer Gestaltung abhängig vom Knochenbau. Ein grober Knochenbau ist beim weiblichen Geschlecht immerhin ein Schönheitsfehler, gegen welchen direkt nichts getan werden kann. Seine Wirkung ist abzu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwächen durch Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in den Bewegungen, die durch Übung erlangt werden kann; ferner aber durch entsprechende Bekleidung, die geeignet ist, diesen Übelstand zu verdecken.

Andere Fehler des Knochenbaus sind die verschiedenartigen Mißbildungen und Verkrümmungen, z. B. der Wirbelsäule; X- und O-Beine, schiefe Schultern und dergl. Die Fortschritte der Orthopädie setzen uns instand, die meisten derartigen Fehler ganz zu beseitigen, zum mindesten stark zu mildern. In je jüngeren Jahren eine solche Kur vorgenommen wird, desto leichter und aussichtsvoller gestaltet sich dieselbe, womit aber keineswegs bestritten werden soll, daß auch noch in vorgeschrittenen Jahren Knochenmißbildungen geheilt, resp. gebessert werden können.

An dem Knochenbau des Menschen sind die Muskeln und das Fleisch befestigt. Während beim männlichen Geschlecht eine kräftige Ausbildung des Muskelbaues erwünscht ist, tritt beim weiblichen Geschlecht diese Forderung zurück hinter der Bildung eines mäßig entwickelten Fettpolsters, welches letztere auf den Muskeln (dem Fleisch) angeheftet ist. Das Fettpolster erzeugt die angenehme Fülle, die sanfte Rundung, die weichen Linien, die so recht eigentlich die Formenschönheit des weiblichen Körpers bedingen. Ist dieses Fettpolster am Körper nicht genügend entwickelt, so besteht Magerkeit; ist dagegen die Fülle im Übermaß vorhanden, so spricht man von Korpulenz oder Fettsucht. Die Ursachen sowohl der Magerkeit wie auch der Korpulenz sind meist in Ererbung zu suchen. Ihre Behandlung, d. h. die Hinführung des zu wenigen oder zu vielen Fettpolsters auf ein normals Ebenmaß kann eine verschiedenartige sein. Zunächst kommen dabei neben Brunnen — (z. B. Marienbad 2c.) diätetische Kuren in Betracht, d. h. solche, bei denen die Ernährung in zweckentsprechender Weise geregelt ist; die Behandlung beider Übel ist eine völlig gegensätzliche. Während bei bestehender Magerkeit eine gemischte Ernährung notwendig ist, in welcher neben Fleisch namentlich Fette, süße Mehlspeisen und — wenn sie vertragen werden — Hülsenfrüchte vorwalten sollen, erfordert die Korpulenz eine Nahrung, bei welcher mageres Fleisch die Hauptrolle spielt; Fette, Mehlspeisen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte dagegen nach Möglichkeit zurücktreten müssen. Besondere Berücksichtigung erfordern die Getränke. Magere Personen sollen zu jeder Mahlzeit trinken und zwar sind mit Ausnahme von sauerem Wein, schwarzen Kaffee, Tee, die meisten Hausgetränke geeignet. Der Fettleibige trinkt während und bis eine Stunde vor und nach jeder Mahlzeit gar nicht und bevorzugt neben ungesüßtem Kaffee und Tee namentlich leichte saure Weine oder Sauerbrunnen; schwere Biere, süße Weine, Liköre, Suppen muß der Korpulente nach Möglichkeit meiden, wogegen sie für den Mageren sehr empfehlenswert sind. Von Bedeutung ist, daß Magere nach dem Mittagessen eine oder eine halbe Stunde ruhen, Fettleibigen dagegen ist eine leichte Bewegung meist sehr wohltätig.

In vielen Fällen versagen bei beiden Übeln diätetische Kuren vollständig, oder haben nur vorübergehenden Erfolg; es muß dann eben zu künstlichen Mitteln Zuflucht genommen werden.

Gegen unschöne Magerkeit stehen eine ganze Reihe künstlicher Nährpräparate zur Verfügung, bei deren Auswahl der Grundsatz maßgebend sein muß, kein Präparat zu nehmen, welches Widerwillen oder Verdauungsstörungen erzeugt.

Gegen Fettsucht werden in neuerer Zeit Präparate aus der Schilddrüse des Kalbes oder ähnlich zusammengesetzte Stoffe angewendet. Die Mittel haben meist ausgezeichneten Erfolg, indem das Körpergewicht durch deren Anwendung bedeutend herabgesetzt wird. Sie sind aber nicht immer ganz gefahrlos; namentlich sollten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zucker- und Herzkranke sowie Nervenleidende diese Präparate nur mit großer Vorsicht brauchen. Überhaupt ist es dringend anzuraten, alle auf die Veränderung der Formenbeschaffenheit des Körpers hinzielenden Kuren stets nur unter fachwissenschaftlicher Aufsicht vorzunehmen. Eine solche ist auch schon deswegen erforderlich, als es bei Beseitigung von Magerkeit sowohl wie von Fülle darauf ankommen wird, an besonderen Körperteilen (Gesicht, Hals, Büste), die Fülle besonders zu befördern oder in mäßiger Form zu erhalten.

Für beide Zwecke erweist sich die Massage sehr wirkungsvoll, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie unter Aufsicht in richtiger und zweckentsprechender Weise angewandt wird.

Die wohlgestaltetsten Formen entbehren des vollen Reizes, wenn die Körperbewegungen schwerfällig und gezwungen ausgeführt werden. Die vollendete Formenschönheit erfordert daher, daß alle Bewegungen ungezwungen, leicht, elastisch, graziös ausgeführt werden. Wo dies nicht auf natürlicher Anlage beruht, muß getrachtet werden, diese Eigenschaften durch körperliche Übungen zu erlangen. Es eignen sich hierzu ausschließlich solche Übungen, deren Ausführung weniger Kraft wie Geschicklichkeit und Grazie erfordert, z. B. Jonglieren mit Bällen, Reifen werfen, Reigenspiele, welche unter Musikbegleitung vor sich gehen. Es ist oft geradezu wunderbar, wie schnell und günstig derartige Spiele Haltung und Bewegungen einer Person inbezug auf Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Elastizität beeinflussen.

Hautpflege. Auf dem Fleisch- und Fettpolster des Körpers ist die Haut befestigt; sie umschließt den ganzen Körper gewissermaßen wie ein Sack. Neben anderen wichtigen Aufgaben hat sie vor allen diejenige, den lebenswichtigen Organen des Körpers Schutz gegen schädliche äußere Einflüsse zu gewähren. Für die Schönheitspflege ist die Haut das hervorragendste Objekt, insofern von ihrer Gestaltung die Schönheit einer Person mehr oder weniger abhängig ist. Leider muß konstatiert werden, daß die vernünftige hygienische, ästhetische Hautpflege noch vielfach sehr vernachlässigt wird. Wie oft sieht man Damen selbst der besseren Gesellschaft, in den feinsten, mit kostbarstem Geschmeide überladenen Toiletten, während das Gesicht die häßlichsten, durch Puder und Schminke nur mangelhaft verdeckten Fehler und Unreinheiten zeigt. Jeder ästhetische gebildete Mensch hat einer solchen Erscheinung gegenüber ungefähr dasselbe Gefühl, wie beim Anblick einer afrikanischen Schönheit, welche im glänzendsten Ballstaat — ohne Fußbekleidung einherstolziert.

Bei dem heutigen Stande der kosmetischen Wissenschaft ist es meist ein Leichtes, Hautübel zu beseitigen und jede Dame, die dies nicht tut, sondern zur Verdeckung zu Puder und Schminke greift, macht sich einer ästhetischen Unterlassungssünde schuldig.

Das Ideal der Haut nach der bestehenden Auffassung ist der glatte, elastische, rosig durchschimmernde Teint, wie man ihn bei Kindern von 2—4 Jahren beobachten kann. Bei solchem Zustand der Haut sind alle Organe derselben gesund und erfüllen in normaler Weise ihre Tätigkeit. Zeigen sich Fehler auf der Haut, so ist das ein Zeichen, daß irgendwelche Organe nicht gesund sind, in ungenügender Weise funktionieren. Zunächst wird also eine vernünftige Hautpflege die Aufgabe haben, die Haut durch geeignete Behandlung gesund zu machen, d. h. die Fehler zu beseitigen, dann aber die künftige Pflege der Haut so zu gestalten, daß dem Auftreten von Fehlern vorgebeugt wird. Wie der ganze Körper, so ist auch die Haut einem fortwährenden Prozeß der Abnutzung und Erneuerung unterworfen. Während sich die Haut nach außen abschuppt, geschieht die Erneuerung durch das Blut vermittelst der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blutäderchen, welche gleich kleinen Kanälen die ganze Haut durchziehen. Im normalen Zustande der Haut sind sie nicht sichtbar, sondern schimmern nur an gewissen Stellen durch, z. B. auf den Lippen, sowie auf den Wangen, wo sie dann die zarte Wangenröte bewirken. Füllen sich diese Blutäderchen unter gewissen körperlichen oder seelischen Erregungen, Anstrengungen, Zorn, Scham oder durch äußere Einflüsse: Hitze, Kälte, so erfolgt ein starker Blutzufluß nach der betreffenden Stelle, die Äderchen füllen sich strotzend mit Blut — die Haut rötet sich. Tritt ein solcher Blutandrang nach gewissen Hautteilen ein, so erweitern sich allmählich die zarten Wandungen der Blutkanäle mehr und mehr, die Rötung wird eine dauernde, die allmählich vom zarten Rosa bis zum dunkelsten Violettrot fortschreitet. Die Gesichts-, Nasen- und Wangenröte ist — namentlich bei Damen — ein sehr entstellendes Übel und dessen Beseitigung erfordert besonders im fortgeschrittenen Stadium, viel Geduld und Ausdauer. Hier ist zunächst eine reizlose, mehr pflanzliche Kost erforderlich. Es dürfen keinerlei alkoholische Getränke, wenig Kaffee, Tee genossen werden. Beengende Kleidungsstücke, namentlich an Hals, Armen, um die Taille sind äußerst nachteilig. Die Betreffenden Hautteile dürfen nur mit sehr warmem Wasser gewaschen werden. Seife ist zu meiden, an ihrer Stelle ist Emulsion oder Mandelmehl als Waschmittel zu benutzen. Die Haut darf auch beim Abtrocknen nicht gerieben, vielmehr muß die Feuchtigkeit nur abgetupft werden. Nach dem Waschen und vor dem Ausgehen ist stets gelblicher Reispuder aufzutragen. Vor dem Schlafengehen müssen die gerötеten Stellen mit einer Zink- oder Zinkschwefelsalbe eingefettet werden.

Künstlich wird Gesichts- und Nasenröte durch vorsichtiges Auftragen gelblicher Schminke verdeckt.

Im Gegensatz zur gerötеten Haut steht die krankhafte Bläße. Sie beruht auf mangelnder Blutbildung und kann nur durch Kräftigung des Gesamtorganismus gebessert werden. Außerdem, viel Spazierengehen, Waschen des Gesichts mit kühlem Wasser unter Zuhilfenahme eines nicht zu rauhen Luffa-Schwammes. Durch sehr diskretes Auftragen von Wangenrot wird die Gesichtsbläße vorteilhaft künstlich korrigiert.

Durch die Blutäderchen wird noch ein Stoff herbeigeführt, welcher der Haut ein charakteristisches Merkmal verleiht. Es ist dies der sogenannte Hautfarbstoff. Bei den verschiedenen Menschenrassen variiert er vom leichtesten, kaum erkennbaren Hellgelb der nordischen Völker, bis zum tiefsten Schwarz der Tropenbewohner. Unter dem Einfluß der Luft, namentlich aber des Sonnenlichtes, vermehrt sich dieser Hautfarbstoff bei vielen Menschen entweder in gleichmäßiger Weise — die Haut mehr oder weniger bräunend zum sogenannten Sonnenbrand, oder durch Bildung von mehr oder weniger großen bräunlichen Flecken, den gefürchteten Sommersprossen. Das beste Mittel gegen Sonnenbrand und Sommersprossen ist bei dazu neigenden Personen die „Vorbeugung". Strohgelbe Sonnenschirme, breitrandige Hüte von gleicher Farbe, mit Eurcuma leicht gelblich gefärbter Puder, schützen die Haut mit ziemlicher Sicherheit vor diesem lästigen Übel. Übrigens verschwinden vielfach die Sommersprossen mit Eintritt der kühleren Jahreszeit von selbst.

Mit Sicherheit geschieht dies, wenn man gleich nach dem Entstehen das Gesicht mit frisch ausgepreßtem Zitronensaft, oder einer Mischung von gleichen Teilen Milchsäure und Glyzerin bestreicht. Nach dem Gebrauch dieser Mittel rötet sich die Haut, doch das ist belanglos.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sollte Rötung und Brennen zu stark werden, wäscht man die aufgetragenen Mittel mit warmem Wasser ab und reibt die Haut nach dem Abtrocknen mit Cold-cream ein. In einigen Tagen sind dann meist mit der Rötung auch die Sommersprossen verschwunden, wo nicht, muß die Manipulation wiederholt werden. Gegen ältere Sommersprossen ist Sublimat ein sehr gutes Mittel, es darf aber nur unter sachverständiger Aufsicht gebraucht werden.

Unschöne Hautfärbungen treten häufig als Vererbung in Gestalt von Leberflecken und Muttermalen auf; sie können nur durch chirurgische Eingriffe entfernt werden. Auch verschiedene Erkrankungen, z. B. Gallenleiden haben Hautfärbungen zur Folge; ebenso die natürlichen Veränderungen in der weiblichen Geschlechtssphäre. Mit der veranlassenden Ursache verschwinden diese Art Übel meist von selbst. Um sie während ihres Bestehens zu verdecken, ist der Gebrauch eines gut haftenden Fett- oder Velontine-Puders oder eines entsprechenden Schmink-cremes zu empfehlen.

Der Mensch atmet nicht allein mit der Lunge, sondern auch durch die Haut. Die Organe, durch welche diese lebenswichtige Hautatmung vor sich geht, sind die Schweißdrüsen. Die normale Hautatmung geht beinahe unmerklich von statten. Unter dem Einfluß von Hitze, Anstrengung, seelischer Aufregung oder krankhafter Zustände der verschiedensten Art (Fieber ꝛc.) wird die Hautatmung eine lebhaftere, dann schlägt sich die ausgeatmete Luft in Gestalt von mehr oder minder starker Feuchtigkeit auf die Haut nieder — dies ist der Hautschweiß. Bei vielen Personen macht sich die übermäßige Schweißabsonderung als ein lästiges Übel geltend und wird noch unangenehmer, wenn der Schweiß gleichzeitig einen oft widerlichen Geruch verursacht. Das Übel wird in erster Reihe durch fleißige Waschungen und Bäder in nicht zu heißem Wasser bekämpft, dem stets energische Frottierungen folgen müssen. Dem Wasser ist zweckmäßig Toiletten-Essig zuzusetzen. Weiter ist ein häufiger Wechsel der Kleider, namentlich der Unterkleider, erforderlich. Wenn das Übel sich an bestimmten Körperteilen, z. B. an den Händen, in den Achselhöhlen, an den Füßen usw. besonders bemerkbar macht, so werden die betreffenden Stellen mit Puder aus 10 Teilen Stärkemehl, 87 Teilen gepulvertem Talkum und 3 Teilen Salicyl, oder, wenn die Haut gleichzeitig sehr fettarm ist, mit einer ähnlich zusammengesetzten Salbe behandelt.

Von großer Wichtigkeit für den Zustand der Haut sind die Hautfettdrüsen. Sie sondern ein öliges Produkt ab, welches die Haut einfettet und ihr dadurch Spannkraft und Elastizität verleiht. Ist diese natürliche Fettabsonderung der Haut eine zu geringe, so spricht man von trockener Haut, ist sie dagegen eine übermäßige, so handelt es sich um fette Haut. Die trockene Haut zeigt ein mehr stumpfes Aussehen und wird namentlich beim Gebrauch alkalischer Waschmittel, harten Wassers oder bei rauher, kalter Witterung leicht rauh, rissig und springt auf; ferner macht sich während oder nach dem Waschen ein höchst unangenehmes Spannen und Brennen bemerkbar, oder die Haut schuppt und schiefert ab, entweder gleichmäßig oder in flechtenartiger Gestalt. Dieser Hautzustand befördert auch die Bildung von Runzeln, Krähenfüßen und Falten auf dem Gesicht; sie treten unter dem Einfluß der trockenen Haut oft schon in verhältnismäßig jungen Jahren auf und lassen das Gesicht vorzeitig alt erscheinen. Alle diese Übelstände haben zum großen Teil die zu geringe Fettproduktion der Hauttalgdrüsen zur Ursache. Bei der Behandlung derartiger Zustände kommt es also zunächst darauf an, der Haut so wenig als möglich von dem natürlichen Fett zu entziehen. Es dürfen daher zum Waschen nur ganz milde Seifen und weiches, abgestandenes Wasser gebraucht werden. Wenn Seife Spannen und Brennen verursacht oder die Haut rauh macht, so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist sie als Waschmittel zu scharf und muß dann an ihrer statt Mandelmehl oder die so sehr feinen und milden Emulsionen gebraucht werden. Außerdem muß der Haut aber noch je nach dem Grade der Trockenheit täglich ein oder mehreremal Fett in Gestalt von gutem Cold-cream zugeführt werden; bei diesen Einreibungen ist die Haut gleichzeitig milde zu massieren.

Cold-cream wird aus echtem Mandelöl 60 Teile, Wachs 5 Teile, Walrat 5 Teile, Rosenwasser 40 Teile bereitet.

Guter Cold-cream ist für die trockene Haut ein vorzügliches Schönheitsmittel. Es beseitigt und verhindert dessen täglicher Gebrauch vorgenannte Übel und erhält den Teint sehr lange jugendlich, frisch und elastisch.

Im Gegensatz zu der trockenen steht die fette Haut. Sie macht sich kenntlich durch einen feuchten oder fettigen Glanz. Die Ursache ist eine vermehrte Fettproduktion der Talgdrüsen. Bei manchen Personen ist dieselbe so stark, daß das Gesicht stets wie mit einem öligen Firniß bedeckt erscheint.

Auf solcher fetten Haut haftet natürlich leicht Staub und sonstige in der Luft befindlichen Stoffe; dadurch aber werden die Ausgangsmündungen der Talgdrüsen verstopft, indem sich in denselben winzig kleine, weiße, mit einem schwärzlichen Köpfchen versehene Pfropfen bilden — die sogenannten Mitesser. Die Mitesser treten einzeln auf oder in Gruppen; oft aber bedecken sie ganze Teile der Haut, namentlich des Gesichts und entstellen dasselbe in häßlichster Weise. Infolge mancherlei innerer oder äußerer Einflüsse gehen nun die so verstopften Hauttalgdrüsen manchmal in Entzündung über, indem sich diese Stellen röten und einen kleinen Eiterkopf bilden. Es entstehen Hautübel, die unter dem Namen Pickel, Wimmerln, Blüten usw. sehr gefürchtet sind. Alle diese Übel machen es erforderlich, die Ablagerung von überschüssigem Fett auf der Haut zu verhindern. Man wäscht sich zu diesem Zweck stets mit warmem Wasser und gebraucht als Waschmittel je nach dem Grade des Übels mildere oder schärfere Soda-Seifen; (auch Jod-Soda, Schwefel-Soda, Tannin oder Ichthyol-Seifen) außerdem fügt man dem Waschwasser stets etwas Toiletten-Essig zu. Macht sich trotzdem noch unter Tags fettiger Glanz auf dem Gesicht bemerkbar, so reibt man dasselbe noch 2—3 mal täglich mit reinem oder etwas verdünntem Toiletten-Essig ab. Tritt nach dem Gebrauch scharfer Seifen Spannen oder Brennen ein, so muß nach dem Abtrocknen stets eine leichte Abreibung mit Cold-cream vorgenommen werden. Sind neben starker Fettabsonderung noch Pickel oder Mitesser vorhanden, so muß noch während der Nacht eine Schwefelsalbe aufgelegt werden, bestehend aus: 20 g Lanolin, 3 g sublimiertem Schwefel. Sind dadurch die Mitesser genügend erweicht, so können sie, wenn sie nicht leicht von selbst verschwinden, mit einem (gereinigten) Uhrschlüssel oder einem käuflichen „Comedonen-Quetscher" ausgedrückt werden.

Personen, welche an vorgenannten Hautübeln leiden, müssen auch in der Ernährung eine gewisse Diät beobachten. Fette, stark gesalzene oder gepfefferte Speisen, Käse, sowie alkoholische Getränke müssen nach Möglichkeit gemieden werden. Ferner ist viel Bewegung in frischer Luft und eine durchaus regelmäßige Verdauung nötig. Zur Beseitigung von Pickeln (Wimmerln, Blüten), leistet auch der öftere, innerliche Gebrauch von Karlsbader Salz oder „Ofner Bitterwasser" sehr gute Dienste.

Zu der Hautpflege zählt auch noch die Hand- und Nagelpflege. Während gewisse Arbeiten, z. B. Häkeln, Sticken, die Schönheit der Hand befördern, bewirken grobe Arbeiten, namentlich Küchen- und Hausarbeit, gerade das Gegenteil.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie erzeugen eine grobe mißfarbene, rauhe, oft gerötete Haut mit spröden brüchigen Nägeln. Diese nachteilige Wirkung wird jedoch völlig gehoben, wenn in solchen Fällen die Hände öfter, besonders wenn sie viel mit Seifenwasser in Berührung gekommen sind, mit Zitronensaft oder verdünntem Toilette-Essig eingerieben, und dann mit Wasser abgespült werden. Außerdem sind die Hände vor dem Schlafengehen mit gutem Cold-cream ziemlich stark einzufetten, leicht zu massieren und für die Nacht schwedische (nicht enge) Handschuhe anzuziehen.

Wie die Hand, so zeigen sich auch die Nägel für sorgsame Pflege durch schönes Aussehen dankbar. Zu diesem Zweck sind sie — je nach dem Grade des Wachstums — 8—14tägig mit einer scharfen Schere (am besten eignen sich hierzu die sogenannten Operationsscheren der Ärzte) sorgsam zu beschneiden. Nägel an langen Fingern werden kurz, an kurzen Fingern lang, mandelförmig beschnitten. Danach entfernt man die scharfen Kanten mit einer Nagelfeile, indem man sie glättet. Sodann ist die Haut an der Nagelwurzel vorsichtig herunterzuschieben, damit der weiße Halbmond daselbst voll zur Geltung kommt. Unter den Nägeln sammelt sich leicht Schmutz an, der schon aus hygienischen Gründen mit einem entsprechenden Instrument zu entfernen ist. Beim Waschen sind die Nägel zur gründlichen Reinigung mit der Nagelbürste mäßig zu bearbeiten. Schließlich empfiehlt es sich noch, sie zeitweise mit Zinnoxyd oder einem guten Nagel-Emaille-Präparat zu polieren. Die Nägel erhalten dadurch nicht nur schönen Glanz, die meisten Nagelübel, wie Neidnägel, Sprödigkeit, Weichheit, Flecke usw. werden dadurch in wirksamster Weise beseitigt.

So empfehlenswert auch die hygienische Hautpflege ist, so gibt es doch häufig Umstände, welche es geboten erscheinen lassen, zur künstlichen Hautverschönerung seine Zuflucht zu nehmen. Während die hygienische Hautpflege Fehler zu beseitigen trachtet, beschränkt sich die künstliche Hautverschönerung darauf, Mängel und Fehler nach Möglichkeit zu verdecken. Die hauptsächlichsten Mittel hierfür sind Puder und Schminke. Der für die Zwecke der Hautverschönerung verwandte Puder ist der sogenannte Deck-Veloutine oder Fettpuder, der im Gegensatz zu dem hygienischen Reispuder Zinkweiß oder Bismuth in größeren Mengen enthält. Dieser Puder muß, um seinen Zweck zu erfüllen und um das Gesicht nicht geschminkt erscheinen zu lassen, mit größter Sorgfalt mit Hilfe einer Puderquaste gleichmäßig aufgetragen werden. Namentlich sind alle Konturen, alle Rinnen und Einbuchtungen sorgfältig mit einer Hasenpfote von überschüssigem Puder zu säubern, sodaß die ganze gepuderte Fläche ein völlig gleichmäßiges Aussehen gewinnt. Um das Festhalten des Puders auf der Haut zu befördern, kann man das Gesicht vor Auftragen desselben mit Cold-cream abreiben; der Puder erlangt dadurch gleichzeitig größere Deckkraft. Oft sind indes die Mängel auf der Gesichtshaut derartige, daß sie durch Puder nicht genügend verdeckt werden. In diesem Fall wird ein sogenanntes „Schminkweiß" angewendet. Es wird in flüssiger und fetter Form gebraucht. Trockene Schminkmittel dieser Art sind nicht zu empfehlen. In der Farbe muß es dem Kolorit der Haut entsprechen, also rosa für Blondinen, gelblich für Brünetten. Um dem Gesicht einen Hauch von Jugendfrische zu geben, kann man auch etwas rote Schminke auftragen, indes muß dies mit der größten Diskretion geschehen, da jedes „Zuviel" hier direkt abstoßend wirkt.

Mangelhafte Augenbrauen können ebenfalls durch geeignete Schminkmittel in Größe und Zeichnung verbessert werden; am besten eignet sich dazu „Chinesische Tusche". Um den Augen feurigen Glanz zu verleihen, färbt man die Lider mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer blauen Fettschminke, indem man mit derselben am oberen und unteren Lid einen leisen Strich zieht. Diese Schminke dient ferner dazu, die Adern auf der Haut, namentlich an den Schläfen und auf den Armen zu färben, um sie schärfer hervortreten zu lassen.

Vielfach zeigen die Lippen unschöne Farbe und mit Wundsein verbundene große Sprödigkeit. Man beseitigt diese Mängel, indem man von Zeit zu Zeit etwas Lippenpomade gebraucht und es vermeidet, die Lippen mit der Zunge zu befeuchten.

Die ganze Haut des Menschen ist mit mehr oder minder dichtem Haarwuchs bedeckt. Der größte Teil desselben besteht aus den sogenannten Wollhärchen und ist fast unsichtbar; nur an wenigen Stellen, so an der Kopfhaut, sind die Haare von größerer Länge.

Die Pflege der Kopfhaut ist ein Teil der Verschönerungskunst, welcher bei allen Völkern — namentlich vom weiblichen Geschlecht — die größte Sorgfalt zugewandt wurde.

Um die Haare gesund, voll, üppig und glänzend zu gestalten, bedürfen sie einer Pflege, die sich streng ihrem Charakter und ihren Eigenschaften anpaßt. Eine Hauptbedingung ist dabei, daß die Kopfhaut genügend ausdünsten kann. Es dürfen daher keine undurchlässigen Kopfbedeckungen und zu feste Frisuren getragen werden. Ferner muß die Kopfhaut stets rein von Staub, Schinnen, übermäßigem Fett usw. gehalten werden, da die Ansammlung solcher Stoffe die Mündungen der Schweiß- und Fettdrüsen verstopft und dadurch die Tätigkeit der Haarbildungs- und Ernährungsorgane schädlich beeinflußt.

Mit Sorgfalt sind die Frisiergerätschaften auszuwählen. Biegsame, glatte, nicht spitze Kämme und weiche Bürsten, mit denen besonders langes Haar stets fleißig bearbeitet wird, mit der Vorsicht, daß die Kopfhaut nicht übermäßig durch Zerren der Haare gereizt wird.

Die spezielle Haarpflege richtet sich im wesentlichen danach, ob der Haarboden fett oder trocken ist, das heißt, ob auch hier die Talgdrüsen zu wenig oder zu viel Fett absondern. Das trockene Haar fühlt sich meist dünn und spröde an, es bildet leicht Knötchen und bricht ab. Ferner spaltet es sich an den Spitzen und rollt (drieselt) sich auf. Um diese Übel zu beseitigen, ist die Kopfhaut 1—2 Mal wöchentlich (je nach dem Grade der Krankheit) mit Mandelöl leicht einzufetten. Das Haar darf dabei so wenig wie möglich mit dem Fett in Berührung kommen, deshalb zerlegt man es nacheinander in verschiedene Scheitel und reibt das Fett direkt in die blosgelegte Kopfhaut ein. Hierauf sanftes Massieren der Kopfhaut. Das Letztere geschieht, indem man die Fingerspitzen beider Hände ungefähr 3 cm weit von einander entfernt, fest auf die Kopfhaut aufsetzt und diese unter mäßigem Druck zwei- bis dreimal gegeneinander schiebt, sodaß jedesmal eine leichte Falte entsteht. Man beginnt mit der Massage vorn in der Mitte des Kopfes und wechselt die Stellen bis die ganze Kopfhaut massiert ist. Nach der Massage wird die überschüssige Fettmenge mit einem weichen Tuch abgewischt. Morgens und abends ist das Haar (ohne es zu zerren) sorgsam durchzukämmen und zu bürsten. 2—4 Mal im Monat muß Haar und Kopfhaut mit Seife oder mit Eigelb gewaschen werden. Sollte sich nach dem Waschen Spannen oder Brennen einstellen, so muß die Kopfhaut wieder gelinde eingefettet werden.

Das fette Haar zeigt stets einen stumpfen, fettigen Glanz und ballt sich je nach dem Grade der Fettigkeit, mehr oder weniger zu Strähnen zusammen. Dieser Umstand erweist sich für das Frisieren recht lästig, insofern, als die Frisuren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dabei schnell zusammenfallen. Bei der Pflege des fetten Haares kommt es vor allem darauf an, das überschüssige Fett aus dem Haar sowohl wie von der Kopfhaut zu entfernen. Zu diesem Zweck ist das Haar 3—4 Mal wöchentlich, oder wenn die Fettbildung eine sehr starke ist, täglich mit alkalireichem Haarwasser, welches mit Vorteil Chinin oder Tannin enthält, unter Zuhilfenahme eines Schwämmchens, abzuwaschen. Acht bis vierzehntägig ist außerdem eine Waschung mit Kaliseife und warmem Wasser vorzunehmen mit darauffolgendem Abspülen, solange, bis das Wasser klar abläuft. Bei Eintreten von Spannen oder Brennen wird die Kopfhaut mit Brillantine eingerieben. Vor Schlafengehen ist das fette Haar einzupudern, morgens ist der Puder durch Kämmen und Bürsten gründlich zu entfernen.

Wenn fettes Haar gleichzeitig Schuppen- oder Schimmenbildung aufweist, so ist Haar und Kopfhaut 2—3 Mal wöchentlich mit Perubalsam oder Salicyl enthaltendem Kopfwasser (mittelst Schwämmchen) zu waschen. Macht sich nach dem Waschen oder sonst überhaupt Jucken oder Brennen bemerkbar, so wird die Kopfhaut — nicht das Haar — mit einer salicylhaltigen Pomade eingerieben.

Häufig treten Haarausfall und Haarkrankheiten infolge der Übertragung von Krankheitskeimen (Ansteckung) ein. Aus diesem Grunde soll man soviel als möglich auch beim Friseur nur eigene Frisierutensilien benutzen. Befürchtet man, mit irgend einem Infektionsleiden behaftet zu sein, so ist sofort der Rat eines erfahrenen Haarspezialisten einzuholen.

Noch zu erwähnen ist der mangelhafte Haarwuchs. Bei Personen in jugendlichem Alter kann derselbe durch täglich häufiges Bürsten des Haares mit weicher Bürste wesentlich verbessert werden, im Übrigen ist die Pflege sorgsam dem Charakter des Haares gemäß zu gestalten. In vorgerückteren Jahren sind hier Erfolge meist ausgeschlossen.

Zur vollen schönheitlichen Geltung gelangt das Haar erst durch Anordnung in bestimmte Frisuren. Bei Auswahl der Letzteren darf nicht nur die gerade herrschende Mode oder eine ausschweifende Phantasie maßgebend sein, es müssen vielmehr nur kleidsame Frisuren gewählt werden. Jede Mode kann man variieren und bei einigem Nachdenken läßt sie sich sehr wohl mit denjenigen Erfordernissen in Übereinstimmung bringen, welche Formen und Farben des Körpers sowie der Bekleidung aus ästhetischen Gründen zu stellen berechtigt sind.

Ein wichtiger Faktor der Schönheit sind noch die Zähne, da ein mangelhaftes Gebiß das ganze Aussehen, besonders aber auch die Form des Gesichtes in häßlichster Weise verunstaltet. Der Pflege der Zähne ist daher größte Sorgfalt zuzuwenden. Um den Zahnschmelz nicht zu schädigen, esse oder trinke man nie zu heiß oder zu kalt und beiße nie auf harte Gegenstände, Nüsse ꝛc. Davon bekommt der Zahnschmelz Sprünge und Risse, was dann zum Hohlwerden der Zähne führt. Nach jeder Mahlzeit werden die Zähne mit Zahnbürste und Wasser gereinigt. Morgens benutzt man zum Putzen ein Zahnpulver, bestehend aus 120 Teilen präcipitierter Kreide, 24 Teilen Veilchenwurzel, 20 Teilen Reisstärke und 2 Teilen Pfefferminzöl. Bei schlechtem Geschmack im Munde sind dem Mundwasser einige Tropfen einer guten antiseptischen Zahntinktur beizufügen. Ein bis zweimal jährlich müssen die Zähne von einem Zahnarzt untersucht und etwaige schadhafte Stellen sofort plombiert werden. Zahnlücken sind stets durch künstlichen Ersatz auszufüllen.

Ein Zweig der Schönheitspflege, welcher von den Frauen aller Völker und Zeiten gemäß dem herrschenden Geschmack mit großer Vorliebe gepflegt wird, der aber merkwürdigerweise der wissenschaftlichen Prüfung und Behandlung fast ganz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

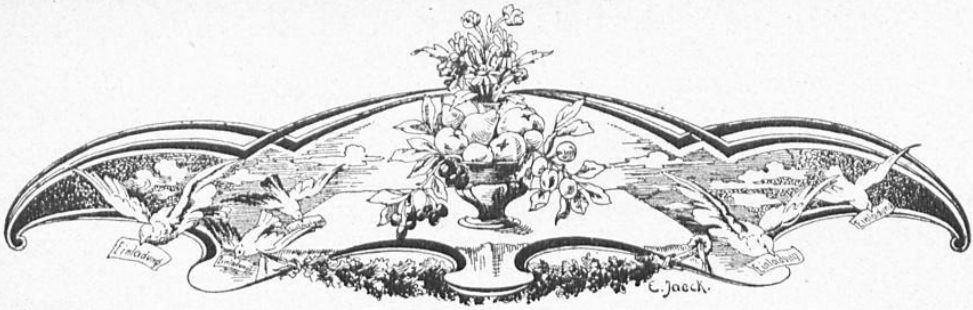
entbehrt, ist die ästhetische Schönheitspflege. Ihre Aufgabe besteht darin, alles, was an einer Person bemerkbar wird, Körperformen, Haut und Haare, Bekleidung, Gang, Haltung, Sprache, sowohl in den einzelnen Teilen untereinander, wie auch in deren Beziehungen zum Wesen der ganzen Persönlichkeit in harmonische Übereinstimmung zu bringen. Sie umschließt im wesentlichen alle jene Betrachtungen und Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, zu ermitteln, was eine Person „kleidet".

Die Befähigung, in dieser Beziehung Erfolge zu erzielen, nennt man einen „guten Geschmack". Der gute Geschmack braucht nicht immer ein Geschenk zu sein, das ein gütiges Geschick dem Menschen in die Wiege gelegt hat — er kann sehr wohl auch erworben werden. Bildung des Geistes, des Gemüts, Freude an den Schönheiten der Natur und den hehren Werken der Kunst, vermögen den Geschmack oft in wunderbarer Weise zu erziehen. Kommt dann bei einer Persönlichkeit noch die Fähigkeit hinzu, ihr ganzes Wesen diesen Regeln der Kunst gemäß zu gestalten, so erlangt sie jene Verklärung, die man im allgemeinen als Anmut und Grazie bezeichnet, und die gewissermaßen untrennbar ist, von der vollendeten Schönheit.

So wird die Persönlichkeit dann selbst zum Kunstwerk gestaltet, zum hehren Kunstwerk menschlichen Strebens, menschlichen Könnens.

Hortense de Goupy.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Hausfrauenpflichten.

1. Gastfreundschaft.

Die schöne, echt deutsche Gastfreundschaft vergangener Zeiten, die unsere Großeltern noch auszuüben vermochten, kennen wir Kinder unserer modernen Zeit nur noch vom Hörensagen. Unser Leben, das so mannigfaltige Anforderungen an uns stellt, und vor allem die Beschränktheit unserer Räume schränken die gemütliche, behagliche Geselligkeit immer mehr ein und öffnen der weiteren Geselligkeit immer mehr die Tore. Es ist schade darum, denn nichts ist für die Hausfrau reizvoller und befriedigender, als liebe Menschen, die uns durch Verwandtschaft oder durch innere Gleichartigkeit nahe stehen, im eigenen Heim umhegen und pflegen zu können, kein süßer Gefühl, als für teure Freunde sorgen zu dürfen. Im Strudel des Großstadtlebens ist dies Gefühl in Gefahr, uns völlig verloren zu gehen, in den Kleinstädten aber, und vor allem auf dem Lande, lebt es jedoch noch in alter Treue. Wo es eben angeht, sollte man aber auch in der Großstadt sein Heim so gestalten, daß einmal Gäste Einkehr bei uns halten können, und sei auch nur durch irgend ein Patentruhebett die Schlafstätte für die Nacht zu gewinnen.

Vom Gaststübchen und seiner Einrichtung ist schon früher geredet, hier sind es die Hausfrauenpflichten gegen einen lieben Gast, die wir betrachten müssen, und diese sind gar mannigfacher Art.

Es ihrem Gast behaglich zu machen, muß vor allem das Bestreben der Hausfrau sein und dieses Ziel zu erreichen, ist nicht ganz so leicht, wie es wohl scheinen mag, denn die verschiedenen Menschen haben einen verschiedenen Begriff von Behagen. Wir müssen unsern Gast genau studieren, und ergründen, was ihm behagt und was ihm nicht zusagt. Wer gern viel sehen und genießen will, dem müssen wir mit oder ohne unsere Gesellschaft Gelegenheit dazu geben, wer aber mit uns über alle möglichen Dinge behaglich reden möchte, dem müssen wir ruhige Plauderstündchen verschaffen. Liest unser Hausbesuch gern, so muß ihm die Hausfrau ihre Bücherschätze zur Verfügung stellen, spielt er gern ein anregendes Brettspiel, so sollen wir versuchen, ihm zuliebe mitzutun, es ist die erste und höchste Hausfrauenpflicht, dem individuellen Charakter ihres Gastes Rechnung zu tragen, selbst wenn es gilt, ein kleines Opfer zu bringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Behagen kann der Gast auch nur empfinden, wenn er im Gleichmaß des täglichen Lebens seiner Gastgeber keine Unruhe und keine Veränderung bemerkt, sein Dasein darf nicht die ganze Hausordnung auf den Kopf stellen. Wenn wir uns nahestehende liebe Gäste beherbergen, wissen diese auch, wie wir sonst leben, und ein gut und sorglich geleiteter Hausstand soll ruhig seinen Gang weiter gehen, er muß von vornherein so eingerichtet sein, daß jederzeit ein Gast bei uns Aufnahme finden kann, ohne daß die kleine Welt unseres Haushaltes in Verwirrung gerät. Es ist ganz unrichtig, wenn die Hausfrauen glauben, daß „Umstände machen" wegen eines Gastes, diesem nicht merkbar sei; einem feinfühlenden Herzen bleibt dies nie verborgen und erweckt ein peinliches Unbehagen. — Die Hausmütter sollen auch keine größere Änderung in den Mahlzeiten eintreten lassen, wohl aber die Lieblingsspeisen des Gastes auftischen und hier und da ein kleines, süßes oder pikantes Extragericht bringen, das in zwangloser Weise geboten werden muß.

Vor allem aber müssen die Hausfrauen es ermöglichen, für ihren Gast jederzeit bereit zu sein; es gilt einmal ein Auge zuzudrücken, wenn etwa in dieser Zeit etwas oberflächlich reingemacht oder irgend eine Hausarbeit verschoben wird. Wir müssen behaglich am Kaffeetisch mit unserem Gaste sitzen können, mit ihm einmal, wenns not tut, auch am Vormittag einen Spaziergang machen können. Andrerseits aber muß unser Gast immer das Gefühl einer gewissen Freiheit, eines freien Willens behalten, er muß auch einmal ganz nach eigenem Gefallen arbeiten, lesen, ausgehen können, erst dann fühlt er sich wirklich wie zu Hause. In diesem Punkte sündigen viele Hausfrauen, die es für ihre Pflicht ansehen, den Gast auch nicht eine halbe Stunde allein zu lassen.

Bei allem, was wir unserm Gast an Zerstreuungen und Vergnügungen bieten, sollen wir seine Eigenart berücksichtigen. Einen unmusikalischen Besuch in ein Symphoniekonzert mitzunehmen, zeugt nicht von Takt, ebensowenig, wie man einen Gast, der kein Trauerspiel sehen mag, in ein solches führen darf, das ihn aufregt und nervös macht. Unser Herzenstakt muß uns auch die Richtschnur geben, wieviel Vergnügungen wir unserm Gast bieten dürfen, ohne ihn anzustrengen oder zu ermüden oder in ihm vielleicht ein drückendes Gefühl zu erwecken. Es gibt sehr zart besaitete Gemüter, die bei solchen Zerstreuungen ängstlich die Kosten berechnen und alles ihnen Gebotene auf Heller und Pfennig glauben wieder gut machen zu müssen, diesen Charaktereigenheiten müssen wir Rechnung tragen, auch wenn es uns schwer werden sollte, denn wir müssen es uns immer klar machen, daß wir ja nicht uns, sondern unserem Gast eine Freude machen wollen. Und einen Gast in sein Haus laden heißt: für sein Glück sorgen, so lange er unter unserm Dache weilt!

2. Die Hausfrau als Wirtin.

Eine Form der Gastfreundschaft üben wir alle, wenn wir nicht in geradezu dürftigen Verhältnissen leben, das ist der *geselli*ge Verkehr mit Verwandten, Freunden und uns ferner stehenden Bekannten. Bei der Ausübung dieser Gastfreundschaft muß jede Hausfrau würdig ihres Hauses Ehre vertreten und mannigfache Pflichten erfüllen.

Jeder Geselligkeit geht eine Einladung voraus; wie diese beschaffen sein soll und wann sie verschickt werden muß, ist im Kapitel „Vom guten Ton" zu finden, auch wen man einladen darf und soll, wird dort gesagt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit dem Empfang der Gäste beginnen die offiziellen Pflichten der Hausfrau als Wirtin, vorher aber muß sie dafür Sorge tragen, daß zum Ablegen der Umhüllen für die Damen wie für die Herren ein gesonderter Raum zweckmäßig hergerichtet wird. Er soll gut erleuchtet sein, die nötigen Haken für die Mäntel und Hüte haben, einen gut zugänglichen Toilettenspiegel besitzen und Bürsten, Kämme, Nadeln, Faden, Schere, Schuh- und Handschuhknöpfer bieten. In dem für die Herren bestimmten Raum ist es sehr praktisch, die Tischordnung für die Tafel aufzuhängen oder die kleinen Tischführungskarten zu verteilen. Für eine gut geschulte Hülfe beim Ablegen, die auch die Türen zum Empfangszimmer öffnet, zu sorgen, muß die Hausfrau ebenfalls vorher bedacht sein.

Wenn man eine größere Zahl Gäste empfängt, steht die Hausfrau etwa in der Mitte des Zimmers, sie geht, so lange bis sie durch schon anwesende Gäste in Anspruch genommen wird, jedem Gast einen Schritt entgegen, später erwartet die Hausfrau das Herankommen der Gäste.

Nur in kleineren Gesellschaften ist es die Pflicht der Hausfrau, alle Geladenen untereinander bekannt zu machen; wenn mehr als 15 Personen im Zimmer, so besorgen der Hausherr und die Hausfrau nur wenn sie in der Nähe sind, die Vorstellung, die von den Gästen sonst untereinander persönlich stattfindet. Wenn nur ein kleiner Kreis Gäste erwartet wird, so nehmen wir gleich nach dem Eintreten des ersten Geladenen neben diesem Platz, den wir nur verlassen, um neu Eintretende zu begrüßen. Bei der Ankunft junger Herren erhebt die Hausfrau sich nur zum Willkomm, verläßt ihren Platz aber nicht.

Zu der Hauptpflicht der Hausfrau gehört vor allem das stete Bestreben, es ihren Gästen möglichst angenehm zu machen. Dazu rechnet nicht nur die Bewirtung mit guter Speise und gutem Trunk, sondern vor allem die Erweckung des Behaglichkeitgefühls: unsere Gäste müssen merken, daß sie uns durch ihre Anwesenheit Freude bereiten.

Eine schwere Pflicht ist es manchmal, bei kleineren Gesellschaften zumal, einigermaßen für Unterhaltung ihrer Gäste zu sorgen. Wenn diese im kleinen Kreise nur im Plaudern bestehen soll, so müssen wir die Kunst des Plauderns: die Konversation, selbst verstehen und nur solche Personen laden, welche zueinander passen. Bei allen anderen Anregungen zur Unterhaltung müssen wir im Einverständnis mit unsern Gästen sein, ihre Vorliebe kennen und ihren Neigungen Rechnung tragen, nicht unser Geschmack ist ausschlaggebend, sondern der ihre.

Der Bewirtung wird die Hausfrau ganz besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, sie ist es ja vor allem, für welche man speziell die Hausfrau verantwortlich macht. Die Bewirtung muß immer gut und reichlich, sie darf aber nie übermäßig üppig sein, es ist stets unfein, durch „Zuviel" sich hervortun zu wollen. Ein Zureden bei Tisch, das manche Hausfrauen aus der guten alten Schule für nötig halten, damit die Gäste doch auch merken, daß sie es gerne geben, ist mit Recht in der guten Gesellschaft verpönt.

Eins der ersten Erfordernisse einer feinen Tafel ist das ruhige Sitzenbleiben der Hausfrau bei Tisch; es ist ihre Pflicht, um eine behagliche Stimmung aufkommen zu lassen, niemals eine innere Unruhe zu zeigen, selbst bei kleinen Ungeschicklichkeiten darf sie ihre freundliche und aufmerksame Liebenswürdigkeit nicht verlieren. Daß sie durch vorheriges Einüben ihrer Dienerschaft möglichst das Ihre tut, um Verstöße zu vermeiden, ist selbstverständlich, hat sie diese Hausfrauenpflicht aber erfüllt, so verlangt es ihre Pflicht als Wirtin, Ruhe und Gelassenheit zu zeigen. Ein Klingeln mit der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glocke, selbst mit der geräuschlosen elektrischen Klingel ist im Familien- und ganz intimen Freundschaftskreis erlaubt, bei förmlichen Einladungen muß die Bedienung durch den leisen, kaum merklichen Wink der Hausfrau verständigt werden und deshalb von Zeit zu Zeit im Zimmer erscheinen. An der Hausfrau ist es zuletzt auch, den richtigen Augenblick zu ersehen und die Tafel aufzuheben.

Bis zum Schluß der Gesellschaft darf die Hausfrau eine gleichmäßige Liebenswürdigkeit, die sie allen ihren Gästen in gleichem Maße widmen muß, nicht verlieren, es ist ihre Pflicht, bis zu dem Augenblick, wo ihre Gäste sie verlassen, in ihnen das Gefühl wach zu halten, daß das Beisammensein mit ihnen den Gastgebern eine Lust ist.

3. Unsere Dienstboten.

Herrin im Hause zu sein, ist keine so einfache leichte Sache, wie es sich die junge, neugebackene Hausfrau meist vorstellt; gar viele Klippen gibt es mit der neuen Würde zu umschiffen, gar viele Pflichten gilt es zu erfüllen und gar manche Schwierigkeit erst zu überwinden, bis man wirklich „Herrin im Hause und eine gute Herrin" ist.

Unser Verhältnis zu den Dienstboten und deren richtige Anleitung und Behandlung ist für jede junge Hausfrau wohl die gefahrvollste Klippe, an der sie gar oft scheitert und ihre junge Würde, ihre Autorität einbüßt, die wieder zu erringen es dann viele, manchmal erfolglose Kämpfe kostet. Aber nicht nur junge Hausfrauen, auch alte erfahrene Hausmütter finden selten den rechten Ton für ihre Untergebenen; ob alt, ob jung, gibt es für alle Hausfrauen heute eine „Dienstbotenfrage".

Wir leben in einer Zeit des Hastens und Jagens, die beschauliche Ruhe, in der noch unsere Großeltern ihr Dasein verlebten, ist gänzlich geschwunden; auch in dem Haushalt ist die moderne Unrast eingezogen. Die Anforderungen, welche das Leben mit seinen verfeinerten Sitten und Gebräuchen, die Geselligkeit mit allen ihren Opfern und endlich die Zeitströmung, die glänzendes Wissen und allerlei Dilettantenkünste zum Prüfstein menschlichen Wertes gemacht hat, an jede Hausfrau stellt, nehmen ihre Körper- und Geisteskräfte so völlig in Anspruch — daß darunter oft ihre erste und teuerste Pflicht, die Hausfrauenpflicht leidet. Die Leitung des Hauswesens wird dann nur als Nebending betrachtet, die Selbstausübung der Hauswirtschaft aber gänzlich bezahlten Kräften überlassen — und die Hausfrau ist nur dem Namen nach Herrin im Hause. Hier liegt meiner Ansicht nach der Hauptgrund, daß wir schlechte Dienstboten haben und noch schlechtere bekommen werden; denn unser Beispiel wirkt auf die unteren Stände und eine Hausfrau, die nicht selbst tätig wirkt, wird entweder faule und unwissende, oder sie tyrannisierende Dienstboten haben.

Wie sollte es auch naturgemäß anders sein? Die Anforderungen, die an die ungeschulten Kräfte unserer Untergebenen gestellt werden, sind gestiegen, ihre Vorbildung aber ist keine bessere geworden; das dumme Mädchen vom Lande tritt nicht klüger in den Dienst als früher, und die Stadtmädchen? Sie leisten nicht mehr, als früher, aber da ihre Tätigkeit vergrößert ist, glauben sie nun mehr vorzustellen. Zudem führt derselbe Zug, der die Hausfrau der Häuslichkeit entfremdet, auch sie mehr als früher ins Leben hinaus, in dem sie ohne führende Hand bei aller Unerfahrenheit stehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die sorgliche Anleitung, welche in früherer Zeit unsere Großmütter und auch noch unsere Mütter den Dienstboten zu Teil werden ließen, wie selten finden wir sie bei unseren modernen Hausfrauen. Das „Anlernen" ist etwas Schreckliches, hört man allgemein, mit Unlust und Ungeduld wird es daher auch nur oberflächlich ausgeführt, die Arbeiten der Mädchen werden wenig überwacht, bis eine Revision, zu der die Hausfrau sich aufrafft, allerlei Ungehöriges ans Tages- oder besser Augenlicht bringt und sich ein Ungewitter über das Haupt des Mädchens entläd, das dieses trotzig als „unverdient" hinnimmt, denn es wurde ihm nie Unterstützung und Belehrung zuteil. Das Mädchen wird entlassen, kommt in einen anderen, ähnlich geleiteten Hausstand und ist von einer guten tüchtigen Hausfrau aus der verpönten unmodernen alten Zeit nur mit endloser Mühe und Geduld zu einem brauchbaren Hausgeist zu erziehen, kommt es aber nicht in eine solche Hand, verloddert es immer mehr!

Es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem Wort, welches sagt: „Nicht nur von den Kindern, auch von den Dienstboten kannst Du auf den Geist des Hauses schließen". Fast immer wird man in den Häusern, wo die Hausfrau selbst schaltet und waltet, auch gute zuverlässige Mädchen finden, wenngleich auch hier die Spreu unter dem Weizen gefunden wird und schlechte Mädchen auch zu guten Hausmüttern kommen.

Die Tüchtigkeit der Hausfrau ist ein wesentlicher Faktor zur Erziehung guter Dienstboten, ein ebenso wichtiger zweiter aber ist die richtige Anleitung zur Selbständigkeit. Was eine moderne „Dame des Hauses" verschuldet, indem sie von unfähigen Mädchen selbständige Arbeit verlangt, das sündigen die praktischen Hausfrauen sehr häufig in entgegengesetztem Sinne: sie bilden unter ihrer selbsttätigen Mitwirkung trefflich arbeitende Maschinen, keine selbständig denkenden und handelnden Mädchen. Eine wirklich gute Hausfrau muß alles wissen und alles können, sie muß dem Mädchen geduldig zeigen, wie es arbeiten und wie es die Arbeit am praktischsten einrichten muß, aber sie muß auch den richtigen Augenblick erkennen, da das Mädchen allein und nur unter ihrer Oberaufsicht arbeiten kann. Dies wird naturgemäß nur allmählich geschehen können, von kleinen Obliegenheiten nach und nach sich auf wichtigere Dinge erstrecken und erst wenn alles im Hauswesen erlernt, sich auf das weite große Gebiet der Kochkunst ausdehnen. Hier wird die Hausfrau wohl meist die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben, die Kochkunst bleibt vielen Mädchen ein Buch mit sieben Siegeln. Aber auch hier liegt vielfach der Fehler an der Hausfrau. Sie muß beim Kochen neben der Praxis auch die Theorie nicht vergessen, das Mädchen muß das „Warum und Weil" bei der Kochkunst erkennen, denn erst wenn es die Ursache des Handelns begreift, wird es mit Verstand kochen, es wird der Hausfrau eine wirkliche Hilfe. Zeiten, wo Krankheit oder wichtige Arbeiten eine solche Hilfe verlangen, sind der Prüfstein für die Kunst des Anlernens der Hausfrau.

Ebenso wichtig aber wie die Mitteilung von Kenntnissen fürs ganze Leben ist für das Mädchen der erziehliche Einfluß der Hausfrau auf ihr Äußeres und Inneres. Unsere Untergebenen sind unsere stillsten aber schärfsten Kritiker, die Hausfrauen ahnen es vielfach nicht, daß nicht nur ihr äußeres Ansehen, daß auch jedes ihrer Worte und Handlungen von segensreichem oder unheilvollem Einfluß auf die Dienstboten sein kann. Eine nicht tadellos sauber aussehende Hausmutter braucht sich eigentlich nicht zu wundern, wenn ihr Mädchen gleichgiltig gegen Schmutzflecke auf Morgenrock und Servierschürze ist, während eine aufgeputzte Hausfrau, deren Hauskleider reichen Spitzen- und Schleifenschmuck tragen, auch bei ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mädchen bald allerlei Anläufe zum Ausputzen entdecken wird, der Nachahmungstrieb ist eben der am stärksten ausgeprägte nicht nur beim Dienstmädchen, sondern bei allen Menschen.

Der Kleidung und der Wäsche der Dienstboten sollten die Hausfrauen viel mehr Interesse entgegenbringen, als es meist geschieht. Sehr zweckmäßig ist die aus England und Frankreich auch zu uns nach Deutschland gekommene Sitte, den Mädchen Schürzen und Servierkleider zu halten, man hat dann die Gewähr, den Hausgeist immer nett und sauber gekleidet zu sehen, die billigen schlechten Schürzen, die das Mädchen sich kauft, werden verschwinden und auch die aus alten abgetragenen Kleidern hergestellten Morgenröcke uns nicht mehr ärgern. Es genügt die Anschaffung von drei großen Ärmelschürzen, vier weißen Bettschürzen, 6 Hausschürzen und 6 Servierschürzen, sowie der Kauf von 3 hellen Servierkleidern, um bei monatlicher Wäsche das Mädchen stets sauber zu sehen. Auch auf die Leibwäsche der Mädchen habe die Hausfrau ein achtsames Auge, sie sorge auch für regelmäßiges Wechseln der Wäsche und Strümpfe, das bei der vielen körperlichen Bewegung der Mädchen eine Notwendigkeit ist. Wo nicht genügend Wäsche vorhanden, muß die Hausfrau auf eine Anschaffung dringen, nichts ist von gesundheitlichem Standpunkt nötiger, als ein sauberes Mädchen. Aus diesem Grunde muß die Hausfrau auch sorgen, daß das Mädchen einmal in der Woche badet. Nachlässig sind die meisten Mädchen auch in Bezug auf das Wechseln ihrer Bettwäsche; es genügt nicht, dem Mädchen zur bestimmten Zeit frische Bettwäsche herauszugeben, man muß auch darauf achten, daß die Wäsche wirklich übergezogen wird; sehr oft kann man sie nach Wochen noch unbenutzt in der Kommode des Mädchens vorfinden. Besonders sollte eine gute Hausfrau auch der Kammer ihrer Dienstboten Aufmerksamkeit schenken, sie findet sie oft in einem sehr wenig sauberen Zustand, denn die Mädchen verbringen die zum Reinigen bestimmte Zeit gar leicht mit anderen Dingen. Eine wöchentliche Revision sollte zu den Gepflogenheiten der Hausfrau gehören.

Die größte Aufmerksamkeit aber sollen wir auf unsere Worte und Handlungen legen, die segensreich oder verderblich auf unsere Untergebenen wirken. Nur selten sind sich die Hausfrauen dessen bewußt, sonst würden manche Fehler von uns nicht harmlos vor den Augen der Dienstboten vollführt. Die gesellschaftliche oder Notlüge, die dem Mädchen erst den Anstoß zu ebensolchen Entschuldigungen uns gegenüber gibt, würden wir vermeiden, gelegentliche naschhafte Gelüste unterdrücken, um nicht auch das Mädchen dazu zu verleiten und unseren Eheherren nichts verbergen, um nicht zu erzielen, daß die Dienstboten auch uns etwas verheimlichen. Unsere Mädchen sind nicht nur unsere Hausgenossen, sondern auch die Beobachterinnen unserer Schwächen und Tugenden. Unser sittlicher Einfluß kann von weitgehendem Umfang bei ihnen werden, unsere Tugenden sind imstande, schlummernde gute Eigenschaften zu erwecken, unsere Fehler und Schwächen können schlechte Triebe des Mädchens ausbilden. Und wir erkennen bei ernstem Nachdenken und strenger Prüfung, wie verantwortungsreich der Platz ist, auf den uns das Leben stellt, wenn wir Herrin im Hause sind.

Dienstboten anzuleiten und zu erziehen, erfordert große Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung und nimmermüde Geduld, aber nicht hoch genug zu schätzen ist auch der Nutzen, den wir nicht nur unseren Mitschwestern, sondern auch dem Staate und unserem Volke dadurch bieten, es ist eine Aufgabe, die einer guten deutschen Hausfrau würdig ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben der Erziehung und Anleitung der Mädchen sind Behandlung und Kost wichtig dafür, ob wir unsere Dienstboten längere oder kürzere Zeit behalten. Die Anleitung und Erziehung wird von unseren Mädchen wohl kaum anerkannt, so lange sie in dienstbarer Stellung sind; erst wenn sie einmal ein eigenes Heim gegründet haben, erntet man oft noch rührenden Dank dafür von ihnen, aber Behandlung und Kost wissen sie schon zu Dienstzeiten zu schätzen.

Niemals soll die Hausfrau das Gesinde als untergeordnete Klasse betrachten und es herablassend und unfreundlich behandeln; niemals aber soll sie auch mit den Dienstboten vertraulich sein und sich nicht mit Scherzen mit ihnen einlassen, die selten von den Untergebenen vertragen werden und durch die man leicht seine Autorität einbüßt. Es ist das einzig Richtige — aber für die weibliche Natur auch, wie es scheint, das Schwierigste — ein ruhiges, sich stets gleichbleibendes Benehmen inne zu halten, im Guten, wie im Bösen nie die weise Mäßigung zu verlieren; wohl der Hausfrau, die das vermag!

Für die Dienstboten am wichtigsten aber ist die Kost; sie können die wechselnde Behandlung einer launischen Hausfrau ertragen, wenn nur die Kost kräftig, gut und reichlich ist. Sparsamkeit oder gar Knauserei bei der Kost der Dienstboten rächt sich sofort. Wo es möglich ist, sollte man den Untergebenen dieselbe Kost geben, die man selbst genießt, auch gelegentlich kleine Leckereien mitreichen; ein Mädchen, das nicht nur Kuchen und süße Speisen sieht, sondern auch mitkosten darf, wird selten naschen, während die Versuchung im anderen Falle zu groß ist und ihr selten widerstanden wird. Zur freien Verfügung sollte den Mädchen stets Brot sein, während man Kaffee, Butter, Zucker und Honig in abgemessenen Mengen gibt. Durchschnittlich rechnet man für die Woche 175 g Kaffee, 250 g Butter, 100 g Zucker und 50 g Honig. Die Abendverpflegung ist sehr verschieden, man wird sich am besten nach den Sitten seines Wohnortes richten.

Endlich sollte keine Hausfrau vergessen, daß auch die Dienstboten Menschen sind, daß sie um frisch zu bleiben, Ruhe, Erholung und hin und wieder ein Vergnügen brauchen. Schon der tägliche Arbeitsplan, dessen Aufstellung nach jahrelanger, praktischer Erprobung sich glänzend zum Anlernen der Mädchen bewährt hat, sollte auf dieses Bedürfnis Rücksicht nehmen, mit einzelnen Ausnahmen soll jeder Tag am Abend 1 bis 1½ Stunden Muße dem Mädchen geben, um für sich arbeiten, schreiben oder lesen zu können. Wo es irgend angeht, ist ein Nachmittag in der Woche dem Mädchen zur freien Verfügung zu stellen, an dem sie ihre Sachen flicken, sich Wäsche nähen und Strümpfe stricken kann, man hat dafür an den anderen Tagen zur Arbeit um so willigere Mädchen. Besonders aber sei der Sonntag ebenso wie für die Familie, auch für das Gesinde ein ruhiger Sonnentag zur Einkehr, Sammlung oder zur Auffrischung. Ein Kirchgang läßt sich jeden zweiten oder dritten Sonntag sehr wohl für Mädchen ermöglichen, wenn man am Sonnabend in der Küche vorarbeitet, einen Braten wählt, der zum Garwerden nur kurzer Zeit bedarf, Pudding und Kompotte, sowie die Suppe aber schon Tags zuvor bereitet. Der Nachmittag aber sei, wenn es der Haushalt erlaubt, stets dem Mädchen frei zu geben und jeden zweiten Sonntag auch der Abend. Dagegen ist es im eigenen Interesse der Mädchen nicht zu erlauben und nur bei besonderen Anlässen zu gestatten, daß das Mädchen bis in die Nacht fortbleibt; ein Hausschlüssel soll schon daher nur in Ausnahmefällen gegeben werden.

Zu gleichgiltig sind die meisten Hausfrauen gegen den Verkehr und die Vergnügungen ihrer Untergebenen. Die Freundinnen der Mädchen sollte die Hausfrau

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenigstens kennen, sich auch gelegentlich bei den Herrschaften, wenn sie ihr bekannt sind, nach diesen erkundigen, denn die besten Mädchen werden verdorben durch schlechte Genossinnen. Deshalb sollte auch ein Umgang mit Mädchen in demselben Hause möglichst hintenangestellt werden.

Es hat sich mir seit langer Zeit bewährt, dem Mädchen hin und wieder Gelegenheit zum Anhören eines guten Konzerts, zum Besuch eines gediegenen Theaterstückes zu geben. Man weckt auf diese Weise den Sinn für bessere Vergnügungen als den Sonntagstanz und verhindert oft eine Verwilderung und Verrohung des Mädchens, die durch die häßlichen Tanzereien gefördert werden. Die kleine Ausgabe für eine Konzert- oder Theaterkarte belohnt sich fast immer. Einem Tänzchen in Ehren sollte aber die Hausfrau ihre Zustimmung nicht versagen; warum soll das Mädchen nicht tanzen, wenn es unsere Töchter doch oft genug tun? Man sollte sich nur möglichst versichern, daß es in anständiger Gesellschaft und in Lokalen geschieht, welche von den besseren Dienstboten besucht werden. Auch einen Ausflug oder einen längeren Spaziergang im Freien sollte die Hausfrau öfter erlauben; alle diese Vergnügungen erfrischen, wenn sie maßvoll genossen werden, das Mädchen, und geben ihr neue Kraft und Lust für ihr arbeitsreiches, oft schweres Werktagsleben.

Über das rechtliche Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten finden die Leser Auskunft in dem Aufsatz „Was man vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß"; hier sei nur kurz noch ein Wort über die Ausstellung eines Zeugnisses beim Abgang der Dienstboten gesagt. Der Wert dieser Zeugnisse ist im Laufe der Zeit sehr geschwunden und es ist dies nicht zu verwundern, denn die Herrschaft befindet sich beim Ausstellen eines Zeugnisses in einer heiklen Lage. Einerseits ist sie moralisch und gesetzlich für den Schaden, der einem Dritten durch das Verschweigen grober Fehler der Dienstboten erwächst, verantwortlich; andrerseits kann der Dienstbote wiederum ein Zeugnis, das ihn in seinem ferneren Fortkommen hindert, vor Gericht anfechten und Schadenersatz verlangen. Man zieht sich, wenn es nicht gelingt, die schlechten Dienstboten zum Verzicht auf ein Zeugnis zu veranlassen, aus dieser verzwickten Lage, daß man ein Zeugnis nur in allgemeinen Ausdrücken ausstellt; man muß deshalb heutzutage beim Mieten der neuen Untergebenen zwischen den Zeilen der Zeugnisse zu lesen verstehen, und wo es angeht, die letzte Herrschaft persönlich um Auskunft bitten.

Außer den ständigen Dienstboten im Haushalt haben wir noch verschiedene Hilfskräfte nötig, die tageweise zu einer bestimmten Arbeit kommen. In Frage kommen am meisten: die Waschfrau, die Reinmachefrau, die Plätterin, Näherin und Schneiderin und vielfach noch die Putzmacherin.

Unser Verhältnis zu diesen Kräften ist naturgemäß ein völlig anderes wie zu unsern ständigen Dienstboten. Einen Einfluß werden wir nicht auf sie ausüben und auch nicht auszuüben versuchen; eine Erziehung und Anleitung kommt bei ihnen nicht in Betracht; nur unsere Behandlung und Kost kommt bei ihnen in Frage. Reinmachefrau und Waschfrau, die mit den Dienstboten zusammen arbeiten, bekommen auch dieselbe Kost wie diese, und gerade diese Leute begrüßen es sehr dankbar, wenn die Hausfrau ihnen nicht jedesmal derbe Hausmannskost vorsetzt, sondern ihnen auch einmal den Genuß eines gebratenen Stückes Fleisch gewährt, das sie sonst nie zu sehen bekommen. Daß wir mit den Hilfskräften, soweit wir mit ihnen in Verbindung kommen, freundlich sind, ist wohl selbstredend; auch sollen wir eine Über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wachung ihrer Arbeit die ersten Male nicht allzu vertrauensselig unterlassen, damit wir uns überzeugen, daß nach der von uns als bewährt anerkannten Methode gearbeitet wird.

Plätterin, Näherin, Putzmacherin und Schneiderin sind in den meisten Fällen gut erzogene, nette junge Mädchen, die ein herablassendes Benehmen bitter empfinden; eine ungezwungene Freundlichkeit ohne Vertraulichkeit ist hier das einzig Richtige. Unterlassen wird eine vorsichtige Hausfrau jede Erzählung von befreundeten oder bekannten Familien; durch diese von Haus zu Haus kommenden Mädchen, die Gehörtes harmlos weiter berichten, kann mancherlei Verfeindung entstehen. Da die genannten Hilfskräfte an unserm Tische mitessen, teilen sie schon von vornherein alles, was wir genießen. Alle Hilfskräfte, wie auch unsere Dienstboten, sollen wir stets prompt bezahlen; es ist ein bitteres Unrecht, solche Leute, die von der Hand in den Mund leben und keinerlei Geldmittel, oft auch keinerlei Kredit haben, auf ihr sauer verdientes Geld warten zu lassen.

Andere Zeiten, andere Verhältnisse! Die patriarchalischen Sitten sind geschwunden, aber das Innere der Menschen bleibt sich gleich; ein gutes Wort findet eine gute Statt, und in einem Hause, wo Friede und Freundlichkeit herrscht, da ist es auch heute noch den Dienstboten wohl, wie sehr auch sie sich im Laufe der Jahre nicht zum Besseren geändert haben mögen!

4. Unsere Hausgenossen.

Nur selten sind wir die glücklichen Besitzer eines eigenen Hauses, in den meisten Fällen wohnen wir zur Miete und werden vom Schicksal mit allerlei verschiedenen Menschen zusammengewürfelt.

Völlig kann man ein Zusammentreffen mit seinen Hausgenossen, auch in größerem Miethause nicht vermeiden, zumal uns das Zusammenleben in einem Hause manche nicht zu umgehende Berührungspunkte gibt und der Mietkontrakt uns wie unseren Mitbewohnern Rechte, aber auch Pflichten auferlegt.

Mit ihren Hausgenossen in Frieden zu leben, sollte stets das ernste Bestreben jeder Hausfrau sein, nichts verbittert das Leben mehr als kleinliche Zänkereien und Streitereien im Hause. Um diese zu vermeiden, wird die Hausfrau gut tun, im allgemeinen — Ausnahmen kann es ja stets geben — keine zu freundschaftlichen, vertraulichen Beziehungen mit ihren Hausgenossen zu unterhalten, am besten kommt man aus, wenn man mit ihnen auf einem höflichen Grüßfuße steht. Das schließt natürlich nicht aus, daß man beim Beziehen der neuen Wohnung einen Antrittsbesuch bei seinen Mitbewohnern macht. Dies sollte man auch nicht unterlassen bei den Leuten einfacheren Standes, die mit uns in einem Hause wohnen, gerade sie verzeihen eine solche Unterlassungssünde nicht. Auch bei frohen und traurigen Familienereignissen im Hause, bei wem es auch immer sein möge, soll man nicht unterlassen, seine Teilnahme zu beweisen, weiter aber gehe man nur in seltenen Ausnahmefällen.

Vor allen Dingen aber soll die Hausfrau dafür sorgen, daß die Pflichten, die sie beim Einzug in Bezug auf die Hausordnung übernommen hat, auch pünktlich ausgeführt werden, sie hat in dieser Hinsicht ganz besonders die Dienstboten und ihre Kinder zu überwachen. Die Dienstboten sind gern nachlässig, wenn es sich um das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reinigen gemeinsam benutzter Räume, wie: Waschküche, Boden, Kellertreppe, Gänge und dergleichen handelt und die erste Trübung im Verkehr mit den Hausgenossen rührt meist von einer schlecht gesäuberten Waschküche her. Untersagen soll die Hausfrau den Dienstboten, aber auch ihren lebhaften Kindern das laute Sprechen, Lachen, Springen und Poltern auf den Treppen, das heftige Zuschlagen der Haus- und Korridortüren, ein Rutschen auf Treppengeländern, wie auch das Fortwerfen von Obstabfällen und dergleichen auf fremden Zugängen, eine Fülle von kleinen Reibereien wird dadurch vermieden.

Nicht eindringlich genug aber kann vor einem Verkehr der Dienstboten untereinander gewarnt werden, der in weitaus den meisten Fällen die Veranlassung zu Zwistigkeiten bildet, ein Verklatschen, oft ganz ohne bösen Willen unserer Dienstmädchen ist die niemals ausbleibende Folge. Diesen Verkehr hintan zu stellen, erfordert, was ich nicht verhehlen will, die stete Aufmerksamkeit der Hausfrau, ganz verhindern wird sie ihn wohl in den seltensten Fällen.

Rücksicht gegen seine Mitbewohner mache man sich zu einer goldenen Regel; wenn wir auf diesen Punkt nur alle gegenseitig ein wenig acht geben wollten, würde das Zusammenleben mit den Hausgenossen oft ein bedeutend angenehmeres sein. Wo im Hause musiziert wird, sollte man die Übungsstunden möglichst so legen, daß sie nicht einen abgespannten müden Mitbewohner in der Mittagsruhe stören oder spät abends seine kargen Mußestunden trüben. Das Musizieren in den Abendstunden, wohl gar bis in die Nacht hinein sollte eine einsichtsvolle Hausmutter nicht dulden, jedenfalls es aber nur in Ausnahmefällen, bei Familienfesten, Besuch, Gesellschaften und dergleichen gestatten.

Schwer ist es, die lustige Kinderschar soweit in Grenzen zu halten, daß sie den Mitbewohnern nicht zur Qual wird. Unsere wilden Buben und auch Mädchen können wir nicht anbinden, wohl aber können wir ihnen im Hause beim Springen und Laufen leichte Pantöffelchen anziehen und in ihrem eigenen Reiche, in der Kinderstube, schalldämpfendes Linoleum legen. Zum Kinderzimmer sollte man, wenn es sich mit der Lage vereinigen läßt, möglichst einen Raum wählen, der über einem nicht immer benutzten Zimmer der unten wohnenden Mitbewohner liegt, der Lärm schallt immer mehr nach unten als nach oben. Lärminstrumente und Lärmspiele wird die Hausfrau schon im Interesse der Nerven und der Ruhe ihres Eheliebsten nicht allzuoft dulden.

Rücksicht gewinnt Rücksicht; zeigen wir sie in ungezwungener freundlicher Weise unseren Hausgenossen, wird sie auch uns in den meisten Fällen erwiesen werden und vielfach erziehen wir sogar durch unsere Rücksichtnahme auch die Mitbewohner zur Ausübung einer Tugend, die bei einem Verkehr zwischen den einzelnen Hausbewohnern die Grundbedingung — um in Frieden nebeneinander zu leben.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Häusliche Betätigung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Nähen und Flicken.

1. Das Nähen.

Seit die Maschine sich in der Familie als fleißige Hausgehilfin eingebürgert hat, ist die Handnäherei mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Ganz entbehrlich aber kann sie uns nicht werden, denn es gibt mancherlei Arten der Näherei, bei denen die Maschine versagt und die Hand an ihre Stelle treten muß. Eine kluge Frau wird daher die eine als Ergänzung der anderen ansehen und gegebenenfalls beide zu gebrauchen wissen.

Wie bei jeder Arbeit, sollte auch vor Beginn des Nähens alles Erforderliche bereit liegen. Es ist unglaublich, wieviel kostbare Zeit mit dem häufigen Aufspringen und Suchen vertrödelt wird, ganz abgesehen davon, daß es keiner Arbeit zum Vorteile gereicht, wenn man sie alle Augenblicke beiseite legt und dann von neuem wieder vornimmt. Man überlege sich daher im Voraus, was an Material und Werkzeugen von Nöten ist und sorge, daß alles imstande und in genügender Menge vorhanden sei.

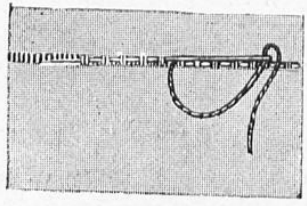
Weißnäherei erfordert schlanke, halblange Nadeln; zum Schneidern können sie durchschnittlich stärker und länger sein, zum Stopfen am besten ganz lang, mit länglichem Öhr. Gute Nadeln müssen sich schwer brechen lassen und eine glatte Bruchstelle zeigen. Biegen sie sich nur, so bestehen sie aus minderwertigem Stahl und werden bei längerem Gebrauch und festem Zufassen krumm und somit dienstuntauglich. Das Öhr sei glatt ausgeschliffen, damit es den Faden nicht zerschneidet und etwas weiter als dieser, um ihn schlankweg durch den Stoff zu leiten. Rostige Nadeln verursachen Flecke und Löcher; lassen sie sich nicht durch Auf- und Niederziehen in einem mit Stahlspänen gefüllten Kissen feilen, so sind sie beiseite zu legen. An Scheren braucht man eine größere zum Zuschneiden, eine kleine, spitze für feine Sachen und — wenn man weniger geübt ist — auch eine Knopflochschere; daß alle drei scharf geschliffen sein müssen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Bei der Schneiderschere achte man auf breit ausgearbeitete, genügend weite Griffrundungen; schmal und scharfkantig,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

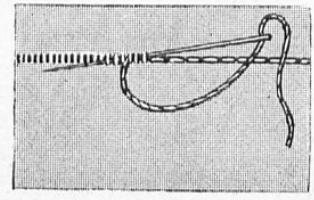
drücken sie die Finger wund und entstellen sie bei längerem Gebrauch durch häßliche Rinnen und Streifen. Der Fingerhut ist genau passend für den Finger zu wählen, sodaß er weder einschneidet noch abfallen kann. Die Löcher seien ziemlich tief, um ein Abgleiten der Nadel zu verhüten. Am besten bewähren sich Fingerhüte aus Silber mit Achat- oder Steinkappe, aus Stahl oder Aluminium; letztere sind besonders leicht, allerdings nicht so dauerhaft als z. B. Stahlhüte. Beinerne Fingerhüte und solche aus Horn haben meistens flachere Vertiefungen, auch brechen sie leicht. Ganz zu verwerfen sind Messinghüte, da sie Grünspan ansetzen und schon bei geringen Verletzungen — wie sie ja beim Nähen selbst oft genug vorkommen — Blutvergiftung hervorrufen. Wer an feuchten Fingern leidet, wische den Fingerhut nach jedesmaligem Gebrauch sauber aus.

Der Nähfaden hat sich immer nach dem zu verarbeitenden Stoff zu richten. Leinene Gewebe näht man mit Leinenzwirn, baumwollene mit Garn, wollene mit Garn oder Seide, seidene nur mit Seidenfäden. Der Faden darf nicht so stark sein, daß er Löcher reißt und aufdringlich ins Auge springt; verarbeitet, muß er sich unauffällig dem Stoff einfügen und fast wie ein Faden des Gewebes aussehen. Reißt er während des Nähens, so ist er leicht anzuölen. Die Faden-Länge für Handnäherei beträgt am besten nicht über 40—50 cm, sonst gibt es Knoten und Schleifen; nur Heftgarn, das mit großen Stichen vernäht wird, darf entsprechend länger genommen werden. Rollengarn sollte stets, damit es sich nicht aufdreht, an der Bruchstelle eingefädelt werden, die der Rolle zugekehrt ist. Den Fadenanfang sichert man bei bunten Stoffen durch Knoten oder durch mehrere aufeinander liegende Stiche; die Weißnäherei duldet keine Knoten; hier zieht man einige Stiche von links nach rechts durch den Stoff und näht dann von rechts nach links über diese hinweg. In der Nahtmitte legt man den neuen Faden mit dem zu Ende genähten zusammen unter den Daumen der linken Hand und näht einige Stiche über beide fort, worauf man sie abschneidet. Die Maschinennäherin verfährt in ersterem Falle genau wie die Handarbeiterin; reißt der Faden mitten in einer Naht, so setzt sie die Nadel etwa ½ cm auf die fertige Stichreihe zurück und näht von dort an weiter. Den Faden wählt sie beim Obergarn eine Nummer stärker als beim unteren, etwa Nr. 50 oben, Nr. 60 unten, das gibt eine schöne, glatte Naht. Feine Stoffe, die leicht krausen, unterlegt sie mit Papier, das sich später — durch die Stichreihe getrennt — mühelos ablösen läßt.

Als Grundlage der Handnäherei gelten vier Sticharten. Vorstich, Hinterstich, Steppstich und Saumstich. Der erstere faßt wechselnd 2—4 Fäden auf die Nadel, die wagerecht durch den Stoff geführt wird. Es liegen also immer 2—4 Fäden auf,



Vorstich.

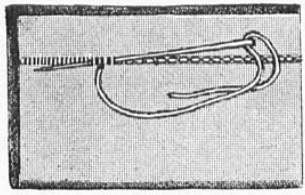


Rück- oder Hinterstich.

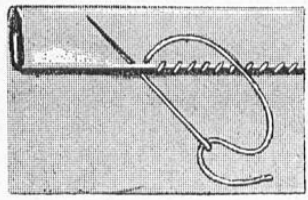
und ebenso viele unter der Nadel. Beim Hinter- oder Rückstich führt man die Nadel in den Stoff ein und ca. 6 Fäden weiter vorn wieder heraus, sticht drei Fäden nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rechts zurückgehend, wieder in den Stoff und zieht sie 6 Fäden vor dem Ausgangspunkt abermals nach oben, greift 3 Fäden zurück und so weiter, bis die Naht fertig ist. Der Steppstich dagegen läßt keine Fäden liegen. Nimmt z. B. die Nadel 3 Fäden



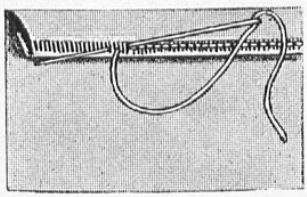
Steppstich.



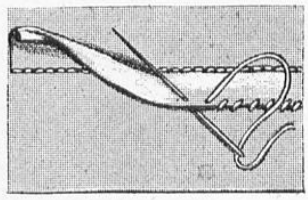
Saumstich.

auf, so sticht sie direkt in den Ausgangspunkt zurück, gleitet 3 Fäden nach links weiter, taucht in den rechts liegenden Stich ein und so fort. Steppstiche müssen, um perlengleich zu wirken, sehr sorgsam ausgeführt werden. Zieht man zuvor einen Faden aus dem Stoff und ersetzt ihn durch die Steppstichreihe, so erleichtert und verschönt das die Arbeit ungemein. Abweichend von den eben genannten Sticharten, liegt der Saumstich in schräger Richtung. Ehe man ihn beginnt, zieht man an der Stelle, wo er liegen soll, einen Stoff-Faden aus, bricht den Stoff schmal nach links um, ihn mit dem Daumennagel fest niederdrückend und darauf noch einmal, sodaß die Bruchkante direkt an die Fadenlücke zu liegen kommt. In dieser Lage wird der Saum geheftet und dann mit kleinen, schrägliegenden Stichen, die zugleich den Stoff und die Saumkante fassen, festgenäht. Begrenzt der Saum schräge Stoffkanten, so muß man sich hüten, diese zu dehnen, also lieber auf das Ausstreichen mit dem Nagel verzichten und durch Zusammenfassen kleiner Fältchen zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand den Saum niederdrücken.

Eleganter als diese Saumnaht wirkt der Steppsaum. Wie jener, wird er zweimal eingebogen, nur liegt er statt auf der linken, jetzt auf der rechten Seite



Steppsaum.



Kapp- oder Uebernaht.

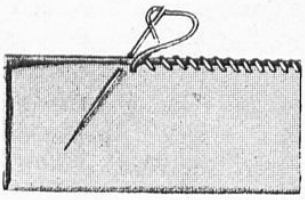
des Stoffes, wird auch nicht mit schrägen Stichen an-, sondern oberhalb der Saumkante mit gerade laufenden Steppstichen aufgenäht, wobei die Nadel durch alle drei Stofflagen sticht. Durch Ausziehen eines Stoff-Fadens sichert man auch hierbei der Steppstichlinie größere Gleichmäßigkeit.

Gilt es, zwei Stoffkanten miteinander zu verbinden, so geschieht dies mittels der Roll-, Aber- oder Kappnaht. Man legt die gerade oder schräg geschnittenen Stoffränder aufeinander, so daß die linke Seite des Stoffes nach außen kommt, heftet sie zusammen und näht sie etwa drei Viertel bis 1 cm vom Rande entfernt, mit Rückstichen aneinander. Sodann streicht man die Naht aus, schneidet den oberen Stoffrand ziemlich bis zur Hälfte fort, kippt beim unteren den nun überstehenden Stoff

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

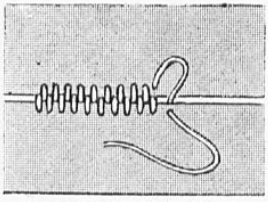
zum Saume um und näht ihn mit Saumstichen fest. Bei feiner Wäsche wird die Kappnaht im ganzen schmäler gehalten; die innere Stoffkante bis auf 3—4 Fäden Breite fortgeschnitten und die äußere mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand dergestalt gerollt, daß die Schnittkanten von dem Röllchen vollständig verdeckt sind. Das Röllchen wird gleichfalls mit Saumstichen angenäht, kann aber nur stückchenweise gedreht werden, da es sonst wieder ausspringt. Damit die Naht faltenlos und glatt liege, muß man sie schon während des Arbeitens mit Hilfe des linken Zeigefingers ausstreichen.

Die überwendliche Naht kommt fast nur als Verbindung zweier Webekanten vor, also z. B. beim Aneinanderfügen zweier Stoffbreiten zum Bettlaken ꝛc. Sie lohnt sich jedoch nur, wenn die Webekanten durchaus fest und gleichmäßig sind. Bei Leinen ist sie daher besser angebracht, als bei Baumwolle, die man lieber mit Kappnaht verbinden mag. Die überwendliche Naht schiebt sich beim Arbeiten leicht; sie sollte aus diesem Grunde stets vorgeheftet werden. Die Webekanten müssen dabei genau aufeinander liegen. Beim Nähen sticht die Nadel links dicht unter dem ersten Faden der Kante ein, geht durch beide Stofflagen und tritt rechts ebenso wieder heraus; dann greift sie, zwei Fäden vorrückend, abermals auf der linken Seite in den Stoff und arbeitet auf diese Weise gleichmäßig fort. Die Stiche dürfen stets nur einen Faden der Webekante aufnehmen und nicht zu fest angezogen werden, damit die fertige Naht sich ganz flach ausstreichen läßt. Der Nähfaden sei fest aber nicht scharf.

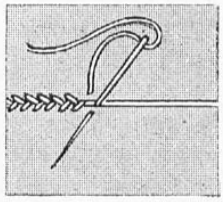


Überwindlingsstich.

Ähnlichen Zwecken wie vorgenannten, dient auch die Kreuznaht, die wir heute noch an alten gestickten Leinendecken sehen, bei denen die Stoffbreite nicht zulangte. Hierbei werden die Webekanten flach aneinander gelegt, der Nähfaden 2 Fäden unterhalb der linken Webekante eingeführt, dann zur rechten hinüber geleitet. Dann sticht die Nadel wieder links unten ein, wobei sie zwei Fäden Zwischenraum läßt,



Kreuznaht I.



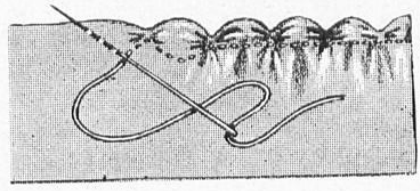
Kreuznaht II.

darauf rechts und so fort. Die Fäden, die entweder vollständig wagerecht oder etwas schräg gelegt werden können, kreuzen sich auf diese Weise zwischen den beiden Webekanten und bilden, ohne daß sie ausgestrichen werden müssen, eine flache, glatte Naht.

Eine bei der Schneiderei häufig vorkommende Naht ist die französische Naht. Man legt zwei Stoffränder so aufeinander, daß beide Stoffstücke mit ihrer linken Seite einander zugekehrt sind, näht sie ½ cm von der Kante entfernt mit Vorstichen zusammen, wendet den Stoff um, daß nun die beiden rechten Seiten sich berühren, drückt die erste Naht scharf nieder und führt eine zweite Naht mit Rückstichen aus, die unterhalb der zwischen beiden Stofflagen eingeschlossenen Schnittkanten entlang läuft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Falten, wie sie bei Wäschestücken und Kleidergarnituren vielfach verwendet werden, bildet man mit Hilfe von Vorstichen. Bei Wäsche nimmt man 3—4 Fäden auf die Nadel, bei Kleiderfrisuren usw. 5—6 Fäden und bildet stets eine Anzahl Vorstiche, ehe man die Nadel aus dem Stoffe zieht. Der Daumen der linken Hand schiebt dabei den Stoff beständig auf die Nadel, wodurch die Arbeit flink und gleichmäßig von-



Bogensaum.

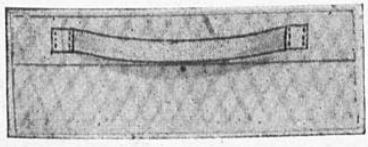
statten geht. Nach dem Reihen streicht man die Falten aus, indem man den Stoffstreifen ansteckt, den Reihfaden mit der linken Hand straff anzieht und nun mittels einer starken Nadel Falte für Falte mit der rechten Hand senkrecht herunter streicht. Um die Fältchen in dieser Lage zu erhalten und das Annähen zu erleichtern, zieht man schließlich ½ cm unter dem ersten noch einen zweiten Reihfaden ein. Das Annähen geschieht durch Saumstiche, deren jeder eine Falte an der oberen Kante zu fassen hat.

Bei Bogensäumen, die namentlich für Besatzzwecke, Chiffonrüschen, Schleifenverzierung sehr zu empfehlen sind, schlägt man beide Stoffränder 1—1½ cm breit gegeneinander ein, legt sie genau zusammen und näht sie mit leichten Vorstichen aneinander, die man, von der Kante ausgehend, in einem kleinen Halbbogen wieder zur Kante hinaufführt; der Zwischenraum an den Kanten muß ca. 1 cm betragen. Zieht man schließlich den Reihfaden an, so bilden sich nach oben kleine runde Zacken.

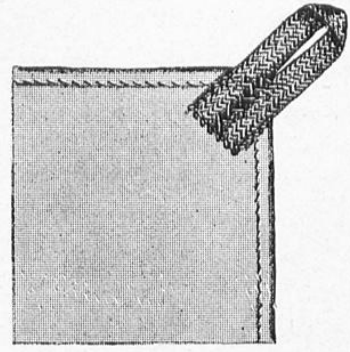
Schnuren müssen vor dem Annähen gebrüht werden, damit sie später nicht einlaufen. Man legt sie gegen den Stoffbruch und befestigt sie mit dichten Saumstichen, wobei man sie mit dem linken Daumen etwas vorschiebt, um sie locker zu erhalten. Das Geflecht der Schnur muß stets gerade laufen, sonst buckelt es.

Stoß- oder Einfaßborten können, sofern sie aus wollenen Fäden gewebt sind, ebenfalls überbrüht werden. Man legt sie mit ihrer Rechtsseite auf die rechte Seite des Stoffes und näht sie dicht unter dem Rande mit Hinterstichen fest; schlägt sie sodann auf die linke Seite des Gegenstandes über und säumt sie hier mit dichten Stichen zu.

Bänder können verschiedenartig angenäht werden. Bei Wäsche: Handtüchern, Wischtüchern usw. setzt man sie entweder flach aufliegend, in die Mitte der Schmalseiten, oder — bei quadratischen Tüchern — aufrechtstehend an eine der Ecken. In ersterem Falle schneidet



Annähen des Bandes an Handtücher.



Das Annähen der Bandschlingen an Wischtücher.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

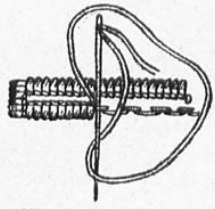
man das Band 10—12 cm lang, biegt es an beiden Enden schmal um und näht es, nachdem man es mit seiner Mitte genau auf die Mitte der Tuchnaht gelegt hat, mit feinen Saumstichen flach auf den Saum des Tuches fest, es schließlich noch an jeder Seite durch eine senkrecht laufende Steppstichlinie sichernd. Soll das Band als hochstehende Öse angesetzt werden, so biegt man das 16 cm lange Bandstück in der Mitte zu einer Spitze zusammen, säumt die Enden nebeneinanderliegend, an drei Seiten auf der Tuchecke fest und näht die Saumkante des Tuches auf der rechten Seite mittels Steppnaht den Bändern an. Die beiden Bandkanten werden durch überwendliche Stiche oder kleine Kreuzstiche miteinander verbunden. Bänder, die zum Binden dienen, hat man an einem Ende schmal umzusäumen, am anderen in gleicher Weise wie oben, am Gegenstande zu befestigen. Zugsaumbänder legt man ca. 10 cm weit nach hinten zwischen Ober- und Unterstoff der Bünde, heftet sie — dicht am oberen Rande des Bundes entlang laufend — auf und näht sodann den Zugsaum mit Steppstichen unterhalb des Bandes ab, wobei man dieses durch 2—3 nebeneinanderliegende Steppnähte an seinem äußersten Ende gleich mit befestigt. Für die Maschine werden sämtliche Bänder ebenso vorgerichtet und dann dicht neben den Kanten aufgesteppt.

Bei den Knöpfen unterscheidet man Knöpfe, die zum Durchstechen eingerichtet sind und solche mit Ösen. Für Wäsche werden meist nur übersponnene oder mit Leinen bespannte Knöpfe benutzt; beinerne brechen unter Rolle und Plätteisen, metallene machen Rostflecke in die Wäsche. Gilt es, einen Knopf an Wäschestücke anzunähen, so macht man, um den Faden zu befestigen, an der bezeichneten Stelle zuerst ein paar Stiche, legt den Knopf auf, führt die Nadel durch seine Mitte nach oben und arbeitet von hier aus gleichmäßig lange Strahlen rund um den Kern des Knopfes. Ist der kleine Stern beendet, so zieht man die Nadel zwischen Stoff und Knopf nach oben und wickelt den Faden an dieser Stelle mehreremale um die den Knopf haltenden Fäden, die nicht zu straff sein dürfen, wodurch sich eine Art Stiel bildet, der dem Knopf größeren Halt verleiht. Gut ist es auch, beim Annähen zwischen je 2—3 Stichen immer einen zu machen, der nur den Stoff erfaßt, um diesen dadurch gegen allzu frühes Einreißen zu schützen. Durchlochte Knöpfe näht man besser mit doppeltem Faden an; Knöpfe mit Ösen werden rechts befestigt, wobei man wechselnd Stoff und Öse erfaßt. Wollte man sie von links her annähen, so würde der Stoff sich leicht zusammenziehen.

Die Länge der Knopflöcher beträgt stets soviel, wie der Durchmesser des betreffenden Knopfes, 1½ mal genommen. Man steckt sie genau ab und sieht darauf, daß sie fadengerade liegen. Dort, wo ihre Mittellinie ist, zieht man in entsprechender Länge je zwei Reihen versetzter Vorstiche, zwischen denen man sodann den Einschnitt anbringt. Das Beschürzen kann mit einfachem oder doppeltem Faden geschehen, in letzterem Falle fädelt man ihn, doppelt genommen, in der Mitte in das Nadelöhr und führt seine beiden Enden durch die so entstandene Schlinge, worauf man sie fest anzieht. Wäscheknopflöcher erhalten auf jeder Schmalseite kleine Querleisten; bei Kleiderknopf-



Knopflochbeschürzen I. Art.



Knopflochbeschürzen II. Art.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

löchern arbeitet man die, dem Taillen- oder Bundrande zugekehrte Seite oft rund und bringt nur an der hinteren Querseite beschürzte Stege an. Die einfachste Art des Beschürzens ist die, daß man die Nadel auf der Stoffrückseite einsticht, vorn herauszieht, vom Faden eine kleine Schlinge stehen läßt, die Nadel von hinten her in diese einführt, wobei der Arbeitsfaden hinter der Nadelspitze liegen muß und dann die Schlinge anzieht. Dieses Knopfloch wird von rechts nach links gearbeitet. Von links nach rechts gehend, schürzt eine zweite Art. Man leitet hierzu die Nadel ebenfalls von unten nach oben durch den Stoff, faßt aber, bevor man sie herauszieht, den Faden dicht am Nadelöhr und schlingt ihn von rechts nach links unter die Nadelspitze; dann erst zieht man die Nadel vollends heraus und den Faden zum Knötchen fest.

Schlitzränder begrenzt man rund um ihren unteren Einschnitt mit Knopflochstichen; an deren Ende zieht man den Faden vier bis fünfmal hinüber und herüber und beschürzt diese kleine Spange ebenfalls mit Knopflochstichen. Vorher hat man natürlich die Schlitzränder umzusäumen, oder durch einen schmalen Schrägstreifen zu sichern.

2. Das Flicken.

Das Ausbessern der Kleider.

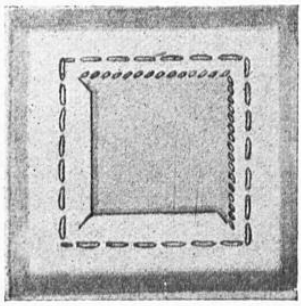
Bei aller Schonung, die wir unserer Garderobe angedeihen lassen, gibt es eigentlich unausgesetzt etwas nachzunähen und auszubessern. Bald reißt ein Band, bald ergreift ein Heftel die Flucht oder ein Knopf verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Am häufigsten jedoch ärgern uns die Kleiderkanten, die sich sehr schnell durchstoßen und deren Erneuerung reichlich Mühe verursacht. Viel Arbeit wäre gespart, wollte man jedesmal beim Ausziehen sämtliche Sachen einer genauen Prüfung unterziehen. Was sich dann noch mit ein paar Stichen heilen läßt, erfordert morgen oder übermorgen bereits eine größere Reparatur, und die Kleider, Mäntel und Hüte halten sich auf diese Weise viel länger gut und ansehnlich, als wenn man alles hinreißen läßt und nur an Generalflicktagen sich der armen Invaliden erbarmt. „Besser bewahrt, als beklagt" heißt es auch hier.

Zum guten Ausbessern gehört vor allen Dingen, daß es so unauffällig als möglich ausgeführt werde. Sitzen weiße Haken an einer Taille, so nehmen sich schwarze als Ergänzung gewiß nicht gut aus, so wenig wie ein schmales baumwollenes Band als Ersatz des verloren gegangenen breiten Leinenbandes gelten darf. In gerader Stofflage ein schräger Flicken eingesetzt, Bubis grauer Strumpf mit einem braunen Kniestopfen bepflastert, ein wollener Rock mit Baumwollfäden durchzogen, creme-farbene Spitzen mit weißem Zwirn geflickt — das sind alles Ungeheuerlichkeiten, die bei ordentlichen Frauen nicht vorkommen sollten, leider aber nur zu oft anzutreffen sind.

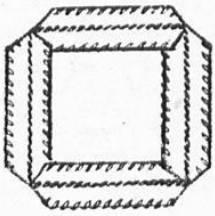
Die gebräuchlichste Art der Ausbesserns ist das Einsetzen von Flicken in Wäsche und Kleidungsstücke. Soll eine derartige Operation vor sich gehen, so ist zuerst die schadhafte Stelle im Quadrat oder länglichem Rechteck herauszuschneiden und zwar so weit, als sie sich fadenscheinig erweist und eine Naht nicht aushalten würde. Nach diesem Muster ist der Flicken zu schneiden, ringsum so viel größer, als die doppelte Nahtbreite ausmacht. Bei Wäsche darf der Ersatzflicken aus etwas feinerem Stoff bestehen, damit er das angrenzende Gewebe nicht zerreibt; am besten benutzt man schon gewaschenes Leinen resp. Hemdentuch. Gemusterte Stoffe verlangen beson-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dere Aufmerksamkeit, denn wie schon erwähnt, muß der Flicken sich genau dem Streifen-, Karreau- oder sonstigem Muster einfügen. Das Einnähen geschieht auf der verkehrten Seite mittels Hinterstichen, die Ecken sind etwas einzuschneiden, damit sie sich vollkommen flach legen. Nach Vollendung der ersten Naht, sind die Schnittränder umzubiegen und mit Saumstichen auf dem Einsatzfleck zu befestigen. Bei Kleidern, überhaupt bei Woll- und Seidenflecken, sind die Nähte schließlich durch Überplätten auf der unrechten Seite — am besten nach Auflegen eines feuchten Tuches — möglichst unsichtbar zu machen. Eine andere, einfachere Art des Flickens ist die, daß der Fleck ringsum einmal umgebogen und dem Grundstoff aufgesäumt wird; darauf ist die schadhafte Stelle bis auf Nahtbreite zu entfernen. Die Schnittränder werden gleichfalls umgebogen und nun ihrerseits auf den Flicken gesäumt. Bei Barchent, Flanell, Tuch und ähnlichen Stoffen werden sowohl die Ränder des Grundstoffes als auch die des Flickens umgeschlagen und dann auf der linken Seite mit dichten Überwindlingsstichen aneinandergenäht, worauf die gut ausgeplätteten Ränder mit Hexenstichen, Saum- oder Vorstichen, die aber rechts nicht zu sehen sein dürfen, auf Flicken und Stoff festgenäht werden. Die gleiche Methode ist bei gefütterten Gegen-



Flicken, von jeder Seite aufgesäumt.



Rückseite eines mit überwendlicher Naht eingesetzten Flickens.



Oberseite eines mit überwendlicher Naht eingesetzten Flickens.

ständen aus leichten Woll- oder Waschstoffen angängig, bei denen das Futter die Naht verbirgt und die Schnittränder vor dem Ausfranzen schützt. Am leichtesten gestaltet sich das Ausbessern da, wo der Flicken nur an einer oder zwei Stellen eingesetzt zu werden braucht, im übrigen aber mit seinen Rändern in eine Naht mündet, wie z. B. bei Ärmeln usw. In diesem Falle tut man gut, den Flicken lieber etwas größer zu nehmen, da die Ergänzung dann bei weitem weniger auffällig ist, als wenn man einen viereckigen Flicken einfügen wollte. Natürlich sind die Nähte vorher sauber aufzutrennen, die Flicken überwendlich, oder mittels Rückstichen anzusetzen, die Stoffränder breit auszuplätten und dann die Seitennähte wieder zu schließen. Dünn gescheuerte Ellbogen, wie die Schulkleider unserer Kinder sie nur allzu oft aufweisen, lassen sich noch eine Weile vor völliger Auflösung retten, wenn man die Ärmelnaht ein Stück darüber und darunter auftrennt, einen entsprechend großen Stoff-Flicken zwischen Futter und Oberzeug schiebt und ihn rechts mittels ausgezogener Stoff-Fäden recht fein und dicht anstopft. Ist die Naht dann wieder geschlossen, so ist die Reparatur kaum zu sehen. Will man an Ärmeln oder Taillenteilen das Futter hier und da ergänzen und alle auftragenden Nähte vermeiden, so biegt man die Ersatzstücke an den Rändern um, verwendet an einer Seite auch die Webekante und steppt sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit der Maschine dicht an den Rändern auf den Grundstoff, worauf man auf der, dem Oberzeug zugewendeten Seite das schadhafte Futter bis auf Nahtbreite fortschneidet.

Beinkleider, die an der Schnittschweifung zu franzen beginnen, kann man durch eine Bandeinfassung, die aber über die ganze Schweifung vom Bund bis wieder zum Bund reichen muß, noch lange tragbar erhalten. Andernfalls ist der gegengesteppte Schrägstreifen zu entfernen, die Schweifung auszuschneiden, so daß die durchgeriebenen Stellen fortfallen und ein neuer schräger Streifen anzusetzen.

Eingerissene Rockschlitze werden aufeinandergelegt und mittels Hinterstichen, eine Art Abnäher in Keilform gearbeitet, der etwa 2 cm über dem Einriß auf den Säumen beginnt und nach unten in eine schlanke Spitze ausläuft. Ein Stoffzwickel oder aufgesteppter Band deckt die Naht von links her; eine überschürzte Spange schützt den Grund des Schlitzes vor erneutem Einreißen.

Sind Waschröcke am Saum durchgestoßen, so faßt man sie mit Band ein; eventuell trennt man sie am Saum auseinander, heftet sie nach Entfernung der dünnen Ränder, von neuem zusammen, schlägt den Stoff gegeneinander ein und steppt ihn mittels der Maschine fest.

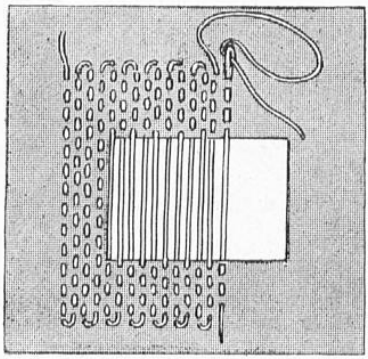
Kleiderröcke verlängert man durch ansetzen entsprechend breiter Stoffstücke am unteren Rande. Dieselben sind in gleicher Stofflage zu schneiden, die die einzelnen Teile aufweisen und möglichst fadengerade mit diesen zu verbinden. Die Ansatzstelle decken Stoff- oder Sammetblenden, Borten oder Frisuren. Ebenso dürfen zu lange Röcke stets nur unten verkürzt werden, falls sich nicht rund um den Rock schmale Säumchen abnähen lassen, die augenblicklich sehr modern sind und dem Kleide nebenbei noch zum Schmuck gereichen. Ist aber der Rocksaum durchgestoßen und eine Verkürzung nicht angängig, so kann man sich mit einem Schrägstreifen gleichfarbigen Velvets helfen, der rechts, ½ cm vom Rande entfernt aufgenäht, nach der Innenseite umgeschlagen und hier mit dichten Stichen angesäumt wird, wobei man aber den Rockrand nicht mit umbiegt. Der Sammt bildet nun rechts einen bortenartigen Besatz und links die Stoßkante des Rockes, und niemand wird bemerken, daß hier aus der Not eine Tugend gemacht wurde.

Pelz läßt sich ohne Schaden für sein Aussehen ganz einfach ausbessern, wenn man ihn auf der linken Seite mittels scharfen Messers, das die Haare unverletzt läßt, zurechtschneidet und gleichfalls links die einzelnen Stücke mit überwendlichen Stichen aneinandernäht. Das Pelzhaar deckt die Naht auf der rechten Seite vollständig zu.

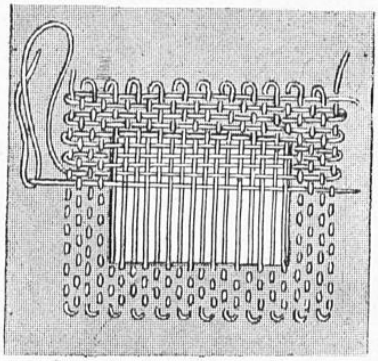
Einen breiten Raum im Kapitel des Flickens nimmt das Stopfen von Rissen und Löchern ein. Zumal bei kinderreichen Müttern wird der Flickkorb nie leer, und die fleißigen Hände müssen sich unausgesetzt regen, um alle Schäden an Wäsche und Kleidungsstücken zu heilen. Daß hinsichtlich der Größe und Anzahl ihrer Löcher die Strümpfe dabei den Vogel abschießen, wird jede Hausfrau wohl aus eigener Erfahrung wissen. Wir wollen uns also zuerst mit dem Strumpfstopfen etwas eingehender beschäftigen. Am schönsten wird ein Stopf, wenn man ihn über einem Stopfei oder Pilz aus Holz ausführt, weil sich dann das leidige Zusammenziehen gänzlich vermeiden läßt. Ist die schadhafte Stelle derart glatt gespannt, so zieht man den Stopffaden, der etwas feiner als das Gewebe, keinesfalls aber stärker sein darf, mit dichten Vorstichen darüber hin, so daß die durchzogene Stelle nach Vollendung einem regelrechten Quadrat gleicht. Dabei sind an jeder Seite die Fäden soweit durch das Gewebe zu führen, als dieses dünne Maschen aufweist, auch müssen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beim Durchziehen oben und unten kleine Ösen des Stopffadens stehen bleiben, die dem späteren Einlaufen des Garns Rechnung tragen. Dort wo das Gewebe vollständig zerstört ist, sich also das eigentliche Loch befindet, werden die Fäden natürlich nur lose gespannt und dann jenseits wieder in die Maschen eingeführt. Ist die erste senkrechte

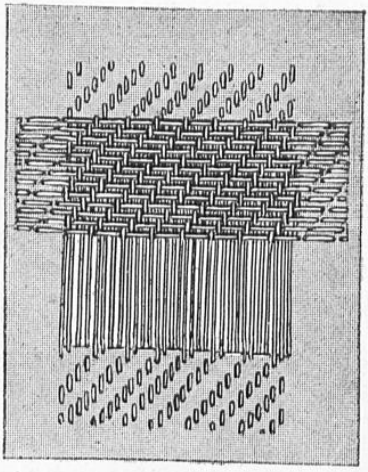


Leinenstopf I. Fadenzug.



Leinenstopf II. Fadenzug.

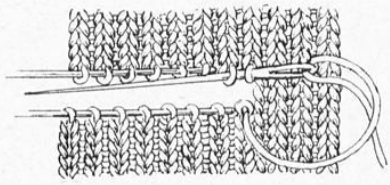
Lage beendet, so wird sie von rechts nach links und umgekehrt durchflochten, wobei die Nadel stets einen Faden aufnimmt und einen liegen läßt und in jeder Reihe mit der Stichfolge wechselt. Viele Frauen lieben es indessen nicht, die dünnen Stellen mit anzustopfen. Sie schneiden, wie bei einem Flicken alles Schadhafte rechtwinkelig heraus, drehen den Strumpf auf die linke Seite, stecken ihn rund um das Viereck mit Nadeln auf ein festes Wachstuchkissen und stopfen in oben angegebener Weise erst von oben nach unten, dann quer herüber das Loch zu. Ebenso ist bei Wäschestücken aus glattem Leinen oder Baumwollstoff zu verfahren. Sind die Löcher gar zu groß, wie z. B. an den Knieen oder Strumpfspitzen, so tut man gut, die defekte Stelle abzutrennen und neu an- resp. einzustricken. Recht praktisch ist es für diesen Zweck bei neuen Strümpfen, Oberblatt und Sohlenteil von der Hacke bis zum Anfang der Spitze gleich gesondert zu stricken und nur durch überwendliche Naht miteinander zu verbinden. Das Erneuern ist auf diese Weise eine Kleinigkeit. Ebenso empfehlenswert ist es, für die Knie der Kinderstrümpfe entsprechend große Quadrate zu stricken und diese mit feinem Garn den dünnen oder zerrissenen Stellen aufzusäumen, den Strumpf dann zu wenden, das dünne Gewebe bis auf Nahtbreite fortzuschneiden und das Stehengebliebene gleichfalls unsichtbar anzusäumen. Solche selbständige Flicken kann man im Vorrat halten und ist mit der Reparatur nachher im Augenblick fertig, was namentlich auf Reisen, in der Sommerfrische usw. von großem Wert für die meisten Mütter sein dürfte. Nebenbei ist ein solcher Flicken viel weniger auffällig, als ein Riesenstopf, der förmlich



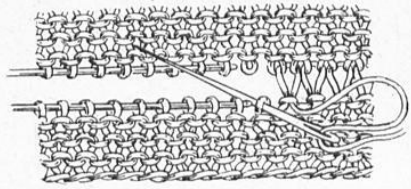
Gemusterter Stopf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem Strumpf „herausschreit". Der schönste Stopf freilich bleibt die Neubildung der Maschen mittels der Stopfnadel, der Strickstopf. Doch wird er, weil zeitraubend, nur vereinzelt angewandt. Wer sich der Mühe unterziehen will, der muß die schadhaften Maschen austrennen, bis ein glattes Viereck entstanden ist

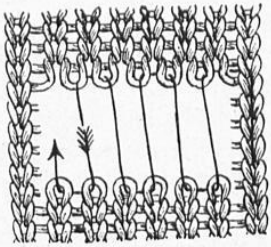


Das Anmaschen glatter Maschen.

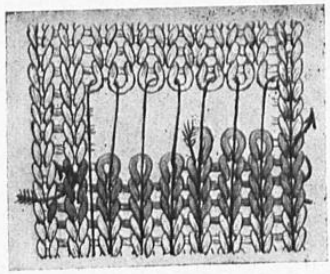


Das Anmaschen verkehrter Maschen.

und die wagerechten Maschen oben und unten freilegen. Um den Stopffäden Halt zu geben, ist ein feiner Faden, am besten Zwirn, durch diese freistehenden Maschen von oben nach unten und umgekehrt zu leiten, der das Viereck wie ein Gitter füllt. Um diese senkrecht gespannten Fäden werden mit einem weichen Stopffaden, der etwas feiner sein muß, als das Gewebe, in hin- und hergehender wagerechter Linie, und



Strickstopf I. Fadenzug.



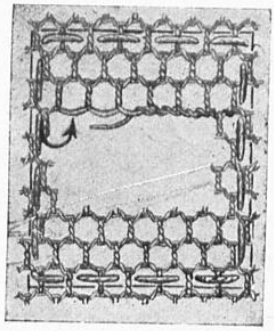
Strickstopf II. Fadenzug.

rechts und links so weit als nötig die heilen Maschen umschlingend, neue Maschen gebildet. Zu diesem Zwecke führt man die Nadel von unten in die erste Masche ein, leitet den Faden hinter dem Hilfsfaden herum und sticht von oben in dieselbe Masche wieder zurück, geht mit dem Stopffaden zur nächsten heilen Masche und arbeitet in gleicher Weise die Reihe herüber. Schließlich trennt man die Hilfsfäden heraus und vernäht das Stopfgarn auf der linken Seite des Strumpfes.

Viel Kopfzerbrechen machen der sparsamen Hausfrau aber auch die Risse und Löcher, die nicht nur der Zahn der Zeit in ihre guten Tüllgardinen nagt, sondern viel öfter noch ungeschickte Mädchenhände beim Öffnen und Schließen der Fenster verursachen. Einfach und schnell kann sie den Schaden ausbessern, wenn sie den Fleck wie bei jedem anderen Stopfen im Viereck herausschneidet, ein ringsum etwa 1 cm größeres Stück Tüll über die Öffnung heftet und dann sämtliche, genau aufeinanderliegende Löcher des alten und neuen Tüllstoffes mit feinem Faden derartig überwindet, daß sie fest zusammenhalten und weder trennen noch sich verschieben können. Eine andere Aushilfe ist das Einarbeiten eines neuen Tüllmusters in das Viereck. Mit

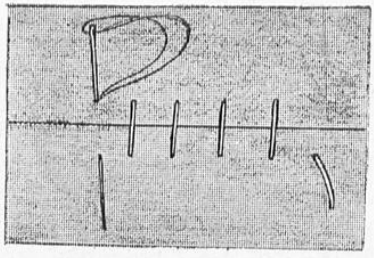
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ensprechend starkem Faden wird dafür, von links nach rechts gehend, in jede Tüllmasche eine Langette ausgeführt, dabei jedoch der Langettensteg statt wie sonst nur einmal, hier zweimal mit dem Arbeitsfaden umschlungen. Zurückgehend, also von rechts nach links, wird sodann die Langettenschlinge gleichmäßig zweimal mit dem Faden umwickelt. Dadurch entsteht die Tüllmasche, die dem Gewebe genau gleicht. An den Seitenrändern sind die Übergänge in das Gewebe möglichst unsichtbar zu gestalten. Das gleiche Verfahren ist übrigens auch bei alten, echten Spitzen und den augenblicklich sehr beliebten Tüllshawls, Spitzenjabots ꝛc. anzuwenden.



Tüllstopf.

Risse in Kleiderstoffen stopft man bei einiger Aufmerksamkeit fast unsichtbar mit einem Faden des gleichen Gewebes, den man mit einer Stecknadel aus den umgebogenen Rocknähten, Stoßkante oder dergl. zieht, falls man keine Stoffreste dafür zur Hand hat. Man führt dann die Nadel in gewöhnlichem Stopfstich gleichmäßig über den Riß hinauf und herunter und schneidet schließlich etwa überstehende Fusselchen dicht am Gewebe ab. Einen sehr guten Stopffaden ergibt ein langes Frauenhaar. Bei Tuch und sonstigen starken Stoffen kann man mit seiner Hilfe Flicken einsetzen, ohne daß das schärfste Auge sie zu entdecken vermag. Mit einem Rasier- oder einem anderen sehr scharfen Messer schneidet man das Tuch auf



Unsichtbarer Stopf in Tuch.

der rechten Seite fadengerade (die Schere nimmt zuviel der feinen Tuchhärchen mit fort), heftet sodann beide Kanten mit weitläufigen Überwindlingsstichen aneinander und beginnt sie darauf mit dem, an der Wurzel eingefädelten Haar und einer sehr feinen Nadel zusammen zu stopfen. Etwa 3 mm vom Rande entfernt, sticht man die Nadel derart ein, daß sie zwischen der oberen und unteren Tuchlage hindurchgeht, der Stich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

also weder rechts noch links zu sehen ist, und zieht sie auf der anderen Seite ebenso wieder heraus. Dasselbe führt man bei allen folgenden Stichen aus, die Nadel sticht stets wieder an genau derselben Stelle ein, an der man sie herausgezogen hat und führt sie in schräger Richtung unsichtbar zur entgegengesetzten Seite hinüber, wodurch die Stiche sich vollständig in den Haaren des Stoffes verlieren. Nach Vollendung des Stopfens lege man den Flicken auf ein hartes, unbedecktes Holzbrett mit seiner unrechten Seite nach oben, ein feuchtes Tuch darauf und plätte ihn nun mit heißem Eisen glatt.

Risse mit glatten Rändern kann man auch ohne Nadel und Faden schließen. Man legt sie auf das Plättbrett, schiebt die Ränder dicht aneinander, deckt ein etwas größeres Stück Guttapercha-Papier darauf, über dieses ein dünnes Leinenfleckchen und plättet alles miteinander fest. Durch die Wärme klebt das Papier oben und unten an und hält den Riß unauffällig zusammen.

Dünne Stellen an jeder Art von Geweben durchstopft man mit passenden Fäden und hin- und hergehenden Vorstichen; sie halten dann noch lange und die kleine Arbeit des Vorbeugens spart viel spätere Mühe und Zeitverlust.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

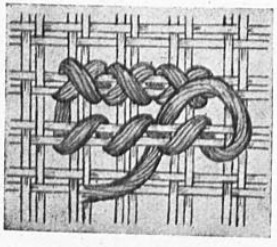
Sticken, Stricken und Flicken.

1. Sticken.

a) Kreuzstichstickerei.

Die Kreuzstichstickerei gehört zu den ältesten Frauenarbeiten. Sie wird entweder direkt in den Stoff hinein- oder über Canevas gearbeitet, der nach Vollendung der Stickerei zu entfernen ist. In letzterem Falle sind die Fäden stramm anzuziehen, damit sie später flach aufliegen. Eine Abart der Kreuzstichstickerei ist das Stramin sticken, das auf Canevas ohne Stoffunterlage ausgeführt wird.

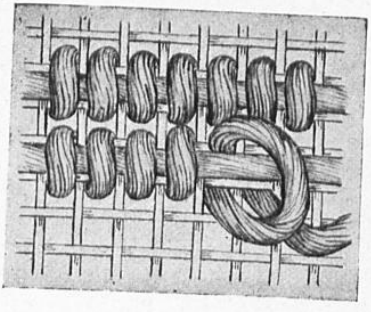
Die Grundlage beider Stickarten bildet der Kreuzstich. Er besteht aus zwei übereinander liegenden Stichen, deren erster von links nach rechts, der zweite von rechts nach links zurück führt. Alle Stiche einer Stickerei müssen in gleicher Richtung liegen.



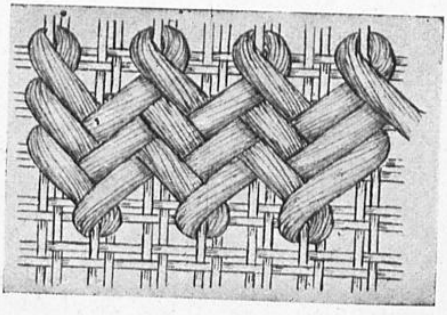
Kreuzstich.

Bei der Straminstickerei ist darauf zu achten, daß die Fäden nicht zu fest angezogen werden und die Ecken gut füllen.

Soll bei der Leinenstickerei der Kreuzstich rechts und links gleich sein, so arbeitet man ihn als sog. doppelseitigen Kreuzstich, d. h. man führt die Nadel nicht wie beim einfachen Kreuzstich senkrecht aus dem Stoff heraus, sondern in schräger Richtung, sodaß der Faden auf der linken Stoffseite die erste Strichlinie für den rückseitigen Kreuzstich bildet. Ebenso verfährt man beim Zurückgehen und hat nun rechts und links gleichmäßige Stiche gebildet.



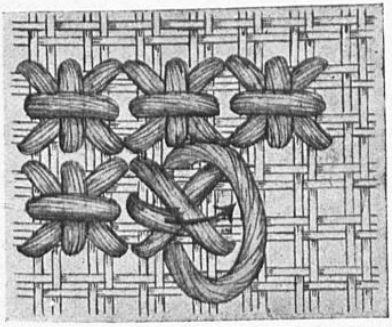
Gerader Gobelinstich.



Flechtstich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

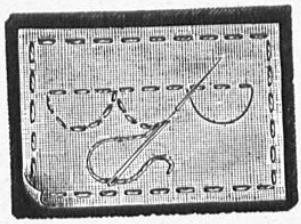
In Verbindung mit dem Kreuzstich wird bei Leinenstickereien häufig der Strichstich angewendet, das ist ein einfacher, wagerecht, senkrecht oder schräg stehender Stich. Man bildet auf diese Weise auch ganze Muster, die sog. Holbeinmuster, benutzt ihn aber meistens für Ausläufer von Bäumchen in Kreuzstich, überhaupt zur Verzierung von Kreuzstickkanten- und Pleinfiguren. Beim Strichstich beginnt man an der linken Seite nach rechts hin zu arbeiten und behält den zuerst benutzten Stich durch die ganze Musterreihe bei, d. h. man arbeitet erst alle senkrechten Stiche hintereinander fort, dann zurückgehend, alle wagerechten, oder umgekehrt.



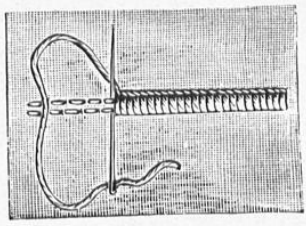
Einfacher Smyrnastich.

b) Das Weißsticken.

Muster zur Weißstickerei kauft man meist fertig im Geschäft; andernfalls zeichnet man sie mittels dünner Kupferschablonen auf den gewünschten Stoff. Vor Beginn des eigentlichen Stickens sind alle Musterlinien mit dichten Vorstichen zu



Das Vorziehen.



Vorziehen und Sticken geradelaufender Linien.

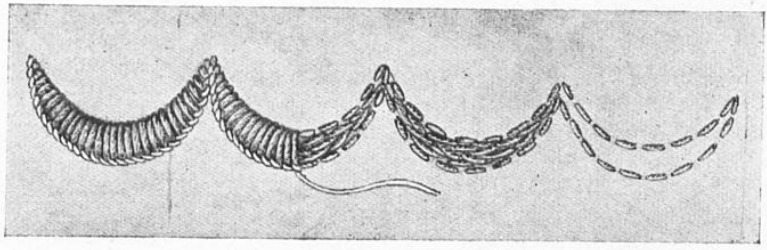
umziehen, gerade laufende Linien am besten in doppelter Reihe. Je genauer das Umziehen stattfindet, desto schöner kommen die Muster zur Geltung. Man benutzt zum Vorziehen und auch zum Unterlegen d. i. Ausfüllen der breiteren Zwischenräume mit Vorstichen, Ketten- oder Hexenstich, stärkeres Garn, als zum Sticken. Knoten dürfen nicht gemacht werden. Ungeübte Hände heften sich die Stickerei besser auf Wachstuch fest und zwar schon vor dem Unterziehen, sie fällt dann glatter und gleichmäßiger aus.

Das Material zur eigentlichen Weißstickerei ist feines Leinen, Shirting oder Batist und gutes baumwollenes Stickgarn in Weiß oder — wie bei den sog. Madeirastickereien — in Hellblau.

Beim Arbeiten legt man den Stoff glatt über den linken Zeigefinger und hält ihn mit Daumen und Mittelfinger fest, worauf man mit dem Beschürzen der unterlegten Muster beginnt. Dies geschieht von links nach rechts, indem man die Nadel oberhalb des vorgezogenen Fadens in den Stoff sticht, den Faden mit dem Daumen

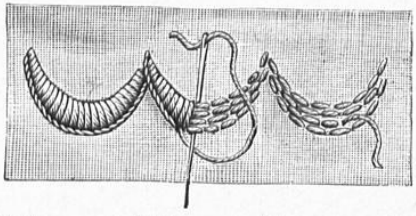
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der linken Hand in Form einer Schlinge festhält und die Nadel unterhalb des vorgezogenen Fadens aber über dem Arbeitsfaden herauszieht. Beim Anlegen eines neuen Fadens muß dieser stets aus der Schlinge des vorigen Stiches heraustreten. Bei

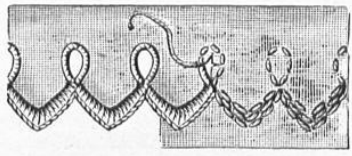


Vorziehen, Unterlegen und Sticken von großen Langetten.

Zackenlangetten arbeitet man nicht bis ganz zur oberen Spitze, deckt diese vielmehr durch den Anfang der nächsten Zacke. Für Schatten- oder Bindlöcher kommt der Stil- oder Bindlochstich zur Anwendung. Er ist beliebig von rechts nach links oder

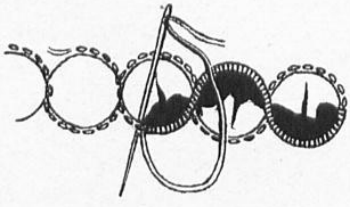


Unterlegen und Sticken von kleinen Langetten.

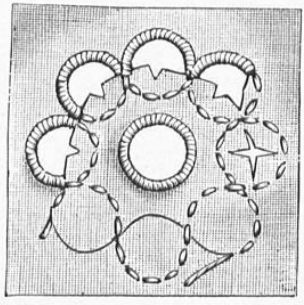


Spitze Zacken in Weißstickerei.

von links nach rechts, stets aber sehr gleichmäßig und dicht zu arbeiten. Das Einschneiden des Stoffes bei Bindlöchern geschieht mittels scharfer, spitzer Schere; entweder macht man nur einen Längs- und einen Querschnitt und arbeitet die Stoffspitzen



Das Herstellen von Bindlöchern.

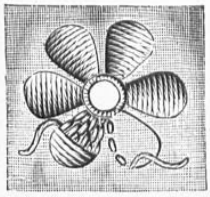


Angefangenes Muster mit Bindlöchern.

später mit ein, oder man schneidet die ganze Stoffrundung bis ziemlich dicht an den Vorziehfaden heraus. Liegen die Bindlöcher dicht nebeneinander in einer Reihe, so zieht man wechselnd eine Ober- und eine Unterhälfte der Löcher vor, daß der Faden gleichsam eine Wellenlinie bildet. Rückwärts gehend, verfährt man ebenso, desgleichen beim späteren Übersticken. Man gibt den Bindlöchern dadurch größeren Halt.

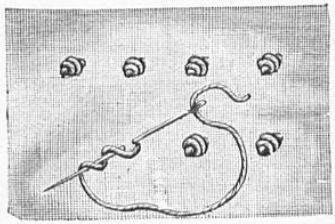
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sollen einzelne Muster, Blätter, Blümchen und Stiele dick ausgestickt werden, so sind sie in beschriebener Art vorzurichten und dann mit dichten Plattstichen in gerader, horizontaler oder senkrechter Lage zu übersticken.

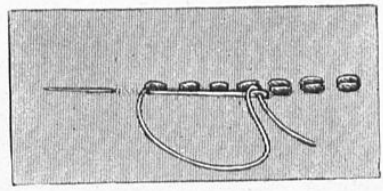


Das Übersticken der Blumenblätter.

Unter den Füllstichen verwendet man am häufigsten den Knötchen-, Muschen- und Staubstich. Der Knötchenstich wird folgendermaßen gearbeitet: Man nimmt einige Stoff-Fäden auf die Nadel, schiebt diese etwa bis zur Hälfte durch den Stoff und führt den Faden von oben nach unten in zwei Windungen über die Nadel. Indem man die Windungen mit der linken Hand festhält, zieht man die Nadel vorsichtig durch und den Faden nach und sichert das dadurch entstandene Knötchen durch einen Rückstich. Eine andere Art ist die, daß man die Nadel links in den Stoff sticht, rechts herauszieht, den Faden mit der linken Hand festhält, die Nadel — wie vorher — zweimal damit umwindet, und sie soweit nach rechts herumdreht, daß man sie eine Idee

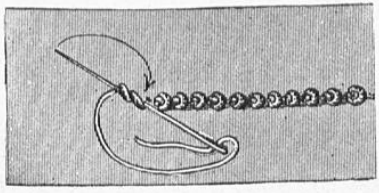


Knötchenstich I.

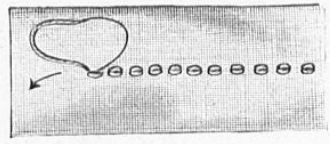


Großer Muschenstich.

hinter dem Ausgangspunkt in den Stoff zurückstechen kann. Währenddessen hält die linke Hand dauernd die Windungen fest.



Gewundener Knötchenstich.



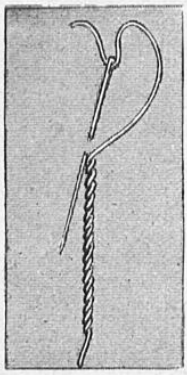
Kleiner Muschenstich.

Der Muschenstich besteht aus zwei, dicht nebeneinander liegenden und über die gleichen Stoff-Fäden ausgeführten Steppstichen.

Der Staubstich aus winzig kleinen, unregelmäßig verteilten Rückstichen.

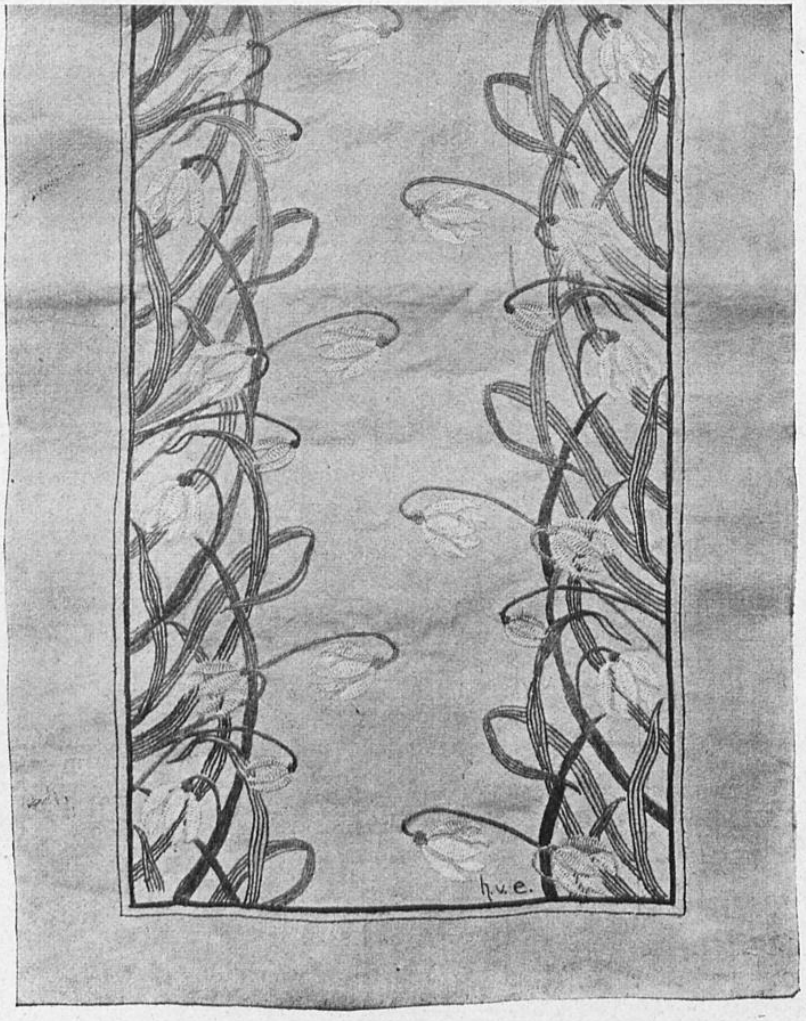
Ein besonderer Zweig der Weißstickerei ist das Buchstabensticken; es wird am schönsten, wenn man die Ecke des betreffenden Tuches oder Stoffstückes in einen runden Rahmen spannt, der am Tische festgeschraubt wird. Ist die Benutzung eines solchen Rahmens aus irgend welchen Gründen unstatthaft, so spannt man in einen viereckigen Rahmen ein Stück kräftigen Stoffes, Leinen, Drillich oder dergl., schneidet aus seiner Mitte soviel Stoff fort, als die Zeichnung bedingt und heftet diese mit festen Stichen unter die Öffnung. Der überstehende Stoff wird auf der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schräger Stielstich.

rechten Seite des Rahmens zusammengefaltet und festgesteckt. Auch die Buchstaben verlangen ein Vorziehen und Unterlegen, nur die Aufstriche sind davon ausgenommen. Sie werden mittels Stielstichs gestickt, wie er bei den Bindlöchern Verwendung fand, oder — wenn sie sehr fein sind, — mit dem gewöhnlichen schrägen Stielstich, der sich bildet, wenn man die Nadel von rechts nach links schräg unter 1—2 wagerechte Fäden führt, sodaß jeder Stich bis zur Hälfte des vorigen zurückgreift. Diese Art Stielstich wird auch zu den verschiedensten Leinen- und Buntstickereien benutzt und umrandet hier die Musterlinien gleich einem Schnürchen. Bisweilen stickt man bei Monogrammen auch nur den einen Buchstaben im dicken Plattstich aus, umrandet den zweiten mit feinen Stielstichen und füllt ihn mit Knötchen oder Staubstichen aus.



Leinenstickerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Paravent:
Entworfen und
ausgeführt von
Marie Kirschner,
Berlin.

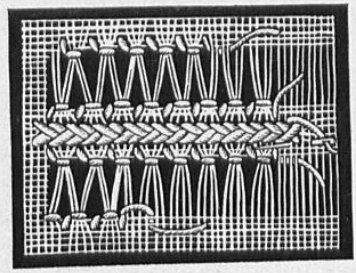
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

c) Die altdeutsche Leinenstickerei (Janinatechnik),

auch Rotstickerei genannt, stellt eine Verbindung verschiedener Sticharten dar. Die Figuren des Musters werden hierbei durch einfachen Stielstich markiert und mit allerhand Zierstichen: Kreuzstich, Spinnen, Netzen, Langettenschlingen ꝛc. ꝛc. ausgefüllt. Den Stickgrund bildet kräftiges, altdeutsches Leinen, das Stickmaterial Garn, waschechte Seide, auch Waschgold. In Verbindung mit der Leinenstickerei tritt häufig

d) der Durchbruch

auf, der durch Ausziehen von Stoff-Fäden und Übernähen derselben entsteht, sodaß sich ein spitzenartig durchbrochenes Muster bildet. Als Grundstoff dienen Leinen oder Leinenbatist, als Nähgarn Zwirn in angemessener Stärke. Die einfachste Art des Durchbruchs ist der Hohlsaum, wie wir ihn an Bett- und Tischwäsche, Decken, Taschentüchern, Kravatten ꝛc. verwenden. Der Stoff wird hierzu, wie gewöhnlich, zum Saum eingeschlagen, nachdem man je nach seiner Stärke 2—6 Fäden ausgezogen hat und dann derart niedergeheftet, daß er mit der entstandenen Rinne parallel läuft. Nun nimmt man, von links nach rechts arbeitend, 2—4 der senkrecht stehenden Fäden auf die Nadel, sticht diese unmittelbar über den umnähten Fäden 2—3 Fäden hoch in den Saumeinschlag ein und zieht sie heraus und den Faden fest an. Sollen beide Seiten des Hohlrandes umnäht werden, so richtet man ihn um 2—3 Fäden breiter ein, wendet nach Vollendung des ersten Saumes die Arbeit und stellt in gleicher Weise auch den zweiten Saum her, wobei man dieselben Fadenbüschel faßt wie oben. Nimmt man statt dessen von jedem Büschel nur die Hälfte und faßt sie mit der Hälfte des nächsten Büschels zusammen, so entsteht der Doppel- oder versetzte Hohlsaum. Soll die Durchbruchkante als Zwischensatz dienen, muß sie entsprechend breiter sein. Man zieht ungefähr soviel Fäden aus, daß die Rinne 10—12 mm breit ist; führt an jedem Rande die eben beschriebenen, einfachen Säume aus, faßt 3—4 Fadenbündel genau in ihrer Mitte auf die Nadel und verbindet sie mittels eines langettenartig gebildeten Schürzknotens. Der durchgehende Arbeitsfaden ist dabei möglichst so lang zu nehmen, daß er über die ganze Breite der Arbeit reicht; andernfalls ist er durch Weberknoten mit dem neuen zu verknüpfen. Er darf nach Belieben auch farbig sein oder aus Waschgold bestehen. Die Durchbruchkanten lassen sich bei einiger Übung ungemein reichhaltig gestalten, mit Stopfstich, Spinnen, Rädern, Picots und Wickelstichen ausstatten und beliebig breit, unterbrochen von festen Stopfkanten herstellen. Dort, wo die Ecken des Stoffes durch Ausziehen der Fäden fortfallen, wie bei viereckigen Tüchern, sind die Öffnungen mit Spinnen über vorgespannten Fäden auszufüllen.



Durchbruch.

e) Plattstichstickerei und Nadelmalerei.

Die gebräuchlichsten Muster für die Plattstichstickerei sind ornamentale Zeichnungen und stilisierte Blumen. Naturalistisch behandelte Blütenzweige arbeitet man lieber im ineinandergreifenden Plattstich, auch Nadelmalerei genannt, der die zarten Übergänge und Schattierungen der Natur getreu nachzubilden vermag. Für den Plattstich werden sämtliche Figuren genau so unterlegt, wie beim Weißsticken und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwar mit Stickgarn. Die Überlage, mag sie nun gleichfalls aus Garn oder Seide bestehen, wird recht dicht und gleichmäßig wagerecht darüber gestickt. Kelchfüllungen, Samenknötchen ꝛc. arbeitet man im Knötchenstich, die verbindenden Stengel im Stielstich.

Das „Malen" mit der Nadel geschieht am besten nach einer lebenden Blüte oder einer künstlerisch ausgeführten farbigen Vorlage. Die einzelnen Farbentöne müssen unmerklich miteinander verschmelzen und jede noch so feine Nüance zur Geltung kommen. Ohne zu unterlegen, arbeitet man mit dicht nebeneinander liegenden langen Stichen die Blätter und Blüten von außen nach innen, die Stiche gleichsam etagenmäßig von unten nach oben übergreifen lassend. Dem Vorbild folgend, sind Licht und Schatten genau zu verteilen, Lichter event. durch doppeltes Übersticken besonders lebhaft herauszuheben und durch verschiedene Lage der Stiche die Lebendigkeit der Natur zu erzielen. Die Nadelmalerei fordert viel Geschick, vor allem künstlerisches Empfinden und feines Farbengefühl, aber auch Formensinn und — last not least — unendlich viel Ausdauer.

Eine sehr beliebte, schnellfördernde und wieder modern gewordene Stickart ist

f) Die chinesische Goldstickerei.

Sie kann auf Leinengrund sowohl als auf kostbaren Seidenstoffen ausgeführt und zum Schmuck von Kleidern, Möbeln, Decken und Portieren benutzt werden. Nachdem die Zeichnung nach einem der überall zugänglichen chinesischen Vorbilder auf den Stoff gebracht ist, folgt man allen Linien und Windungen mit einem feinen, doppelt genommenen Goldfaden, den man mit gleichfarbigem, feinem Zwirn- oder Seidenfaden in regelmäßigen Abständen durch kleine Überfangstiche festhält. Nach Belieben kann man auch farbige Metallfäden verwenden, wodurch die Stickerei größere Mannigfaltigkeit erhält.

g) Das Aufzeichnen der Muster.

Diese an sich einfache Arbeit, einfach allerdings nur, wenn man die verschiedenen „Kniffe" kennt, ist für viele Frauen noch immer ein Stein des Anstoßes. Nehmen wir an, es solle ein Muster aus dem Modenblatte oder sonst eine Zeichnung auf Stoff übertragen werden, so hat man vorerst die Zeichnung auf ein glattes Brett, einen Tisch ꝛc. zu legen, darauf einen Bogen Pauspapier und beides mit Reißnägeln festzuheften. Mit spitzem Bleistift ist sodann jeder Strich des Musters genau nachzuziehen und nach Vollendung das Papier abzunehmen. Ist das Muster für Leinenstoffe bestimmt, so legt man es fadengerade auf den Stoff, ein Stück Kopier-, sog. Blaupapier, dazwischen, befestigt alles wiederum mit Reißnägeln und zieht das Muster mit einem Kopierstift, auch eine Stricknadel genügt, nochmals nach. Schließlich ist die nun blau auf der Leinwand stehende Zeichnung mittels spitzen Biberhaar-Pinsels und indigoblauer Wasserfarbe mit dünnen Linien zu übergehen, damit sie beim Sticken auch haftet.

Für Seide, Plüsch, Tuch und dergl. Stoffe ist diese Methode jedoch nicht anwendbar. Hier muß die Pause vorerst pickiert, d. h. mit einer feinen Nadel durchstochen werden. Je großzügiger die Zeichnung ist, desto weiter dürfen die Nadelstiche voneinander entfernt sein, je gedrängter und zierlicher das Muster, umso dichter die Stiche. Sind sämtliche Linien pickiert, so wird die Pause dem Stoff derart aufgelegt, daß die durch das Stechen entstandenen trichterförmigen Löcher seine Oberfläche berühren und mit Reißnägeln angezweckt. Weitere Utensilien sind ein Bäuschchen Watte und etwas geschabte Kreide für dunkeln, eine Kleinigkeit Graphitpulver für hellen Untergrund. Die Watte taucht man in das Pulver und fährt dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lose und leicht über die Pause, damit man die Löcher nicht niederdrückt oder verstopft. Nach Abnehmen der Pause zieht man die fein punktierte Zeichnung mit weißer, resp. farbiger Wasserfarbe nach und bläst nach deren Trocknen den etwa anhaftenden Pulverstaub ab. Um den angrenzenden Stoff nicht zu beschmutzen, tut man gut, neben den durchstochenen Linien der Pause einen breiten Papierrand stehen zu lassen. Man kann auch durch Aufeinanderlegen mehrerer Bogen Papier das gleiche Muster mehrere Male durchstechen.

Vor Aufpausen einer Zeichnung hat man den Stoff natürlich einzuteilen, die Breite der Ränder, Mitte und Diagonale abzumessen. Bei Waschstoffen lassen sich alle Linien leicht durch scharfes Kniffen markieren, wo das nicht angängig erscheint, zieht man sie am besten mit einem Heftfaden vor.

Soll aus einer glattlaufenden Borte eine Eckfigur gebildet werden, so leisten zwei Spiegelteile ohne Einfassung, die an zwei ihrer Schmalseiten links mit einem aufgeklebten Lederstreifen verbunden sind, vorzügliche Dienste. Man stellt sie rechtwinklig auf die Borte und wird finden, daß sie die gewünschte Ecke tadellos wiederspiegeln. Durch Hin- und Herrücken der Scheiben wird man diejenige Stelle ausfindig machen, die sich am schönsten zur Eckbildung eignet. Um aus derselben glatten Borte ein Viereck zu konstruieren, bedarf man zweier Spiegel, die man dort, wo beide diagonale Linien aneinander treffen, zusammenrückt, worauf man alle vier Seiten des neu entstandenen Musters klar vor sich sieht.

2. Stricken.

Obgleich der Strickstrumpf mehr und mehr aus der Mode kommt, wollen wir doch die Kunst des Strickens an dieser Stelle nicht übergehen. Gibt es doch immer noch eine Anzahl Frauen, die für Gatten und Söhne die Fußbekleidung eigenhändig herstellen müssen und von diesen dafür das Lob ernten, daß kein fertig gekaufter Strumpf so weich und schmiegsam sei, als der „von Mutter gestrickte". Es ist wahr, für empfindliche Füße sind die Nähte der gewirkten Strümpfe, namentlich an Sohle und Ferse, und mögen sie auch noch so fein und niedrig sein, eine qualvolle Beigabe, und in solchen Fällen tut die Frau ein Liebeswerk, wenn sie zu Nadeln und Garn greift und wenigstens die „Füßlinge" eigenhändig herstellt.

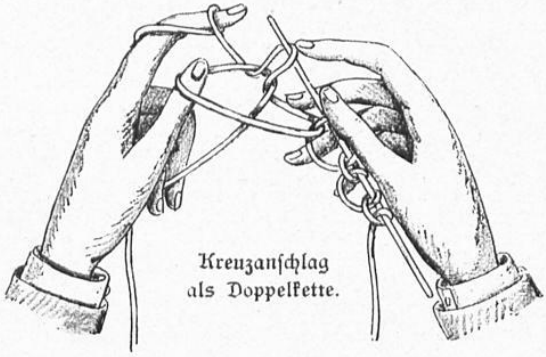
Um aber auch Uneingeweihten das Geheimnis des Strumpfstrickens zu enthüllen, — denn sicher gibt es unter unseren Leserinnen diese und jene, die sich noch nie daran wagte — wollten wir in Nachstehendem die „schwere Kunst" etwas näher betrachten.

Vor allem sind die notwendigen Requisiten: Stahlnadeln und Garn oder Wolle zu beschaffen. Nach der Stärke des Strickfadens richtet sich auch diejenige der Nadeln. Für D. M. C. Garn Nr. 6—8 rechnet man die Nadelstärke Nr. 8, für Garn 8—10 die Nummer 10 und so fort in gleichem Verhältnis. Allerdings ist dabei auch auf die Arbeitsweise der Strickerin Bedacht zu nehmen. Wer fest strickt, braucht stärkere Nadeln, wer locker arbeitet, solche in feinerer Qualität. Bei feuchten Händen sind die Nadeln nach jedesmaligem Gebrauch mit einem petroleumgetränkten Lappen — am einfachsten dem Lampentuch — abzuwischen; hat sich bereits Rost angesetzt, so ist er durch Abreiben mit feinem Schmirgelpapier zu entfernen.

Das Anlegen des Strumpfrandes geschieht meist auf eine der beiden folgenden Arten. Entweder man bildet Maschen mittels Kreuzanschlages oder man strickt die Maschen auf. Zum Kreuzanschlag legt man den Arbeitsfaden über den Zeige-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

finger der linken Hand und läßt ein so langes Fadenende als zum Maschenanschlag erforderlich ist, über die innere Handfläche herabhängen. Von diesem nimmt der Daumen der gleichen Hand eine Schlinge auf und die Nadel sticht von unten hinein, erfaßt den Arbeitsfaden und zieht ihn als Masche durch die Öse, nachdem der Daumen

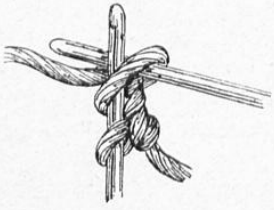


Kreuzanschlag als Doppelkette.

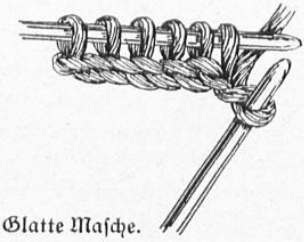
sie fallen ließ. Man darf die Maschen nicht zu fest ziehen, da sie sich sonst schwer abstricken lassen, kann event. auch den Maschenanschlag über zwei Nadeln ausführen und die eine davon vor dem Abstricken entfernen.

Beim Aufstricken bildet man zuerst eine feste Schlinge, windet den Faden um den linken Zeigefinger, nimmt auch die Nadel mit der Schlinge in die linke Hand, eine zweite in die rechte und sticht mit dieser in die Schlinge, holt den Faden als Masche hindurch und schiebt sie wieder auf die linksseitige Nadel. So fährt man fort, bis man die nötige Maschenzahl beisammen hat.

Bei den Maschen unterscheidet man glatte oder rechts gestrickte und verkehrte oder links gestrickte. Die glatte Masche ist die leichteste. Sie wird genau so gebildet,

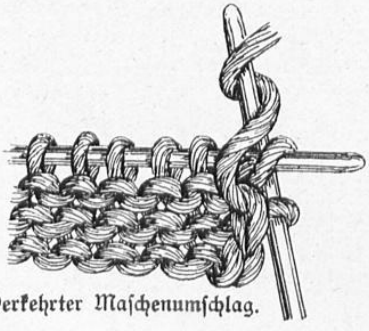


Glatter Maschenumschlag.

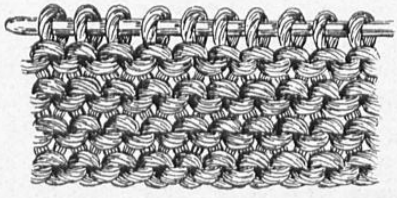


Glatte Masche.

wie die Maschen beim Aufstricken, nur daß man bei ihr die fertige Masche auf die rechtsseitige Nadel nimmt und die durchstochene Öse von der linken Nadel herabgleiten läßt. Schwieriger ist die verkehrte Masche. Hierzu wird der Arbeitsfaden v o r (nicht



Verkehrter Maschenumschlag.



Muster mit verkehrten Maschen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie bei der rechten Masche hinter) die linke Nadel gelegt, mit der rechten Nadel von oben her hinter dem Faden in die Masche der linken Nadel eingestochen, der Faden von unten nach aufwärts auf die rechte Nadel gehoben, durch die Masche gezogen und die Masche der linken Nadel abgestreift.

Als erstes am Strumpfe strickt man den Rand. Je breiter er gearbeitet wird, desto besser schließt er an. Er wird, wie überhaupt der größte Teil des Strumpfes, mit fünf Nadeln gestrickt, wovon vier zum Maschenanschlag, die fünfte zum Abstricken benutzt werden. Die Maschen sind auf alle vier Nadeln gleichmäßig zu verteilen. Meist nimmt man als Muster für den Rand abwechselnd zwei glatte und zwei verkehrte Maschen. Ist er fertiggestellt, so strickt man glatt weiter, wobei man das Nähtchen bildet, d. h. am Anfang des ersten Ganges eine verkehrte Masche strickt, beim nächsten Gang glatt darüber strickt, beim dritten wieder eine verkehrte Masche bildet u. s. f.

Man teilt den Strumpf in fünf Partien ein: den Rand, den Knie-, den Wadenteil, die Ferse und die Spitze. Beim Ausmessen der Arbeit ist der Rand nicht mit zu berechnen. Das Kniestück hat die richtige Höhe, sobald das Gestrickte, wenn man es mit den Nadeln an die eine Strumpfkante legt, ein Dreieck mit rechtem Winkel bildet. Das gilt für deutsche Längen. Bei englischer Länge rechnet man ein und ein halb Mal die Weite des Strumpfes. Nach dem Kniestück arbeitet man den Wadenteil, dessen Form sich durch Abnehmen nach oben hin verengert. Unter Abnehmen versteht man das Zusammenstricken zweier Maschen zu einer. In unserem Falle wird die dritte Masche nach dem Nähtchen über die zweite gezogen und auf der vierten Nadel des gleichen Ganges die dritt- und zweitvorletzte vor dem Nähtchen glatt abgenommen. Dieses Abnehmen wiederholt sich nach je zwölf glattgestrickten Runden noch drei bis vier Mal. Dann folgen nur 8 Runden und zwar so lange, bis das Wadenstück ein und ein halb Mal so lang ist als die Breite des Kniestückes beträgt und um den vierten Teil enger als dieses. Darauf strickt man ohne Abnehmen bis zur Ferse weiter, ein Stück, das so lang als die Hälfte des Knieteiles breit ist.

Vor Beginn der nun folgenden Ferse sind die Maschen, das Nähtchen nicht mitgerechnet, wieder gleichmäßig auf alle vier Nadeln zu verteilen, wobei jedoch die erste und letzte Nadel je zwei Maschen mehr erhalten. Die Ferse wird nur mit diesen beiden Nadeln, rechts und links genau so hoch gestrickt, als sie breit ist. Der besseren Haltbarkeit wegen strickt man in die Ferse noch einen dünnen Faden, sog. Beistrickgarn ein, desgleichen später in die Spitze.

Auf das erste Fersenteil folgt der Deckel. Der einfachste wird derartig hergestellt, daß man die rechte Nadel ganz, von der linksseitigen nur ein Drittel der Maschen abstrickt, — bei 24 Maschen also nur acht, — die nächste Masche abhebt, wieder eine abstrickt, von den beiden folgenden Maschen die letzte über die vorletzte zieht und dann noch zwei Maschen glatt abstrickt. Alle weiteren bleiben einstweilen unberücksichtigt; die Arbeit wird gewendet, die erste Masche abgehoben und verkehrt weiter gestrickt bis über die acht Maschen der anderen Nadel, die neunte und zehnte Masche verkehrt abgenommen, zwei Maschen verkehrt gestrickt und die Arbeit wieder nach rechts gewendet. Durch dieses stete Abnehmen nach acht Maschen entsteht an beiden Seiten der Ferse ein Zöpfchen.

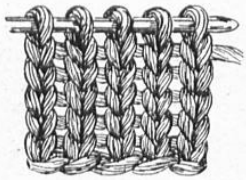
Wenn alle Maschen bis zum Rande aufgestrickt sind, nimmt man mit einer dritten Nadel die seitlichen Randmaschen auf und strickt sie mit der linken Nadel ab. Hierauf werden auch die bisher liegen gebliebenen zwei Nadeln des unteren Wadenteils abgestrickt, die rechtsseitigen Randmaschen aufgesammelt und zur vierten Nadel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestrickt. So ist die Rundung wieder geschlossen. In dem folgenden Gang sind die dritt- und viertvorletzte Masche der ersten Nadel abzunehmen, die letzten Maschen glatt abzustricken, die zwei ersten Maschen der vierten Nadel glatt abzustricken, die dritte abzuheben, die vierte abzustricken und die dritte dann über die vierte zu ziehen. Es müssen soviel Maschen abgenommen werden, bis auf jeder Nadel um 2 Maschen weniger sind, als am Knöchelteil waren, dann strickt man glatt weiter bis das Stück ebenso breit ist als das Knöchelteil und man die Spitze beginnt, die den vierten Teil der ganzen Vorfußlänge messen soll.

Eine einfach zu arbeitende und gut sitzende Spitze wird mit dem Spinnenmuster erzielt. Das Abnehmen hat hierbei mit den ersten beiden Maschen jeder Nadel zu beginnen, indem die erste Masche abgehoben, die zweite abgestrickt und die erste über die zweite Masche gezogen wird. Auf jedes Abnehmen folgt eine glatte Runde. Im zweiten Gang ist die dritte und vierte Masche, im dritten die fünfte und sechste, im vierten die siebente und achte Masche abzunehmen, und sofort, bis schließlich die zusammengestrickten Maschen ein schräg um die Spitze laufendes Spinnenmuster bilden. Sind nur noch vier Maschen übrig, so wird der Strumpf nach links gewendet und der Rest der Maschen hier vernäht.

Außer zur Anfertigung von Strümpfen dient das Stricken noch zur Herstellung zahlreicher anderer Gegenstände, als Staubtücher, Shawls, Kinderjäckchen, Röcke, Decken usw. Vielfach benutzt man dazu auch Horn- oder starke Holznadeln, zumal wenn es sich um sehr kräftiges Strickmaterial, Wolle oder lose gedrehte Baumwolle handelt. Für Staubtücher, Decken usw. ist als schnell fördernd das sog. Piquemuster zu empfehlen, zwei Maschen rechts, zwei links und in der nächsten Reihe versetzt; oder das Schachbrettmuster: vier rechts, vier verkehrt durch vier Reihen fort, darauf die Maschen versetzt, wieder vier Reihen gestrickt, die Maschen versetzt u. s. f.



Muster mit glatten Maschen.

Bei Röcken und Jäckchen wendet man gern das dehnbare Patentmuster an; es besteht aus zwei Gängen:

1. Gang: Der Faden wird auf die Nadel gelegt diese in die nächste Masche eingestochen wie zur Bildung einer verkehrten Masche und die Masche so von der linken Nadel auf die rechte gehoben; die nächste Masche glatt gestrickt u. s. f.

2. Gang: Die abgehobene Masche mit dem darüber liegenden Faden wird zugleich mit diesem glatt abgestrickt, der Faden um die Nadel gelegt und die einzelstehende Masche wie vorher abgehoben.

3. Häkeln.

Das Häkeln ist eine der dankbarsten Handarbeiten. Wie schon sein Name andeutet, wird es mit Hilfe von hakenartigen Nadeln ausgeführt, die sowohl aus Bein — für starke Wollen, — aus Holz — zum tunesischen Stich — oder aus Stahl — für Garne und Seiden — bestehen können. Die Stärke der Stahlnadeln richtet sich nach der des Arbeitsfadens. Ihr Haken muß außen gerundet, innen glatt ausgeschliffen sein, um weder den Finger zu verletzen, noch das Garn zu zerreißen. Am besten arbeitet es sich mit Nadeln, die nur aus Stahl bestehen und deren Griff sich sanft verstärkt. Zu dünne Nadeln ermüden die Hand, weshalb man sie gern durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

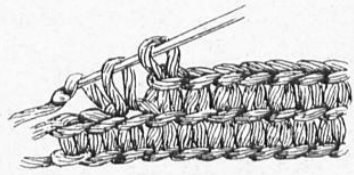
einen Korken schiebt, um den Fingern einen festen Stützpunkt zu gewähren. Der tunesische Häkelstich verlangt gleichmäßig dicke und ziemlich lange Holznadeln mit festem Knopfabschluß.

Die gebräuchlichsten Maschenarten sind: die Luft- oder Kettenmasche, die feste Kettenmasche, die feste Masche, die Stäbchenmasche, die Wickel- und die Büschelmasche. Beim Arbeiten wird der Faden von der linken Hand gefaßt, die Nadel mit der rechten Hand regiert. Je nach der Art des Musters häkelt man in hin- und zurückgehenden Touren, wobei die Arbeit gewendet wird; oder in einfachen Touren, bei denen der Faden nach jeder Reihe abzureißen und am Anfang der nächsten Reihe neu anzulegen ist.

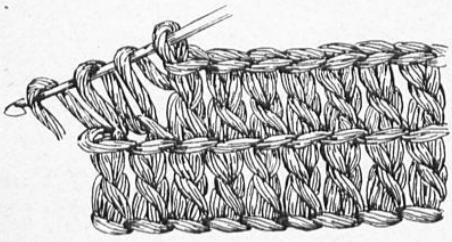
Bei allen Maschenformen legt man den Faden in zwei Windungen um den Zeigefinger der linken Hand und faßt die Arbeit mit Daumen und Mittelfinger. Zum Anlegen der Maschen wird der vom Zeigefinger herabhängende Faden von rechts nach links um den Daumen geschlungen, der Häkelhaken, den man wie den Federhalter faßt, vorn unten in diese Schlinge eingeführt und der Faden durchgezogen. Wird sodann die Nadel abermals durch die Schlinge geführt und auf gleiche Weise der Faden geholt, so entsteht eine Luftmasche. Die feste Kettenmasche setzt stets eine schon vorhandene Maschenreihe voraus. Die Nadel sticht von vorn nach rückwärts in die obere Schlinge dieser Reihe ein, zieht den Faden hindurch und dann auch durch die zweite, auf der Nadel befindliche Schlinge. Ähnlich bildet sich auch die feste Masche, nur daß hier, nachdem der Faden vom Häkchen erfaßt und durch die erste Schlinge gezogen worden ist, die Nadel den Faden noch einmal faßt und dann durch beide Schlingen zieht. Die Stäbchenmasche zerfällt in halbe, ganze und Doppelstäbchen. Beim halben Stäbchen wird der Faden von hinten nach vorn über die Nadel gelegt, diese wie eben beschrieben, in die Masche der unteren Reihe eingeführt, der Faden nochmals darum gelegt und durch all drei Schlingen gezogen. Beim ganzen Stäbchen legt man in gleicher Weise



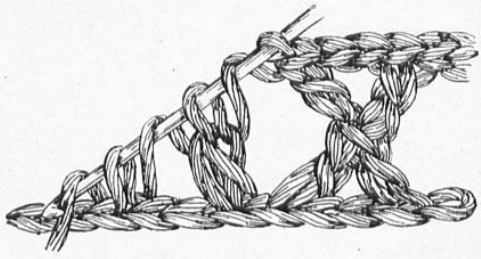
Luftmasche.



Feste Masche.



Stäbchenmaschen.



Kreuzstäbchen.

den Faden um die Nadel, führt sie in die Masche der vorigen Tour ein, legt den Faden nochmals darum, zieht ihn als Schlinge durch, legt ihn wieder um die Nadel, zieht ihn durch die nächsten zwei Schlingen, legt ihn nochmals um und zieht ihn durch die letzten beiden Schlingen. Das Doppelstäbchen erfordert ein zweimaliges

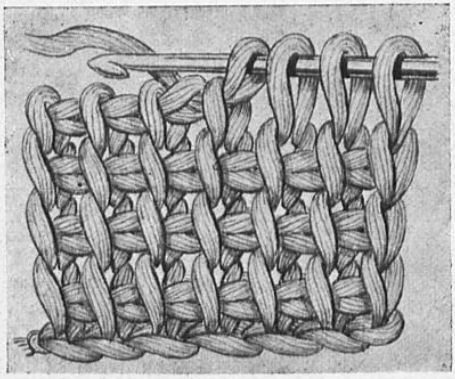
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umwinden der Nadel, wird sonst wie das einfache Stäbchen ausgeführt, und zieht man den Faden stets durch je zwei und zwei Schlingen.

Beim Kreuzstäbchen ist der Faden zweimal um die Nadel zu legen, diese in die nächste Masche der vorhergehenden Reihe zu führen, der Faden wieder um die Nadel zu legen und durchzuziehen, nochmals umzuschlagen, die beiden nächsten Schlingen zusammenzuschürzen, (3 Schlingen bleiben auf der Nadel) umzuschlagen, in die 3. Masche der unteren Reihe zu stechen, der Faden umzuschlagen und durchzuziehen, die 5 Schlingen auf der Nadel je 2 und 2 zusammenzuschürzen, 2 Luftmaschen zu bilden, umzuschlagen, die Nadel durch die oberen Glieder der zusammengeschürzten Stäbchen (Kreuzungspunkt) zu führen und mit einem einfachen Stäbchen zu schließen, u. s. f.

Wickelmaschen wirken nur gut in kräftigem drelliertem Garn oder in Wolle; sie eignen sich daher für Deckenmuster und Umrandungen. Man führt die Nadel wie bei den anderen Maschenarten ein, nachdem man den Faden lose und gleichmäßig fünf- bis neunmal — je nach der gewünschten Höhe der Maschen — um die Nadel gewunden hat, legt den Faden nach dem Einführen in bekannter Art auf die Nadel und zieht ihn durch die Masche und gleichzeitig durch alle Schlingen.

Büschelmaschen werden gebildet, indem man die Nadel in eine Masche der unteren Reihe einführt, den Faden umschlägt und als Schlinge durchzieht, den Faden wieder umschlägt, die Nadel in die gleiche Masche einsticht, den Faden als Schlinge durchzieht, den Faden zum dritten Mal umschlägt, noch einmal in dieselbe Masche sticht und nun die Schlinge mitsamt der Nadel durch sämtliche Schlingen zieht; darauf arbeitet man eine Luftmasche und bildet das neue Büschelchen in der zweitnächsten Masche der unteren Reihe.



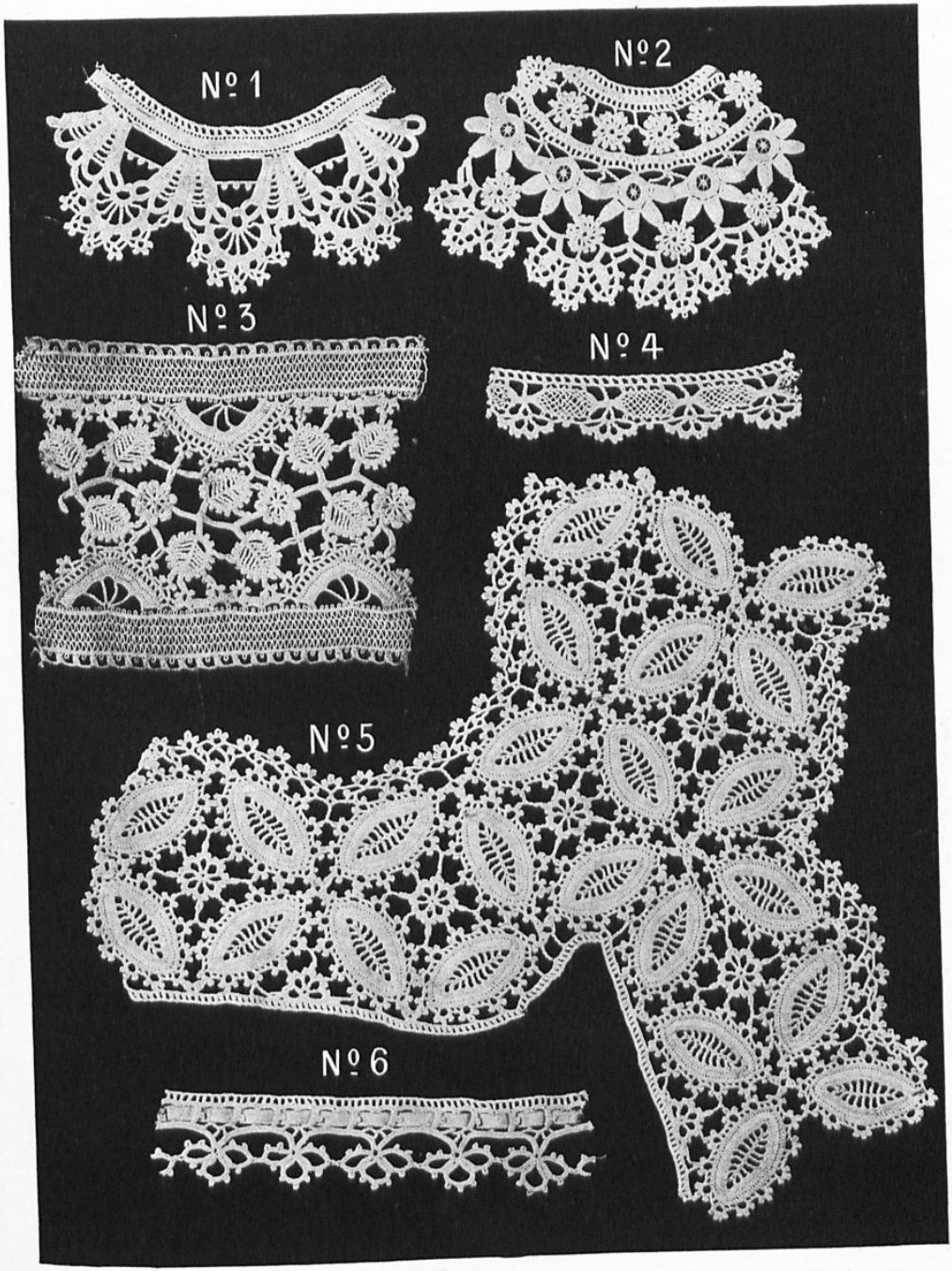
Tunesischer Häkelstich.

Zum tunesischen Häkelstich arbeitet man eine Reihe Luftmaschen in erforderlicher Breite, führt die Nadel, zurückgehend, in die vorletzte Luftmasche, zieht eine Fadenschlinge durch, sticht in die nächste Luftmasche, zieht eine Schlinge durch und so fort, bis der Streifen zu Ende ist. Alle Schlingen bleiben auf der Nadel liegen, weshalb diese, wie schon bemerkt, lang und gleichmäßig stark sein muß. Sind alle Luftmaschen als Schlingen aufgehoben, so arbeitet man noch eine Luftmasche, legt den Faden darnach auf die Nadel, zieht ihn durch die beiden nächsten Schlingen, legt ihn wieder auf die Nadel, zieht ihn durch zwei Schlingen ꝛc. Die nächste Reihe ist wie die erste, nur daß man jetzt die senkrecht stehenden Maschenglieder aufnimmt.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Häkel-Arbeiten I



No. 1 und 2 Beinkleiderpassen. No. 3 Einsatz für Kissen. No. 4 und 6 Spitze für Kinderwäsche. No. 5 Hemdenpasse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anleitung zu den Häkelarbeiten auf Tafel I und II.

Beschreibung der Beinkleiderpasse Nr. 1.

Abkürzungen: f. M. — feste Masche, h. St. — halbes Stäbchen, St. — Stäbchen, L. — Luftmasche, K. — Kettenmasche, P. — Picot, gew. — gewendet, 3 f. — 3 faches, Dst. — Doppelstäbchen, angeschl. — angeschlungen, St.-Tour — Sterntour, Lbg. — Luftmaschenbogen, R.-Tour — Randtour.

Die Spitze wird an eine Borte gehäkelt und besteht aus 2 Touren. Die erste Tour bildet die Fächer, die zweite die Zacken. Man arbeitet sie auf folgende Art: 1. Tour. Man arbeitet 1 f. M. in eine Öse der Borte, dann einen Anschlag von 26 L.; auf denselben zurückhäkelnd, indem man 11 L. übergeht: 5 St., 5 h. St., 5 f. M. in die 15 L.* 1 L., die Arbeit gewendet, 15 f. M. in die eben gearbeiteten 15 M., 11 L. die Arbeit gew., 1 3 faches St. in die erste f. M., 1 L., 1 3 f. St. in die 2te folgende, 1 L., 1 Dst. in die 2te, 1 L. 1 Dst. in die 2te, 1 St., in die 2te, 1 L., 1 h. St. in die 2te, 1 L., 3 f. M. in die letzten 3 f. M., 1 St. in die 3te Öse der Borte, die Arbeit gew., f. M. in die Maschen bis zum letzten 3 f. St., die Arbeit gew., 11 L., 5 St., 5 h. St., 5 f. M. in die eben gehäkelten f. M. u. v.* noch einmal wiederholt. Zum Schlusse 1 f. M. in die 3te Öse, dann 4 mal abwechselnd 3 L., 1 f. M. in jede 3te Öse und vom Anfang wiederholt. 2. Tour. In jeden Lbg. des ersten Fächers arbeitet man 15 f. M. □, dann in jedes der folgenden 8 St. 1 K., dann 2 L. und abwechselnd 3 mal 1 P., 2 L. Nun arbeitet man 8 K. in die letzten 8 L. des Anschlags des nächsten Fächers vor dem ersten Lbg., 5 f. M. in denselben, 3 L. an die 6te f. M. des letzten Lbg. angeschl., 3 f. M. in den Bogen, 7 L. an die nächste 3te f. M. des frühern Bogens angeschl., 9 f. M. in die 7 L., 7 f. M. in den Bogen, 5 f. M. in den nächsten Bogen, 3 L. die Arbeit gew., 13 f. St. in die 2te der 7 f. M., welche die Bogen verbinden, 3 L. 1 4 f. St., 3 mal abwechselnd, 3 L. 1 5 f. St., 3 L., 1 4 f. St., 3 L. 1 3 f. St. in die folgenden 6 f. M., 3 L., die Arbeit gewendet und an die 5te f. M. des nächsten Bogens des ersten Fächers angeschl. 1 f. M. in die eben gehäkelten 3 L., 5 St. in jede Lücke, 1 f. M. in die 3 letzten L., 10 f. M. in den 2ten Bogen des 2ten Fächers, worin sich schon 5 f. M. befinden. 6 f. M. in den nächsten Bogen. Die Arbeit gewendet, 7 L., die 2 letzten St. übergangen, 3 St. in die 3 nächsten 2 mal abwechselnd 5 L., 2 St. übergangen. 3 St. in die 3 nächsten, 5 L., 3 St. in die 3 nächsten 2 mal abwechselnd 5 L., 2 St. übergangen, 3 St. in die 3 nächsten St., 7 L., die Arbeit gew. an die 6te f. M. des 3ten Bogens des ersten Fächers angeschl. 5 L., 1 f. M. in die 4te der 7 L., 3 L., 1 f. M. in das 2te St.*, 3 L., 1 St., 2 P. (Picot = 5 L., 1 f. M. in die erste derselben) 1 St. in die mittlere der 5 L., 3 L., 1 f. M. in das mittlere der 3 St. vom * noch 4 mal wiederholt, dann 3 L., 1 f. M. in die mittlere der 7 L., 5 L., 10 f. M. in den Bogen, in jeden der folgenden Bogen 15 f. M. und vom □ wiederholt.

Oben wird die Öse mit einer Tour von 1 St., 1 L. in jede 2te Öse überhäkelt.

Beschreibung der Beinkleiderpasse Nr. 2.

Die Spitze ist aus großen und kleinen Sternen zusammengesetzt, und verbreitert sich unten volantartig.

Die großen Sterne stellt man auf folgende Art her: Man wickelt den Arbeitsfaden 15 mal um einen Stab von ungefähr 1/2 Cent. Durchmesser und arbeitet um diesen Ring 32 f. M., 1 K. in die erste derselben, * 10 L., die 3 letzten übergehen, in die übrigen 7 L., 1 St. und 7 Dst., dann 1 f. M. in die 4te f. M. des Ringes vom * noch 4 mal wiederholt. Nun wird der ganze Stern mit K. umrandet, wobei man in die beiden Maschenglieder sticht. Die Spinne im Innern des Ringes wird mit der Nadel ausgeführt. Die Sterne werden in der Weise zusammengefügt, daß man die Spitzen der Endblättchen 2er Sterne etwas übereinanderlegt und mit einigen Stichen befestigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für die kleinen Sternchen arbeitet man einen Ring von 7 L. und in denselben 12 St., welche je durch 1 P. getrennt sind. Sie werden an die großen Sterne (siehe Muster) angeschlungen.

Es folgen nun 4 Touren, welche unten die Spitze bilden. 1. Tour. 1 f. M. in das mittlere Blättchen eines großen Sternes, 9 L., 1 St. in das St. nach dem 2ten P. des kleinen Sternes, 9 L, 1 Dst. in das St. nach dem 2ten P. des kl. Sternes, 9 L, 1 St. in das St. nach dem 2ten P. des kl. Sternes, 9 L. u. v. A. wiederholt. 2. Tour. 9 f. M. in die ersten 9 L., 6 f. M. in die nächsten, 10 L. die 2 letzten überg, 1 f. M., 6 St., 1 f. M. in die folgenden 8 L., 6 f. M. in dieselben 9 L., 10 L., 2 überg., 1 f. M, 6 St., 1 f. M. in die übrigen 8 L., 6 f. M. in die nächsten 9 L., 10 L., die 2 letzten überg., 1 f. M., 6 St., 1 f. M., in die folgenden 8 L., 6 f. M. in dieselben 9 L., 9 f. M. in die nächsten 9 L. u. v. A. wiederholt. 3. Tour. 1 f. M. in die erste f. M., 5 L., 1 St. in die 6te, 1 L. * 1 St. in die 3te M. des Blättchens, 3 L., 1 St. in die 3te M., 3 L., 1 St. in die mittlere M. des Blättchens, noch 2mal abwechselnd 3 L., 1 St. in dieselbe M., 3 L., 1 St. in die 3te M., 3 L., 1 St. in die 3te M., 1 St. in die 3te der 6 f. M. vom * noch 2mal wiederholt. Anstatt dem St. in die f. M. nach der 2ten Wiederholung arbeitet man 1 L., 1 St. in die dritte der folgenden 9 L., dann 5 L., 1 f. M. in die letzte der 9 L. u. v. A. wiederholt. 4. Tour. 5 f. M. in die ersten 5 L., 1 f. M. in die nächste L., 3 f. M. in die nächste Lücke, 1 P., 3 f. M. in die nächste Lücke, noch 3mal abwechselnd 1 P., 3 f. M. in die nächste Lücke, 1 f. M. in die folgende Lücke, 1 f. M. in die Lücke des nächsten Blättchens, 3 f. M. in die nächste Lücke, 1 P., 2 f. M. in die folgende Lücke, 1 P., 2 f. M. in dieselbe Lücke, 1 P., 2 f. M., 1 P., 2 f. M. in die nächste Lücke, 1 P. 3 f M. in die folgende Lücke, 1 f. M. in die nächste und 1 f. M. in die folgende des nächsten Blättchens, 3 f. M. in die nächste, 4 mal abwechselnd 1 P., 3 f. M. in die folgenden Lücken, 1 f. M. in die nächste L., 5 f. M. in die nächsten 5 L. u. v. A. wiederholt.

An die großen Sterne arbeitet man nun 3 Touren für den oberen Rand. 1. Tour 2 f. M. in die mittlere M. des Ringes. 8 L., 14 f. St. in die f. M. vor dem ersten Blättchen, 13 f. St. in die Verbindungsmaschen der beiden Blättchen, 14 f. St. in die f M. nach dem letzten Blättchen des nächsten Sternes, 8 L. u. v. A. wiederholt. 2. Tour. 1 St., 1 L. in jede 2te M. 3. Tour. Stäbchentour.

Man arbeitet nun eine Reihe kleiner Sterne, welche man mit dem ersten P. an ein St. anschlingt und mit dem 3ten P. an das 9te St. anschlingt, das 2te St. häkelt man mit 1 Dst. an das 2te P. nach dem Angeschl. des ersten Sternchens, dann das folgende 2te P. an das 8te St.. und das folgende 3te P. an das 9te St. der St.tour. Nun folgen noch 4 Touren. 1. Tour. 1 St. in das mittlere St. zwischen den oberen 4 P., 5 L., 13 f. St. um das Dst., 5 L. u. v. A. wiederholt. 2. Tour. 1 à jour St.-Tour. 3. Tour. 1 St.-Tour. 4. Tour. 1 à jour St.-Tour.

Beschreibung des Einsatzes Nr. 3.

Der Einsatz ist aus Figuren, welche je eine Blume mit 3 Blättern darstellen, zusammengesetzt. Die Zacken, welche sich den Figuren an der Seite anschließen, werden an Borten gehäkelt und bestehen aus 2 Touren.

Die Figuren sind in 2 Arten auszuführen, nämlich: diejenige, bei welcher die Blume nach rechts neigt, hat auf der rechten Seite 1 Blatt, und links 2; jene, wo die Blume links neigt, links 1 Blatt und rechts 2.

Figur rechts. Man beginnt mit der Blume und arbeitet daran anschließend die Blätter mit den Stengeln. Ein Anschlag von 7 L.: In die erste derselben arbeitet man 7 St., welche durch je 3 L. getrennt sind, dann 3 L., 1 K. in die 3te der ersten 6 L. 1 L. * 1 f. M., 1 h. St 3 St., 1 h. St., 1 f. M. in die mittlere der nächsten 3 L., 1 K. in das nächste St. vom * noch 4mal wiederholt; dann beginnt man das erste Blättchen links mit 22 L., übergeht die 6 letztgehäkelten L. und arbeitet in die 7te, 15 f. St., in den ersten Umschlag desselben 15 f. St., in den ersten Umschlag von diesem ebenfalls 15 f. Stäbchen, in den ersten Umschlag von diesem 14 f. St., in den ersten Umschlag von diesem 13 f. St., in den ersten Umschlag von diesem 1 Dst., in den ersten Umschlag von diesem 4 St., dann in den ersten Umschlag des 3 f. St., 1 Dst., in den ersten Umschlag des 4 f. St. 13 f. St., und in die 35 f. St. in jedem ersten Umschlag 14 f. St., 6 L., 1 K. in die L., worin sich das erste 5 f. St. befindet. Das Blättchen wird nun mit einer Tour von 2 f. M., 1 P. umgeben, wobei darauf zu achten ist, daß man in jede L. 1 f. M. in jedes 2te St. jedoch 2 f. M. arbeitet, am Schlusse 1 K. in die K. nach den letzten 6 L. (Siehe Muster.) dann 5 f. M. in die nächsten 5 L., diese bilden nun den Stiel des Blättchens. Es folgen 20 L., 1 Blättchen wie das erste, bei dem 3ten P. wird es mit 7 L. dem 3ten P. des ersten Blättchens angeschl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach den letzten 5 f. M., welche den Stiel bilden, kommen 10 L., die letzte wird übergangen, je 1 f. M. in die folgenden 9, dann 11 L., ein Blättchen. Man arbeitet nach diesem 15 f. M in die L. des Stieles, dann 5 L. an das 4te P. des letztgehäkelten Blättchens angeschl. und nach den letzten 5 f. M. bis zur Blume noch 2 mal 1 f. M., 1 h. St., 3 St., 1 h. St, 1 f. M., in die mittlere der 3 L., wie früher dann nach der K. 7 L. an das 4te P. des Blättchens angeschl., dann an die Blume noch 1 mal 1 f. M., 1 h. St., 3 St., 1 h. St., 1 f. M., 1 K. dann ist eine rechte Figur fertig.

Die Figur links wird ebenso ausgeführt, nur arbeitet man für den Stiel 32 L. anstatt wie früher 22, und schlingt das 4te P. des ersten Blättchens mit 5 L. an die 5te der 32 L. an, und das nächste 4te P. zwischen die 2te und 3te Zacke der Blume mit 7 L. Nach den 5 f. M. des Stieles arbeitet man 10 L., schlingt an die K. der erstgearbeiteten Blume, welche dem Stengel der selben gegenüberliegt an, und arbeitet, indem man die letzte übergeht in 9 je 1 f. M, dann 12 L., 1 Blättchen, nach den 5 f. M. des Stieles, 10 f. M. in den Stiel der Blume, 12 L., 1 Blättchen dieses wird bei dem 3ten P. mit 7 L. an das drittletzte P. des vorigen Blättchens angeschl. Nun wird die Figur ebenso abgeschlossen wie die vorige.

Hat man die genügende Anzahl Figuren fertig, so arbeitet man die Zacken an die Borten, und verbindet damit zugleich die Figuren. Die Zacken bestehen aus 2 Touren. 1. Tour. 1 f. M in eine Öse der Borte, * 8 mal abwechselnd 5 L., 1 f. M. in jede 3te Öse, 5 L., 4 5f. St., welche durch je 5 L. getrennt sind in die 6te Öse, 5 L., 1 f. M. in die 6te Öse, 1 L. die Arbeit gewendet, 7 f. M. in jeden Lbg., 1 K. in die L. nach der f. M., 3 L., die Arbeit gewendet, in jede f. M. 1 St., in die mittlere jedoch 3 St., in die f. M., welche sich in der Öse befindet, ebenfalls 1 St., dann 1 f. M. in die 3te Öse, 1 L., die Arbeit gewendet, in jedes St. 1 f. M., jedoch in das erste und 3te der 3 mittleren St. arbeitet man 2 f. M. in die letzte der 3 L. ebenfalls 1 f. M., dann 1 L. die Arbeit gewendet an die f. M. der Öse angeschl., 2 L. an die mittlere der nächsten 5 L. angeschl., 2 L., 1 St. in die erste f. M., 1 L., 1 St. in die nächste f. M., 8 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te f. M., 6 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede folgende f. M., 8 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te f. M., 1 L., 1 St. in die letzte f. M., 2 L., 1 f. M. in die 3te Öse und vom * wiederholt. 2. Tour. In den ersten Lbg., der Borte 3 St., 1 P., 4 L. an das mittlere P. des 2ten Blättchens der Figur rechts angeschl. 4 L., 1 f. M. in die erste der früheren 4 L., 1 P., 3 St. in denselben Lbg., 5 St., in den nächsten Lbg., 3 St., in den folgenden (die ersten und letzten Stäbchen in den Lbg. werden immer zusammen abgemascht) 1 P., 6 L. an das 3te P. angeschl, 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die letzte L. 1 P., 3 St. in denselben, 3 St. in den nächsten Lbg., 1 P., 5 L. an das 2te P. des folgenden Blättchens angeschl., 4 L., 1 f. M. in die erste der 5 L., 1 P, 3 St. in denselben, 5 St in den folgenden, 3 St. in den nächsten Lbg., 1 P., 3 L. an das 3te P. des Blättchens angeschl., 1 P., 3 St. in denselben Lbg., 2 L., 1 f. M. in die L. vor dem ersten St., 3 L., 1 St. in die L. nach dem 2ten St., 1 P., 3 L. an das 2te P. des Blättchens angeschl., 3 L., 1 f. M. in die erste der frühern 3 L., 1 P., 1 St. in die L., wo sich das frühere St. befindet, 3 L., 1 f. M. in die 4te M., 3 L., 1 St. in die 4te M., 1 P.. 13 L. an das 3te P. des Blättchens angeschl., 2 L., 1 f. M. in die 3te, 3 L., 1 f. M. in die 4te L, 5 L. an die 3te Zacke der Blume angeschl., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die f. M., 2 L., 1 f. M., in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die letzte L., 1 P., 1 St. in die M., worin sich das letzte St. befindet 3 L., 1 f. M. in die 4te M., 3 L., 1 St. in die 4te M., 1 P., 13 L. an die mittlere f. M. des früheren L. stabes angeschl., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L. an das 3te P. des nächsten Blättchen angeschl., 1 f. M. in die 3te L., 3 L., 1 f. M. in die letzte L., 1 P., 1 St. in die M., worin sich das letzte St. befindet, 3 L., 1 f. M. in die 4te M, 1 L., 1 f. M. in die 2te M.. 3 L., 1 St. in die 4te M., 1 P., 5 L. an das 6te P. des Blättchens angeschl., 1 f. M. in dieselben, 5 L. an die erste Zacke der nächsten Blume angeschl., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die f. M., 2 L., 1 f. M. in die letzte f. M., 1 P., 1 St. in die M., worin sich das letzte St. befindet, 3 L., 1 f. M. in die 4te M., 3 L., 1 St. in die 4te M., 1 P., 14 L. an die Zacke, worin schon angeschlungen ist angeschl., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L., 1 f. M. in die 3te L., 2 L. an das 5te P. des nächsten Blättchens angeschl., 1 f. M. in die 3te L., 4 L., 1 f. M. in die letzte L., 1 P., 1 St. in die M., worin sich das letzte St. befindet, 3 L., 1 f. M. in die 4te M., 3 L., 1 St. in die 4te M., 1 P., 3 L. an das 3te P. des Blättchens angeschl., 2 L., 1 f. M. in die erste L., 1 P., 1 St. in die M., worin sich das letzte befindet, 3 L., 1 f. M. in die 4te M., 2 L. und vom Anfang wiederholt.

Der Außenrand der Borte wird mit folgender Tour umgeben: 2 St., 4 L. in jede 3te Öse.

Beschreibung der Spitze Nr. 4.

Diese Spitze wird in 3 Touren gearbeitet. Eine Tour bildet die Zacken, 2 Touren den oberen Rand, an der Traubenlitze.

Man arbeitet die Zacken wie folgt: 1 f. M. in die 3te Öse einer Traube, 1 P., (5 L., 1 f. M. in die erste derselben) 1 f. M. in die 2te folgende Öse, 5 L., 1 f. M. in die letzte Öse der Traube. 7 L., 1 f. M. um das Schnürchen, 3 L., die Arbeit gewendet, 1 Dst. in die 4te der 7 L., 3 L., die Arbeit wieder gewendet, 1 f. M. in die erste Öse der nächsten Traube, 7 L., die Arbeit wieder gew., 1 Dst. in das früher gearbeitete Dst., abwechselnd 2mal 5 L., 1 Dst. in eben dasselbe Dst., 4 L., 1 f. M. in die mittlere der erstgehäkelten 5 L., die Arbeit wieder gewendet. 1 f. M., 3 L., 1 f. M., 3 L., 2 f. M. in die zuletztgehäkelten 4 L., dann in jeden der 3 nächsten Lbg., 2 f. M., 3 L., 1 f. M., 3 L., 2 f. M., zum Schlusse 1 K. in die 3te der zuletztgearbeiteten 7 L., 2 L., 1 f. M. in die 2te folgende Öse, u. v. A. wiederholt.

Für den oberen Rand. 1. Tour. 1 3f. St. in die untern Glieder der f. M. um das Schnürchen, 5 L., 1 f. M. in die 1te Öse der Traube, 3 mal abwechselnd 3 L., 1 f. M. in jede 2te Öse der Traube, 5 L. u. s. f. 2. Tour. 1 St. in 1 M., 2 L., 1 St. in jede 3te M.

Beschreibung der Hemdenpasse Nr. 5.

Die Hemdenpasse ist aus Medaillons und Sternchen zusammengesetzt.

Die Medaillons werden auf folgende Art verfertigt: Man häkelt einen Anschlag von 25 L., 8 davon übergehen 1 St. in die 9te, dann abwechselnd * 2 L., 1 St., 2 L., 1 Dst., 3 mal 2 L., 1 3 f. St., 2 L., 1 Dst., 2 L., 1 St., 2 L., 1 St. in jede 2te L., 5 L., 1 St. in dieselbe, worin sich das letzte befindet und an die andere Seite des Anschlag vom * wiederholt. Nach dem letzten St., 2 L., 1 K. in die 3te der ersten 8 L. Nun zieht man den Faden durch die Schlinge, welche sich auf der Nadel befindet, wendet die Arbeit und beginnt, ohne den Faden abzuschneiden, die erste der folgenden 4 Touren. Man arbeitet um die mittlere der 5 L. 1 f. M. und noch 3 weitere f. M. in dieselbe, dann in je 2 L. 3 f. M. und in die 5 L. an der andern Spitze 7 f. M., und zum Schlusse noch 3 f. M. in die Spitze, worin sich die ersten 4 f. M. befinden. 2. Tour. Die Arbeit gewendet, 1 L. und die Schlinge durch das hintere Glied der ersten f. M. durchgezogen, 3 L. und noch 2 St. in dasselbe Glied der f. M., dann in jede f. M. 1 St., und in die mittlere der 7 f. M., 5 St. Am Schlusse noch 2 St. in dasselbe Glied, worin sich die beiden ersten St. befinden und 1 K. in die 3te L. 3. Tour. Die Arbeit gewendet, 1 L., 2 f. M. in das hintere Glied der K., 1 f. M. in jedes St., in das mittlere der 5 St. 3 f. M., zum Schlusse noch 1 f. M. in die K., worin sich schon 2 f. M. befinden, 1 L. 4. Tour. Die Arbeit gewendet. Man zieht die Schlinge durch das hintere Glied der ersten f. M., und arbeitet 3 L., welche als St. gelten, dann 2mal 1 L., 1 St. in jede 2te M., 3 P. (1 P. = 5 L., 1 f. M. in die erste derselben) 1 St. in die 2 f. M., 2mal 1 L., 1 St. in jede 2te M., 3 P., 1 St. in die 2te M., 3 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te M., 3 P., 1 St., in die nächste M., 3 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te M., 3 P., 1 St. in die 2te M., 2 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in die 2te M., 3 P., 1 St. in die 2te M., 1 L., 1 St. in jede 2te M., 3 S., 1 St. in dieselbe M., 2 mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te M. Man arbeitet nun diese Seite wie die erste. Am Schlusse 3 P., 1 K. in die 3te L. und den Faden abgeschnitten.

Die Medaillons werden immer mit den mittleren P. vor und nach der Spitze aneinandergeschlungen. Die Verbindung der 4 Spitzen wird immer von dem 4ten Medaillon aus gearbeitet und zwar arbeitet man nach dem ersten P., 10 L., schlingt an das P. des nächsten Medaillons an, 2 L., die letzten 2 L. übergehen 2 St. in die nächsten 2 L., 4 L. an das nächste Medaillon angeschl., 2 L. die 2 letzten L. übergangen, 2 St. in die 2 nächsten L., 4 L. an das nächste Medaillon angeschl., 2 L. die letzten 2 L. übergangen, 2 St. in die 2 nächsten St., 2 St. in die 2 folgenden L., 2 L., 1 K. in die 2 L., 1 L., 1 f. M. in die letzte L., 1 P. und dann arbeitet man das Medaillon fertig. (S. Muster.)

Für die Sternchen schließt man einen Ring von 6 L. und arbeitet in denselben: 8 mal abwechselnd 5 L., 1 Dst. als erste Tour. 2. Tour. In jeden Lbg., 2 f. M., 3 L., 1 f. M., 3 L., 1 f. M., 3 L., 2 f. M. die letzte und erste f. M. eines jeden Bogens werden zusammen abgemascht. Das Sternchen wird abwechselnd mit dem mittleren P. des einen Lbg., mit 1 Dst. an das mittlere P. eines Medaillons angeschlungen, und statt dem mittleren P. des nächsten Lbg. arbeitet man 5 L., 1 Dst. an das mittlere nächste P. des Medaillons, und 1 Dst. an das nächste mittlere P. des folgenden Medaillons 3 L., 1 K. in die 2te der 5 L., 1 L., 1 f. M. in den Bogen des Sternchens u. s. f. (Siehe Muster).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Achsel besteht aus 3 Reihen Medaillons, welche sich dann bei dem Ärmelansatz teilt und in 2 Reihen ausläuft. Man hat hier das Verbindungssternchen der Spitzen der Medaillen, wo 5 zusammentreffen, anstatt mit 2 mit 3 St. auszuführen, und den Mittelpunkt mit einer kleinen Spinne auszufüllen.

Die Verbindungen werden auch bei den Zacken am oberen und auch am unteren Rande ausgeführt.

Der Halsausschnitt und der Ärmel werden mit einer Spitze, welche in 2 Touren ausgeführt wird, umgeben. 1. Tour. 1 St., 1 L., 1 P., 1 L., 1 St. in das mittlere P. eines Medaillon, 7 L.; in die nächsten 2 mittleren P. je 1 St., 1 L., 1 P., 1 L., 1 St., 7 L.; in die Verbindungen, welche die Zacke bilden, ebenfalls 2 mal 1 Dst., 1 L., 1 P., 1 L., 1 Dst., 7 L. 2. Tour. In jede mittlere der 7 L. 1 St., 3 P., 1 St., dann 5 L. (Siehe Muster.)

Der untere Rand besteht ebenfalls aus 2 Touren, und es werden auch die Zwischenräume der Medaillons, welche am oberen Rand die Zacken bilden, mit halben Sternchen ausgefüllt.

1. Tour. In die halben Sternchen arbeitet man f. M., dann 5 L., 1 3f. St. in das P. der M., 9 L., 1 St. in das nächste mittlere P., 9 L., 3 f. M. in die Verbindung, 9 L., 1 f. M. in das nächste mittlere P., 9 L. 1 3f. St. in das nächste mittlere P., 5 L., f. M. in das nächste Sternchen.

An der Brust- und Rückenseite hat man immer nur 7 anstatt 9 L. zu arbeiten. 2. Tour. 1 L., 1 St. in jede 2te Masche.

Beschreibung der Spitze Nr. 6.

Die Spitze wird in 6 Touren gearbeitet. Die erste Tour bildet die Blättchen und wird auf folgende Weise gearbeitet: Anschlag von 26 L. (dieser stellt die Verbindung zwischen den Zacken her) noch weitere 21 L. für das erste Blättchen, man läßt nun die Masche von der Nadel, und zieht sie durch die erste der 21 L. durch, wodurch der Ring für das erste Blättchen gebildet wird, und häkelt in denselben: 5 f. M., 5 L., 5 f. M., 5 L., 5 f. M., 5 L., 5 f. M., 5 L., 9 f. M. Nun folgt wieder ein Anschlag von 21 L. wie der vorige und man arbeitet in denselben 5 f. M., schlingt an die 5te f. M. der frühern 9 f. M. an, 4 f. M., 5 L., 5 f. M. 5 L., 5 f. M., 5 L., 9 f. M., 1 f. M. in die letzte f. M. des ersten Blättchens. Nun folgt noch 1 Blättchen wie das 2te, nur arbeitet man statt den 9 f. M. am Schlusse 5 f. M., 5 L., 5 f. M. und 1 f. M. in die letzte f. M. des 2ten Blättchens. Nun folgen wieder 26 L. für die Verbindung und die nächsten Blättchen. Das 3te P. des ersten Blättchen wird an das 3te P. des früher gearbeiteten letzten Blättchen angeschlungen u. s. f. 2. Tour. Über jeden Verbindungsbogen arbeitet man 36 f. M. 3. Tour. In die mittleren 18 f. M. eines jeden Verbindungsbogens je 1 K., dann 5 L., 1 St. in die 3te M., 1 St. in die 6te M. des nächsten Bogen, 5 L. u. s. w. 4. Tour. 11 L. (diese Tour wird von links nach rechts gearbeitet) an die 6te K. eines Verbindungsbogen angeschl., 4 f. M., 5 L., 4 f. M. um die letzten 6 L., 11 L., 6 K. übergehen an die 7te K. angeschl., 4 f. M., 5 L., 4 f. M. um die letzten 6 L., 11 L. an die 3te L. angeschl., 4 f. M., 5 L., 4 f. M. um die letzten 6 L., 11 L. an die 3te L. nach den St. an die 3te L. angeschl., 4 f. M., 5 L., 4 f. M. um die letzten 6 L. und vom Anfang wiederholt. Durch diese Tour angeschl., 4 f. M., 5 L., 4 f. M. um die letzten 6 L. und vom Anfang wiederholt. Durch diese Tour wird das Bändchen gezogen. 5. Tour. In jeden L. Bogen 5 f. M., in die f. M. f. M. 6. Tour. 1 St., 1 L. in jede 2te f. M.

Beschreibung der Kissenecke Nr. 7.

Diese Ecke ist aus 2 Arten Rosetten zusammengesetzt. Von ersterer Art, welche durch die festen Würfel verbunden sind, benötigt man 6 ganze und 4 halbe Rosetten, von der 2ten Art, welche die Würfel an der Breitseite miteinander verbindet, 10 ganze und 5 halbe Rosetten.

Die erste Art arbeitet man auf folgende Weise. Man schließt einen Anschlag von 12 L. zum Ring und arbeitet in denselben als 1. Tour abwechselnd 4 Dst. (anstatt dem ersten Dst. 4 L.) welche zusammen abgemascht werden, 9 L. 6 mal. Zum Schlusse 1 K. in die ersten Dst. 2. Tour. Abwechselnd in je 2 Lbg. (Luftmaschenbogen 11 f. M. in den 3ten 10 f. M. 3. Tour. 4 f. M. * 1 P. (4 L., 1 f. M. in die oberen Glieder der letzten f. M.), 3 f. M., 9 L. an die 2te f. M. der ersten 4 angeschlungen, 13 f. M. in die 9 L., 3 f. M. in die folgenden 3 f. M., 1 P., 3 f. M. in die nächsten 8 L., an die drittletzte der vorigen 13 f. M. angeschl., 3 f. M. in die eben gehäkelten L., 9 L. an die mittlere der 13 f. M. angeschl., 11 f. M. in die eben gehäkelten 9 L., 7 f. M. in den früheren Lbg., 8 f. M. und vom * noch 3 mal wiederholt. Nun ist eine ganze Rosette fertig. Bei den halben Rosetten arbeitet man nur 4 mal die Dst. in den Ring und am Anfang und Ende nur einen einfachen Bogen nur den mittleren 3 fach. (Siehe Muster.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Würfel werden mit 5 f. M. zwischen 2 Bogen einer Rosette begonnen und in f. M.-Touren gehäkelt. Am Anfang einer jeden Tour arbeitet man 1 L., und wendet die Arbeit bei jeder Tour, in die letzte M. jeder Tour arbeitet man 2 f. M. bis man 22 f. M. zählt, dann wird bei den folgenden Touren jede vorletzte f. M. übergangen, bis man wieder nur 5 M. zählt. Diese werden dann an die nächste Rosette befestigt.

Man benötigt im Ganzen 20 Würfel. (Siehe Muster.) Hat man nun die ganzen und halben Rosetten auf diese Weise miteinander verbunden, so arbeitet man die 2te Art der Rosetten, welche die Breitseite der Würfel miteinander verbindet. Einen Anschlag von 9 L. schließt man zum Ring und arbeitet in denselben 16 f. M. als 1. Tour. 2. Tour 4 f. M., 13 L. an die 3te der eben gehäkelten 4 f. M. angeschl., 17 f. M. in dieselben L., 4 f. M. in die nächsten f. M., 13 L. an die 3te f. M. der eben gehäkelten angeschl., 3 f. M. in dieselben L., 19 L., 1 St., 5 L. übergehen in die 6te L., dann abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te L., 1 L. an die 3te f. M. des vorigen Bogens angeschl., 1 f. M. in die eben gehäkelte L., in jede folgende Lücke 2 f. M. und nach jeder 3ten f. M. 1 P. in die 5 L., 4 f. M. an die mittelste Tour eines Würfels angeschl. 4 f. M. noch in dieselben 5 L., 1 P. und in jede folgende Lücke 2 f. M., nach jeder 3ten f. M. 1 P., 1 f. M., in die L. nach der 3ten f. M. des 2ten Bogens, 14 f. M. noch in denselben vom * noch 2mal wiederholt. Am Schlusse arbeitet man 3 K. in die 3 ersten f. M. des ersten Bogens und die 4te Spange. (Siehe Muster.) Diese Rosetten werden noch mit 4 kleinen Sternchen mit den Würfeln verbunden u. zw. einen Anschlag von 7 L. schließt man zum Ring und arbeitet in denselben 12 f. M. Als 2. Tour folgen: 4 f. M., 1 L., 1 P., 3 L., 1 P., 1 L. an den Würfel angeschl. (Siehe Muster). 1 L., 1 P., 3 K. in die 3 L., 1 P., 1 K. in die L., 4 f. M. in die nächsten 4 f. M., die nächste P.-Spange wird an den Bogen der 2ten Rosette, und die 3te Spange an den nächsten Würfel angeschlungen.

An den beiden Außenseiten der Ecken zum Ausfüllen der Zwischenräume der Rosetten und Würfel benötigt man noch 17 kleine Figuren, die man auf folgende Art verfertigt: In einen Ring von 14 L. arbeitet man 20 f. M., dann 4 f. M., 1 P., 6 f. M. in die ersten 10 f. M., 13 L., die 5 letzten übergehen 1 St. in die 6te L., 3mal abwechselnd 1 L., 1 St. in jede 2te L., 1 L. an die 4te der letzten 6 f. M. angeschl., 1 f. M. in die letzte L., 2 f. M. in die nächste Lücke, 1 f. M., 1 P., 1 f. M. in die folgende Lücke, 2 f. M. in die nächste Lücke, 4 f. M. in die 5 L. an die 4te Tour eines Würfels angeschl., 4 f. M. noch in dieselben, 2 f. M. in jede folgende Lücke, 1 f. M. in die letzte L., 4 f. M. in die nächsten 4 f. M. des Ringes, 3 L., 1 P., 3 L. an die mittlere f. M. zwischen den 4 P. der gegenüberliegenden Spange angeschl., 3 L., 1 P., 3 K. in die 3 L. vor dem frühern P., 6 f. M. in die letzten f. M. des Ringes und eine gleiche Spange wie die erste, welche an dem folgenden Würfel angeschlungen wird. An den äußersten beiden Enden arbeitet man ebenfalls kleine Spangen nach Muster, gleich denen der 2ten Rosetten.

Hat man die Ecke soweit fertig, so wird der Rand mit 3 Touren umhäkelt. 1. Tour: Man beginnt an der Spange der ersten halben Rosette der Außenseite, und arbeitet in die 3 mittleren f. M. 3 f. M., 7 L., 1 St. in das nächste P., 2mal 8 L., 1 St. in jedes der 2 folgenden P., 7 L., 5 St. in den Würfel, 7 L., 1 St. in das nächste P., 2mal 8 L., 1 St. in jedes der 2 folgenden P., 7 L. und vom Anfang wiederholt.

Die Ecken hat man dann durch längere St. und L. zu bilden. Für die Innenseite arbeitet man an den ersten Bogen einer Rosette 1 f. M., 3 L., 1 f. M. in die Mitte der Rosette, 3 L., 1 f. M. in den folgenden Bogen, 16 L., 3mal abwechselnd 1 P., 3 L. an den Würfel angeschl., 3 L., 1 P., 3 K. in die gegenüberliegenden 3 L., 1 P., 3 K. in die folgenden 1 P., 3 K., 3 L., in die nächsten 3 L., 13 L., 1 St. in den Bogen der nächsten Rosette 5 L., 11 St. in den mittleren Teil der Rosette, 5 L., 1 St. in den nächsten Bogen, 16 L. und eine P.-Spange wie die erste, dann 13 L. und vom Anfang wiederholt. 2. Tour f. M. 3. Tour 1 St., 1 L. in jede 2te M.

Beschreibung der Spitze Nr. 8.

Die Eicheln werden einzeln gearbeitet, und an den Stielen und an der durchbrochenen Seite miteinander verbunden, und die Zwischenräume mit einem Plein ausgefüllt. Die Ausführung einer Eichel geschieht wie folgt: Man arbeitet einen Anschlag von 17 L., übergeht 4 derselben, arbeitet in die 5te 1 f. M. und dann abwechselnd noch 4 mal 2 L., 1 f. M. in jede 3te L., die Arbeit gewendet, 3 L., 1 f. M. in die erste Lücke, 2 L., 1 f. M. in jede folgende Lücke. Die Arbeit gewendet, 3 L., 1 f. M. in die 2te Lücke, 2 L., 1 f. M. in jede folgende Lücke, die Arbeit gewendet, 3 L., 1 f. M. in die 2te Lücke, 2 L., 1 f. M. in die nächste Lücke, 2 L., 3 f. M. in die folgende Lücke. Man arbeitet nun in den Seitenlücken bis zur Mitte des Anschlags noch 10 f. M., hierauf für die feste Spitze der Eichel 8 L., übergeht die letzte und arbeitet zurückgehend in jede derselben 1 f. M. und dann rund um die Lücken bis zur mittleren der 3 letztgehäkelten 18 f. M., hierauf für den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stiel 8 L. zurückgehend in dieselben 7 f. M., hierauf noch 3 f. M. in die nächste Lücke und 10 f. M. in die folgenden 10 f. M., dann in die L. der Spitze, worin sich f. M. schon befinden je 1 St. in die 7te 2, in die leere 8te L. 4 St., in die nächste f. M., 2 St., in jede folgende 1 St., dann 1 K. in die 3te f. M. und den Faden abgeschnitten. Das ist die mittlere der 3 Eicheln. Die Eichel rechts, welche nach unten steht, erhält nur einen Stiel von 7 L. und die links, welche nach oben steht, von 6 L. Das Anschlingen geschieht an den geeigneten f. M. nach Muster. Hat man die entsprechende Anzahl Figuren auf diese Weise hergestellt, so füllt man sie mit folgendem Plein aus: Man arbeitet einen Anschlag von 12 L. und schlingt an das 9te St. der linken Eichel an, arbeitet dann 2 L., 1 P., 3 L. 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 6te L. des Anschlags, 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die letzte L. des Anschlags. Die Arbeit gewendet, * 10 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden letzten P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M., zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 3 f. M. vor der Spitze der Eichel. Die Arbeit gewendet, 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 3te L. nach dem letzten P., die Arbeit gew., 10 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 3te f. M. nach dem Stiel der Eichel, 2 L., 1 P., 2 L. an den Stiel der mittleren Eichel angeschl., die Arbeit gew. 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die 2 nächsten P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2. L., 1 f. M. zwischen die beiden folgenden P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L, 1 f. M. in die 2te L. nach dem letzten P. gew., 10 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 L, 3 L., 1 P., 2 P., 1 f M. zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L, 1 f. M. zwischen die 2 nächsten P., 2 L., 1 P., 3 P., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 4te f. M. vor dem Stiel der rechten Eichel, 3 L., 1 P., 3 L., 1 f. M. in das erste St. der mittleren Eichel der nächsten Figur gew., 2 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die 2 nächsten P., 2 L., 1 P., 1 L., 1 Dst. in das letzte St. der folgenden Eichel, 1 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden nächsten P., 4 L. an das 9te St. der Eichel angeschl., 2 L., 1 P., 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die beiden nächsten P., 2 L., 1 P, 3 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 3te L. nach dem letzten P. vom * wiederholt.

Den oberen Rand umgibt man noch mit einer Tour von 1 St., 1 L. in jede 2te M.

Beschreibung des Einsatzes mit Eckbildung Nr. 9.

Dieser Einsatz ist aus Blättern und Sternchen zusammengesetzt, welche durch L. und P. miteinander verbunden werden.

Herstellung eines Blättchens: Man häkelt einen Anschlag von 24 L., übergeht die 5 letzten, und häkelt zurückgehend 1 St. in die 6te, dann abwechselnd, 3 L., 1 Dst., 3 L., 1 3 f. St., 3 L., 1 3f. St., 3 L., 1 Dst., 3 L., 1 St., 3 L., 1 K. in jede 3te L. Nun folgen 13 Touren. Bei jeder Tour wird gewendet. 1. Tour. 1 M., 5 f. M. um die 3 ersten M., in jede folgende Lücke 3 f. M., in die mittlere jedoch, welche die Spitze bildet, 9 f. M. und am Schlusse, in welcher sich schon die ersten 5 befinden, noch 4 f. M., 1 K. in die erste f. M. 2. Tour und 3. Tour. f. M. An beiden Spitzen arbeitet man stets in die mittlere 3 f. M. 4. Tour arbeitet man ohne zu wenden, in die erste Masche 3 f. M., dann je 1 f. M. in die folgenden 21. Nun wird die Arbeit wieder bei jeder Tour gewendet. 5. Tour. 1 L. zurückgehend, f. M. bis zur Spitze, in diese 3 f. M. und an die andere Seite 22 f. M. 6. Tour. 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3 f. M., dann noch 20 f. M. 7. Tour., 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3 f. M., dann noch 21 f. M. 8. Tour. 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3, dann noch 19 f. M. 9. Tour. 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3, dann noch 20 f. M. 10. Tour. 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3, dann noch 7 f. M. und abwechselnd 2 L., 1 St., 2 L., 1 St., 2 L., 1 Dst., 2 L., 1 Dst. in jede 3te M., dann 9 L. an die letzte f. M. angeschl., die Arbeit gewendet. 11. Tour. 14 f. M. in die 9 L., 3 f. M. in jede Lücke, f. M. in die folgenden f. M., in die Spitze 3 f. M., 7 f. M., dann abwechselnd 2 L., 1 St., 2 L., 1 St., 2 L., 1 Dst., 2 L., 1 Dst. in jede 3te f. M., 9 L. an die letzte f. M. angeschl. 12. Tour. 14 f. M. in die 9 L., 3 f. M. in jede Lücke, f. M. in die übrigen f. M., in die Spitze 3 f. M., dann f. M. bis zu den 14 f. M. 13. Tour. 1 L., f. M. bis zur Spitze, in diese 3 f. M. dann noch f. M. bis zu den 14 f. M. Nun nochmal die Arbeit gew. und f. M. bis zur Spitze, dann den Faden abgeschnitten.

Die Herstellung eines Sternchens geschieht folgendermaßen: Man schließt einen Ring von 12 M., und arbeitet in denselben, 3 f. M., 11 L., schlingt an die 2te f. M. an, und arbeitet dann in dieselben 15 f. M., dann * 3 f. M., 11 L., schlingt an die 2te f. M. an, arbeitet 3 f. M. in dieselben, schlingt die 4te an die 12te der frühern 15 f. M. an, und arbeitet noch 11 L., dann * noch 4 mal wiederholt.

Hat man die genügende Anzahl Blätter und Sternchen fertig, so werden die Blätter mit Stielen, welche aus 28 L. und einer f. M.-Tour bestehen, zusammengefügt, und an diese Stiele

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleich anschließend die Stiele für die Sternchen, welche aus 26 L. und R.-Touren bestehen, gearbeitet. (Man hat dabei die Vorlage zu beachten.) Die Zwischenräume der Blätter und Sternchen werden durch Stäbe, welche von L. und P. hergestellt werden, ausgefüllt.

Der Einsatz wird an beiden Seiten mit 3 Touren umhäkelt. Die 1. Tour besteht aus L., f. M. und St., welche den Einsatz am Außenrand ausgleicht, die 2. Tour aus festen Maschen 3. Tour 6 f. M., 13 L., an die 6te f. M. angeschl., 17 f. M. in dieselben, 6 f. M. in die nächsten 6 f. M., 13 L. an die 6te f. M. angeschl., 3 f. M. in dieselben, die 4te an die 14te der frühern 17 f. M. angeschl., noch 13 f. M. in dieselben und vom Anfang wiederholt.

Beschreibung der Spitze Nr. 10 (für Bettdecken geeignet).

Diese Spitze besteht aus 2 Arten Rosetten, welche, wenn sie zusammengesetzt sind, am oberen Rande mit einer Tour an eine Borte gehäkelt werden, am unteren Rande mit Zacken, welche aus 2 Touren bestehen, versehen werden.

Die eine Rosette hat erhabene Blätter, man arbeitet sie wie folgt: Man schließt einen Anschlag von 8 L. zum Ring und arbeitet in denselben 12 f. M. Nun folgen 8 Touren. 1. Tour. 1 f. M. in die erste f. M., 7 L. und 3 mal abwechselnd 1 f. M., 7 L. in jede 3te f. M., 1 K. in die erste f. M. 2. Tour. In je 7 L. 1 f. M., 1 h. St., 8 St., 1 h. St., 1 f. M., 1 K. in die erste f. M. 3. Tour. 1 f. M. in das nächste h. St., * 9 L., 1 f. M. in das erste h. St. des nächsten Blättchens, 3 mal vom * wiederholen, am Schlusse statt der f. M. 1 K. in die erste f. M. dieser Tour. 4. Tour. 1 f. M., 1 h. St., 12 St., 1 h. St., 1 f. M. in jeden Lbg., am Schlusse 1 K. in die erste f. M. 5. Tour. 1 f. M. in das h. St., abwechselnd 4mal 11 L., 1 f. M. in das erste h. St. eines Blättchens, am Schlusse statt der f. M. 1 K. in die erste f. M. 6. Tour. In jeden Lbg. 1 f. M., 1 h. M., 17 St. 1 h. St., 1 f. M. 7. Tour. 5 L. in das erste, 3te, 5te, 7te, 9te, 11te, 13te, 15te und 17te St. jedes Blättchens, 1 St. zwischen je 2 St., 2 L. Am Schlusse der Tour 1 K. in die 3te der 5 L. 8. Tour. Die Arbeit gew., * 9 L., 1 f. M. in die 3te Lücke, 3 L., die Arbeit gew., 12 St. in die 9 L., 5 L., die Arbeit gew., 1 St. in das 3te St., 3 mal abwechselnd 2 L., 1 St. in jedes 3te St., 2 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die 2te Lücke, 2 L., 1 P., 2 L., in die 2te Lücke, 2 L., 1 P., 2 L., 1 P., 2 L. 1 f. M. in die 2te Lücke, vom * noch 3 mal wiederholt.

Die 2te Rosette arbeitet man wie folgt: 8 L. schließt man zum Ring und häkelt noch 6 Touren. 1. Tour. 6 L., wovon die 3 ersten als St. gelten, 7mal abwechselnd 1 St., 3 L., am Schlusse 1 K. in die 3te L. 2. Tour. In jede Lücke 5 f. M. 3te Tour. 1 f. M., 8 L. in jede 5te f. M. 4. Tour. 1 f. M., 1 h. St., 1 St., 7 Dst., 1 St., 1 h. St., 1 f. M. in jeden Lbg. 5. Tour. In das erste, 3te, 5te und 7te Dst. des ersten Blättchens 1 St., 2 L., und in das St., 2te, 4te, 6te Dst. und folgende St., 1 St., 2 L. des 2ten Blättchens, so abwechselnd an die 8 Blättchen. Die 6. Tour arbeite man gleich der 8ten Tour der vorigen Rosette.

Man verbindet nun die Rosetten auf folgende Art: Man beginnt mit 2 L. an die erste Lücke einer Rosette nach den 12 St., dann 1 P., 2 L., schlingt an die 2te Lücke der andern Rosette an, dann 2 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. zwischen die nächsten 2 P. der ersten Rosette, 2 L., 1 P., 2 L., zwischen die 2 P. der 2ten Rosette angeschl., 2 L., 1 P., 2 L., 1 f. M. in die f. M. nach dem nächsten P. der ersten Rosette, 2 L., 1 P., 2 L. an die erste Lücke nach den St. der 2ten Rosette angeschl., 2 L., 1 P., 2 L., 1 K. in die 2te L. nach den St. der ersten Rosette. Den Faden abgeschnitten. Auf diese Art verbindet man alle Rosetten.

Die Zacken arbeitet man wie folgt, sie bestehen aus 2 Touren. 1. Tour. Über jede Rosette arbeitet man 8 mal 1 St., 5 L. abwechselnd. 2. Tour. Die Zacken: In jeden der 4 ersten Lbg. 6 f. M., dann die Arbeit gew., 3 mal abwechselnd 9 L., 1 f. M. in jede 7te f. M., die Arbeit gew., in die 2 ersten Lbg. je 13 f. M., in den letzten nur 6, die Arbeit gew., 9 L., 1 f. M. in die mittlere f. M. des ersten Lbg., 9 L., 1 f. M. in den nächsten Bogen, die Arbeit gew., 6 L., 1 P., 7 f. M. in den ersten Bogen, 6 f. M. in den nächsten. Die Arbeit gew., 9 L., 1 f. M. in die mittlere f. M. des vorigen Bogens, gew., 6 f. M., 1 P. 1 f. M., 1 P., 1 f. M., 1 P., 6 f. M. in die 9 L., 1 P., 7 f. M. in den nächsten halben Bogen, 7 f. M. in den folgenden halben Bogen, vom Anfang wiederholt.

Die Borte an die andere Seite der Rosetten häkelt man mit einer Tour von 1 f. M. in die Öse einer Borte, 3 L., 1 f. M. in die Lücke einer Rosette, 3 L., 1 f. M. in die 3te Öse einer Borte, 3 L., 1 f. M. in die folgende Lücke einer Rosette. Man hat nur darauf zu achten, daß weder Borte noch Rosette einziehen. Den Außenrand der Borte umgibt man mit einer à jour Stäbchentour. Der Einsatz Nr. 11 wird auf gleiche Art hergestellt, nur arbeitet man anstatt den Zacken an die andere Seite der Rosette ebenfalls eine Borte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Häkel-Arbeiten II



No. 7 Kissenecke. No. 8 Spitze für Schürzen etc. No. 9 Einsatz mit Eckbildung.
No. 10 und 11 Spitze und Einsatz für Bettdecken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Die Kleidung.

Die Mode in ihrer Anwendung.

In der heutigen Zeit steht die Frau kritischer als sonst der Mode gegenüber, nicht mehr folgt sie blindlings deren Gesetzen, sondern prüft und wählt, was für ihre eigne Persönlichkeit das Richtige ist. Hier muß auch weiter der Schwerpunkt gelegt werden, um nicht nur modern, sondern auch harmonisch gekleidete Damen zu sehen. Ein vorurteilsloses Studium vor dem nicht heuchelnden Spiegel, eine richtige Erkenntnis der sozialen Stellung im Leben bewahren vor einer falschen und dann oft recht unangenehm auffallenden Anwendung des Modernen.

In den weitgezogenen Grenzen der vielgestaltigen Mode findet sich aber auch für jede das Passende, und gerade wer nicht über ein großes Toilettengeld verfügt, sollte vor Beschaffung eines neuen Kleidungsstückes die neuesten Moden prüfen, damit jenes nicht zu schnell wieder veraltet. Allerdings muß es sich um schon bewährte Formen handeln, an denen etwaiges Übertriebene leicht abgeschwächt werden kann. Die „haute nouveauté“ hat aber ihre Gefahren, weil sie, meistens von einer besonders schönen Erscheinung lanciert, oft ebenso plötzlich wieder verschwindet, wie sie erschien. Übrigens fällt man durch altmodische Kleidung ebenso leicht auf, als durch übertrieben moderne, und beides wird die feinfühlende Frau vermeiden.

Wohl zu beachten ist, daß der Form des Kleides das Material entsprechen muß, aber wieder einfache Formen sehr durch gute Stoffe gehoben werden.

Für schlanke Figuren sind blusige und faltige Anordnungen vorteilhaft, für volle knapp anliegende, sehr starke Damen aber sollten jedes Eingeengte vermeiden, da dieses die Konturen noch stärker hervortreten läßt.

Aber nicht nur die Formen, auch Farbe, Musterung und Garnitur eines Kleides sind der Persönlichkeit anzupassen. So lassen z. B. schwarze, dunkle, einfarbige, wie auch gestreifte Gewebe starke Figuren schlanker erscheinen, wie dieses auch durch einen mehrkeiligen Rock geschieht; Karos und Blumenmuster sollten für jene nur klein gewählt werden. Für schlanke Erscheinungen sind helle und weiße Gewänder vorteilhaft, auch reich und groß gemusterte Gewebe stehen ihnen gut. Der kleidsame Sammet und Velvet lassen die Figur voller und imponierend erscheinen, die gleißende, schimmernde Seide in den künstlerischen gebrochenen Halbtönen begünstigt schlanke Linien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle Längsgarnituren machen schmäler, Quergarnituren breiter. Spitzen und Stickereien sind sehr kleidsam und geben richtig angewendet dem Kleide ein vornehmes Ansehen, doch nehme man zu gediegenen Stoffen auch nur wirklich gute Erzeugnisse; wem echte Spitzen zu teuer, findet Ersatz in künstlerischen Imitationen. Minderwertige Spitzen, wie auch ein Übermaß von Metallfäden in Passementerien und Stickereien schaden dem Kleide oft mehr, als daß sie es heben.

Um stets modern und gut gekleidet zu sein und dabei doch Zeit und Portemonnaie nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, sollte man wenige Kleider aus gediegenen Stoffen vielen aus minderwertigen vorziehen; durch verschiedene Blusen, Krawatten 2c. läßt sich demselben Anzug ein abweichendes Gepräge geben. Praktisch erweist es sich auch das Straßen- und Hauskleid streng voneinander zu scheiden; letzteres mag, wenn sauber und praktisch gefertigt, gern aus einfachem Stoff bestehen; zierliche Kragen und Manschetten, eine hübsch geschlungene Krawatte heben es kleidsam; doch sollte nie ein nicht mehr tadelloses, vielfach reich besetztes Kleid in der Häuslichkeit zu Ende getragen werden, ohne es vorher einfacher und praktischer zu gestalten.

Neben der allgemeinen Mode lenken noch besondere Bestrebungen den Anzug zu reformieren die Aufmerksamkeit der Frauenwelt auf sich. Wissenschaftliche Aufsätze und Zeichnungen heben das Verständnis für den weiblichen Körperbau und weisen auf zweckmäßige Kleidung hin. Diese von Vielen angestrebte, ausprobierte und warm empfohlene „Verbesserte Kleidung" findet in einem besonderen Artikel eingehende Besprechung und Würdigung.

Selbstanfertigung der Garderobe.

Wegen der zu erzielenden Ersparnis ist die Hausschneiderei sehr zu empfehlen, und auch ohne die Schneiderkunst vollständig zu beherrschen, wird es jeder, nur einigermaßen geschickten Dame möglich sein, sich ein oder das andere Kleidungsstück selbst herzustellen. Man versuche zunächst die Anfertigung eines einfachen Kleidungsstückes, die Freude am Gelingen wird dann die Lust wecken sich auch an schwierigere Aufgaben zu wagen. Gerade bei der Schneiderei tragen eigene Erfahrung und vor allem Übung viel zum Gelingen bei.



Gepolsterte Schneiderbüste.

Eine große Erleichterung beim Selbstschneidern ist eine Schneiderbüste (siehe die Abbildung), und bietet die gepolsterte noch größere Bequemlichkeit, als eine aus Korbgeflecht. Besonders in den eigenen Maßen hergestellt, erleichtert eine solche Figur das Anprobieren, das Arrangieren von Röcken, Besatz 2c.; übrigens können schlanke Schneiderbüsten durch Ausstopfen einer Untertaille, oder noch besser, festen glatten Futtertaille auch für stärkere Maße hergerichtet werden.

Den steten Wechsel der Mode berücksichtigend, sind nachstehend die Herstellungen einzelner Hauptkleidungsstücke erklärt, deren Anfertigung, wenn auch ihre Form wechselt, im großen und ganzen die gleiche bleibt.

Schnittmuster. Zum Schneidern gehört ein nach persönlichen Maßen angefertigtes Schnittmuster. Das Maßnehmen geschieht nach folgenden Angaben:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Taillenmaße.

1. Vordere Taillenlänge (vom Ansatz des Halses bis zum Taillenschluß).
2. Rückenlänge (in gleicher Weise in der Mitte des Rückens genommen).
3. Achsellänge (vom Halsansatz bis zum Armloch).
4. Seitenlänge (von der Achselhöhle bis zum Taillenschluß).
5. Schulterhöhe (vorn vom Taillenschluß über die Schulter fort bis hinten zum Taillenschluß; das Anlegen und Endigen geschieht in der Mitte der Figur).
6. Oberweite der Taille (etwas lose über Brust und Rücken unter den Armen hindurch).
7. Brustbreite (vom Armloch zum Armloch in leichter Rundung über die Büste).
8. Rückenbreite (vom Armloch zum Armloch quer über den Rücken).
9. Halsweite (rings um den Hals).
10. Untere Taillenweite (rings um den Taillenschluß).
11. Ärmellänge (an der inneren Ärmelnaht bis zum Ellbogengelenk und von da bis zum Handgelenk).
12. Hüftweite bei Schößen (etwa 12 cm unterhalb des Taillenschlusses).

Rockmaße.

1. Vordere Länge.
2. Hintere Länge..
3. Seitenlänge.
4. Hüftweite.
4. Taillenweite.

Die Längenmaße sind vom Taillenschluß bis zum Fußboden zu nehmen; Kürzungen für fußfreie Röcke und Hinzufügungen für Schleppen zu berechnen.

Sich nach den genommenen Maßen ein Schnittmuster selbst zu zeichnen, bedarf es der besonderen Erlernung und großer Übung, aber jedes Modenjournal bringt auf seinen Schnittmusterbogen eine reiche Auswahl und sendet auf Wunsch nach eigenen Maßen regulierte Schnitte; außerdem gibt es spezielle Geschäfte zur Anfertigung von Schnittmustern nach eigenen Maßangaben.

Stets erhält man nur die Hälfte des anzufertigenden Kleidungsstückes im Muster und meistens ohne Nahtzugabe, was man vor Benutzung sich wohl klar zu machen hat.

Zum bequemen Abnehmen eines Schnittes vom Musterbogen, wovor sich manche Dame bei dem Gewirr der Linien fürchtet, lege man in Ermangelung eines Kopierrades ein weiches Tuch auf eine nicht schonungsbedürftige Tischplatte, auf dieses einen sauberen Papierbogen und dann den Schnittmusterbogen, befestige alles mit Zwecken sicher aufeinander und ziehe mit einer Stricknadel die Linien des betreffenden Schnittmusters nach; seine Konturen drücken sich auf den sauberen Bogen durch, sind leicht nachzuzeichnen und ohne Nahtzugaben auszuschneiden.

Bei verkleinerten Schnittvorlagen, wie auch in diesem Buch enthaltend, zeichnet man nach den Maßangaben zuerst das Viereck naturgroß auf und in dieses die Schnittlinien ein.

Soll ein nicht nach persönlichem Maße angefertigtes Muster benutzt werden, so sind die Schnitt-Teile dicht nebeneinander zu legen, nach dem eigenen Maße

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

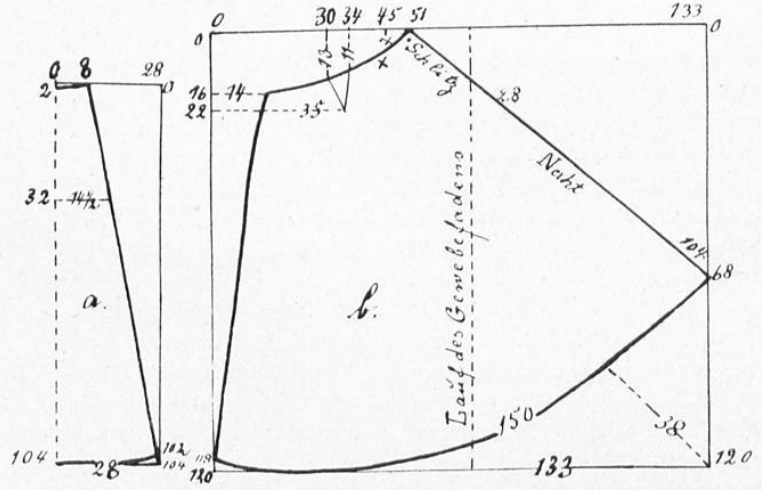
nachzumessen und wenn nötig abzuändern; leichter ist es, größere Schnitte etwas zu verkleinern als zu kleine zu vergrößern, im ersteren Falle hat man zugleich die Nahtzugaben. Bedeutend zu große oder zu kleine Schnitte sollten Laien auf diesem Gebiet lieber nicht abändern.

Anfertigung von Kleiderröcken. Leichter als eine Taille ist der Rock anzufertigen, und empfiehlt es sich pekuniär, neben den einzelnen zu Blusen zu tragenden Röcken, auch zu ganzen Kleidern und Kostümen den Rock selbst herzustellen, die Taille oder den Paletot aber bei geringerer Schneiderkenntnis von berufenen Händen machen zu lassen.

Bei breiten Geweben hat es sich praktisch erwiesen, zuerst den Rock zuzuschneiden, da aus den seitlich abfallenden Teilen zuweilen die ganze Taille oder gar eine kurze Jacke gefertigt werden kann.

Bei kräftigen Kostümstoffen kann der Rock ein Futter entbehren, sonst verlangt er es für seinen guten Fall. Meistens wird das Futter fest eingefügt, nur Plissé- oder sonstige Faltenröcke aus leichten Geweben, Waschstoffe und durchsichtige Gewebe erhalten einen besonderen Futterrock, der enger und schlichter sich der Form des oberen Rockes anpaßt, am unteren Rande mit einem Volant oder einem Plissé garniert wird und dem Oberstoff entsprechend aus waschbarem Gewebe oder gleich dem fest einzufügenden Futter aus Seide und deren Imitationen, Alpaka, gekköperten Baumwollgeweben oder dergl. besteht. Beide Röcke vereinigt ein gemeinsamer Bund.

Hat der Kleiderstoff Strich oder nach einer Richtung laufende Musterung, so müssen die Rockbahnen natürlich alle in der gleichen Richtung zugeschnitten werden, anderen Falles können sie oft vorteilhafter ineinander gepaßt werden. Bei gestreiften und karrierten Stoffen beachte man das richtige Zusammentreffen der Streifen oder Carreaux in einer schrägen Naht der vorderen oder hinteren Mitte.



Verkleinerte Schnittvorlage eines einfachen glatten Kleiderrockes in Glockenform. a) Hälfte der Vorderbahn; b) glockige Hinterbahn. Zum zwanzigsten Teil verkleinert.

Die Mitte der Vorderbahn trifft auf den in breitem Gewebe vorhandenen, in schmalem zusammenzulegenden Stoffbruch; alle Seiten- und geschrägten Hinterbahnen sind, weil zweimal im Rock vorhanden, aus doppelt liegendem Stoffe (rechts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf rechts oder links auf links) zu schneiden; gerade Hinterbahnen erhalten in der hinteren Mitte Stoffbruch oder bei Zusammensetzung aus zwei Bahnen eine Naht. Bei allen Bahnen achte man auf richtigen Lauf der Längsfäden, vorzüglich wenn beide Längsränder abgeschrägt wurden; die geraden Stoff-Fäden laufen dann durch die Mitte solcher Bahnen. Die Musterbahnen sind auf dem Stoff festzustecken und beim Zuschneiden reichlich 2 cm für die Nähte an den Rändern zuzugeben, nur unten rechne man etwas mehr. Links auf links treffend, werden die zugeschnittenen Bahnen dem Futter aufgeheftet — hierbei wieder auf den Fadenlauf achtend, und nach abermaligem Ausschneiden reichlich 2 cm vom Rande entfernt zusammengeheftet.

Anfängerinnen in der Schneiderei sollten den Rock vor dem Zusammennähen anprobieren, da sich nun der gute obere Anschluß am leichtesten durch stärkeres Abnähen oder Auslassen an Nähten und Abnähen feststellen läßt; der obere Rockrand wird hierfür auf ein breites Band in richtiger Taillenweite mit Hakenschluß geheftet.

Bei Ausführung der Nähte sieht man einen 30 cm langen Rockschlitz vor, der bei faltigen Röcken in die hintere Mitte oder etwas seitlich, bei faltenlosen rechts oder links in die erste Seitennaht trifft.

An futterlosen Röcken wird der Stoffrand der Nähte einfach bestochen, bei gefütterten Röcken schlägt man Oberstoff und Futter schmal gegeneinander ein und säumt mit feinen, nicht durchgreifenden Stichen letzteres dem ersteren gegen. Übrigens kann man Futter und Oberstoff eines Rockes auch je für sich bestehend anfertigen und dann die Nähte mit Saumstichen aufeinander fest nähen; es sieht gut aus, ist aber schwieriger, und müssen hier die Nähte vor Einbringung des Futters gebügelt werden. Ein gutes Ausbügeln der Nähte, eventuell mit Hilfe eines übergelegten feuchten Tuches, sei nachdrücklich betont, doch auch darauf aufmerksam gemacht, daß bei Velvet und Sammet die Nähte nur ausgestrichen werden dürfen, was auch bei Seide geschieht, wenn man das Eisen hier nicht in scharfer Kante vorsichtig und schnell nur über die Stichreihen ziehen will.

Nun ist die zweite, ganz genaue Anprobe vorzunehmen. Auf den Hüften darf der Rock weder beuteln, noch zu stramm sein. Sollte sich vorn eine häßliche Falte bilden, muß der hintere obere Rand leicht gehoben werden. Der tadellose Anschluß des oberen Randes ist festzustellen, man hüte sich vor zu schnellem Fortschneiden, — ebenso die Rundung des unteren Randes; letzteres geschieht nach leichtem Umstecken am bequemsten endgiltig auf der Schneiderfigur; ein Zipfeln des unteren Randes ist sehr häßlich, man sehe sich zur Vermeidung einmal den Rock, auf den Fußboden knieend, von unten an. Als Einschlag des unteren Randes genügen einige Zentimeter; vor dem Umschlagen steift den Rockrand aber eine schräge Einlage aus feinem Schneiderleinen oder Gaze, deren Breite nach der Mode variiert. Dieser jetzt etwa 6—15 cm breite Streifen wird dem Rockrande links gegengeheftet, dann mit diesem umgelegt und der Rand durch weitläufige Saumstiche nur auf dem Einlagestoff befestigt. Bei Röcken mit apart eingefügtem Futter werden die unteren Ränder von Oberstoff und Futter oft nur durch Saumstiche verbunden, haltbarer ist aber ein apart gegengesetzter, in der Rockrundung oder schräg geschnittener Stoß aus Alpaka oder Oberstoff (12—15 cm breit), sein unterer Rand wird gegengesäumt, ebenfalls sein oberer, falls den nicht mehrfache, gleich die steifende Einlage mit erfassende Steppstichlinien befestigen.

Vor Anbringung des Stoßes ist der untere Rockrand gut zu bügeln, ebenso nachher; der Stoß darf nie zu stramm sein, da dann der Oberstoff beuteln würde; kleine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fältchen am oberen Stoßrand schaden nichts, werden fest eingebügelt und mit Saumstichen gegengenäht. Soll als Abschluß eine Besenborte dienen, so brüht man sie vorher mit heißem Wasser, um bei etwaigem Feuchtwerden ihr Einlaufen und ein Zusammenziehen des Rockrandes zu verhindern; dann ist sie leicht angehalten unterzuheften und neben der kleinen Bürste mit Vorstichen, am oberen Rande mit Saumstichen zu befestigen. Bei eleganteren Kleidern ersetzen fertig käufliche mehr oder minder breite Sammetblenden die Borte.

Zur Saubermachung des Schlitzes erhält der untertretende Stoffrand einen 3 cm breiten doppelten Stoffstreifen angesetzt — die obere Stofflage verstürzt nähen, die untere gegensäumen —, falls eine solche Leiste nicht gleich der Bahn angeschnitten wurde; den übertretenden Rand sichert ein gegengesäumter 2—3 cm breiter, auch gerader Streifen. Um das häßliche Aufstehen des Schlitzes zu verhindern, fügt man dem an- resp. untergesetzten Streifen den in jedem Passementerie-Geschäft erhältlichen Druckknopf-Verschluß ein, oder bringt, z. B. vorn, sichtbaren Knopfschluß oder wieder verdeckte Haken und geschürzte Ösen an. Die sich vielfach dem untertretenden Schlitzrande anschließende Tasche verlangt einen doppelt zusammengelegten, geraden Stoffteil aus Schirting oder sonstigem Futterstoff von 30 cm Länge zu 18 cm Breite; der eine Längsrand wird vom 8 cm breit bleibenden oberen Rande aus bis unten abgeschrägt, dem anderen je ein 6 cm breiter, 20 cm langer Oberstoffstreifen innen gegengesteppt; dann sind bis hier alle Ränder durch französische Doppelnaht zu schließen. Tritt die Tasche in den Schlitz, so ist ihr einer Rand direkt durch Naht mit der Kleiderbahn zu verbinden, der andere zwischen die doppelten Stofflagen der übertretenden Leiste zu fassen; tritt sie in eine Kleidernaht, werden natürlich beide Taschenränder durch einfache Naht den Stoffrändern angefügt. Bei leichten Stoffen, ganz glatten Röcken ꝛc. empfiehlt sich das Einsetzen der Tasche im Unterkleide.

Den oberen Rockrand umfaßt ein 2—3 cm breiter Bund aus geradem Oberstoff und Futter — wieder dem Oberstoff verstürzt ansetzen, das Futter gegensäumen —, bei dessen Weite die untertretende Leiste des Schlitzes einzurechnen ist; Hakenschluß am Ende und in genauer Taillenweite. Dem oberen Rockrand statt des Bundes nur ein 5 cm breites Band oder geraden Stoffstreifen doppelt überzusteppen trägt weniger auf, ist aber auch weniger haltbar.

Bei den in ihrer Länge durch einen angesetzten glatten Volant (Serpentine ꝛc.) ergänzten Röcken, überträgt sich auf jenem die Fertigstellung des unteren Rockrandes; dieser glatte Volant erhält ein durchgehendes Futter, zuweilen auch gleiche Einlage aus feinem englischen Schneiderleinen; sein Oberstoff wird dem gekürzten Rockrande mittelst verstürzter Naht angesetzt, sein Futter diese deckend übergesäumt; beliebig hier auch noch Stepplinien oder Besatz.

Jeder Besatz des Rockes sollte zunächst ganz leicht angehalten, damit er später den Stoff nicht zusammenzieht, aufgeheftet werden, was am besten auf einem unbezogenen Plättbrett geschieht. Hierbei ist ein sorgsames Abmessen, bei Absteppen auch das Vorziehen mit einem Heftfaden empfehlenswert.

Gerade Borten, Tressen, Bänder ꝛc. pflegt man nur am oberen Rande, Blenden jedoch an jedem Rande festzunähen; für diese dient vielfach die Maschine, für verschnörkelte Passementrie-Borten, Spitzen meistens Handnäherei (feine Vorstiche) zur Befestigung.

Aufgesetzte Volants bleiben ohne Futter; Serpentinen sichert ein schmaler untergesteppter Schrägstreifen, da das Säumen in der Rundung unbequem ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anfertigung von Jupons. Der gute Sitz eines Kleiderrockes hängt wesentlich von dem Jupon ab; letzterer muß in seiner Form stets dem ersteren entsprechen, so z. B. zu unten abstehenden Kleidern auch voll ausladen, damit der Kleiderrock Halt bekommt und nicht einfällt. Jupons aus leichten Seiden- und Waschstoffen schneidet man besser in ganzer Länge, damit die mehr- oder minder reiche, aufzusetzende Ausstattung von Frisuren, Stickereien, Plissé ꝛc. eine Stütze hat, dagegen werden Röcke aus Tuch, Moiré, Alpaka, Mohair oder kräftigen anderen Geweben in ihrer unteren Länge durch den angesetzten Volant in Serpentine- oder gerader Form ergänzt, damit sie nicht zu schwer sind. Bis auf die angesetzte Serpentine erhält der Rock kein Futter; sein unterer Rand, also auch der des geraden Volants, sichert ein 10—15 cm breiter Stoß — bei Waschstoffen ein Saum —, den Schnur, Besenborte oder schräger Sammet abschließen. Die Verbindung der Rockbahnen geschieht durch französische Naht (siehe Blusenhemden), in gleicher Weise wird der vorher fertig gestellte Volant angesetzt, der auch aus eleganterem Stoff als der Rock sein kann.

Für den Schluß des Jupons in der hinteren Mitte ist hier ein 28 cm langer, einfach zu säumender Schlitz vorzusehen, dem sich im Stoffbruch ein kurzer, spitz auslaufender Abnäher anschließt, und den ein geschürzter Riegel abschließt.

Statt des sonst üblichen breiten Bundes, der sich zu leicht unter den glatt anliegenden Kleiderröcken bemerkbar machte, sichert den oberen Rockrand, der an der Hinterbahn in einige Falten zu ordnen ist, nur ein 3 cm breiter, 85 cm langer Schrägstreifen; sein oberer Rand wird gestürzt angesetzt, sein unterer links gegengesteppt, ihm dann ein Zugband (Wolle, Seide, Baumwolle) für den Schluß eingezogen.

Die aufgesetzten Volants aus geradem oder schrägem Stoff erhalten nur geringe Mehrweite als der Rock, etwa 250 cm zu 200 cm, wenn sie, wie jetzt üblich, an ihrem unteren Rande noch ein- oder mehrmals mit Plissé oder schmalen, jedoch weiteren Volants besetzt werden; zu weißen Waschröcken rechne man aber Stickerei-Volants etwas weiter. Beliebig verlängert oder besetzt den unteren Rockrand auch noch ein schmaler Volant oder ein Plissé, um ihn abstehender zu erhalten; zu gleichem Zwecke setzt man auch breiteren Plissé-Volants an ihrem unteren Rande, nach dem Plissieren, jedoch die Falten auflösend, eine schmale gereihte Frisur oder ein Plissé an.

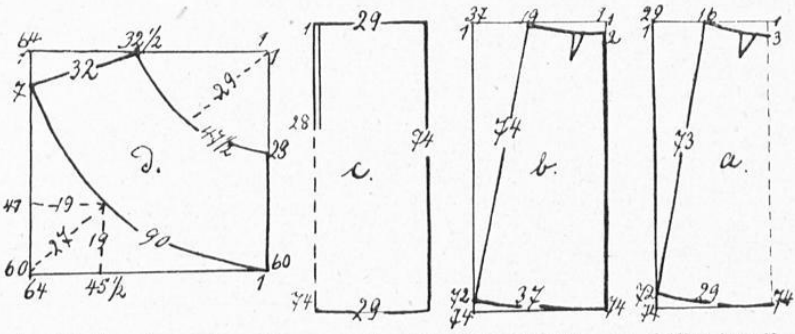
Das Einreihen geschieht mit kleinen, gleichmäßigen Vorstichen, von denen die Nadel 5—6 aufnimmt, bevor sie mit dem Faden hoch gezogen wird; bei mehrmaligem Reihen stehen die Stiche genau untereinander; bei Frisuren mit Köpfchen reiht man von der linken Seite aus, um die Breite des Stoffumschlages leichter kontrollieren zu können. Die Reihfäden bleiben zunächst hängen, und sind erst dann zu befestigen, wenn Rock und Frisur gleichmäßig eingeteilt worden sind.

Von der allgemeinen Regel, Plissé aus geraden Stoffstreifen zu falten, wird jetzt häufig abgesehen, weil Plissés aus schräg geschnittenem Stoffe mehr abstehen. Zur Selbstherstellung empfehlen sich aber gerade Stoffstreifen, da in diesen die Falten leichter gerade einzulegen und auch einzubügeln sind; letzteres geschieht nach sorgfältigem Heften von der Rückseite aus, eventuell über einem feuchten Tuche.

Die verkleinerte Schnittvorlage gibt einen Jupon mit angesetztem Volant in Serpentine-Form. Für diesen sind nach d. je vier Teile für Oberstoff und Futter zu schneiden; die durch Naht verbundenen geraden Ränder von je zwei Teilen treffen je in die vordere und hintere Mitte des Rockes, die zusammengenähten schrägen Ränder seitlich. Nach Flachbügeln der Nähte werden Oberstoff und Futter rechts auf rechts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelegt und, nach sorgfältigem Vorheften, am unteren Rande durch Naht verbunden. Der nach rechts gekehrte Volant ist auf der linken Seite, ebenfalls nach Vorheften der unteren



Verkleinerte Schnittvorlage eines Jupons mit Serpentine-Volant. a) Hälfte der Vorderbahn b) Seitenbahn; c) Hälfte der Hinterbahn; d) Vierter Teil des Volants.

Naht, zu bügeln und dann anzusetzen. Rundschnur schützt den unteren Volantrand.

Bei leichten Geweben besetzen die auch mit Oberstoff gefütterte Serpentine in ganzer Höhe schmale, leicht übereinander fallende schräge Volants oder Plissés, um stärkeres Abstechen zu erzielen, bei schweren Stoffen verwendet man leichteres Futter, schließt nur den unteren Rand mit einem kleinen Volant ab und garniert sonst mit Borten, Blenden 2c. Den leichter als eine Serpentine herzustellenden geraden Volant rechne man zu dem gegebenen Rockschnitt etwa 280 cm weit und garniere ihn mit Gruppen aus schmalen Säumchen, Kreuzstich-Borten 2c.

Anfertigung von Kleidertaillen. Bei der unendlichen Reichhaltigkeit der Taillenformen und bei ihrer oft sehr komplizierten Anfertigung kann hier nur das Einfachste, Allgemeine berührt werden und kommt bei Selbstanfertigung zunächst nur dieses in Betracht.

Für alle Arten von Taillen wird zuerst das Futter aus guter Seide oder kräftigen baumwollenen Futterstoffen zugeschnitten, nur gutes Futter bewahrt der Taille einen guten Sitz. Quer genommenes Futter dehnt sich weniger als der Länge nach verarbeitetes und wird deshalb für fest anliegende Taillen bevorzugt. Das wieder nur zur Hälfte vorhandene Muster wird auf dem doppelt liegenden Futter festgesteckt, wobei man auf einen richtigen Fadenlauf achten muß. Die vorderen Ränder und die Rückenmitte — auch wenn hier später die geschweifte Naht entsteht — laufen mit den Längs-Fäden des Stoffes gleich, an Seitenteilen und Ärmeln läßt man sie mitten durchgehen. Man zeichnet sich die Konturen auf, ebenfalls die Nahtzugaben, die an den vorderen Rändern 4 cm, an allen Seitenrändern etwa 3 cm, am unteren Rande, am Halsausschnitt und Ärmeln aber knapp 2 cm betragen müssen, und schneidet die Futterteile dann sorgsam aus. Hat der Oberstoff die gleiche Form wie das Futter, z. B. bei glatten Taillen, so werden die Futterteile dem Stoff, linke Seite auf linke Seite treffend, etwas nach innen neben den Muster-Konturen aufgeheftet. Meistens ist das Futter aber mehrteiliger als der blusige und gefaltete Oberstoff, an dessen besonderen Schnitt-Teilen sich eine reichliche Nahtzugabe praktisch erweist, um später beim Drapieren nicht zu kurz zu kommen. Zieren diesen blusigen Oberstoff Längs- oder Querfalten, so sind sie vor dem Zuschneiden abzunähen, natürlich hat das Muster dann die Form des in Falten abgenähten Oberstoffstückes zu zeigen.

Zuerst ist nur das Futter, den Konturen des Musters folgend, zur Anprobe zusammen zu heften, und läßt man, um bequem Änderungen machen zu können,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenigstens die Rückennaht und beide ersten Seiten- und Achselnähte nach außen treten; die vorderen, nach innen umgelegten Ränder erhalten eine provisorische Schlußvorrichtung, wofür man ihnen einen der fertig käuflichen, mit Haken und Ösen versehenen Streifen unterheftet.

Bei der Anprobe achte man auf eine gute Oberweite, spannt die Taille über der Brust, so sieht es bei starken, wie bei schlanken Figuren gleich schlecht aus, letztere vertragen sogar einige Zentimeter Mehrweite als das richtige Maß. Der Halsausschnitt sei nicht zu tief, die Kragennaht soll mit dem Ansatz des Halses gleich laufen. Bei der Achsellänge probiere man aus, kurze Achseln lassen die Figur schmäler, lange breiter erscheinen. Das Ärmelfutter wird nach Regelung der Taille nur mit einigen Stecknadeln eingefügt und hierbei die Stellung der inneren Naht fixiert; dann prüfe man die Weite des Armloches, schneide aber ja nicht zu schnell aus, sondern versuche erst noch ein bequemes Hochheben des Armes; geht dieses nicht, so ist entweder das Armloch unten zu tief fortgeschnitten oder der Unterärmel oben nicht lang genug. Der Ellbogen muß genau in die für ihn bestimmte Stelle treffen, der Anschluß und die Länge an der Hand festgestellt werden. Natürlich hat man sich jede Änderung zu bezeichnen und genau auszuführen.

Bei einfachen glatten Taillen, die, mit ganz kleiner, vorderer wie hinterer Schneppe und knapp auf die Hüften gehend, zu Hauskleidern gut aussehen, stimmen also Oberstoff und Futter überein, die Ränder der recht fest genähten Nähte sind, wo sie sich spannen, leicht einzuschneiden, damit sie vollständig glatt auseinander gebügelt werden können; sie sind entweder schmal und dicht zu umstechen, mit schmalem Bande einzufassen, oder man verbindet Oberstoff und Futter je schmal umgeschlagen, mit Saumstichen.

Nach gutem Bügeln der Nähte werden die in Stoffhülsen geschobenen Fischbeine — sie geben, weil elastischer, besseren Sitz als ihre Imitation — mit Vorstichen den Nähten aufgenäht, und an ihren durchlochten Enden nochmals strahlenförmig befestigt; ihre Länge variiert, sollte aber nicht zu beträchtlich sein, da sie sich sonst der Nahtschweifung schlecht anpassen.

Für den Knopfschluß wird die Stoffzugabe des rechten Vorderteiles nach links umgesäumt, oder man setzt einen seidenen Schrägstreifen unter, die des linken, aber als untertretende Patte längs des Muster-Konturs und am Außenrand abgesteppt; beliebig neben den vorderen Rändern einzufügende Einlagestreifen aus feinstem Schneiderleinen geben besseren Halt. Die Knopflöcher sind in kleinen, gleichmäßigen Entfernungen derartig anzubringen, daß eins gerade in den Taillenschluß trifft; ein großer Stich markiert je ihre Stelle. Man schneidet dann jedes Loch ganz gerade mit der in richtiger Größe gestellten Knopflochschere wagrecht ein und besteckt es weitläufig mit feiner Seide, hierbei gleich einen Faden Knopflochseide mit befestigend, dessen am inneren Endpunkt des Loches hängenden Enden nach Beschürzung des Knopfloches angezogen werden, damit sich dasselbe nicht so leicht ausdehnt. Sollten sich die Schnittkanten des Knopfloches sehr leicht ausfasern, muß man sie schnell auf der linken Seite mit aufgelöstem Gummi bestreichen. Zum Beschürzen des Loches dient Knopflochseide. Man führe die Nadel, von links nach rechts arbeitend und am inneren Ende des Loches beginnend, von unten durch den Stoffrand, ziehe den Faden etwas an, führe die Nadel von hinten, also vom Stoff aus, durch die Schlinge und ziehe nun fest an. Am inneren Ende des Knopfloches wird der Faden für einen kleinen Riegel einige Male quer gespannt und dann auch überschürzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um die Knöpfe genau mit den Knopflöchern korrespondierend ansetzen zu können, lege man diese auf die Knopfleiste und markiere sich die Befestigungsstelle jedes Knopfes mittels einer durch jedes Loch gerade gesteckten Stecknadel.

Der untere Taillenrand wird durch einen innen gegenzulegenden, schmalen, schrägen Streifen aus Schneiderleinen gesteift, mit diesem nach links umgelegt und hier weitläufig gegengesäumt, ohne den Oberstoff zu erfassen, oder von der rechten Seite aus durch die garnierenden Steppstichlinien mit befestigt. Ein möglichst unsichtbar innen gegengesäumter, 3 cm breiter Schrägstreifen aus Seide ꝛc. macht schließlich den unteren Rand sauber. Der der glatten Taille entsprechende, anliegende Ärmel verengt sich an der Hand oft so stark, daß hier Knopf- oder Hakenschluß nötig und meistens an der äußeren Ärmelnaht eingerichtet wird. Hierfür ist dem Unterärmel eine kleine Patte für Knöpfe oder geschürzte Ösen anzuschneiden, der Oberärmel erhält eingeschnittene Knopflöcher, geschürzte Knopfschlingen (auch aus feiner Schnur nachzubilden) oder Haken. Vor Ausführung des Schlusses muß aber der Rand des Ärmels nach links weitläufig umgesäumt und durch einen 3—8 cm breiten Futterstreifen (Seide, Oberstoff ꝛc. —) sauber gemacht werden, der allerdings den Ansatz der Haken zu decken hat. Etwaige Manschetten oder Aufschläge erhalten über eine feine Leineneinlage Futter und sind entweder zwischen dem Ärmel und seinem Futterstreifen zu befestigen oder ersterem verstürzt aufzusetzen. Beim Einsetzen des Ärmels ist gleich ein 3 cm breiter Schrägstreifen aus Taillenfutter mit festzusteppen, der, rechte Seite auf rechte Seite treffend, auf der Taille liegt, später nach innen über die Naht greift und hier auf der Stichlinie gegengesäumt wird. Eine nach oben gebogene und hier durch einige Stiche befestigte Armnaht läßt den Ärmel glatter wirken.

Der hohe Stehkragen erhält steife, schräge Einlage aus kräftigem Schneiderleinen oder dem rund gewebten, in Passementerie-Geschäften erhältlichen Ersatz derselben, die nur am unteren Rande einer Nahtzugabe bedarf; der oben und seitlich nahtbreit überstehende Oberstoff wird nach gutem Vorheften auf die Einlage gesäumt, worauf man für den Schluß den vorderen Rändern 2—3 Haken, resp. Ösen gegensetzt, daß sie dicht aneinander schließen und ein die Form des Kragens wiederholendes oder schräg geschnittenes Seidenfutter in der Mitte der Länge nach unterheftet. Der so vorbereitete Kragen ist der Taille, den Halsausschnitt leicht anhaltend, entweder verstürzt anzusetzen oder, wenn er besonders hoch und steif ist, besser wie folgt: Man hefte mit weitläufigen Saumstichen die untere Nahtzugabe dem Kragen links gegen, diesen der Taille auf und nähe nun den Kragen von der inneren Taillenseite mit Hinter- oder Rückstichen fest, wobei aber nur dessen Nahtumschlag (Stoff und Einlage) nie dessen oberer Stoff erfaßt werden darf. Nach Ansatz des Kragens ist dieser gut zu bügeln und schließlich das Futter ringsum mit feinen Saumstichen zu befestigen.

Bei den jetzt so viel getragenen blusenartig arrangierten Taillen faßt man den aus weniger Teilen als die Futterteile bestehenden Oberstoff meistens nur in die Achsel- und ersten Seitennähte; mit Ausnahme dieser beiden sind dann die Nähte der Futtertaille für sich auszuführen. Ihre Nahtzugaben können, um eine recht saubere innere Taillenseite zu erzielen, nach außen treten, werden dann natürlich vor Anbringung des Oberstoffes flach gebügelt, ihnen die Fischbeine aber auf der linken, inneren Seite gegengesetzt. Treten die Nahtzugaben nach der Innenseite, so steppe man ihre beiden schmal gegeneinander umgebogenen Ränder dicht an der Kante fest aufeinander und schiebe die Fischbeine ein.

Den vorderen Rändern der Futterteile wird ein Oberstoffstreifen aufgesetzt, der am Halsausschnitt fast bis zu den Achselnähten reicht und sich am unteren Rande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis auf nur einige Zentimeter Breite verjüngt. Futter und Oberstoff sind am Außenrand gegeneinander einzuschlagen, hier und noch zwei- bis dreimal in kleinen Zwischenräumen aufeinander festzusteppen und für den Schluß an jeder Seite abwechselnd mit Haken und Ösen zu versehen, die genau aufeinander treffen müssen; ihr Ansatz deckt ein gegengesäumter, seidener Schrägstreifen. Je ein neben dem Außenrande eingeschobenes Fischbein gibt den vorderen Rändern Halt.

Der die vorderen auseinandertretenden Blusenteile ergänzende, glatte oder eingereihte Latz erhält nur bei leichten oder durchsichtigen Stoffen ein Futter; seinen Mittelbruch als Richtschnur dem rechten vorderen Rande der Futtertaille aufheftend, wird sein rechter Seitenrand dieser fest aufgenäht, sein linker, durch Saum oder untergesetztes Band gesicherter Rand aber übergehakt; bei bauschenden Lätzen schränken gelegte oder Reihfalten die obere und untere Weite zur vorgeschriebenen Breite ein; bei ganz in schmalen Fältchen abgenähten Lätzen müssen dieselben nach unten fallen und querlaufen, um eine breitere Figur zu erzielen, Längsfalten machen flacher und werden meistens nur in Passenform eingenäht.

Zum Drapieren des Oberstoffes bringt die Benutzung der Schneiderbüste große Erleichterung.

Zunächst wird der Rücken, ganz glatt oder vorher in Falten abgenäht, übergespannt, wobei ein sorgsames Heften sehr zu empfehlen ist; sollte der Stoff am Schoßrand spannen, so darf er hier, wenn er unter den Rockrand tritt oder durch einen Gürtel gedeckt wird, leicht eingeschnitten werden; die Schnittränder säumt man einem untergeschobenen Stoffteilchen gegen. An den beliebig auch in Falten abzunähenden Vorderteilen werden zunächst ihre vorderen Ränder fertig gemacht; treten sie z. B. über einem Latz-Arrangement auseinander, so genügt oft schon ein Umlegen nach links und unsichtbares Befestigen mit ganz flach gestellten Stichen. Knopfschluß entspricht dem zu glatten Taillen Gesagten, bei doppelreihigem Schluß muß aber der übertretende Vorderteil über seine Leinen-Einlage bis zum Knopfansatz abgefüttert werden. Für unsichtbaren Schluß kann man dem rechten Taillenrande eine aparte, 4—5 cm breite Knopflochleiste untersetzen, aus doppeltem geraden, ringsum zusammengesteppten Oberstoff oder Seidengewebe, deren hinterer Längsrand, nach Ausführung der Knopflöcher, der Taille untergesäumt wird, während der vordere nach jedem Knopfloch leicht angeheftet wird; auch der bei den Röcken beschriebene Druckverschluß ist anwendbar.

Auch Revers werden den noch losen Vorderteilen aufgearbeitet. Ihre unteren Seiten, resp. Stofflagen sind den vorderen Taillenrändern anzuschneiden und muß auf dem Muster eine Linie für das Umbrechen angegeben sein. Für die oberen Reversseiten aus abstechendem oder Taillen-Stoff muß der Schnittteil 3—5 cm nach innen über diese Bruchlinie greifen, ebenfalls für die feine Leinen-Einlage ohne Nahtzugaben. Über diese wird die Reversbekleidung glatt geheftet, ihre Nahtzugabe dem Leinen gegengesäumt, doch ohne die obere Seite des Revers zu erfassen und schließlich der ebenfalls schmal nach links umgelegte Taillenrand dem Revers mit kleinen Saumstichen so verbunden, daß der obere Reversteil schmal vorsteht. Der innere Reversrand ist mit ganz flachen Stichen, die nur die aufliegenden Fäden des Stoffes erfassen, den Vorderteilen gegenzusäumen.

Ergänzt den Revers ein Umlegekragen, so wird am einfachsten seiner Leinen-Einlage die den Revers durch kleine Nähte zu verbindende obere Stofflage übergesäumt, die untere Stoffseite längs der äußeren Kragenränder gegengesäumt; man näht dann am unteren Kragenrande die obere Stofflage samt Leinen verstürzt innen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Halsausschnitt an und säumt die untere Stofflage dem Rücken auf. Bei starken Geweben und Sammetbekleidung des Revers ist es jedoch besser, der unteren Stofflage die Leinen-Einlage zu geben und sie im Bruch des Kragens oder einmal in der Mitte ihrer Länge nach festzusteppen; dann wird die obere Stoffbekleidung mit Hülfe von geschicktem Dehnen recht glatt übergebracht; in diesem Falle sind untere Stofflage und Leinen dem Halsausschnitt verstürzt gegenzusetzen, während die obere Bekleidung überzusäumen ist.

Glatte Passen setzt man direkt den Blusenteilen oder der Futtertaille auf; in Puffen, Falten ꝛc. geordnete sind zunächst auf einem Futterteil zu arrangieren, der bei durchsichtigen Stoffen aus Seide, bei Waschstoffen aus Satin besteht. Der untere Passenrand tritt nach besonderer Vorschrift unter oder über die Taillenbekleidung.

Der wie bei glatten Taillen erklärt anzufertigende Stehkragen schließt sich entweder ringsum dem Taillen-Halsausschnitt an, oder er umfaßt bei Latz-Arrangements nur die rechte Rückenhälfte der Taille, nimmt dann den Halsausschnitt des Latzes auf und bleibt an seiner letzten Hälfte lose hängen; hier sind dann zum Anschluß an die Taille zwischen seinem Oberstoff und Futter zwei Haken abwärts gerichtet zu befestigen, deren korrespondierenden Ösen der nur mit einem Schrägstreifen umfaßte Taillenausschnitt erhält.

Die blusigen, puffigen Ärmel wechseln, bald enger, bald weiter, so sehr, daß sich für ihre Anfertigung kaum feste Regeln aufstellen lassen. Oft weichen Futter und Oberstoff vollständig im Schnitt voneinander ab und werden nur an der Kugel und an der Hand durch die Manschette miteinander verbunden; sind die Futterärmel eng, so muß auch hier der Ellbogen gut eingepaßt werden, trotz der stoffreichen, oberen Bekleidung. Jedes Abnähen in Falten geschieht an noch geraden Stoffteilen; querlaufende Garnituren treten in die innere Ärmelnaht, sind also vor Ausführung derselben anzubringen. Die Manschette kann direkt auf dem anliegenden Ärmelfutter glatt oder gefaltet geordnet werden, in welchem Falle der puffige, eingereihte Oberstoff sich verstürzt anschließt oder die für sich bestehend mit Leineneinlage und Futter gefertigte Manschette nimmt zwischen ihren Stofflagen den mehr oder minder stark eingefalteten unteren Rand von Oberstoff und Futterärmel zusammen auf. Den Schluß der Manschette bewirken Haken oder Knöpfe und geschürzte Ösen.

Offene Oberärmel, sogenannte Glockenärmel, erhalten ein seidenes Futter und am untern Rande feine Leinen-Einlage; den in ganzer Armlänge geschnittenen Futterärmel bekleidet, so weit er sichtbar werden kann, puffig oder glatt Ober- oder Besatzstoff.

Tritt der untere Rand der Blusentaille unter den Rock, so genügt sein Umfassen mit einem seidenen Schrägstreifen; es empfiehlt sich dieses aber nur für schlanke Figuren, für stärkere gibt man vorteilhafter dem unteren Taillenrande die von der Mode vorgeschriebene Linie des Gürtels, macht ihn auf der inneren Seite, wie zu glatten Taillen erklärt, sauber und setzt der oberen Seite fest den Gürtel auf, dessen Schluß, etwas über die vordere Mitte greifend, auf die linke Seite verlegt wird. Gefaltete oder glatte Bandgürtel sind in der hinteren und vorderen Mitte schräg abzunähen, ebenfalls ein in Fältchen abgesteppter Schrägstreifen aus leichtem Stoff, der ein glattes Futter erhält. Glatte Gürtel aus schwereren Stoffen werden in der Rundung geschnitten und über eine Leinen-Einlage mehrfach abgesteppt, hierbei gleich die nach der Rückseite umgelegten Stoffränder befestigend; als Futter genügt ein nur schräg geschnittener Seidenstreifen. Alle Gürtel stehen dem unteren Taillen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rande eine Kleinigkeit über und sind, wie es ihr fester Anschluß bedingt, in ganzer Länge aufzunähen oder nur vorn und hinten, wie einige Male an den Seiten festzuheften.

Bei Anfertigung von Jackentaillen werden Rücken- und Seitenteile wie zu glatten Taillen eingerichtet; die vorderen Jackenteile erhalten Leinen-Einlage und Futter, das längs der vorderen Ränder breit mit Oberstoff bekleidet wird; Revers und Umlegekragen sind bei Blusentaillen erklärt.

Für eine Weste mit Knopfschluß sind die Futtervorderteile wie bei der glatten Taille einzurichten, bei Latz-Arrangements nach dem zur Blusentaille Gesagtem; stets muß jedes Arrangement auf den Futtervorderteilen reichliche Breite haben, damit bei den offenen Jackenteilen die Futtertaille nicht sichtbar wird. Beliebig kann man die Jackenteile vom Taillenschluß aufwärts zwei- bis dreimal auf der Futtertaille unsichtbar festhaken oder an schönen, großen Knöpfen befestigen, doch müssen die Jackenteile in dem Falle je einen Ausnäher haben.

Zur Selbstanfertigung der nur schönen, wenn tadellos sitzenden Frack- oder Schneidertaille mit ihren verschiedenen Einlagen ꝛc. kann kaum geraten werden, da sie für im Schneidern nicht sehr Geübte recht schwierig ist.

Ausgeschnittene Taillen zu jugendlichen Ball- oder Gesellschaftskleidern können aber recht gut selbst hergestellt werden und zwar je nachdem sie glatt, mit Berten-Arrangements oder blusenartig sein sollen nach dem zu glatten oder Blusen-Taillen Gesagten. Der Schluß geschieht meistens in der hinteren Mitte an den durch Fischbein gesteiften Rändern entweder unsichtbar mit Haken und Ösen oder sichtbar durch Schnürband, das durch kordonnierte Schnürlöcher (mit dem Bindlochstecher vorbohren) geleitet wird.

Jede Taille, welcher Art sie auch sein mag, erhält zum besseren Sitz im Taillenschluß ein kräftiges, etwa 4 cm breites Gurtband eingefügt, das weiß, schwarz und in verschiedenen Farben käuflich, in der Rückenmitte (an ausgeschnittenen Taillen aber vorn) und ein- bis zweimal an jeder Seite auf den Fischbeinen mit Kreuznaht befestigt wird und vorn, resp. hinten mittelst Haken und Ösen schließt. Der untere Rand des Taillenbandes muß in den Taillenschluß treffen. Zwei bis drei Haken und Ösen verbinden am Rücken Taillenband und Rock.

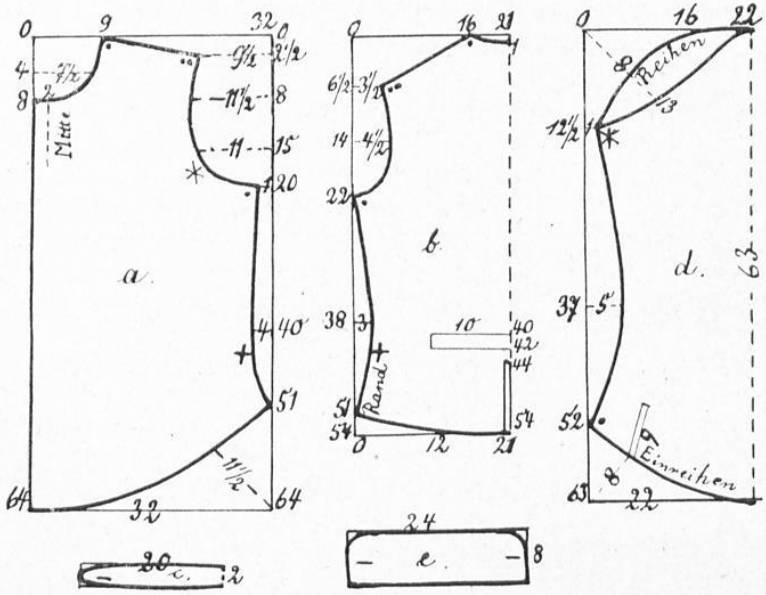
Erhält eine Taille breite Kragen oder Schöße in glatter Form angesetzt, so ist der Oberstoff über eine Leinen-Einlage schmal nach links umzulegen, das Futter aus Oberstoff, Seide ꝛc. gegenzusäumen. Serpentinen aus kräftigen Geweben bedürfen keiner Einlage und wie ganz gefaltete Kragen und Schöße, z. B. aus Plissé auch nicht des Futters; letztere müssen aber bei beträchtlicher Länge durch ein untergesetztes Band gehalten werden, falls nicht sichtbare Steppstich-Linien gestattet sind.

Anfertigung von Hemdenblusen. Nachdem das Kostüm aus Rock und Paletot einen festen Platz in der Damen-Garderobe erhalten hat, ist auch zu seiner Vervollständigung die einfache Bluse, sogenannte Hemdenbluse, unentbehrlich geworden, die gewöhnlich abstechend getragen wird, aber auch mit dem Kostüm übereinstimmen kann. Blusen aus Waschstoffen erhalten kein Futter; an solchen aus Seide, Flanell oder sonstigen feinen Wollstoffen sollte es aber nie fehlen, um dem Oberstoff mehr Halt zu geben und ihn länger sauber zu erhalten; das Futter ist stets glatt und mindestens in Passenform einzufügen.

Alle durchgehenden Faltenpartieen sind vor dem Zuschneiden an Vorderteilen, Rücken und Ärmeln auszuführen; springen die Falten aber teilweise aus, bilden z. B. an den Vorderteilen nur eine Passe und lassen den Ärmel-Stoff an der Hand puffen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

förmig ausfallen, so ist gewöhnlich ein doppelter Schnitt-Teil erforderlich, oder auf dem einen Schnitt-Teil bestimmen Linien die Form des anderen. Um Säumchen tadellos gleichmäßig zu erhalten, sollten sie vorgeheftet werden; für die ganz schmalen Bisensäumchen gibt es jedoch einen besonderen Apparat zur Singer-Nähmaschine; man



Verkleinerte Schnittvorlage einer Hemdenbluse. a) Vorderteil; b) Hälfte des Rückenteiles; c) Hälfte des Kragenbündchens; d) Hälfte des Ärmels; e) Manschette. Zum zehnten Teil verkleinert.

beachte auch, daß einfache Falten an Rückenhälften, Vorderteilen und Ärmeln entgegengesetzt liegen müssen. Einsätze aus Stickerei, Spitzen ꝛc. sind den ganzen Schnitt-Teilen aufzuheften, dann ist der Stoff unter denselben, bis auf schmale, umzulegende und festzunähende Ränder, fortzuschneiden; auch jeder in die Nähte tretende Besatz muß vor Zusammenheften derselben angebracht werden. Beim Zuschneiden müssen alle Falten- und Besatzpartieen genau, rechts auf rechts, aufeinanderliegen und sind durch Stecknadeln vor dem Verschieben zu bewahren. Außer etwa 2 cm breiten Nahtzugaben, hat man an den vorderen Rändern 3—4 cm breit Stoff für den Knopfschluß vorzusehen; am linken vorderen Rande wird diese Stoffzugabe als Knopfleiste einfach gegengesäumt; für die Knopflochleiste ist aber der rechte, vordere Rand 3—4 cm breit nach links umzulegen, der Stoff dann längs des Schnittrandes nach rechts einzubrechen und in einer schmalen Falte abzusteppen, die den Rand also festhält; korrespondierend mit dieser Falte steppt man den vorderen Rand der Leiste gleich breit ab. Bei dieser Einrichtung erhält man sichtbaren Schluß durch an Blusen längs einzuschneidende Knopflöcher; für unsichtbaren, besonders an Seiden- und Wollblusen bevorzugten Schluß wird dem rechten, einfach gesäumten und mit Knopflöchern versehenen Rande eine aparte, gerade Stoffleiste in ganzer Länge aufgesetzt oder nur dann und wann gegengeheftet. Bleibt dieser doppelte Streifen glatt, so genügen 12—14 cm für seine Breite, alle Faltenverzierungen müssen aber zugegeben und ausgeführt werden, bevor man den Streifen von rechts aus durch kleine, flache Vorstiche, die natürlich nicht die obere Seite erfassen dürfen, zur halben Breite schließt; für diese Naht legen sich die Längsränder in der unteren Mitte des Streifens schmal übereinander.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Achsel- und Seitennähte sind mit französischer Doppelnaht auszuführen. Die gleichlaufend nach außen gelegten Schnittkanten werden ½ cm tiefer durch die erste Naht verbunden, dann biegt man diese nach der linken, inneren Seite und führt, die Schnittkanten einschließend, die zweite Naht 1 cm von der ersten entfernt aus; an der rechten Außenseite dürfen keine Stoff-Fasern sichtbar sein.

Der in gleicher Weise geschlossene, mehr und minder weite Ärmel erhält meistens an der Kugel und der Hand einige Reihfalten und ist, wie bei Taillen erklärt, einzusetzen; seinen unteren Rand umschließt eine Manschette, der man bei Waschblusen eine den Herren-Hemden entsprechende Einrichtung gibt. Der aus einem Stück bestehende Ärmel erhält hierfür in der Mitte des unteren Teiles einen Längseinschnitt von mindestens 12 cm Länge, um sein Plätten auf dem Ärmelbrett zu ermöglichen; dem vorderen Schnittrand wird ein 2—3 cm breiter, gerader Streifen nach rechts angesetzt und nach hier auch aufgesteppt, dem hinteren setzt man einen 6—8 cm breiten, dem inneren Schlitzende noch etwa 3 cm überstehenden geraden Streifen nach rechts verstürzt an, steppt ihn etwas hinter dieser Naht rechts auf, daß er nun in halber Breite dem Schlitz vorsteht, und sein überstehendes Ende zweimal auf dem Ärmel quer fest; dieser Streifen erhält für den Schluß zwei längs einzuschneidende Knopflöcher und zwar das erste nur einige Zentimeter von der Manschette entfernt. Die, rechts auf rechts treffend, in doppelter Stofflage zu schneidende Manschette steift eine Einlage aus weißem, eigens hierfür gewebtem und in Leinenwaren-Geschäften erhältlichen Stoff, die in übereinstimmender Größe zuzuschneiden und auf die später o b e r e Seite der Manschette, alle 3 Stofflagen erfassend, zuzuheften ist. ½ cm breite Naht schließt die Manschette bis auf ihrem geraden, unteren Rande, der nach dem Wenden der Manschette und sorgsamen Heften längs der nun innen liegenden Naht anzuheften ist; hierfür wird die Futterseite dem Ärmel verstürzt angesetzt, die Naht liegt also nach rechts, während man die obere Stofflage samt der Einlage dicht neben ihrem nach links umgelegten Rande dem Ärmel von rechts aufsteppt. Eine zweite Stepplinie, 1 cm von der ersten entfernt, schließt die Nahtränder fest ein, außerdem ist die Manschette ringsum, dicht neben ihrem Außenrande, einmal abzusteppen, so auch hier die innenliegende Nahtzugabe festhaltend und in der Mitte jedes Querrandes mit einem quer einzuschneidenden Knopfloch zu versehen. Alle Blusenknopflöcher sind übrigens, wie bei Wäsche-Gegenständen, an jedem Ende durch einen quer gestellten, kleinen Riegel zu sichern.

Der steifen Manschette entspricht der lose, gestärkte Steh- oder Umlegekragen, der jedoch aus feinem, weißen Leinen und wechselbar, auch bei Wollblusen sehr angenehm ist. Für solche Kragen umfaßt den Halsausschnitt des Blusenhemdes nur ein hinten 3 cm breites, nach den vorderen Enden zu oben leicht abzuschrägendes Bündchen, das, wie die Manschette, mit feiner Einlage einzurichten und anzusetzen und in der hinteren Mitte, wie je an den Enden, mit einem Knopfloch zu versehen ist. Diese drei Knopflöcher erhält auch der untere Rand des aus feinstem Leinen oder Blusenstoff, wie bei der Manschette erklärt, anzufertigenden Stehkragens, dessen nach innen umgelegten unteren Stoffränder aufeinander festzusteppen sind. An dem Umlegekragen gibt man auch dem in Kragenhöhe geschnittenem Bunde die steifende Einlage, zur Anfertigung sei dem oben erklärten nur noch hinzugefügt, daß der innere, zwischen die Stofflagen des Bundes mit verstürzter Naht befestigte Kragenrand durch eine zweite parallel laufende Steppstichlinie eingeschlossen wird, und auch den Bund eine ringsum um seinen Außenrand laufende Stepplinie begrenzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wem die Anfertigung dieser steifen Manschetten und Kragen zu mühsam ist, kann sie durch gerade 6—8 cm breite doppelte Stoffstreifen ersetzen, deren obere Seite hübsche Fältchen-Verzierung schmückt; diese Streifen stehen den Knopflochleisten am Halsausschnitt wie an den Ärmeln 5—7 cm breit über und werden an diesen zugespitzten Enden mit Haken zum Anschluß an korrespondierende geschürzte Ösen versehen. In ähnlicher Weise richtet man auch an seidenen und wollenen Blusen Kragen und Manschetten her, gibt ihnen aber eine Einlage aus feinem Schneiderleinen.

Schließlich erhält der Blusenrücken in der hinteren Mitte im Taillenschluß einen 3 cm breiten, 14—16 cm langen geraden Stoffstreifen rechts aufgesteppt, dem vorher an jedem Querrande ein schmales Band angefügt wurde; diese mit Gegenzug durchgeleiteten Bänder bewirken, in der vorderen Mitte gebunden, einen besseren Anschluß der Bluse. Praktisch und einfach ist es, dem oberen Rande des Zugstreifens je in der Mitte und an den Enden einen Haken abwärts gerichtet anzusetzen, in die später drei innen dem unteren Rande des Rockbundes aufwärts stehend angenähte Ösen greifen und so Bluse und Rock sicher miteinander verbinden.

Anfertigung von Gürteln. Da die Hemdbluse mit ihrem schmal gesäumten Schoß stets unter den Rock tritt, verlangt sie einen losen Gürtel, den man in einfacher, den Ledergürteln entsprechende Form leicht selbst aus Stoff anfertigen kann. Ein Gürtel aus Blusenstoff läßt die Taille länger erscheinen, als ein solcher aus Stoff vom Rocke; man wähle also was für die Figur am günstigsten ist. Nach Mode und Geschmack schneide man den Gürtel 4—6 cm breit und 6—8 cm länger als Taillenweite, gerade oder rund und um sich weniger auszudehnen, aus der Länge des Stoffes; das eine übertretende Ende ist zuzuspitzen. Die Einlage aus kräftigem Schneiderleinen erhält nur die richtige Breite, der Oberstoff Nahtzugaben, die der Einlage links übergeheftet und durch einen gegengesäumten seidenen Futterstreifen zur Hälfte gedeckt werden. Bei rund geschnittenen Gürteln empfiehlt sich ein Absteppen des Außenrandes, bei geraden macht doppelt breit geschnittener Oberstoff das Futter entbehrlich, die Ränder treten dann am unteren Rande übereinander. Für den Schluß erhält der gerade Querrand zwischen Oberstoff und Futter zwei Ösen, das zugespitzte Ende in richtiger Taillenweite die beiden Haken und an der Spitze noch einen Haken zum Anschluß an eine geschürzte Öse.

Medicis-Gürtel mit breitem, oben und unten zugespitztem Schilde in der vorderen und hinteren Mitte, sind hier außer der Leinen-Einlage mit Fischbein zu steifen, bei beträchtlicher Breite auch seitlich, wo links der unsichtbare Schluß mit Haken und Ösen vorzusehen ist. Bleibt das zugespitzte Schild vorn fort, so schließen die sich bis hier auf etwa 4 cm verschmälernden Enden mit einer Schnalle oder mittels Haken und Ösen wie oben erklärt. Statt des Fischbeins gibt auch mehrmals eingesteppte Schnur Halt und zugleich eine hübsche Verzierung.

Anfertigung von Krawatten. Auch die zur Hemdenbluse gehörende Krawatte fertigt man sich vorteilhaft selbst an, eventuell aus guten Seidenresten, doch muß der Stoff seiner Länge nach verarbeitet werden. Der schmale, vorn in steifer Schleife gebundene Schlips erfordert eine feine Flanelleinlage von 96 cm Länge zu 3½—4 cm Breite, die an einem Längsrande je 25 cm von den zuzuspitzenden Querrändern entfernt, auf 2½ cm mittlerer Breite abzuschrägen ist; die Seide wird dann ebenfalls fadengerade in doppelter Breite mit Nahtzugabe geschnitten und ihrer inneren Seite die Flanelleinlage so aufgeheftet, daß die mit feiner Seide und Saumstichen möglichst unsichtbar auszuführende Naht längs des unteren ausge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweiften Randes trifft; zwei, je 14 cm von der hinteren Mitte entfernt, in dieser Naht abwärts gerichtet befestigte Haken, verhindern unter den Kragenrand geschoben, das häßliche Hochschieben des Schlipses. Eine Spielart dieser kurzen Krawatte ist der gleichmäßig 3½ cm breite, aber 150 cm lange Schlips, der, ein- oder zweimal um den Hals gelegt, zur Schifferkrawatte geschlungen werden soll.

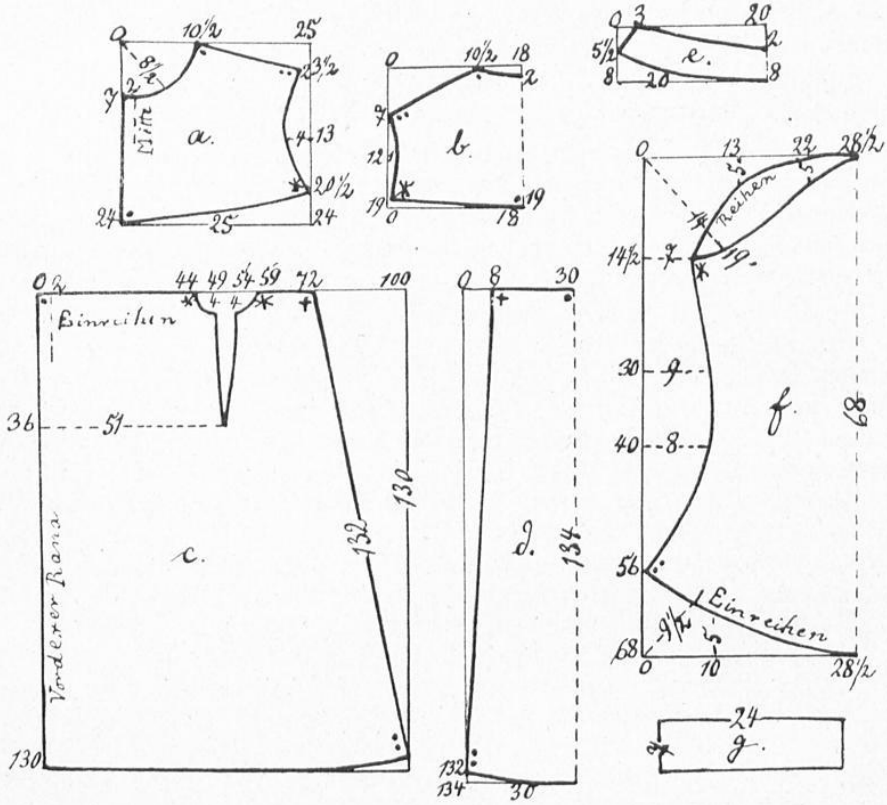
Weiche Bindekrawatten aus schmiegsamer Seide oder echtem Batist rechne man 20—25 cm breit und 120—130 cm lang; aus geradem Stoff mit geraden Enden vervollständigt sie ein ringsum angesetzter, abstechender Saum (2 cm breit) aus geradem doppelt liegenden Stoff. Die Krawattenränder werden entweder zwischen den doppelten Stofflagen des Saumes festgesteppt, oder man setzt die nach innen eingeschlagenen Saumränder mit Hohlnahtstichen an; stets ist ein sorgsames Heften zu empfehlen. In schräger Stofflage geschnitten sind diese weichen Krawatten einfach zu säumen.

Umlegekragen verlangen eine besondere Krawatte, die nicht um den Hals gelegt, sondern auf einem steifen, vorn dem Kragenknopf überzuknöpfenden Karton-Schilde arrangiert wird, das zu 10 cm Breite volle Kragenhöhe hat; der obere Rand ist leicht auszuschneiden, der untere abzurunden, dann ringsum, zur Milderung der scharfen Kante, ein schmaler Mull-Schrägstreifen überzukleben. Die obere Seite bekleidet Seide recht glatt, wofür man die nach der Rückseite umgelegten Ränder durch stramm quer und längs übergespannte Stiche verbindet; der unteren Seite wird nach leichtem Außenbiegen des Schildes das weiße Seidenfutter mit Saumstichen gegengesetzt, das, in knapper Größe geschnitten, sich nicht anlehnen darf, sondern spannen muß. In der unteren Mitte ist hierbei gleich eine weißseidene Schnuröse, abwärts gerichtet, anzubringen, zur Befestigung des Schildes an dem vorderen Kragenknopf. Auf der rechten Seite des Schildes wird entweder in der Mitte des unteren gerundeten Randes eine kleine steife Schleife aus geraden Seidenteilchen mit Flanelleinlage befestigt, deren Enden 5 cm Breite zu 7½ cm Länge messen, während die 6 cm langen Schlupfen und der fest gefaltete Knotenteil 4 cm breit sind, oder man ziert die Mitte der oberen Fläche mit einem kurzen, vollen Bandknoten, oder man fügt, wieder nur schmal den untern Rand bedeckend, zwei 25—30 cm lange, 4½ cm breite, fest über Flanell arrangierte Enden an, die unter flachem, breitem Knoten vereinigt die four in hand-Krawatte nachbilden.

Anfertigung von Morgenröcken. Taille und Rock sind bei prinzeßförmigen Morgenkleidern im Zusammenhang zu schneiden, letzterer erhält meistens kein Futter, Taillen bei Wollstoffen ein solches in Schoßlänge aus Taillenköper oder wärmendem Flanell; doch werden wieder nur dem Oberstoff für etwaige Falten-Verzierungen die Zugaben angeschnitten und sie zuerst arrangiert. Gänzlich futterlose Morgenröcke schließen französische Doppelnähte (siehe die Erklärung bei Blusenhemden), gefütterte am bequemsten einfache recht dicht zu bestechende Nähte, die nicht auseinander, sondern nach vorn gerichtet, niedergebügelt werden; Brustfalten und Fischbein-Einlagen erhält der einfache Morgenrock nicht. Hübscher sieht es aus, bei Ausführung der Taillennähte einen Futterrand zunächst lose zu lassen und später überzusäumen, dann muß der Rock aber die saubere französische Naht haben. Der keine Einlage erhaltende untere Rockrand ist breit zu säumen oder durch Stoß und Borte zu sichern; die Fertigstellung der Taille entspricht dem zu Anfertigung von Taillen Gesagten; der untere Rand des Futters bleibt lose und ist bei Taillenköper schmal zu säumen, bei Flanell auszuzacken. Die Tasche wird in die rechts Hinter- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seitenbahn schließende Naht gesetzt, der Knopfschluß in ganzer Länge beliebig sichtbar oder unsichtbar durch eine untergesetzte Knopflochleiste eingerichtet. Für einen



Verkleinerte Schnittvorlage eines Morgenrockes mit Passe. a) Vorderpasse; b) Hälfte der Rückenpasse; c) vorderer Rockansatz; d) Hälfte des hinteren Rockansatzes; e) Hälfte des Stehkragens; f) Hälfte des Busen-Ärmels; g) Ärmelbündchen. Rockteile zum zwanzigsten Teil, die übrigen Schnitt-Teile zum zehnten Teil verkleinert.

4—5 cm breiten geraden Gürtel (siehe Anfertigung bei Blusenhemden) sind der reichlichen Taillenweite beide zuzuspitzenden Enden zuzugeben, die gekreuzt übereinander treten; hierfür müssen Haken und geschürzte Ösen in schräger Linie stehen.

Morgen- oder Négligé-Jacken bleiben, wenn sie für den Winter aus recht behaglich warmen Stoffen gefertigt werden, stets ohne Futter, auch mehr oder minder breite Kragen erhalten hier wie an Morgenröcken meistens keins, doch verlangen Revers mindestens eine zweite Stofflage.

Modernisieren und Aufarbeiten.

Wenn bei modernisierender Aufarbeitung neuer Stoff und Besatz gekauft werden muß, überlege man zunächst wohl, ob das aufzufrischende Kleid diese Ausgabe auch noch wert ist, die sich meistens nur bei noch gut erhaltenen Stoffen lohnt; bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon etwas vertragenen ist es vorteilhafter, nur kleinere Änderungen vorzunehmen, und wird sich für neue Kragen, Manschetten 2c. häufig in den stets ordentlich zu haltenden Flickenkasten noch Verwendbares finden. Es braucht auch nicht stets der gleiche Stoff zu sein, obgleich es später manchen Vorteil bringt, wenn man beim Einkauf eines Kleides etwas Stoff für Ärmel 2c. mehr nimmt und gleich zurücklegt.

Zweitens mache man sich klar, worin das Charakteristische der Mode sich hauptsächlich ausprägt und versuche dieses auf das ältere Kleid zu übertragen, denn wenn vom gänzlichen Auftrennen abgesehen wird, können doch nur immer einzelne Teile geändert werden.

Aus einem weiten Rock einen engeren zu machen, bietet nach Auseinandertrennen und neuem Zuschneiden wenig Schwierigkeit, oben abfallende Keile ergeben, wenn nötig, fadengerade angesetzt, eine größere untere Weite; diese aber für den glatten, zu engen Rock zu erreichen, bedarf es guter Überlegung, welche Aushilfe die beste sei.

Bei noch vorhandenem oder erhältlichem Stoff können aufgesetzte Serpentinen oder ganz flach gereihte schräg geschnittene Volants helfen, unter Blende oder Borte befestigt, auch sind zuweilen bis zum Knie reichende gefaltete Volant- oder glatte Serpentine-Ansätze aus abstechendem Stoff (Sammet, Velvet, glatt zu gemustert) zulässig, oder man darf den Nähten Keile oder Plissé-Fächer einsetzen.

Auch durch Besatz ist ein Rock der Mode wieder mehr anzupassen, z. B. durch mehr oder minder hohen Querbesatz aus vielreihigen, zuweilen auch gruppenweise arrangierten Blenden oder Borten in gleicher oder abgestufter Breite. Auf Glockenröcken imitieren Borten oder Spitzen-Festons einen hohen Serpentine-Ansatz, einmal am unteren Rande, einmal in Kniehöhe gesetzt. Mit Längsgarnituren läßt sich ein mehrkeiligerer Rock, als vorhanden ausdrücken, in dem die Borten, Blenden 2c. nicht nur auf den Nähten, sondern auch in der Mitte breiter Bahnen längs laufen, oder von unten in abgestufter Höhe aufsteigen. Auch eine Umsäumung des unteren Rockrandes mit glatter oder an ihrem oberen Rande ausgebogter Sammetblende verleiht dem Rock einen Schein von größerem Umfang. Ist es gestattet, die Vorderbahn durch eine ganz abstechende zu ersetzen, z. B. zu Seide aus Sammet, Stickerei 2c. — das sogenannte „Devant" anzubringen, so bietet die fortfallende Bahn eine gute Aushilfe für nötig werdende Rock- oder Taillen-Garnitur. Bei diesen Arrangements pflegt die Seitenbahn sich leicht über die Vorderbahn zu legen oder diese schließt ein Revers ab.

Was nun die oft mehr als der Rock vertragende Taille anbetrifft, so sei zunächst auf einen vollständig neuen, im Stoff abstechenden Ersatz hingewiesen, doch nur wenn der Rock, wie z. B. an seltener getragenen Gesellschaftskleidern noch gut erhalten ist, oder weniger als die Taille zur Geltung kommt, z. B. im Theater, Konzertsaal 2c. Das einfachste ist die mehr oder minder als Taille gearbeitete Bluse, die zwar eine ganz andere Farbe als der Rock haben darf, aber gerade mit seiner Farbe oder seinem Besatz übereinstimmend besonders fein aussieht; z. B. ein Tuchrock mit gleichfarbigem Blendenbesatz aus der Seide der Bluse, oder zu dunkelfarbigem Seidenrock eine etwas heller getönte Bluse aus Velvet, Sammt oder feinstem Tuch, zu letzterem wieder etwas Seide zum Ausputz.

Es folgen die Fracktaillen und eleganten Schoßtaillen im Genre Louis XIV. und XV., die zu Tuchröcken aus Sammet, Velvet, schwerer Seide, zu seidenen Röcken aus feinstem Tuch, Sammet 2c. bestehen; für die Fracktaille ist einfarbig geschätzt, für die Schoßtaille aber zu glatten Röcken gestreift, broschiert, farbig, geblümt 2c. beliebt. Für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese Art Taillen ist zuweilen praktisch noch ein zweiter Rock zu verwenden, oder für ihre abstechenden Westen, schönen Spitzen-Jabots ꝛc. vorhandene Rester zu nehmen.

Der modernen Taille geben öfter Stehkragen und Ärmel ihr Gepräge und müssen bei Auffrischung der älteren in's Auge gefaßt werden. Der Kragen ist leicht im modernen Schnitt, wenn kein Stoff mehr vorhanden, aus Sammet, Velvet, Stickerei ꝛc. zu erneuern, doch überlege man, ob durch ein mit ihm übereinstimmendes Latz-Arrangement oder gleiche Manschetten, die Taille nicht einheitlicher erscheinen würde. Nach vollständigem Zertrennen ist aus dem weiten Ärmel wohl stets der engere zu schneiden und eine etwaige Abweichung des neuen unteren Ärmelteiles vom alten durch fadengerades Anstücken zu erreichen, aber schwieriger wird es, aus dem engen den weiteren zu gestalten, wenn weder Kleiderstoff vorhanden oder die Mode es nicht gestattet, ihn aus abstechendem Stoff (Seide, Sammet, Velvet) herzustellen. Diese Gewebe sind auch die einzigste Aushülfe bei großen Puffen am Oberarm. Soll aber der Ärmel, wie jetzt z. B., vom Ellbogen bis zur Hand größeren Umfang erhalten, so muß durch Schlitzen der Außennaht oder in der Mitte des Oberärmels oder auch durch Verkürzung oder Trennung des Ärmels am Ellbogen und Einfügen von puffigen Arrangements aus Gaze, Seide, Sammet ꝛc. geholfen werden. Bei noch wenig vorhandenem Stoff sind gereihte, plissierte oder Serpentin-Volants in Betracht zu ziehen, die am Ellbogen aufgesetzt werden; die untere Ärmelhälfte fällt entweder fort oder wird quer besetzt, mit Stickerei überlegt ꝛc., daß sie wie ein aus der Volant-Manschette hervortretender zweiter Ärmel wirkt. Auch eine reiche, hohe Garnierung der unteren Ärmelhälfte durch anliegende oder serpentinförmig geschnittene Manschetten, wie mehrfacher Bortenbesatz, bringt ebensowohl den Ärmel der Mode näher, wie seine gänzliche Besatzlosigkeit, falls diese modern. Durch Hinzufügen oder Abnehmen von Revers, Schoßansätzen, Schulterkragen ꝛc. kann, je nachdem die Mode es vorschreibt, manche Taille modernisiert werden, auch läßt sich in der Art schon Vorhandenes oft durch eine neue Form leicht derselben anpassen.

Ebenfalls helfen zuweilen Gürtel- oder Falten-Arrangements, erstere dürfen abstechend, letztere nur aufgesetzt sein.

Auch durch Anwendung modernen Besatzes wurde mancher zu schmucklosen Bluse oder Taille schon geholfen; diese Aushülfe ist leicht und bietet noch den Vorteil, etwaige Schäden geschickt zu verdecken.

Da eine neue Taille besonders auch durch den modernen Schnitt ihren Chik erhält, muß bei Modernisierung der älteren auch dieser in Betracht gezogen werden; seine vollständige Anwendung ist ja, wenn man vom gänzlichen Zertrennen absieht, ausgeschlossen, aber die Länge oder Kürze der Taille, also die Stellung des Taillenabschlusses, die mehr oder minder langen Achseln, das hohe oder niedrige Ausnähen der Brustfalten, die Größe des Armloches, die sich nach der Form des Ärmels richtet und sonstige kleinere Vorschriften der modernen Form lassen sich recht gut auch auf die aufzuarbeitende Taille übertragen. Ein fadengerades, nach dem Muster vorgenommenes Anstücken mit nachfolgendem guten Ausbügeln der Naht stört oft weniger als eine gänzlich veraltete Form der Taille, kann auch wohl durch Besatz verdeckt werden.

Gerade in zunächst gering erscheinenden Merkmalen drückt sich oft das Charakteristische der Mode aus, und durch das richtige Erfassen derselben glückt die Modernisierung des älteren Kleidungsstückes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Instandhaltung und Schonung.

Zur guten Erhaltung ist zunächst peinliche Sauberkeit erforderlich. Nach jedem Tragen sollte das Kleid durch sorgsames Bürsten vom Staube befreit und der Rock hierbei auch innen vorgenommen werden. Seidene Stoffe säubert man durch Abwischen mit einem weichen Tuche oder verwendet besonders weiche, auch für Sammet bestimmte Bürsten. Jeder Fleck wird gleich entfernt, jeder Riß ꝛc. sofort ausgebessert.

Sind nach längerem Tragen die jeder Taille einzuheftenden Ärmel-Schweißblätter unansehnlich geworden, so ersetzt man sie durch neue oder unterzieht aus Waschleder geschnittene einer Wäsche; für diese waschbaren Schweißbänder können die Handflächen vertragener Handschuhe noch gut verwendet werden. Das einzelne Große, dem Kleiderrücken oben neben der Kragennaht gegenzuheftende Schweißblatt ist vielen nicht angenehm, wer aber weder Untertaille noch Untertuch trägt, kann die obere Rückenhälfte durch Gegenheften eines Mullstückes oder dergl. schützen; gleicher Stoff schließt auch den Stehkragen wirksam gegen Einfettung der Haut ab und ist hier wie dort leicht zu erneuern. Ohne solche Schutzteile leiden die Taillen an diesen Stellen leicht und sollten, wie auch die Ärmel innen an der Hand, häufiger durch Abreiben mit Benzin oder sonst einem anderen guten Fleckwasser gesäubert werden.

Naß und dadurch kraus gewordene Kleider glättet links seitiges Bügeln, das auch durch längeres Tragen in Falten gedrückten Röcken oder ihren, durch Feuchtigkeit zusammengezogenen unteren Rändern wieder besseres Aussehen gibt und die häßlichen, an den Ärmeln im Ellbogengelenk entstandenen Falten entfernt. Ob ein leichtes Anfeuchten oder das Überlegen eines feuchten Tuches zulässig und praktisch, muß ausprobiert werden; manche Stoffe erhalten durch geringe Feuchtigkeit wieder etwas Appretur, andere aber Flecke. Kleider aus Seide und Sammet vertragen dieses sonst sehr zu empfehlende linksseitige Bügeln nicht.

Jedes nicht getragene Kleidungsstück wird tadellos gereinigt über einen Tragbügel gehängt in dem gut schließenden Kleiderschrank verwahrt; etwaige rauhe, innere Flächen desselben sind durch Bekleben mit Papier unschädlich zu machen, wodurch auch gleich kleine, den Staub aber doch eindringen lassende Ritzen geschlossen werden. Hier sei auch gleich auf eine neue, zur guten Erhaltung und bequemen Herausnahme der Kleider warm empfohlene Einrichtung des Kleiderschrankes aufmerksam gemacht. Statt der meisten üblichen, festen oder beweglichen schmalen Holzleisten mit Holzhaken werden dem Schrank seiner Breite nach ein oder zwei runde, mittelstarke Stäbe eingefügt und über diese die Tragbügel mit ihren Kleidungsstücken gehängt.

Besonders empfindliche Taillen schützt man gegen Reibung mit anderen durch übergehängte Tücher. Diese Taillen-Schutztücher sind im Quadrat 80 bis 90 cm groß aus feinen, leichten Geweben (Nessel, Mull, ältere Waschkleider) zu schneiden, ringsum nur schmal zu säumen oder zierlicher mit Spitze und leichter Stickerei zu schmücken und in der Mitte mit einem kordonnierten Loch zu versehen, zum Durchstecken des Metallhakens vom Bügel.

Reicht der Kleiderschrank nicht zur genügenden Aufnahme der Kleider ꝛc. aus oder handelt es sich um längeres Beiseitehängen von Sachen, so kommen die sackförmig gefertigten Kleiderhüllen in Betracht. Als besten Mottenschutz empfiehlt sich zu ihrer Anfertigung feines Leinen oder Halbleinen (alte, sorgfältig ausgebesserte Tisch- und Bett-Tücher sind verwendbar) das jedoch auch baumwollene Gewebe ersetzen können. Je nach der Größe des Kleidungsstückes messen diese auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für Mäntel gebrauchten Hüllen 65—90 cm Breite und 100—150 cm Länge; der obere Rand ist abzurunden, daß hier die unnötigen, nur schweren Zipfel fortfallen, und gleich den Seitenrändern durch französische Doppelnaht zu schließen; der untere Rand erhält, wie an Bettbezügen, eine übertretende Leiste für einfachen oder Druck-Knopfverschluß. Ein in der Mitte des oberen Randes vorgesehenes kleines Knopfloch gestattet das Durchführen des Bügelhakens. Nur für Blusen oder Taillen genügen derartige Säcke in 50—60 cm Breite und 75—80 cm Länge, sind jene aber reich garniert, ist ihnen oft ein Liegen vorteilhafter als Hängen, vorausgesetzt, daß kein Druck ausgeübt wird. Jeder sauber mit Seidenpapier ausgelegte Karton kann hierfür dienen, aber es gibt eigens für diesen Zweck auch sogenannte Taillenkörbe aus leichtem Geflecht, innen mit Wachstaffet ausgeschlagen, deren Schiebedeckel ein Vorhängeschloß eingehängt werden kann, sodaß derartige Körbe auch gleich mit auf die Reise zu nehmen sind. Für diese erweisen sich jedoch auch Taillentücher und Schutzsäcke als recht praktisch, da sie wenig Raum im Koffer einnehmen und in vielen Sommerfrischen der verfügbare Schrankraum sehr knapp ist.

Um ein Hauskleid fleckenlos zu erhalten, sollten fleißige Hausfrauen und Haustöchterchen es nicht unterlassen, auch im Zimmer eine zierliche Schürze zu tragen, die in der Küche eine möglichst breite und lange, wie stets mit Latz versehene ersetzt. Beim Kochen und sonstigen Wirtschaften leisten auch Schutzärmel sehr gute Dienste; man schließt für sie ein 35—40 cm langes, 40—50 cm breites Viereck aus leichtem waschbaren Stoffe (Shirting, Kattun rc.) seiner Länge nach durch französische Doppelnaht, säumt den oberen wie unteren Rand und zieht diesen Säumen ein passend weites Gummiband ein zum Anschluß und Halt des Ärmels.

Eines sei noch zur Instandhaltung der Garderobe erwähnt: man sorge zu rechter Zeit an Ersatz für dieses oder jenes Kleidungsstück, daß weder das eine zu sehr vertragen wird, noch ein anderes unzweckmäßige Verwendung erhält; so wird z. B. ein noch tadelloses Ausgehkleid, das nur wenige Tage das praktische Hauskleid ersetzen muß, unnötig von seiner Frische einbüßen, wenn Versäumnis die Schuld trägt. Kann das ausrangierte Stück nicht mehr irgend welchen eigenen Zwecken dienen, so gebe man es gleich fort und fülle nicht erst unnütz den Schrank damit.

Ausbesserung und Verwendung älterer Sachen.

Ein Riß in einem noch guten Kleide ist höchst unangenehm, aber mit großer Sorgfalt, durch die „verlorene" Stopfe fast unsichtbar auszubessern. Etwaiges Verzerren des Stoffes wird zunächst durch vorsichtiges Hin- und Herziehen oder mit Hülfe einer feinen Nadel, die die verzerrten Fäden zurechtschiebt, verbessert; dann heftet man die schadhafte Stelle, mit der linken Seite nach oben, einem Wachstuch oder dergl. so auf, daß die Ränder mit ihren rauhen Fäden dichtaneinander schließen und stopft nun über den Riß fort hin- und zurückgehend mit feinen, zu versetzenden Vorstichen, die bei kräftigerem Stoff garnicht, bei anderem möglichst wenig durchgreifen. Den passendsten Stopffaden liefern ausgezogene Gewebe-Fäden, die bei verschiedenen Farben des Stoffes natürlich in der der zerrissenen Fäden genommen werden; gibt es aber kein Flickchen vom Kleide mehr, so bildet ganz feine Seide oder geteilte Wolle in möglichst genau passender Farbe das Material. Stets muß die Nadel fein und lang sein. Für Tuch wird auch wohl ein doppelt eingefädeltes Haar als Stopffaden genommen, das zwar kräftiger ist, als man gewöhnlich annimmt, aber doch nur bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geringen Schäden anwendbar. Die vom Wachstuch getrennte Stopfstelle glättet auf harter Unterlage eventuell über einem angefeuchteten oder trockenen Tuche ein heißes Eisen, doch ist Vorsicht geboten, daß sich weder die Ränder vom Bügeleisen durchdrücken, noch die Stelle ausbeult, was bei zu weicher Unterlage geschieht. Machen sich auf der rechten Seite zerrissene Fäden unangenehm bemerkbar, sind sie vorsichtig fortzuschneiden.

Werden nach längerem Tragen des Rockes Stoß und Stoßborte schadhaft, so sind sparsam nur die geschädigten Stellen abzutrennen und hier nach gutem Ausbürsten neue Teile einzufügen. Ein vollständiges Loslösen von Borte und Stoß wird aber nötig, wenn der Oberstoff vom Rock am unteren Rande durchgestoßen ist, da das Stopfen von der linken Seite aus geschehen muß. Treffen die Stopfstellen aber wieder im neuen Einbug des Randes, so scheuern sie sehr leicht wieder durch; es empfiehlt sich also, den Rock eine Kleinigkeit kürzer oder länger zu machen und im letzteren Fall die Stopfstellen durch Besatz zu decken, der aus Band, Tresse, schmaler Stoffrüsche, Volants ꝛc. je nach der Mode besteht und aufgesetzt wird. Lohnt sich nur eine geringe Ausgabe, so sei an Hohltresse erinnert, die, nur einmal dem unteren Rockrande aufgesetzt, diesen wie eine Schnur umrandet und in genau passender Farbe gewählt, wenig sichtbar wird; die schützende Besenborte ist aber trotzdem beizubehalten. Einen Ersatz für Hohltresse kann man sich selbst recht fest und gleichmäßig in Häkelarbeit herstellen, und zwar erstens aus der drellierten, nordischen Wolle eine Pikotborte: je 5 Luftmaschen und 1 feste Masche in die 1. Luftmasche zurück, zweitens aus feiner Woll- oder Seidenschnur eine gerade Borte nur mit Luftmaschen. Diese Häckelborten werden mit ihrer Rückseite nach oben und aufwärts gerichteten Zäckchen festgenäht.

Ist der Rock unten herum aber ziemlich hoch schadhaft geworden, so versuche man durch fadengerades Anstücken passender Stoffteile zu helfen, die Nähte werden flach auseinandergebügelt und verschwinden durch das Überschneiden von mehrreihig in entsprechender Höhe aufgesetzten Tressen oder sonstigem Besatz.

Zeigen sich neben der Tasche schadhafte Stellen, so ist dieselbe der entgegengesetzten Naht einzufügen — die geringe Unbequemlichkeit darf nicht schaden —; entstandene Löcher oder dünne Stellen bessert man durch feines, linksseitiges Stopfen, oder man legt links einen Stoff-Flicken gegen und stopft, diesen erfassend, rechts. Bei vorn eingesetzten Taschen deckt eine Stoffpatte abgescheuerte oder gestopfte Ränder.

Können noch gut erhaltene, aber verblichene Röcke nicht gewendet werden, was ja nur doppelseitiger Stoff erlaubt, so empfiehlt sich bei gediegenen Geweben ein Aufärben; lohnt sich ein Neu-Aufarbeiten nicht, kann man den Rock unzertrennt lassen, er wird dann aber weniger glatt aus der Färberei kommen, vorzüglich wenn er ein Futter hat; Stoßborte ist richtiger abzutrennen, der Stoß mindestens am unteren Rande, besser auch am oberen, da sich dieser sonst leicht ein wenig markieren wird. Öfter empfiehlt es sich, zum Färben zwei Röcke zu vereinigen, um aus dem zweiten eine Taille zu erhalten, natürlich müssen dann aber beide Stoffe möglichst gleicher Qualität sein. Ein zu bedruckender Stoff muß stets zertrennt werden.

Ist der Rock in der Färberei zu sehr eingelaufen, was bei nicht dekatiert gewesenen oder minderwertigen Stoffen vielfach geschieht, so kann man seinem Rande eine breite Tresse oder einen Velvetschrägstreifen aufsetzen, der überstehend die fehlende Länge ergänzt und hier durch den Stoß, eventuell auch einer Einlage, und der Abschlußborte Halt bekommt. An der Verlängerungsborte „Trilby" sind Stoß und Tresse gleich vereinigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kann ein Kleiderrock nicht mehr als solcher getragen werden, so gibt es für ihn noch die verschiedensten Verwendungen, allerdings erst nach gutem Ausbürsten, eventuell Waschen.

Kürzer, zuweilen auch enger gemacht und seiner neuen Bestimmung entsprechend einfach besetzt, bildet er einen hübschen Jupon, der auch aus farbigen, bunt gemusterten Waschstoffen ebenso modern als praktisch ist. Weiter erhält nicht nur das Töchterchen aus dem Kleiderrock ein einfaches Kleidchen, sondern, wenn er aus Kostümstoff besteht, auch das Söhnchen einen praktischen Anzug, der beim Spielen nicht ängstlich geschont werden braucht; aus kräftigen Geweben sind selbst Mäntelchen, Mützen und Käppchen mit warmem Flanellfutter zu fertigen. Röcke aus Waschstoffen dienen noch zu Schürzen und Nachtkleidchen für die ganz Kleinen, wie für Hänm-Mäntel und -Kragen. Seidene Kleiderröcke ergeben nicht nur schöne Jupons, sondern auch ein geschätztes Rock- oder Jackenfutter oder einen für sich bestehenden Futterrock; sind Velvet- und Sammetröcke auch als Jupons nicht mehr gut genug, so werden sie in Schrägstreifen für einen sehr haltbaren Rockstoß zerschnitten.

An der Taille nutzt sich leicht der die Ärmel an der Hand sichernde Futterstreifen ab und wird nach gutem Ausbürsten durch einen passenden, gegenzusäumenden Schrägstreifen ersetzt; hat sich der Oberstoff auch durchgescheuert, so muß der Einbug losgelöst und nach linksseitigem Stopfen möglichst an anderer Stelle wieder eingelegt werden; kommen dann die Stopfstellen zu sehen, so wird mit Bortenbesatz geholfen oder einer Manschette aus gleichem oder abstechendem Stoff (Velvet, Sammet, Tuch, Seide ꝛc.), die für einen etwas abgenutzten Ärmel überhaupt sehr praktisch ist und, dem Ärmelrande etwas vorstehend, auch gleich zur Verlängerung dienen kann. Hübsch ist es, mit der Neugestaltung der ausgebesserten Ärmel den Stehkragen übereinstimmen zu lassen. Nach seinem schadhaft oder schmutzig gewordenen Futter wird genau wieder der Ersatz geschnitten, der Kragen aber vor dem Neu-Abfüttern nach gutem Bürsten, eventuell Abreiben mit Fleckwasser, mit übergelegtem, wenig feuchten Tuch gebügelt, um häßliche Falten zu entfernen und der Einlage wieder mehr Steife zu geben.

Zeigen sich unter dem Arm am Seitenteil oder Ärmel dünne oder durchgescheuerte Stellen, so trenne man die Arm-, resp. die Seitennaht auf, schiebe ein passendes Stück vom Kleiderstoff unter die schadhafte Stelle zwischen Futter und Oberstoff und stopfe, von rechts aus die beiden Kleiderstofflagen erfassend, mit recht kleinen Vorstichen und genau passendem Faden; das untergelegte Stück tritt mit in die Naht. Ist für eine Stopf-Ausbesserung der Schaden zu groß, aber auch für einen ganz neu einzusetzenden Teil der Stoff zu knapp, so wird am Unterärmel oder Seitenteil in ganzer Breite und nach dem Musterfaden gerade angestückt und die recht festzunähende Naht flach auseinander gebügelt.

In erklärter Weise sind dünne Stellen auch an Ellbogen, Vorderteilen ꝛc. zu stopfen; bei größeren Schäden wird jedoch hier wie auch sonst das Einsetzen eines Flickens nötig, das bei Kleidern durch eine Art überwendliche Naht geschieht, die am leichtesten gestattet, das einzusetzende Stück nicht nur dem Fadenlauf, sondern auch dem Muster genau anzupassen. Eine in der Nähe der schadhaften Stelle befindliche Kleidernaht wird aufgetrennt und der Flicken so groß genommen, daß er in diese Naht gefaßt werden kann. Nach dem fadengerade ausgeschnittenen schadhaften Stück schneidet man den Flicken mit zweimaliger Nahtzugabe zu und biegt die zu verbindenden Schnittränder beider Teile zunächst je eine Naht breit nach links um, wobei an den Ecken des Taillen-Ausschnitts je ein schräger Einschnitt in knapper Breite des Einbuges nötig wird. Da es am besten ist, die Ränder nicht aufeinander,

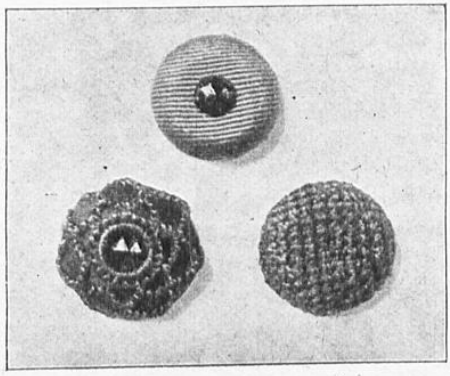
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern nur dicht nebeneinander zu legen, empfiehlt sich ihr Festheften auf einer Unterlage (Wachstuch, Papier ꝛc.), wobei auch das genaue Aufeinandertreffen der Musterfäden am leichtesten geregelt wird; die Ecken müssen scharf ineinandertreffen. Von rechts nach links arbeitend, führt man, abweichend von dem überwendlichen Stich beim Wäschenähen, die Nadel von vorn und in der Richtung von links nach rechts durch den Stoff, hierbei aber nur den Einbug beider Ränder erfassend; die dichten kleinen Stiche dürfen nie auf der oberen Stoffseite sichtbar sein. Eine so ausgeführte Naht macht sich nach gutem Ausbügeln kaum bemerkbar.

Zerbrochene Fischbeinstangen sind sofort durch neue zu ersetzen, da die Bruchstellen sonst Futter- und Oberstoff zerstechen.

Ist das Kordonnieren an Knopflöchern zerrissen, so empfiehlt sich ein vollständiges Auslösen aller Schürzstiche und Neu-Kordonnieren; zu stark ausgefaserte Ränder mögen vorher auf der Rückseite mit aufgelöstem Gummi bestrichen, mit feinsten Faden und Nadel frisch bestochen oder durch eine Reihe kleiner Vorstiche leicht zusammen genommen werden. Längere Haltbarkeit gewährt aber ein Wechseln von Knopflöchern und Knöpfen, wie es z. B. an Morgenröcken zulässig; dadurch erhält die Knopflochseite einen neuen Umbug und für die Knöpfe darf, falls die Naht nicht zu sehr stört, eine neue Leiste angesetzt werden.

Etwaigen Knopfersatz fertigt man sich fast kostenlos und mit geringer Mühe selbst. Die erforderlichen Holzformen sind verschieden groß in jedem Passementerie-Geschäft käuflich; die Bekleidung besteht in Stoff oder Häkelarbeit oder in beiden; sollte bei Häkelarbeit das weiße Holz durchscheinen, muß es leicht angetuscht werden. Für Stoffbekleidung schneidet man aus Sammet, Tuch, Seide ꝛc. eine der Holzform ringsum reichlich überstehende Rundung, umsticht deren Rand zur reichlichen Hälfte mit weitläufigen, leicht anzuziehenden Stichen (feiner Seidenfaden), schiebt



1 Knopf mit Stoffbekleidung. 2—3 Knöpfe mit gehäkelter Bekleidung.

die Form, ihre Rundung nach oben, ein, umsticht den Rand fertig und zieht ihn fest zusammen; einige übergreifende Stiche geben ihm noch bessere Sicherung und können auch zum späteren Annähen des Knopfes für eine Öse mit Languetten überschürzt werden. Hübsch wirkt es, solche Stoffknöpfe in der oberen Mitte durch einen schwarzen oder farbigen, geschliffenen Glasstein zu bereichern, doch sollte dann die obere Wölbung der Knopfform etwas ausgerundet werden, damit der Stein sich besser einfügt; zu seiner Befestigung führt man den Faden von unten nach oben und wieder zurück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch das mittlere Loch der Knopfform. Auch für eine durchbrochene gehäkelte Bekleidung, wie der zweite abgebildete Knopf sie zeigt, ist die Holzform zuerst mit feiner Seide zu beziehen und, soll die Mitte ein Glasstein zieren, dieser vor Anbringung der Häkelarbeit zu befestigen. Jede Häkelarbeit für Knöpfe wird mit feiner kordonnierter Seide fest und gleichmäßig ausgeführt, ihre linke Seite ergiebt die rechte des Knopfes. Für die durchbrochene Bekleidung ist zunächst ein kleiner Ring dicht mit festen Maschen zu behäkeln (21 M.); zum Schluß 1 Kettenmasche in die 1. feste Masche. Es folgen ringsum siebenmal je 5 Luftmaschen und 1 feste Masche in jede 3. Ringmasche; dann mit 3 Kettenmaschen bis zur Mitte des ersten Luftmaschen-Bogens gehen, je 7 Luftmaschen und 1 feste Masche in jeden Bogen. Wieder 4 Kettenmaschen bis zur Mitte des ersten Bogens und nochmals eine Bogentour wie zuletzt, hierauf den Kopf einschieben und die letzte Häkeltour auf der unteren Seite desselben fest zusammenziehen. Eine dichte Bekleidung kann nur mit Kettenmaschen, von links nach rechts häkelnd und das obere Maschenglied erfassend, ausgeführt werden.

Tressenknöpfe imitieren tunesische Häkelarbeit (siehe den dritten Knopf) oder Kettenmaschen, die man hin- und zurückgehend, ohne die Arbeit zu wenden, häkelt. In diesen beiden Stichen ist keine Rundung, sondern ein kleines Viereck in reichlicher Knopfgröße zu arbeiten, das, abweichend von sonstigem Passementerie-Häkeln, mit der rechten Seite nach außen tritt und durch Erfassen der vier Zipfel wie der geraden Ränder recht gerade übergespannt wird. Außerdem verhindert ein durch die Mitte der Knopfform ausgeführter Stich das Verschieben der Knopfbekleidungen.

Soll beim Ausbessern auch ein Weitermachen der Taille geschehen, so lasse man die ersten, eventuell noch die zweiten Seitennähte aus, sieht es aber häßlich aus oder nützt nicht genug, muß ein neues, breiteres Seitenteil helfen; stets bleibt aber vorher zu überlegen, ob der Ärmel die Erweiterung des Armloches auch wieder ausfüllt, oder ob eine Verbreiterung des Ober- resp. Unterärmels zulässig ist. Blusiger Oberstoff gestattet zuweilen auch ein Auslassen der Brustabnäher, aber die Form einer Taille leidet leicht dadurch.

Ist auch der Taillen-Oberstoff vertragen, so läßt sich das noch gut erhaltene Futter nach sorgfältigem Reinigen (eventuell Waschen und leichtem Stärken) wieder als solches für ein einfaches, aufzuarbeitendes Kleid verwenden, oder es ergibt eine gute Grundform für aufzusetzende Westen- und Jabot-Arrangements zu Jacken-Kostümen. Das vollständig zur Taille geschlossene Futter behält dann auch seine Ärmel, die nur an der Hand mit einem Streifen vom Jabot- oder Westenstoff besetzt werden oder hiervon eine kleine Manschette erhalten, was beim Hervortreten aus dem Paletot-Ärmel gut aussieht.

Waschen und Färben von Woll- und Seiden-Geweben. Fleckenreinigung.

Da Qualität und Farbenempfindlichkeit der Stoffe außerordentlich verschieden ist, empfiehlt es sich, das zu benutzende Wasch- oder Fleckenvertilgungs-Mittel zunächst an einem Stoffpröbchen auszuprobieren; trotz größerer Ausgabe ist, besonders bei kostbaren Gewändern ihr Fortgeben in eine chemische Waschanstalt zuweilen vorteilhafter als eine Selbstreinigung, die nicht richtig vorgenommen werden kann und mehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schadet als nützt. Andererseits muß aber wieder die selbst vorzunehmende Säuberung nachdrücklichst betont werden, umsomehr, da fertig käufliche Mittel die Sache sehr erleichtern.

Bequemer, reichlich so gut reinigend und Zeit ersparender als die altbewährten Abkochungen von Quillaja-Rinde oder Seifenwurzel, der Lösungen von Ochsengalle und der Mischungen von Eigelb und Salmiak, sind im Gebrauch entsprechende Seifen, die man in Drogen-Geschäften erhält. Zum Reinigen einzelner Flecken, wie auch zum vollständigen Waschen von Woll- und Seidengarderoben sollten in jedem Haushalte die milde venetianische oder Marseille-Seife, die Gall- und die Quillaja-Gallseife vorrätig sein; besonders die Quillaja-Gallseife ergibt ein Universal-Mittel für Säuberung jeder Art, und erhält gleich der meistens für Seide genommenen einfachen Gallseife die Farben sehr gut, ja frischt sie zuweilen sogar wieder auf. Für alle farbigen Woll- und Seidengewebe verwende man also diese beiden Seifen, während für weiße Seide, z. B. Taschen- und Halstücher auch die Marseille-Seife sehr gute Dienste tut.

Für vollständige W a s c h u n g e n sind die in Späne geschnittenen Seifen am besten in weichem Wasser aufzukochen; das Verhältnis ist auf jedem der verschieden großen Stücke angegeben. Die Lösung wird kalt, zum mindesten stark abgekühlt verbraucht und eventuell noch verdünnt.

Besatz und Fischbeine entferne man von den zu waschenden Kleidungsstücken, bedenke auch, daß Futter und Oberstoff eventuell verschieden einlaufen, wenn ihre Qualität ganz von einander abweicht.

Feine Woll- und Seidenstoffe sollen auch beim Waschen möglichst nur gespült werden, sie dürfen auch weder jetzt noch später beim Klarspülen in vielem kalten Wasser ausgerungen werden. Man hängt sie zum Abtropfen und leichtem Antrocknen über eine Leine, doch ohne sie der Sonnen- oder Ofenwärme auszusetzen, oder schlägt sie gleich in ein Leinentuch, um sie dann noch feucht auf der linken Seite zu plätten, was bei Seide zwischen reinem weißem Papier geschieht, da die Seide nicht mit dem heißen Bügeleisen berührt werden darf. Bei glatten Stoffteilen empfiehlt sich auch ein Rollen (Mangeln) zwischen feinen Leinentüchern; man kann dann auch schneller mit dem Bügeln beginnen.

Seidene Bänder seife man auf einer glatten Holzplatte, die nicht von der Tanne sein darf, mit einer weichen, natürlich absolut reinen Bürste oder einem Flanell-Lappen ab, spüle gut und verfahre wie oben gesagt. Schwarze Bänder erhalten sehr leicht, trotz aller Vorsicht, Plättglanz, man lasse sie auf dem Brett liegend auch trocknen; zu ihrer Reinigung genügt oft ihr Abwaschen auf beiden Seiten mit kaltem Regenwasser, sind aber Staub- und Fettflecken vorhanden, so empfiehlt sich mehr die Verwendung von Quillaja-Gallseife oder Salmiak.

Um seidenen Geweben etwas Steifung zu geben, ziehe man sie durch verdünnten reinen Spiritus oder Branntwein, auch kann dem Spülwasser eine Lösung von Gummitragant zugesetzt werden.

Wünscht man nur einzelne Stellen durch nasse Behandlung zu säubern, wie es bei Flecken allgemeiner Art, an Kragen ꝛc. nötig wird, so sind sie zunächst durch gutes Ausbürsten von jedem Staube zu befreien. Dann nehme man für Seide Gallseife, für Wolle Quillaja-Seife und verwende sie direkt oder besser als Abkochung, mittels weichem Flanell-Lappen oder weicher Bürste nach dem Strich abreibend. Gutes Nachspülen, eventuell mit Hilfe eines Schwammes, Einschlagen in ein Leinentuch und linksseitiges Bügeln wie bei ganzen Waschungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Art Säuberung mit Quillaja-Gallseife ist auf Reisen, da ein Stück Seife leicht mitgenommen werden kann, sehr bequem und auch bei Herren-Garderobe anwendbar.

Färben. Wer Selbstfärben versuchen möchte, findet ein sehr gutes Färbemittel in der englischen Färbeseife „Maypole Soap", die in den verschiedensten Farben in großen Drogen-Handlungen erhältlich ist. Sie bietet den Vorteil bequemer Handhabung, reinigt den Stoff beim Färben und färbt weder Hände noch Geschirr, Woll- und Seidengewebe aber vollkommen echt und klar. Jedem Stück ist eine genaue Gebrauchs-Anweisung und eine Instruktion zum Umfärben beigegeben, denn man muß beim Färben bedenken, daß die Farbe des Stoffes sich nicht in jede neue Farbe umändern läßt.

Billiger als diese Seifen stellen sich die Farbstoffe in Pulverform, doch ist die Bereitung des Färbebades mit ihnen weniger sauber und mühevoller, das Resultat aber ebenfalls gut bei richtiger Anwendung. Genaue Anleitungen erhält man mit jedem Paket in Farben- und Drogen-Handlungen; den verschiedenen Fabrikmarken entsprechen auch verschiedene Behandlungen und spezielle Bestimmungen für diese und jene Stoffe und Gegenstände.

Die weitere Behandlung der aus dem Färbebade genommenen Sachen entspricht dem Waschen: sie sind gut zu spülen, nicht zu ringen, über einer Leine oder im Leinentuche anzutrocknen und noch feucht links oder über Papier, Mull ꝛc. zu bügeln.

Zum Auffrischen fertiger Kleidungsstücke, wie auch von Filzhüten, Mützen ꝛc. kommen die Phönix-Farben (auch in Pulverform) in Betracht, mit denen man durch einfaches Überbürsten die Sachen auffärbt, überschüssige Farbe wird hier nicht fortgespült, sondern nach vollständigem Trocknen fortgebürstet.

Fleckenreinigung mit Berücksichtigung leicht zur Hand zu habender Mittel:

Fettflecke. Bei Butter und reinem Fett vorsichtiges Abreiben mit Benzin, denselben jedoch nicht auf den Stoff gießen, sondern nur auf ein reines, weiches Läppchen, das bei farbigen Kleidern gut aus gleichem Stoff besteht; sollte das Benzin doch einen Rand geben, muß mit Kristallwasser nachgewaschen werden. Bei hellen Tuchstoffen tut mit Wasser steif angerührter Bolus auch gute Dienste, bei Seide Magnesia mit Äther; nach vollständigem Trocknen mit reiner Bürste ausbürsten. Bei weißen Wollstoffen mit Magnesia und Benzin abreiben oder erwärmtes Kartoffelmehl auftragen, etliche Stunden wirken lassen. Zuweilen hilft bei Fettflecken auch schon ein kaltes Bügeln über mehrfachem mit Benzin befeuchteten Löschpapier, das öfter zu erneuern ist. Benzin darf wegen Feuergefährlichkeit nicht bei offenem Lichte benutzt werden.

Weinflecke. Bei frischen Flecken sofort mit einem Schwamm und vielem, oft zu erneuernden kaltem Wasser tüchtig abwaschen, zwischen Leinentüchern antrocknen, wenn nötig feucht links bügeln. Trockene Weinflecke in Wolle mit einer lauen Abkochung von Quillaja-Gallseife behandeln, gut nachspülen ꝛc.; Seide nur vorsichtig mit solcher Lösung abreiben, auch mit kaltem Wasser nachwaschen. Zuckerhaltige Weinflecke (Bowle, Sekt ꝛc.) nur mit weichem oder destilliertem Wasser gut auswaschen.

Blutflecke. Auswaschen mit kaltem, dann lauem Wasser oder, wenn zulässig, mit einer Abkochung von Quillaja-Gallseife, in dem Falle nachspülen.

Milchflecke. Vorsichtiges Auswaschen mit einer lauen Seifenlösung, sonst mit Benzin abreiben, im letzteren Falle mit Kristallwasser, im ersteren mit kaltem Wasser nachspülen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaffee-, Kakao-, Schokoladenflecke. Wenn zulässig, sofort einen Strahl Wasser (am besten heißes, aber leicht farbenschädigend) in ziemlicher Höhe auf den Fleck fallen lassen, dann nachspülen in weichem Wasser. Sonst vorsichtiges Reiben oder Bürsten mit einer kalten oder lauen Abkochung von Quillaja-Gallseife, nachspülen.

Stearinflecke. Vorsichtig abreiben und ausbürsten, dann zwischen mehrmals zu erneuerndem Fließpapier mit heißem Eisen bügeln oder wiederholtes Betupfen mit Alkohol 95 ° oder Eau de Cologne.

Obstflecke sind, wenn nicht schweflige Dünste angewendet werden dürfen, was nur weißer Stoff verträgt, schwer zu entfernen. Man versuche Auswaschen mit warmem Seifenwasser (Quillaja- oder Gallseife) oder Milch, oder Waschen mit stark verdünntem Salmiakgeist, auch Ammoniak-Wasser ist anwendbar; Seide nur vorsichtig abreiben mit diesen Lösungen. Nachspülen.

Ölfarbenflecke. Hier ist schnelle Hülfe geboten. Man reibe zunächst mit Terpentin-Öl ab, dann, um überschüssiges Fett zu entfernen, mit Benzin nach und wasche mit Kristallwasser, falls dieses wieder einen Rand gebildet hätte.

Tintenflecke sind in farbigen Woll- und Seidenstoffen, wo die Anwendung von Kleesalz ausgeschlossen ist, sehr widerstandsfähig und je nach der Zusammensetzung der Tinte ganz zu entfernen oder lassen einen schwachen Schein zurück. Der frische Fleck wird schleunigst mit einem Wattebausch oder Fließpapier aufgetupft, dann mit frischer Milch benetzt, die in kurzer Zeit wieder Watte fortnimmt, was mehrmals zu wiederholen ist. Hierauf wasche man die Stelle mit einer lauen Seifenabkochung (Quillaja-Gallseife), spüle und trockne sie zwischen einem Leinentuche. Auch wiederholtes Aufträpfeln von frischem Zitronensaft erweist bei nicht farbenempfindlichem Stoff gute Dienste, erfordert aber gutes Nachspülen. Wenn der Stoff es erlaubt, kann bei Alizarin-Tinte auch eine verdünnte Weinsteinsäurelösung, bei Anilin-Tinte reiner Spiritus angewendet werden; stets gut nachspülen.

Petroleumflecke. Warmes Kartoffelmehl dick auf die Stelle bringen, längere Zeit wirken lassen, dann gut ausbürsten. Mit heißem Bügeleisen zwischen Löschpapier, das nach Bedarf gewechselt wird, plätten.

Bierflecke. Sofortiges Auswaschen mit klarem, lauen Wasser oder eine Seifenlösung (Quillaja-Gallseife); im letzteren Falle gut nachspülen.

Teerflecke oder von Wagenschmiere. Erst mit etwas Butter erweichen und mit einem Wattebausch oder stumpfen Messer vorsichtig abnehmen, dann mit einer kräftigen, warmen Seifenlösung (Quillaja-Gallseife) auswaschen, spülen. Oder mit Terpentin-Öl, Benzin und Kristallwasser, wie Ölfarbe behandeln, auf Seide aber nicht Terpentin verwenden. Das Spülwasser recht kräftig möglichst auf die linke Seite fallen lassen.

Schuhzeug.

Eine Hauptsache, das Schuhzeug ansehnlich zu erhalten und seine Haltbarkeit zu erhöhen, ist die richtige Behandlung des Leders — Oberleder und Sohlen —, allerdings kann man von billiger Fabrikware nicht denselben Nutzen erwarten als von der teureren, aber auch gediegeneren Arbeit eines tüchtigen Schuhmachermeisters.

Neue Stiefel sollten nicht sofort in Gebrauch genommen werden, sondern erst etwas austrocknen. Durch Einreiben der Sohlen mit heißem Leinöl, was nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

völligem Trocknen wiederholt werden kann, wird erstens die Haltbarkeit erhöht, zweitens das Eindringen von Feuchtigkeit erschwert und eventuell auch noch das störende Knarren verbessert; liegt letzteres aber daran, daß die verschiedenen Sohlen nicht regelrecht aufeinander gelegt wurden, so hilft eigentlich nur die alles mildernde Zeit.

Um das kräftige Oberleder von Strapazier-Stiefeln möglichst wasserdicht zu machen, ist die sogenannte „Schwedische Jagdstiefelschmiere" oder sonst ein gutes Schmierfett sorgsamst einzureiben, am besten in der Nähe eines warmen Ofens und völlig einziehen zu lassen, eventuell mit Hülfe gelinder Ofen- oder Sonnenwärme. Naß gewordene Stiefel sind vor völligem Trocknen auch mit einem solchen Fett einzureiben, damit das Leder nicht hart wird und bricht. Um das Zusammenziehen von sehr naß gewordenem Leder zu verhindern, fülle man die Stiefel mit Erbsen, die, von der Feuchtigkeit aufquellend, das Leder leicht spannen. Beim Trocknen von Fußzeug müssen auch die Sohlen von der Luft bestrichen werden, die Stiefel sind also am besten aufzuhängen.

Jedes farbige Leder muß mit der für dasselbe gehörenden farbigen Creme behandelt werden; nach Abbürsten des Staubes wird dieselbe mit einem weichen Läppchen dünn aufgetragen, gut verrieben und mit einem weichen Tuche nachgeputzt. Es gibt eigens für diesen Zweck Flanelltücher in Grau und Braun, die sich gut waschen lassen, und mit deren einem Zipfel man auch gleich die Creme auftragen kann.

Hat die Farbe des Leders schon zu sehr gelitten, kann man es einschwärzen lassen oder dieses selbst mit „Moment-Schwärze-Fett" vornehmen.

Sehr oft wird schwarzem Leder durch zu dickes Auftragen von Wichse geschadet, feineres blättert dann vollständig ab. Es empfiehlt sich daher, in größeren Zwischenräumen die Wichse mit lauem Wasser abzuwaschen und das Leder nach Antrocknen gelinde einzufetten.

Ziegenleder, feines Kalbsleder ꝛc. behandelt man statt mit Wichse entweder mit Kittcreme, die das Leder etwas stumpf läßt oder mit einem der Glanz verleihenden Cremes, wie „Guttalin" ꝛc. Diese Cremes sind mit einem Läppchen aufzutragen und mit einer ganz weichen Bürste oder auch mit einem Flanelltuch nachzuputzen.

Unter dem sehr empfindlichen, weißledernen Schuhzeug gibt es ein auch für Handschuhe verwendetes, besonders präpariertes Leder, das sich mit milder Seife und lauem Wasser vorsichtig reinigen läßt, sonst empfiehlt sich das Auftragen von Schlemmkreide, die mit absolut reinem Spiritus angerührt wird und nach völligem Trocknen abzubürsten ist, oder das Abreiben mit Magnesia und Benzin; größte Sauberkeit von Tuch und Bürste ist natürlich erforderlich.

Eine vollständige Abhülfe gegen das Brechen des Lackleders gibt es nicht; auch dieses Leder wird mit einer milden Creme oder mit fetter süßer Sahne ab- und blankgerieben, dem Leder also ein gewisser Fettgehalt gegeben, das Aufbewahren geschieht besser an einem erwärmten, als ganz kalten Ort.

Handschuhe.

Daß man von teuren Handschuhen, also solchen aus gutem Leder mehr Nutzen erwarten darf als von minderwertigen Sorten, ist selbstverständlich, besonders trifft dieses aber bei hellfarbigen Glacé-Handschuhen zu, die sich trotz höherer Preise billiger als geringere stellen, weil sie mehrmalige Wäsche viel besser vertragen als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese und die Glätte und Geschmeidigkeit des guten Leders längere Zeit Sauberkeit garantiert. Ebenso sollten schwarze Glacé-Handschuhe nur gut genommen werden, ihre längere Tragfähigkeit gleicht den höheren Preis wieder aus und weniger gutes schwarzes Leder ist sehr empfindlich gegen Nässe; konnte man die Handschuhe nicht vor dem Naßwerden schützen, so sollten sie doch so bald wie möglich mit einem weichen Tuch vorsichtig abgerieben werden. Ebenfalls konserviert es den Handschuh, wenn er nach jedem Tragen geglättet und in seine Fasson gezogen wird. Die zum Aufbewahren gebräuchlichen Handschuh-Kasten haben den Nachteil, daß helle und dunklere Handschuhe unmittelbar aufeinanderliegen und man die verschiedenen Paare nicht schnell übersehen kann. Viele ziehen deshalb eine einfache, aufzurollende Tasche, in der Art der Löffel- und Besteck-Taschen vor. Die einfachste Sorte besteht in einem hübsch gemusterten Stoffteil (Liberty-Seide oder -Baumwolle) von 35—40 cm Höhe zu 60—70 cm Länge, der ein leichtes, einfarbiges Futter erhält, und dem aus übereinstimmendem doppelten Stoff an jedem Längsrande eine 18—20 cm hohe Klappe angesetzt wird. Nur dem Futter des Hauptteiles ist in der Mitte der Länge nach eine 3—4 cm breite, doppelte Stoffspange in 10 cm großen Zwischenräumen leicht abstehend quer aufzunähen, die die eingeschobenen Handschuhe festhält; die übergeschlagenen Klappen verhindern das Berühren der Handschuhe untereinander. Bänder dienen zum Schluß der aufgerollten Tasche.

Was nun die Ausbesserung der Handschuhe betrifft, so muß stets eine möglichst feine Nadel und der gleiche Faden genommen werden, mit dem der betreffende Handschuh genäht ist und in genau passender Farbe, so sind z. B. Glacé-Handschuhe mit sehr feiner Baumwolle, nicht mit Seide oder Zwirn auszubessern. Geplatzte Nähte werden genau in ihrer Art wieder genäht, also entweder von rechts oder von links; die sehr kleinen Stiche dürfen bei überwendlicher Naht nur knapp den Rand erfassen. Ist das Leder so ein- oder fortgerissen, daß man fürchtet, eine überwendliche Naht würde nicht halten, so schließe man die Ränder durch dichte Kreuznaht aneinander. Das Stopfen von Stoff-Handschuhen erleichtert ein kleines Stopfhölzchen; stoffartige Gewebe stopfe man von links, gewebte und gestrickte Maschen von der rechten Seite aus. Auch an wasch- und wildledernen Handschuhen kann man dünne Stellen von der linken Seite ausstopfen oder ein Stückchen Leder gegenlegen, dessen Ränder mit ganz kleinen Stichen befestigt werden, während rechts der Handschuh möglichst unsichtbar mit dem Lederflickchen verbunden wird.

Handschuhwäsche. Glacé-Handschuhe. 1) Mit Benzin waschen, doch selbstverständlich nicht bei Licht, da Benzin sehr leicht Feuer fängt. Man fülle 3 Schälchen mit Benzin, lege die glattgezogenen Handschuhe in die erste Schale — das Benzin muß die Handschuhe ganz bedecken — lasse sie 5—10 Minuten liegen, reibe sanft die schmutzigsten Stellen, drücke die Handschuhe tüchtig aus und lege sie in die zweite Schale mit Benzin. Nach gleicher Behandlung, wie das erste Mal, kommen sie in die dritte Schale und werden, nachdem sie auch hier gereinigt, gut ausgedrückt auf ein weiches Leinentuch gelegt und mit einem gleichen Tuch abgerieben, etwaige Schmutzstellen sind von neuem anzufeuchten und energischer zu behandeln. Sehr bequem ist zum Trockenreiben der Handschuhe eine Holzhand, manche Damen ziehen auch den abzureibenden Handschuh auf die eigne Hand, aber durch deren Wärme trocknet das Benzin viel schneller, sodaß man sich beim Abreiben eilen muß. Praktisch ist es, mehrere Paare Handschuhe zu gleicher Zeit zu waschen, um das Benzin gut auszunützen; ist es in der ersten Schale zu schmutzig geworden, nehme man für die dritte neues, übrigens kann man das Benzin auch vorsichtig in eine reine Schale

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abgießen und es so länger benutzen. Der unangenehme Benzin-Geruch verfliegt am schnellsten an der Luft oder in einer lauen Warmröhre; zu große Wärme trocknet das Leder zu sehr aus. Weiße und ganz helle Handschuhe werden mit Talkum abgerieben, um dem Leder etwas Glanz zu geben und innen mit Talkum eingepudert. 2) Es gibt Handschuhe aus einem eigens präparierten Glacé-Leder, das mit Seife und Wasser abgewaschen werden kann, doch stellen sie sich ziemlich teuer.

Waschlederne Handschuhe. Nur weiße und gelbe Handschuhe kann man tadellos selbst waschen, graue und bräunliche bedürfen nach jeder Wäsche des Auffärbens von berufener Hand. Die Handschuhe werden in kaltem Wasser eingeweicht, dann in einer erkalteten Seifenabkochung oder auch direkt mit einer milden Seife (venetianische oder Toilette-Seife), innen und außen zweimal gewaschen, in Seifenwasser gespült — die Seife erhält das Leder weich —, ausgerungen, nochmals zwischen einem Leinentuche ausgerungen, in Fasson gezogen und die Finger mit dem Handschuhweiter leicht aufgeweitet, doch nicht, wenn die Handschuhe schon etwas groß sind. Dann hängt man die Handschuhe zum Trocknen auf oder legt sie zu dem Zweck auf ein leinenes Tuch, darf sie aber weder der Ofen- noch der Sonnenwärme aussetzen; halb trocken wird jeder Handschuh sanft gerieben, um das Leder geschmeidig zu erhalten und jeder Finger, wie auch die Handfläche vorsichtig geweitet; dieses kann auch nochmals wiederholt werden, bis das Leder ganz trocken ist.

Stoff-Handschuhe (Seide, Leinen, Baumwolle). Man wäscht in einer abgekühlten Seifen-Abkochung ein- oder zweimal und nimmt für Seide am besten Gallseife, sonst venetianische, Quillaja- oder eine andere milde Seife. Tüchtig kalt nachspülen, zwischen Tüchern halb trocknen, nachdem sie nach der Form gelegt worden sind; dann entweder rollen, doch dürfen in dem Falle keine Knöpfe vorhanden sein oder mit nicht zu heißem Eisen über Papier, Mull ꝛc. bügeln.

Wollene, gestrickte Handschuhe. In einer lauwarmen Abkochung von milder Seife waschen, in lauwarmem, klarem Wasser tüchtig spülen, schnell trocknen, bügeln.

Verwendung vertragener Handschuhe. Gute helle, aber schon durch die Wäsche farblos gewordene Handschuhe, wie auch mittelfarbige, lassen sich ganz gut färben, doch sollte dieses nur in einer namhaften Färberei geschehen. Dunkle Handschuhe schützen die Hände bei der Hausarbeit, dürfen aber nicht zu klein sein, da sie dann unbequem sind. Zu diesem Zweck eignen sich auch vorzüglich alte, waschlederne Handschuhe, da sie die Haut sehr konservieren und bequem wieder gereinigt werden können, was besonders am Kochherd angenehm ist. Auch sonst gibt es noch allerlei Verwendung für verbrauchte Handschuhe. Sehr gut erhaltene Handflächen bei schlechten Fingern werden in einschlägigen Geschäften in Zackenbogen abgeschnitten für Halbhandschuhe auf Balkons und im Garten zu tragen. Den Armteilen der ganz langen Gesellschaftshandschuhe setzt ein geschickter Handschuhmacher unter einem Zäckchenstreifen ꝛc. einen neuen Handteil an. Aus diesen langen Armschäften lassen sich auch mit einiger Geschicklichkeit und Fantasie Fächertaschen, kleine Pompadours, Opernglasbehälter, Babyschuhe, Buchhüllen ꝛc. anfertigen. Man verwendet das Leder wie Stoff, nähe aber mit feinster Nadel und der Maschine und klebe, wo es angeht, auch Verbindungen. Ränder läßt man ausschlagen. Ein Seidenfutter macht die mit Malerei oder leichter Seiden- und Flitterstickerei verzierten Sachen eleganter, ist aber nicht immer erforderlich. Böden z. B. bei Opernglasbehältern und Sohlen bei Babyschuhen erhalten eine feine Karton-Einlage, müssen dann also auch gefüttert werden. Werden Handschuhe vor ihrer weiteren Verwendung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefärbt, so lassen sich mehrere Paare zu einem Zweck vereinigen. Mehr oder minder breite Streifen aus langen Handschuhschäften eignen sich zum Ausbessern von Bücher- und Mappenrücken, wie auch von abgestoßenen Rändern von Buchdecken; die Streifen sind sorgsam festzukleben und müssen in Farbe möglichst gut passen.

Handschuhe aus Waschleder und schwedischem Leder nützen und schützen wegen Sprödigkeit nachts eingefettete Hände, doch müssen sie recht bequem sein, um den Blutumlauf nicht zu hemmen und sauber gewaschen. Waschleder läßt sich auch für kleine Geldtaschen zur Reise verwenden, wie für praktische Schweißblätter und ist ausgezeichnet zum Putzen von Brillen; mit schon ganz schlechten Handschuhen aus diesem Leder reibe man feine Metallsachen ab.

Jedes Leder ist, weil ohne Fasern, vorzüglich zum Federnauswischen; für diesen Zweck befestige man mehrere Lagen, die auch verschiedene Farben haben dürfen, in zierlicher Zackenrundung ausgeschlagen oder sonst einer Form geschnitten, übereinander und verziere leicht die obere Lage oder bringe nur in der Mitte über die befestigenden Stiche einen hübschen Knopf an. Kleine Stücken Leder dienen auch, über Karton gespannt, für Deckel von Nadel- und selbst einfacher Notizbücher und ergeben zierliche Säckchen für Knöpfe, Haken und Ösen 2c.; ebenfalls sind aus ihnen Puppenschuhe, Möbel- und Kissenbezüge für Puppenstuben 2c. anzufertigen. Bei angebrochenen und zurückgestellten Flaschen mit Medikamenten und auch mit Parfüm schützen recht fest über den Kork gebundene Lederrundungen gegen Verfliegen des Inhaltes. Schließlich hebe man stets einige saubere Handschuhfinger auf, um den Verband kranker Finger zu schützen und zu decken.

M. Stamer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kinder-Garderobe.

Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Die Selbstanfertigung der Garderobe kleiner Mädchen und Knaben bis etwa zum schulpflichtigen Alter bereitet so wenig Mühe, daß sie, vom Ersparnispunkt abgesehen, den Müttern auch große Freude machen wird. Soweit es das Allgemeine beim Schneidern betrifft, so gilt alles vorher Gesagte auch für die Herstellung von Kinderkleidern, im Besonderen erfolgen kurz noch einige Hinweise.

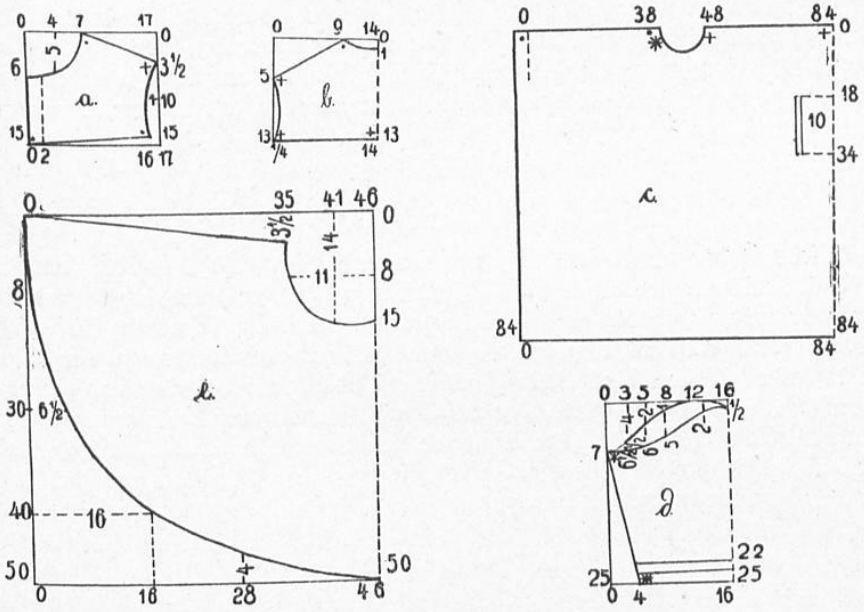
Baby-Garderobe.

Was nun zunächst die Toilette der Kleinsten betrifft, so verwendet man für die langen, wie auch für die ersten kurzen Kleidchen mit Vorliebe — der größeren Sauberkeit wegen — Waschstoffe. Weiß ist stets das Hübscheste, aber auch am empfindlichsten; deshalb sind als Gebrauchs-Kleidchen solche aus hell gemustertem Zephyr, Kattun usw. vorzuziehen. Wollstoffe machen die stets recht schmal zu nehmenden Nähte dicker, sodaß sie eventuell auf den zarten Körper einen Druck ausüben können und lassen die kleine Figur auch plumper erscheinen. Erlaubt die Form der Taille es, so ist es für das häufige Waschen und Bügeln sehr praktisch, am Taillenschluß, am Halsausschnitt und auch am unteren Rande der kleinen Puffärmel Zugbänder zum zeitweisen Flachlegen des Stoffes anzubringen. Kurze Ärmel und ein kleiner Ausschnitt an der Taille kleiden die Kleinen gut, aber für kühle Tage muß ein aus ganz feiner, weißer Baumwolle gestricktes Unterzieh-Jäckchen bereit sein oder eine überziehende Jacke aus weißem Flanell 2c.

Aber nicht nur die Kleider, sondern auch einen Tragmantel kann die praktische Mutter selbst anfertigen. Der Mantel hat seit Jahren seine altbewährte Form beibehalten: eine Passe mit angesetztem, gefaltetem Mantelteil, dazu eine ziemlich lange Pelerine, die zuweilen auch abnehmbar eingerichtet wird, um sie bei größerer Wärme dem Kindchen allein umbinden zu können. Für die kältere Jahreszeit besteht der Mantel aus Kasimir oder sonstigem Wollstoff — weiß ist auch hier das Hübscheste — mit Flanell- oder leichtwattiertem und durchsteppten Futter aus Seide oder Wolle, doch erhält bei wattiertem Futter die Pelerine stets nur einfaches Stoff-Futter; für den Sommer ist Piqué, Englisch-Leder 2c. zu nehmen, Futter erhält nur die Passe. Die Pelerine schließt für größere Eleganz eine Stickerei, bei Wollstoff auch wohl eine seidene Franze ab. Bei Verwendung eines Schnittes bedenke man, daß Wattefutter aufträgt, die Schnitt-Teile also größer sein müssen als bei einem ungefütterten Mantel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Erläuterung der kleinen Schnittvorlage, die einem wattierten Mantel entspricht, sei noch folgendes hinzugefügt und darauf hingewiesen, was zu Schnittmuster und Zuschneiden bei der Garderobe Erwachsener gesagt wurde. Der Mantelteil c wird an seinem oberen Rande in einfache Falten geordnet, die sich in der vorderen und hinteren Mitte begegnen, dann zwischen Futter und Oberstoff der



Verkleinerte Schnittvorlage für einen Tragmantel. a) Vorderpasse; b) Hälfte der Rückenpasse; c) Hälfte des Mantelteiles; d) Hälfte des Blusenärmels; e) Hälfte der Pelerine. Zum zehnten Teil verkleinert, nur der Mantelteil zum zwanzigsten Teil.

Passe a und b geschoben und, nach Vorheften, festgesteppt. Nur die Passe erhält für den Schluß 2—3 Knopflöcher. Dem an der Kugel einzureihenden Ärmel d ist an der Hand, wie die feinen Linien angeben, ein Zugsaum abzusteppen, zum Einziehen eines den Anschluß vermittelnden Gummibandes, das aber nicht zu eng sein darf. Bei Futter sichern die Außenränder des Mantels Schrägstreifen, die außen verstürzt gegengesetzt, innen möglichst unsichtbar niedergesäumt werden; bei Waschstoffen berechnet man an geraden Rändern Saumzugaben, muß aber auch hier runde Außenränder, wie z. B. an der Pelerine durch einen Schrägstreifen sichern. Einzelne Teile verbindende Nähte sind an Futter und Oberstoff entgegengesetzt auszuführen, flach zu bügeln und dann bei Einbringung des Futters aufeinander festzuheften, wodurch eine ganz saubere Innenseite des Mantels entsteht. Ein Schrägstreifen oder Bündchen verbindet die Pelerine mit dem Mantel an ihrem leicht einzureihenden Halsausschnitt oder sichert diesen an beiden für sich bestehend. Ein Bündchen wird dem kurzen Hälschen des Baby leicht unbequem. Zum bequemen Tragen des Kindes kann der Mantelteil an seiner rechten Hälfte einen Einschnitt zum Durchführen der Hand erhalten; Doppellinie auf c markiert Stelle und Länge, die Stoffränder sind bei Futter gegeneinanderzuschlagen und festzusteppen, sonst durch einen Schrägstreifen zu sichern. Nach dem Gesagten läßt sich auch ein kurzes Mäntelchen herstellen, doch

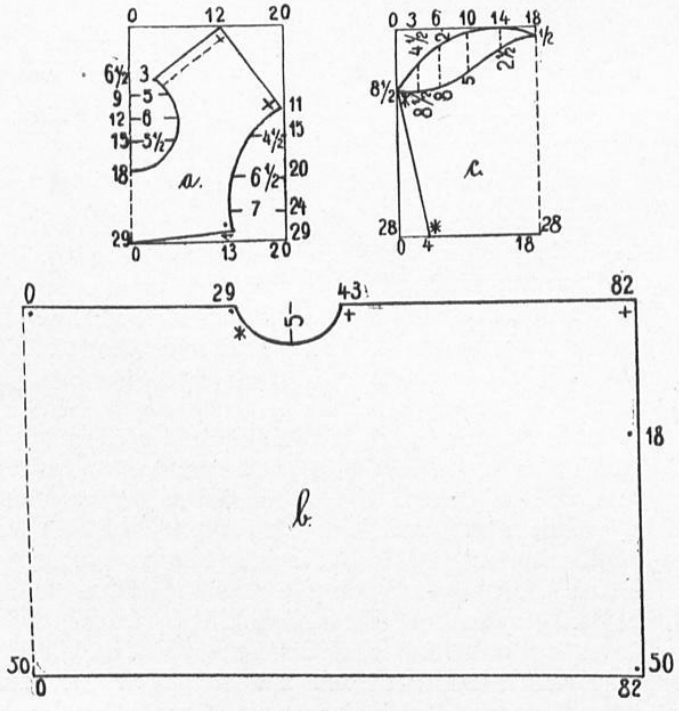
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird bei diesem der obere Rand des Mantelteiles vielfach in Tollfalten geordnet; auch gibt man den, die vorderen Ränder sichernden Schrägstreifen aus Seide, Cloth ꝛc. eine Gaze- oder feine Leinen-Einlage zum besseren Halt des hier länger anzubringenden Knopfschlusses.

Geschickte Hände können die kleine Schnittvorlage übrigens auch für ein Tragkleidchen verwenden. Die zu verkleinernde, mit Frisur, Stickerei ꝛc. hübsch verzierte Passe schließt dann hinten; Bruchlinie bezeichnet die vordere Mitte auf a, an der Rückenpasse b wird Stoff für den nun in ihrer Mitte einzurichtenden Schluß vorgesehen; der Rockteil ist am unteren Rande durch Säumchen, Stickerei ꝛc. zu verzieren, der Ärmel d kürzer und enger für einen langen Ärmel oder noch weiter für einen kurzen Puffärmel einzurichten.

Mädchenkleider.

Vieles, was zur Anfertigung von Damenkleidern gesagt wurde, kann man für Mädchenkleider vereinfachen; so bleiben z. B. die für den jugendlichen Körper besonders schädlichen Fischbeinstangen, selbst an Kleidern für größere Mädchen fort. Andererseits bedenke man das schnelle Wachstum der Kinder, schlage deshalb alle Nähte zum späteren Auslassen breit ein und gebe den geraden Röckchen außer einem breiten Abschlußsaum auch noch einige schmale Säumchen, die aber nicht mit der Maschine, sondern mit der Hand und feinen Vorstichen eingenäht werden sollten. Wie stets, so ist es hier besonders praktisch, etwas neuen Stoff zur späteren Aushülfe zurückzulegen.



Verkleinerte Schnittvorlage eines Hängerkleides für Mädchen von 2 Jahren. a) Hälfte der Passe; b) Hälfte des Hängers; c) Hälfte des Ärmels. Zum zehnten Teil verkleinert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am einfachsten zum Anfertigen sind die mit und ohne Schärpe zu tragenden Hängerkleidchen, deren lose Form auch gerade dem zierlichen Körper so gut entspricht und volle Bewegungsfreiheit gestattet. Wir geben deshalb zum Versuch für das Selbstschneidern einen solchen Schnitt, der für das Alter von etwa 2 Jahren paßt.

Die hier im ganzen geschnittene Passe a erhält meistens Futter, ganz gleich, ob das Kleid aus Woll- oder Waschstoff besteht, zuweilen auch noch bei Wollgeweben Leinen-Einlage, um dem sie mehr oder minder reich verzierenden Besatz mehr Halt zu geben; an den hinteren Rändern ist genügend Stoff für ihr Übereinandertreten zum Knopfschluß zu berechnen. Der obere Rand des bis auf einen hinteren Schlitz durch Naht geschlossenen Hängers b wird eingereiht oder in Tollfalten gelegt, zwischen Oberstoff und Futter der Passe durch Steppnaht oder verstürzt befestigt. Ist der Hänger durchgehends in Fächerfalten gebrannt, die aber eine größere Weite als angegeben erfordern, so verlangt er ein etwas engeres, glattes Untergewand aus Futterstoff, das am unteren Rand ein schmales, einfaches Plissé aus Oberstoff abschließt. Der obere Rand der Ärmel c wird an der Kugel, der untere bis auf einige Zentimeter von der inneren Naht entfernt eingereiht und letzterer in ein 5—6 cm hohes, manschettenartiges Bündchen gefaßt, dessen nach unten beliebig etwas einzuschränkende Weite bequem die Hand durchläßt. Dieses Bündchen besteht bei Waschstoffen aus doppeltem Stoff, bei Wollengeweben aber nur wenn sie nicht scheuern, es erhält in dem Falle ein seidenes Futter und sitzt glatter mit Einlage aus feinem Leinen oder Gaze. Passe, Ärmelbündchen und eventuell auch Schärpe harmonieren aus abstechendem Stoff gefertigt oder durch gleichen Besatz miteinander. Bei weißen Kleidchen zieren Passe und Bündchen Stickerei, die auch den Rockrand bereichert; ein Futter bleibt fort, Blenden übernehmen die Verbindung oder verdecken Nähte.

Der gegebene Schnitt kann auch für eine Schürze verwendet werden, an der dann nur die Passe Schluß erhält, der Hänger hinten aber offen bleibt; etwa gewünschte kurze Ärmel sind aus einem Stoff- oder gestickten Volant mit abgeschrägten Querrändern herzustellen.

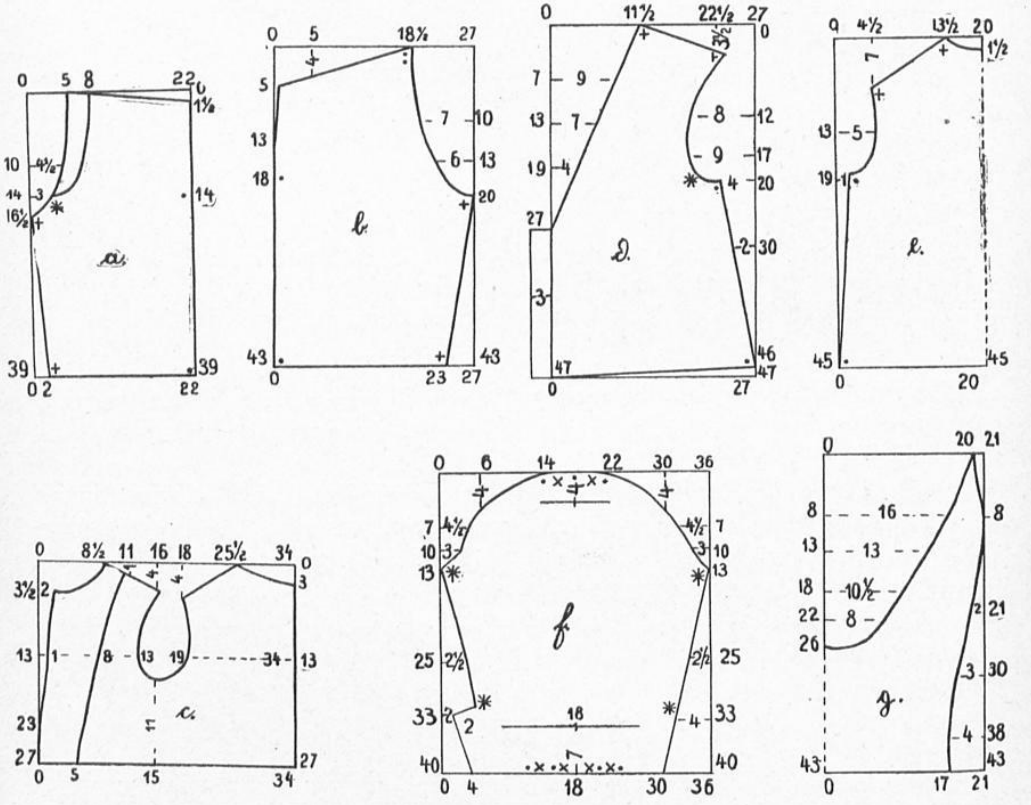
Die Herstellung der für kleine Mädchen so sehr beliebten Matrosen-Anzüge aus Plissé-Rock und -Bluse stimmt mit dem überein, was nachstehend bei Knaben-Anzügen gesagt wird. Hier können auch nicht all' die verschiedenen Kleiderformen berücksichtigt werden, aber nochmals sei betont, daß, je älter das kleine Mädchen wird, desto mehr kommt die Herstellung ihrer Garderobe der der Erwachsenen gleich.

Knaben-Anzüge.

Die einfachen typischen Blusen-Anzüge, wie sie vielfach von kleinen Knaben getragen werden, sind nicht zu schwierig herzustellen und können vorzüglich auch aus alten Kostümkleidern der Mama angefertigt werden. Viel schwieriger gestaltet sich jedoch die Selbstanfertigung der Anzüge für große Knaben, möchte man sich aber dennoch der Aufgabe unterziehen, so nehme man den Anzug eines Erwachsenen zur Hand und arbeite genau nach diesem. Besonders gut sind Knaben-Anzüge zu bügeln; die Nähte werden flach gelegt, schmal eingefaßt oder bestochen, auch das Dehnen darf, besonders bei den Anzügen großer Knaben, nicht unterlassen werden, noch das Einlegen von Wattierleinen. Daß die Wollstoffe für Knaben-Anzüge vielfach Strich haben, beachte man beim Zuschneiden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachfolgend sei die Ausführung eines einfachen Matrosen-Anzuges (Beinkleid, Untertaille, Bluse und Faltenrock) aus dunkelblauem Cheviot gelehrt; die verkleinerte Schnitt-Vorlage entspricht dem Alter von 3—4 Jahren, doch sei darauf aufmerksam gemacht, daß bei Kindern im gleichen Alter die Größe oft sehr verschieden ist. Natürlich gilt die Anleitung aber auch für größere derartige Anzüge. Beinkleider aus Wollstoff (Cheviot, Tuch 2c.) erhalten für kleine Knaben meistens ein durchgehendes Futter, das bei Blusen und losen Kitteln aber nur dem Rücken und den Ärmeln eingefügt wird; sehr leichten Stoffen gibt ein durchgehendes Futter besseren Halt. Zum Abfüttern des Beinkleides dient Shirting, Köper 2c., für die Bluse nimmt man schwarzen oder dunklen Cloth, für ihre Ärmel jedoch wieder hellen Shirting 2c. Bei Anzügen aus Waschstoffen (Drell, Englisch-Leder 2c.) bleibt das Futter fort. Schrägstreifen von Futter- oder Oberstoff dienen zum Saubermachen der Nähte und



Verkleinerte Schnittvorlage eines Anzuges für Knaben von 3—4 Jahren. a) Vorderer Beinkleidteil; b) hinterer Beinkleidteil; c) Untertaille (linker Teil); d) Vorderteil der Bluse; e) Hälfte des Rückens; f) Ärmel; g) Hälfte des Matrosenkragens. Zum zehnten Teil verkleinert.

Ränder. Helles Futter aus Shirting 2c. erhält stets die aus schwarzem, dunklen oder weißen Köper gefertigte Untertaille, der entweder das ganze Beinkleid angeknöpft wird, oder der man bei kleineren Knaben die vordere Beinkleidhälfte fest annäht und nur die hintere aufknöpft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach a und b der kleinen Schnittvorlage schneidet man zwei Beinkleidhälften. Jede Hälfte wird für sich an der äußeren Beinnaht von Punkt zu Punkt, an der inneren von Kreuz zu Kreuz, zusammengenäht; dann verbindet beide Beinkleidhälften die hintere Naht vom Doppelpunkt abwärts und vorn die kurze Naht vom Stern abwärts oberhalb der inneren Beinkleidnaht. Alle Nähte sind flach zu bügeln. Erhält das Höschen ein Futter, so wird dieses ganz für sich bestehend, dem Höschen entgegengesetzt, zusammengenäht und, nach Einbringung, längs der Nähte und Außenränder jenem verbunden. Nun sichert die unteren Beinkleidränder ein Saum oder ein 3 cm breiter, untergesetzter Oberstoffstreifen über Leinen-Einlage; dem Saum wird häufig ein breites Gummiband in guter Beinweite für festeren Anschluß eingezogen, für das dann überfallende Beinkleid muß eine reichlichere Länge und Weite berechnet sein wie an der Vorlage. Der linke, vordere Beinkleidrand ist 4—6 cm breit mit schwarzem Köper abzufüttern, dann wird ihm die Knopflochpatte in Form der feinen Linie untergesteppt, die wieder aus Oberstoff und Futter besteht; dem rechten vorderen Rande muß eine entsprechend geformte Knopfpatte aus Oberstoff und Futter angesetzt werden. Jedem vorderen Rande der seitlichen Schlitze fügt man eine Tasche ein. Hierfür wird ein 20 cm langer, 16—18 cm breiter Shirtingteil seiner Länge nach zusammengelegt und an einem Querrand, wie 8—9 cm hoch anschließend, durch französische Naht zur Tasche geschlossen. Dem unteren, offenen Längsrand jeder der entgegengesetzt zu fertigenden Taschen ist eine aus Oberstoff und Futter bestehende, 3 cm breite Patte anzusetzen, die beim Einsetzen der Tasche überstehen bleibt und beim Anziehen des Höschens unter dessen hintere Hälfte tritt, also den Schlitz sichert. Der obere Rand der vorderen Beinkleidhälfte wird zwischen Oberstoff und Futter der hinten geschlossenen Untertaille c festgesteppt; dem hinteren oberen Beinkleidrande setzt man, nach Ausführung der beiden Abnäher, einen 3½—4 cm breiten, geraden Bund aus Oberstoff und Futter an, der zum seitlichen Schluß des Beinkleides, wie zum Anknöpfen an die Untertaille Knopflöcher erhält. An der vorn mit Naht gefertigten Untertaille c sind alle Ränder vom Oberstoff und dem diesem entgegengesetzt zusammengenähten Futter gegeneinanderzuschlagen und zweimal abzusteppen; die hinteren Ränder erhalten rechts Knopflöcher, links Knöpfe; der vorderen Mitte wird nach Angabe der feinen Linie ein Latz aus Oberstoff aufgesteppt oder man setzt hier Knöpfe und knöpft verschiedene mit Knopflöchern versehene Latze auf, die aus Oberstoff mit feiner Einlage und Futter bestehen. Vorderteile und Rücken der Bluse gelten d und e. Dem rechten, vorderen Blusenrande ist eine 3 cm breite Leiste für die den Schluß vermittelnden Knöpfe anzuschneiden, die Futter erhält; dem linken Rande wird eine gleich breite, aus doppelten Stoff gefertigte Knopflochpatte untergesteppt. Dem gesäumten, unteren Blusenrande zieht man ein passend weites, breites Gummiband ein für festen Anschluß. Der Kragen g wird über einer Leineneinlage mit Futter versehen und nach leichtem Dehnen seines hinteren inneren Randes verstürzt angesetzt; die nach innen tretende Naht deckt ein Schrägstreifen. Dem unteren Seitenrande jedes Ärmels f ist eine kleine, untertretende Patte für den Knopfschluß anzuschneiden; an der Hand steppt man je etwa 1½ cm von dem Mittelbruch beginnend 4—6 je etwa 1 cm tiefe Falten 7 cm hoch ein, die den Ärmel hier manschettenartig gestalten. In gleicher Weise ist auch die obere Weite an der Kugel durch einige 4 cm lange Falten einzuschränken.

Manche Mütter fügen den ersten kurzen Höschen der kleinen Knaben gern einen Faltenrock hinzu, der Anzug wird dadurch wärmer und oft auch kleidsamer. Dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rock besteht aus einem ganz geraden Stoffteil von 225—250 cm Weite zu etwa 30 cm Höhe; er soll die dunklen Höschen kleiner Knaben knapp decken, bei kleinen Mädchen deren weiße Springhöschen aber reichlich. Der Stoffteil erhält beliebig weißes oder graues Köperfutter, wird am unteren Rand gesäumt, an den Seitenrändern sauber gemacht und durch gleichmäßige, etwas breite Plissé-Falten zu etwa 90 cm Weite eingeschränkt. Die abgehefteten Falten sind auf der linken Seite unter einem feuchten Tuch einzubügeln und dann hier durch 9 cm vom unteren Rande gegengesetztes Band zu halten. Für den unsichtbaren vorderen Schluß steppt man am einfachsten neben dem rechten Seitenrande — die Falten liegen beim angezogenen Röckchen von rechts nach links — die erste etwas über dem Seitenrande liegende Falte längs ihres inneren Bruches ab und näht sie oben und unten quer fest; so erhält man eine Patte für 3—4 kleine Knopflöcher, deren korrespondierende Knöpfe auf dem linken, einfach liegenden Seitenrande befestigt werden. Den oberen Rockrand umfaßt ein gerades, ebenfalls mit Knopfschluß versehenes Bündchen, 4—5 cm breit aus doppeltem Futterstoff, für dessen passende Weite die Falten oben etwas übereinander geschoben werden dürfen, und das zum Anschluß an die Untertaille Knopflöcher erhält. Nach eignem Geschmack kann man den Rock vorn auch in eine breite Tollfalte ordnen; die einfachen Plissé-Falten begegnen sich dann in der hinteren Mitte. Dieses Falten-Arrangement ist für Mädchenröcke dem anderen vorzuziehen; sie können auch der Untertaille fest angesetzt werden und erhalten dann den Schlitz in der hinteren Mitte.

M. Stamer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Reformkleidung
oder verbesserte Frauenkleidung.

Eine große Anzahl von Frauenleiden sind dem übermäßigen Schnüren mit Hülfe des Korsetts zuzuschreiben, darüber sind sich die Ärzte schon immer einig gewesen. Viel wurde seit Jahrhunderten dagegen geschrieben, in manchen Fällen gelang es auch dem Einfluß des Arztes, eine Patientin zum Ablegen des Korsetts zu bestimmen. Aber im allgemeinen verhallten die warnenden Stimmen ungehört, das Korsett büßte von seiner Beliebtheit nicht das Geringste ein. Erst als eine kleine Gruppe von Frauen, geführt von einigen Ärzten, den Mut fand, den Kampf gegen das Korsett vom praktischen Standpunkt aufzunehmen — d. h. einen Ersatz dafür zu schaffen — gelang es, einen größeren Kreis von Frauen zum Ablegen des Marterpanzers zu veranlassen. Der im Herbst 1896 aus dem internationalen Frauen-Kongreß in Berlin geborene „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" stellte sich als Wichtigstes zunächst die Aufgabe, die gesamte Unterkleidung der Frau zu reformieren. Das war eine sehr schwierige Aufgabe, und es bedurfte des Rates der Ärzte ebensowohl wie der praktischen Hülfe der Industrie, um zu einem einigermaßen befriedigenden Resultat zu kommen. Als dann noch die Künstler in die Bewegung eingriffen, um eine Verbesserung der auf dem natürlichen Körper aufgebauten Frauentracht auch vom ästhetischen Standpunkt zu erreichen, konnte erst eine wirklich durchschlagende Reform in die Wege geleitet werden, die heute nun so weit fortgeschritten ist, daß man von einer „Neuen deutschen Frauentracht" zu sprechen berechtigt ist.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, einerseits die Schäden eingehend zu erörtern, die das Korsett und die altgewohnte Kleidung am Körper hervorzubringen vermögen, andererseits den Erwägungen zur Abhülfe Raum zu geben; es soll nur all den Frauen, die sich zur Annahme der ebenso praktischen als schönen Reformkleidung entschließen wollen und schon entschlossen haben, praktische Anleitung zur Umarbeitung und zum Neugestalten ihrer gesamten Kleidung gegeben werden. Diejenigen, die sich gründlich mit dem interessanten Thema des Kampfes gegen das Korsett vertraut machen wollen, verweisen wir unter den vielen Broschüren und Aufsätzen, die der Belehrung in dieser Frage gewidmet sind, auf die Jahrgänge der Zeitschrift „Die gesunde Frau" (Berlin, Verlag des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung) und auf die Bücher „Ein Ideal der Frauenwelt" von Dr. Fr. Brosin (Dresden, O. V. Böhmert) und vor allem auf „Die Kultur des weiblichen Körpers" von Paul Schultze-Naumburg (Leipzig, Diedrichs). Um die Grundlage verstehen zu lernen, auf denen die nachstehend erklärte Kleidung aufgebaut ist, studiere man vor allem die Leitsätze des obengenannten Vereins.

Wir möchten davor warnen, das gute Werk am eigenen Körper nur halb zu tun, d. h. vielleicht das Korsett abzulegen, ohne auf die Rockbänder und schweren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterröcke verzichten zu wollen; oder dem so weit verzweigten Glauben zu huldigen, daß ein lose umgelegtes Korsett nicht schädlich sei und ein Reform-Kleid zu tragen, genügt, um gesundheitsgemäß gekleidet zu sein. Deshalb sei Jede des Sprichwortes eingedenk: „Aus Halb und Halb ward nie ein ganzes Werk".

Verbesserte Unterkleidung.

Die Unterkleidung darf den Körper in seinen Funktionen der Atmung und Bewegung in keiner Weise beengen und beeinträchtigen, sie muß mithin lose anliegen und luftdurchlässig sein, da eine der wichtigsten Lebensäußerungen die Atmung durch die Haut ist. Ob man Wolle, Baumwolle oder Leinen als Material wählt, hängt ganz von den Lebensgewohnheiten der Einzelnen ab; meist hat sich eine aus Baumwolle und Wolle gemischte Trikot-Bekleidung am angenehmsten im Tragen erwiesen.

Die Unterkleidung soll bestehen:

A. aus dem möglichst anschließenden Hemde;

B. aus einem Leibchen oder Büstenhalter, die je geeignet sein müssen, die Brust zu stützen und der übrigen Unterkleidung durch Anknöpfen Halt zu gewähren. Auch die elastischen Strumpfhalter sollen daran befestigt werden können.

C. aus einem im Schritt geschlossenen Reform- oder Rockbeinkleid, das sämtliche Unterröcke zu ersetzen geeignet ist, weil das Geschlossensein der Luft den direkten Zutritt verwehrt, und so auch Schutz gegen Erkältungen des Unterleibes bietet. Für besonders frostige Frauen kann hierzu noch eine wollene Leibbinde treten; doch ist diese meist überflüssig, wenn man die richtigen Gewebe für Beinkleid und Hemd zu wählen verstanden und ausprobiert hat.

a) Das Hemd.



Hemdhose, Kombination aus Hemdentuch.

Es ist nicht unbedingt nötig, bei der verbesserten Unterkleidung auf das altgewohnte, ausgeschnittene Hemd aus Baumwollstoff oder Leinen zu verzichten. Viele Frauen tragen es auch zu Leibchen und Beinkleid, jedoch ist das Trikot-Hemd — die Hemdhose oder Kombination — seiner praktischen Vorzüge halber mehr zu empfehlen.

Das sowohl in Wolle als Dr. Jäger'sche Unterkleidung, wie in Baumwolle nach Dr. Lahmann bekannte, im Handel vorrätige Kleidungsstück schmiegt sich genau dem Körper an und trägt somit gar nicht auf, dabei ist das Trikot-Gewebe durchaus porös. Die Ärzte befürworten die bis zum Halse reichende Form mit halblangen Ärmeln, weil einesteils der Körper gleichmäßig erwärmt, andererseits auch die Reinlichkeit bei häufigem Wechsel des Wäschestückes gefördert wird. Denn gerade die in den Achselhöhlen und im Rücken reichlichere Schweißabsonderung saugt beim ausgeschnittenen Hemd die nicht so leicht waschbare Kleidertaille auf. Wem das Trikot-Gewebe direkt auf der Haut lästig ist, kann auch die Hemdhose aus Baumwollstoff, wie Shirting oder Batist wählen. Dem bekannten Beinkleidschnitt ist für diese der Vorderteil einer Untertaille angeschnitten; der Rückenteil — bei stärkeren Gestalten ist auch noch ein Seitenteil nötig — wird für sich mit kurzem Schoßteil

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschnitten, dem der seitlich und hinten überstehende obere Rand des Beinkleidteiles eingereiht anzusetzen ist. Der Schluß geschieht am besten den vorderen Rändern entlang mit Knöpfen. (Siehe die Darstellung.) Wir würden nicht raten, die Hemdhose im Schritt geschlossen zu tragen, da sonst bei den beiden geschlossenen Beinkleidern die notwendige Ausdünstung allzusehr beschränkt wird. Wünscht man aus irgend welchem Grunde doch eine vollständige Verbindung der Beinkleidhälften, so muß die hintere Partie zum Aufknöpfen eingerichtet werden, wie es auf Seite 311 eingehend beim Rockbeinkleid beschrieben wird.

Zur Beförderung der Reinlichkeit ist bei allen im Schritt offenen Hemdhosen irgend eine Binde oder ein eingelegtes Stück Leinwand erforderlich. Als sehr praktisch erweist sich ein etwa 50 cm breiter, 60—70 cm langer Stoffstreifen, der an den zwei 50 cm langen und einem 70 cm langen Rande gesäumt und am vierten Rande auf etwa 40 cm Länge eingereiht wird. Die Reihfalten nimmt ein gerades, etwa 3 cm breites Stoffbündchen auf, in dem drei bis vier Knopflöcher zu schürzen sind. Die entsprechenden Knöpfe werden rückwärts an der Innenseite des Beinkleides angenäht. Der eingeknöpfte, nach belieben häufig zu wechselnde Stoffteil legt sich bequem um den Körper, wie das altgewohnte Hemd. Zieht man eine Binde vor, so ist für diese gleichfalls eine Einrichtung zum Einknöpfen zu treffen.

b) Korsett-Ersatz, Leibchen oder Büstenhalter.

Der wichtigste Gegenstand der verbesserten Unterkleidung ist naturgemäß der Korsett-Ersatz, der dem weiblichen Oberkörper, ohne einen Druck auszuüben, doch so viel Stütze geben muß, daß bei einiger Fülle der Brust und der Hüften die bekleidete Gestalt wohl einen biegsamen, aber keinen saloppen Eindruck macht. Man hört so häufig den Ausspruch: „Ich trage kein Korsett, aber auch keinen Ersatz irgend welcher Art". Dies erscheint durchaus verwerflich, und, besonders bei starken Gestalten direkt schädlich, da eine sonstige Unterkleidung doch unvermeidlich ist, und diese dann meist durch Bänder um den Taillenschluß festgebunden wird. Dadurch entsteht eine schmale Schnürfurche, wie sie besonders bei den Bauernfrauen beobachtet werden kann, die oft schädlicher für Magen und Leber erscheint, als der gleichmäßiger verteilte Druck eines losen Korsetts. Andererseits verlangt die weibliche Brust aus gesundheitlichen und ästhethischen Gründen eine Stütze.

Es sollten deshalb selbst ganz magere Frauen einen Korsett-Ersatz tragen und wenn er nur in einer leicht anschließenden, aber genau nach dem Körper geschnittenen Untertaille besteht, der die Unterkleidung aufgeknöpft werden kann. Schlanke Gestalten, deren Brust keine Stütze erfordert, können sich sogar mit Achselbändern begnügen, die aber sorgfältig ausprobiert werden müssen, daß sie nicht über der Brust einen Druck ausüben.

Die Leserinnen werden nun die berechtigte Frage aufwerfen: Welcher Korsett-Ersatz ist der beste und empfehlenswerteste; diese Frage gewissenhaft zu beantworten wird umso schwieriger, je tiefer man in das Verständnis dieser Materie einzudringen versucht hat. Es gibt eine solche Menge von verschiedenen Formen, die alle mehr oder weniger auf den hygienischen Grundsätzen beruhen, daß man nicht eine einzelne Art herausgreifen kann, um diese als einzig brauchbar zu empfehlen. Jede Frau hat auch ihre Eigenart, sodaß die Vorzüge eines bestimmten Leibchens oder Büstenhalters nicht von Jeder gleichmäßig gewürdigt werden können. Wir müssen uns deshalb begnügen, die am meisten erprobten und demgemäß am weitesten verbreiteten Korsett-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ersätze zu erwähnen und die Wahl anheimzustellen. Sehr praktisch dürfte es sein, wenn irgend möglich, in einem der einschlägigen Geschäfte persönlich von den vorgelegten Modellen zu wählen, oder sich doch eine Auswahlsendung kommen zu lassen. Die meisten derartigen Geschäfte gibt es in Berlin, von wo aus die Bewegung ihren Ausgang genommen hat; wir werden bei Beschreibung der verschiedenen Arten stets die betreffende Bezugsquelle nennen, da die meisten durch Patent geschützt sind, können sie natürlich nicht in jedem beliebigen Geschäft hergestellt werden. Um einen einigermaßen klaren Überblick zu gewinnen, müssen die aufzuzählenden Formen in Leibchen und Büstenhalter gegliedert werden, und hier betonen wir nochmals nachdrücklich, daß es unmöglich ist, sämtliche Erfindungen und Konstruktionen zu erwähnen, deren im Jahre 1897 bereits über achtzig gezählt wurden.

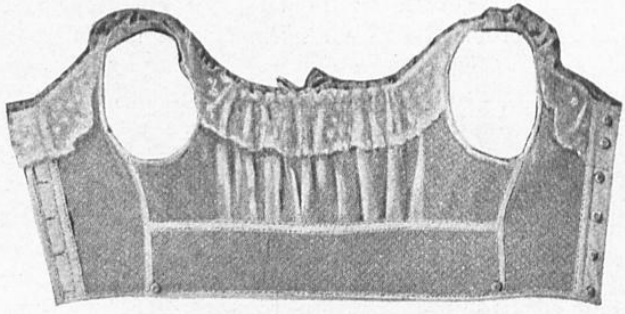
Als allgemeine Regeln gelten: Leibchen wie Büstenhalter müssen genau dem natürlichen Körper angepaßt werden, die Leibchenformen dürfen also keinen Korsett-Schnitt aufweisen, d. h. keine stark geschweifte Seitennähte haben. Die für ein Reform-Leibchen unentbehrlichen Achselteile sollen entweder direkt angeschnitten sein, oder als Passenteile angesetzt werden. Zu verwerfen sind sogenannte Achselbänder, da diese zu schmal sind, sich zusammenkrümmen und dadurch einen unbequemen Druck ausüben. Fischbein oder dergleichen als Nahteinlagen sind zu vermeiden. Der Korsett-Ersatz sei endlich möglichst aus porösem Gewebe, das die Industrie für diesen Zweck sehr haltbar, teilweise auch elastisch herstellt. Noch sei gesagt, daß dem Luxus-Bedürfnis in Bezug auf elegante Ausstattung in keiner Weise Einhalt zu geschehen braucht.

I. Leibchen.

Eine der ältesten und bewährtesten Grundformen ist das von Dr. Anna Kuhnow konstruierte Leibchen. Es besteht aus einem Rumpfteil, dessen Rücken im ganzen geschnitten ist, während der Vorderteil in drei Teile quer durchschnitten erscheint. Der untere glatte Teil reicht bis unter die Brust, daran fügt sich ein eingereihter Brustteil, den ein mit dem Rücken zusammenhängender Passenteil abschließt. Einlagen im gereihten Brustteil geben der Brust besseren Halt. (Bezugsquelle: C. Eichler in Leipzig.)

Auf dem gleichen Prinzip, mit etwas veränderter Schnittform, beruht das von Koch und Eichenauer in Gießen in den Handel gebrachte „Reform-Korsett Hygiene", das auch wegen seiner Billigkeit empfohlen werden kann. Es existieren in den meisten Städten Niederlagen der Firma, die diese auf Anfrage gewiß gerne mitteilen wird.

Ein sehr gut konstruiertes Mieder ist auch „Maudida", ein nur bis zum Taillenschluß reichendes Leibchen mit glattem Gürtelteil und stark eingereihtem Brust-



Reformleibchen „Maudida" aus porösem Stoff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einsatz, das sich in erster Linie für schlanke Gestalten eignet. Der Schluß geschieht im Rücken mit Knopfvorrichtung. (Bezugsquelle: Frau M. Herder, Berlin W., Linkstraße 13.)

Ein besonders für stärkere Damen geeignetes Leibchen hat Fräulein P. Winkler, Berlin W., Schillstraße 19 konstruiert. Dasselbe besteht im wesentlichen aus einer Untertaille im einfachsten, sehr gut dem natürlichen Körper sich anpassendem Schnitt, an der die Brüste kugelförmig herausgearbeitet sind. Dies bewirken sternförmige Einschnitte in den Stoff; die Löcher füllt ein im ganzen untergesetzter Stern in Häkelarbeit.

Viele Frauen tragen besonders gern Trikot-Leibchen, solche sind aber nur dann zu empfehlen, wenn das Gewebe nicht allzu elastisch, und für die Brust ein besonderer Halt vorgesehen ist. Diesen Anforderungen genügt in hohem Maße das Trikot-Leibchen „Juno" von Theodor Lindner in Berlin, Poststraße 2. Es besteht aus edler Macco-Baumwolle; die keilig eingesetzten faltigen Brustteile steift weiche Roßhaar-Gaze.

Unter den „Phantasie-Formen", die sich nicht auf den Taillenschnitt stützen, sondern die Form durch Zusammensetzen von Bändern oder dergleichen zu erreichen suchen, ist der Korsett-Ersatz „Johanna" von J. G. von der Linde in Hannover zu erwähnen, an dem der Hauptteil und die Achselteile durch breite Gurtbänder gebildet sind, während Brust- und Rückenteile aus Stoff bestehen.

Schon die vorstehend aufgezählten Leibchenformen lassen die Verschiedenartigkeit der Mittel, mit denen ein geeigneter Ersatz des Korsetts geschaffen werden kann, erkennen; viele intelligente und praktische Frauen konstruieren sich nach eigener Erfindung ein für sie passendes Leibchen, und das dürfte oft das Beste sein, weil es das individuelle Bedürfnis am besten zu befriedigen imstande ist.

II. Büstenhalter.

Vielfach werden jetzt nur noch Büstenhalter oder Brustgürtel getragen, die die Weichteile vollständig frei lassen und nur durch einzelne Bänder mit der sonstigen Unterkleidung verbunden sind. Oft gesellt sich zu dem Brusthalter ein Leibhalter, ein Bund, der dem Leib gute Stütze gewährt und die Strumpfhalter aufnimmt.



Büstenhalter mit Rock- und Strumpfhalter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wieder müssen wir mit der grundlegenden Form beginnen; es ist der „Schwedische Büstenhalter", der vorbildlich für eine ganze Reihe von Haltern geworden ist. Er besteht aus zwei gerundet geschnittenen Bändern, die sich im Rücken zu einem kurzen Leibchen verbreitern und hier verschnürt sind. Die Enden kreuzen sich über und unter der Brust und werden gegenseitig festgeknöpft. Man kann dem Büstenhalter den Nachteil anrechnen, daß er zu wenig der Form der Büste sich anschmiegt, sodaß eine starke Brust leicht herausrutschen kann. (Bezugsquelle: Frau M. Herder, Berlin W., Linkstraße 13.)

Einen weiteren Büstenhalter, bei der gleichen Firma zu haben, stellt unsere Figur dar. Er wird als besonders praktisch gerühmt.

Ein ganz eigenartiger, äußerst sinnreich konstruierter Büstenhalter mit Leibgurt ist der Korsett-Ersatz „Hera", der, als einer der ersten auf dem Platze, seine Probe längst und gut bestanden hat, und vor allem von den Ärzten seiner hygienisch richtigen Konstruktion halber gerühmt wird. Sein Vorzug besteht vor allem in der Verstellbarkeit durch flache, eigens dafür erfundene Schnallen, die jedoch nicht ausschließen, daß der Korsett-Ersatz für jeden Körper nach persönlichem Maß hergestellt werden muß. Der Brusthalter besteht aus Spangen, die sich über der Brust teilen und diese frei lassen; die unteren Spangen sind rund geformt und durch eingesetzte Gummiteile elastisch gemacht. Die Achselträger enden an einem durch weiche Fischbeineinlagen gesteiften Rückenschild, an dem auch der aus verstellbaren Spangen zusammengestellte Leibgurt seine Befestigung erhält. (Die Erfinderin, Frau Agnes Fleischer-Griebel in Berlin C., Breitestraße 28, gibt bereitwilligst Ansichtssendungen.)

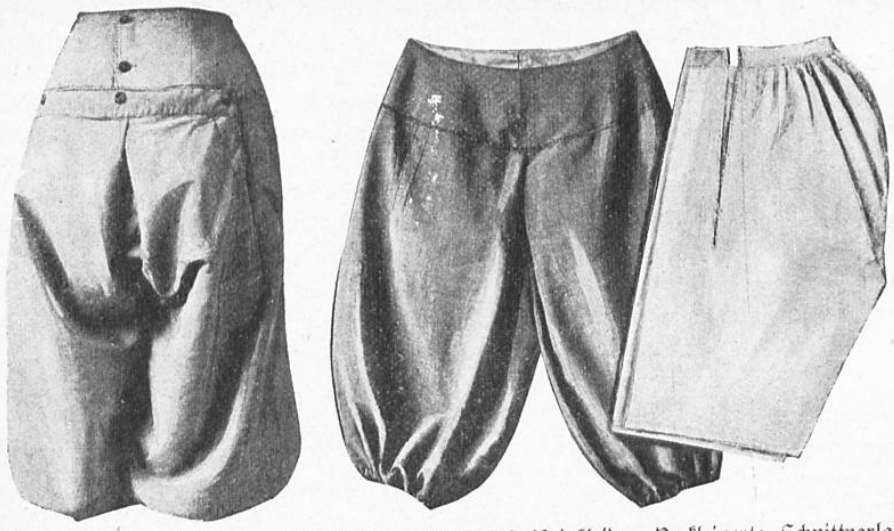
Der Rockträger „Mignon" besteht aus einem System von Gurten, denen Brustteile aus Stoff zwischengesetzt sind. (Bezugsquelle: Agnes P. Langnickel, Berlin W., Potsdamerstraße 8.)

Auf dem einfachen Prinzip der gekreuzten Bänder beruht der Büstenhalter „Gunda", der der Brust sehr guten Halt gewährt und durch die Kreuzung der Bandstreifen im Rücken auch als Geradehalter wirkt. Für stärkere Gestalten erhält er ein sorgfältig dem Rumpf angepaßtes langes Leibchen angesetzt. (Bezugsquelle: C. Mecklenburg Nachf., Berlin W., Leipzigerstraße 94.)

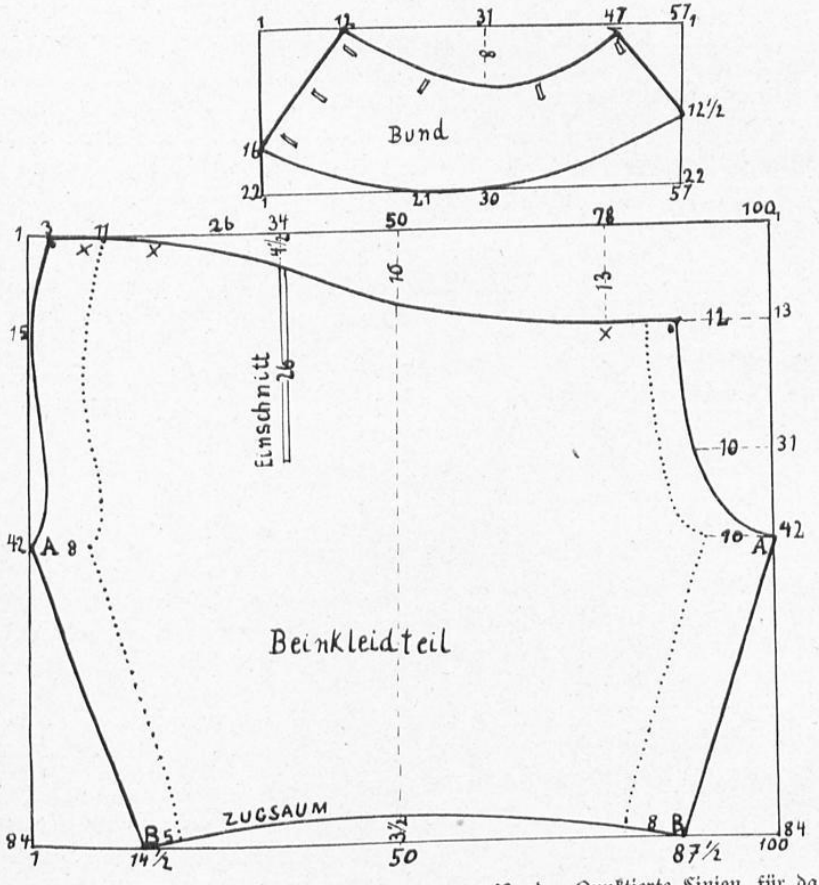
c) Das Rockbeinkleid.

Der für das geschlossene Beinkleid verwendete Stoff ist sorgfältig auszuwählen, da er waschbar, porös und wärmespendend sein muß. Es sind deshalb gute echte Wollstoffe, die nicht zu eng gewebt sind, wie Loden, Homespun ꝛc. zu bevorzugen; unter den Baumwoll-Geweben wie den Seidenstoffen sind die weichfallenden empfehlenswerter als starre Stoffe, weil diese zu schnell sich abtragen. Auch Alpaka ist empfehlenswert. Überhaupt kann nur das allerbeste, haltbarste Material genommen werden, weil das Beinkleid starken Strapazen in der Benutzung ausgesetzt wird. Mittelfarbene Gewebe sind am praktischsten, ganz helle schmutzen zu leicht und ganz dunkle wie schwarze sind nicht immer waschecht. Denn häufiges Waschen des Beinkleides ist sehr wichtig, da dasselbe z. B. den ganzen Staub der Straße aufnimmt und nur so lange hygienisch wirksam sein kann, als es diesen nicht an den Körper abgeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Rück- und Vorderansicht eines Beinkleides. Einknöpf. Beinkleid. Verkleinerte Schnittvorlage.



Verkl. Schnittvorlage eines Rockbeinkleides mit rundem Bund. Punktierte Linien für das Einknöpfbeinkleid. Zum zehnten Teil verkleinert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann. Im allgemeinen ist ein festeingefügtes Futter im Beinkleid nicht zu empfehlen, man tut besser, ein Futterbeinkleid aus weißem Stoff für sich zu arbeiten und es durch Knöpfe dem Rockbeinkleid einzufügen. So kann das Futter noch häufiger einer Reinigung unterzogen werden. Im Anfang der Bewegung für Verbesserung der Kleidung wurde mit Vorliebe das Beinkleid vom Stoff des Kleides getragen. Es hat sich dies jedoch als nicht praktisch erwiesen, weil Kleid und Beinkleid sich ungleich tragen und nicht jeder Kleiderstoff sich als Material eignet. Jedenfalls muß man stets verschiedene Arten von Rockbeinkleidern zum Wechseln haben, um dem bei Temperatur-Schwankungen verschiedenen Wärmebedürfnis stets Rechnung tragen zu können. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen; einen leichten oder auch mehr wärmenden Unterrock über das Beinkleid zu tragen, der aber kein Futter haben sollte.

Mit Hilfe des beigegebenen verkleinerten Schnittes kann auch eine im Schneidern ungeübte Hand ihre Beinkleider mit leichter Mühe selbst herstellen. Die Größe ist für eine Mittelfigur berechnet, die Form ist nicht allzuweit, aber auch nicht eng eingerichtet; ein eng anschließendes Beinkleid erfordert viel Geschick für die Herstellung, weil es, wenn nicht genau passend, sehr schnell zerreißt. Dagegen möchten wir den sehr weiten Beinkleidern nur für den Sommer in ganz leichten Geweben das Wort reden; in schwereren Stoffen hindern sie direkt die Geh-Bewegung und durch das Aneinanderreiben der Stoff-Falten wird ebenfalls die Haltbarkeit, besonders in der Kniegegend beeinträchtigt.

Um den Schnitt verwerten zu können, hat man auf einen entsprechend großen Bogen Papier die Form in Naturgröße zu übertragen. Die überall eingefügten Maße sind hierfür durch Punkte zu markieren und dann wird diesen Punkten entlang der Schnitt aufgezeichnet. Bevor man ihn ausschneidet, sind die Maße nach dem persönlichen Maß zu prüfen. Die äußere Länge des Schnittes muß die Länge vom Hüftknochen bis zum Knie um etwa 20 cm überschreiten; der Hüftumfang wird am unteren Rande des breiten Bundes nachgemessen, der sich knapp um die Hüften legen und direkt über dem Ansatz des Hüftknochens abschließen soll.

Man schneidet nun die beiden Beinteile in entgegengesetzter Richtung zu, ist ein Ergänzungsteil bei schmalem Stoff nötig, so wird dieser am vorderen Ende angesetzt. Dann sind die inneren Beinnähte von A bis B auszuführen, je nach dem Gewebe als sogenannte französische oder als übergesteppte Naht, worauf beide Beinteile im Schritt miteinander verbunden werden. Erst jetzt mache man die auf dem Schnitt durch Doppellinie vorgezeichneten Einschnitte für die Seitenschlitze. Dadurch wird der hintere obere Teil zu einer Klappe abgeteilt, die für den Schluß notwendig ist. Zur Sicherung der Schlitzeinschnitte setze man dem vorderen Schlitzrand einen 7 cm breiten Stoffstreifen von rechts verstürzt nach innen an und säume den anderen Streifenrand rückwärts dagegen. So ist eine 3 cm breite Untertritt-Patte entstanden. Dem hinteren Schlitzrand wird ein etwa 5 cm breiter Stoffstreifen von hinten angenäht, wobei derselbe etwa 5 cm der unteren Schlitzecke überstehen soll. Nun heftet man den Streifen oben glatt auf, biegt das überstehende Ende als Ecke um und steppt die Ränder fest. Hierbei ist sorgfältig darauf zu achten, daß die Schlitzecke glatt liegt. Rechts kann man in einem zweiten Einschnitt eine Tasche einfügen; siehe Abbildung.

Nun sind die unteren Beinkleidränder zu sichern. Will man ihre Weite durch Gummizug einschränken, so wird der Rand zu 3 cm breitem Saum umgesteppt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und in diesen dann ein breites Gummiband eingezogen, das etwas weiter sein muß, als der Beinumfang unter dem Knie. Besser ist es aber, ein festes Stoffbündchen anzusetzen, das durch einen Knopf geschlossen wird. Man reiht den Rand etwa auf die Weite des Beines unter dem Knie ein, schneidet seitlich außen einen etwa 10 cm langen Schlitz ein, der gesäumt wird und setzt von diesem Schlitz ausgehend ein 2 cm breites doppeltes Bündchen an, das etwa 3 cm breit mit zugespitztem Ende übersteht. Hier wird ein Knopfloch geschürzt, der Knopf sitzt am anderen Rande.

Ist das Beinkleid so weit gebracht, so kann der Bund aufgebracht werden. Diesen hat man mit Seide oder Baumwollstoff zu füttern, den man verstürzt gegensetzt. Der Bund wird nur dem vorderen Teil des Beinkleides angesetzt, das vorher je neben der vorderen Naht durch zwei, nach vorn gerichtete Falten einzuschränken ist; der gute Sitz ist auszuprobieren. Die hinteren Enden des Bundes sind durch Gegeneinandersteppen sauber zu machen. Zwei Knöpfe schließen mit Knopflöchern den Bund. Nun hat man den überstehenden Klappenteil durch Falten oder Einreihen auf die Weite des Bundes zu bringen und ein doppeltes Stoffbündchen anzusetzen. Dieses nimmt drei Knopflöcher auf, zwei Knöpfe dazu sitzen zu beiden Seiten des Schlitzes, der dritte mittlere Knopf ist bereits vorhanden vom Schluß des Bundes.

Will man das Beinkleid ausstatten, so setzt man ihm etwa 10 cm vom unteren Rand je irgend eine Volant-Garnitur auf, wodurch es rockartig wirkt. Das weiße Einknöpfbeinkleid wird etwas enger geschnitten, wie es durch punktierte Linien auf dem Schnitt angedeutet ist. Die unteren Ränder werden gesäumt, die Seitenschlitze sind wie beschrieben sauber zu machen und die oberen Ränder erhalten nur schmale Bundstreifen, die im ganzen sechs Knopflöcher aufnehmen. Die dazu gehörigen Knöpfe werden innen am Rockbeinkleid angenäht.

Braut-Ausstattung in verbesserter Unterkleidung.

Ein Dutzend Hemdhosen aus Trikot, Baumwolle und Wolle.
Ein Dutzend Hemdhosen aus Baumwollstoff.
Ein Dutzend Einsätze für Trikots.
Zwei Dutzend Einknöpf-Beinkleider aus Baumwollstoff.
Zwei Dutzend Nachthemden.
Ein seidenes Rockbeinkleid.
Zwei wollene Rockbeinkleider.
Ein elegantes weißes Rock-Beinkleid.
Ein Alpaka- und ein Satin-Rock-Beinkleid.
Fünf bis sechs Leibchen oder Büstenhalter.

Die verbesserte Oberkleidung oder Reformkleidung.

Durch die vorstehend erklärte bequeme Unterkleidung wird der Körper nicht nur nicht in seinen Bewegungen und Funktionen gehemmt, sondern nimmt auch allmählig wieder seine natürliche Gestalt an, d. h. die sogenannte Taille verschwindet immer mehr, die Rippen dehnen sich aus, die Weichteile erhalten ihre richtige Lage. Es entsteht also eine viel breitere Taille, deren Umfang sich — wohlgemerkt ohne daß der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körper sonst an Fülle zunimmt — bis zu 20 cm und mehr erhöht. Dies geschieht selbstverständlich nicht plötzlich, aber sicher, sodaß man bei Herstellung der Oberkleidung im Anfang darauf bedacht nehmen muß, daß eine allmählige Erweiterung sich leicht ermöglichen läßt. Man muß also auf den Begriff der schlanken Taille von vornherein verzichten und wie die Modedame stolz ist auf die geringe Zentimeterzahl ihres Taillenumfanges, sollte man im Gegenteil jede Zunahme mit Stolz und Genugtuung begrüßen, als ein Zeichen der Rückkehr zur gesunden Natur.

Der breiten, nur leicht geschwungenen Rumpflinie des Frauenkörpers will sich sowohl aus ästhetischen als praktischen Gründen die Form der modischen, für die Korsett-Figur berechnete Oberkleidung schlecht anpassen, und die Gegner der Reformkleidung haben Recht, wenn sie eine korsettlose Gestalt im modernen Schneider- oder Blusenkleid plump und unelegant finden. Im Anfang wird man noch einen Kompromiß schließen können, aber der endgültig zurückgebildete Körper wird sich im modischen Kleid nicht wohl fühlen. Es sei deshalb zunächst dem wirklichen Reformkleid, das sich in seinen Linien genau dem natürlichen Körper anpaßt, eingehende Beachtung geschenkt; in einem Anhange soll dann noch die zum Reformkleid umgewandelte modische Kleidung beschrieben werden.

Wir möchten noch betonen, daß wir durchaus nicht das moderne Empire-Kleid, das augenblicklich als Reformkleid besonders beliebt ist, als die absolut richtige und einzig mögliche Form ansehen; es ist aber gegenwärtig jedenfalls das beste, was für den Zweck dienstbar gemacht werden konnte. Hoffentlich wird bald, durch die immer regere Anteilnahme an der Verbesserung der Frauenkleidung von Künstlern und Fachleuten immer neues dazu geschaffen, sodaß auch die Reformkleidung in steter Vervollkommnung und interessantem Wechsel ihre „Mode" erhält, und damit befruchtetes Leben, ohne das sie sehr schnell zur Tracht erstarren würde.

Schon jetzt haben wir drei Hauptformen, die in sich sehr veränderungsfähig in Schnitt und Garnitur sind, das sind: Das edle Prinzeßgewand, an dem Taillenteile und Rock im ganzen geschnitten werden; das Empirekleid mit bis unter die Brust reichender Taille und bis dahin aufsteigendem Rock, und das Kleid mit langer, quer über den Hüften abschließender Taille und dementsprechend gekürztem Rock. Mit Ausnahme des in seinen Linien veränderten Taillenschnittes lassen sich sämtliche Modeformen verwerten, sodaß das Kleid in seinen Linien doch stets den Mode-Charakter trägt. Man wird also stets den gerade modernen Ärmel und Rock wählen; auch Kragen und Ausstattungs-Material aller Art, Stoffe und Farben sollten — wenigstens am Straßen- und Gebrauchskleid — modegerecht wirken. Will die Frau ihre Individualität in künstlerischen Gewändern betätigen, so sollte dies nur an solchen geschehen, die für die Abend-Toilette oder den intimen Kreis des eigenen Hauses bestimmt sind. Denn öffentlich aufzufallen, wird jede feinfühlige Frau taktvoll vermeiden, sie wird auch deshalb für das Straßenkleid nicht auffallende Stoffe und Farben-Zusammenstellungen wählen.

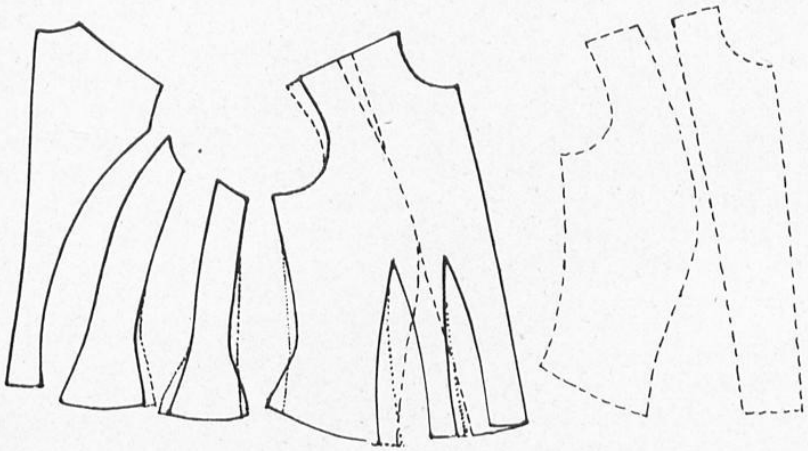
Wir können hier nur die Grundgesetze und die Bearbeitung des Reformkleides erklären und durch einige Beispiele illustrieren, im übrigen möchten wir daran erinnern, daß jetzt viele, darunter unsere ersten deutschen Mode-Zeitungen, Reformkleider in Bild und Schnitt bringen und daß durch häufige Ausstellungen von Modellen in allen größeren Städten immer neue Anregung zum Schaffen geboten wird. Auch die größesten Konfektions-Häuser, Warenhäuser ꝛc. haben die Reformkleidung aufgenommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zuschneiden.

Es muß hier vorausgesetzt werden, daß ein Taillenschnitt irgend welcher Art vorliegt, der entweder von kundiger Hand nach persönlichem Maß gezeichnet, vom Schnittmusterbogen einer Modezeitung oder von einem Schnittmuster-Atelier entnommen wurde. Meist sind diese Schnittmuster auf der Grundlage der geschnürten Körperform aufgezeichnet und entbehren deshalb den richtigen Sitz für die breitere Taille. Man muß zunächst recht genau Maß nehmen, alle Breiten- und Weitenmaße besonders reichlich und bei tiefer Einatmung, bei der sich der Brustkorb stets bedeutend erweitert. Dabei ist es zu empfehlen, die Kleidertaille abzulegen, damit der anatomische Bau des Oberkörpers recht sorgfältig studiert werden kann. Besonders genau ist durch Messungen die Lage und der Umfang der Brust und der Hüften zu ermitteln. Besonders die Stelle, wo das Becken — der Hüftknochen — die Wölbung der Hüfte bedingt, ist durch Messen von der Armgrube abwärts und am Hüftumfang festzustellen. Man kann nämlich nur dann eine tadellos sitzende Schoßtaille herstellen, die ohne Fischbeineinlagen stets „Fasson" hält, wenn genau an richtiger Stelle die Ausbuchtung für die Hüfte geschnitten wird. Beim ungeschnürten Körper tritt der Leib nicht kugelförmig heraus, sondern verläuft bei normaler Figur mit dem Magen von der Brust abwärts in gerader Linie. Die Form des Vorderteiles erfährt hierfür veränderten Schnitt, an den Rücken- und Seitenteilen dagegen bleibt die altbekannte Schnittform bestehen, höchstens müssen die Seitenteile nach unten für die stärkere Taille erweitert werden.

Die untenstehende Darstellung zeigt einen der üblichen Taillenschnitte, an dem mit abstechenden Linien die Veränderungen angegeben sind, die für den Reform-Schnitt etwa notwendig werden. Wie ersichtlich sind vor allem die Brustfalten kleiner



Veränderung eines Korsettschnittes für einen Reformschnitt. Geteilte Vorderteile für Reform-Taille. Zum zehnten Teil verkleinert.

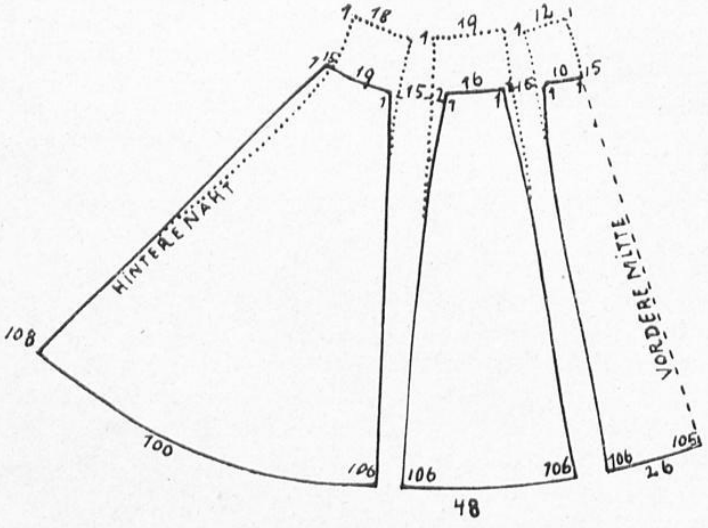
und schmäler zu gestalten, die Seitenlinie verläuft gerader und erst zwischen erstem und zweitem Seitenteil ist die Hüftschweifung auszuführen. Der Vorderteil-Schnitt mit Längsteilung ist sehr zu empfehlen, weil dadurch die Brust gut ausgearbeitet werden kann. Für sehr starke Brüste ist sogar eine Querteilung günstig, die den Teil unter der Brust durchschneiden; das untere Stück ist dann ohne Längsnaht miederartig anzusetzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am Rockschnitt ändert sich der obere Teil, der weiter sein muß und am Empirekleid bis unter die Brust aufsteigt. Er muß, um sich den Hüften und dem Oberkörper glatt anschmiegen zu können, in Keilen geschnitten werden, kann aber in seinem unteren Teil jeden Modeschnitt: Serpentinen, Überkleidform ꝛc. erhalten. Die kleine Schnittvorlage zeigt einen gewöhnlichen Fünfbahnen-Rockschnitt mit den Abänderungen für einen Niederrock. Man zeichne am oberen Rand etwa 15 cm höher die Abschlußlinie, die obere Weite muß der der Oberweite unter der Brust entsprechen; den fünften Teil derselben erhält jede Bahn. Von den Endpunkten der Querlinie werden geschweifte Linien nach den Längslinien der Rockbahnen gezeichnet. In gleicher Weise können auch sieben Bahnen oder sogar der Glockenrock mit Vorderbahn umgeändert werden. Immer ist die Rockform nach unten stark ausladend zu gestalten, damit sie in reichen Falten niederfällt und nicht der Eindruck des Sackartigen entsteht.

Das Ausarbeiten.

Mit Hülfe des gut ausprobierten Taillenschnittes schneidet man nun die Futtertaille zu, die am besten als Schoßtaille über die Hüften reichend gestaltet wird. Sie liegt dadurch dem Oberkörper gleichmäßig an, und da sie bestimmt ist, sowohl dem Ober-



Benutzung eines gewöhnlichen Rockes aus 5 Bahnen zur Herstellung eines Reform-Niederrockes. Zum 20. Teil verkleinert.

stoff, als dem Rock als Stütze zu dienen, verteilt sich die Last der Stoffe gleichmäßig auf Achseln und Hüften. Wählt man die kurze, unter der Brust abschließende Futtertaille, der manche den Vorzug geben, weil das Kleid dann nicht so warm sein soll, so bleibt eben die ganze Schwere den Schultern zu tragen und eine empfindliche und weiche Brust wird heruntergepreßt. Sommerliche, leichte Gewebe können deshalb am besten mit der kurzen Taille hergerichtet werden. Dem Schoßrand der Futtertaille fügt sich am besten die wie üblich in Keilen geschnittene Rockgrundform an; der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oberrock fällt ungefüttert darüber. Es ist ratsam, einen Doppelrock zu arbeiten, vorzüglich wenn kein Unterrock getragen wird, und so der „falsche Rock" mit Volants oder dergl. ausgestattet, die Stelle desselben vertritt und das Kleid nach unten nicht einfallen kann. Die Futtertaille, wie der Futterrock sind je ganz für sich fertigzustellen; die Taille erhält vorderen Hakenschluß, der Rockschlitz wird links neben der Vorderbahn hergerichtet. Dann setzt man den Rock dem Taillenrand bis zum rechten, vorderen Rand an, die linke Hälfte der Vorderbahn ist für sich sauber zu machen und hakt über. Die Darstellung zeigt eine derartig vorbereitete Grundform.



Fertig vorbereitetes Unterkleid für ein Reformkleid.

Da der Taillenoberstoff meist jacken- oder blusenartig für sich gearbeitet und übergezogen wird, erhält die Futtertaille Latzteil und Stehkragen angesetzt, wie es gleichfalls die Darstellung zeigt. Der extra Oberstoff hat den Vorzug vor dem fest aufgesetzten, daß das Kleid leichter anzuziehen ist und beweglicher wird, sodaß man z. B. verschiedene Taillen oder Blusen zu einem Rock tragen kann.

Nun wird der Oberrock vollständig fertig gemacht, nachdem man durch Anprobe über dem fertigen Unterkleid seinen guten Sitz und die richtige Länge festgestellt hat. Der fertige Rock ist dann der Futtertaille unter der Brust aufzusetzen, die richtige Stelle probiere man am Körper aus. Der gute Chic des Rockes, d. h. daß er vorn gerade ohne viele Falten, im Rücken in schönem Faltenwurf niederfällt, hängt viel vom richtigen Aufsetzen ab. Ebenso wie der Futterrock schließt der Oberrock links seitlich, sodaß die linke Hälfte der Vorderbahn von der Mitte an übergehakt werden muß.

Die Oberstoff-Taille kann jäckchenartig lose, oder blusenartig mit Gürtelabschluß hergestellt werden. Von großer Wichtigkeit ist die untere Abschlußlinie, die nicht zu tief, aber auch nicht zu hoch gerückt sein darf und stets in schöner Schweifung unter der Brust abschneiden muß, wenn sie nicht mit kürzeren oder längeren Enden über den Vorderteil abwärts sich legt. Gute Vorbilder für Reformkleider findet man, wie bereits gesagt, in jeder deutschen Modenzeitung; man kann aber auch mit einigem Geschick so manches moderne Kleid als Vorlage benützen, wenn man einfach die Taillenlinie höher rückt. Nur Schneiderkleider und stark überhängende Blusenformen sind schwer dafür einzurichten.

Als Garnitur-Material kann ebenfalls alles dienen, was das moderne Kleid hübsch und elegant macht. Sehr gut kleiden stets breite Schulterkragen und Fichu-Arrangements, für leichtere Kleider wählt man Spitzenkragen, für Tuch und Homespun Passementerien oder Kurbelstickerei. Betont sei noch, daß leichte und duftige Stoffe nie glatt verarbeitet werden dürfen, sondern am besten in Falten abgenäht werden, besonders im oberen Teil des Rockes; nach unten können sie dann beliebig ausspringen.

Als sehr kleidsam erweisen sich auch immer Volants als Abschluß des meist fußfrei gehaltenen Rockes.

Die Ärmel wirken am hübschesten, wenn sie, wie es die Mode jetzt begünstigt, recht weit und faltig sind, man richte sich ganz nach den erreichbaren Mode-Vorbildern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wird die Futtertaille mit dem Oberstoff vereint, so hat man die Ärmel in die zusammengehefteten Armlöcher von Futter und Oberstoff einzusetzen; soll das Jäckchen für sich angezogen werden, so sind die Ärmel nur diesem einzunähen.

Als Beispiel für praktische und doch hübsche Reformkleider sollen die beifolgenden Abbildungen dienen.

Reformkleid mit abstechender Taille.

Der Rock des Kleides besteht aus schwarzem Tuch, die Taille aus schwarzem Taffet, der ganz in Säumchen genäht ist. Beide sind zusammengearbeitet. Der Rock ist siebenteilig geschnitten und hat keine Garnitur; für die Bearbeitung siehe die vorstehenden Erläuterungen. Die Taille ist kurz, aber nach vorn in stumpfer Schneppe abwärts geschnitten und mit einem kleinen herzförmigen Ausschnitt versehen. Ornamente aus Sammet sind dem Taffet mit der Kurbelmaschine aufgenäht; an ihre Stelle kann auch Passementerie treten. Der untergesetzte Latz aus hellem Tuch ist gleich dem Stehkragen mit bunter Seide in losen Stichen bestickt, was besonders hübsch aussieht. Damit harmonieren auch die hohen Ärmelstulpen, die dem Futterärmel aufgenäht sind. Der Oberstoff-Ärmel besteht wieder aus Taffet, der in Fältchen genäht wurde, und erweitert sich nach unten glockenförmig. Der Schluß der Taille ist zum Überhaken an die linke Schulter und Seitennaht eingerichtet.



Reformkleid mit abstechendem Jäckchen.



Reformkleid mit abstechendem Jäckchen. Rückansicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleid mit offener Jäckchentaille.

Das hübsche Kleid besteht aus braunem Wollstoff und ist mit gleichfarbigen Taffetblenden ausgestattet und durch Weste und Ärmelteile aus hellerem, gemusterten Velvet vervollständigt. Der Rock zeigt einen tunika-artigen Überwurf, wodurch die Verwendbarkeit jeder Rockform wieder dokumentiert wird.

Man hat dafür dem Futterrock eine leicht gerundete, 40 cm hohe Serpentine aufzusetzen, der am Rand eine 3, eine 2, und eine 1 cm breite Blende aufgesteppt wurde. Darüber fällt der am unteren Rand gekürzte und je von Naht zu Naht in Bogen ausgeschnittene Oberrock. Die Einrichtung mit Futtertaille und aufgesetztem Rock ist genau die gleiche, wie sie vorstehend in Wort und Bild beschrieben wurde. Der Futtertaille wird der gereihte Latzteil derart aufgesetzt, daß er im Ganzen bleibt und links überhakt mit dem Stehkragen aus Velvet. Das Jäckchen, auf dem sich der Blendenbesatz wiederholt, ist ganz für sich fertig zu machen, mit leichter Seide zu füttern, und schließt über der Brust mit drei, je 2½ cm breiten Spangen aus durchstepptem Taffet. Der Futterärmel erhält eine



Reformkleid mit kurzem Jäckchen. Rückansicht.



Reformkleid mit kurzem Jäckchen.

50 cm weite Puffe aus Velvet mit Bündchen aufgesetzt; darüber fällt lose der halboffene Überärmel mit Bogenabschluß und Blendenbesatz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umarbeiten eines Kleides aus Rock und Taille zum Reformkleid.

Um ein gewöhnliches Kleid zum Reformkleid umgestalten zu können, ist jedenfalls etwas Stoff dazu zu nehmen, sei es, daß man noch Reste des Kleides liegen hat, oder daß man passenden, abstechenden Stoff dazu kauft, vielleicht auch zwei hierfür geeignete Kleider vereinigt. Ein Unterkleid ist jedenfalls erforderlich; man kann als Rock das Futter, resp. die Grundform des umzuarbeitenden Kleides nehmen; die Futtertaille verlangt aber meist neuen Stoff und Zuschnitt nach der veränderten Form. Damit ist eine gute Grundlage geschaffen. Der Kleiderrock läßt sich am besten verwerten, wenn er fünf oder sieben Keile und im Rücken gegeneinander gelegte Falten hat. Ganz glatt anliegende Rücken sind schwierig umzuarbeiten. Die Rockbahnen sind für den Niederrock nach oben zu schieben und werden am besten am Körper passend abgesteckt. Nun fehlt es dann unten an der Länge, wenn nicht der Rock vorher eine Schleppe hatte und nun fußfrei werden darf. Die Länge ergänzt man durch einen entsprechend breiten Serpentin-Volant oder einen glatten Streifen aus gleichem oder abstechenden Stoff. Zu einem karrierten Kleide z. B. kann glatter Wollstoff oder Sammet genommen werden. Dann muß aber der gleiche Stoff in der Taille wieder vorkommen, indem man sie entweder ganz daraus fertigt oder doch mit passendem Kragen, Aufschlägen und dergl. garniert.

Man kann aber auch die vorhandene Kleidertaille benutzen, indem man sie in sorgfältig ausprobierter Linie unterhalb der Brust abschneidet, nachdem alle Fischbeine oder Stahlstäbchen herausgenommen sind. War die Taille blusenförmig, so gibt man ihr einen fest aufgesetzten Gürtel als Abschluß. Am besten eignen sich Taillen mit Jäckchenteilen zum Umarbeiten.

Die Blusentracht zur Reformkleidung.

Man kann sehr gut jede beliebige Bluse zum Reformrock tragen, wenn man sich diesen dafür einrichtet. Am praktischsten sind die Niederröcke mit Achselbändern, die angesetzt oder ausgeschnitten sein können. Dazu kann jede beliebige Hemdbluse getragen werden. Soll die Bluse ein Gürtel abschließen, so schneide man sie entsprechend ab, arrangiere sie in gefälligen Falten bei der Anprobe und setze als Abschluß ein Gürtelband mit Schnalle fest auf.

M. Stamer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ankleiden von Puppen. Herstellung von Puppenstuben.

Die Selbstanfertigung der Puppen-Garderobe ist nicht nur höchst plaisierlich, sondern auch eine wirkliche Ersparnis, da hübsch gekleidete Puppen zum An- und Ausziehen ziemlich teuer sind. Überdies lassen sich für die Puppenschneiderei so gut allerlei kleine Stoffreste verwenden.

Da jede Kugelgelenk-Puppe, die jetzt fast ausschließlich für größere Puppen genommen werden, beim Einkauf schon mit einem Hemd bekleidet ist, verwendet man am besten dessen Schnitt, wenn man eins aus besserem Stoff anfertigen möchte. Soll die Puppe Mädchenkleider tragen, so wird das Hemd in Länge den Röckchen angepaßt und ersetzt am unteren Rand garniert auch gleich ein solches; erhält die Puppe Knabenkleider, so muß das Hemd recht kurz und eng sein. Halsausschnitt und Armlöcher garniert ein winziges Spitzchen, auch achte man darauf, daß ersterer nicht zu hoch ist, weil er sonst aus den Kleidern herausieht.

Schuhe und Strümpfe sind in Spielwaren-Geschäften für jede Puppengröße billig zu kaufen, doch kann man Strümpfe auch selbst aus recht feinen, alten Beinlängen anfertigen; die kleine Schnittvorlage zeigt die einfache, dem Puppenbein in Größe anzupassende Form. Ganz geschickte Hände werden auch einen Schuh aus vertragenen Handschuhen herstellen können, und ist es dann am leichtesten, einen kleinen Schuh als Vorlage zu verwenden. Überwendliche Nähte verbinden Sohle und Oberleder; feinste seidene Plattlitze (Haarband) als Schnürband durch kleine, mit dem Bindlochstecher vorgebohrte Löcher.

Bei Benutzung der nachfolgenden verkleinerten Schnittvorlagen zeichnet man sich zuerst geradwinklig das Viereck in richtiger Größe auf und dann in dieses nach Angabe der mit Punkten zu bezeichnenden Zahlen den Schnitt-Teil ein. Beim Zuschneiden muß überall Stoff für Nähte und Säume zugegeben werden. Da die Puppenkörper immer etwas verschieden ausfallen, ist es praktisch, selbst wenn die angegebene Puppengröße genommen wird, einen kleinen Probeschnitt aus Seidenpapier dem Püppchen anzupassen; bei Vergrößerungen oder Verkleinerung der Schnitte sollten Ungeübte es nie unterlassen.

Puppenknabe im Matrosen-Anzug. (Höhe der Kugelgelenk-Puppe 34 cm.) Wird der Anzug in Weiß aus Ripspiqué oder feinem Wollstoff gefertigt, so nimmt man für Kragen und Krawatte Kattun oder Leinen in Blau und zum Besatz weiße Litzen; ist der Anzug aber blau, so wird der Kragen weiß und die Krawatte schwarz gehalten. Den Latz vom Stoff des Anzuges ziert ein in der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

abstechenden Farbe gestickter Anker; die Mütze besteht aus blauem Tuch oder sonstigem Wollstoff mit 1 cm breitem, weißen Bande besetzt und weiß gesticktem Anker in der Mitte der Bodenfläche.

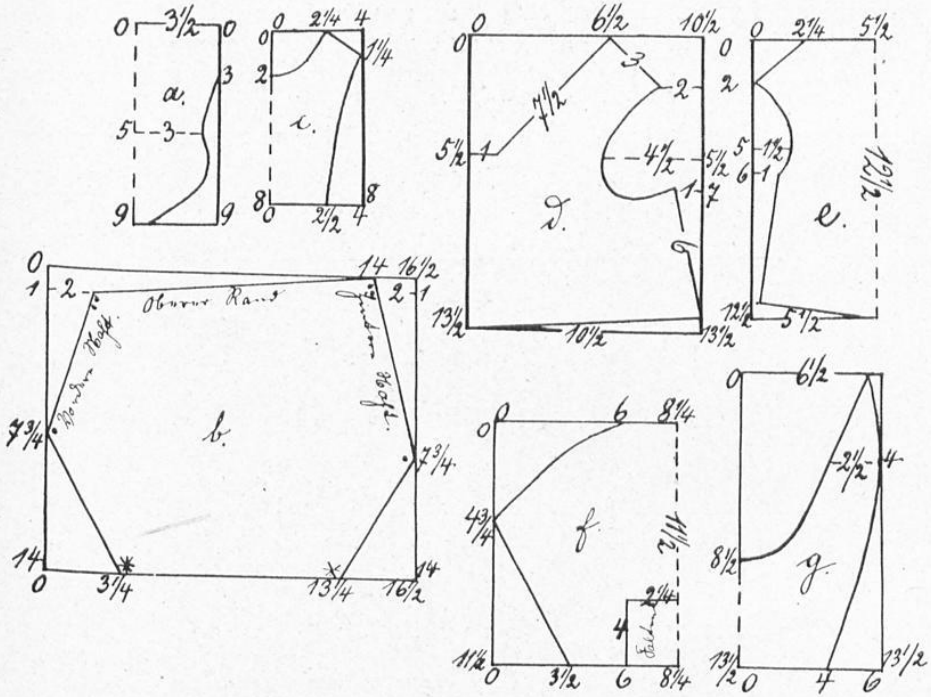


Puppenknabe im Matrosenanzug.

Jede der beiden nach der verkleinerten Schnittvorlage zugeschnittenen Beinkleidhälften ist durch Naht von Stern bis Punkt zu schließen und dann von Punkt bis Doppelpunkt mit der anderen zu verbinden; die unteren Ränder, wie der obere Rand werden $^3/_4$ cm breit gesäumt, und zieht man dem oberen Saum ein schmalstes Batistbändchen zum Schluß des Höschens ein. Vorderteile und Rücken der Bluse (d und e) verbindet französische Naht; den rechten vorderen Rand sichert ein 1 cm breiter Saum, den linken ein entsprechend breiter Umschlag, der am Rand schmal festzusteppen ist. Der $^3/_4$ cm breite, untere Saum nimmt wieder ein schmales Zugbändchen auf; als weiterer Schluß sind unter dem vorderen Zipfel des mit Futter zu versehenden, verstürzt anzusetzenden Kragens (g) zwei kleine Bänder zu befestigen. Etwas zurücktretend vom vorderen Rande wird an jeder Seite unterhalb

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kragennaht je ein 8 und 11 cm langes, 2 cm breites Krawatten-Ende angenäht. Den oberen Rand der Ärmel (f) schränken an der Kugel eingelegte Falten zur Weite des Armloches ein; dem unteren Rande müssen 3 cm hoch nach links abgenähte Fältchen (im Mittelbruch und je drei Viertel cm davon entfernt) die richtige Weite an der Hand geben. Futter erhält auch der für sich bestehende Latz (c), dessen Befestigung Bänder neben dem Halsausschnitt und an den unteren Ecken übernehmen. Eine im



Verkleinerte Schnittvorlage zum Anzuge des Puppenknaben. a) Hälfte des Strumpfes, b) Beinkleidteil, c) Hälfte des Latzteiles, d) Vorderteil zur Bluse, e) Hälfte des Rückenteiles, f) Hälfte des Ärmels, g) Hälfte des Kragens.

Durchschnitt 18 cm große Rundung ergibt den Kopfteil der Mütze, ein 4½ cm breiter, 20 cm langer, gerader Streifen den Rand; letzterer ist an einem Längsrande über einen 3 cm breiten steifen Leinenstreifen nach links 1½ cm breit umzulegen und hier schmal abzusteppen und dann zur Rundung zu schließen, die zur Sicherheit dem Püppchen einmal aufgepaßt wird. Hierauf faltet man den Außenrand des Kopfteiles ringsum gleichmäßig zur Weite des Randes ein und verbindet beide Teile durch knapp 1 cm breite Naht. So groß der Mützenkopf als flacher Boden sich markiert, muß ihm zu besserem Halt eine steife Leinenrundung eingelegt werden; 30 cm eines 1 cm breiten, weißen Seidenbandes zur Garnitur. Für die braunen Strümpfe gibt die Schnittvorlage (a) die passenden Maße; Schuhe aus weißem Leder mit braunem Lackbesatz.

Sehr niedlich ist es und leicht, dem Matrosenknaben ein Zwillingsschwesterchen im gleichen Anzug zu geben. Das Höschen wird aus feinem Shirting oder Batist nach oben enger geschnitten und an den unteren Rändern mit Spitze oder Stickerei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

garniert; den kürzeren Unterrock ersetzt das garnierte Hemd, einen zweiten fertige man etwa 50 cm weit und 10 cm lang und verziere ihn mit Säumchen und Stickerei; der obere Rand tritt eingereiht in ein schmales, gerades Bündchen mit Knopfschluß oder erhält einen Zugsaum mit Band und bleibt dann ohne Schlitz. Für den plissierten Kleiderrock wird ein 15 cm langer Stoffteil, dessen Weite sich nach der Tiefe der Falten richtet, bis auf einen Schlitz zur Rundung geschlossen, am unteren Rand 2 cm breit gesäumt und hier nochmals mit Litze besetzt. Dann legt man ihn seiner Höhe nach in einzuplättende Plisséfalten, die je 2 cm von der vorderen Mitte beginnen und sich in der hinteren Mitte begegnen. Für die Taillenweite der Puppe sind die hinteren Falten leicht übereinander zu schieben; den oberen Rockrand umfaßt ein mit Knopf und Knopfloch versehener gerader Bundstreifen. Wem das Plissieren zu mühsam ist, reihe das Röckchen am oberen Rande ein und genügt dann eine Weite von 60 cm.

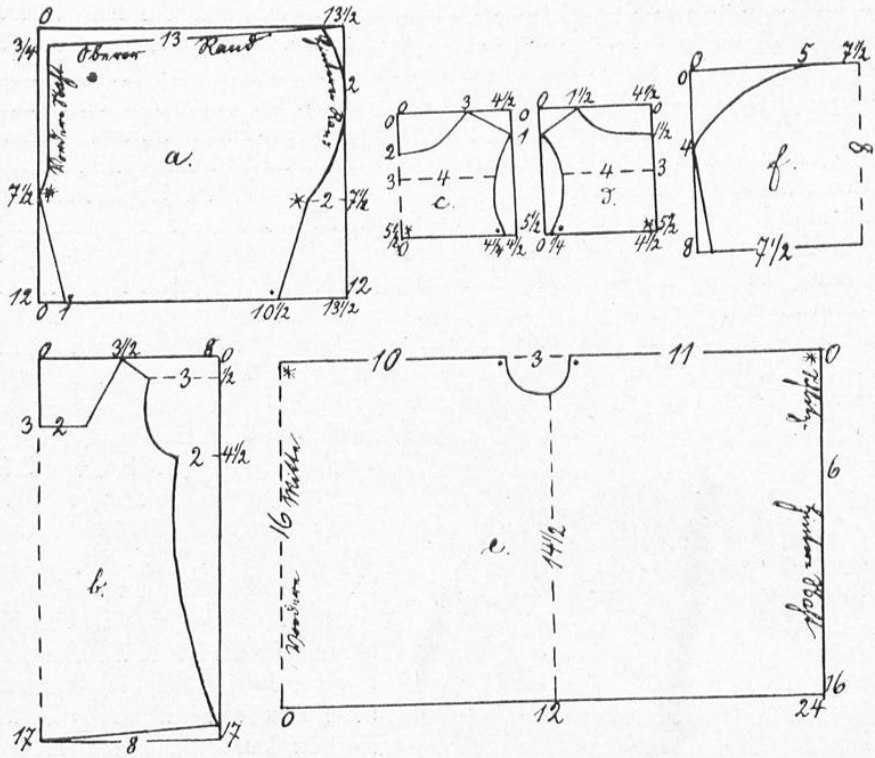
Puppenmädchen im Hängerkleide. (Höhe der Kugelgelenk-Puppe 29 cm.) Das Püppchen trägt das Höschen besser unter dem Hemd. Man



Puppenmädchen im Hängerkleid.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schneidet zwei Teile nach a der kleinen Schnittvorlage, schließt jeden Teil von Stern bis Punkt, verbindet beide Teile vom Stern aufwärts nur in der vorderen Mitte und säumt den hinteren Rand gleich dem oberen; diesem ist das Schlußbändchen einzuziehen. Dem unteren Abschlußsaume wird schmalste Stickerei oder ein Spitzchen



Verkleinerte Schnittvorlage zum Anzuge des Puppenmädchens. a) Beinkleidteil, b) Hälfte des Hemdes, c) Hälfte der Vorderpasse zum Kleide, d) Rückenpasse, e) Hälfte des Hängers, f) Hälfte des Ärmels.

angesetzt. Die gleiche Ausstattung erhält das auf den Achseln mit Knopfschluß einzurichtende Hemd (b) am Halsausschnitt und um die Armlöcher; gibt man auch dem unteren Rande Besatz, so genügt ein Unterröckchen von 12 cm Länge zu 42 cm Weite aus einem entsprechend großen geraden Stoffteil, der am oberen Rande am bequemsten mit einem Zugsaum und Schlußbändchen versehen wird, oder sonst eingereiht in ein schmales, mit Knopfschluß eingerichtetes Bändchen tritt. Den 1 cm breit zu säumenden unteren Rand zieren beliebig Säumchen, Stickerei oder dgl. Bei kleineren Puppen bleibt meistens ein Flanellröckchen fort, weil es so dick macht, wünscht man es aber, so werde es etwas kleiner als der obere Rock eingerichtet und am unteren Rand in Languetten ausgeschürzt. Das ziemlich lange Hängerkleid wird hübsch mit dem Helgoländer Hütchen übereinstimmend aus klein gemustertem Waschstoff angefertigt. Der beliebig mit Futter zu versehenden Passe (c und d) der kleinen Schnittvorlage), wird der gleichmäßig einzureihende obere Rand des Hängerteiles (e) durch Naht verbunden; seinen unteren Rand zieren mehrfach Litze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder Säumchen. Gleich dem oberen Rande des Puffärmels (f) reiht man auch den unteren zu der Armweite des Püppchens ein, hier aber zweimal mit Berücksichtigung eines 1 cm breiten Köpfchens. 2 cm breite Spitze garniert, den Konturen folgend, die Passe, deren hinteren Schluß kleine Porzellanknöpfe und Knopfschlingen übernehmen. Einem ganz in Weiß mit Stickerei gefertigten Kleidchen fügt man eine breit umgelegte farbige Seidenschärpe hinzu und hält dann auch das Hütchen weiß. Kopf und Krempe des zierlichen Helgoländers sind im Zusammenhang aus einem 20 cm breiten, 34 cm langen geraden Stoffteil herzustellen. Der eine Längsrand, der vordere Rand der Krempe, ist 2 cm breit umzusäumen und dieser Saum in seiner Mitte nochmals abzusteppen; 1½ cm von dem Saum entfernt wird eine ½ cm breite Falte nach rechts, und 2 cm von dieser entfernt eine gleiche nach der linken Seite abgesteppt. Jeder Falte und dem Saum, hier ein Köpfchen bildend, schiebt man einen 18 cm langen besponnenen Draht ein und biegt dessen Enden zur leichten Befestigung je 1 cm breit um. Der hintere Rand des Kopfes — der zweite Längsrand des Stoffes — muß geschickt verstürzt übereinander gefaltet und teilweise auf dem ebenfalls durch Falten auf 12 cm einzuschränkenden unteren Rand des Hütchens — die Breitenränder des Stoffes — befestigt werden. Diesem letzteren setzt man die 4 cm breite, 22 cm lange Gardine, ein ringsum schmal gesäumter gerader Stoffteil, mit zierlichem Köpfchen eingereiht auf, nachdem zwischen dem zweiten und dritten Draht, dann sich verjüngend bis zur hinteren Mitte des unteren Randes gehend, eine Spitze oder Stickerei (32 cm lang, 2½ cm breit) befestigt worden ist. Bindebänder am Ansatz der Gardine. Einen runden Strohhut nähen geschickte Hände aus einem vertragenen Hute, doch sind Nähnadel und Faden recht fein zu nehmen; auch Filzhüte kann man selbst herstellen nach einem etwas auszuprobierenden Muster; ein schmales Band 2c. zur Garnitur ist wohl stets vorhanden. Braune Strümpfe und gleiche Schuhe.

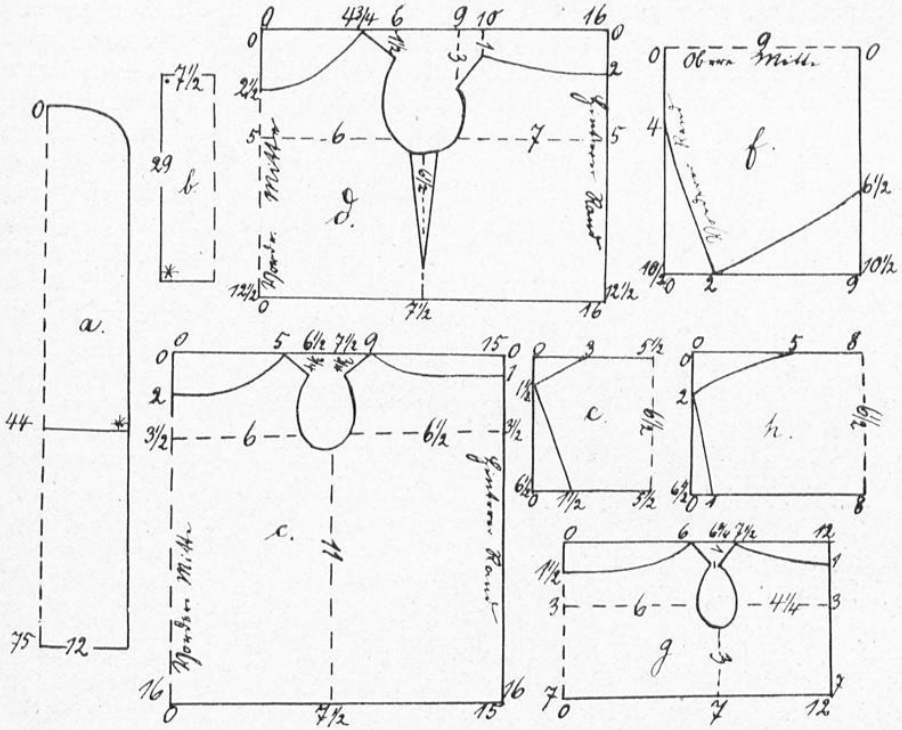


Puppenbaby im Tragbettchen.

Puppenbaby im Tragbettchen. (Höhe der Badepuppe 23½ cm). Da Baden und Waschen des Baby den kleinen Mädchen besondere Freude macht, nimmt man für dasselbe eine sogenannte Bade- oder Schwimmpuppe, gesellt ihr eine Badewanne aus Blech und fertigt ein Badelaken aus altem Leinen, Rubberstoff 2c.; natürlich darf auch ein Schwamm nicht fehlen, und ein kleiner, länglicher, mit buntem Baumwollstoff auszufütternder Korb mit Wärmflasche ist leicht hinzuzufügen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Tragbettchen wird aus gemustertem Baumwoll-Atlas, Dimiti, einem durchbrochenen weißen Stoff oder einfacher aus zierlich geblümtem Kattun gefertigt. Wählt man einen durchbrochenen Stoff, so füttert die oberen Klappen farbiger Satin, aus dem dann auch die Matratze besteht. Der Hauptteil des Tragbettchens (a der kleinen Schnittvorlage), ist von 0 bis 44 in doppelter Stofflage



Verkleinerte Schnittvorlage zum Anzuge des Puppenbaby. a) Hälfte des Tragbettchens, b) Hälfte seiner oberen Klappe, c) Hälfte des Hemdes, d) Hälfte des Jäckchens, e) Hälfte des Ärmels, f) Hälfte des Häubchens, g) Hälfte der Taille zum Kleide, h) Hälfte des Ärmels.

herzustellen, bleibt aber am schmal zu säumenden unteren Rand offen zum Einschieben der mit Roßhaar oder Watte zu füllenden Matratze in gleicher Größe, die mit Vorstichen in große Karreaux abgenäht wird, damit sich der Inhalt nicht so leicht verschiebt. Der, der unteren Stofflage angeschnittene Überschlag erhält an den Ecken Knopflöcher zur Befestigung an Knöpfen auf dem Bett-Teil. Letzterem fügt sich an jeder Seite nach Stern und Punkt eine Klappe an, die längs ihrer vorderen Ränder verdeckten Knopfschluß erhalten. Hierfür erhält die durch einen 3 cm breiten geraden Stoffstreifen, den je zweimalige Stepplinien zieren und befestigen, gesicherte linksseitige Klappe einen 2½ cm breiten doppelten, mit 4 Knopflöchern versehenen Streifen untergesetzt, während der rechtsseitigen Klappe ein 2 cm breiter Streifen, zum Halt für die Knöpfe, aufgesteppt wird. Die mehr oder minder reiche Garnitur besteht aus eingereihter breiter Spitze oder Stickerei, oder einfacher, einer nur mit schmaler Spitze abschließenden Stoff-Frisur, die man, wie die Abbildung zeigt, rings um das Bettchen und auf die Klappen setzt, hier beliebig noch neben 1 cm breitem,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

farbig unterlegtem Einsatz. Als Anhalt diene, daß an dem kleinen Modell 270 cm einer 5 cm breiten Spitze ringsum das Bettchen, je 42 cm auf jede Klappe gesetzt wurden. Schleifenschmuck aus 3 cm breitem, farbigen Seidenbande.

Zum Anziehen braucht das Püppchen zunächst ein Hemd, das hinten offen nach e aus feinem Shirting, Batist, alten Taschentüchern 2c. geschnitten wird und im Saum des oberen mit Spitze garnierten Randes das Schlußbändchen eingezogen erhält. Auch das aus dem Stoff des Tragbettchens gefertigte Jäckchen (d und e der Schnittvorlage) bleibt hinten offen und verlangt bei durchbrochenem Stoff ein Futter; in der vorderen Mitte befestigt der Länge nach schmalste Blende einen 2 cm breiten Ersatz. Die Ärmel sind an der Hand zur richtigen Weite einzureihen. Der Saum des mit abwärtsfallender Spitze garnierten Halsausschnittes nimmt wieder das Schlußbändchen auf. Das Häubchen schneide man nach f der Schnittvorlage aus gemuschtem Tüll, alter Spitze 2c. und reihe den vorderen, wie auch den hinteren und unteren Rand zur richtigen Weite ein. 1 cm breite Valenciennes-Spitze garniert dicht eingereiht einmal den hinteren Rand und zweimal den vorderen Rand. Die obere Mitte oder jede Seite oberhalb der Ohren ziert eine winzige Rosette aus 1 cm breitem, farbigen Seidenbande, das auch die Schlußbändchen ergibt.

Soll das Puppenbaby im Tragbettchen ruhen, so braucht es noch verschiedene Sachen: Erstens ein Wickelband, das 2—3 cm breit aus weißer Baumwolle mit abwechselnd 1 Stäbchenmasche und 1 Luftmasche zu häkeln ist, dann ein dreieckiges Windeltuch, das an den oberen Enden je mit einem Bändchen, an der unteren Ecke mit einer Bandschlinge versehen wird; weiter ein Wickeltuch aus Flanell, 20 zu 16 cm groß, in dessen ungesäumte Ränder mit feinster Wolle ein Pikotspitzchen gehäkelt wird und schließlich zum Einschlagen ein großes Wickeltuch aus einem weißen Baumwollgewebe, 26 cm hoch, 38 cm breit, dessen oberen Ecken mit Schlußbändern versehen werden.

Zum Ankleiden ist zunächst ein Röckchen aus feinstem Flanell erforderlich, 16 cm lang, 40 cm weit, das am oberen Rande mit Zugsaum und Schlußbändchen ausgestattet, am unteren umgesäumten Rande mit einem, wieder aus Wolle zu häkelnden Spitzchen geziert wird. Man häkelt je ein feste Masche, etwas breit über den Rand greifend, 4 Luftmaschen und 1 Stäbchenmasche in die 1. Luftmasche zurück. Das zweite Unterröckchen aus Batist, Shirting 2c. mißt 18 cm Länge zu 48 cm Weite und erhält am unteren Rande Säumchen und Stickerei-Ansatz. Zum Schluß zieht man dem dann zu säumenden oberen Rande ein Bändchen ein oder faßt ihn eingereiht in ein schmales, mit Knopf und Knopfschlinge versehenes Bündchen. Bei größeren Puppen als die Vorlage, kann man dem einen oder dem anderen Röckchen auch eine kleine Taille geben, die dann ganz glatt in der Art der Kleidertaille, aber ohne Ärmel gefertigt wird.

Für ein zartes weißes Kleid gehört ein Unterkleid aus farbigem Satin; seine Taille ist im ganzen nach g der Schnittvorlage zu schneiden; dem schmalen Saum des Halsausschnittes und des unteren Randes ziehe man für den hinteren Schluß wieder ein Zugbändchen ein und fertige ein glattes Ärmelchen aus einem geraden Stoffstreifchen, das am inneren Rande etwas abgerundet wird. Das 21 cm lange, 58 cm weite Röckchen erhält einen Schlitz, sein oberer einzureihender Rand ist überwendlich der Taille anzusetzen. Kleidchen aus gemuschtem Mull, Batist, Brillantine 2c. Röckchen 22 cm lang, 62 cm weit, am unteren Rande mit gesticktem Ein- und Ansatz garniert; Taille nach g und h ganz aus Stickerei oder in der vorderen Mitte der Länge nach mit Stickerei verziert. Anfertigung wie zum Unterkleide, jedoch einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kleinen Puffärmel nach h |schneiden und ihn am oberen und unteren Rande zur richtigen Weite einreihen. Schärpe aus farbigem Seidenbande 75 cm lang, 6—8 cm breit, lose umzulegen, an der rechten Seite oder hinten einschlingen. Einfache Kleider aus zierlich gemustertem Kattun ꝛc. ziere man am unteren Rande durch einige schmale Säumchen.

Soll noch ein Hütchen hinzugefügt werden, so fertige man es in der Art des Helgoländers aus feinstem Wollstoff und stelle aus diesem auch eine lange Pelerine mit Seidenfutter als Mäntelchen her. Den einfachsten Schnitt ergibt die Hälfte einer 48—50 cm im Durchschnitt großen Rundung, der man in der Mitte des geraden Randes die kleine Halsrundung ausschneidet.

Nach den vorstehend gegebenen Beispielen kann man natürlich auch ohne besondere Mühe kleinere oder größere Puppen mit anderen Kleidern, Anzügen ꝛc. versehen; man muß sich dann die Schnitte nach den gezeigten Grundformen etwas ausprobieren, und sind diese auch wieder für andere Zwecke noch verwendbar. So paßt z. B. die Passe des Mädchenkleides auch für ein weißes Schürzchen, dessen Hänger natürlich enger und kürzer, als der des Kleides einzurichten ist; Ärmel bleiben ganz fort. Auch kann die Taille des Babykleides benützt werden, und mit Hilfe des Knabenhöschens und einer der gezeigten Taillen ein Schwimmanzug aus rotem Schweizerkattun für Badepuppen hergestellt werden. Und so weiter.

Herstellung von Puppenstuben. Die Grundform für Puppenhäuser besteht meistens aus leichtem Holz; starker Karton ist wohl auch zulässig, aber nur dann einigermaßen haltbar, wenn er durch Holzleisten gesichert wird. Feine Holzkisten sind gut verwendbar, aber deren Wände und Böden recht glatt zu hobeln. Die leicht beim Spielen störende, das Puppenzimmer auch recht verdunkelnde Decke bleibt nur dann nicht fort, wenn dem Parterre eine Etage oder ein Garten-Etablissement aufgesetzt werden soll. Meistens begnügt man sich aber mit zwei Räumen, dem Wohn- und Schlafzimmer und fügt ebenfalls in gleicher Reihe eine Küche hinzu. Fenster- und Tür-Öffnungen werden nach geradliniger Aufzeichnung ausgeschnitten, erstere der offenen Seite gegenüber, letztere in der Mitte der Wand. Zum Einsetzen der Glasscheiben sind an den Fenstern Falze oder feine Leisten vorzusehen; die Befestigung geschieht mit Kitt oder durch ein gegengeleimtes Leinenband. Fischleim oder Syndetikon hält besonders gut. Zum Tapezieren mit gekochtem Mehlkleister gibt es eigens klein gemusterte Puppenstuben-Tapeten, sonst kann man auch Kalliko- oder Vorsatzpapier oder sonst ein einfarbiges kräftiges Papier verwenden; Goldleisten bilden den oberen Abschluß. Die Küche sieht hübsch aus mit Öl- oder Ripolin-Farbe gestrichen. Außen streiche man ebenfalls das Puppenhaus an oder beklebe es mit Backsteine imitierendem Papier. Der Fußboden ist holzfarbig zu tapezieren oder mit Wachstuch zu bekleben, eine eventuelle Decke mit weißem Papier zu decken.

Bequemer als durch eine Tür aus starkem Karton oder Holz, deren Charnier ein in ganzer Höhe gegengeklebtes Band ergibt, schließt man den Türausschnitt durch eine Portiere aus Tuch, Velvet ꝛc. Diese, wie auch kleine Gardinen aus Mull, Tüll, Musselin ꝛc. werden am hübschesten mit kleinen Ringen versehen auf Stangen befestigt. Die Stangen sind starker Messingdraht, die Ringe die kleinen zum Schneidern verwendeten Sorten; zum Einschieben der Drahtstangen erhält man in Eisenwaren-Geschäften kleine Schrauben mit Ösen. Wem aber diese Stangen-Einrichtung zu mühsam erscheint, befestige Gardinen und Portieren durch kleine Nägel oder Zwecken und klebe eine Goldleiste darüber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kleine Bilder schneide man aus Prospekten ꝛc., zieht sie auf Karton, der ringsum als Rahmen übersteht und deckt diesen durch eine Holz- oder Holz imitierende Papierleiste; zum Anhängen sind kleine Bandösen oder Ringe in Band auf der Rückseite festzukleben. In gleicher Weise ist auch leicht ein Spiegel angefertigt, falls sich ein Stückchen Spiegelglas vorfindet.

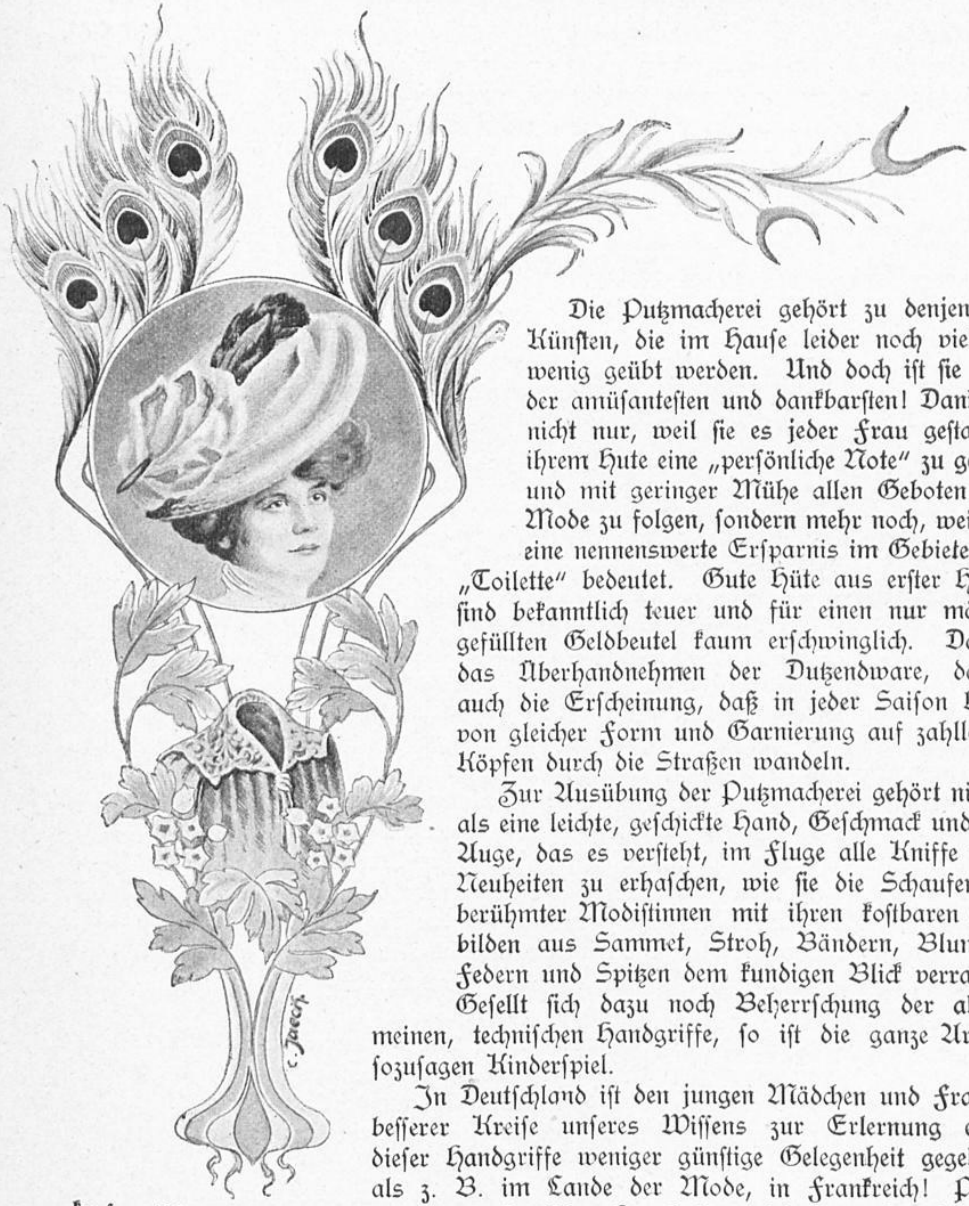
Möbel für Wohn- und Schlafzimmer gibt es zum Selbstanfertigen in Laubsäge-Arbeit; sehr geschickte Hände stellen sie auch wohl aus Karton mit Polsterung her, jedoch kauft man sie sehr niedlich auch schon höchst preiswert. Selbst fertige man aber kleine Kissen aus Seiden- und Sammetresten, Tischdecken aus Tuch und Teppiche aus Woll-Canevas, hübsch mit Kreuzstich bestickt. Schlafdecken, Bettkissen und -Laken, Handtücher, Bettvorleger ꝛc. zaubern ebenfalls die eigenen Hände. Sehr hübsch sehen für die Zimmer auch mit ausgemaltem Holzbrand verzierte weiße Holzmöbel aus, die ganz unverziert oder mit Farbe angestrichen in die Küche kommen. Hier wird ein Feuerherd aus einer passend großen Papp- oder Holzschachtel imitiert; die Seitenwände erhalten Kachelpapier oder eine entsprechende Bemalung, die obere Fläche beklebt man mit schwarzem Papier und schneidet einige kleine Rundungen zum Einstellen von Kochgeschirr aus. Wandbrettern aus feinem Holz (Zigarrenkisten) werden als Stützen je zwei Dreiecke untergeleimt, zum Anhängen Ringe eingeschraubt. Für Küchenhandtuch und Trockentücher sind Brettchen mit Nägel anzubringen, auch winzige Besen, Geschirr ꝛc. ꝛc. nicht zu vergessen.

Und nun noch einen kurzen Hinweis auf die Bewohner des hübschen Hauses. Beim Ankleiden dieser kleinen Püppchen darf man sich die Sache möglichst vereinfachen, aber zum An- und Ausziehen sollte die Garderobe doch eingerichtet werden. Die einzelnen Schnitt-Teile können so geradelinig und zusammenhängend wie angehend sein; statt Zugsaum genügt schon ein kräftiger eingezogener Faden; ferner dienen zum Schluß Handschuhknöpfe und geschürzte Ösen. Stecknadeln vermeide man aber durchaus, lieber nähe man einmal ein Kleidungsstück auf dem Püppchen fest. Ist eine Küche vorhanden, so darf natürlich eine Köchin nicht fehlen, die landesübliche Mädchentracht erhält, oder ein ganz weiß gekleideter Koch tritt an deren Stelle.

M. Stamer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Häusliche Putzmacherei.



Die Putzmacherei gehört zu denjenigen Künsten, die im Hause leider noch viel zu wenig geübt werden. Und doch ist sie eine der amüsantesten und dankbarsten! Dankbar nicht nur, weil sie es jeder Frau gestattet, ihrem Hute eine „persönliche Note" zu geben und mit geringer Mühe allen Geboten der Mode zu folgen, sondern mehr noch, weil sie eine nennenswerte Ersparnis im Gebiete der „Toilette" bedeutet. Gute Hüte aus erster Hand sind bekanntlich teuer und für einen nur mäßig gefüllten Geldbeutel kaum erschwinglich. Daher das Überhandnehmen der Putzendware, daher auch die Erscheinung, daß in jeder Saison Hüte von gleicher Form und Garnierung auf zahllosen Köpfen durch die Straßen wandeln.

Zur Ausübung der Putzmacherei gehört nichts als eine leichte, geschickte Hand, Geschmack und ein Auge, das es versteht, im Fluge alle Kniffe und Neuheiten zu erhaschen, wie sie die Schaufenster berühmter Modistinnen mit ihren kostbaren Gebilden aus Sammet, Stroh, Bändern, Blumen, Federn und Spitzen dem kundigen Blick verraten. Gesellt sich dazu noch Beherrschung der allgemeinen, technischen Handgriffe, so ist die ganze Arbeit sozusagen Kinderspiel.

In Deutschland ist den jungen Mädchen und Frauen besserer Kreise unseres Wissens zur Erlernung eben dieser Handgriffe weniger günstige Gelegenheit gegeben, als z. B. im Lande der Mode, in Frankreich! Putzkurse gibt es zwar in verschiedenen deutschen Haushaltungsschulen auch, aber sie nehmen zuviel Zeit in Anspruch, und das praktische Arbeiten in Putz-Ateliers hat auch seine Mißlichkeiten. Dagegen sind die Pariser Abendkurse für Putzmacherei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine ideale Einrichtung; sie erstrecken sich nur über wenige Wochen, werden ausschließlich von „Damen der Welt" besucht und lehren alles, was zur Anfertigung eines Hutes gehört, vom Zuschneiden und Nähen der Form an, bis zum eleganten Knüpfen der Schleifen und dem Aufputzen mit all' jenen Kleinigkeiten und Kostbarkeiten, die dem Hut sein eigentliches Gepräge verleihen.

So tief und gründlich können wir die Leserinnen an dieser Stelle nun freilich nicht in die Geheimnisse des „Hütebauens" einweihen, auch kann ja die beste schriftliche Erklärung die praktische Unterweisung selten oder nie vollwertig ersetzen. Immerhin hoffen wir denen, die es auf eigene Hand mit der häuslichen Putzmacherei versuchen wollen, Winke von Nutzen zu geben und ihnen den Anfang dadurch zu erleichtern.

Eine Grundform aus Steifgaze, Tüll und Draht selbst anzufertigen, ist heute kaum noch nötig. Man erhält sie so billig und in so unendlich großer Auswahl in allen einschlägigen Geschäften, daß die Zeit, die ungeübte Hände mit Probieren und Zusammensetzen verbringen, in keinem Verhältnis zu der geringen Ersparnis steht. Zudem läßt sich ja auch die fertig gekaufte Form ganz nach Geschmack biegen und durch ein paar Stiche verändern, so daß ihr durchaus nichts Landläufiges anzuhaften braucht.



Kräuselmesser.

An Arbeitsgeräten sind ein Kräuselmesser zum „Friesieren" der Federn, eine Drahtzange zum Zerschneiden der starken Drähte, zum Zusammendrehen der Blumenstiele und dergl., eine kurze kräftige Drahtschere für Drahtband, Blumendraht und ähnliches, sowie ein mit Leder gepolsterter Haubenkopf oder ein festgestopftes, rundliches Lederkissen wünschenswert. Doch genügen für erste Versuche auch eine gewöhnliche Kneifzange und eine standhafte, vielleicht ausrangierte Schere. Daneben dürfen natürlich das übliche Nähzeug, große und kleine Schere und die erforderlichen Zutaten an Futter, Stütz- und Garniermaterial, sowie eine Anzahl Stahlstecknadeln und kleine Schmucknadeln nicht fehlen. Ein Spiegel zum Probieren findet sich ja wohl in jedem Hause, in dem Evastöchter wohnen; besser noch ist ein dreiteiliger Spiegel, der den Kopf, wenn man noch einen kleinen Handspiegel zu Hilfe nimmt, von allen Seiten prüfend betrachten läßt, schließlich aber kann man sich auch nur mit Wand- und Handspiegel behelfen. Die Spiegelprobe ist beim Hütegarnieren viel wichtiger, als beim Schneidern, und man tut gut, den Aufputz erst versuchsweise auf und an die Hutform zu halten, ehe man ihn annäht oder ansteckt, da das meist zarte Material allzuviel Änderungen nicht sonderlich gut verträgt.

Zum Nähen bedient man sich einer schlanken, aber kräftigen Nadel mit langem weißen oder schwarzen, unten durch einen haltbaren Knoten versicherten Zwirnsfaden Nr. 50 oder 40 und einer zweiten, feinen Nadel für das Bearbeiten der Garniturteile mit Zwirn Nr. 70 oder 80. Beide Zwirnarten sind an der Bruchstelle einzufädeln und vorher gut auszuspannen, damit sie beim Nähen nicht ringeln oder Knoten bilden.

Ist die Wahl auf einen Stroh- oder Filzhut gefallen, deren Krempen einen Halt durch Draht erfahren sollen, so ist die erste Arbeit die, eben diesen Draht anzunähen. Für beide Hüte wird mit Seide besponnener Draht verwendet, dessen Anfangs- und Endstelle etwas übereinander treten müssen. Etwa ½ cm vom Strohrande entfernt, legt man den glatt ausgestrichenen Draht an und näht ihn mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weitläufigen Langettenstichen, die rechts möglichst unsichtbar bleiben sollen, von links nach rechts fortschreitend fest. Mühsamer ist das Aufdrahten an einem Filzhut, weil hier der Draht nicht unterhalb des Randes angefügt, sondern gegen die Schnittfläche desselben genäht wird. Und zwar darf hierbei die Nadel das Seidengespinst des Drahtes nur von untenher fassen, damit es sich, soweit es zu sehen ist, nicht ver-



Seidendraht auf Stroh geschürzt.

schiebt. Trotzdem diese Arbeit ein wenig schwierig ist, lohnt sie sich doch; sie gibt, wie gesagt, dem Hute festen Halt, gestattet beliebiges Einbiegen und Ausbuchten des Randes und läßt einen schon etwas saisonmüden Hut wieder frisch und fesch erscheinen.

Zum Einfüttern des Kopfes, das als nächstes an die Reihe kommt, eignet sich am besten eine eigens für diesen Zweck käufliche Seide, Marzelline genannt. Da jedoch die häusliche Putzmacherei vornehmlich mit vorhandenem Material zu rechnen hat, so kann an deren Stelle ebenso gut jede andere leichte Seide in schwarz, grau, braun, creme oder weiß treten, für einfachere Hüte sogar irgend ein feiner Kattun oder Satin. Daß man keine gemusterten Stoffe als Hutfutter verwenden soll, braucht eigentlich wohl garnicht erwähnt zu werden. Der Futterstreifen, schräg oder gerade geschnitten für runde, stets gerade aber für Kapotthüte, mißt in ersterem Falle ca. 50 cm, für Kapotten 45 cm Länge und hier wie da 15—16 cm Breite. Eine der Langseiten ist umzuschlagen und ½ cm breit zum Saume abzunähen. Die andere legt man, mit der verkehrten Stoff-Seite nach oben, so an den Rand des Hutkopfes, daß sie etwa 1 cm nach innen übersteht und der Futterstreifen mit seinem größeren Teile der Krempe aufliegt. Man hält ihn mit der linken Hand fest und näht ihn, etwa 1 cm hinter dem Abschnitt beginnend, mit kleinen Vorstichen von rechts nach links am Hutkopfe fest. Die Stiche sollen auf der Außenseite des Hutes wenig oder garnicht zu sehen sein und genau auf dem Rande des Hutkopfes entlang laufen, damit das Futter, wenn es später nach innen gebogen wird, tadellos mit ihm abschließt. Der Futterstreifen ist während des Nähens straff zu halten und, wenn dieses beendet ist, an den beiden Querrändern zusammenzunähen. Er steht jetzt wie ein runder Rand in die Höhe und bleibt solange in dieser Lage, bis der Hut fertig garniert ist. Dann erst heftet man mit 4 Knotenstichen ein 11—12 cm im Durchmesser haltendes Rundteil aus gleichem Stoff wie das Futter innen auf die Mitte des Hutbodens, leitet durch den Futtersaum ein feines Seidenlitzchen, mit Hilfe dessen der Streifen bis zur Weite des Hutkopfes eingezogen, und das schließlich zur Schleife geknüpft wird. Statt mit der Litze kann man den Saum auch mit einem starken Faden einreihen und diesen verknoten. Das beste Vorbild für das Einsetzen des Futters bietet das Papierfutter, das in jedem neuen Hute enthalten ist und das natürlich vor Beginn der Arbeit entfernt wird.



Knotenstich.

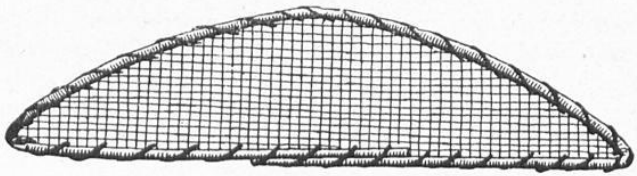
Beim Kapotthut näht man den Futterrand von einer Hutecke bis zur andern fest, schließt aber die beiden Querseiten des Stoffes nicht, wie oben beim runden Hute, sondern heftet sie nach Fertigstellung des Aufputzes am hinteren Hutrande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fest. Darauf sind in beiden Fällen die Futterfältchen gleichmäßig zu verteilen und durch 4—5 Knotenstiche am Hute zu sichern. Diese letzte Arbeit des Zusammenziehens und Annähens des Futters erfordert stets die Hilfe einer zweiten Person, die den Hut an der Krempe mit beiden Händen festzuhalten hat. Geschieht dies nicht, so bringt man die ganze Hutgarnitur in Gefahr.

Soll der Hut, wie es für Kinder erwünscht ist, ein Gummiband bekommen, so ist dieses zwischen Futter und Hut zu befestigen, damit es die Haare nicht zaust und seine Schnittränder dem Auge verborgen bleiben. Will man das Gummiband zum Öffnen und Schließen einrichten, so schneidet man zwei entsprechend lange Stücke davon zurecht, näht das eine zur Öse um, an das andere ein mit Seide oder Sammet bezogenes Knöpfchen und bringt beide, wie eben beschrieben, am Hute an. Die Öse muß natürlich rechts, der Knopf links sitzen.

Hutköpfe, die zu weit erscheinen, lassen sich durch Einlegen eines zwei-, drei- oder mehrfach gefalteten Papierstreifens zwischen Hutkopf und Futter verengen. Sitzen sie zu tief auf dem Haar, so erhalten sie seitlich, vorn oder hinten einen kleinen Bügel,

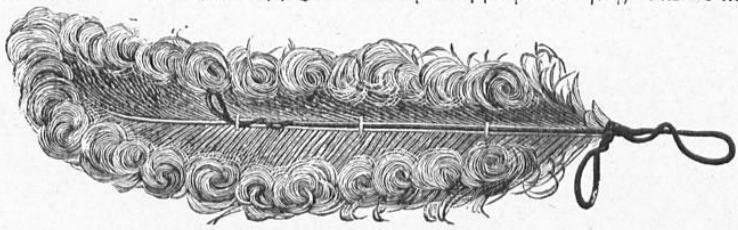


Herrichtung einer Stütze.

d. h. ein halbmondförmiges oder rechteckiges doppelt gelegtes Gazestück, das — mit Draht umrandet und mit Hutfutter bekleidet — am Hut befestigt und später durch Schleifen, Rosetten, Blumen oder sonstige Schmuckteile verdeckt wird. Der Bügel ist aber stets vor dem Einfüttern anzusetzen und in der Rohform auf seinen Sitz hin zu prüfen.

Bei unbezogenen Hutformen aus Steiftüll, Steifgaze ꝛc. deckt man das Gerippe durch faltig geordneten Sammet, durch Seide, plissierten Chiffon, Tüll, Spitzen — je nach dem Zweck, dem der Hut dienen soll. Den ersten Überzug erhält die Krempe; bei glattem Bespannen ist der Stoff besser schräg zu nehmen, bei puffigem Arrangement darf er gerade oder schräg geschnitten werden. Der Hutkopf kommt erst nach Vollendung der Krempe an die Reihe; die hierfür zu benutzende Stoffrundung von ca. 55 cm Durchmesser ist bei leichten Geweben auf Gaze, Steiftüll oder Mull zu heften und um den Kopf in gleichmäßigen Falten anzuordnen. Die Verbindungsstellen decken Band, Sammet- oder Chiffongewinde, Schmelzborten, Rosetten — kurz irgend ein Arrangement, das sich dem übrigen Ausputz anpaßt.

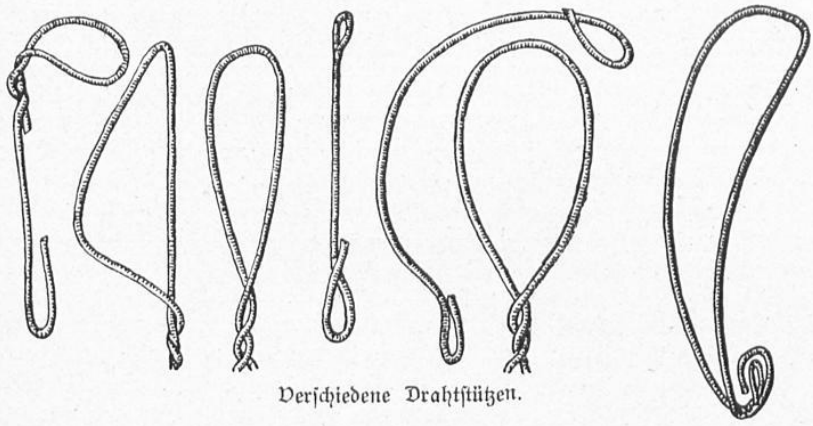
Der einfachste Hutputz ist das glatte, breite Sammetband, das den Hutkopf fest umspannt. Bei Filz wird es nur umgelegt und durch eine gerade Schleife geschlossen. Bei starkrippigem Stroh empfiehlt es sich, das Durchdrücken



Straußfeder auf Drahtstützen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Strohrippen durch ein entsprechend breites Papierband zu verhindern (am besten ist das Streifenpapier, auf dem neue Bänder aufgewickelt sind), das zwischen Hutkopf und Band geschoben wird. Alle übrigen Garnituren verlangen mehr oder weniger Vorarbeit. Straußfedern und manchmal auch andere Federn, denen man eine besondere Form zu geben wünscht, erhalten Stützen aus Baumwolldraht, der oben zu einer kleinen Schlinge gebogen und mittels Knotenstichen — 2—3 genügen — oder weitläufigen Langetten an der Federrispe befestigt wird. An diesem Draht, d. h. an der Öse und den zwischen den Stichen liegenden Drahtschlingen ist die Feder später anzunähen, sehr sicher, aber doch so, daß ihr genügend Spielraum für die ihr eigentümliche, sanfte Biegung bleibt. Allerhand Drahtstützen sind auch für Band- und Stoffschlupfen, für Spitzenbügel und sonstige



Verschiedene Drahtstützen.

Schmuckteile vonnöten, um sie in der gewünschten Lage zu erhalten; bisweilen können sie lose eingeschoben werden, meist aber sind sie durch ein paar unsichtbare Knotenstiche mit dem Stoff zu verbinden.

Band sollte so wenig als möglich zerschnitten und zu Schleifen genäht werden; eine genähte Schleife erreicht nie den Reiz der flott gebundenen. Man übe das Binden aber lieber erst an einem alten Bande, knüpfe dann nach erlangter Sicherheit das eigentliche Garniturband oder binde die Schlupfen und Enden mit feinem Draht oder starkem Zwirn ab. Ehe der Ausputz auf dem Hute angenäht wird, soll er mit Stecknadeln befestigt und angepaßt werden. In großen Putzateliers beschränkt man das Nähen beim Aufbringen der Garnituren überhaupt aufs Geringste. Es wird bei weitem mehr gesteckt, als genäht; erstens, weil diese Methode müheloser ist und hauptsächlich auch darum, weil sich mit ihr jede Anordnung leichter und gefälliger gestalten läßt. Prächtig zu verwerten sind hierfür die kleinen Ziernadeln, die in hunderterlei verschiedenen Arten im Handel sind.

Was genäht wird, soll haltbar sein, ohne den Eindruck des Festen, Ängstlichen zu machen. Putz ist keine Schneiderarbeit, bei der es vor allem auf kleine, exakte Stiche ankommt. Putz verlangt flottes, keckes Arrangieren und, wo es am Platze ist, auch einen flotten, kecken Stich. Bei Hüten, die unterhalb der aufgebogenen Krempe eine Garnitur erhalten sollen, ist der Form eine jener Gazestützen anzufügen, deren wir vorhin schon erwähnten. Ob sie mehr nach vorn oder nach hinten rücken, ob sie höher oder tiefer sitzen muß, das lehrt am besten eine eingehende Spiegelprobe, denn Kleidsamkeit und Haartracht reden hierbei das erste Wort. Meist wird die linke Hutseite aufgebogen; getragen aber kann eine sog. schiefe Krempe auch auf der rechten

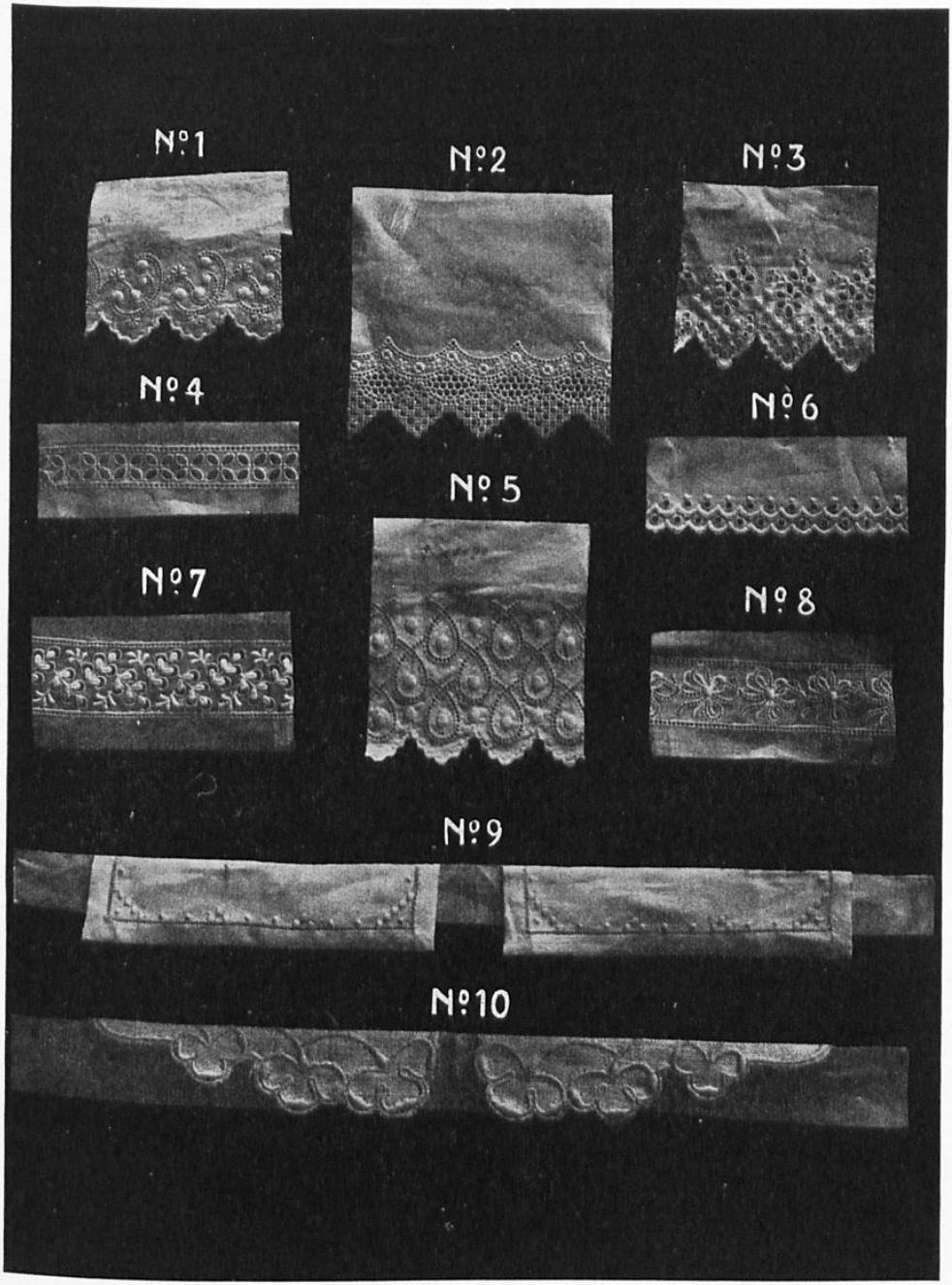
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite werden, wenn Gesicht und Haar dies vorteilhafter erscheinen lassen, denn die Hauptsache beim Hute ist doch, daß er „steht". Durch ein- oder zweiseitiges Aufschlagen des Randes vermag man alten Hüten eine neue, veränderte Form zu geben. Die Krempe ist in einem solchen Falle scharf nach oben zu biegen und 1—2 cm über dem Rande des Hutkopfes an letzterem festzunähen.

Wer im Hütebauen schon einige Geschicklichkeit erlangt hat, mag sich auch an weitere Modernisierungen wagen, die schmale Krempe durch eine angesetzte Sammetpuffe oder einen Pelzstreifen verbreitern, einen unmodernen Kopf entfernen und einen Ersatz aus Sammet, Pelz, Seide oder Tüll einfügen, oder umgekehrt, eine neue Krempe an einen schon vorhandenen Kopf setzen. Auch das schuppenartige Benähen einer abgedienten Gazeform mit schillernden Fasanen- oder Wildentenfederchen, mit bräunlich getönten Feldhuhn- oder Schnepfenfedern bietet eine dankbare Umwandlung und — wenn ein liebenswürdiger Gatte, Vater oder Bruder für den nötigen Vorrat an Wildgeflügel sorgt — nebenbei auch eine billige!

Zu den beliebtesten Schmuckteilen gehören die Rosetten. Sie wirken immer gut, gleichviel, ob sie aus schweren oder duftigen Stoffen bestehen und lassen sich auf die verschiedenste Art ausführen. Einfach und dankbar, auch sparsam im Stoffverbrauch ist z. B. die folgende. Man schneidet ein Seidenrund von ca. 20—25 cm Durchmesser, legt rings um den Rand mittels Reihfaden kleine Fältchen oder reiht den Rand auch nur ein, schneidet ein zweites, etwa talergroßes Rundteil (Fuß) aus doppelter Gaze und heftet die eng zusammengezogenen Fältchen in der Mitte des Gazefleckchens fest. Schließlich wird der lose hängende Seidenbeutel mit ein paar geschickten Stichen gefaßt, so daß sich eine gefällige, duftige Rosette ergibt. Eine zweite Form bedingt einen Seidenstreifen von ½ m Länge und etwa 16 cm Breite, der an seinen Breitseiten zur Rundung geschlossen wird. Hierauf sind — die rechte Seite nach außen, — die Langseiten aufeinanderzulegen und gleichzeitig mit doppeltem Faden einzureihen. Eine zweite, etwas kleinere Rosette aus Chiffon oder Spitze kann der Stoffrosette eingefügt und mit dieser zugleich fest zusammengezogen werden; ebenso hübsch machen sich als Mittelpunkt Schlingen aus schmalem Band, die den Rand der Rosette etwas überragen und wie leichtbewegte Staubfäden wirken. Eine Schneckenrosette läßt sich aus Sammet, Seide und besonders reizvoll aus Krepp arbeiten. Zur Sammetschnecke gehört ein doppelt gelegter, 6 cm breiter und 200 cm langer Sammetstreifen und ein Gazefuß in gleicher Größe wie der eben beschriebene. Die langen Seiten des Streifens sind durch Reihstiche zu verbinden, danach ist dieser gleichmäßig und fest auf den Gazefuß zu nähen. Man beginnt in der Mitte zu nähen, wo man zuerst den eng eingereihten Querrand befestigt; dann säumt man den übrigen, leicht eingereihten Streifen in dichten Schneckenwindungen dem Gazeboden an, bis dieser vollständig gedeckt ist. Die fertige Rosette ähnelt im Aussehen den gebackenen Rosen oder Sprungfedern. Hat man weniger Material zur Verfügung, etwa ein Stück Sammetband von 1 m oder auch nur 85 cm Länge und 10½ cm Breite, so bricht man auch dieses doppelt zusammen und reiht es über Draht ein. Schneckenartig um sich selbst gewunden, wird der Streifen zu einer Rosette von 14 cm Durchmesser eingezogen. Für Kreppschnecken ist der Stoff wieder reichlicher zu nehmen, 100—120 cm lang, 12 cm breit, und doppelt gelegt, einzurollen. Erst festwickelnd, hält man später den Stoff etwas an, damit recht lose, gefällige Windungen entstehen. Ein fest umgewickelter Faden sorgt für Halt. Diese Krepp-Chiffon-Rosetten eignen sich auch sehr gut als Ausputz für Ballkleider und ähneln in dem duftigen Material zarten, vollerblühten Rosen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

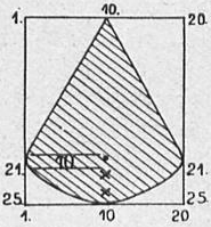


No. 1, 2, 3, 5, 6: Spitzen in Schweizer Weißstickerei; No. 4, 7, 8: Einsätze in Schweizer Weißstickerei; No. 9 und 10: Halskragen in Handstickerei.
Von F. C. Strubberg & Cie., Frankfurt am Main.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

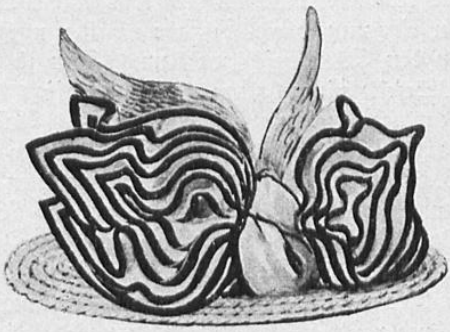
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein kleidsamer Schleifenschmuck für breitrandige, sommerliche Hüte läßt sich aus weißem Taffet und Chiffon, einfacher nur aus weißem oder geblumtem Musseline herstellen. Nach der beigegebenen Schnittübersicht sind vorerst zwei Teile aus weißem Taffet zu schneiden, darauf noch je fünf Blätter aus Chiffon, jedes im ganzen etwas kleiner als das vorhergehende. Sämtliche Teile sind über feinem Blumendraht mit schwarzem Sammetband einzufassen; dies vollendet, wird jedes einzelne am breiten Ende, wie die Abbildung lehrt, leicht gefaltet und sein Rand wellig eingebogen. Je fünf Chiffonblätter werden hierauf durch einen Stich mit dem Seidenblatt verbunden und dann beide Seitenteile mit ihrem stumpfen Ende einander zugekehrt, vorn am Hutkopfe festgenäht, den ein etwa 30 cm breiter Chiffonstreifen umwindet. Ein voller Chiffonknoten deckt vorn die Mitte; zwei schwarzweiße Taubenflügel,





Schleife zum Gartenhut.



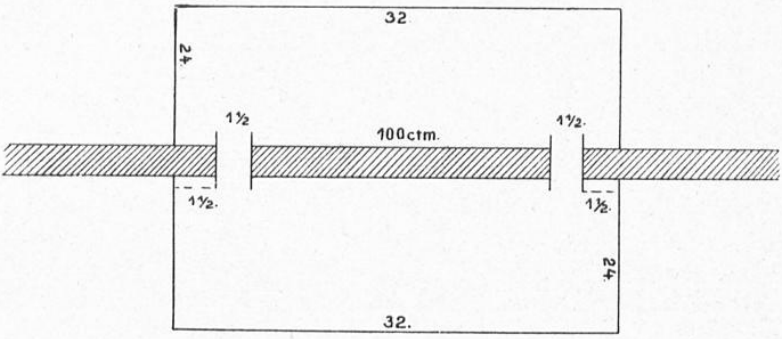
Gartenhut.

die hinter den Schleifen aufsteigen, vervollständigen den hübschen Aufputz. Gut verwendbar zu allerhand Arrangements ist mit Draht abgenähter Taffet. Man schneidet einen ziemlich breiten, entsprechend langen Streifen und säumt ihn rechts und links mit Maschinensteppnaht, nachdem man dem Saum Drahtband eingelegt hat. Dahinter steppt man jederseits noch 4—5 Säumchen ab, die sämtlich eine Einlage aus feinem, runden Draht erhalten. Sie wirken wie hochstehende Röllchen. Man kann den runden Draht aber auch fortlassen und nur Säumchen steppen. Ein so vorgerichtetes Stoffstück läßt sich vorzüglich verarbeiten, namentlich, wenn man es im ganzen um den Hut schlingt und vorn zu einer vollen Doppelschleife mit hochstehenden Enden arrangiert. Diese Enden sind gerade zu schneiden, zu säumen und gleichfalls in Säumchen zu nähen. Um den Streifen zu variieren, kann er mit abstechender Farbe — schwarz zu weiß und umgekehrt — abgesteppt werden, auch lassen sich die Schmucksäumchen durch einfache Steppnähte ersetzen, bei denen der Stoff mit Hilfe der lose gehaltenen Spannung etwas einzukrausen ist.

Bei den Schutzhüten für Garten und Strand wollen wir die „Helgoländer" nicht vergessen, die mit so wenig Mühe herzustellen und dabei doch so praktisch und kleidsam sind. Einige der einfachsten Formen sollen hier folgen. Nach Maßgabe der

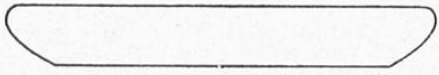
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schnittübersicht macht man in ein Stück weißen, biegsamen Kartons von 32× 24 cm Größe in der Mitte jeder Schmalseite und 1½ cm vom Rande und ebenso weit von



einander entfernt, zwei kleine, senkrechte Einschnitte, durch die man ein entsprechend breites und 100 cm langes Band, das spätere Bindeband, leitet. Hierauf bezieht man die bandlose Seite des Kartons mit weißem Leinen, Shirting oder dichtem Mull, der ringsum so viel Zugabe erhalten muß, daß man ihn am Rande umschlagen und an den Ecken befestigen kann. Dies ist die Unterseite des Helgoländers. Für die Oberseite nimmt man gleichen Stoff, 77×60 cm groß, säumt ihn ringsum und begrenzt den Saum mit einer Spitze. Auf das fertige Tuch legt man die noch unbedeckte Kartonseite derartig auf, daß an der einen Längseite (späteren Vorderseite) 10 cm Stoff stehen bleiben und die Schmalseiten hüben und drüben gleich breit vom Stoffrande entfernt sind. So steckt man die Leinendecke fest und näht sie dann mit feinen Vorstichen den Stoffrändern der Pappe auf, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Bänder freien Durchschlupf behalten. Damit ist der luftige Hut beendet; er wird mittels der Bänder geschlossen, die man im Nacken zur Schleife knüpft. Das schmale Stoffstück kann man nach Belieben zurückschlagen oder über die Stirn fallen lassen.

Ein Helgoländer anderer Art erfordert einen Streifen weißen Stoffes von 87 cm Länge und 78 cm Breite. Davon wird ein 19 cm breiter Saum, über die ganze Länge des Streifens gehend, abgenäht und in diesen ein knapp 19 cm breites und 43 cm langes Kartonstück eingeschoben. Das Kartonstück ist jedoch vorher



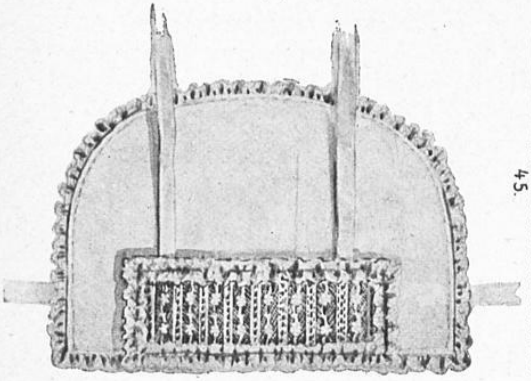
Kartonstück.

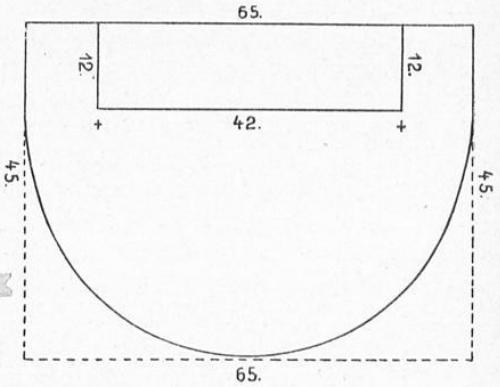
an der einen Längsseite (vorn) etwas abzurunden und nach hinten zu verkürzen. Nun nähe man am Saum die Rundungen ab, damit die Einlage nicht rutschen kann, säume auch die anderen Seiten des Tuches und nähe an den inneren Ecken zwei Bänder zum Binden an, die dem Hute die Rundung geben. Zwei Bindebänder halten ihn unterm Kinn zusammen, zwei weitere werden hinten im äußeren Nacken zur Schleife verknüpft. Soll der Hut gewaschen werden, so löst man einfach die Pappe aus dem Saum und hält sie später wieder durch einige Stiche fest.

Für Kinder von 2—6 Jahren fertigt man einen niedlichen Helgoländer nach folgenden Maßen an. Ein Stück Shirting, 65 cm lang, 45 cm breit, bleibt an der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen Längsseite gerade und wird an den anderen drei Seiten zum Halbkreis abgerundet, dessen Durchmesser 45 cm bleibt. Dann nähe man der geraden Seite einen 42 cm langen, 12 cm breiten Stoffstreifen auf und lasse rechts und links davon gleichviel Stoff frei. Zwischen dieses Stück und den Unterstoff wird in Abständen von 3 cm





Helgoländer ausgebreitet.

starke Schnur eingenäht. Dies ergibt, roh gestärkt, den schützenden Teil des Hutes. Schließlich näht man an der Innenseite dieses Stückes, 10 cm vom Rande entfernt, je 40 cm lange Kinnbänder an und befestigt an der Außenseite, an der äußersten Ecke des Streifens, der Rundung zu, die 40 cm langen Nackenbänder. Rings um den Rand der Kappe setzt man 1 cm breite, kräftige Spitze. Soll das Hütchen eleganter sein, so kann man dem ganzen, abgerundeten Teil noch einen Zwischensatz einfügen, statt kräftiger Spitze feine Valenciennes wählen, über die Schnureinlagen einen Streifen aus Zwischensätzen und Stickereibörtchen nähen und ihn rundum mit einer Tollfaltenrüsche aus Spitzen begrenzen. Beim Aufsetzen der Kappe bindet man zuerst die Kinnbänder, streicht den Stoff hinten hübsch in Falten und bindet dann auch die Nackenbänder.



Waschbarer Helgoländer für kleine Mädchen (geschlossen.)

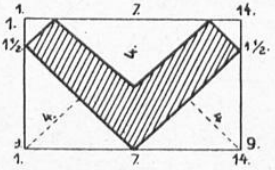
Alle diese Schutzhüte stellen keine großen Anforderungen an die Geschicklichkeit der Näherin und verlangen nur etwas Achtsamkeit und Genauigkeit; sie werden daher auch ungeübten Händen gelingen.

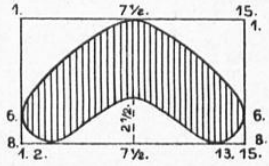
Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir uns den weiteren Garniturteilen zuwenden und sehen, wie sie zu behandeln sind. Mit Vorliebe verarbeitet die Putzmacherin schmale Kräuselrüschen aus Band, Taffet, Krepp-Plissee ꝛc. Band wird am oberen Rande oder in der Mitte eingereiht. Zu einer vollen Rüsche lassen sich auch zwei schmale Bänder aufeinanderlegen und am oberen Rande mit weitläufigen Überwendlingsstichen einkrausen. Für Krepp-Plisseerüschen wählt man den Streifen

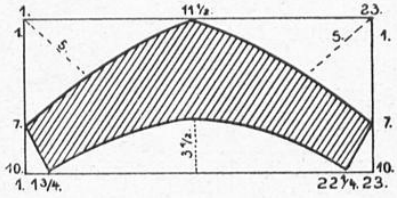
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5 cm breit oder beliebig breiter; das richtet sich ganz nach dem vorgesehenen Zweck. Der Streifen wird so umgeschlagen, daß beide Ränder, etwas übereinandertretend, auf der Streifenmitte liegen und gleichzeitig mit dem Reihfaden gefaßt werden können. Soll die Mitte noch durch ein Püffchen geziert sein, so legt man die Säume eines breiteren (12 cm) Streifens derartig um, daß zwischen beiden die einfache Stoffmitte ca. 3 cm breit ist, bricht den Streifen in der Mitte zusammen und reiht beide Säume mit einem Faden ein. Beim Verteilen der Fältchen ist das mittlere Püffchen geschickt aufzuzupfen. Bisweilen ist die Verwendung von Kopfrüschen wünschenswert. Nehmen wir an, es solle ein Streifen von 9 cm Breite dazu verarbeitet werden, so wird die eine Langseite 2 cm breit nach links gebogen, die andere 1 cm breit und dann nochmals wie zum Saum 2½ cm nach oben. Der Saumrand deckt somit den ersten Umschlag und wird mit diesem zusammen eingereiht, wodurch sich eine breitere Frisur mit schmalem Köpfchen bildet. Für Trauerhüte sind schlichte Krepprölldchen ein beliebter Aufputzartikel; man braucht dazu Streifen von 3½ cm Breite, schlägt sie jederseits nicht ganz 1 cm breit nach links um und legt den unteren Saum etwa drei Viertel cm vom oberen Bruch entfernt, auf den ersten Saum, mit dem er durch Hohlstiche verbunden wird. Hohlstiche benutzt man auch, wenn es gilt, Seide einzusäumen oder Krepp-Plissee da, wo bei den Garniturteilen die Rückseite zum Vorschein kommt, wie bei Schleifenenden 2c. Sonst säumt man das zarte Gewebe mit Vorstichen, die auf der rechten Seite winzig klein erscheinen müssen, links weitläufiger sein dürfen. Sammetränder sichert man durch Saumstiche, die nur die oberste Stoffschicht erfassen. Gesäumt werden müssen alle Schleifen, Schlingen und Knoten, die man aus Stoff bildet; bei den Windungen, die sich um den Hutkopf legen, ist es weniger nötig, es sei denn, daß sie sehr lose angeordnet und weit ausfallend auf die Krempe gelegt würden.

Die Häubchen für ältere und alte Damen werden stets auf einer Steiftüll-Passe und über den vorerwähnten Haubenköpfen oder Kissen garniert. Die Passe, deren drei hauptsächlichste Formen wir mit unseren Schnittübersichten veranschaulichen, sind







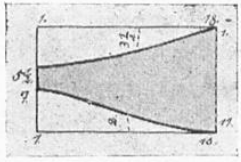
mit Draht zu umranden und der Drahtreif mit Band einzufassen und eventuell mit einem ca. 3 cm breiten Tüllrüschchen zu besetzen. Die weitere Aufmachung richtet sich nach dem Geschmack der Trägerin und der jeweiligen Mode, die den Häubchen bald mehr bald weniger hohen Aufputz zudiktiert. Abbildung 1 würde als Grundform

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für ein Gesellschaftshäubchen, die Schneppe natürlich nach vorn zeigend, beispielsweise rundum mit einem Tüllrüschchen zu besetzen sein. Weiter wären ein 105 cm langes Stück 4½ cm breiter Alenconspitze und zwei volle Rosetten aus feinstem Illusionstüll



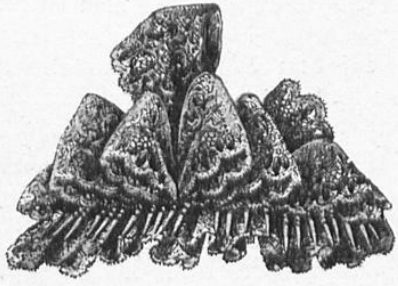
Gesellschaftshäubchen für ältere Damen.



Schnittmethode zum Gesellschaftshäubchen.

für den Aufputz erforderlich. Die Spitze wird eingereiht und dem Rande ringsum angesetzt; ihr letztes Ende schiebt sich, hochstehend, zwischen die zwei losen Rosetten, welche die Mitte decken. Eine lachsfarbene oder blaßlila Pleureuse-Feder gibt dem vollendeten Häubchen den letzten Chic.

Eine andere Garnitur der gleichen Passe könnte mit Ducheſſe-Spitze — 77 cm lang, ca. 6 cm breit — ausgeführt werden. Wie vorher, wird auch hier die Spitze, eingereiht, dem Rande angefügt. Ihr Ende schiebt sich zwischen zwei Puffen aus Illusionstüll, die mehreremale mit zierlicher Goldgimpe überspannt werden können. Ein zarter Reiher vervollständigt die Garnitur. Abbildung 2 soll einen Aufsatz aus farbiger Tüllspitze erhalten und ist mit passendem Seidenband einzufassen. Die



Spitzenaufsatz für ältere Damen.

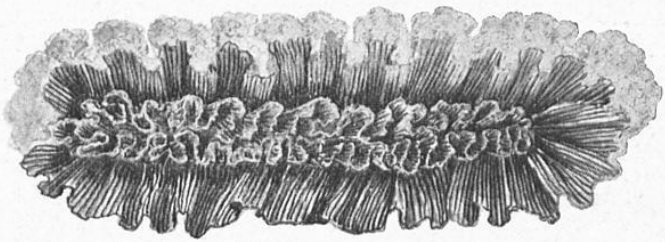


Spitzenhäubchen für alte Damen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spitze, 80 cm lang, 6 cm breit, wird eingefaltet und ringsum auf die Form genäht. Darüber kommt für den vorderen Rand ein Flitterfränzchen. Aus der übrigen Spitze formt man über Drahtbandstützen zwei 6 cm und zwei 9 cm lange Schlupfen und eine 10 cm lange, die so geordnet werden, daß die beiden kleineren, dicht aneinandertreffend, die vordere Mitte einnehmen, die beiden größeren sich daran schließen und die längste Schlupfe, hoch stehend, dahinter befestigt wird. (Siehe Abbildung.) Die dritte Passe eignet sich als Grundriß für ein Häubchen, wie es alte Damen gern tragen. Sie erfordert zum Ausputz 180 cm schwarze Chantilly-Spitze von 10—12 cm Breite und 1 m ca. 8 cm breites, schwarzes Sammetband. Die leicht gefaltete Spitze wird um den vorderen Rand gesetzt; dann bildet man zwei, je 25 cm lange Zipfel, indem man die Spitze zu einer spitzen Ecke abnäht und den überflüssigen Stoff fortschneidet. Die Querränder werden dicht gefaltet und die Zipfel je 7 cm über dem Ende der Grundform aufgenäht. Die übrige Spitze ist auf 8 cm Länge einzureihen und verstürzt der hinteren Mitte der Grundform anzusetzen. Die Sammetschleife mit doppelten Schlupfen wird vorn unter die überfallende Spitze geschoben.

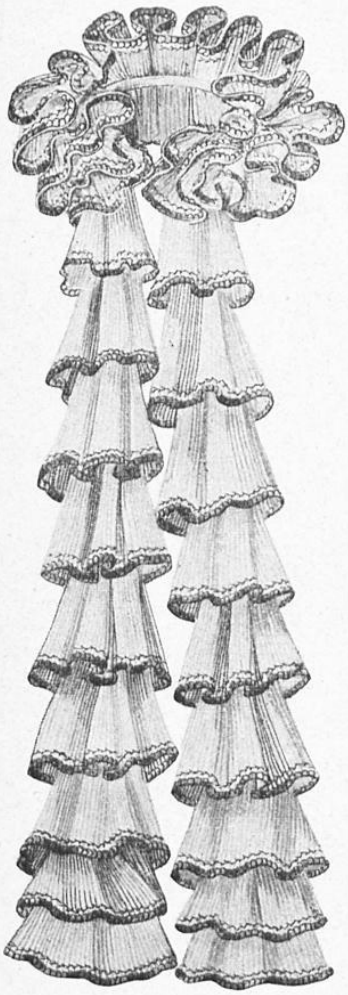
Daß man zum Gebiete der Putzmacherei nicht nur die Anfertigung von Hüten und Hauben, sondern auch diejenige zahlloser anderer Gebrauchs- und Luxusgegenstände rechnet, deren Herstellung eine leichte Hand bedingt, dürfte den Leserinnen bekannt sein. Sie werden daher mit Recht auch über einige dieser Zierlichkeiten von uns Auskunft erwarten. Da sind zuerst die Spitzenrüschen, die noch immer eine große Rolle in der weiblichen Kleidung spielen. Tüll bildet ein dankbares Material dafür. Mit schwarzem, feinplissiertem Malines-Tüll und gelblicher Spitze läßt sich eine der augenblicklich sehr beliebten, vollen Halsrüschen formen. Der Tüll ist in



Halsrüsche aus Spitze und Tüll.

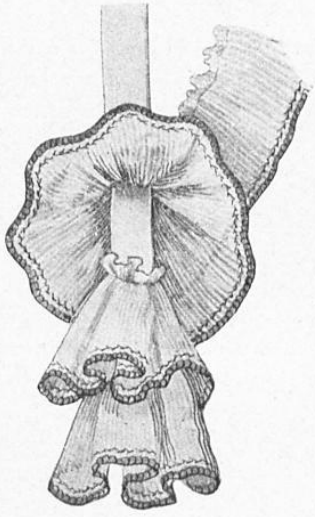
zwei, 12 cm breite und 600 cm lange Streifen zu schneiden, die man in dreifache, mit kurzem Köpfchen versehene Tollfalten legt und auf ein 40 cm langes, 3 cm breites Seidenband heftet, so daß die Köpfchen auf dem Bande zusammentreffen und eine dichte Mittelrüsche bilden. Die 240 cm weite, 11 cm breite gelbliche Tüllspitze wird gleichfalls in dreifache Tollfalten geordnet und nach oben stehend, innen eingefügt. Die fertige Rüsche kann offen und geschlossen getragen und in letzterem Falle mit Ziernädelchen zugesteckt werden. Nicht minder kleidsam ist die Spitzen- und Chiffonboa, die man sich selbst viel billiger herstellen kann, als die Modegeschäfte sie liefern. Man kauft die Zutaten einzeln, kann auch vorhandenes Material, Chiffon oder Tüll von einem Überkleid, Spitzen, Band 2c. mit verarbeiten. Gebraucht werden vorerst zwei, 70 cm lange, 2 cm breite weiße Atlasbänder und zwei Enden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Chiffon-Boa.

fein plissierter, weißer Chiffonvolant von 900 cm Länge und 10 cm Breite, die von unten beginnend spiralförmig um das Band aufzunähen sind. Die folgende Windung muß dabei immer den Ansatz der vorhergehenden decken. Um den Eindruck der Boa reicher zu gestalten, besetzt man nach dem Plissieren die Ränder des Streifens mit einem schwarz-weiß gemusterten, schmalen Seidenbörtchen, einem schwarzen oder weißen Krepp-Plisseerüschchen, einem Spitzchen oder feiner Goldborte. Für die Halsrüsche sind zwei doppelte Schrägstreifen von 330 cm Länge, 10 cm mittlerer und 7 cm Endbreite nötig, die eine gleiche Garnitur wie die Boa-Enden erhalten und, Fuß an Fuß und in ihrer Mitte



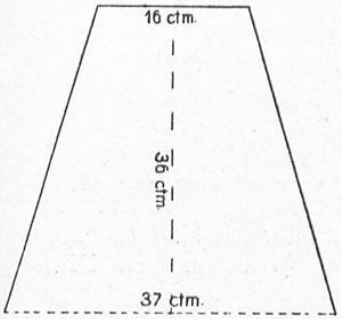
Ausführung der Chiffon-Boa.

in Rosentollen gefaltet, auf ein 3 cm breites, 40—42 cm weites Atlasbündchen genäht werden. Den Schluß der Arbeit bildet das Anfügen der Boa-Enden und einer Zierschließe an den Halsbund. Dieselbe Boa wirkt auch aus schwarzem, plissiertem Tüll ohne jeden Besatz sehr gut; statt der Spiral-Enden kann sie event. lang herabfallende Stoffenden erhalten, die 70—100 cm lang, etwa 1—2 m breit und dicht zu plissieren sind. Ihre unteren Querränder schmückt Volant- oder Spitzenabschluß.

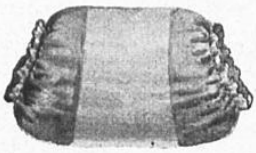
Eine dankbare Arbeit für die häusliche Putzmacherei bietet ferner das Anfertigen eines Phantasiemuffs, dessen Größenverhältnisse allerdings mit der Mode wechseln. Als Futter ist weißer Linon zu nehmen und auf Grundlage umstehenden Schnittes — der heutigen Mode entsprechend aber in allen Maßen um ca. ein Viertel größer — in doppelter Lage zuzuschneiden. Ein zweiter Linonteil

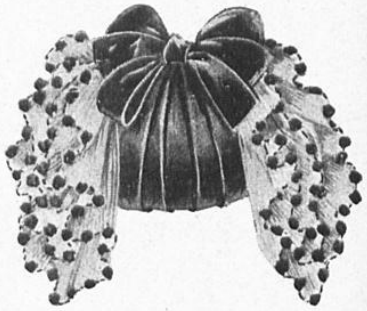
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mißt an beiden Schmalseiten dieselbe Breite wie der erste, ist aber um drei Zentimeter höher zu nehmen. An den Schmalseiten zur Rundung geschlossen, wird der erstgeschnittene Teil, die Naht nach außen, mit Watte bedeckt, in der Mitte stärker, an den Seiten flacher, und diese hier und da dem Futter angeheftet. Nun legt man den



Grundform zum Muff.





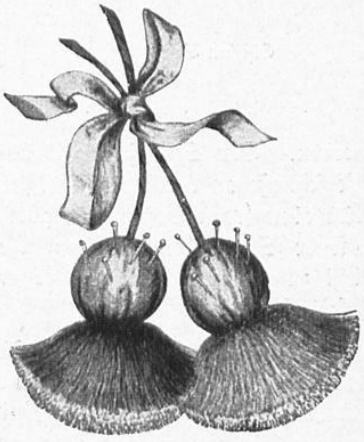
Phantasiemuff.

zweiten Linonteil auf die Watte, näht ihn oben zusammen, reiht die Grundform seitlich ein und besetzt sie hier auf der Außenseite je 7 cm breit mit Seide, die zugleich mit dem lose eingeschobenen Seidenfutter mit Köpfchen einzureihen ist. Die Bekleidung der Grundform richtet sich natürlich nach der herrschenden Mode. Der Stoff — Sammet oder Seide — ist in schräger Lage zu nehmen, damit er voller arrangiert werden kann und in Längs- oder Querfalten zu ordnen. Den seitlichen Abschluß bildet reiches Spitzengefältel, Krepp-Plissee, Frisuren aus Seide oder dergl.; Schleifen und ein Veilchentuff können den Ausputz vervollständigen.

Ähnlich verfährt man beim Herstellen einer eleganten Schlummerrolle, nur daß die Röhrenform hier überall gleich breit ist (ca. 50 cm Länge zu 45 cm



Seidene Schlummerrolle mit Band und Spitzen.

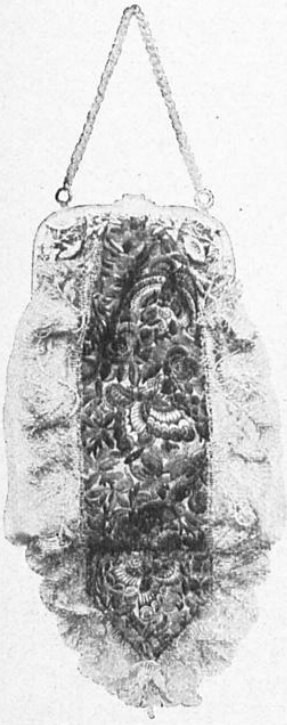


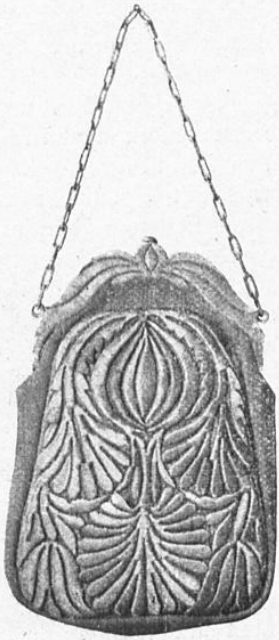
Distelblüte als Nadelkissen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf











Verschiedene Handtäschchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umfang) und mit Daunen dicht gefüllt wird. Die äußere Hülle läßt der Phantasie den weitesten Spielraum. Wunderschön wirkt weißgrundige Chinéseide mit blaßroten Blumen, die seitlich mit blaßroten Seidenvolants und Spitzengekräusel abschließt. Aber auch Reste, durch schmale Seidenborten, Einsätze, Metallborten und dergl. mit einander verbunden, lassen sich bei einigem Geschmack und Geschick vorteilhaft verwenden. Die Schlummerrolle wird an breitem, seidenem Bande, das oben zur vollen Rosette zusammentritt, über die Stuhllehne gehängt und kann auch zwischen Spitzengefältel und Volant noch Schleifenschmuck aufweisen.

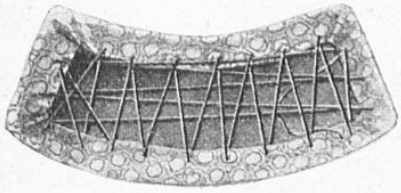
Mannigfaltig sind die Gegenstände, die eine geschickte Hand aus allerhand Seiden-, Sammet-, Spitzen- und Bandrestchen hervorzuzaubern versteht. Kleine, 12 cm im Geviert messende Sammet- und Seidenfleckchen ergeben zierliche Nadel- und Toilettekissen und verlangen keinen anderen Ausputz als an ihren vier äußersten Ecken je eine volle Stoffrosette; 20 cm lang, 10 cm breit liefern sie wunderhübsche, längliche Kissen für die Schlipsnadeln der männlichen Hausgenossen. Die umstehend abgebildeten Distelblüten lassen sich gleichfalls aus Resten herstellen. Als Grundbestandteile erfordern sie zwei große Hutpompons in zwei Schattierungen lila, an deren kurze Drahtstiele zwei, je 15—16 cm lange Enden aus dickem Hutdraht durch festes Umwickeln mit starkem Faden befestigt werden. Die so entstandenen Stengel umwindet man, unten beginnend, in schräger Richtung mit 1 cm breitem, moosgrünem Atlasbande, das oben dicht unter den Pompons festgenäht wird. Der dicke Distelkelch formt sich durch reichliche Wattepolsterung, die den Pompon etwa um ein Drittel decken muß und durch einige Stiche zu halten ist. Über die Watte zieht man eine röhrenförmige Hülle aus moosgrünem Sammet, die 6—7 cm lang und vor dem Überstreifen oben und unten schmal einzuschlagen und mit doppeltem Seidenfaden lose einzureihen ist. Indem man diese Fäden jetzt fest anzieht und gut verknüpft, gibt man dem Kelche die erforderliche Form. Die Fältchen sind mit unsichtbaren Stichen anzunähen; zum Schluß legt man beide Stiele kreuzweis übereinander, knüpft ein lila Seidenband darum und hängt die Disteln an einer Schlupfe der Schleife seitlich am Ankleidespiegel auf.

Fleckchen aller Formen und Farben, geschmackvoll auf leichten Mull geheftet und mit dichten Hexenstichen untereinander verbunden, wachsen im Umsehen zu Deckchen, Mappenbezügen, Kissenplatten und ähnlichen hübschen Dingen an, die teils mit Seidenschnur, teils mit Volants umrandet, sich überall sehen lassen können. Wieder andere unserer Seiden- und Sammetschätze: weißer Brokat vom Brautkleide, golddurchwirkter Damast von Großmutters Staatsrobe, glatter Velvet und farbig gemusterter Sammet — wandeln sich in Täschchen und Pompadours, die mit Zugsaum oder Metallbügel versehen, der modernen Frau fast unentbehrlich sind. So wissen geschickte Finger sich alles dienstbar zu machen, kostenlos hübsche Geschenke zu fertigen und manchen Groschen im Haushalt zu sparen.

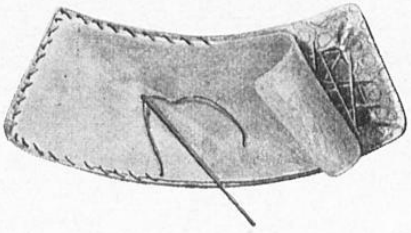
Es gibt so viele kleine Toilettegegenstände, die ein schmaler Geldbeutel nicht bewilligen kann, die aber dem ganzen Anzug Reiz und Anmut verleihen, als da sind Kravatten, Schleifen, Gürtel, Haarrosetten und wie die eleganten Niedlichkeiten alle heißen. Da muß denn die Losung gelten „selbst ist der Mann" oder vielmehr die Frau; man muß Umschau halten in den Schaufenstern der Luxusgeschäfte und dann unter den eigenen Vorräten und diese den teuern Modellen anzupassen suchen. Zartblumiger Musseline oder gemusterte Foulardseide 13—15 cm breit, 105—116 cm lang, als Doppelbinder 20 cm breit und 150 cm lang — ringsum mit einem Stoffstreifen in doppelter Lage von etwa 2 cm Breite besteppt, bilden ganz allerliebste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kravatten für Blusen und Blusenhemden. Kürzere Streifen erhalten einen Ansatz aus plissierter, abstechender Seide oder einfarbigem Musseline, mit schmalen Spitzen besetzt und Zwischensätzen garniert. Wieder andere werden mit zwei über-



Schild zur Herrenkravatte.

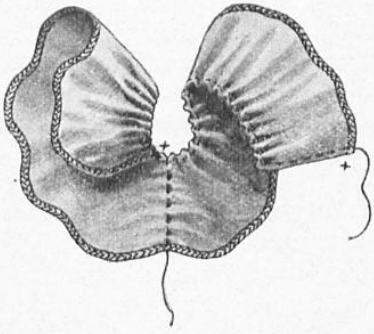


Einnähen des Futters in das Schild.

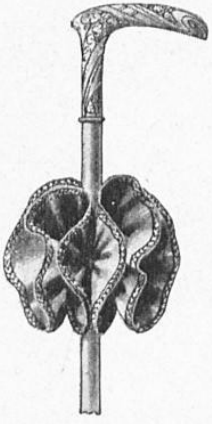
aneinanderfallenden Spitzenvolants ausgestattet, oder man verbindet sechs Seidenbänder von 2 cm Breite der Länge nach mittels loser Hexenstiche zur Kravatte, die unten mit einer schönen, breiten Seidenfranze schließt. So lassen sich zahllose Variationen ersinnen! Kleinere Reste an Chiffon und Spitzen sind für Vorsteckschleifen und Jabots verwendbar, die eine Passe aus Steifgaze und eine Schleifennadel zum Anstecken erhalten, Bandreste für Rosetten an Kleider, Hüte und Schirme. Zwei Rosetten nebeneinandergesetzt, zeigt unsere Abbildung als Schirmschmuck. Das 65 cm lange, 4 cm breite Band wird an einer Längs- und beiden Schmalseiten zusammenhängend, sowie quer in der Mitte eingereiht. Dann wird das Gereihte festgezogen, Stern auf Stern treffend, zusammengefaßt und mit der zweiten Rosette auf schmaler Bandspange angesetzt.



Genähte Herrenkravatte.



Ausführung der Rosette.



Schirmrosette.

Natürlich kann man sich auch ans Arbeiten einfacher Herrenschlipse wagen. Der Selbstbinder z. B. entsteht auf einer Unterlage von leichtem Flanell oder Schlipsbarchent, die 2—5 cm breit und 95 cm lang ist. Bei 5 cm Breite ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie nach der Mitte zu etwas zu verjüngen. Der Oberstoff — auch Bänder eignen sich dafür — wird an der einen Langseite mit Hohlstichen geschlossen. Die Querränder sind entweder gerade zu lassen oder zuzuspitzen; der Bezug ist hier in gleicher Weise zusammenzunähen. Vor dem Schließen der Langseite ist dem Futterstreifen rechts und links, d. h. je 12—13 cm von der Mitte entfernt, ein Schlipshaken anzusetzen, der später unter den Kragen geschoben wird und das Hochrutschen der Kravatte verhindert. Mit schwierigeren Mustern richtet man sich am besten nach einem vorhandenen Modell, das sorgsam zertrennt und aufgeplättet werden muß.

So haben wir gesehen, daß die Putzmacherei im Hause eine nicht zu unterschätzende Hilfskraft ist und daß sie mancherlei Vorteile einbringt. Und da dem so ist, sollte sie fleißiger geübt werden, auch als Erwerbsquelle für gebildete Mädchen. Manche töchterreiche Familie würde gern eine flinke, geschickte Putzmacherin ins Haus nehmen, um unter Verwendung aller verfügbaren Vorräte sich gegen entsprechendes Tagelohn die erforderlichen Hüte, Hauben, Fichus ꝛc. anfertigen zu lassen. In großen Städten sind solche Hausputzmacherinnen schon anzutreffen und stets sehr gesucht, denn sie übernehmen willig alle in ihr Fach schlagenden Arbeiten, das Fertigmachen von Kissen, das Füttern und Garnieren von Decken, Pompadours, das Einrichten von Lampenschirmen, Ausputzen von Balltaillen ꝛc. Hier, wie auch beim eigenhändigen Putzmachen sollte man aber den Grundsatz befolgen, alles gut und gediegen zu kaufen. Die erstmalige Ausgabe macht sich reichlich bezahlt; ein guter Strohhut läßt sich verschiedene Male ummähen, ein schöner Filz umpressen; die echte Straußfeder, die teure Spitze behalten jahrelang ihren Wert, ein erstklassiges Band überdauert drei billige.



Fichu mit langen Enden.

Allerdings spricht auch die Behandlung und Reinigung aller dieser Dinge ein Wort mit in Bezug auf ihre Haltbarkeit. Wir dürfen die Hüte nicht offen herumliegen lassen und dem schädlichen Staub aussetzen und ebenso wenig dürfen wir sie achtlos in ein Schrankfach schieben und Federn und Schleifen dabei knicken. Der Hut soll in ein leichtes Mull- oder Nesseltuch eingeschlagen und sorgsam in einem Pappkarton, besser noch, einem Hutkasten aus Holz aufbewahrt werden. Solche Kästen bekommt man für mäßiges Geld in allen einschlägigen Geschäften, kann auch eine einfache Schiebekiste dazu umwandeln, wenn man sie außen farbig beizt und innen mit braunem Holzmaserpapier auskleb t. Die Seitenwände mit flott gemalten Blumenstücken, der Deckel mit der schräg hingeworfenen Inschrift „Hüte" geschmückt, so bildet die Kiste nebenbei noch eine Zierde des Schlaf- oder Ankleidezimmers und birgt, je nach ihrer Größe, bequem zwei bis drei Hüte. Hutkartons und -Kisten sollten ihren Standort auf einem niederen

Tischchen oder Schemel, nicht aber, wie man das häufig findet, auf hohen Schränken erhalten, da die Hüte beim Herunterheben der Behälter durcheinandergeschüttelt werden und zumal bei zartem Material unter solcher Behandlung an Frische und Ansehen verlieren. Nach jedesmaligem Gebrauch ist der Hut mit einer schmalen Hutbürste, die in alle Falten und Tiefen eindringen kann, zu reinigen. Seide bürstet man jedoch nicht, sondern wischt sie mit einem seidenen Tüchelchen ab. Viel Schaden an Hut und Ausputz richten die Hutnadeln an, weil sie meistens einen ganzen Komplex von Löchern stechen. Vorteilhaft ist es, die Nadel stets an ein und derselben Stelle zu belassen und beim Aufsetzen des Hutes nur soweit hervorzuziehen, als unumgänglich nötig ist. Der Schleier soll nach dem Ablegen gerade gezogen und glatt zusammen gefaltet werden; auch das Aufwickeln auf lange, schmale Holz-, sog. Schleierbrettchen oder das Aufbewahren in besonderen Behältern ist empfehlenswert. Will man die Schleier außerdem noch schonen, so vermeide man, sie beim Um- und Abbinden zu knüpfen. Statt dessen bringe man an den Zipfeln eigens für diesen Zweck hergestellte Schleierhalter — Druckknöpfe an Gummiösen — an oder, falls diese nicht zu haben sind, binde man jedes Schleierende mit einem Seidenfaden ab und nähe Haken und Öse an.

Seidene Bänder rollt man am besten auf, mit der rechten Seite nach außen, und schlägt sie in Seidenpapier ein, weil scharfe Kniffe die Seide brüchig machen. Aus diesem Grunde sollten auch die Schirme nicht fest zusammengerollt, sondern mit losen Falten in schmalen Schirmtaschen an der Türe des Kleiderschrankes oder an der Zimmerwand aufgehängt werden. Über das Heilen brüchiger Stellen wollen wir später noch reden.

Spitzen und Spitzenjabots, die leicht einstauben und zu Schaden kommen, ruhen am sichersten in gut schließenden Pappkästen. Sollen die Spitzen nicht vergilben, so schlägt man sie in ein stark geblautes Tuch ein.

Schwarze Spitzen lassen sich durch Waschen in einfachem Bier, Spiritus oder Krauseminzewasser reinigen. Man schleudert sie, ohne zu reiben, in der Flüssigkeit hin und her, drückt sie wiederholt aus und plättet sie sofort unter Tüchern. Wertvolle schwarze Spitzen wickelt man, dicht aufeinanderliegend, recht sorgsam um eine dickbauchige Flasche, schwenkt sie in grünem Tee, darauf in dünnem Gummiwasser, läßt sie halbtrocken werden und löst sie von der Flasche ab, um sie zwischen Tüchern zu plätten.

Weiße Spitzen werden ebenso behandelt, nur statt in Tee in lauwarmem Seifenwasser gereinigt, wiederholt gespült, in Gummiwasser gesteift und nach Ablösen von der Flasche tüchtig zwischen den Händen geklopft und unter einem Tuche geplättet. Andere Stärkemittel sind Zuckerwasser, ganz dünnes Stärkewasser, eine leichte Gelatinelösung und dergl., doch sind sie alle nur bei weißen Spitzen zu verwenden. Besonders gute Spitzen, auch Guipürespitzen werden mit feinen Stecknadeln auf das Plättbrett gesteckt und müssen in dieser Lage trocknen. Zwirnspitzen und geklöppelte Spitzen stärkt man überhaupt nicht; man taucht sie nach dem Waschen in Milch und plättet sie noch feucht. Sie erhalten dadurch genügend „Stand" und einen schönen gelblich weißen Ton. Um diesen auch bei anderen Spitzenarten zu erzielen, zieht man sie vor dem Steifen durch starken Kaffee. Chiffon, Blonden und spanische Seidenspitzen werden nur in Benzin ausgedrückt und auf der Rückseite geplättet. Weiße Schleier wäscht man wie Spitzen, plättet sie aber nicht, sondern steckt sie fadengerade auf ein Plättbrett auf; schwarze Schleier zieht man durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teewasser und steckt sie auf. Krepp stoffe drückt man in Gallseifenwasser aus, spült sie kalt, zieht sie durch Essigwasser und plättet sie feucht zwischen Tüchern.

Für weiße und zartfarbige Bänder mischt man Benzin mit wenig Kartoffelmehl, zieht die Bänder durch diese dickliche Flüssigkeit, reibt sie mit einem leinenen Läppchen nach, reibt und klopft sie zwischen Tüchern und plättet sie unter einem reinen, trockenen Tuche zu schönem Glanz. Dunkelfarbige Bänder drückt man wiederholt in Benzin aus, entfernt alle Schmutzstellen durch Abreiben mit einem in Benzin getauchten Läppchen und plättet auch sie zwischen Tüchern. Schwarze Seidenbänder bürstet man mit Spiritus, Bier oder Krauseminzwasser ab, läßt sie halbtrocken werden und plättet sie unter Papier.

Verblichene schwarze Bänder und Seidenstoffe werden in Essig leicht durchgerieben und links geplättet. Ein vorzügliches Auffrischungsmittel ist auch folgendes. Für 5 Pfg. Flohsamen (Drogerie) wird in ca. ein halb bis drei Viertel Liter Wasser aufgebrüht und an warmer Herdstelle ein Weilchen zum Ziehen gebracht. Dann wird die Flüssigkeit durch ein Tuch oder Sieb geseiht und mit dem klaren Schleim der Seidenstoff links abgerieben. Wenn alle Stücke fertig sind, fängt man an, das erste links zu plätten. Oder: man hole für 5 Pfg. Lawendelspiritus, für 5 Pfg. Schwefeläther und für 5 Pfg. Ammoniak. Dies, mit ½ Liter Regenwasser vermischt, muß man 24 Stunden in die Erde eingraben. Man bürste rechts auf und plätte, wenn angetrocknet, links unter einem Tuche nach. Die Seide wird danach prachtvoll schwarz.

Weiße und zartfarbige Waschseide (Liberty, japanische Seide usw.), wird in Gallseifenwasser gewaschen, d. h. mehr gedrückt als gerieben, tüchtig gespült, ausgedrückt — (Seide darf man niemals ausringen, da die Brüche nicht wieder zu entfernen sind) — und halbtrocken auf der linken Seite geplättet. Man muß den richtigen Grad der Trockenheit genau abpassen, denn, zu feucht gebügelt, wird die Seide hart.

Goldborten reinigt man mittels weicher Bürste, die man in erwärmten Weingeist oder gereinigten Spiritus taucht. Dann schlägt man sie in ein reines, weiches Tuch ein.

Sammet reinigt man durch sanftes Abreiben „nach dem Strich" mittels eines, mit Terpentinöl befeuchteten Läppchens. Dann legt man ein nasses Tuch über ein heißes Bügeleisen, um Dampf zu erzeugen, zieht den Sammet über diesen Dampf hin und her, bis alle Fasern sich aufgerichtet haben und läßt ihn beinahe trocken werden. Ist dies erreicht, so muß er von zwei Personen recht stramm auseinander gehalten und auf der rechten Seite mit Petroleum leicht bestrichen werden. Sobald das Petroleum verdunstet ist, erscheint der Sammet wie neu. Kleine Druckstellen befeuchtet man auf der linken Seite, legt den Sammet mit den Fasern auf eine weiche Bürste und überplättet ihn von links her, ohne Druck anzuwenden. Auch kann man zerknitterten Sammet über einen Topf voll kochenden Wassers ausspannen, bis er glatt geworden ist und dann an der Luft trocknen oder mit der Rückseite über ein sehr heißes Bügeleisen ziehen.

Sollen helle Stoffe: Batist, Seide, Krepp, leichte Wolle usw. rosa gefärbt werden, so ist ein großes Gefäß mit kaltem Wasser zu füllen, etwas echter Karmin in ein Mull-Läppchen zu binden und der kleine Beutel wie beim „Blauen" im Wasser hin und her zu schwenken. Wenn das Wasser sich rosa gefärbt hat, legt man ein Probestückchen hinein und läßt es 20 Minuten darin. Ist es zu hell, färbt man das Wasser nach, andernfalls verdünnt man es durch Zugießen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann bringt man die Stoffe in die Farbbrühe, läßt sie 25—30 Minuten unter öfterem Schwenken sich vollsaugen, worauf sie ausgewunden und, noch etwas feucht, gebügelt werden. Sie haben nun eine schöne rosa Farbe angenommen, die Luft und Licht tapfer Stand hält und erst bei der nächsten Wäsche wieder schwindet.

Schmuckfedern, die durch Regen oder Nebel ihr duftiges Gekräusel verloren haben, hält man, noch naß, über glühende Kohlen, die mit Salz bestreut wurden und schüttelt sie dabei hin und her. Doch ist Vorsicht geboten, da die Federn leicht Feuer fangen.

Geknickte Federn taucht man in einen Topf mit kochendem Wasser und dann sofort in kaltes Wasser, hängt sie am dicken Ende des Kiels auf und läßt sie trocknen.

Schmutzige weiße, gelbe und hellgraue Straußfedern werden in lauwarmem Seifenwasser solange ausgeschwenkt, bis sie ganz sauber sind. Dann werden sie wie oben getrocknet. Sollen weiße Federn gebleicht werden, so sind glühende Kohlen mit pulverisiertem Schwefel zu bestreuen und die nassen Federn darüber zu trocknen. Später geht man an das Kräuseln der Federn, wozu man sich des Kräuselmessers (s. Seite 332) oder eines stumpfen Küchenmessers bedient, und zwar muß man jedes Federchen vom Kiel nach der Spitze hin scharf ausziehen, wobei die Messerschneide unterhalb der Federn, der Daumen der rechten Hand oberhalb derselben liegen muß. Diese Prozedur erheischt besondere Sorgfalt, damit man keins der Federchen abreißt. Ist die Feder fertig gelockt, so zieht man sie über Zuckerdampf hin und her, um sie voll und rund zu erhalten.

Wie die einzelnen Schmuckteile, lassen sich auch die Hüte selbst mit eigener Hand auffrischen. Roßhaarhüte werden sauber ausgebürstet und mit einem, mit wenig Öl befeuchteten Sammetläppchen fest abgerieben. Weiße Filzhüte erhalten ihre Frische zurück durch wiederholtes Einreiben und Abstäuben mit erwärmtem Weizenmehl oder durch Abbürsten mit einer Lösung von Ammoniak und kohlensaurem Natron. Graue und modefarbene Filzhüte hingegen dürfen nicht mit reinem Weizenmehl behandelt werden, wenn sie nicht streifig und schmierig aus dieser Trockenwäsche hervorgehen sollen. Man muß daher das Mehl vorher mit gewöhnlichem Ölfarbenpulver (Drogerie) vermischen, bis es den Farbenton des Hutes angenommen hat. Dann erst reibt man diesen, dem Striche nach, mit dem Mehl ab. Schwarze Filzhüte befreit man vom Staub und reinigt sie mit Benzin oder bürstet sie Strich für Strich mit Salmiakwasser ab.

Für weiße Strohhüte empfiehlt sich das Abreiben mit einer saftigen Zitrone und das Bestreuen des nassen Hutes mit fein geriebenem Schwefel, der ganz dick aufliegen muß und erst nach völligem Trocknen abgebürstet wird. Ein anderes Verfahren ist dies: man löst für 5 Pfg. Kleesalz in frischer Milch auf und streicht die zusammengezogene dicke Lösung mit einer ausgedienten Zahnbürste auf den Hut. Man reibt so lange, bis er ganz zart ist; er wird wie neu danach. Für weiße Florentiner besonders vorteilhaft ist das Abbürsten mit einem dünnen Brei aus pulverisiertem Schwefel und Wasser. Ist der Hut sauber, spült man mit reinem Wasser nach und trocknet ihn mit einem weichen Handtuch leicht ab. Danach kann man ihn auf der linken Seite mit dünnem Gummiwasser bestreichen und unter einem weißen Papier plätten. Auch lassen sich weiße Strohhüte aller Art mit einer Bürste und warmem Seifenwasser waschen; tüchtig gespült, steift man sie mit Zuckerwasser, aufgelöster Gelatine oder Gummiwasser und bringt sie naß in die Schwefelkiste. Diese stellt man sich aus einer gewöhnlichen Kiste her, auf deren Boden man einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tafel in Bunt-Stickerei

1.



2.



3.



4.



1. Arabiſche Stickerei. 2. Nadelmalerei. 3. Plattſtich mit Application. 4. Spaniſche Spitze.

Dreifarbendruck von Georg Heydt Nachf., Hanau.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man heftet die Blüten, Ranken und Medaillons sorgsam auf, befestigt sie mit weitläufigen Langettenstichen und schneidet den Stoff darunter soweit fort, daß nur ein strohhalmbreites Rändchen ringsum stehen bleibt. Alle Arten von Spitzen sind für den angedeuteten Zweck verwendbar, also neben spanischen Spitzen auch Point—lace-, Guipüre- und Tüllspitzen, mit und ohne Tüllhintergrund, wobei man für schwarzen Stoff weiße oder gelbliche, für helle Schirme schwarze Auflagen wählt.

Ferner lassen sich durch Besetzen mit stufenweise schmäler werdenden Tüllfrisuren, die oben bis an den Schirmstil heranreichen und hier mit einer Rosette abschließen, alte Schirme vortrefflich auffrischen; auch Chiffonplissees und rund aufgenähte Chiffonrüschchen bilden hübsche Aushilfsgarnituren. Nur darf man das vorher beschriebene Verkleben der Bruchstellen und Löcher nicht vergessen, denn sonst ist alle Liebesmühe umsonst, und durch die zarten, durchscheinenden Ausputzstoffe blinzeln uns die kleinen Störenfriede nach wie vor spöttisch entgegen!

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunsthandarbeiten.

Die moderne Kunststickerei und ihre Entwicklung.

Der gewaltige Umschwung, der sich in den letzten fünfzehn Jahren auf allen Gebieten des Kunstgewerbes bemerkbar gemacht hat, konnte das Spezialfeld der Textil-Industrie — die Stickerei — nicht unberührt lassen, und so fühlen wir auch hier den lebendigen, frischen Einfluß einer neuen, jungen Zeit, die freudig und stark aus dem Dunkel emporgestiegen ist. Staunend überblicken wir die Errungenschaften, die das Alte neu machten und die Trümmer und Asche des längst Überlebten forträumten, um junges, sieghaftes Leben erstehen zu lassen. Beinahe überraschend und unvermutet trat dieser Umschwung auf dem Gebiete des Kunstgewerbes ein, welches wir hier besprechen wollen — auf dem Gebiete der Stickerei.

Um die Tendenzen der Neuzeit bei der Umgestaltung und Neuschaffung dieser alten, vornehmen Kunst zu verstehen, muß man einen Blick auf ihre Entwickelung im Altertum und im Mittelalter werfen — wie sie zu hoher Blüte gelangte, dann im Laufe der Jahrhunderte verfiel und endlich in unserer Zeit durch die neue Strömung in der gesamten Kunst eine neue, große Bedeutung erhielt.

Die Kunststickerei läßt sich bis an die Grenze historischer Zeit verfolgen; wir wissen, daß sie von den Chinesen sehr gepflegt wurde und auch den alten Indiern und Egyptern bekannt war.

Tatsache ist, daß die Egypter den Kreuzstich zur Verzierung ihrer Gewänder anwendeten, wie in den alten Königsgräbern aufgefundene Gewandungen beweisen. Allerdings beschränkten sich die Zeichnungen auf geometrische Formen und bewegten sich nicht in freien Linien. Erst die Assyrier und Babylonier schmückten ihre Teppiche und Decken sowie ihre Bekleidung mit zahlreichen figürlichen Darstellungen, ebenso wie die Phrygier und Kleinasiaten, bei denen sich die Kunst des Stickens bis in die römische Kaiserzeit hinein in gleicher Blüte und hoher Berühmtheit erhielt.

Von Byzanz, der Hauptstadt Constantin des Großen, nahm die Stickerei des Mittelalters ihren Ausgang. Hier war der Hauptsitz der Seidenweberei und in noch viel höherem Grade der Seiden-Stickerei, denn viele einfache Seidengewebe Persiens, die in Konstantinopel eingeführt wurden, wanderten, mit den herrlichsten Stickereien verziert, hinaus nach allen Kirchen des Abendlandes. Im vierten Jahrhundert fing man in Byzanz an, die Gewandungen mit Porträts und historischen Szenen zu schmücken, freie Darstellungen aller Art aus dem gesamten Gebiet der heiligen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschichte; man entlehnte Motive und Darstellungen von den Wänden der Kirchen und Häuser und verwandte sie zur Verzierung der Gewänder. In dieser Zeit bildete sich der eigentliche Priester-Ornat heraus, welcher mit den kunstvollsten Stickereien nicht reich und prächtig genug verziert sein konnte. Im XI. Jahrhundert wurde die Kunst der Stickerei ganz besonders von Mönchen gepflegt; die Benediktiner-Klöster in Italien waren förmliche Stickerei-Anstalten, die unter dem Einflusse der farbenfreudigen Erzeugnisse arabischer Kunstfertigkeit neue Anregung in Bezug auf glänzende Technik als auch auf schöne Farbenwirkungen erhielten. In späterer Zeit beschäftigten sich dann auch die Edeldamen in Deutschland mit dieser Kunst und pflegten sie in Gemeinschaft mit ihren Frauen zur Unterhaltung und zur Vertreibung der Langenweile auf ihren einsamen Burgen. Ihre Gewandung bedurfte der Verzierung und so schmückten sie die einfachen Stoffe mit gestickten Bordüren aus Gold und Edelsteinen. So wurde die Kunst von Mönchen und edlen Frauen gepflegt; Allgemeingut wurde sie erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit es die ersten gewerbmäßigen Sticker gab, welche als Innung registriert wurden.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erhob sich die Stickerei weit über den Dilettantismus, und im Wetteifer mit der Malerei und unter dem Einfluß derselben erreichte sie ihren Höhepunkt. Waren im frühen Mittelalter die Zeichnungen, die zur Stickerei verwendet wurden, insbesondere die figürlichen Darstellungen, naiv und unbeholfen, so erreichte man jetzt hierin eine größere Vollkommenheit und es gelang, in den Ausdruck der Gesichter mehr Charakter, Mannigfaltigkeit und Individualität zu legen. Man lernte, den Formen mehr Rundung und zartere Übergänge zu geben und legte großen Wert auf eine richtige Zeichnung des Körpers, sowie auf den schönen Faltenwurf und die Bewegung des Gewandes. Auf diese Weise wurde die Technik der Nadelmalerei erfunden und aus dieser Zeit stammen die großartigsten technischen Meisterwerke aller Zeiten, die sogenannten Burgundischen Gewänder — zwei Rauchmäntel, zwei Caseln und zwei Levitenröcke, die nach Entwürfen des holländischen Malers van Eyk ausgeführt waren und jetzt im kunsthistorischen Museum in Wien aufbewahrt werden. Die Zeichnung, die dieser Stickerei zu Grunde liegt, ist eine Darstellung von Gott Vater mit allen himmlischen Heerscharen und die Technik, in der die Gewänder gestickt sind, eine so ungeheuer schwierige, daß sie ein eminent großes Können erfordert. Sie wird ihrer großen Kostbarkeit wegen heute nur noch selten zu Paramenten und fast gar nicht zu profanen Zwecken verwendet.

Die besondere Technik dieser Stickerei besteht darin, horizontal dicht nebeneinander gespannte Goldfäden reihenweise mit farbiger Seide in der Art zu übersticken, daß Licht und Schatten auf den Gewändern der dargestellten Heiligen durch dichteres Übersticken der Goldfäden, resp. weiteres Auseinandersetzen der farbigen Seidenfäden erzielt wird. Die Gesichter und die Hände der dargestellten Heiligen sind in der feinsten Nadelmalerei mit haarfeiner Seide ausgeführt. Die Meisterschaft dieser Werke war so groß, daß man versuchte, auch mit der Plastik zu wetteifern; man begnügte sich nicht mehr damit, plastische Wirkungen durch geschickte Verteilung von Licht und Schatten und der Bewegung der Form entsprechende Stichlagen hervorzubringen, sondern man ging so weit, Figuren reliefartig darzustellen, man stopfte Puppen aus und befestigte dieselben dann auf die Stoffe. Daß dieses Verfahren als ein großer Mißgriff angesehen werden muß, liegt auf der Hand; die kunstvolle Technik wurde weniger angewandt, wodurch der Kunstwert der Stickereien heruntergedrückt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde, und überdies beeinträchtigte man die Weichheit und Schmiegsamkeit der Stoffe, was namentlich bei Gewandungen unmalerisch und unschön wirkte.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist eine der bedeutsamsten Epochen für die Entwickelung der Kunststickerei; denn in diese Zeit fällt die Erfindung der Spitzentechniken, welche unzweifelhaft aus der Leinenstickerei hervorgegangen sind. Die Spitzen werden in zwei große Gruppen eingeteilt, in genähte — points —, denen der Leinendurchbruch zu Grunde liegt und in geklöppelte — dentelles —, deren Ursprung im Geflecht zu suchen ist. Welche von den beiden Techniken die ältere sein mag, ist unentschieden; Tatsache ist, daß schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien Nadelspitzen angefertigt wurden. Die ersten Klöppelspitzen stammen gleichfalls von hier; von Italien nahm die Kunst der Spitzenindustrie sehr bald ihren Weg nach den Niederlanden und wurde später in Deutschland durch Barbara Uttmann aus Nürnberg eingeführt. Die alten, italienischen Nadelspitzen wurden ganz besonders viel in Venedig und Mailand hergestellt, während in Genua hauptsächlich geklöppelt wurde. Die Kunst der Spitzenherstellung wurde ebenso wie die Kunst der Stickerei zur damaligen Zeit fast ausschließlich von den edlen Frauen des Landes in den Palästen ausgeübt, so finden wir auch viele Musterbücher und Anleitung zur Herstellung der feinen Arbeiten in Italien und Deutschland mit Widmungen an Edeldamen versehen, deren eine lautet:

„Ein Musterbuch für Handarbeiten, daraus die zarten Fräulein und anderen Damen vom Adel leichtlich Art und Ordnung des Arbeitens, Nähens, Stickens und endlich alle jene Zierlichkeiten und lobwürdigen Werke lernen können, die eine geschickte Frau mit der Nadel herstellen mag."

Nach Frankreich kamen die Spitzen erst im siebzehnten Jahrhundert durch die Medici und hier entwickelte sich ein ganz besonderer Luxus in der Verwendung derselben. Die wiederholten Einfuhrverbote der Spitzen richteten nichts aus und der Finanzminister Ludwigs des XIV. Colbert errichtete in seinem Schlosse eine Spitzenfabrik, in der er Arbeiterinnen aus Venedig anstellte, welche die wunderbarsten Erzeugnisse dieser kostbaren, luftigen Gebilde hervorzauberten, die dann den Namen „points de France" führten.

Einen großen Ruf genossen auch die Brüsseler Spitzen, die für die feinsten und kostbarsten genähten Spitzen der damaligen Zeit galten. Der eigens für dieselben in Brabant gebaute Flachs wurde in dunkeln, unterirdischen Räumen gesponnen, damit die Feuchtigkeit den Faden geschmeidig erhalte und nur ein einziger, schmaler Lichtstreifen durfte auf die Arbeit des Spinners fallen. Um die Gleichmäßigkeit des überaus feinen, fast unsichtbaren Fadens zu prüfen, wurde derselbe auf schwarzes Papier gelegt, doch mußte das feine Gefühl der Fingerspitzen am maßgebendsten für seine Schönheit sein.

Die Spitzen-Industrie erhielt sich seit ihren ersten Anfängen im XV. Jahrhundert bis auf unsere Zeit in gleicher Höhe und Vollendung; in den letzten Jahren hat sie in Österreich noch Neuerungen von ungeheurer künstlerischer Bedeutung erfahren. Man hatte gerade bei diesem Zweige des Kunstgewerbes über dem technischen Reiz das rein Künstlerische vergessen und man beschränkte sich auf die Herstellung nach den alten, hergebrachten Musterungen, die man seit Jahrhunderten kannte.

Da machte es sich der Wiener Zentral-Spitzenkursus — ein staatliches Institut — zur Aufgabe, die Spitzen-Industrie in Österreich zu heben und zu vervollkommnen. Diese Schule ist unter der vorzüglichen Leitung von Frau Pleyer (Spitzennäherei)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Frau Jamnik (Spitzenklöppelei). Junge Mädchen aus dem Erzgebirge und anderen Teilen Österreichs, in denen die Spitzen-Industrie zu Hause ist, können auf Staatskosten ihre technischen Kenntnisse hier erweitern. Nach den reizvollen Entwürfen des Professors Hrdlicka, der in genialster Weise Pflanzen- und Tierformen stilisiert und zur Anwendung bringt, sind hier Arbeiten entstanden, deren Meisterschaft unbestritten ist und die auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 die Bewunderung der ganzen Welt erregten.

Die Kunst des Stickens erhielt sich nicht auf der Höhe, auf der sie im Mittelalter gestanden hatte; mit Ausnahme einiger kurzer Perioden, in denen sie wieder größere künstlerische Bedeutung erlangte, ging sie allmählich ihrem Verfall entgegen und sank in der Mitte des vorigen, des XIX. Jahrhunderts, auf das niedrigste Niveau herunter. Die Zeichnungen waren schlecht, die Farbenzusammenstellungen unharmonisch und überall machte sich Geschmacklosigkeit und Stillosigkeit geltend. Die Stickerei hatte aufgehört, eine Kunst zu sein und war fast ausschließlich in den Händen von Dilettanten. Die wertvollen Arbeiten früherer Zeiten lagen verborgen in Museen und Sammlungen und die alten, schönen Techniken waren von aller Welt vergessen. Kreuzstich und Plattstich, letzterer über dicke Unterlagen von Baumwolle und Watte gearbeitet, in den unglaublichsten Musterungen, waren außer der Weißstickerei die hauptsächlichsten Stickarten. Den Kreuzstich, der früher nur zu geometrischen Formen und zum Flachornament verwendet wurde, benutzte man jetzt für Blumen und Landschaften, ja man versuchte sogar, menschliche Gestalten und Gesichter naturalistisch auf diese Weise darzustellen. Durch den zackigen, treppenartigen Umriß, den eine in Kreuzstich gestickte Form aufweist, ist es selbstverständlich unmöglich, die richtige Wirkung einer fein schattierten Blume oder gar eines menschlichen Gesichtes zu erzielen, es konnte nur ein Zerrbild werden.

In gleichem Sinne verwerflich ist die Plattstich-Stickerei über dicke Unterlagen; wenn eine Blume naturalistisch gestickt werden soll, so muß man die Wirkung nicht durch grobe Modellierung erzielen wollen, sondern das Hauptgewicht auf die richtige Zeichnung, die Verteilung von Licht und Schatten und nicht minder auf die Form und Bewegung bedingende Stichlage legen.

Die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 gab die erste Anregung dazu, die alten vergessenen Künste zu neuem Leben zu erwecken. Durch die Ausstellungen der schönen, farbenfreudigen Stickereien der orientalischen Völker wurde man sich erst des verwahrlosten Zustandes des damaligen Geschmackes bewußt und man kam auf die Idee, den Versuch zu machen, dieselben nachzubilden. Die erste, die diesen Versuch wagte und sich mit großem Eifer dem Studium der alten Arbeitsarten widmete, war Frau Emilie Bach in Wien. In den Sammlungen des österreichischen Kunstgewerbe-Museums fand sie wertvollen, reichen Stoff zu ihren Studien und es gelang ihr, nicht allein die Erzeugnisse der Hausindustrie der orientalischen Völker schön nachzubilden und dadurch der Stickerei ein weiteres Feld zu schaffen, sondern auch die ganz in Vergessenheit geratenen alten und ältesten Techniken neu zu beleben. Es wurde in Wien auf Staatskosten eine Schule gegründet, der Frau Bach als Direktrice vorstand und in der die Schülerinnen in den alten Arbeitsarten der Stickkunst unterwiesen wurden. Die Schule besteht heute noch und führt den Namen „Kaiserliche und Königliche höhere Fachschule für Kunststickerei". Viele der hier ausgebildeten Schülerinnen wirken jetzt an ähnlichen Instituten und so verbreiteten sie die zu neuem Leben erwachte Kunststickerei in allen Ländern. In den ersten Jahren dieser Zeit der Renaissance bemühte man sich, die alten Arbeiten in der Zeichnung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und in der Technik genau zu kopieren; später entstanden dann auch neue Muster im alten Stil, aber immerhin hielt man sich an die historischen Vorbilder. Schließlich wurde man aber doch durch die überlieferten historischen Formen übersättigt und sehnte sich nach neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln. Die alten, mühevollen Techniken paßten ja auch nicht mehr in unser nervöses Zeitalter des unruhigen Treibens und Jagens; das Interesse für dieselben mußte abnehmen, neue Bedürfnisse machten sich geltend.

Die erste Anregung zu einer neuen Richtung haben wohl die kunstgewerblichen Erzeugnisse gegeben, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus England und Nord-Amerika nach der Weltausstellung in Chicago zu uns herüber gekommen sind. Die Einfachheit der Formen, die, auf japanische Vorbilder gestützt, ihre Motive der Natur entlehnten und der feine Farbensinn, der in dem amerikanischen Kunstgewerbe zum Ausdruck gelangt, mußte einen bleibenden Eindruck hinterlassen und zur Nachahmung aneifern. Man gewann beim Studium dieser neuen Arbeiten sehr bald den starken Eindruck von den Tendenzen einer neuen Kunstrichtung und ihrer Berechtigung, namentlich bei der Verwertung des Ornaments, das hier zu neuer Bedeutung gelangt.

Eine Zeitlang begnügte man sich mit der Nachahmung dieser englischen Vorbilder, dann aber fing man an, durch dieselben angeregt, sich in das Studium der Natur selbst zu vertiefen und erschloß sich damit eine neue Welt, indem man die Fülle der Farben und Formen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes verwerten lernte.

Durch Jahrzehnte hindurch war das Kunstgewerbe in den Händen von Dilettanten und verständnislosen Fabrikanten gewesen; jetzt fingen wieder Künstler an, Interesse dafür zu haben und auf allen Gebieten trat der große Umschwung ein, den wir den „Modernen Stil" zu nennen pflegen. All die tausendfach verschiedenen Formen in der Natur, von den erhabenen phantastischen Bildungen der Wolken bei einem Sonnenuntergang oder den gewaltigen Wogen des im Sturm sich aufbäumenden Meeres, bis zu den amüsanten Linien eines sich im Herbst zusammenrollenden krausen Blattes oder der unendlich zarten Zeichnung auf den Flügeln eines Schmetterlings, lernt man genau kennen; denn diese Formen werden nicht nur einfach abgezeichnet und in realistischer Weise verwertet, sondern der Künstler stilisiert die Gestalt und Bewegung, d. h. er findet durch das Studium von unendlich vielen Pflanzen oder Tieren einer Gattung das Grundprinzip ihres Wachstums oder ihrer Gliederung, die ihnen allen eigen ist. Ebenso wie in das Studium der Formen vertiefte man sich aber auch gleichzeitig in das der Farben. Die Beobachtung der blassen, farblosen, sowie der brennenden, leuchtenden Tinten des Himmels beim Sonnenuntergang und anderen Vorgängen in der Natur schärfte den Farbensinn, und das Verständnis für die Zusammenstellung der Farben wuchs. Wie die Anhänger einer jeden jungen, neuen Richtung leicht übers Ziel hinausschießen, so ist es auch auf diesem Gebiete der Kunst gewesen — aber es ist geboten, eine Epoche nach ihren reifsten, bedeutendsten Vertretern zu beurteilen und nicht nach den Werken heißblütiger Enthusiasten, die in der Begeisterung für das Neue und in dem Verlangen, Originelles, Exorbitantes zu leisten, leicht auf Irrwege geraten. Was die Anwendung der Motive beim Flachornament anbetrifft, so müssen sie mit großer Vorsicht ausgewählt und benutzt werden; denn das Ornament, der künstlerische Schmuck eines zu verzierenden Gegenstandes, darf nie willkürlich sein, sondern muß sich stets demselben unterordnen und ist von der Form und dem Material, das zur Anwendung kommt, vollständig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abhängig. Außerdem muß das Ornament den Zweck eines Gegenstandes klar zum Ausdruck bringen; es muß gleichsam eine Formensprache sein, durch welche man erfährt, ob der Gegenstand eine stehende, hängende, liegende oder schwebende Bestimmung hat.

Die moderne Stickerei ist in den Farben meist weich und abgetönt und ihre Zeichnung, groß und einfach in den Formen, vermeidet jede Kleinheit und Zersplitterung. Mehr denn je wird heute die Stickerei zu dekorativen Zwecken verwandt; Portieren, Möbel, ja selbst Wandbekleidungen und Friese, die den Abschluß einer gespannten Stofftapete bilden, werden mit Stickereien verziert. Fast unumschränkt herrscht die Technik der Applikation, denn sie eignet sich durch ihre dekorativen Effekte ganz hervorragend zu solchen Zwecken.

Sehr viel Schönes ist durch die harmonische Verbindung von Form, Farbe und Material schon geschaffen worden und hat Anregung zum Fortarbeiten gegeben. Es ist nur zu beklagen, daß das große Publikum trotzdem diesem Streben noch so wenig Verständnis entgegenbringt, und daß die äußerste Geschmacklosigkeit, wie man sie so oft zu sehen Gelegenheit hat, noch immer sehr unterstützt wird. Ob die Fabrikanten die Schuld tragen oder ob dieselbe dem Publikum zuzuschreiben ist, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls könnte nicht so viel schlechtes gekauft werden, wenn die Fabrikanten es nicht in den Handel brächten.

Nachdem ich in kurzen Zügen einen Blick von der Entwickelung der Kunst der Stickerei bis auf die heutige Zeit gegeben habe, möchte ich jetzt auf die Beschreibung der einzelnen Techniken übergehen und eine Anleitung zur Ausführung derselben geben.

Übertragung von Zeichnungen.

Um eine Stickerei technisch tadellos ausführen zu können, ist die Hauptbedingung die korrekte Übertragung der Zeichnung auf den Stoff. Die Zeichnung muß auf dünnes, durchsichtiges, sogenanntes Maschinenstechpapier oder auf gewöhnliches, mattes, dünnes Pauspapier durchgepaust werden; darnach werden die Konturen der Zeichnung mittelst einer Pikiernadel in millimeterweiten Zwischenräumen genau durchstochen. Zu diesem Zweck wird ein Stück Filz oder ein dickes Stück Tuch unter die Zeichnung gelegt. Bei einer symmetrischen Musterung kann die Zeichnung in der Hälfte oder in ein Viertel zusammengebogen werden, und auf die Weise braucht man dieselbe dann nur bis zum Rapport zu stechen und erspart dadurch Zeit und Arbeit. Man benutzt zum Durchstechen auch das sogenannte Kopierrädchen, und berufsmäßige Arbeiter stechen die Zeichnungen mit einer großen Maschine, welche durch Treten in Bewegung gesetzt wird. Der Stoff, auf welchen die Zeichnung übertragen werden soll, muß entweder auf eine Tischplatte mittelst Reißnägeln glatt aufgespannt werden, oder er muß in den Stickrahmen eingespannt sein. Die durchstochene Zeichnung wird auf den Stoff gelegt, die Abstände bis zum Rande desselben werden genau abgemessen und mittelst eines Pausballens, den man der Farbe des Stoffes entsprechend, entweder in pulverisierte Lindenkohle oder in weißen Puder taucht, durch langsames Überstreichen auf den Stoff übertragen. Durch die kleinen Löcher fällt das Pulver auf den Stoff und dadurch tritt die Musterung deutlich hervor, die auf dunklen Geweben mit weißer, auf hellen dagegen mit blauer Wasserfarbe oder Tinte mittelst eines Pinsels oder einer gewöhnlichen Schreibfeder nachgezogen werden muß. Außer diesem Verfahren, die Zeichnung auf den Stoff zu übertragen, gibt es

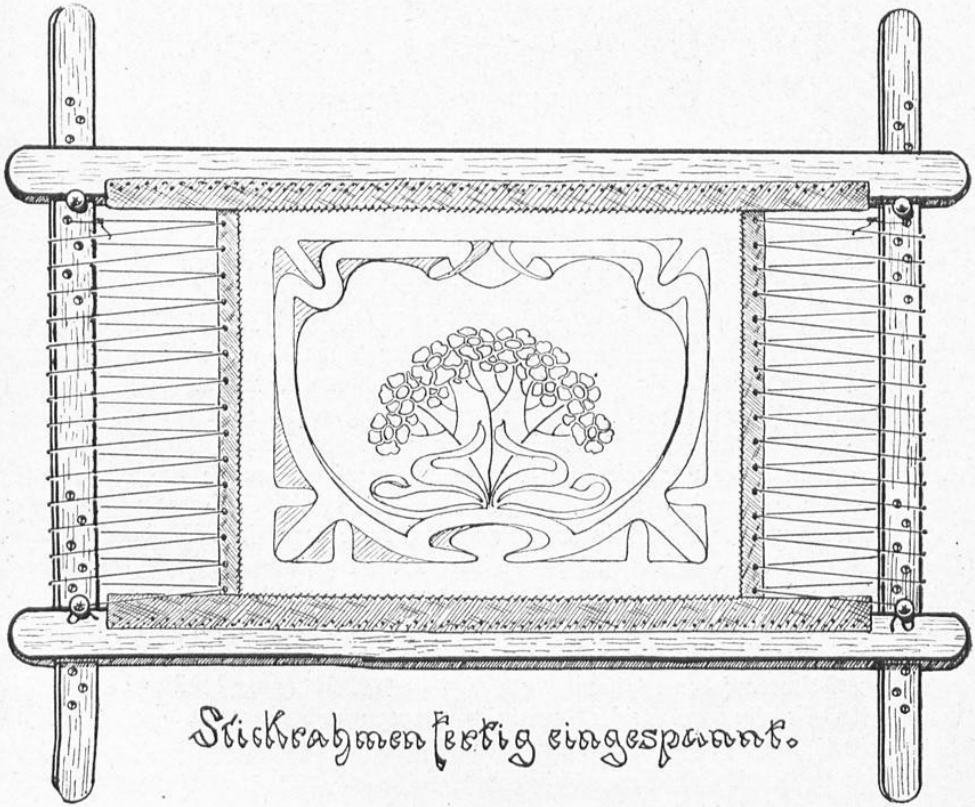
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch die sogenannte „haltbare Pause", d. h. man streicht bei dunklen Stoffen mit einem flachen, schmalen, elastischen Messer oder einer dünnen Spachtel über die gestochene Zeichnung weiße, dickflüssige Ölfarbe, bei hellen Stoffen benutzt man eine Farbe, die aus gleichen Teilen von ultramarinblauem Pulver und Fett gekocht wird, und die nach dem Erkalten eine ziemlich große Festigkeit haben muß. Um die durchstochenen Zeichnungen (Schablonen) öfter gebrauchen zu können, müssen sie nach diesem Verfahren mit Terpentin gereinigt und mit einem Lappen trocken gerieben werden. Außerdem gibt es im Handel ein haltbares Pulver, welches nach dem Übertragen auf den Stoff mit Spiritus oder durch Aufplätten fixiert werden soll; doch ist dasselbe nicht zu empfehlen, da die Konturen unkorrekt und unsauber werden.

Das Einspannen des Stoffes in den Stickrahmen.

Das Einspannen des Stoffes in den Rahmen ist zur Herstellung einer tadellosen Arbeit ebenfalls von großer Wichtigkeit; denn es kann die korrekteste Aufzeichnung vollständig verdorben werden, wenn der Stoff nicht glatt und fadengerade im Rahmen sitzt.

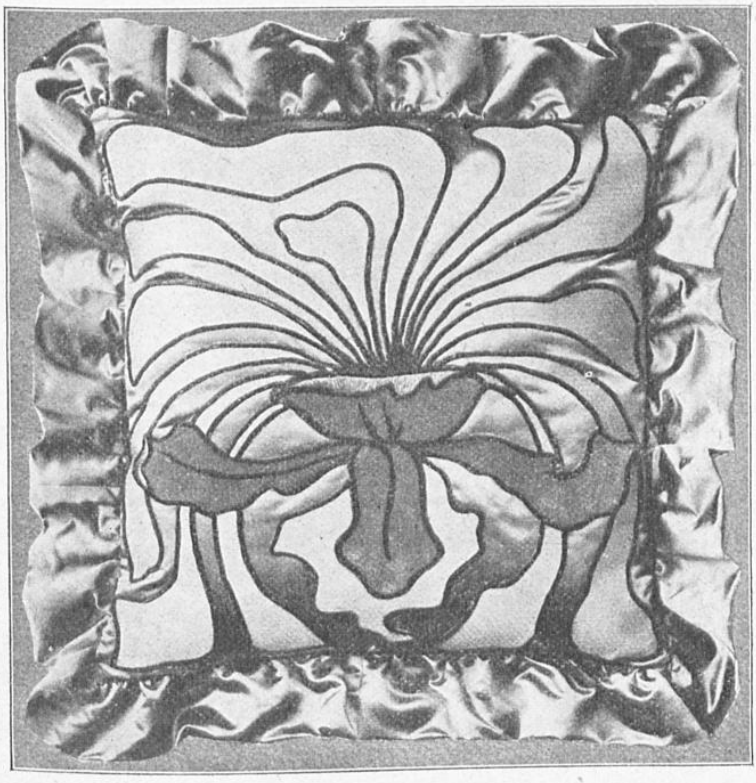
Der Stickrahmen besteht aus vier Schienen, deren zwei mit Löchern versehen sind, zu dem Zweck, den gespannten Stoff vermittelst kleiner Holzpflöckchen oder eiserner Stäbchen, welche man in dieselben hineinsteckt, unverändert fest zu erhalten. An die beiden anderen Teile des Rahmens sind Gurtbänder fest aufgenagelt, an die der zu spannende Stoff angenäht wird.



Stickrahmen fertig eingespannt.

Um ein Stück Stoff einzuspannen, werden erst alle vier Seiten desselben fadengerade geschnitten und die Webekante, falls eine vorhanden ist, fortgeschnitten, da dieselbe den Stoff hindert, sich im Rahmen auszudehnen. An zwei gegenüberliegenden Seiten des Stoffes wird, nachdem derselbe ½ cm breit fadengerade nach der linken Seite eingebogen ist, ein festes Köperband mit überwendlichen Stichen angenäht und dabei das Band stark eingehalten. Die beiden anderen Seiten sind an die an dem Rahmen befestigten Bänder in derselben Weise anzunähen. Bei kleinen Arbeiten spannt man den Stoff der ganzen Fläche nach aus; bei großen Stickereien, Läufern 2c. rollt man ihn so weit auf die beiden Schienen, daß man beim Arbeiten bequem von allen Seiten bis in die Mitte der gespannten Fläche reichen kann. Die beiden durchlöcherten Schienen werden zum Ausspannen in die Einschnitte der beiden mit Bändern versehenen Teile des Rahmens hineingesteckt und dann der Stoff stark auseinandergezogen. Hat er die genügende Festigkeit erreicht, so erhält man ihn in der Spannung, indem man die Pflöckchen in die Löcher des Rahmens steckt. An den beiden Seiten des Stoffes, an welchen die Bänder angenäht worden sind, wird der Stoff durch starken Bindfaden, den man durch das Band und über die Schiene führt, fest ausgespannt.

Alle zu Stickereien verwendeten Grundstoffe, außer Leinen- und durchsichtigen Geweben, werden, bevor man mit der Stickerei beginnt, der größeren Haltbarkeit wegen mit leichtem Shirting gefüttert. Das Futter wird auf den ausgespannten Stoff mit Stecknadeln straff aufgesteckt und mit Vorstichen angenäht.



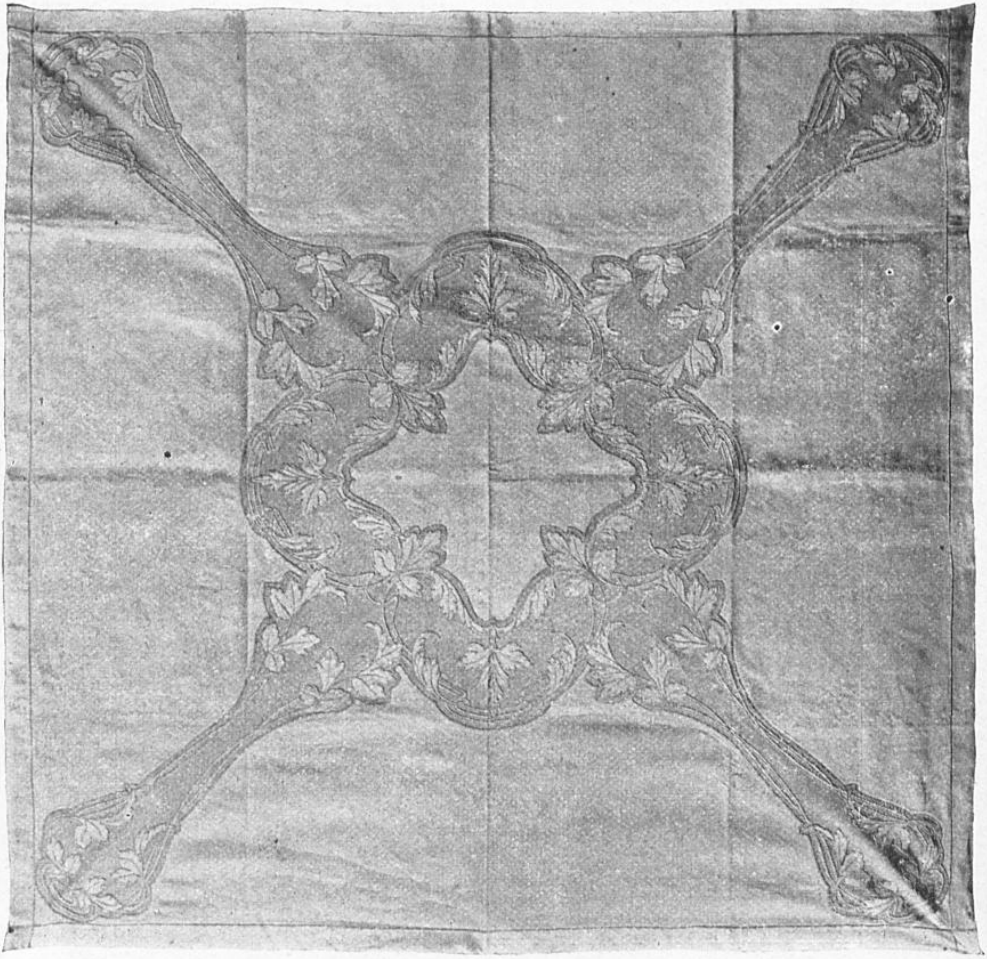
Kissen mit Applikationsarbeit und Plattstichstickerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Applikation.

Die Applikation, die, wie ich schon früher erwähnte, zu den Arten der Stickerei gehört, welche sich am meisten zu dekorativen Zwecken eignen, ist aus diesem Grunde die am häufigsten angewandte Technik geworden. Sie entspricht dem Bedürfnis der Zeit, mit geringen Mitteln und vor allen Dingen mit möglichst wenig Arbeit, Schönes und Wirkungsvolles zu erreichen und wird überall dort angewendet, wo große, dekorative Effekte erzielt werden sollen.

„Appliz ieren" heißt aufeinanderfügen, und die Technik der Applikation besteht darin, Stoffe von verschiedener Farbe nach einer gegebenen Zeichnung aufeinander zu setzen. Daß diese Stoffe von sehr verschiedenem Gehalt sein können, liegt auf der Hand, und so ist man bei der Applikation weniger von dem Material abhängig als bei jeder anderen Art von Stickerei. Man kann feste Stoffe, wie Tuch und Sammet, auf gleichartige Gewebe applizieren oder sie auf Leder setzen, ebenso wie Leder auf stoffartige Gewebe; man setzt leichte, duftige Stoffarten, wie Gaze und



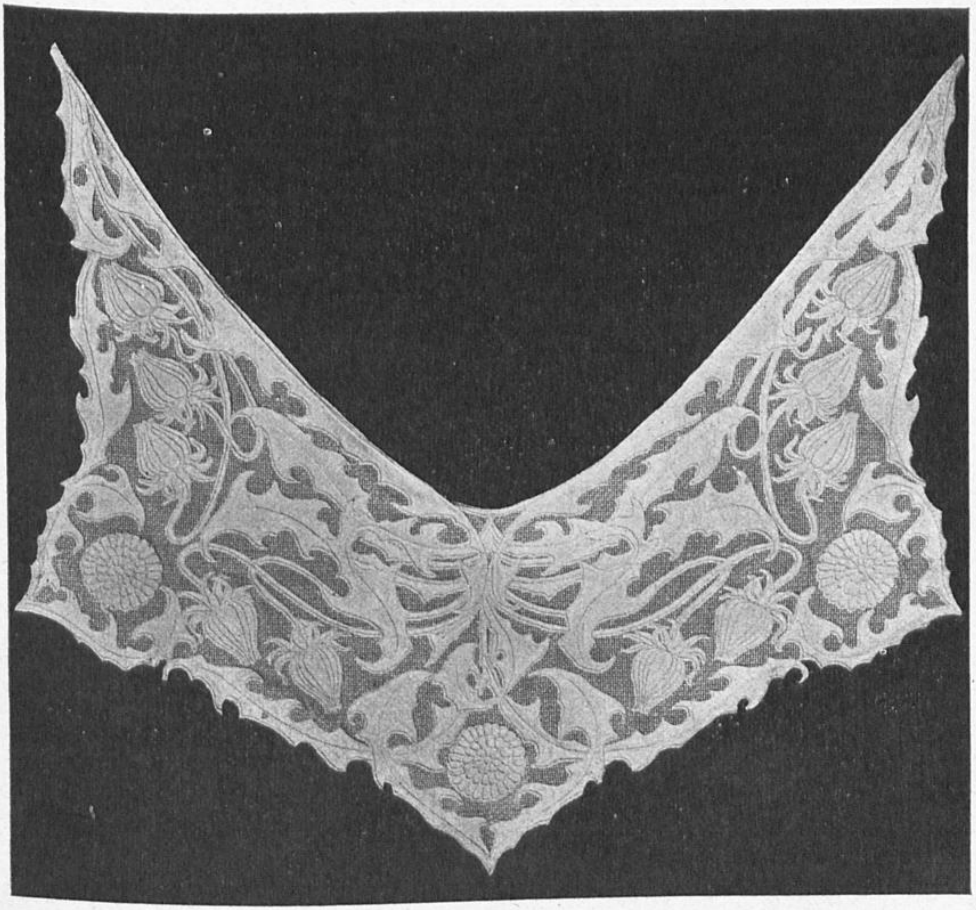
Kaffeedecke, Leinen-Aufnäharbeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Batist, mit Seide zusammen und alle Arten von Seide mit Wollenstoffen — das schwere, englische Leinen eignet sich farbig sowohl wie weiß ausgezeichnet zur Applikation — kurz der künstlerischen Phantasie ist ein ungeheuer weites Feld geschaffen, und täglich sehen wir neues und schönes auf diesem Gebiete erstehen.

Neben der Zeichnung, auf die selbstverständlich der größte Wert gelegt wird, sind auch die angewandten Farben von außerordentlicher Bedeutung, und durch die Wahl und Zusammenstellung derselben macht der Künstler seine Individualität geltend. Ganze Farbensymphonien leuchten uns entgegen; daneben sehen wir Stickereien in unendlich zartem, weich abgetöntem Kolorit, das den feinen Tönen des nordischen Himmels mit all seinen Harmonien in Grau, Blaßrosa, kaltem Grün und durchsichtigstem Blau abgelauscht zu sein scheint.

Man unterscheidet zweierlei Arten der Applikation oder Aufnäharbeit: 1) diejenige, bei welcher der zu applizierende Stoff mit dünnem Papier hinterklebt wird und dadurch Festigkeit erhält und 2) eine solche, bei der die ausgeschnittenen Stoffformen weich und unpräpariert auf den Grundstoff aufgenäht werden. Zu der ersten Art der Applikation können, wie schon oben erwähnt, alle Stoffe mit Aus-

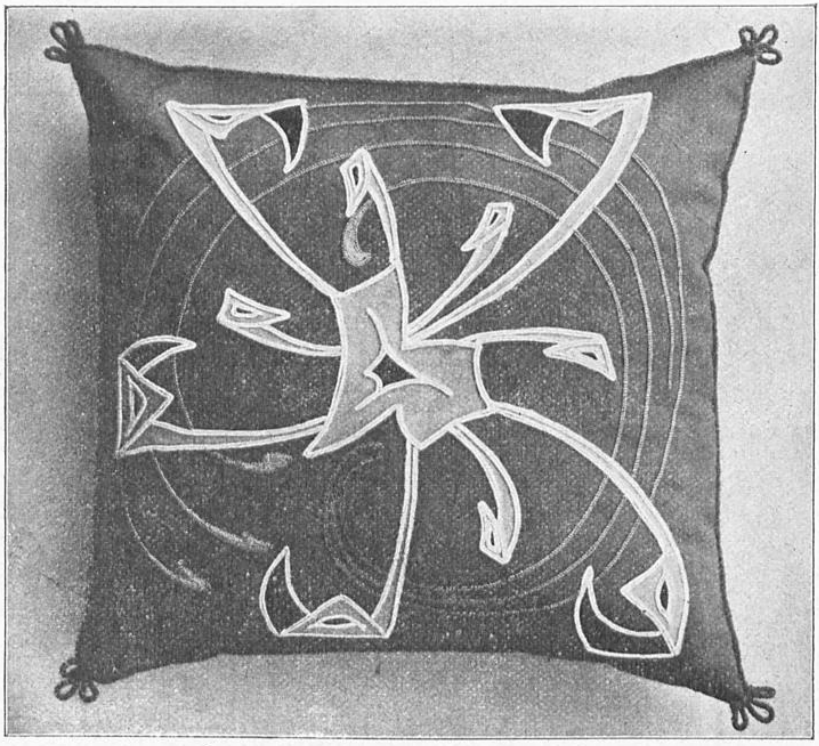


Spitzenkragen, Applikation auf Müllergaze.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nahme der durchsichtigen oder durchscheinenden verwendet werden, während zur weichen Applikation nur solche Stoffe benutzt werden können, deren Schnittkante nicht übermäßig ausfranst, wie Taffet, Tuch, Leinen, Müller-Gaze, Batist und ähnliche.

Die Stoffe, die zur steifen Applikation verwendet werden sollen, müssen auf der Rückseite mit dünnem Seidenpapier hinterklebt werden, bevor sie nach der Zeichnung ausgeschnitten werden können. Dieses Verfahren gibt dem Stoff eine größere Haltbarkeit und verhindert das Ausfransen der Schnittkanten, was besonders bei weichen Diagonalgeweben sonst der Fall ist. Der zu applizierende Stoff wird zu diesem Zweck mit der rechten Seite auf eine Tischplatte vermittelst kleiner, dünner Nägel aufgenagelt und zwar so gespannt, daß er nicht die geringste Falte bilden kann. Die Rückseite des Stoffes, die oben ist, wird mit gekochtem Stärkekleister mittelst eines flachen, breiten Anstreicherpinsels gleichmäßig bestrichen; auf die Fläche wird dünnes Seidenpapier gelegt, welches schnell und gleichmäßig auf den Stoff gedrückt werden muß. Das Papier muß so glatt auf den Stoff gestrichen werden, daß jede Luftblase unmöglich ist. Nachdem der Stoff vollständig trocken ist, wird die Zeichnung auf die rechte Seite des hinterklebten (kachierten) Stoffes in der oben erwähnten Weise mit trocknem Pulver aufgetragen. Die äußeren Konturen werden nicht nachgezogen, weil sie ausgeschnitten werden müssen; man zeichnet nur die innere Äderung und Gliederung in die Formen hinein. Die mit der Schere ausgeschnittenen Figuren werden nun auf den



Kissen in Applikationsarbeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grundstoff, der entweder in den Rahmen gespannt oder auf die Tischplatte genagelt ist, mit dickflüssigem Dextrin sehr vorsichtig aufgeklebt. Man bestreicht die Formenstückchen mittelst eines feinen Haarpinsels und drückt sie sehr sorgfältig gleich fest auf den Stoff.

Zu dem Zweck muß die Zeichnung zuerst auf den Grundstoff in derselben Weise übertragen werden wie auf den kachierten Stoff; es dürfen jedoch nur die Linien der Formen, die nicht appliziert sind, und die man in Plattstich oder in einer anderen Stichart ausführen will, nachgezogen werden. Die Konturen der zu appli-

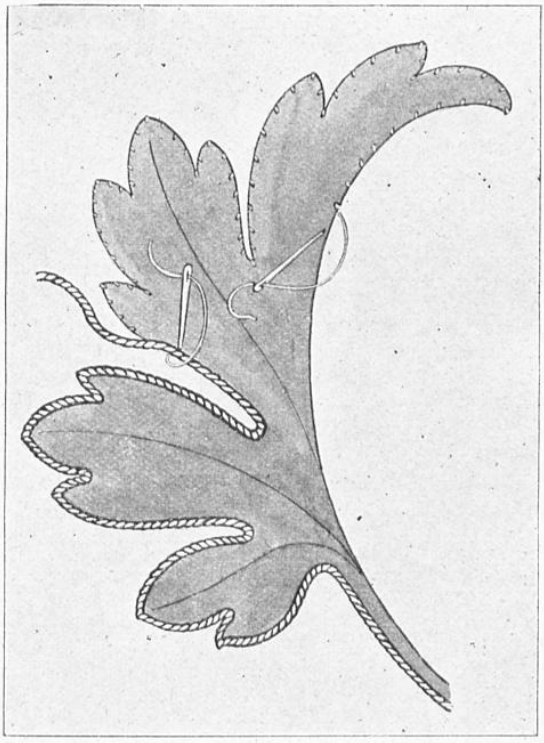


Kissen oder Stuhllehne in Applikation und Plattstichstickerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zierenden Formen dürfen nicht nachgezogen werden, weil sie unter den sie deckenden Stoff-Figuren ganz verschwinden müssen. Eine kleine Ungenauigkeit in der Zeichnung wird auf diese Weise nicht bemerkbar, da sowohl die Lindenkohle als auch der Puder sich leicht durch Blasen von dem Stoff entfernen lassen.

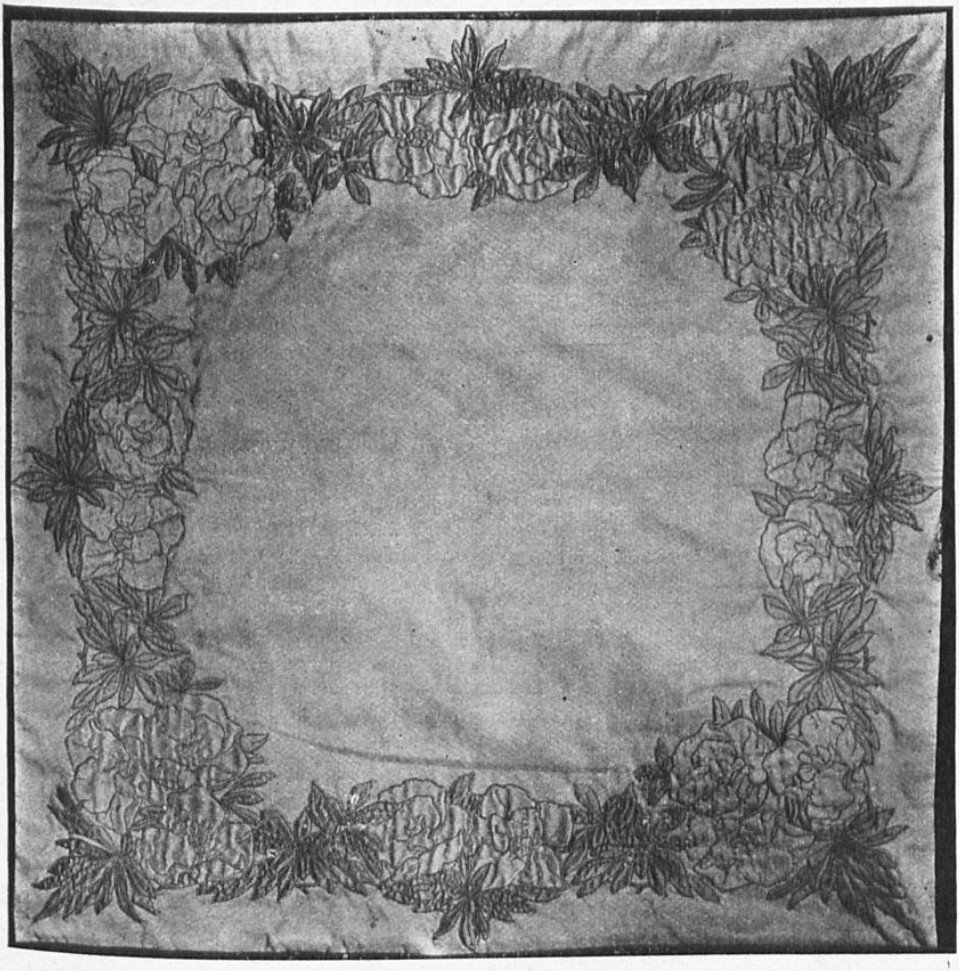
Zur Umrandung dieser ausgeschnittenen Stoff-Formen kann man das verschiedenartigste Material verwenden, alle Arten von Metall-, Seiden-, Woll- und Baumwollschnürchen, Seidenfäden, Gimpen, Soutache, schmale Bändchen 2c. Bevor man jedoch mit der Umrandung beginnen kann, müssen die Stoff-Formen fest auf den Grundstoff aufgenäht werden. Schnürchen werden auf verschiedene Weise überstickt, entweder mit sogenannten Überfangstichen, welche die Umrandung im rechten Winkel überschneiden oder aber mit Stichen, die sich in die Drehung des Schnürchens



legen und daher unsichtbar bleiben. Anfang und Ende des Umrandungsfadens zieht man mittelst einer starken Nadel auf die Rückseite des Stoffes. Außer dieser Art der Umrandung können die Konturen der ausgeschnittenen Formen auch mit schmalen, dichten Seidenstichen überstickt werden, ebenso kann man Gliederungen und Adern in Plattstich, Stielstich oder anderen Zierstichen ausführen.

Die weiche Applikation eignet sich vorzüglich zu Darstellungen von Pflanzenformen (s. Tafel); der unaufgeklebte Stoff, der durch seine weiche Schmiegsamkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



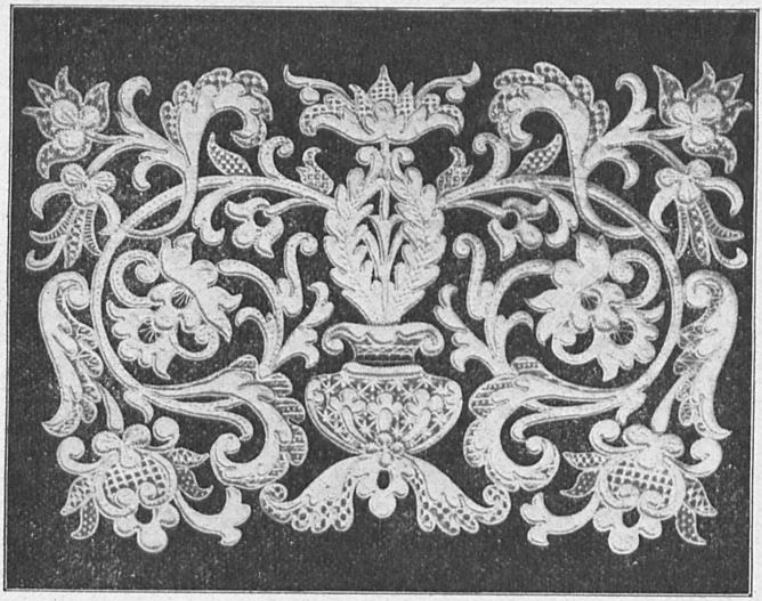
Tischdecke mit Applikationsarbeit.

stark modelliert, bringt lebendige, plastische Wirkungen hervor, und man wendet diese Art der Aufnäharbeit besonders gern dort an, wo leichte, duftige Stoffe, Fenstervorhänge ꝛc. verziert werden sollen.

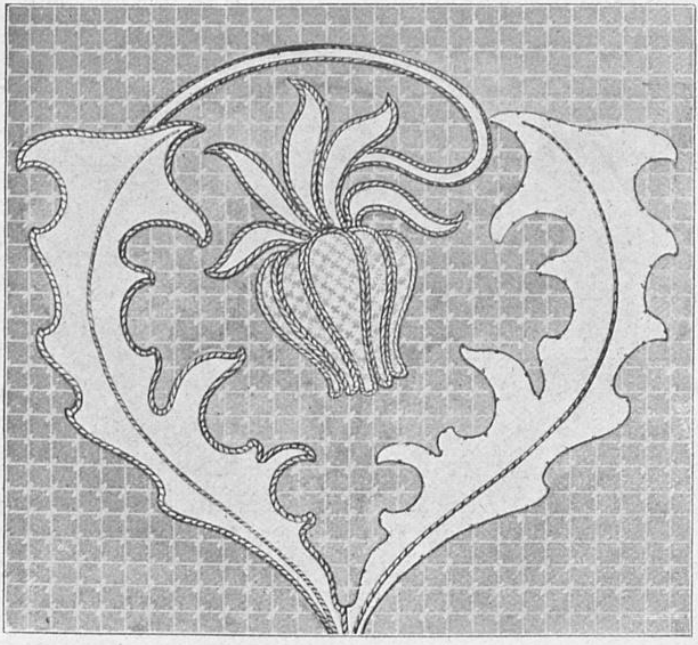
Die Elfenbeintechnik.

Eine besondere Art der Applikation ist die sogenannte Elfenbeintechnik, deren elfenbeinfarbige Auflagen auf mattem Sammetgrund von besonders schöner Wirkung sind. Ihre Eigenart liegt darin, daß nicht alle Formen der Zeichnung appliziert, sondern einzelne derselben mit Spitzenstichen und Gittern in gleichfarbiger Cordonnetseide ausgeführt werden. Zur Umrandung der Formen benutzt man verschiedene gedrehte und glatte Schnürchen einzeln und auch in Verbindung miteinander in der gleichen Farbe des elfenbeinartigen Weiß. Da der ganze Eindruck der Stickerei ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Kissen in Elfenbeintechnik.



Detail zu einer Elfenbeintechnik mit gesticktem Grund und ausgesparter Musterung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Vorhang mit Malerei und Stickerei:
Entworfen und ausgeführt von Marie Kirschner, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

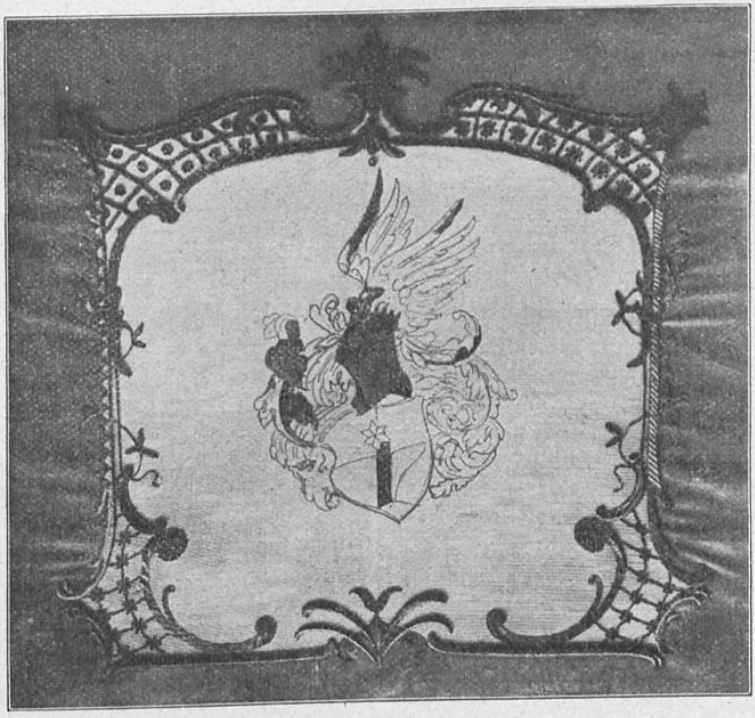
spitzenartiger ist, so werden auch Zeichnungen zu dieser Technik verwendet, die den venetianischen Reliefspitzen entlehnt sind.

In wundervoller Weise wirkt die Art von Elfenbeintechnik, die so hergestellt wird, daß die Musterung nicht durch Auflagen entsteht, sondern durch das Aussparen des elfenbeinfarbigen Grundstoffes. Die Zwischenräume werden mit offener Seide durch lange Stiche ausgestickt und gitterförmig mit einem feineren Faden überspannt, der an jeder Kreuzung mit einem Stich festgehalten werden muß. Die Konturen werden in der oben beschriebenen Weise umrandet und einzelne der Formen mit Gitter- und anderen Zierstichen aus Seide in der Farbe des ausgestickten Grundes versehen.

Die Goldstickerei.

Die Goldstickerei ist eine der vornehmsten und zugleich schwierigsten Techniken und erfordert große Übung und Geschicklichkeit; es ist ihr kein so weites Feld eingeräumt wie der Applikation, ihre Grenzen sind eng gezogen und beschränkt. Die Goldstickerei wird hauptsächlich dort angewandt, wo es gilt, besonderen Prunk zu entfalten; an der Ausstattung der Festräume fürstlicher Schlösser, an den Gewändern und Paramenten der katholischen Geistlichen und an Uniformen und Fahnen. Sie ist so kostbar, daß man sie selten in der Weise wie andere Stickereien verwendet, häufiger dagegen benutzt man sie in der Verbindung mit der Applikation.

Die Goldstickerei zerfällt in verschiedene Techniken, deren jede einen besonderen Namen führt: Anlege-, Kordel-, Stech- und Sprengtechnik, Kantille- und Flitterstickerei.

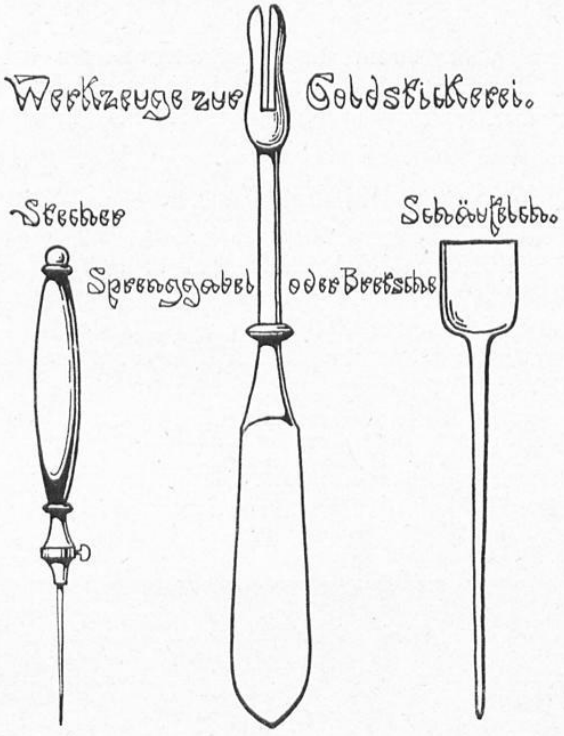


Goldstickerei mit angefangenem Wappen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Werkzeuge, die zur Ausführung der Goldstickerei angewandt werden, sind die folgenden:

1. Sprenggabel oder Bretsche,
2. Stecher,
3. Schäufelchen oder Beinchen.



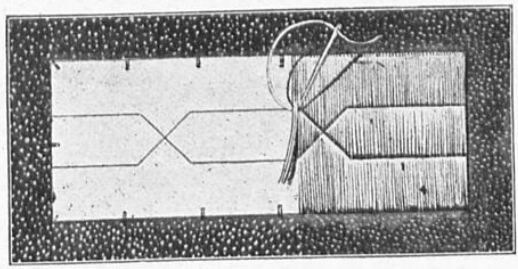
Die gebräuchlichsten Materialien sind:

1. Kordonetgold,
2. Glanzgold,
3. Frisé,
4. Ondé,
5. Massivgold,
6. Kantille,
7. Flitter,
8. Perldraht und gedrehte Schnürchen.

Die Stickerei mit Gold- und Silberfäden ist eine Reliefstickerei, bei welcher die gestickten Figuren Unterlagen von Pappe, Kork oder Leinen erhalten. Zum Ausschneiden der Kork- oder Pappformen benutzt man ein schmales, zu diesem Zweck gearbeitetes Messer, mit dem man die mit Bleistift sehr korrekt ausgeführte Zeichnung sorgfältig ausschneidet. Die Figuren müssen möglichst zusammenhängend ausgeschnitten werden; deshalb werden zwischen denselben kleine Brücken aus Karton stehen gelassen, die später während des Arbeitens mit dem Metall entfernt werden. Korkfiguren werden auf dieselbe Weise ausgeschnitten, nur müssen bei diesen noch die Ränder mit einer feinen Feile oder mit Sandpapier glatt und rund abgefeilt werden. Die ausgeschnittenen Figuren werden mit Dextrin fest und sauber auf den Grundstoff geklebt. Will man keine Pappe- oder Korkunterlagen benutzen, so können die Figuren auch mit dickem, baumwollenen, gewachsten Faden (Twist) unterlegt werden, oder man spannt über dieselben starken Zwirn in engen, gleichmäßigen Zwischenräumen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die einfachste und am wenigsten schwierige Art der Goldstickerei ist die Technik des angelegten Metallfadens; hierzu eignen sich große, breite Formen, die aus kachiertem und gelb gefärbtem Leinen ausgeschnitten und auf den Grundstoff geklebt werden. Sie werden dann mit doppeltem Metallfaden durch Überfangstiche in verschiedenen Musterungen mit gelber oder andersfarbiger Seide ausgefüllt. Die ein-



Angelegte Goldstickerei.

fachste Musterung ist der versetzte Seidenstich. Die doppelten Goldfäden werden nach der Kontur der Figur mit einem feinen Seidenfaden in engen, gleichmäßigen Zwischenräumen aufgenäht; bei der zweiten Reihe und allen folgenden, die dicht aneinander stoßen müssen, wird der Stich versetzt, d. h. er muß gerade in die Mitte zweier Stiche der vorhergehenden Reihe treffen. In dieser Weise werden so viele Reihen nebeneinander gestickt, bis die Figur ganz gefüllt ist. Außerdem kann man Figuren in derselben Technik nach gezeichneten Linien sticken, indem man, wie in der vorher beschriebenen Weise, die Metallfäden über die Form führt und sie durch Seidenstiche auf den angegebenen Linien niederhält. Diese Technik wird von den Japanern besonders viel ausgeführt; ihr schönes, geschmeidiges Gold, welches die Farbe nie verändert, eignet sich ganz besonders zu dieser Technik. Sie sticken sogar schwierige Tierformen in dieser Weise, was eine große Geschicklichkeit bedingt. Eine spezielle Eigenart der japanischen Goldstickerei ist das Anlegen des Goldfadens in der Weise, daß zwischen den einzelnen Teilen einer Figur millimeterbreite Zwischenräume stehen bleiben. Sie verleihen dadurch der meist schwer und massig wirkenden Goldstickerei einen leichteren Charakter. Diese Anlege-Technik kann auch noch über eine Unterlage aus Kork gearbeitet werden. Die Formen werden ebenso ausgeschnitten wie die aus Pappe, nur muß man die Ränder stark abfeilen, damit die Form eine allmähliche Abflachung erhält. In dieser Weise stickt man meist Kronen.

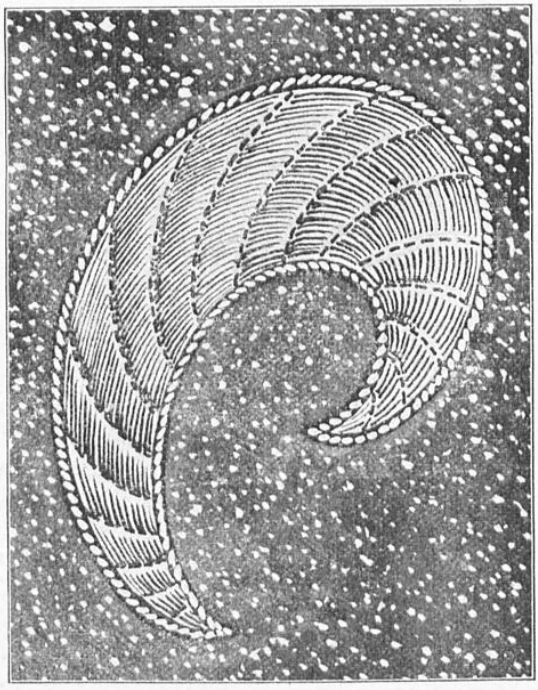
Eine Abart der Anlege-Technik ist die Kordel-Technik, die hauptsächlich dort angewendet wird, wo plastische Effekte erzielt werden sollen. Sie wird in der Weise ausgeführt, daß über die ausgeschnittenen Leinenformen dicke Zwirnfäden in gleichmäßigen engen Zwischenräumen gespannt werden, über die die Metallfäden geführt und mit Seidenstichen in den Zwischenräumen niedergehalten werden. Es ist ratsam, die Metallfäden am Außenrande der Form nicht umzubiegen, sondern auf die Rückseite herunter zu ziehen und daneben wieder heraufzustechen, um dadurch eine gleichmäßige Kontur hervorzubringen.

Durch die verschiedene Anzahl der Zwirnfäden, die man zwischen den Seidenfäden stehen läßt, kann man die mannigfaltigsten Musterungen erzielen. Die auf diese Weise fertig gestickten Formen können mit Metallschnur umrandet werden, was aber nicht unbedingt notwendig ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine dritte Art der Goldstickerei ist die Technik des sogenannten Stechens mit Metallfäden, welche zur Uniformstickerei fast ausschließlich angewandt wird. Es eignen sich hierzu nur schmale, zierliche Formen, die aus Kartonpapier ausgeschnitten und auf den Grundstoff geklebt werden müssen. Die Spitzen und Enden derselben werden mit einem dicken Metall- oder Seidenfaden fest aufgenäht, einmal, um das Verschieben der Formen zu vermeiden und ferner, um eine Verbindung zwischen dem Grundstoff und der plastischen Form zu erhalten. Der Goldfaden wird beim Sticken in eine starke Nadel eingefädelt und man überstickt die Figur in gleichmäßig nebeneinander liegenden Stichen, wobei man besonders darauf achten muß, daß der Faden glatt und glänzend bleibt, da er leicht beim Hindurchführen durch den Stoff leidet. Um eine Beschädigung des Metalls zu vermeiden, bedient man sich des Stechers, eines Werkzeuges, mit dem man die Öffnung, durch die der Faden geführt werden soll, bestimmt. Dieser Vorstecher ist besonders beim Sticken auf Leder anzuwenden, da die von unten heraufkommende Nadel leicht das Leder zerreißt.

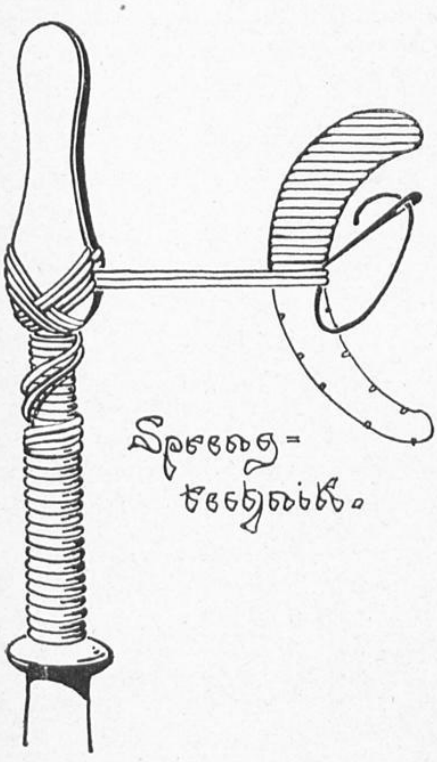
Die Stichlage richtet sich nach der Form der Figur, die überstickt werden soll. Sie kann entweder ganz quer über die Form oder schräg anfangen und diese Richtung beibehalten; bei anderen Figuren ist es notwendig, daß sie die Drehung und Richtung mitmacht und sich ganz der Figur anpaßt. Dieses geschieht dadurch, daß die Stiche an der weiteren, größeren Biegung einer Figur etwas weiter voneinander entfernt werden, ohne jedoch die Unterlage hervorscheinen zu lassen und an der engeren,



Goldstickerei über gespannte Zwirnfäden.

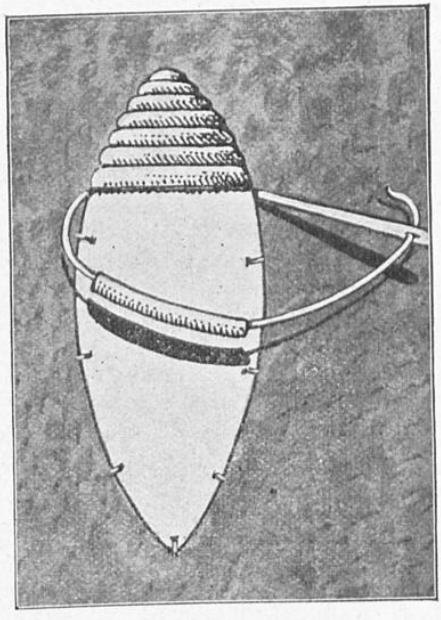
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

inneren Biegung ganz dicht zusammen gepreßt werden. Diese Technik kann man anstatt über Pappe auch über eine Unterlage von gewachsten Baumwollfäden arbeiten.



Die vierte der bei der Goldstickerei angewandten Techniken ist das Sprengen. Sie beruht darauf, daß die über die sogenannte Sprenggabel doppelt gewickelten Fäden über die ausgeschnittenen Papp- oder Korkformen hin und her geführt und an der Seite der Figur mit einem Stich aus dicker, gelber Seide festgehalten werden, ohne sie während des Stickens auf die Rückseite zu ziehen. In dieser Weise werden liegende Figuren von links nach rechts, aufstrebende dagegen von unten nach oben gestickt. Dadurch, daß der Faden doppelt verarbeitet wird, erfordert diese Technik weniger Arbeitszeit und erspart außerdem fast die Hälfte an Material, da die Metallfäden nur beim Beginn und nach Vollendung der gestickten Form auf die Rückseite gezogen werden.

Eine weitere Art der Goldstickerei ist die Flitter- und Kantillestickerei. Die Kantille ist eine feine, dichte Metallfaden-Spirale, die einer kleinen Röhre gleicht und, in kleine Stücke zerschnitten, über die zu stickende Form mittelst eines Seidenfadens genäht wird. Auch die Kantille-Stickerei bedarf einer Unterlage; entweder werden die Formen aus starkem Papier ausgeschnitten oder sie werden ganz wenig mit Baumwolltwist unterlegt. Die Kantille wird der Form entsprechend, die man übersticken will, in größere und kleinere Stückchen geschnitten, wobei ein gutes Augenmaß von großer Wichtigkeit ist. Man übersticht die Form in der Weise, daß man die Kantille-Röhrchen, die so lang sein müssen, daß sie die Form sowohl als auch deren Schnittkanten vollständig



Das Aufnähen der Kantille-Röhrchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

decken, auf eine Nadel fädelt und mit einem feinen Seidenfaden annäht. Man kann die zu stickende, aufgezeichnete Form auch zuerst mit dem sogenannten Perldraht umranden, eine Spirale aus dünnem Golddraht, die vor dem Verarbeiten etwas ausgezogen wird und in deren Einbiegung sich jedesmal der Stich legen muß.

In dieser Weise gestickte Formen eignen sich vorzugsweise für applizierte Goldstickerei. Es kommt nämlich häufig vor, daß Gold- und Silberstickereien nicht direkt auf den Grundstoff gearbeitet werden, wenn derselbe zum Beispiel kostbarer Sammet ist; in diesem Falle stickt man die Formen auf starkes Leinen und setzt sie dann auf dem Grundstoff zusammen. Die kostbaren Courschleppen werden immer in dieser Weise gestickt.

Zu erwähnen ist noch die Flitterstickerei. Sie kommt selten als ganz selbständige Arbeit zur Verwendung und wird vielmehr zur Verzierung anderer Goldstickerei benutzt, z. B. bei kleinen Rosetten an den Kreuzungen eines aus Metallfäden gespannten Gitters, als Adern in goldgestickten Blättern ꝛc. Flitter sind kleine, runde Metallplättchen, die in verschiedener Größe hergestellt werden. Sie haben in der Mitte ein kleines Loch, durch das man den Metall- oder Seidenfaden, mit welchem sie angenäht werden sollen, hindurchführt und sie dadurch befestigt.

Bei der indischen Goldstickerei finden wir die Flitter auch ohne Verbindung mit anderen Techniken angewendet; doch wirkt sie leicht unschön und aufdringlich.

Spanische Spitze.

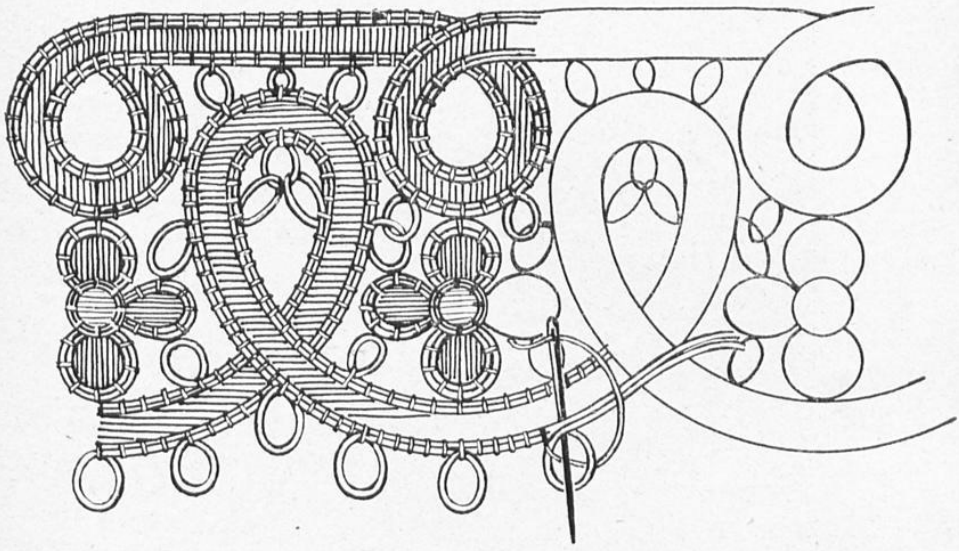
Die spanische Spitze ist in gewissem Sinne gar nicht als Spitze zu betrachten, sondern als eine Art ausgeschnittener Stickerei, bei der Gold- und Silberfäden und Seide in meist leuchtenden Farben zur Verwendung kommen. Ihre Blütezeit fällt in die Zeit Ludwigs XIV., in welcher sie in verschiedenster Weise zur Ausschmückung der Kostüme, Prachtbetten und Karossen, vornehmlich in Frankreich verwendet wurde, während man in Spanien selbst meist Spitzen fremder Industrie und besonders weiße Spitzen vorzog. Die spanische Spitze wurde hauptsächlich in Klöstern von Nonnen gearbeitet, und man bekleidete mit ihr die Heiligen und die Madonnenfiguren, wie es der wechselnde Ritus der kirchlichen Feste mit sich brachte.

Die spanische Spitze übertrifft an Farbenwirkung, verbunden mit dem weichen Goldglanz, alle anderen Arbeiten. Sie kann entweder als Besatz von Stoffen (s. Tafel) verwendet werden oder auch als selbständige Stickerei gelten.

Die Zeichnung wird auf den Stoff — in den meisten Fällen feines, gelbes, ungebleichtes Leinen — übertragen, und die Konturen entweder mit Gold- oder andersfarbiger Seide über doppelte Gold- oder Silberfäden derart languettiert, daß die Stiche in gleichmäßigen, engen Zwischenräumen erscheinen und die Metallfäden deutlich hervorschimmern lassen. Die einzelnen Formen der Zeichnung hängen durch Schlingen, sogenannte Picots, zusammen, die aus dem äußeren Goldfaden, der Zeichnung nach, gebildet werden, ehe der nächste Festonstich die beiden Metallfäden überschneidet. Von der gegenüberliegenden Form aus wird entweder dieses Picot beim Languettieren aufgenommen, oder wenn der Zwischenraum zwischen den beiden Figuren ein zu großer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist, der Goldfaden durch das fertige Picot in der Weise durchgezogen, daß ein zweites Picot gebildet wird, welches mit dem ersten zusammenhängt. Wenn die ganze Zeichnung fertig languettiert ist, wird die Arbeit in den Rahmen gespannt und die Formen mit farbiger Seide in Plattstich ausgefüllt, wobei man besonders darauf achen muß, daß auf der Rückseite der Stickerei kein Stich in den Zwischenraum gemacht wird, der von den Picots übersponnen ist und der nach der vollständigen Fertigstellung der Spitze ausgeschnitten wird. Um einen goldigen Schimmer über der Stickerei zu erzielen, kann man die Spitzen und Enden der Formen mit einem ganz feinen Glanzgoldfaden einsticken und zwar mit Stichen von ungleicher Länge. Dieses wirkt vornehmer als die oft gebräuchliche Verwendung von Flittern, die leicht der Stickerei



Das Anfertigen der spanischen Spitze.

etwas Protziges und Aufdringliches verleihen. Eine hübsche Abwechselung erreicht man dadurch, daß man längs der languettierten Metallfädenkontur einige Reihen von Gold- oder Silberfäden mit versetzten Stichen aufnäht und dadurch gleichsam ein Metallband erhält, welches die Formen einfaßt. Ist die Stickerei im Rahmen ganz vollendet, so wird sie auf der Rückseite mit dünnem Stärkekleister vorsichtig bestrichen und nach dem Trocknen mit einer kleinen Schere genau den Formen nach ausgeschnitten.

Eine Abart der spanischen Spitze ist das sogenannte „Grobspanisch", bei dem statt der feinen Metallfäden Schnürchen aus Metall oder Seide zum Festonnieren verwandt werden. Die Figuren werden nicht wie bei der fein-spanischen Spitze vollständig ausgestickt, sondern mit Gittern und Zierstichen aus Seide und Metallfäden verziert. Aus diesem Grunde muß bei der grob-spanischen Spitze die Farbe des Grundstoffes berücksichtigt werden. Ähnlich in der Technik ist die Richelieu- oder venetianische Stickerei, deren Konturen jedoch mit dichten Languettenstichen gearbeitet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

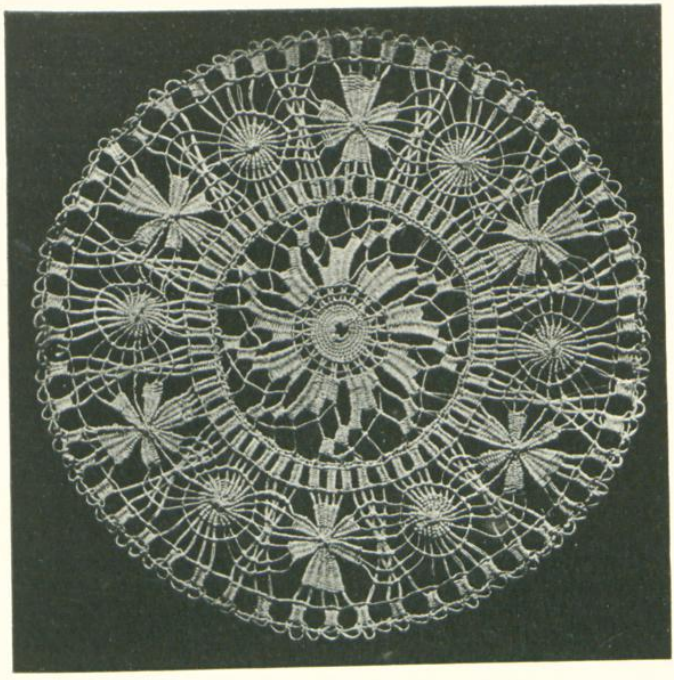
werden, die den eingelegten Faden nicht durchscheinen lassen. Die Verbindungen werden aus dem Faden gebildet, der zum Languettieren benutzt wird; man macht einen Stich, der gezeichneten Verbindung nach, an die gegenüberliegende Form und bewickelt den Stich, zum Ausgangspunkte zurückkehrend.

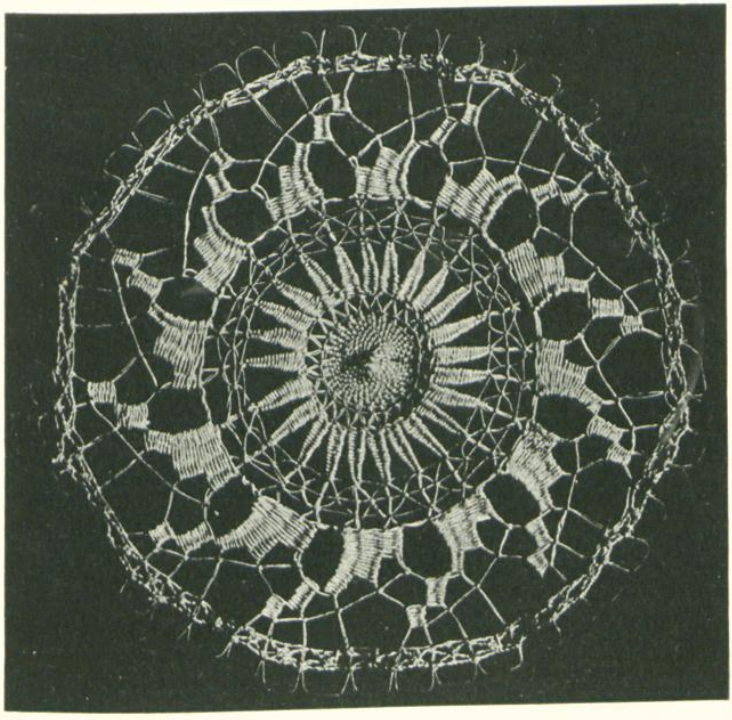
Der Grund zwischen den Formen wird ausgeschnitten und diese glatt ohne Zierstiche stehen gelassen.



Kleid mit Richelieu-Stickerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf





Sterne in Teneriffa zur Umrandung von Deckchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Plattstichstickerei.

Die Plattstichstickerei ist eine von den Japanern und Chinesen ganz besonders viel gepflegte Technik. Zu welch großer Vollendung sie dieselbe bringen, haben wir oft Gelegenheit auf Ausstellungen und in Museen zu bewundern. Sie sind allerdings bei der Herstellung ihrer Meisterwerke sehr begünstigt durch ihr vorzügliches, einheimisches Material. Die japanische und die chinesische Seide ist unerreicht in ihrem Glanz und der Gleichmäßigkeit selbst des allerfeinsten Fadens. Die Plattstichstickerei wird im Rahmen gearbeitet und die Zeichnung wie gewöhnlich durch Aufpausen und Nachzeichnen der Konturen auf den Grundstoff übertragen. Plattstichstickerei heißt die Technik, weil die Formen, ohne vorher unterlegt zu sein, mit gleichmäßigen, dicht nebeneinanderliegenden Stichen überstickt werden. Man wählt dazu eine Zeichnung, deren Formen schmal sind oder in Gliederungen geteilt werden können (s. Tafel). Der Plattstich überschneidet die Form in schräger Richtung und ist abhängig von jeder Bewegung und Biegung derselben. Der gewöhnliche Plattstich wird ohne Ineinandergreifen der verschiedenen Farbentöne gestickt, und zwar muß die zu überstickende Form in der Breite mit einem Stich überspannt werden können. Das Material kann sehr verschiedenartig sein und richtet sich nach dem Stoff, auf dem die Stickerei ausgeführt werden soll. Man verwendet dazu Metallfäden, drellierte und offene Seide, Chenille, Baumwoll- und Wollfäden aller Art.

Eine besondere Art der Plattstichstickerei ist der sogenannte doppelseitige, japanische Plattstich, der mit großer Sorgfalt und Akuratesse gearbeitet werden muß, da die vollendete Stickerei keine Rückseite aufweisen darf. Diese Art der Stickerei eignet sich ihrer Doppelseitigkeit halber für alle solche Gegenstände, die von beiden Seiten angesehen werden, so z. B. Fächer. Es werden hierzu meist Zeichnungen in japanischer Art stilisierter Pflanzenmotive verwendet. Die Technik ist in der Weise auszuführen, daß man die einzelnen Teile der Blattformen mit parallel laufenden Stichen bedeckt, die man, der Richtung des Blattes folgend, so dicht wie möglich nebeneinander setzt, wodurch beide Seiten des Stoffes mit gleichmäßigen Stichen bedeckt werden. Die Schwierigkeit hierbei liegt darin, daß einmal die Befestigung des Stickfadens auf keiner Seite sichtbar werden darf, was man dadurch erzielt, daß man den zu Ende gehenden Faden in der Mitte der Form mit einigen kleinen Stichen befestigt und den neuen Faden nach seiner Befestigung einen Stich übergreifend wieder beginnen läßt. Es muß ferner darauf geachtet werden, daß die Nadel stets senkrecht durch den Stoff geführt wird, um dadurch ein Spalten des Fadens auf der Rückseite zu vermeiden. Der Rahmen wird beim Arbeiten häufig umgedreht, um die Exaktheit der Stickerei zu kontrollieren. Sind in der Zeichnung Formen vorhanden, die ihrer Breite wegen in Gliederungen gestickt werden müssen, so beginnt man an der äußeren Kontur, von innen nach außen stechend. Sämtliche folgende Reihen werden in derselben Weise ausgeführt, wobei die Nadel zwischen die Enden zweier Stiche der bereits vollendeten Reihe geführt wird, so daß zwischen den einzelnen Gliederungen keine Zwischenräume entstehen können. Eventuelle Stengel oder Ranken in der Zeichnung werden zuerst in einfachem Stielstich gearbeitet und hierauf die auf der Unterseite entstandenen Steppstichreihen mit einem Faden in der Weise aufgenommen, daß man die Nadel durch jeden Stich hindurchführt, ohne den Grundstoff zu berühren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Nadelmalerei.

Die Nadelmalerei ist eine jener kunstvollen Techniken, die sich nicht schablonenhaft herstellen lassen, sondern die ein tiefes Verständnis für das Wachstum der zu stickenden Pflanze und einen eminent feinen Farbensinn zur Grundbedingung machen. Wie der Name der Technik schon sagt, ist diese Stickerei eine Art von Malen mit dem Faden, ein Ineinandersticken der feinsten Nüancen, durch die eine Blume Körper und Form gewinnt. Auf keinem anderen Gebiet der Stickerei wird in unserer Zeit so viel gesündigt, wie auf dem der Nadelmalerei, in erster Linie dadurch, daß sie ganz ohne Rücksicht auf die Art ihrer Technik angewandt wird. Auf Decken und Läufern und tausend Dingen, die ein öfteres Waschen und Reinigen erfordern, findet man sie vertreten. Die Technik der Nadelmalerei eignet sich aber absolut nicht zum Waschen, denn einmal leiden die feinen Farbentöne und der Glanz der Seide, wenn dieselbe auch unter der Bezeichnung „waschecht" in den Handel gelangt, und ferner verziehen sich die äußerst feinen Stiche in einer größeren gestickten Fläche beim Waschen, sie teilen sich und machen die Stickerei rauh und unansehnlich. Die Technik einer Stickerei muß mit dem Grundstoff und dem Material, welches zu derselben verwendet wird, im Einklang stehen und muß davon abhängig gemacht werden. Wenngleich man heute Mittel besitzt, einen Gegenstand auf anderem Wege als auf dem des gewöhnlichen Waschens mit Wasser und Seife zu reinigen, so ist es doch in der Idee verfehlt, verarbeitetes Leinen, wie Tischgedecke, Tischläufer ꝛc. chemisch reinigen zu lassen. Leinen soll gewaschen werden, das erfordert der Stoff und kann es vertragen und dem entsprechend muß auch die Stickerei sein, die zum Schmucke desselben dient. Überdies werden noch diese sogenannten Nadelmalereien fast durchgängig nach unglaublich schlechten Zeichnungen und in den empörendsten primitivsten Farbentönen ausgeführt und erinnern nicht einmal in entferntester Weise an die Technik, die den vornehmen Namen „Nadelmalerei" trägt. Als absolute Geschmacklosigkeit sind ferner die gestickten Bilder anzusehen, die auf verschiedenfarbigen, meist weißen Atlas gedruckt in den Handel kommen und in den Tapisserieläden als Vorzeichnungen für Nadelmalerei verkauft werden.

Die figürlichen Darstellungen und Zeichnungen derselben eignen sich absolut nicht zum Sticken und werden unter den Händen ganz unverständiger Dilettanten zu reinen Karrikaturen. Aber gerade in dieser Richtung wirken die Geschäftsinhaber, die solche Arbeiten in den Handel bringen, leider sehr wenig erzieherisch auf das Publikum, dem vorzugsweise diese Stickereien als elegant und leicht auszuführen angepriesen werden. Es ist schon an und für sich ein Unding, sogenannte Bilder zu sticken, die unter Glas als Wandschmuck dienen sollen. Die Stickerei hat ihr ganz spezielles eigenes Gebiet und, wie jede Nachahmung in der Kunst verwerflich ist, so soll sie sich auch nicht an die Malerei in der Weise anlehnen, daß sie dieselbe zu ersetzen strebt. Die alten figürlichen Stickereien für kirchliche Zwecke bedeckten auch nur die Gewänder der Priester und waren nie als Bilder gedacht.

Die Nadelmalerei ist eine Technik, mit der man die größten malerischen Wirkungen erzielen kann. Die Motive, die zu den Zeichnungen für dieselbe verwendet werden, sind der Natur entlehnt (s. Tafel). Unstilisiert, wie der malerische Blick des Künstlers sie findet, benutzt er sie zu den Zeichnungen dieser Stickereien. Auch auf diesem Gebiet sind die Japaner unsere Lehrmeister gewesen, die diese Technik in ganz vollkommener Schönheit und Vollendung ausgebildet haben. Blüten, Blumen und Blätter mit einer amüsanten Silhouette sind am meisten geeignet für die Nadelmalerei,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle ungefüllten Blumen, mit mehr oder weniger ausgezackten oder ausgebogenen Blättern wirken schön, während gefüllte Blumen wie Rosen, Georginen und ähnliche, so schön sie in der Natur auch sind, in der Stickerei stets einen schweren und plumpen Eindruck machen. Das Material, dessen man sich zur Nadelmalerei bedient, richtet sich nach dem Grundstoff, auf dem die Stickerei ausgeführt werden soll. In den meisten Fällen ist es die Filofloß-Seide, die in den feinsten Nüancen dazu verwendet wird. Für dekorative Zwecke zieht man selbstverständlich gröberes Material vor und verwendet Filoselle-Seide und feine, persische Wolle.



Paravent: Entworfen und ausgeführt von Marie Kirschner, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Bestreben bei dem Sticken einer Blume in Nadelmalerei muß darin liegen, durch die richtige Verteilung von Licht und Schatten und durch die richtige Führung des Stiches, die Blume, je nach dem Charakter derselben, weich und duftig oder leuchtend und scharf und in jedem Falle plastisch wirken zu lassen. Die Stickerei kann nur nach einer guten, farbigen Naturstudie der zu stickenden Pflanze oder nach künstlerischen Vorlagen ausgeführt werden. Es ist auch möglich, Blumen direkt nach der Natur zu sticken, doch gehört dazu ein sehr großes, technisches Können, und die Arbeit wird noch dadurch erschwert, daß die Blumen durchs Welken Farbe und Form verändern.

Die Zeichnung wird auf den Stoff in der üblichen Weise übertragen und dieser in den Rahmen gespannt. Die Konturen werden mit Stielstichen vorgezogen und die einzelnen Blätter der Blume, am äußersten Rande beginnend, von innen nach außen gestickt, wobei die Stiche jede Bewegung des Blattes mitmachen müssen. Am Außenrande muß eine sehr schöne, gleichmäßige Kontur entstehen, innen werden die Stiche ungleichmäßig lang gesetzt. Die nächste Reihe greift in die erste hinein und wird ebenfalls in ungleich langen Stichen ausgeführt, wodurch ein feines Ineinanderfließen der Nüancen erzielt wird.



Kissen mit Nadelmalerei.

Der Faden muß selbstverständlich so oft gewechselt werden, wie das Vorbild es erheischt. Zu der feinen Ausführung einer Blume gehört eine ungeheure Menge von Farben und Tönen, bei einer violetten Anemone z. B. werden die Schattierungen vom hellsten Blau bis ins dunkelste Violett und Rot zur Anwendung kommen; auch würde man verschiedene graue und gelbliche Töne benutzen müssen.

Staubfäden stickt man meist aus mehrfach zusammengedrehten Seidenfäden in Knötchenstich oder in einzelnen, ungleich langen, häufig übereinander liegenden Stichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stilisierte, ornamentale Formen werden in Flachstickerei ausgeführt. Die Technik ist dieselbe wie die der Nadelmalerei, nur fallen die verschiedenen Farbentöne fort und die Formen werden meistens in einer Farbe in mehreren Tonabstufungen gestickt. Entweder arbeitet man diese Figuren in der Weise, daß man mit der hellsten Schattierung der Seide an der Spitze beginnt und nach unten zu die dunkleren Töne eintreten läßt, oder man kann eine Form auch nach Licht und Schatten sticken. In diesem Falle nimmt man den Punkt, von dem aus man sich die Figur beleuchtet denkt, oben links an. Die Lichtstrahlen fallen in einem Winkel von 45 ° ein und nach dieser Beleuchtung stickt man alsdann die Form. Nach Vollendung der Stickerei wird diese sowohl wie auch die Nadelmalerei auf der Rückseite sehr vorsichtig mit gekochter, erkalteter Reisstärke bestrichen. Man tut dieses am besten mit dem Finger, da die Stärke sehr dünn und behutsam aufgetragen werden muß. Erst nachdem die Stickerei vollkommen trocken ist, kann sie aus dem Rahmen herausgeschnitten werden.

Arabische Technik und Mossul-Stickerei.

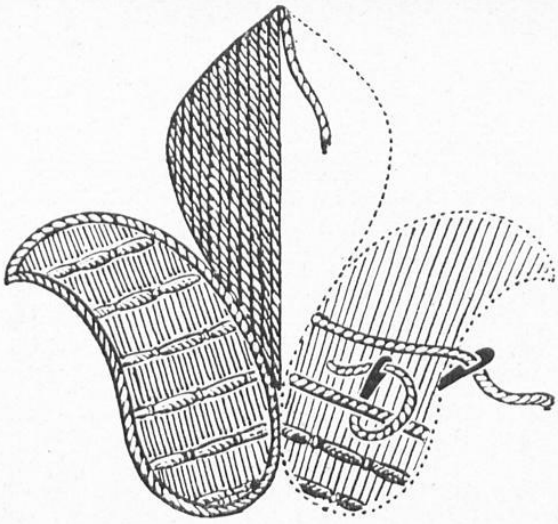
Zu den Arbeiten, die mit verhältnismäßig wenig Mühe große und schöne Wirkungen hervorbringen, gehört die arabische Technik und die Mossul-Stickerei, die aus dem Orient stammen und bei denen wir besonders die überaus reizvollen und prächtigen Farben bewundern müssen (s. Tafel).

Diese effektvolle Arbeit eignet sich vorzüglich sowohl für große dekorative Sachen, als auch für Kissen und Decken und die neuerdings so sehr beliebten Kleiderbesätze. Die flotte, wenig Zeit in Anspruch nehmende Technik ermöglicht es, selbst die größten Formen in dieser Stickart auszuführen.

Als Grund der Stickerei eignen sich alle Stoffe in Seide, Baumwolle, Tuch und Wolle. Die orientalischen Stickereien dieser Art sind meistens auf kräftigem Leinen, sehr oft auch auf einem crêpeartigen, weißen Baumwoll- oder Leinengewebe ausgeführt. Das Material, das zum Sticken benutzt wird, ist das denkbar mannigfaltigste, man kann alle Arten von Seide, Baumwolle und Wolle verwenden. Zur Ausführung der arabischen Technik benutzt man glatte, offene Fäden, während man zur Mossul-Stickerei feste, gedrehte Fäden wählt. Hat man kein offenes Material zur Verfügung, so stellt man es sich auf die Weise her, daß man die einzelnen Fäden der gedrehten Seide auseinanderzieht und mit mehreren derselben arbeitet. Soll Baumwolle zu der Arbeit verwendet werden, so ist der offene Twist am meisten zu empfehlen, der in sehr schönen Farben hergestellt wird. Für die Mossul-Stickerei ist die englische Mallardfloß-Seide am geeignetsten, weil sie wenig gedreht ist und dadurch das Arbeiten erleichtert. Der Grundstoff wird wie gewöhnlich in den Rahmen gespannt, Seidenstoffe mit Shirting gefüttert und die Zeichnung in der üblichen Weise übertragen.

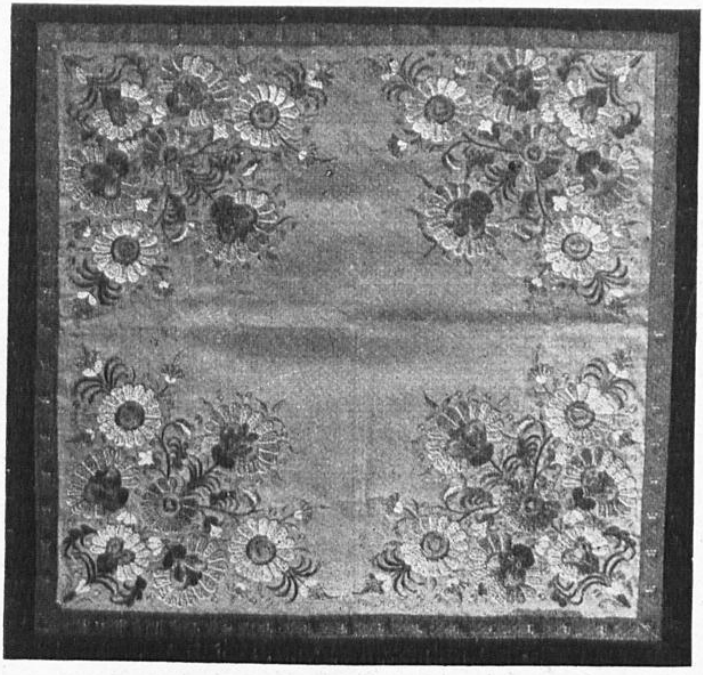
Die Formen der arabischen Technik werden in zwei Touren gearbeitet. Die erste Tour, das Vorlegen, geschieht mit ziemlich starkem, offenen Faden in parallel nebeneinander laufenden Stichen, wobei keine Rücksicht auf die Biegung und Wendung einer Form genommen wird. Die Richtung ist bei einem Blatt z. B. von der Spitze nach der Blattwurzel anzunehmen, bei anderen Figuren spannt man die unterliegenden Fäden vertikal oder horizontal, während man bei einer Rosette gut tut, die Richtung durch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Erklärung der arabischen Stickerei.

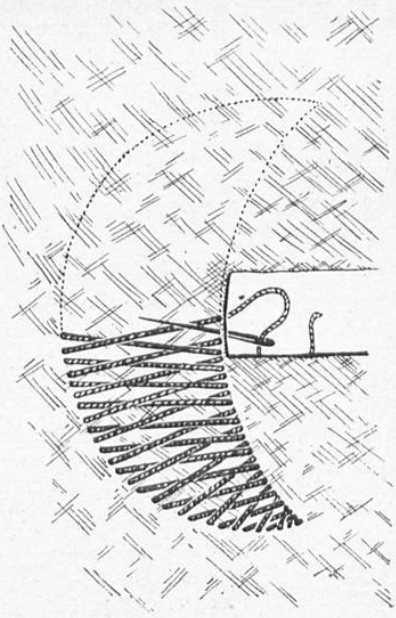
Mitte jedes einzelnen Blattes nach dem Mittelpunkt derselben anzunehmen. Man überstickt bei diesem Unterlegen die Formen in der Weise, daß die Seide nur auf der



Decke in Mossul-Stickerei und arabischer Technik.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rechten Seite bleibt, während auf der unteren Seite der Stickerei kleine Steppstiche der Kontur entlang entstehen. Die zweite Tour besteht aus dem Überspannen der unterlegten Fäden. Hierzu wird der Faden halb so stark genommen wie zu der Unterlage, etwas zusammengedreht und die Figur dann in kleinen, gleichmäßigen Zwischenräumen der ersten Stichlage entgegengesetzt überspannt. Die beiden Stichrichtungen müssen im rechten Winkel zueinander stehen.



Anleitung zur Mossul-Stickerei.

Die so überspannten Fäden werden mit kleinen versetzten Stichen übernäht und zwar in der Weise, daß der eine Stich in die Mitte von zwei anderen der vollendeten Reihe trifft.

Die Mossul-Stickerei, die, wie oben erwähnt, am besten mit gedrehtem Faden auszuführen ist, eignet sich ganz besonders für schmale Formen. Sie ist eine dicht zusammengedrängte Kreuznaht, die, der Biegung der Form folgend, so ausgeführt werden muß, daß der Stoff nicht zum Vorschein kommt. Man stickt sie in der Weise, daß man, mit dem Faden hin und her gehend, die Form kreuzt, wodurch an den Konturen auf der Rückseite kleine Steppstiche entstehen. Sowohl die arabische Technik wie die Mossul-Stickerei kann ohne jede weitere Umrandung bleiben; eine hübsche Wirkung erzielt man, wenn man einige der Formen umrandet und andere frei läßt; dünne Metallschnürchen und Stielstichkonturen in dunkler Seide sind zu den Umrandungen vorzuziehen.

Die Leinenstickerei.

Man unterscheidet zwei Gruppen von Leinenstickerei, erstens diejenige, die von der Textur des Stoffes abhängig ist und ferner eine solche, die nach einer Zeichnung gearbeitet ist.

Zur ersten Gruppe gehört außer allen Kreuzstichstickereien und Stickereien mit doppelseitigen Stichen nach gezählten Fäden, wie Holbeintechnik ꝛc.

der Leinendurchbruch.

Der Leinendurchbruch, der aus dem ganz einfachen Hohlsaum oder Lochsaum hervorgegangen ist, erreichte seine Blütezeit im XVI. Jahrhundert in den prachtvollen Arbeiten, die die Kirchen schmückten und sich in den Häusern des Adels und der reichen Patrizier befanden. Die Chorhemden der Geistlichkeit, die Gewandungen und tausend Sachen im Hausgebrauch wurden mit den kostbarsten Leinendurchbruchstickereien verziert. Durch seine große Haltbarkeit eignet er sich wie keine andere Stickerei gerade zu solchen Gegenständen, die einem starken Gebrauch unterworfen sind, und so finden wir aus jener Zeit die köstlichsten schmalen und breiten Borten, die, auf den feinsten Stoffen ausgeführt, Kissenbezüge, Tischdecken, Handtücher und jede Art von Wäsche

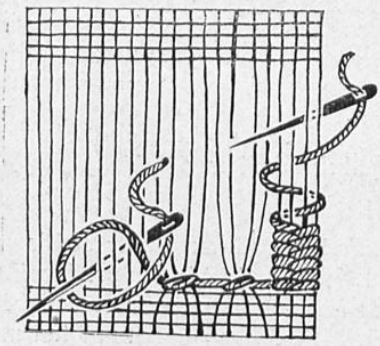
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmückten. Der Leinendurchbruch ist eine von den Techniken, die in der ganzen Welt verbreitet sind; wir finden ihn auch heute noch in vielen Ländern Europas als Hausindustrie. An den langen Winterabenden, an denen die Landleute ihrer Beschäftigung in Wald und Feld nicht nachgehen können, an denen sie an ihr enges Heim gebunden sind, entstehen die zarten, feinen, entzückenden Stickereien, die sie im Sommer entweder an Händler abgeben oder mit denen sie selbst von Ort zu Ort wandern, um sie für verhältnismäßig wenig Geld feil zu bieten.

Wir begegnen denselben Musterungen in verschiedenen Ländern; im hohen Norden Norwegens (Hardanger) und im südöstlichsten Teile Ungarns in Siebenbürgen finden wir sie mit wenig Abweichungen. Überall macht sich die traditionelle Überlieferung derselben geltend; die Muster erfahren wenig Veränderungen und werden getreulich kopiert, sie vererben sich auf diese Weise von Generation zu Generation. In der letzten Zeit ist das Interesse für die eigenartigen Erzeugnisse dieser Hausindustrie immer lebhafter geworden, und man hat neuerdings ihre Schönheit erkennen und ihren Wert schätzen gelernt.

Unter Leinendurchbruch versteht man solche Arten von Stickereien, zu deren Ausführung das teilweise Ausziehen oder Ausschneiden von Fäden aus einem Gewebe erforderlich ist. Durch das Übernähen und Durchstopfen der stehen gelassenen Fäden werden die verschiedenartigsten Musterungen gebildet. In Verbindung mit dem Durchbruch verwendet man oft den Plattstich nach gezähltem Faden.

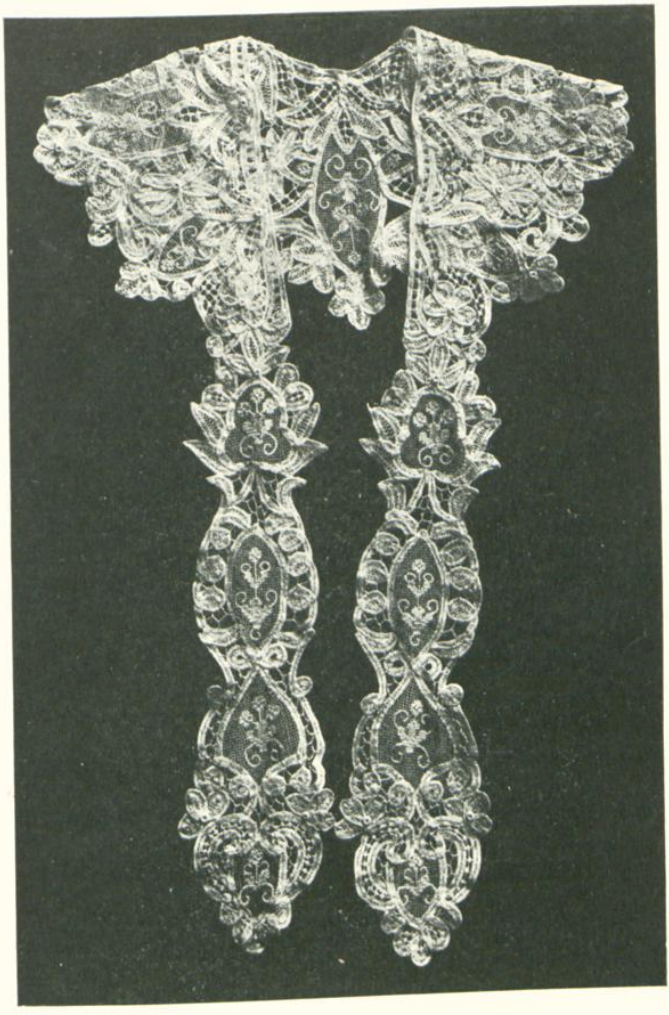
Es gibt zweierlei Arten von Leinendurchbruch, deren eine durch das Ausziehen einer Fadenlage entsteht und punto-tirato heißt, während die andere durch das Ausschneiden von zweierlei Fadenrichtungen gebildet und punto-tagliato genannt wird. Man verwendet zum Leinendurchbruch buntes und weißes Leinen, dessen Fäden das Abzählen gestatten, in den verschiedensten Stärken; bei den alten Arbeiten z. B. kam das gewöhnliche Hausmacherleinen viel zur Verwendung. Zu Arbeiten in punto-tagliato und dem jetzt sehr oft angewandten Hardanger, eine Technik, der ersteren nah verwandt, muß man gleichmäßig gewebtes Leinen benutzen. Die Schuß- und Kettenfäden desselben müssen von gleicher Stärke sein, was das Ausziehen oder das teilweise Ausschneiden von Fäden in beiden Richtungen bedingt. Zum Besticken von weißem Leinen wird gewöhnlich weißer Zwirn in mehreren Stärken verwandt, seltener Seide.



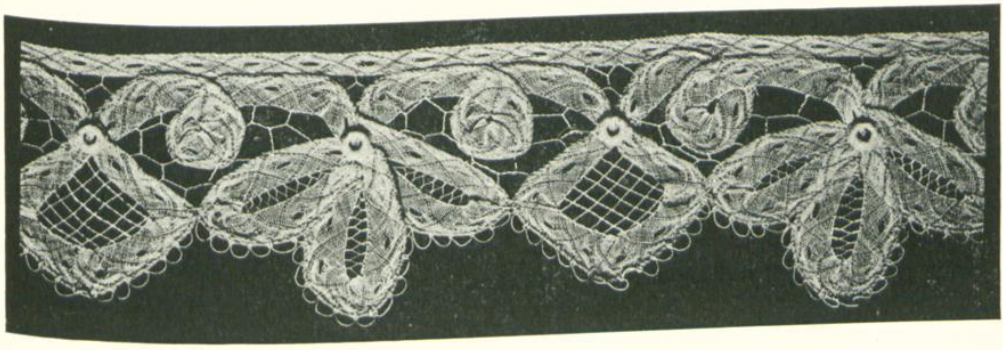
Das Durchstopfen der Fadenbündel.

Für Stickereien auf buntem Leinen ist die Ausführung mit farbigen Metallfäden von hübscher Wirkung. Man arbeitet die Technik mit stumpfen Nadeln und spannt den Grundstoff entweder in den Stickrahmen oder heftet Wachsleinewand unter die zu arbeitenden Stellen. Um eine Durchbruch-Arbeit in punto-tirato herzustellen, muß man zuerst die Ränder, die den Durchbruch begrenzen sollen, in Plattstich, Kreuz- oder Kästchenstich einfassen. Ist dies geschehen, so schneidet man die Fäden an der schmalen Seite des Zwischensatzes knapp an der Einfassung durch und zieht sie über die ganze Länge aus. Arbeitet man ein längeres Stück mit derselben Durchbruchkante, so ist es ratsam, mehrere Einschnitte in die Breite derselben zu machen und die Fäden in mehreren Teilen auszuziehen. Ist die Einfassung in Kreuz- oder Kästchenstich über eine bestimmte Anzahl von Webefäden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schulterkragen in Filet- und Point-lace-Arbeit.



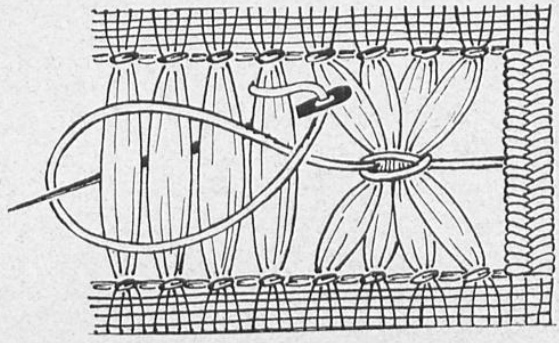
Spitze in Point-lace-Arbeit von F. Strubberg & Cie., Frankfurt a. M.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestickt, so bilden sich nach dem Ausziehen von Längsfäden abgeteilte Fadenbündel: sind die Ränder dagegen in geradem oder schrägem Plattstich über gezählte Fäden gearbeitet, so werden drei bis vier von den stehen gebliebenen Fäden knapp an der Einfassung mittelst des punto-tirato-Knotens zusammengehalten und dadurch die Fadenbündel gebildet. Der sogenannte punto-tirato-Knoten, der beim Leinendurchbruch immer wieder in Anwendung kommt, wird folgendermaßen gebildet:

Man legt den eingefädelten Faden über das Fadenbündel, sticht auf der einen Seite des Fadens herunter, kreuzt oberhalb den Faden und sticht hinter der Kreuzung in der Schlinge des Fadens die Nadel wieder herauf. Durch das Durchstopfen und Übernähen dieser Fadenbündel in verschiedener Anzahl werden die mannigfaltigsten Musterungen gebildet.



Das Schlingen des punto-tirato-Knotens.

Beim Hardanger-Durchbruch sind sämtliche Ränder, die die ausgeschnittenen Flächen begrenzen, in Plattstich zu sticken und dann die Fäden, je nach der Musterung, ganz auszuschneiden oder gitterförmig auszuziehen. Hier fällt der punto-tirato-Knoten ganz fort und die stehen gebliebenen Fäden, die stets eine gerade Anzahl haben müssen, werden entweder mit dem Faden umwunden oder in die Hälfte geteilt und die Fäden einmal links einmal rechts mit der Nadel aufgenommen und durchstopft. Diese Stäbchen werden häufig mit kleinen Picots verziert, die durch den über die Nadel gewickelten Faden entstehen. Auch Spinnen und andere Zierstiche werden an Kreuzungspunkten der Gitter gern verwendet.

Der punto-tagliato, der eigentlich schon in das Bereich der Spitzen fällt, wird entweder in einzelne, ausgeschnittene Felder und Lücken hineingearbeitet, oder in die Lücken gitterförmig ausgezogener Fäden ohne weitere Plattstichverbindungen gestickt. Die Musterungen sind im Netzgrund gebildet und zeigen rechtwinklige Sterne, Kreise und Bogen, die in Languetten- und Wickelstich ausgeführt werden. Aus diesem Leinendurchbruch hat sich im XVI. Jahrhundert die genähte Spitze entwickelt, die den Namen Reticella führt. Die Ausführung des punto-tagliato erfordert viele Mühe und eine sehr große Geschicklichkeit. Man arbeitet ihn lieber in der Hand mit unterlegter Wachsleinewand oder auf starkem, schwarzen Spitzenpapier. Beim Aufheften muß man genau darauf achten, daß die nach dem Ausziehen stehen gebliebenen Gitterfäden sich rechtwinklig kreuzen.

Eine ganz andere Art der Leinenstickerei ist die nach einer Aufzeichnung gearbeitete Plattstichstickerei mit Anwendung von Zierstichen. Auch diese Technik ist aus dem XVI. Jahrhundert auf unsere Zeit herübergekommen und wir finden sie in ähnlichen Mustern mit kleinen Variationen auch an den malerischen Trachten der slavischen Völker Europas.

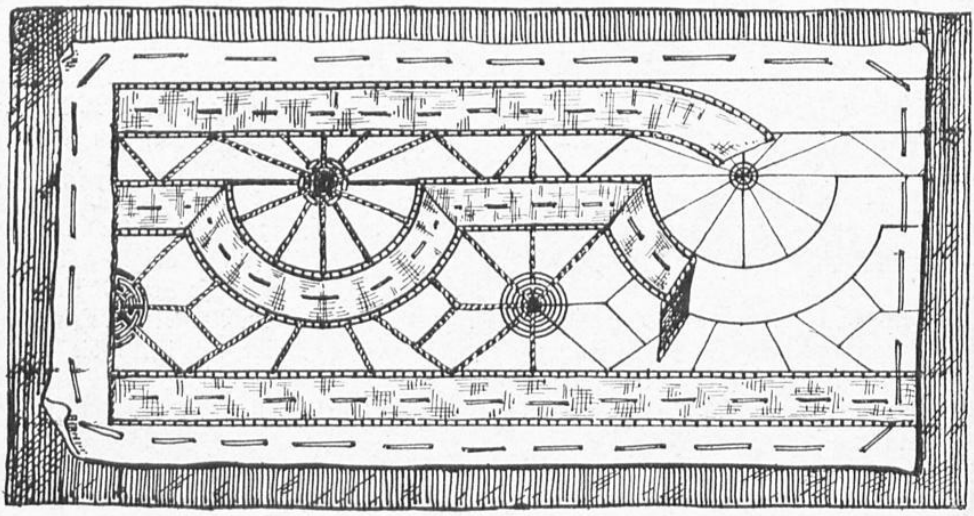
Während die altdeutsche Leinenstickerei fast ausschließlich in rot, blau oder weißem Stickgarn und selten in Seide gearbeitet ist, benutzen die obengenannten Völkerschaften zu derselben in Verbindung mit Schwarz die leuchtendsten Farben und verwenden oft auch Metallfäden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Leinen, dessen Fäden ebenfalls das Zählen ermöglichen müssen, wird in den Rahmen gespannt und die Zeichnung in der üblichen Weise übertragen. Die Formen werden teils mit Füllungen nach gezählten Fäden oder mit gespannten Fadengittern gearbeitet; derartige Füllungen sind Kreuz-, Knötchen-, Platt-, Strich- und Spitzenstiche in den mannigfaltigsten Variationen. Alle diese Ziersticke können sowohl allein als auch miteinander verbunden zur Anwendung gelangen und Plein- und Streifenmuster für größere und kleinere Flächen bilden. Kleinere Figuren, sowie die Einfassung von Gitterformen, werden in schrägem Plattstich ausgeführt, Stengel und Stiele in Stielstich. Auch diese Technik eignet sich vorzüglich für Gegenstände, die ein häufiges Waschen notwendig machen, wie Tischgedecke, Zierhandtücher, Tischläufer 2c.

Irische Spitze oder Point-lace.

Eine Nachbildung der geklöppelten Bandspitze ist die sehr effektvolle Point-lace-Spitze, deren Herstellung ohne besonderen Aufwand an Zeit und Mühe zu ermöglichen ist. Sie wird aus glatten, festen Litzen, aus durchbrochenen, geradrandigen oder medaillonförmigen Baumwoll-, Leinen- oder Seidenbändern hergestellt. Das Material für die Spitzenstiche ist Spitzenzwirn in verschiedenen Stärken und leicht gedrehte, feine Kordonnet-Seide, oft auch weiche Metallfäden. Die Zeichnung der Spitze wird auf farbigen Glanzkattun übertragen und die Bändchen der Zeichnung nach an der größeren Biegung der Formen mit kleinen Vorstichen aufgeheftet. Da die Bändchen gleichseitig sind, so werden sie an den Ecken und Spitzen der Formen einfach umge-



Das Heften und Anfertigen der Point-lace-Spitze.

bogen und weiter geführt. Anfang und Ende des Bändchens wird auf die Oberseite umgebogen und ein Stückchen unter dasjenige Ende geschoben, welches den Ansatz deckt. Durch die Biegung der Formen entstehen an der Innenseite des Bändchens Fältchen, die entweder mit überwendlichen Stichen aufgereiht oder durch einen eingewebten Faden zusammengezogen werden müssen. Die in dieser Weise aufgehefteten Bändchen werden nun an den Kreuzungspunkten mit feinen Saumstichen an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

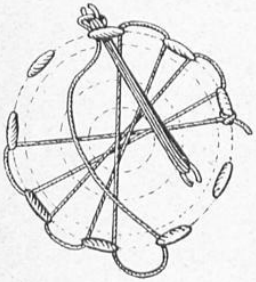
einander genäht und die Formen mit den verschiedenartigsten Spitzenstichen ausgefüllt. Die Verbindungen (brides), durch welche die einzelnen Figuren zusammenhängen, werden entweder in der Weise gearbeitet, daß man der Zeichnung nach an den Rand der gegenüberliegenden Form einen Stich führt und ihn, an den Ausgangspunkt zurückkehrend, bewickelt, oder es wird bei feinem Material der Fäden drei Mal hin und hergespannt und dann werden diese Fäden languettiert, wodurch man auch wieder die Möglichkeit hat, an den Ausgangspunkt zurückzukehren.

Eine hübsche Variation der Point-lace-Spitze ist die Spitze auf genähtem Gitter oder Tüllgrund. Sie wird in der oben beschriebenen Weise hergestellt und statt der Verbindungen (brides) wird der Grund zwischen den einzelnen Teilen durch einen genähten klaren Spitzenstich ausgefüllt.

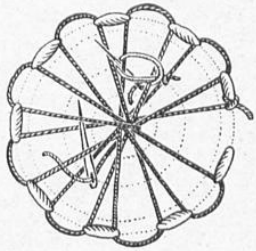
Die vollendete Spitze wird von dem Glanzkattun abgetrennt und feucht geplättet.

Die Teneriffa-Spitze.

Die Teneriffa-Stickerei ist ein spitzenartiges Gebilde, das neuerdings viel als Abschluß an verarbeiteten Leinen angewendet wird. Die Herstellung ist eine sehr einfache, das Material Leinenzwirn. Die Zeichnung, die aus größeren und kleineren Rädern oder Kreisen besteht, wird auf Glanzkattun aufgetragen und über ein kleines Kissen gespannt, welches mit Kleie oder Sägespänen gefüllt ist. An dem äußeren Rande des Kreises werden Stecknadeln in gleichmäßigen, kleinen Zwischenräumen in das Kissen gesteckt. Von der Mitte des Kreises beginnend, werden nun Fäden in der Weise über die sich gegenüberliegenden Stecknadeln gespannt, daß der Faden stets den Mittelpunkt des Kreises berührt. In anderer Weise kann die Zeichnung auch auf



1 Anfang d. Sternes.



2 Stopfen d. Spinne u. Schlingen.



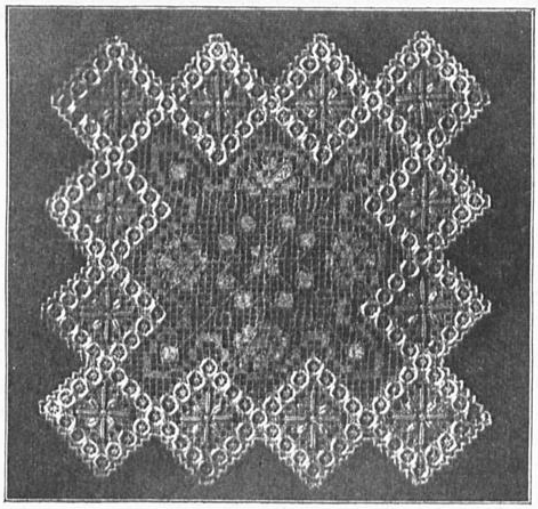
3 Fertiger Stern.

Wachsleinewand aufgeheftet werden und die Zwischenräume statt durch Stecknadeln mittelst kleiner, gleichmäßiger Vorstiche bezeichnet werden. Das Muster stellt man dadurch her, daß man eine verschiedene Anzahl der gespannten Fäden kreisförmig zusammenknotet und je nach der Größe des äußeren Kreises einen oder mehrere in dem Innenraum desselben bildet. Um den Kreuzungspunkt in der Mitte wird eine Spinne gestopft, indem man beim Durchstopfen einen Faden oben und einen unten liegen läßt.

Netzarbeiten (Filet).

Zu den Nadelarbeiten, die schon vor Jahrhunderten gekannt waren und die in unserer Zeit wiederum vielfache Anwendung finden, kann man auch die Netzarbeiten zählen. Sie sind von alters her den verschiedensten Völkern bekannt gewesen und dürften ihren Ursprung im gewöhnlichen Fischernetz haben.

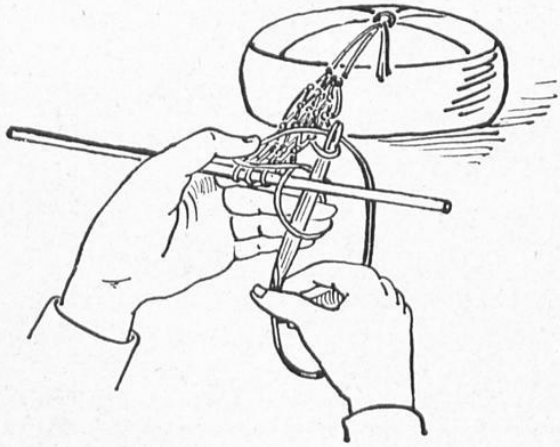
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Deckchen-Filet in Seide und Metall.

Man kennt eine ganze Menge verschiedener Arten Netzstickerei, die als Spitzen und Zwischensätze an Decken 2c. Anwendung finden. Es gibt Netzstickereien, auf deren feinem, engem, in Seide ausgeführtem farbigem Netzgrunde die Musterung aus Seide und Metallfäden gearbeitet wird, die eine besonders reizvolle Wirkung haben; man hat auch Arbeiten, deren dicht ausgenähte Musterungen mit einem starken Faden umrandet sind. Statt des selbstgeknoteten Netzes kann man auch einen gewebten Netzgrund verwenden, der meist in écrufarbigen Tönen im Handel ist.

Die Sticharten, aus denen man die verschiedenen Muster herstellt, sind sehr mannigfaltig. Zur Anfertigung des Netzes gehört eine sogenannte Netznadel und ein Stäbchen oder eine Walze, über welche die Knoten geschürzt werden. Fadensorten



Ausführung des Filet-Knotens.

in allen Stärken, bunte Seiden und feines Kordonnet-Gold kann man zum Knoten des Netzes verwenden; doch muß man darauf achten, daß die Fäden nicht zu stark kordonniert sind, da sie sich dann leicht beim Arbeiten verknoten. Die Dicke des Stäbchens richtet sich nach der Stärke der Fadensorte und kann bei ganz feinen Netzarbeiten durch eine dicke Stricknadel ersetzt werden. Der Knoten wird in der bekannten Weise geschlungen und beim Netzen eines Quadrates beginnt man mit einer Schlinge und nimmt am Ende jeder Reihe eine Schlinge zu, indem man in die letzte zwei Schlingen hinein knotet. Hat man die genügende Anzahl von Schlingen, so wird dadurch abgenommen, daß man am Ende jeder Reihe

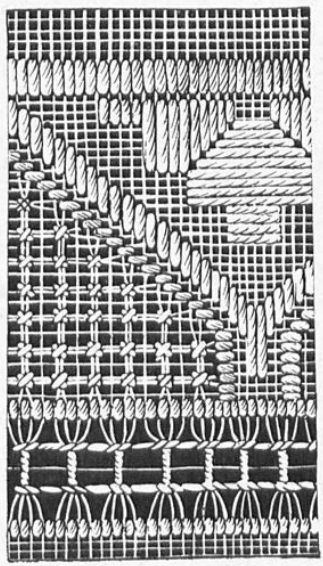
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwei Schlingen mit einem Knoten verbindet. Bevor man die Stickerei auf dem Netzgrunde ausführen kann, muß dieser in einen mit Stoffstreifen bewickelten eisernen Drahtrahmen gespannt werden. Die jetzt am häufigsten angewendete Netzstickerei ist das Filet-Richelieu, dessen Charakter darin besteht, daß die in Leinenstich gestickten Formen nach ihrer Vollendung mit einem starken Faden umrandet werden. Zur Herstellung des Leinenstiches knüpft man den Faden an einen Netzknoten und führt ihn vier Mal über die Netzfäden und unter denselben hindurch. In der entgegengesetzten Richtung werden dann die Fäden abwechselnd liegen gelassen und aufgenommen, so daß ein Gewebe entsteht, das in der Musterung dem gewöhnlichen Leinenstoff gleicht. Die Stiche müssen sehr regelmäßig versetzt werden und der Faden des Netzes ist beim Durchstopfen immer mit zu berücksichtigen. In dieser Weise arbeitet man die Figur erst in wagerechten Reihen und ergänzt sie hernach durch senkrechte. Das Weiterführen des Fadens von einer Figur zur anderen geschieht in der einfachsten Weise, indem man den dazwischenliegenden Netzgrund umwickelt. Endlich werden dann die gestickten Formen in zwei Touren mit einem stärkeren Faden umrandet, indem man bei der ersten Tour die Netzfäden mit Vorstichen auf die Nadel nimmt und bei der zweiten die dadurch entstehenden Lücken ausfüllt.

Eine weitere Art Stickereien auf Netzgrund auszuführen, ist die des Filet Guipure, bei dem die verschiedenartigsten Spitzenstiche in Anwendung kommen. Der auch hier viel gebräuchliche Leinenstich wird meistenteils als Unterlage für aufliegende Rippen und Blättchen benutzt. Letztere werden in der Weise gearbeitet, daß man eine gleiche Anzahl von Fäden, von einem Punkt ausgehend, nach einem gegenüberliegenden spannt und sie dann geteilt durchstopft.

Persische à jour-Stickerei.

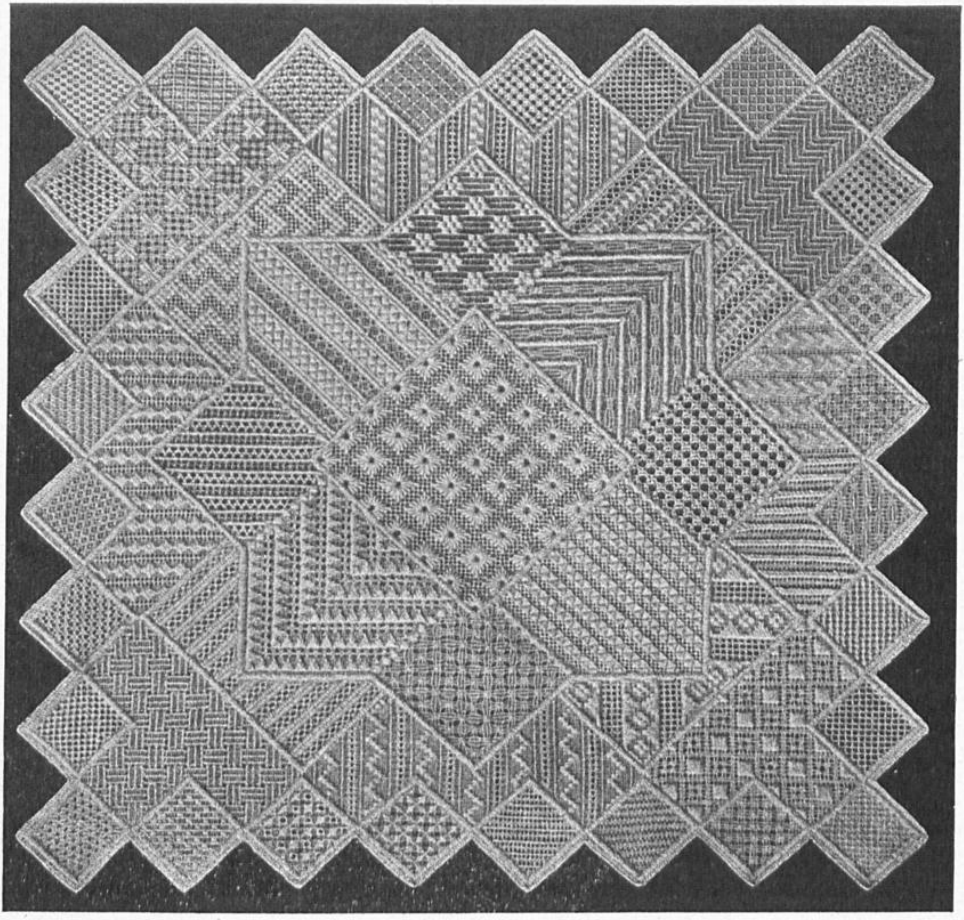
Die persische à jour-Stickerei, die bei den ältesten Arbeiten auf haarfeinem, lose gewebtem Grundstoff gearbeitet ist, wird bei uns meistenteils in gröberem Material hergestellt. Der Charakter der Stickerei ist ein spitzenartiger und eignet sich für Decken, Läufer, sowie Kleider- und Wäsche-Garnituren, ferner auch in Zusammensetzung mit abstechenden Stoffstreifen zu Bettdecken, Vorhängen ꝛc.



Muster in persischer à jour-Stickerei.

Durch das Zusammenziehen der Fäden in bestimmter Anzahl und Reihenfolge werden die mannigfaltigsten Musterungen gebildet. Der Grundstoff ist ein feines Kongreß-Gewebe und das Material, das benutzt wird, gedrehte Seide und Baumwolle, sowie Metallfäden in verschiedenen Stärken. Nachdem der Stoff in den Rahmen gespannt ist, wird mit starkem Faden eine geometrische Einteilung in Plattstich nach gezählten Fäden gestickt. Der zu diesem Stich verwendete Arbeitsfaden muß so dick sein, daß er die Zwischenräume der Webefäden vollständig füllt; da die durchbrochenen Muster zu den Füllungen in feineren Fäden ausgeführt werden, kommen leicht drei bis vier Fadenstärken bei einer Arbeit zur Anwendung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Persische à jour-Stickerei.

Diese Stickerei kann auch nach einer Aufzeichnung gearbeitet werden. Durch das mehr oder weniger feste Zusammenziehen der Fäden des lose gewebten Grundstoffes entstehen offenere und dichtere Musterungen, durch deren geschickte Verteilung nach ihrer größeren und geringeren Dichtigkeit plastische Wirkungen erzielt werden können. Die Konturen dieser Art von Stickerei werden nicht vorher in Plattstich, sondern erst, nachdem die à jours gestickt worden sind, mit Schnürchen, einzelnen Seidenfäden oder in Stielstich umrandet.

Die Stickerei wird nach der Vollendung im Rahmen mit ganz dünner, gekochter Reisstärke angefeuchtet und, nachdem sie vollständig trocken ist, aus dem Rahmen getrennt.

* * *

In den vorliegenden Zeilen habe ich versucht, eine Anleitung zur Ausführung der gebräuchlichsten Techniken auf dem Gebiete der Kunststickerei zu geben, allen denjenigen, die sich dafür interessieren und dazu beitragen wollen, die Freude an dem kunstgewerblichen Schaffen und Streben unserer Zeit zu fördern und das Verständnis dafür zu erweitern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denjenigen, aber, die sich diesen Zweig des Kunstgewerbes als Beruf erwählen und sich in diesem Fache gründlich ausbilden wollen, stehen in vielen Städten des Reiches Lehranstalten und Fachschulen offen.

Daß das Interesse dafür schon in weitere Kreise gedrungen ist, beweisen die stark frequentierten Klassen und Ateliers, die teils vom Staate, teils von hochherzigen Gönnern, die für die Erwerbstätigkeit der Frau ein warmes Interesse haben, errichtet worden sind.

In Berlin wären in erster Linie die Kunststickereiklasse des Königlichen Kunstgewerbemuseums und des Lette-Vereins, der unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin steht, zu erwähnen. In diesen Anstalten werden Schülerinnen sowohl fachgemäß für Lehrzwecke ausgebildet, als auch nach Wahl in einzelnen Techniken unterwiesen.

Ähnliche Schulen gibt es in Hamburg, Düsseldorf, Hanau (Kgl. Akademie), die Staatsschule in Posen, in Karlsruhe, Nürnberg, Dresden, Hannover und in vielen anderen Städten.

Hermine Bartesch,
Leiterin der Klasse für Kunststickerei
am Lette-Verein, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebhaberkünste.



Eine Zeitlang standen die Liebhaberkünste in argem Verruf. Der kategorische Imperativ: „Schmücke Dein Heim!“ war von der Frauenwelt allzu eifrig und individuell aufgefaßt worden und hatte einen Dilettantismus gezüchtet, der ins Grenzenlose ging. Unglaubliche Geschmackswidrigkeiten wurden als „künstlerischer Schmuck“ der Wohnung hergestellt, ein Schmuck, der mehr als zweifelhaft, jedenfalls himmelweit entfernt war von Kunst.

Nicht als ob wir heute diese Klippe schon vollständig umschifft hätten. Noch immer gibt es tausende von Frauen, die „in Kunst machen“, ohne eine Ahnung von ihrem wahren Wesen zu haben. Aber ein Fortschritt ist doch zu verzeichnen. Die Liebhaberkünste gelten nicht mehr einzig als wertlose Spielerei, daran man achtlos vorübergeht, Künstler und Kunstfreunde, sogar Pädagogen, haben sich ihrer angenommen und durch Wort und Lehre ein lebendiges Vorbild gegeben, um sie wieder mehr und mehr, wie es vor Zeiten zum Teil war, der Kunst nahezuführen.

Die Kunst soll ins Volk getragen werden und nicht nur in Feiertagsstunden zu uns reden, sondern auch dem Alltag Reiz verleihen. Sie soll aus den Gegenständen sprechen, die wir handhaben, die uns daheim umgeben, mit denen wir genießen, arbeiten. Und gerade diese stündliche Berührung mit der Kleinkunst macht die Sinne wieder empfänglich für die große Kunst und lenkt uns zu ihr hin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch der Dilettant kann an dieser Aufgabe mitarbeiten. Will er das, so darf er freilich nicht mehr gedankenlos wie bisher weitertrotten und in unbegreiflicher Selbstverblendung sich an die höchsten Aufgaben wagen, gleichviel, ob Gaben und Verständnis dafür ausreichen oder nicht. Lieber ein Meister auf engumgrenztem, als ein Stümper auf großem Gebiete!

Soll die Liebhaberarbeit wirklich eine Kunst sein, so erfordert sie Studium und Selbsterziehung. Studium nicht nur der Technik, nein auch des Materials, dem diese sich anpassen muß und vor allem der Natur, die mit ihrer lebendigen Schönheit in Form und Farbe der beste Lehrer, das vollendetste Vorbild ist. Selbsterziehung aber, um unnachsichtlich mit dem eigenen Können ins Gericht zu gehen, ernst und ehrlich zu arbeiten, an guten Vorbildern zu lernen und aller wertlosen Imitation fern zu bleiben.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier auf beschränktem Raum eine eingehende Beschreibung aller vorhandenen Liebhabertechniken zu geben. Manche läßt sich zudem nach Büchern und Leitfaden kaum erlernen und verlangt sachgemäße, persönliche Anleitung. Wir wollen nur in großen Zügen das Wesen der verschiedenen, fürs Haus geeigneten Liebhaberkünste und ihre Verwendung schildern; angeben, welche Anforderungen sie an den Ausübenden stellen, hier und da auch Mittel und Wege nennen, wie man tiefer in ihre Geheimnisse einzudringen vermag. Wir wollen anregen und orientieren. Wenn wir in dieses, unser Programm auch einige Techniken eingeschaltet haben, auf die sich — streng genommen — der Name „Kunst" nicht anwenden läßt, so geschah es, um auch minder Talentierten Gelegenheit zu geben, sich zur eigenen Freude und zum Schmuck des Hauses zu betätigen, eingedenk dessen, daß auch die einfachste Dilettantenarbeit durch einen gewissen Formensinn und Geschmack dem Auge wohlgefällig sein kann.

I. Malerei.

Unter allen Künsten, denen die Sehnsucht des Dilettanten entgegenstrebt, steht die Malerei wohl obenan, und daher wird auf keinem Kunstgebiete soviel gesündigt, als gerade hier. Vorbedingung für das Malen ist in erster Linie die Beherrschung des Zeichen-Stiftes, denn das Malen ist in gewissem Sinne ein Zeichnen mit dem Pinsel. Wer daher nicht zeichnen kann, wirds auch im Malen nie zu etwas Vollkommenem bringen.

In der Malerei unterscheidet man zwei Hauptgruppen: die Aquarell- und Gouachemalerei und die Ölmalerei. Für reine Aquarellmalerei kommt als Untergrund nur weißes, körniges Papier in Frage, auf dem die Lichter ausgespart werden. Das beste Material ist Whatmann-Papier in verschiedenen Stärken. Als Pinsel sind Marder-, Aquarellborsten- und sog. Umdreh- oder Verwaschpinsel erforderlich, auch ein Schwämmchen und Mallappen gehören zu der notwendigen Ausrüstung. Über die Farben gehen die Meinungen auseinander. Der Preis gebührt unstreitig den englischen Fabrikaten, die freilich nicht ganz billig sind. Doch haben wir auch treffliche deutsche Farben, wie die von Schoenfeld und H. Schmincke u. Co. (die sog. Horadamfarben), — beide in Düsseldorf — die den englischen an Güte sehr nahekommen.

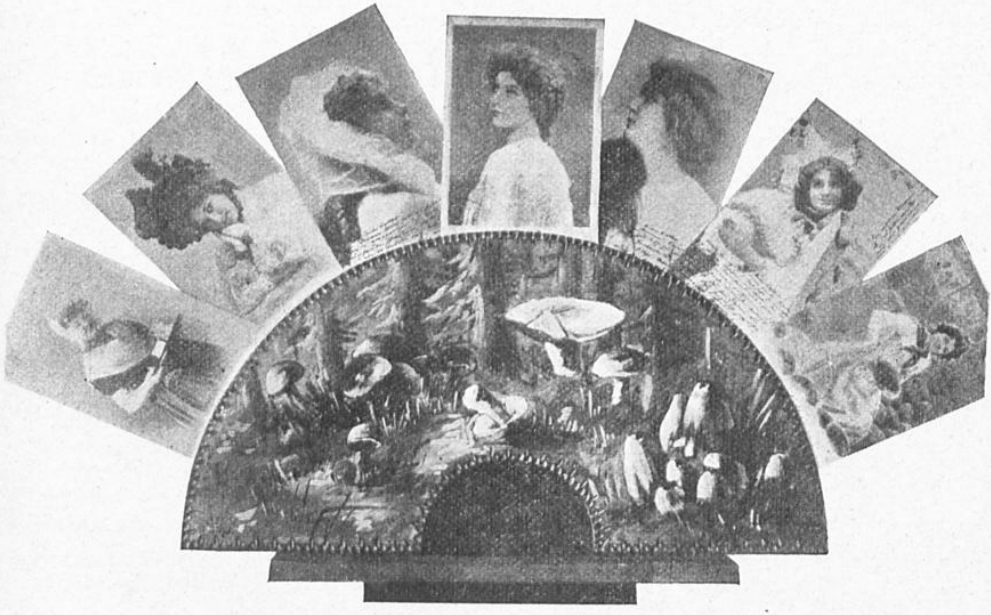
Während bei größeren Aquarellen früher das Papier aufs Reißbrett mittels Gummi aufgezogen werden mußte, bedient man sich heute meistens der Spannrahmen (Auturgem), die ähnlich wie die bekannten runden Stickrahmen ineinander-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fassen und das Papier festhalten. Für kleinere Arbeiten, auch zum Skizzieren im Freien, sind Aquarellblocks zu benutzen, die gleich den Rahmen in mehreren Größen angefertigt werden.

Das Charakteristische der Aquarellmalerei besteht darin, daß — wie schon bemerkt — nur in klaren Tönen gearbeitet wird und die Lichter (hellen Punkte) im Papierton stehen bleiben. Daraus ergibt sich, daß Korrekturen schwer oder garnicht anzubringen sind; was sitzt, das sitzt! Aquarellmalerei muß stets durchsichtig wirken, darf vor allem keine unreinen Farben aufweisen. Es wird naß in naß gemalt, um die Übergänge zu verschmelzen und harte Ränder zu vermeiden. Die Aquarellmalerei ist eine Kunst, die nur nach langer Übung und sorgfältiger Anleitung erlernt werden kann. Eingehende Belehrung über die verschiedenen Kunstgriffe und Regeln der Aquarellmalerei findet sich in den Büchern von L. H. Fischer: „Die Technik der Aquarellmalerei" (K. Gerolds Sohn, Wien) und E. Berger: „Die Technik der Aquarellmalerei und ihre Anwendung in Kunst und Kunstgewerbe" (E. Haberland, Leipzig).

Die Gouachemalerei ist insofern leichter als das eigentliche Aquarellieren, da sie mit Deckfarben, die den Grund nicht durchscheinen lassen, arbeitet und deshalb Fehler eher zu beseitigen sind. Während man dort die Lichter ausspart, müssen sie hier aufgesetzt werden. Auch die Verwendung der Gouachemalerei ist eine vielseitigere, da sich sowohl Holz, Pappe, Pergament, Seide ꝛc. als auch Papier als Unterlage benutzen lassen. Wählt man Papier, so ist das körnige, fein gelblich oder

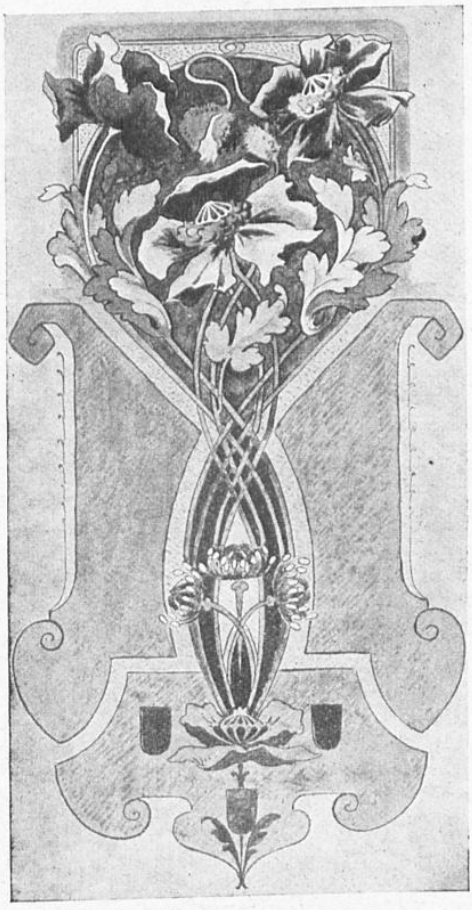


Halter für Postkarten oder Photographien mit Gouache-Malerei.

grau getönte, sog. „Klein-Papier" empfehlenswert. Die Utensilien sind die gleichen wie bei der reinen Aquarellmalerei. Beim Gouache setzt man die Schatten klar, mit reiner Farbe ein, genau so wie sie das Auge sieht; hier bläulich, dort gelblich oder rötlich, stets aber korrekt in der Form, denn die Schatten geben die Zeichnung. Weiß wird den Schattenfarben nicht zugemischt, da es sie unklar macht. Nur für durchschei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nende Lichter ist der Farbe ein wenig Weiß beizumengen. Man malt naß in naß, hat aber darauf zu achten, daß die Schatten auf dem Papier schon angezogen haben, ehe man die Lichter aufsetzt.



Vorlage in Gouache-Malerei, als Buchdecke verwendbar.

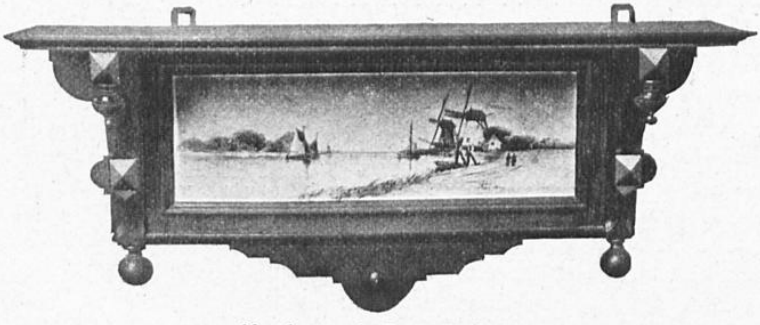
Bei der Ölmalerei ist die Arbeit nach der Aufzeichnung — am besten mit Kohle — groß und flächig anzulegen, der Schatten durchsichtig zu halten, das Licht keck aufzusetzen. Bei mehrmaligem Überarbeiten müssen die Farben erst antrocknen, bevor man eine neue darauf bringt. Wird à prima gemalt, d. h. das Bild gleich aufs erstemal fertig gemacht, so sind Licht und Schatten sofort richtig und in genügender Stärke aufzutragen. Die eigentliche Technik, Pinselstriche und Farbenaufsetzen sind aus Beschreibungen nicht zu erlernen. Dazu gehört persönliche Anleitung und Sehen. Als vorzügliche Farben gelten die Ölfarben von Moewes-Berlin, Mussini-Ölfarben von H. Schmincke u. Co., Düsseldorf und die Saxoniafarben von Herm. Neisch u. Co., Dresden. An Pinseln werden Borstpinsel und Haarpinsel in verschiedenen Breiten benutzt, als Malmittel (zum Verdünnen der Farben) französisches Terpentinöl. Die Palette kann aus Holz oder Blech bestehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Verwendbarkeit der Ölmalerei ist sehr vielseitig; es lassen sich die verschiedensten Gebrauchs- und Dekorationsgegenstände damit verzieren, da so ziemlich jeder Untergrund sich für Ölmalerei eignet.



Gemalte Fliese.



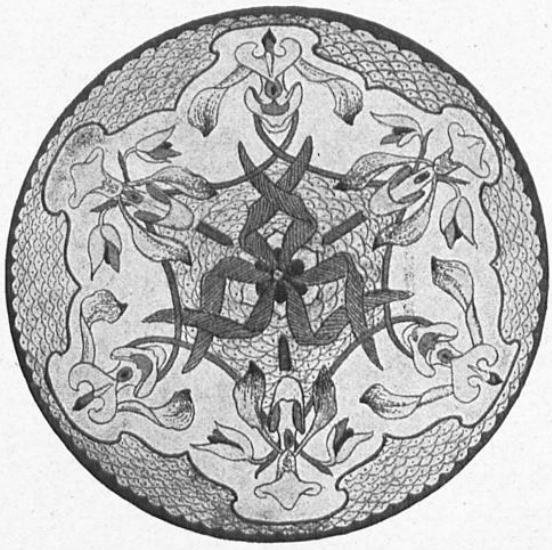
Bortbrett mit Delft-Malerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Abart der Ölmalerei, die auch weniger Geübte mit Erfolg treiben können, ist die bekannte Delftmalerei, die nur in einer einzigen Farbe, meist in Blau, aber auch in Grau, Braun oder Grün gehalten wird. Mit verhältnismäßig geringer Mühe lassen sich darin wunderhübsche Effekte erzielen. Als Vorlagen eignen sich Wasserlandschaften mit einem Nachen oder ein paar Segelschiffen als Staffage; einfache Landschaftsbildchen mit Windmühlen, knorrigen Weidenstümpfen am Wasser, mit Buschwerk und weidenden Kühen; Schneebilder und Mondscheinlandschaften. Im Vordergrund ist die Farbe kräftig zu halten, die Lichter werden ausgespart, die Ferne muß duftig verschwimmen. — Das Anreiben der Farben bei der Delftmalerei wird dem Anfänger zuerst wohl einige Schwierigkeit bereiten. Es sind Pulver, die mit Dicköl und 1 Tropfen Lavendelöl mittels Glasläufers auf einer rauhen Glasplatte so fein zu verreiben sind, daß sie schließlich einen guten, fetten Brei bilden, der nicht spröde sein darf. Als Verdünnungsmittel während des Malens dient Terpentin. Durchsichtige Stellen verlangen leichteren und dünneren, Schatten und Tiefen einen stärkeren Farbenauftrag. Schließlich wandern die bemalten Gegenstände, die aus unglasierter Majolikamasse bestehen, zum Brenner. Von dessen Können hängt es nun ab, ob sie mit leuchtenden Farben und glattem, glasigem Überzug aus dem Glasurbad hervorgehen, oder ob sie mit auseinandergelaufenen Farben, rissig und unansehnlich zu ihren Besitzern zurückkehren. Oft übernimmt die Fabrik, die den Bedarf an Schüsseln, Krügen, Vasen, Kacheln, Kannen, Tassen usw. aus roher Masse liefert, auch den späteren Brand und damit



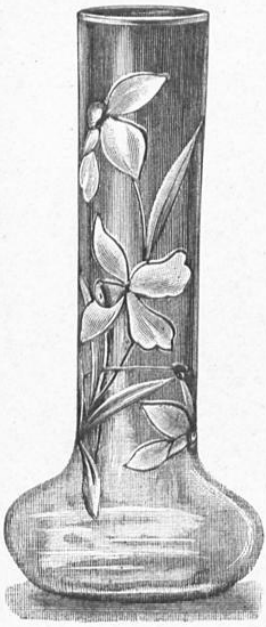
Wandteller mit Delft-Malerei.



Tischplatte mit Majolika-Malerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Garantie für fehlerlose Fertigstellung; in diesem Falle sind die Kosten für das Glasieren bereits im Einkaufspreise der Ware mit eingeschlossen.



Vase mit Malerei.

Eine interessante, auch dem Laien nicht unzugängliche Malerei ist die Gobelinmalerei. Was im frühen Mittelalter kunstgeübte Frauenhände in mühsamer, jahrelang währender Nadelarbeit schufen, was später die Manufakturen von Beauvais und Aubusson, Paris und Brüssel, in unerreichter Farbenschönheit herstellten: köstliche Decken und Wandbekleidungen, das versucht die moderne Frau in weitaus schnellerer Zeit mit Pinsel und Farben nachzuahmen. Die Industrie bietet einen besonders gewebten, dickrippigen Stoff, die sog. Gobelinleinwand in grauen und gelblichen Tönen und verschiedenen Stärken als prächtiges Hilfsmittel dafür, auch eigens präparierte Gobelinfarben, die sich aber ebenso gut durch Ölfarben ersetzen lassen. Vor Beginn der Arbeit ist der Stoff in einen entsprechend großen Blendrahmen zu spannen, d. h. ringsum mit kleinen Nägelchen am Rahmenholz festzunageln und danach mit einer dünnen Gelatinelösung oder dünner gekochter Weizenstärke, die mit einem dicken Borstenpinsel, event. einer Bürste aufgetragen wird, zu präparieren. Das Muster, das man entweder nach einem gewebten Original, nach Gemälden altdeutscher, niederländischer oder französischer Meister, wie Teniers, Ostade, Watteau und Boucher, oder auch nach Bildern moderner Maler (z. B. Grützners trinkfeste Mönche), nach Holzschnitten, Zeichnungen usw. wählt, wird in seinen Umrißlinien auf Pauspapier übertragen, pikiert (siehe Abteilung Sticken) und mittels Kohlepulver auf den völlig getrockneten Stoff gebracht und dort mit spitzem Pinsel und dunkler Farbe in feinen Strichen nachgezogen. Zum Malen bedient man sich harter Borstpinsel, da die Farben, die gleich anfangs in genügender Menge anzurühren sind, mehr eingerieben als aufgesetzt werden sollen. Je zarter sie wirken, um so gobelinartiger wird der Eindruck der Malerei sein, gilt es doch als Hauptforderung, die Textur des Gewebes klar hervortreten zu lassen. Breitere oder schmälere Borten rahmen das eigentliche Bild ein; nach Belieben kann man ornamentale Figuren oder stilisierte Blumen- und Fruchtgewinde dafür benutzen, wobei selbstverständlich auch das Motiv des Bildes mitzusprechen hat.

Vielleicht nicht ganz so stilgerecht, dafür aber nicht minder wirksam, sind einfarbig gemalte Gobelins. Besonders braun in braun gehaltene Grützner-bilder geben einen sehr hübschen Wandschmuck für Herren- oder Speisezimmer ab und bieten dem Laien bei weitem weniger Schwierigkeiten, als die kunstvollen Buntmalereien. In diesem Falle sind nur die Randborten farbig zu halten, am besten in matten, stumpfen Tönen, die das Bild zwar heben aber nicht überschreien.

Sollen die Gobelins als Wandbehang, Portiere oder Fenstergardinen Verwendung finden, so erhalten sie Futter und Schnureinfassung oder einen Außenabschluß durch antike Metallborten. Für Kissenbezüge, Paraventfüllungen, Rahmenbilder usw. sind sie entsprechend zu montieren.

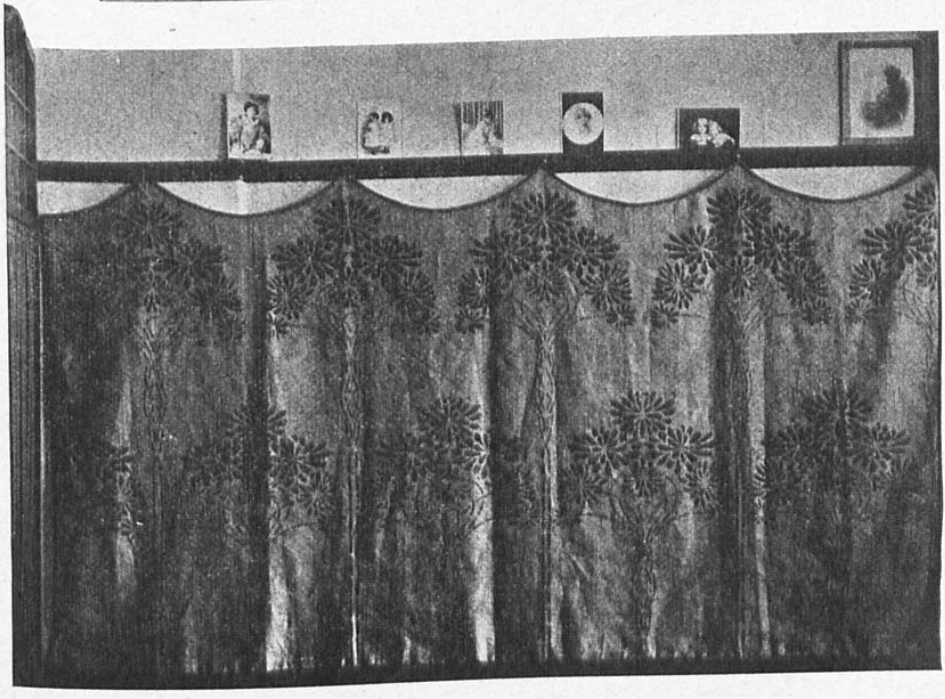
Als dankbare Laienarbeit können wir ferner die Schablonenmalerei empfehlen, mit der sich Wandverkleidungen für Zimmer und Korridor, Vorhänge, Decken, Kissenbezüge und Paraventfüllungen auf leichte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemalter Gobelin



Nach einem Grützner-schen Original.



Schablonierter Wandbehang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wirksame Weise ausschmücken lassen. Am vorteilhaftesten ist es, die Schablonen gleich fertig geschnitten und geölt zu beziehen; geschickte Hände können sie aber auch mit Hilfe eines scharfen Messers selbst aus starkem Papier oder leichtem Karton ausschneiden. Einfache, großzügige Muster mit klarer Zeichnung taugen am besten für diese hübsche Arbeit. Beim Schneiden der Schablonen ist darauf zu achten, daß die einzelnen Musterfiguren durch schmale Stege miteinander in Verbindung bleiben, da sie sonst herausfallen würden. Papierschablonen müssen beiderseits einen Schellacküberzug (Etikettenlack oder dergl.), erhalten, um der Feuchtigkeit der Farben Widerstand leisten zu können. Es gibt sehr hübsche, billige Jutestoffe, die sich vorzüglich als Grundlage für schablonierte Muster eignen; auch der, zur Bespannung ganzer Zimmerwände viel benutzte und in verschiedenen Farben vorrätige „Rupfen", von dem das Meter nur Mk. 1.50 kostet, ist ein gutes Material. Je nachdem der Gegenstand es erfordert, wählt man für die Schablonen fortlaufende Borten, Landschaften, modern aufsteigende Blumen- oder Füllfiguren. Die Schablonen werden fest auf den Stoff gedrückt, bei größeren Stücken mit Reißzwecken angesteckt und mittels eines kurzen Borstenpinsels derartig mit Farbe überstrichen, daß die einzelnen Formen sich nach Abnehmen der Schablone scharf und klar vom Stoffe abheben. Der Pinsel darf nicht zu voll genommen und die Farbe — man benutzt die in Künstlermagazinen käufliche Temperafarbe in Tuben, die mit Wasser zu lösen ist — nur wenig verdünnt werden, um etwaigem Ausfließen vorzubeugen. Pinselführung und Farbenauftrag lernen sich übrigens schnell, zumal wenn man erst auf einem Stückchen Stoff die Technik ausprobiert. Bei mehrfarbigen Mustern schabloniert man die verschiedenen Farben nacheinander auf und rührt sich von jeder gleich eine genügende Menge an, um gleichmäßige Töne zu erzielen. Ein Herausmodellieren der einzelnen Figuren durch Schattengebung usw. ist bei dieser Art Malerei nicht angebracht.

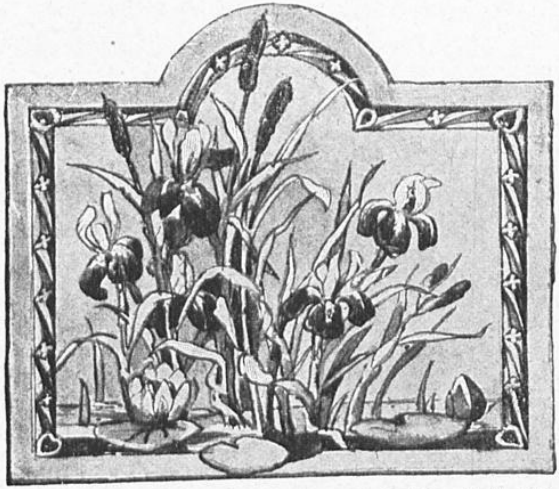
Das Problem, auch waschbare Stoffe, mit dauerhafter, d. h. wasch- und lichtechter Malerei versehen zu können, ist durch Erfindung der Helios-Malfarben glücklich gelöst worden. Ihre Handhabung bietet keinerlei besondere Schwierigkeit und ist bei einiger Vorsicht immer von Erfolg gekrönt. Die Heliosfarben sollen mit möglichst trockenem Borstenpinsel mehr aufgerieben als aufgemalt werden, nur die Konturen sind mit weichem Haarpinsel nachzuziehen. Da die Farben leicht fließen, dürfen sie nie bis dicht an die Umrißlinien geführt werden, auch sind sie gleich in richtiger Mischung aufzutragen. Nach dem Trocknen kommt der Stoff in ein Beizebad, wird dann in klarem Wasser gespült, getrocknet und geglättet. Er ist später genau wie farbige Stickereien in Wasser und Gallseife zu waschen.

Zum Bemalen mit Heliosfarben eignen sich baumwollene, leinene und seidene Gewebe; ferner Kongreßdecken, Gardinen, Spitzen, Musselin, Battist usw. Ihre Verwendung ist ungemein vielseitig und, da bei Stoffen mit vorgewebten Mustern sich die ganze Arbeit auf das Antönen eben dieser Muster beschränkt, auch solchen möglich, die mehr Liebe als Begabung zur Kunst haben.

Zum Kolorieren von Photographien dient neben anderen die leicht erlernbare Chromo-Malerei, die leider nur den Nachteil hat, daß die Bilder mit der Zeit fleckig werden. Dennoch zählt die amüsante Arbeit viele Freunde. Zuerst ist es nötig, die unaufgezogene oder in warmem Wasser vom Karton gelöste Photographie mit Benzin oder Spiritus abzureiben. Dann erhält sie abermals ein laues Wasserbad und wird schließlich zwischen Löschpapier getrocknet. Mit besonders präparierter Pasta, mit der ganzen Bildfläche in eins der konveren Chromo-Gläser (in Kunsthandlungen erhältlich) geklebt und mittels Quetschers von der überflüssigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pasta befreit, muß das Bild vollständig trocknen, bevor es auf der Rückseite mit Glaspapier gleichmäßig dünn abgerieben werden kann. Das Durchsichtigmachen des Bildes geschieht in einer Lösung präparierten Wachses oder durch Aufstreichen des ebenfalls käuflichen Transparentmittels, worauf noch ein Überzug mit dem Präservativmittel erfolgt. Die Malerei selbst wird gleichsam auf zwei Gläser verteilt: auf die Rückseite des ersten, mit dem Bild beklebten Glases — also auf der Rückseite des Bildes — sind nur transparente Farben zulässig, auf dem zweiten, das nach dem Trocknen der Malerei mit Gummipapier am Rücken des ersten befestigt wird, herrschen stark aufgetragene Deckfarben vor. Die Arbeit beschränkt sich auf einfaches Austuschen ohne Licht- und Schattengebung, da die Zeichnung der Photographie mitwirkt; sie ist nur genau auszuführen und darf die Ränder der einzelnen Figuren nicht überschreiten. Nach beendeter Malerei wird ein Karton hinter das Bild geklebt, und damit ist es zum Einrahmen fertig.



Mit Ölfarben gemalter Wandschoner für den Waschtisch mit Kerbschnittbordüre.

Dauerhafter, aber auch schwieriger, gestaltet sich das eigentliche Ausmalen von Photographien, das mit Ölfarben ausgeführt wird. Hierbei ist ein Ablösen vom Karton nur dann erforderlich, wenn das Bild auf ein Holzplättchen gebracht und als Ölgemälde en miniature auf eine kleine Staffelei gestellt werden soll. Gegen das Einschlagen der Farben schützt ein leichter Auftrag von Vernis Soehnée Frères. Auch hier werden die Schattentöne der Photographie mitbenutzt und die Farben möglichst durchscheinend aufgesetzt. Nur an stark leuchtenden Stellen, wie Schmucksachen, Beschlägen, Möbelkanten usw. sind die Lichter keck und mit unverdünnter Farbe aufzutragen. Während und nach der Arbeit muß das Bildchen vor Staubfäserchen geschützt werden, zu gleichem Zweck auch im Schutze eines Kartons völlig trocknen. Danach ist es dünn und gleichmäßig mit Firniß oder Lack zu überziehen.

Obgleich in der Technik ziemlich schwierig, übt die Porzellan-Malerei auf jede pinselführende Dame eine große Anziehungskraft aus, und sicher hat es seine Reize, lieben Freunden und Bekannten den köstlich duftenden Mokka aus selbstgemalten Täßchen und Kannen zu kredenzen, Kuchen und Früchte auf eigenhändig verzierten Schalen und Tellern anzubieten und das Buffet des Speisezimmers mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besonders wohlgelungenen Prunkstücken sorgsamer Arbeit schmücken zu können. Wenn nur auch hier der böse Anfang nicht wäre, der manchen heimlichen Seufzer erpreßt.

Erste Versuche sind am besten nur in einer Farbe auszuführen, z. B. in Blau, Braun, in zartem Grau oder Pompadour. Nach vollständiger Beherrschung der Technik mag man dann zu der schwereren Buntmalerei übergehen. Die Hauptschwierigkeit der Porzellan-Malerei liegt für den Anfänger darin, daß manche Farben sich im Brande verändern; es empfiehlt sich daher die Anfertigung eines Farbentellers, auf dem ringsum die einzelnen Nüancen aufgetragen, mit Namen bezeichnet und dann gebrannt werden, er gibt später beim Malen über das Aussehen der Farben nach dem Brand und ihr Verhalten untereinander die sicherste Auskunft. Die nötigen Utensilien: Porzellanfarben, Glaspalette und Läufer, Porzellanpalette, Terpentin, Dicköl und Nelkenöl, Spachtel, Messer, Pinsel und Stupfer liefert jedes Kunstmaterialien-Geschäft; die erforderliche Unterweisung hole man sich bei einem bewährten Lehrer, denn gerade in der Porzellanmalerei kommt auf die erste Anleitung ungeheuer viel an. Vor dem Malen ist das Porzellan mit etwas Terpentin abzureiben, worauf es jeden Bleistiftstrich annimmt. Pausen sind mittels Graphitpapiers aufzubringen. Das Anreiben der Farben, wenn man nicht die feuchten Tubenfarben wählt, erheischt große Aufmerksamkeit, ehe sie wirklich tadellos fein und malfertig sind. Auch das Anrühren mit Dicköl lernt sich erst nach längerer Übung. Einfachere Gegenstände begnügen sich mit einem Brande; bei detaillierten Malereien findet das eigentliche Ausarbeiten erst nach dem ersten Brande statt und das Stück wandert darauf nochmals ins



Säule mit Vase.



Köpfchen, auf Porzellan gemalt von Luise Menzel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Feuer. Goldverzierungen, zumal solche in echtem Gold überläßt man am besten dem Brenner, von dessen Geschicklichkeit überhaupt viel des Gelingens der Porzellanmalerei abhängt.

Die Porzellanmalerei erfordert eine leichte und sichere Pinselführung und unendlich viel Sorgfalt; ihr größter Reiz liegt in der Reinheit und dem Duft ihrer Farben, in der Wahl und Anordnung der Motive. Zahlreiche Vorlagen dienen dem Anfänger hierbei als Richtschnur; Geübtere mögen sich die schönen Stücke der Alt- und Neu-Berliner Porzellanmanufaktur, die Fabrikate der Meißner, Nymphenburger, Kopenhagener Manufakturen und altitalienische Prunkstücke als Vorbild wählen.

II. Rauchbilder.

Zur Ausführung in der originellen Rauchmalerei eignen sich Landschaften, Tierstücke, Still-Leben, Blumen und Portraits, obwohl letztere schon eine gewisse Künstlerschaft voraussetzen. Als Unterlage kommen gelbliches Porzellan, Fayence, Glas, Messing, Nickel — kurz Gegenstände mit glatter Oberfläche in Betracht. Wie der Name



Das Anschwärzen des Grundes.

schon andeutet, werden diese durch Anschwärzen über einer rauchenden Lampe, über einem Licht oder über Kohlenfeuer zur Aufnahme der Zeichnung vorbereitet. Der Rauchbelag darf nicht zu dick, auch nicht streifig oder wolkig sein. Abstufungen, wie das Vorbild sie bedingt, können dagegen während des Schwärzens schon berücksichtigt werden. Das zweite Stadium der Arbeit ist das Einzeichnen des Bildes in die geschwärzte Fläche mit Hilfe einer Radiernadel, zugespitzter Hölzchen und dergl. Auch Lederwischer und kurzhaarige Pinsel zum Ausheben größerer Flächen (Wasser, Himmel), und ein Lederlappen, der zum Entfernen überflüssiger Schwärze dient, müssen zur Hand sein. Die Technik ist eine Art Radierarbeit, die das Bild hell aus dunkelm Grunde heraushebt. Mißlungene Versuche lassen sich leicht wegwischen und die nötige Übung an ein und demselben Gegenstand erlangen.

Ist das Bild in gewünschter Weise geraten, so wird es mit Hilfe eines Zerstäubers und eines käuflichen oder selbstbereiteten Fixiermittels (1 Teil weißer Schellack in 15 Teilen 96 % Spiritus gelöst und bis zu völliger Klarheit filtriert) unver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das Ausarbeiten des Bildes mit Pinsel, Wischer usw.

wischbar gemacht oder fixiert. Der Zerstäuber ist in angemessener Entfernung von dem Bilde zu handhaben, das behutsam und in längeren Pausen übersprüht wird. Es lassen sich in dieser Weise Wandteller, Vasen, Platten für Schrankfüllungen und



Landschaft in Rauchmalerei.

Tabletts schmücken, bei Ausführung der Rauchmalerei auf Glas auch Fensterbilder anfertigen, die mit einer Mattglasscheibe unterlegt und in Blei- oder Holzrahmen gefaßt werden.

III. Dekorative Malerei in Verbindung mit Stickerei.

Überall dort, wo mit wenig Mühe dekorative Wirkung erzielt werden soll, ist die Verbindung von Malerei und Stickerei zu empfehlen. Wir verdanken die Einführung dieser ganz eigenartigen Liebhaberkunst der Malerin Marie Kirschner, die bisher auch deren genialste Vertreterin geblieben ist. Ihre Nadelmalereien sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meisterstücke an Naturtreue, künstlerischem Schwung und kraftvoller Anmut, sowohl hinsichtlich der Linienführung, als auch der Farbenwahl und des Arrangements. Als Grund benutzt Marie Kirschner die verschiedenartigsten Stoffe, vom groben Juteleinen bis zum glänzenden englischen Flachsgespinst und zur schimmernden Moireeseide, auf die sie mit geübter Hand dekorative Blumenstücke mit flattrigen Blüten und Ranken, mit federigen Rispen und Gräsern hinwirft. Je leichter die ganze Komposition erscheint, umso künstlerischer ist ihre Wirkung. Dieser erste Entwurf wird mit Kohle ausgeführt, dann legt der Pinsel mit den entsprechenden Aquarellfarben die Farbenflächen in großen Zügen an, und die Nadel übernimmt die weitere Ausführung. Der Stoff wird dabei von Anfang an in einen Blendrahmen gespannt, damit man für Malerei und Stickerei einen sichern Halt gewinnt. Die Nadelarbeit wird mit Filoflosseseide, mit Chenille und zum Teil mit Wolle ausgeführt und beschränkt sich eigentlich auf wenige Stiche an jedem einzelnen Blatt, jeder Blüte. Sie hebt umgebogene und infolgedessen höher belichtete Blätter durch ziemlich dicht nebeneinander liegende Seidenstiche kräftig heraus, zeichnet die Staubfäden in den Grund der Blüten, setzt die dickeren Knoten mit feiner Chenille oder aufgenähten Goldbouillonstückchen ein und bildet auch wohl ganze Kelche und Knospen aus flaumiger Chenille.

Die Arbeit erfordert, wie gesagt, wenig Mühe, wohl aber Geschick und einen Blick für die Form, für Licht- und Schattenwirkung in der Natur. Denn nach natürlichen Vorbildern lassen sich diese Nadelmalereien am reizvollsten schaffen, weil sie dann am unmittelbarsten wirken. Unsere Abbildung, ein Wandbehang (siehe Tafel), zeigt auf maisgelbem Seidenmoiree rotglühende Mohnblumen, eine der dankbarsten Blüten für diese schöne Technik. Ihre breiten Flächen eignen sich besonders gut für die Anlage der Farbe, ihre vielfach umgeschlagenen Blütenblatt-Ränder stellen der Nadel immer neue und lockende Aufgaben. Die Blätter des Stengels und alle Schattenpartien werden nur mit Farbe angelegt, damit sie zurücktreten und die Blüten sich umso leuchtender heraus heben. Auch zartgetönte Wald- und Wasserlandschaften geben stimmungsvolle Hintergründe ab, wenn sie von Blumenketten umkränzt werden oder hinter einem Stückchen blühender Wildnis aufsteigen.

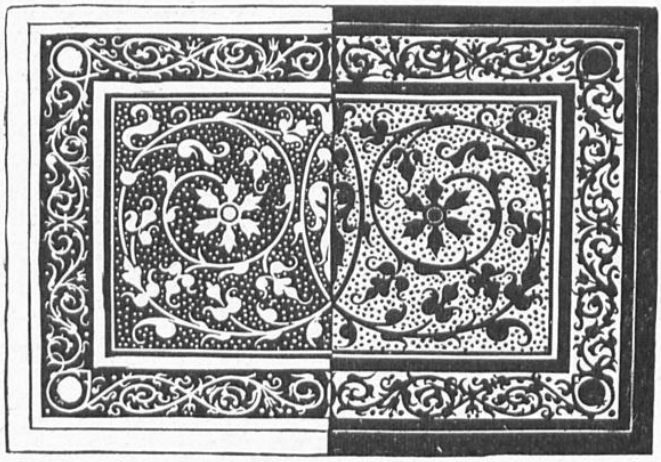
Ganze Wohnräume lassen sich in dieser eigenartigen Technik ausschmücken, Wände verkleiden, Vorhänge und Portieren, Wandschirme und Möbelbezüge damit ausstatten — kurz um die Anwendung wird man kaum je verlegen sein.

IV. Ätzarbeiten.

Die Technik des Ätzens läßt sich sowohl auf Metall, als auch auf Horn, Elfenbein und Stein anwenden. Es gibt Hoch- und Tiefätzungen, also solche, bei denen entweder das Muster oder aber der Grund erhaben stehen bleiben. Die Vorbedingungen sind bei den verschiedenen Verfahren ziemlich gleich. Das Muster wird auf den gut polierten, d. h. abgeriebenen Grund mittels Blaupapiers übertragen und die einzelnen Figuren oder Formen bei Metall mit einem dünnen Asphaltlack-, bei Stein, Horn ꝛc. mit einem feinen Wachs-Überzug gedeckt. Soll dagegen der Grund erhaben wirken, so ist dieser zu decken, ebenso alle Stellen, die von der Ätzflüssigkeit nicht berührt werden dürfen, wie Tellerränder usw. Rund um den Gegenstand ist von Modellierwachs ein etwa 2 cm hoher Rand zu formen, in den die Flüssigkeit eingegossen werden kann. Als Metalle eignen sich Messing, Kupfer und vernickelte Bleche am besten; besonders schön wirkt verkupfertes Messing, bei dem sich später das goldglänzende Muster vom rotbraunen Kupfergrunde abhebt. Die Muster sind klar und ausdrucksvoll

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu wählen, die Konturen beim Überlegen der Lack- oder Wachsschicht sehr scharf einzuhalten. Ist alles vorbereitet, so wird die Ätzflüssigkeit, die bei Messing und Kupfer aus 1 Teil Salpetersäure und 2 Teilen Wasser, bei Nickel aus 1 Teil Schwefelsäure und 3 Teilen Wasser (wobei erstere stets in das letztere gegossen werden muß!) besteht, 1 cm hoch aufgefüllt. Die Dauer des Ätzprozesses beträgt bei Metall ca. 15—20 Minuten. Danach ist die Flüssigkeit abzugießen, der Gegenstand tüchtig abzuspülen, mit Sägespänen zu trocknen und der Lack durch Terpentinöl zu entfernen. Stein (Alabaster und Marmor), fordert, wie gesagt, einen Überzug



Hochätzung. Geätzte Metallplatte. Tiefätzung.

von weißem, in Terpentin gelöstem Wachs und als Ätzsäure entweder ein Gemisch aus 1 Teil chemisch reiner Essigsäure, 2 Teilen chemisch reiner Salpetersäure und 9—12 Teilen Wasser; oder nur starken Essig oder eine Verdünnung von Salzsäure mit ½—⅓ Wasser. Ätzzeit 2—6 Minuten. Auch hier wird nach dem Ätzprozeß gespült, danach das Wachs durch heißes Wasser entfernt und schließlich mit Salmiakgeist die letzten Säurespuren entfernt.

Bei Horn und Elfenbein (Buchdeckel, Stock- und Schirmgriffe, Fächergestelle, Manschettenknöpfe und dgl.), die naturgemäß kleinere Flächen zeigen, beschränkt sich die Ausstattung mehr auf feine Strichzeichnungen, Buchstaben und Monogramme, die mit einer Stricknadel in den, die ganze Fläche überziehenden Wachsgrund eingezeichnet und mit einer Mischung von 1 Teil Schwefelsäure, die man in 6 Teile Wasser gießt (nicht umgekehrt!), in den Grund geätzt werden. Durch Anfeuchten der Linien mit Siccativöl und Aufdrücken von Blattgold kann man der Zeichnung schönen Goldglanz verleihen. Die Ätzarbeit ist ein Schmuck für allerhand Nutz- und Ziergegenstände; Kannen, Becher, Teller, Wand- und Möbelfüllungen, Fliesen, Tischeinlagen und hundert andere Dinge noch bieten ein dankbares Feld für diese einfache Liebhaberkunst.

V. Holzbrand und Brandmalerei.

Beide Techniken gehören zu den meist verbreiteten Dilettanten-Arbeiten, da sie im allgemeinen keine besondere Begabung erfordern und ungemein verwendbar sind. Das gebräuchlichste Material dafür ist Holz: Erle, Ahorn, Birne, und wenn keine feine

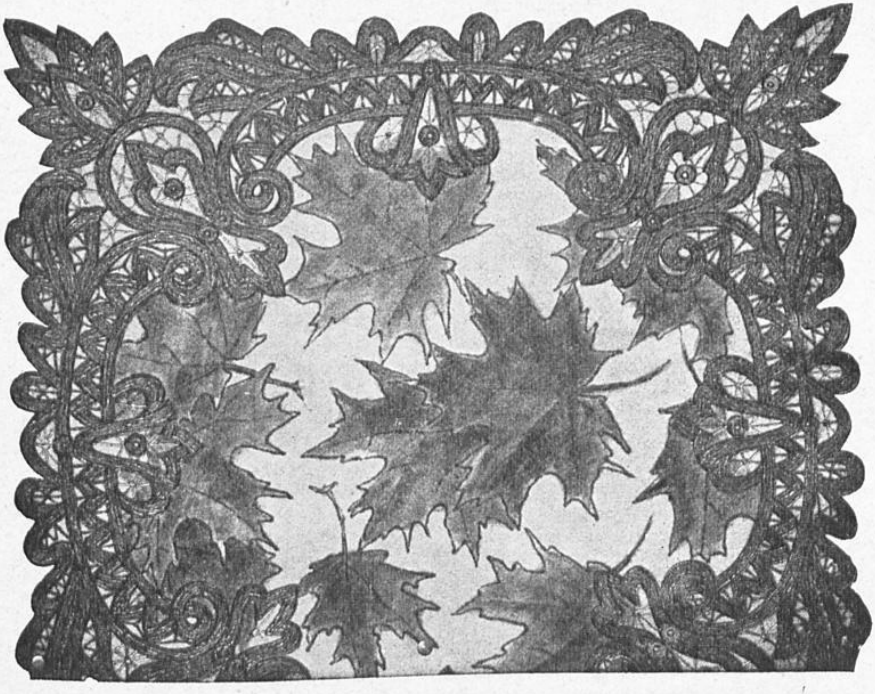
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schreibmappe mit Holzbrandverzierung.

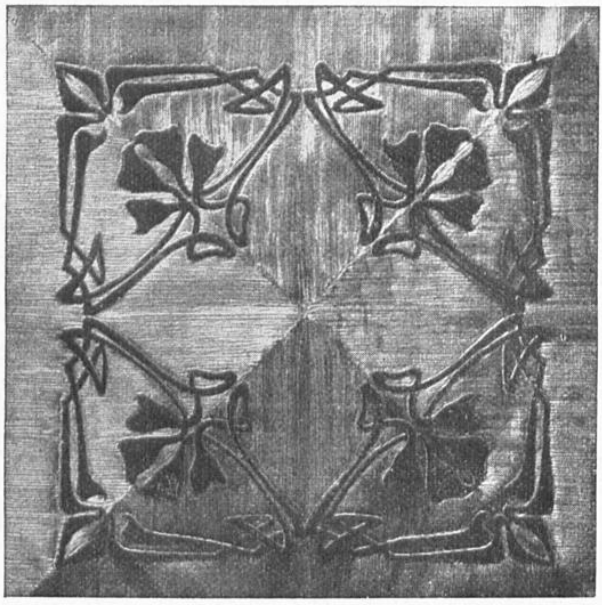


Kindertäschchen mit Brandmalerei auf Leder.



Brandmalerei auf Tuch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Brandmalerei auf Sammt.



Rahmen mit plastischem Tiefbrand in künstlerischer Ausführung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeichnung vorliegt, auch Linde. Ganze Zimmereinrichtungen — allerdings Geschmacksache — lassen sich mit Holzbrand schmücken, tausend Kleinigkeiten damit verzieren. Neben dem Holz sind Lederpappe, naturfarbenes Leder, Tuch und Sammet als Untergrund zu empfehlen. Der Holzbrand verlangt eine sichere Hand, die sich durch fleißige Vorübungen auf einem alten Brett erlangen läßt. Von allen bisher bekannten Apparaten hat sich der ursprünglich eingeführte, bestehend aus einem, mit Benzin oder — besser noch — mit einem voll Benzin gesogenen Schwamm gefüllten Glas mit Korkpfropfen, an dessen beiden Messingröhren zwei Gummischläuche, der eine mit Gebläse, der andere mit dem Platinstift befestigt sind, am besten bewährt. Vor



Zeitungsmappe in Tiefbrand.

billigen Apparaten ist zu warnen, auch hier gelte der Grundsatz, daß der beste Kauf der billigste ist. Der Platinstift, der über einer Spirituslampe erhitzt und durch das Gebläse fortdauernd mit Benzindämpfen gespeist wird, darf nur rot-, nicht aber weißglühend sein. Er ist ohne besonderen Druck und ohne Pause in gleichmäßigem Strich über die vorgezeichneten Linien zu führen. Scharfe Konturen, wie sie der Tiefbrand verlangt, entstehen durch steiles Aufsetzen des für diesen Zweig der Holzbrandtechnik besonders konstruierten Stiftes, der beim Arbeiten so stark glühend erhalten werden soll, daß eine Flamme herausschlägt.

Die gebräuchlichste Art des Holzbrandes ist die, daß man das Muster ausspart, es nur durch wenige Striche innerhalb der Umrißlinien schattiert und den Grund dunkel ausbrennt. Zu diesem Zweck kann man sich der sog. Zierstifte bedienen, die in Form von Sternen, Kreisen, Dreiecken und ähnlichen Figuren gefertigt werden, oder aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem gewöhnlichen breiten Brennstift einfach dicht aneinandergereihte Punkte und Narben auf den Grund setzen. Beim Tiefbrand ist der Hintergrund mittels eines Flacheisens auszuschnitzen und mit flachem Stift nachzubrennen. Die Musterfiguren heben sich dadurch mehr oder weniger plastisch ab. Eine bereichernde Ergänzung erfährt die Brand- und Tiefbrandarbeit durch das Ausmalen des Musters mit Aquarellfarben und farbigen Beizen, durch Patinieren oder Bronzieren des Grundes.



Bortbrett mit plastischem Tiefbrand.

Der Moderichtung folgend, stehen modern stilisierte Blumen als Dekorationsmotive im Vordergrund, die mit ihren seltsam gebogenen Stielen oder den Blütenkronen und Blättern gleichzeitig den Außenrand dazu geeigneter Gegenstände, wie Rahmen, Mappendeckel, Wandbretter ꝛc. bilden. Aber auch schön gezeichnete Ornamente mit klarem Muster, wie sie z. B. für Applikationen benutzt werden, japanische Motive, heraldische Figuren, tiroler Bauermuster, Landschaften, Köpfe und Tierbilder eignen sich prächtig zur Wiedergabe in Brandmalerei und Holzbrand, verlangen aber, wenigstens, was die drei letzten anbetrifft, geübte Hände und sorgfältige, bis ins Kleinste gehende Ausführung.

Nach Vollendung der Arbeit mit Brennstift und Pinsel erhalten die Holz-Gegenstände einen dünnen Wachsüberzug (weißes Wachs wird mit Benzin auf warmer Herdstelle — Vorsicht! — zu fließender Masse aufgelöst), der nach dem Erkalten mittels harter Bürste blank gerieben wird, wenn man nicht vorzieht, sie beim Tischler polieren zu lassen oder mit durchsichtigem Lack zu schützen. Bei Lederbrand

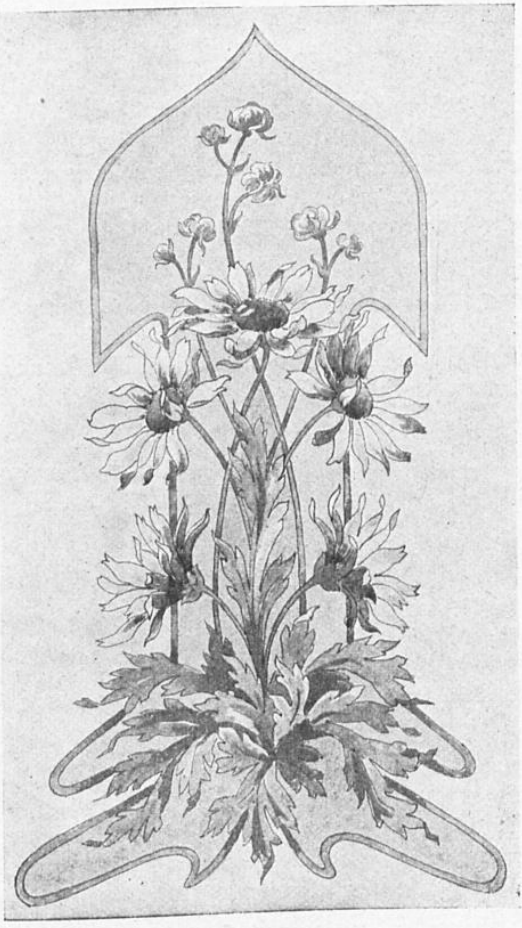
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind nur die gemalten Stellen mit Lack zu bestreichen, nie der Grund oder sonst freigelassene Lederstellen; ebenso ist's bei der Brennpappe zu halten. Auf Sammet und Tuch verbietet sich ein Fixieren von selbst. —

Die Holzbrandtechnik und Brandmalerei lassen sich sehr wohl nach gedruckter Anleitung erlernen und es seien dafür nachfolgende Werkchen empfohlen: „Anleitung zur Brandmalerei auf Holz, Leder ꝛc." von Minna Laudien. (Haberland, Leipzig.) „Anleitung zur Brandmalerei und zum Tiefbrand" von Clara Roth. (Seemann u Co., Leipzig.) „Tiefbrandarbeiten" von Adolf Richter. (Otto Maier, Ravensburg.) „Brandmalerei" mit vielen Abbildungen (Lieferung 1 und 2 der „Häuslichen Kunst", Verlag Lipperheide, Berlin.)

VI. Der Modellierbrand.

Ein interessanter Umschwung in der Tiefbrenntechnik hat sich mit Einführung von Keltz und Meiners „Original-Modellier-Tiefbrandstift" vollzogen. Die Konstruktion dieses Stiftes ist derart, daß man das Holz gewissermaßen als weiche Masse



Muster für Brandmalerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

behandeln, die Blumen, Ornamente ꝛc. in verhältnismäßig kurzer Zeit aufs kunstvollste modellieren kann. Während beim eigentlichen Tiefbrand der Grund mit dem Messer ausgehoben werden muß und die Figuren der Zeichnung erhaben stehen bleiben, arbeitet man mit dem Modellierstift in den Grund hinein, modelliert also die Zeichnung vertieft. Der Grund bleibt glatt stehen und bildet eine ebene Fläche, was diese Technik auch für Gebrauchsmöbel wie Tische, Stühle ꝛc. ungemein wertvoll macht.

Wer im Besitze eines leidlichen Formensinns ist, wird nach einiger Übung mit dem Modellierstift wunderschöne Effekte erzielen; nebenbei ist der Modellierbrand leichter auszuführen als der Tiefbrand und erfordert auch weniger Kraftanstrengung als dieser. Die Umrisse der Zeichnung, — großangelegte Motive eignen sich am besten für die neue Technik — sowie die inneren Hauptlinien werden zuerst tief eingebrannt, dann modelliert man die Formen roh durch und arbeitet sie schließlich sauber und bis ins Kleinste naturgetreu aus. Die beim Brennen entstehende Kohle ist mittels Stahlbürste zu entfernen, damit das Holz nicht verkohlt und man das Fortschreiten der Arbeit besser kontrollieren kann. Schließlich werden die scharfen Umrißlinien nochmals nachgebrannt und die modellierten Blumen, Blätter und Ranken in Patina-Bronze-Malerei mit metallischem Glanze überzogen. Auch diese Art der Malerei ist eine Erfindung neueren Datums; ihre Ausführung läßt sich in knappen Worten nicht beschreiben, ist jedoch von künstlerisch-schöner Wirkung und besonders in Verbindung mit dem Modellier-Tiefbrand wahrhaft vornehm. Jedem Arbeitskasten, sowie auch jedem Modellierstift liegt eine genaue Anweisung bei. Im übrigen belehrt das Schriftchen „Anleitung betreff. Original-Patina-Bronze-Malerei, Modellierbrand, Beizverfahren ꝛc. (Verl. Keltz und Meiners, Berlin W., Leipzigerstraße 10, Pr. 50 Pfg.) ausführlich über beide interessante Techniken.

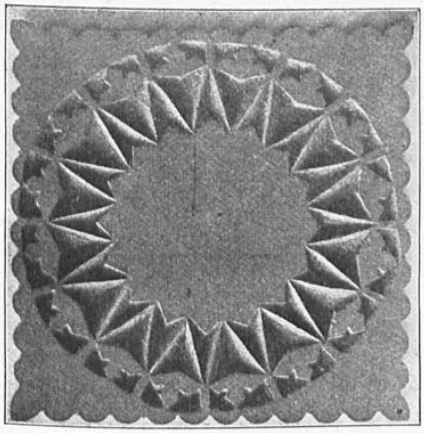
Außer mit den genannten Metallfarben lassen sich die modellierten Muster auch mit farbigen Beizen beleben, desgleichen kann der Grund einen Beizeauftrag erhalten; er kann aber auch ebensogut im reinen Holzton stehen bleiben, wenn dies dem Geschmack des Arbeitenden und dem jeweiligen Zweck des Gegenstandes mehr entspricht.

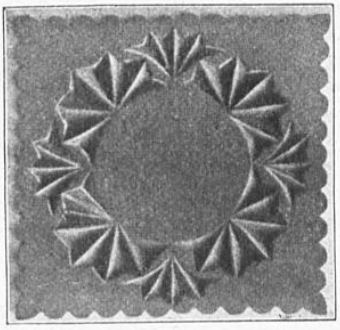
Zum Schluß möchten wir noch zu gunsten des Modellierstiftes erwähnen, daß er sich zum eigentlichen Tiefbrand genau so vorteilhaft verwenden läßt, wie zur Modellierbrennarbeit, während der sog. Tiefbrandstift beim Modellieren nicht zu verwerten ist.

VII. Kerbschnitt und Ausgründearbeit.

Besuche in den Museen belehren uns, daß die Kunst der Kerbschnitzerei bis in die ältesten Zeiten zurückreicht und damals schon dieselben oder doch ähnliche Grundzüge aufwies, wie sie es heute als moderne Liebhaberkunst tut! Diese einfache und doch so überaus wirkungsvolle und gediegene Arbeit setzt sich aus wenigen, immer wiederkehrenden Figuren zusammen, deren Anordnung zu Sternen, Kanten, Rosetten und Füllungen der Phantasie des Arbeitenden den weitesten Spielraum läßt und zugleich der beste Gradmesser für seine Geschicklichkeit ist. Die Ausübung selbst bietet nach Erlernung der nötigen Handgriffe wenig Schwierigkeit. Sie beruht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

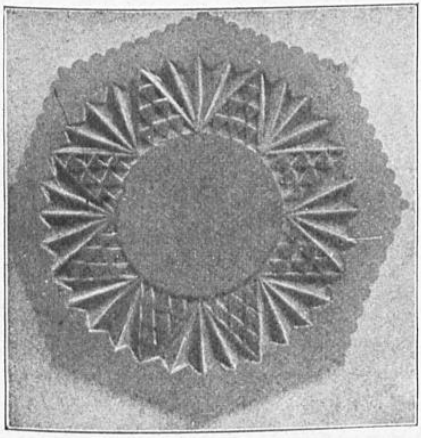




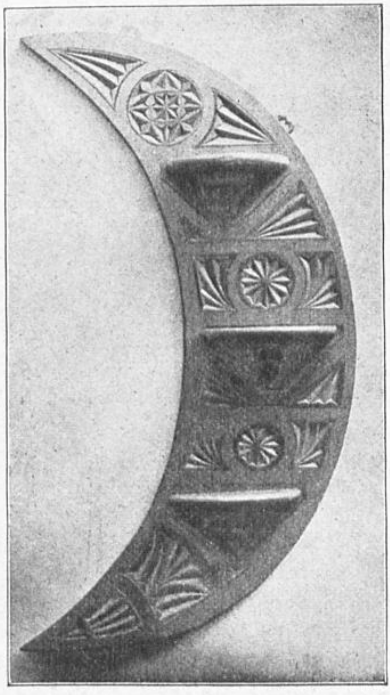
Linoleum-Untersetzer in Kerbschnitzerei. (E. Jaeck.)

eigentlich nur auf drei Tätigkeiten. Dem Schneiden von Linien, dem Schneiden und Herausheben der kleinen, eckigen Kerben und dem Punzen des Grundes.

Die Muster wird der echte Kerbschnittkünstler sich stets eigenhändig entwerfen, d. h. mit Hilfe von Lineal, Dreieck und Zirkel die erforderlichen Kreise, Bogenlinien und Kurven selbst aufs Holz bringen und immer neue Variationen in der Zusammenstellung ersinnen. Weniger Geübten stehen Vorlagen, ja sogar direkt aufs Holz



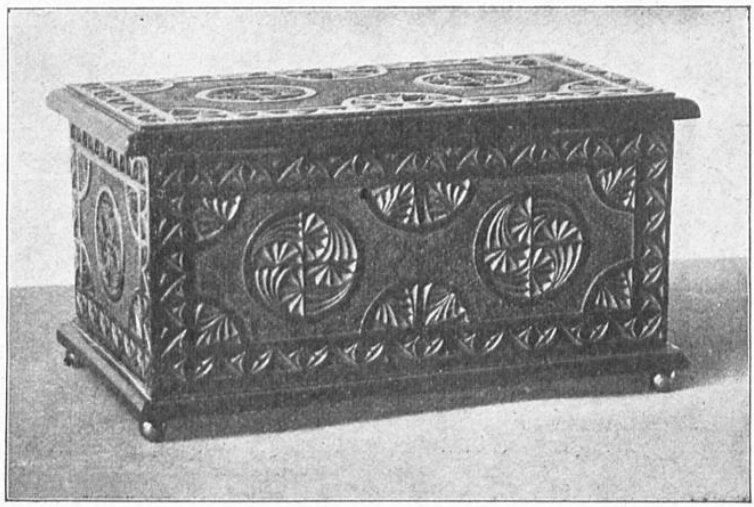
Linoleum-Untersetzer in Kerbschnitzerei.



Brett für Nippsachen in Kerbschnitt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedruckte Muster zur Verfügung. Das Schnitzholz muß gut geglättet, fest und astfrei sein; am besten eignen sich Satinholz, Elsen- oder Erlenholz, Linden-, Birnbaum-, Kastanien- und Ahornholz. Das harte Eichen- und auch Nußbaumholz ist nur für Vorgeschrittenere zu empfehlen. Je härter das Holz, desto größer die erforderliche Kraftanwendung beim Schnitzen, desto schöner aber auch die vollendete Arbeit. Außer Holz bietet Linoleum ein gutes Schnitzmaterial.



Truhe in Kerbschnitt.

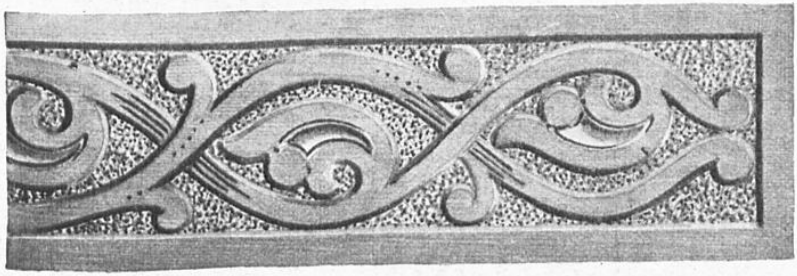
An Werkzeugen braucht man vor allem das Schnitzmesser, für dessen spezielle Form der Geschmack des Arbeiters maßgebend ist; dann ein Balleisen, den Zierbohrer, ein größeres und ein kleineres Punzeisen, einen Gaisfuß in zwei Größen und ein Hohleisen. Manche arbeiten aber auch nur mit dem Schnitzmesser, andere nur mit dem Gaisfuß oder dem Balleisen. Beim Schnitzen ruht der Daumen der rechten Hand fest auf der Holzfläche, um dem Instrument Halt, dem Schnitt größere Sicherheit zu verleihen. Die linke Hand hält und regiert das Brett oder was man sonst unter dem Messer hat. Jeder Kerbschnitt mit dem Messer erfordert zwei Bewegungen: das tiefe Einschneiden und das flache Herausheben, während der Gaisfuß beide auf einmal ausführt. Die Kerbschnitzerei wirkt nur schön, wenn alle Schnitte gleichmäßig, alle Konturen scharf, alle Muster klar und korrekt dastehen. Um die nötige Sicherheit im Schneiden sich anzueignen, empfiehlt sich die Benutzung sog. Übungsbretter, die aufgezeichnet und mit Musterschnitten versehen, im Handel sind.

Die Anordnung und Gruppierung der Kerbschnittmuster kann auf zweierlei Art geschehen; entweder decken die Kerben in verschiedenen Figuren die ganze Fläche oder sie heben sich von einem gepunzten Grunde ab, der unter Benutzung des Punzeisens feiner oder gröber genarbt zu erzielen ist. Die fertige Schnitzarbeit erhält einen Anstrich von brauner, eichenfarbener oder auch bunter Wachs-Beize, die nach kräftigem Bürsten einen sanften Glanz ausstrahlt. Wer es liebt, kann aber auch einen feinen Politur-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überzug daraufbringen, der besonders beim gepunzten Grunde am Platze ist, weil dann die höher liegenden Kerbränder schön glänzend über der matten Grundfläche stehen. In den nordischen Gegenden, wo der Kerbschnitt sich auch heute noch als Hauskunst erhalten hat, zieht man bunte Ölfarben für den Anstrich vor und zwar überwiegend kräftige Töne, wie Gelb, Blau, Rot und Grün. Meist werden die Kerben dann in zwei Schattierungen bemalt, die eine Seite heller, die andere dunkler, was ihnen einen ganz eigenartigen Reiz verleiht.

Während beim Kerbschnitt die Figuren ins Holz eingeschnitten werden, sind sie bei der Ausgründungsarbeit, wie schon der Name sagt, durch Niederlegen des Grundes erhaben auszuarbeiten. Das Material ist das gleiche wie beim



Lineal mit Ausgründungsarbeit.

Kerbschnitt, ebenso das Werkzeug: Schnitzmesser, Zierbohrer, Ball-, Punz- und Hohleisen, die in verschiedenen Stärken vorhanden sein müssen, aber noch durch drei Flacheisen in wachsender Breite ergänzt werden. Mit Hilfe der Ausgründungsarbeit lassen sich sowohl Ornamente und Blumen, als auch Figürliches mannigfachster Art darstellen. Der Beginn halte sich an einfache, glatte Linien, an leiterähnliche Stäbe, schrägstehende Quadrate, die durch einen glatten Rand begrenzt werden und ähnliche Muster, an denen die Technik sich am besten üben läßt. Bei geradlinigen Konturen ist das Flacheisen senkrecht, bei gebogenen das Hohleisen aufzusetzen und durch einen Hammerschlag ins Holz einzutreiben. Danach wird der Grund, ebenfalls mit dem Flacheisen, das jetzt aber schräg und flach zu halten ist, sorgsam herausgehoben und entweder gepunzt oder mit Sandpapier völlig glatt und eben geschliffen. Die Einzeichnungen von Zierlinien und Überschneidungen übernimmt der Zierbohrer, oft aber auch der Brennstift. Überhaupt eröffnet die Verbindung von Holzschnitzerei und Brandmalerei dem Dilettanten neue, interessante Ausblicke zur Verwendung seiner Kunstfertigkeit, während sie der Arbeit selbst größere Vielseitigkeit und Beweglichkeit verleiht.

Als empfehlenswerte Lehrbücher sind zu nennen: „Anleitung zum Kerbschnitt" von Minna Laudien und „Anleitung zum Lederschnitt und Ausgründe-Arbeit" von derselben Verfasserin. (Verlag Haberland, Leipzig.) Das letztgenannte Heftchen gilt gleichzeitig als Leitfaden für die folgende Liebhaberkunst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VIII. Lederarbeiten.

a) Der plastische Lederschnitt.

Nächst dem Holze war das Leder schon in frühesten Zeiten dasjenige Material, das zur Verzierung mit Farbe und Messer lockte. Die alten, kostbaren Bucheinbände, die vor Jahrhunderten in stiller Klosterzelle entstanden, bilden noch heute unser Entzücken, und die mittelalterlichen Gürtel-Täschchen, Dolchscheiden, Truhen und Kasten mit ihren erhaben gearbeiteten, wirkungsvollen Mustern lassen uns immer wieder bedauern, daß die Kunst der Lederplastik nicht eifriger betrieben wird, als es tatsächlich geschieht. Der Grund hierfür liegt neben der immerhin schwierigen Technik zumeist in dem teuern Material, das ausschließlich aus bestem, möglichst ohne Fett gegerbtem Rindleder besteht. Zieht man jedoch demgegenüber die schier unverwüstliche Dauerhaftigkeit dieser Lederplastiken in Betracht, so sollte man sich trotzdem dort, wo es die Verhältnisse gestatten, an dem Kostenpunkt nicht stoßen.

Die Werkzeuge zur Lederschnittarbeit setzen sich zusammen aus einem Hammer, einem Modelliereisen, Messer, Treibeisen, mehreren Stern- und Perlpunzen, einer Ahle, mehreren Treibringen, einem Pausestift, dem nötigen Modellierwachs und einer Holzplatte oder einem Solenhofener Stein.

Bevor die Zeichnung mittels Pause und Stiftes übertragen wird, ist das Leder leicht anzufeuchten, dadurch drücken sich die Linien genügend tief ein. Hierauf folgt das Schneiden der Konturen. Das Messer wird senkrecht auf das wieder getrocknete Leder aufgesetzt und in einem Zuge vom Anfang bis zum Ende einer jeden Linie geführt, wobei es bis zur Hälfte der Lederdicke eindringen soll. Etwaige, als Rahmen dienende Umfassungslinien dürfen jedoch, um ihre Form nicht zu verlieren, erst nach dem Modellieren, resp. Montieren eingeschnitten werden. So vorbereitet, ist das Leder abermals und zwar auf beiden Seiten zu befeuchten und mit Blaupapier — die rechte Seite nach oben — zu unterlegen; sodann fährt man mit dem Pausestift unter starkem Druck und bei senkrechter Stifthaltung alle geschnittenen Linien noch einmal nach, wodurch die Konturen aufgerissen und zugleich durch das Pauspapier auf der linken Lederseite abgezeichnet werden. Letzteres ist für das nun folgende Heraustreiben des Leders an allen erhaben wirkenden Stellen, das von der Rückseite aus geschieht, notwendig. Hierbei treten die verschiedenen Treibringe und das Treibeisen in Tätigkeit, die genau nach der Vorlage das Leder mehr oder weniger ausbuckeln. Um den hochgetriebenen Figuren Halt zu geben, füllt man sie mit Modellierwachs aus, das später erhärtet und mittels Seidenpapiers festzukleben ist. Auf das Treiben folgt das Modellieren, der eigentlich künstlerische Teil der Arbeit, der Übung im Zeichnen und Formensinn voraussetzt und die Krönung des ganzen Werkes bedeutet. Vorerst aber ist, nachdem das Lederstück wieder nach rechts gewendet wurde, der Rand der Schnittlinie, die den Grund begrenzt, mit dem runden Teil des Modelliereisens niederzudrücken und das Muster dadurch deutlich herauszuheben. Für das Modellieren läßt sich keine bindende Vorschrift geben; hier muß das künstlerische Empfinden entscheiden, das jeder Figur die rechte Form zu verleihen, hier einen weichen Übergang, dort einen scharfen Kontrast zu schaffen und durch Drücken und Streichen mit dem Modelliereisen, ja selbst mit Hilfe der Fingerspitzen zum Ziele zu gelangen weiß. Schließlich folgt das Punzen des Grundes mit einer der Zierpunzen, bei exakter Arbeit kann aber auch der glatte Ledergrund stehen bleiben. Einen weiteren Schmuck

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Vasen mit Beschlägen in Zinnschneidearbeit.



Vasen mit farbiger Glasur von Clara Lobedan und Hildegard Lehnert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann man der Lederschnittarbeit durch Übermalen mit Gold- und Silberbronzen, durch Auflegen von Blattgold- und Blattsilber und durch farbiges Ausmalen geben. In dieser Art hergestellte Stuhlbezüge, Paravents oder Wandverkleidungen sehen ganz prächtig aus. Abfall-Lederstücke lassen sich zu kleineren Gegenständen: Portemonnaies, Blocks, Rahmen, Täschchen 2c. verwenden. — Dort, wo plastisch herausgearbeitete Muster nicht am Platze sind, wie z. B. bei Tischplatten und Kissen, bleibt der Lederschnitt flach, d. h. ohne Modellierung. Höchstens kann man das Muster von oben mit scharfen Linien und schwachen Eindrücken ein wenig modellieren, ohne es jedoch von der Rückseite aus in die Höhe zu treiben. Bleibt auch dies fort, so ist die Anwendung farbiger Lederbeizen zu empfehlen.

b) Die Leder-Ritzarbeit.

verlangt weder Vorstudien noch großes Kunstverständnis, nur etwas Sorgsamkeit und Geduld. Sie läßt sich auf Saffian-, Chagrin-, Ziegen- und Kalbleder besonders gut ausführen, auch Rindleder eignet sich, wenngleich weniger dafür. Zur Erleichterung der Arbeit ist das Leder auf der Rückseite gehörig anzufeuchten, auch sind sämtliche Konturen, wie beim Lederschnitt, senkrecht einzuschneiden; hier aber nur bis zu ein Viertel, höchstens ein Drittel der Lederstärke. Ist das geschehen, hebt man an einer beliebigen Stelle des Grundes die Oberhaut des Leders mit dem Messer hoch und zieht sie, ohne zu reißen, vorsichtig ab. Das Muster steht nach Vollendung dieser Manipulation rauh im glatten Grunde, der durch farbige Beizen oder den Brennstift noch entsprechend verziert werden kann. Die Leder-Ritzarbeit dient zur Ausschmückung von Kissen, Mappen- und Buchdeckeln, Kastenbekleidungen und dergl. Gegenständen. Ihr ähnlich ist

c) der Leder-Durchbruch,

nur daß hier das Leder bis zum Grunde durchschnitten wird, sodaß dieser herausfällt und ein durchbrochenes Muster, das möglichst in allen seinen Teilen zusammenhängen muß, vor uns liegt. Scharfe, senkrecht ausgeführte Schnitte tragen viel zum Gelingen der Arbeit bei, die auch für Kinder eine angenehme Beschäftigung bietet. Der fertige Durchbruch wird auf Stoff, resp. einen Gegenstand geklebt oder mit kleinen Kopfnägeln aus Bronze befestigt. Der Grund ist abstechend zu wählen, der Durchbruch nach Geschmack mit Lederbeizen anzumalen oder durch feine Einzeichnungen mittels Feder oder Brennstift zu beleben.

IX. Gravieren und Bossieren auf Zinn.

Wie die meisten modernen Kunstarbeiten nur eine Wiederbelebung alter Techniken bedeuten, so kann auch die Zinngravierung auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurückblicken. Unsere Altvorderen, die von Zinnschüsseln und -Tellern speisten und aus Zinnkrügen tranken, kannten sie wohl und übten sie fleißig zum Schmuck ihrer Geräte. Jetzt prangen die Überreste jener zinnernen Prachtstücke auf unseren Bortbrettern und Kredenzen und wir bemühen uns, ihnen mit eigener Hand würdige Genossen zu schaffen. Das hält nicht allzuschwer, denn die Industrie liefert uns

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschmackvolle Gefäße in allen Größen und Arten, und die Zinnarbeit selbst ist ziemlich schnell zu erlernen und bietet obenein noch den Vorteil, daß sie unabhängig von fremden Hilfskräften ausgeübt werden kann und fertig ist, sobald wir den letzten Stichelstrich, den letzten Hammerschlag daran getan haben.

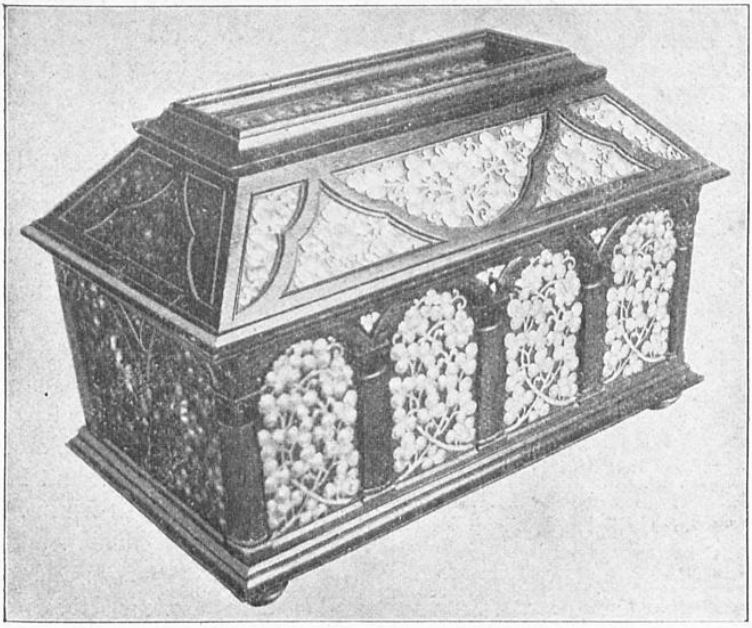
Die erforderlichen Werkzeuge bestehen in einem Hammer, zwei Sticheln, einigen Stahlpunzen, zwei Holzpunzen, einem mit Sand gefüllten, ca. 25 bis 30 cm im Geviert messenden Kissen, einer starken Buchenholzplatte und einer Biegezange. Es ist auch hier ratsam, mit einfachen Mustern zu beginnen, die man z. B. den Vorlagen für Brandmalerei und Lederschnitt entnehmen kann und sich anfangs auf klare Ornamente und Rankenmuster zu beschränken. Später kann man sich an Schwereres wagen, auch wohl der Wappengravierung zuwenden.

Das Muster wird mit Blau- oder Graphitpapier übertragen und zur Sicherung der Linien die vorgezeichnete Fläche mit Schellack oder verdünntem Fixativ überstrichen, die Spiritus und Watte später leicht wieder entfernen. Während man nun den Teller auf das Kissen legt und ihn mit der linken Hand festhält, setzt man den Stichel mit der Schneide ziemlich flach auf und schiebt ihn unter leichtem Druck und stetem Ein- und Auswärtsdrehen der Hand auf den Konturen vorwärts, sodaß eine leicht gewellte, — die der Zinnarbeit charakteristische „geflägelte" Umrißlinie entsteht.



Zinnteller mit Callablüten in Bossierarbeit.

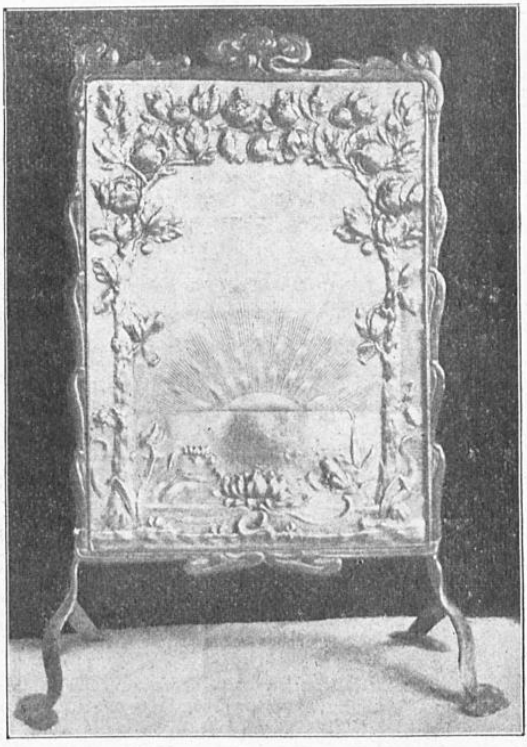
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Holztruhe mit Auflagen in Zinnschneidearbeit.



Gesangbuchdeckel.



Ofenschirm in getriebenem Zinn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Stichelführung bietet das einzig Schwierige der Technik und sollte vor Beginn der Arbeit auf einem Stückchen Blei so lange geübt werden, bis die Linien gleichmäßig erscheinen und das Instrument auf dem glatten Metall nicht mehr ausrutscht.

Hebt das Umranden die Zeichnung schon deutlich heraus, so läßt sich die hübsche Wirkung durch Hochtreiben einzelner Stellen noch erhöhen. Zu diesem Zweck stellt man den Teller auf eine harte Unterlage und markiert mit einem spitzen Punzen, den man in Zwischenräumen auf die gravierten Linien setzt und mit dem Hammer niederschlägt in Gestalt von winzigen Punkten die Stellen, die von rückwärts bossiert werden sollen. Die Punkte geben dafür genügenden Anhalt. Nun kommt der Teller wieder aufs Kissen, die Rückseite nach oben gekehrt, und die betreffenden Stellen werden mit Hilfe größerer und kleinerer Punzen und kräftigem Hammerschlag erhaben ausgearbeitet. Alle inneren Linien, Rippen und Adern, auch alle Linien, welche den Schatten andeuten sollen, sind vor dem Heraustreiben auf der Vorderseite mit der entsprechenden Punze einzuschlagen. Zum Schluß ist der Grund mit Stern- oder Punktpunzen zu mustern oder z. B. bei Krügen, Kannen ꝛc. mit feinen Strichen zu gravieren. Soll er geschwärzt werden, so geschieht es durch Einreiben mit Kienruß, der mit etwas Firniß angerührt wird. —

Die Zinngravierung wurde zuerst wieder vom Ciseleur Adolph Thomas (Berlin S.W., Dennewitzstr. 35, II) eingeführt, der auch angefangene Musterteller und Arbeitskästen versendet. Sie eignet sich nicht nur zum Schmuck von Schüsseln, Tellern und Hohlgefäßen, sondern auch zur Verzierung von Buchauflagen, Kasten- und Truhenbeschlägen, Schrankfüllungen, Rahmen, Türschildern, Ofenschirmen ꝛc.



Vase mit Zinnschneidearbeit.

Gleich dankbar und nicht weniger wirkungsvoll ist

X. Das Zinnschneiden

mit seiner leicht erlernbaren Technik. Aufzeichnen und Vorbereitung des Metalls sind dieselben wie oben. Hat man die Umrißlinien durch Punkte markiert, das Muster herausbossiert und modelliert, so schneidet man es mit kräftiger Schere aus dem Zinngrund heraus und entfernt auch alle inneren Zwischenräume mittels Schere oder Laubsäge. Wendet man letztere an, so ist das Sägeblatt mit einem Tropfen Terpentin zu befeuchten und das Aussägen des inneren Grundes zuerst, das Ausschneiden der äußeren Konturen aber erst in zweiter Linie vorzunehmen. Als Motive für die Zinnschneidearbeit eignen sich leichte Ranken, Arabesken, modern aufsteigende Blüten- und Blätterornamente. Die ausgeschnittenen Verzierungen werden sauber ausgefeilt und dann entweder vom Klempner auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Majolika- oder Glasvasen, Schalen und Krüge gelötet oder mit eigener Hand auf Wildlederdeckel, Kasten, Rahmen, Handspiegel ꝛc. aufgestiftet. — Alles Nähere über die Technik erfährt man von dem oben genannten Künstler.

XI. Kleineisen-Arbeit.

Früher fast ausschließlich in Italien bekannt, hat sich die zierliche Kleineisen-Arbeit seit einer Reihe von Jahren auch im deutschen Kunstgewerbe unter dem Namen „Italienische Eisen-Filigran-Arbeit" eingebürgert. Diese kunstvollen Schlosserarbeiten im Kleinen auszuführen, ist der Zweck unserer Liebhaberkunst. Zahlreiche Gegenstände lassen sich mit ihrer Hilfe teils bilden, teils verzieren. Wir nennen als Beispiele nur einzelne: Ampeln, Laternchen, Körbchen, Rahmen, Blumenständer, Konsolen, Fenstergitter, Glockenzüge, Hängeampeln, Füllungen aller Art. — Vorlagen finden sich in Fachzeitschriften, illustrierten Preisbüchern, Modezeitungen und speziell zusammengestellten Vorlageheften wie: „Musterblätter für Kleineisen-Arbeit" von Lechleitner. (Verlag von Ney und Widmayer, München.)

An Werkzeugen braucht man einen Schraubstock, Blechschere, Kneip-, Flach- und Rundzange, einen Holz- und einen Stahlhammer, Schlagmeißel, eine Flach- und eine Rundfeile, Laubsägebogen, Drillbohrer und eine kleine eiserne Richtplatte oder einen Ambos.

Das Material ist dünnes Eisenblech; weniger stilgerecht sind Zink-, Nickel- und Kupferblech von ½—1 mm Stärke. Die Metalle werden in schmale, 4—5 mm breite Streifen geschnitten, welche Arbeit auch dem Gürtler überlassen werden kann. Aus diesen Streifen werden die einzelnen Formen: Kreise, Elipsen, Schleifen, einfache und Doppelspiralen zusammengesetzt, die man später durch kleine Streifenendchen, „Bunde", miteinander verbindet. Das Muster ist naturgroß auf Papier zu übertragen und jede Figur mit den Fingern, der Rundzange oder über einem runden Holzstab der betreffenden Form nachzubilden; der Rest ist mit der Blechschere abzuschneiden. Kommen Überschneidungen im Muster vor, so sind beide Streifen bis zur Hälfte einzuschneiden und ineinanderzuschieben. Zur Trennung einzelner Figuren-Felder, zu Einfassungen und geradliniger Formen verwendet man gewundene Streifen. Dieses Winden oder Torsieren ist leicht getan, wenn man das eine Streifenende im Schraubstock befestigt, das andere mit der Zange fest und unter straffem Anspannen so lange nach einer Seite dreht, bis der Streifen gleichmäßige Windungen zeigt. Die Bindeglieder oder Bunde sind nach der Metallstärke der aneinanderzufügenden Teile zu bemessen; sie werden von rechts nach links umgelegt und müssen auf der Rückseite entweder dicht aneinandertreffen oder — wenn die Enden flach abgefeilt wurden — übereinanderliegen. Durch Verwendung von Eisenstreifen und dickem Draht, durch Aufsetzen kleiner, modellierter Blüten und Rosetten aus Eisen- oder Kupferblech läßt sich das Eisenfiligran ungemein vielseitig gestalten; auch ist zur Erleichterung für weniger Geschickte der vorgenannte kleine Zierat aus einschlägigen Geschäften fertig zu beziehen.

Nach Zusammenstellen der Formen wird der Gegenstand, sofern er aus Eisen- oder Zinkblech besteht, mit Eisenlack überzogen, der auch die Lücken zwischen den Bunden derartig ausfüllt, daß sie unverrückbar festsitzen. Besser noch als Lack ist ein Anstrich mit Leinölfirniß, der gleichfalls eine tiefschwarze Farbe annimmt, wenn man die Gegenstände auf der heißen Herdplatte trocknen läßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

XII. Drahtarbeiten.

machen besonders größeren Kindern viel Vergnügen, und da sie weder spezielles Handwerkszeug, noch große Kunstfertigkeit voraussetzen, zudem im Haushalt vielfach Verwendung finden können, sollen ihnen an dieser Stelle einige Worte gewidmet sein. Da ja Knaben überwiegend gern basteln, sind wohl die meisten im Besitz einiger Feilen, Zangen und eines Hammers. Das genügt für die Drahtarbeit. Verzinnten Eisen-



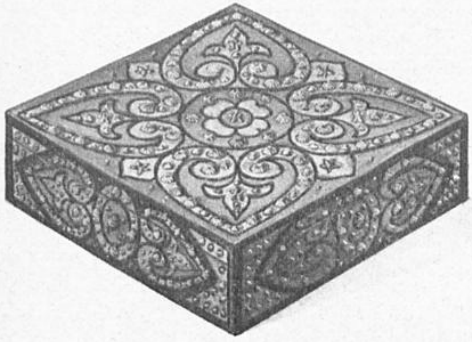
Bilderständer aus Draht gebogen.

draht kann man in verschiedener Stärke in jeder Eisenwarenhandlung kaufen. Er wird mit der Zange in die erforderlichen Stücke geteilt, gebogen und durch Umwinden mit dünnerem Draht, dessen Enden festzuklopfen sind, zu beliebigen Figuren zusammengestellt. So lassen sich Zettelträger, Bilderstaffeleien, Photographiehalter zum Anhängen, Federträger und eine Menge ähnlicher Dinge formen.

XIII. Nagelarbeiten.

Mehr dekorative Wirkung als eigentlicher Kunstwert ist der Verzierung von Truhen, Kästen, Rahmen, Buchdecken und sonstigen Gegenständen mit verschieden geformten und gefärbten Ziernägeln nachzurühmen. Die Arbeit ist dabei so leicht und schnellfördernd, daß sie in Dilettantenkreisen sich immer neue Freunde erwirbt. Die Muster, größtenteils geometrische Figuren, als Quadrate, Rechtecke, Bogen, Kreise, Rosetten, Rauten, Sterne usw., werden in Naturgröße auf Papier gezeichnet, d. h. gewissermaßen nur das Gerippe der Figur und die Stellen, die Nagelschmuck erhalten sollen, durch Punkte markiert; dies Muster heftet man mit Reißzwecken auf dem Gegenstande fest, sticht an jedem Punkte mit der Ahle, der Nagelstärke und Länge entsprechend, ein mehr oder weniger tiefes Loch und nimmt darauf das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Kasten mit orientalischer Nagelarbeit.



Zierschränkchen mit Nagelarbeit.

Papier wieder ab, das somit öfter zu benutzen ist. An der Hand der Vorzeichnung werden die Zierstifte in die vorgebohrten Löcher eingesetzt, mit einem Stückchen Leder oder Fries bedeckt und sofort mit dem Hammer eingeschlagen.

Soll das Holz unbekleidet als Grund benutzt werden, so erhält es vorher einen farbigen Überzug mit Wachsbeize und durch wiederholtes Bürsten seiner Flächen einen zarten Glanz. Es kann aber auch mit Sammet, Plüsch, Leder, Baumschwamm, Seide und Brokatstoff bezogen werden, wodurch die Arbeit einen noch prunkhafteren Eindruck macht. Indessen geben schon die abwechslungsreichen Formen der Metallstifte und ihre Färbung in Gold, Kupfer, Silber und Oxyd der Nagelverzierung große Mannigfaltigkeit, die sich bei Anwendung ergänzender Metall-Ornamente: Eck- und Mittelstücke, Kartuschen, Perlenschnüre, Fruchtstäbe und Schilder noch erhöht. Eine weitere Bereicherung kann die Nagelarbeit durch verschiedenfarbige Bemalung der Holzflächen erfahren; sie heißt dann orientalische Nagelarbeit, weil Muster und Farben in orientalischem Geschmack gehalten sind. Die einfachen, kräftig wirkenden Muster setzen sich aus einzelnen Feldern zusammen, die mit Aquarellfarben — zur Verwendung kommen nur pompejanischrot, altblau, neapelgelb, schwarz und ein warmes



Verschiedene Ziernägel.

holzbraun für den Grund — angetönt und nach dem Trocknen mit einem breiten schwarzen Strich umrandet werden. Die drei bunten Farben sind nach Belieben heller oder dunkler aufzutragen, auch in zwei Abstufungen zugleich zu benützen, wodurch der Effekt sich steigert. Die Muster werden aufgepaust oder aus leichtem Karton einzelne Figuren ausgeschnitten und in immer neuen Gruppierungen aneinander

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefügt. Sind Malerei und Tönung des Grundes nach vollkommenem Trocknen durch einen Wachsüberzug gesichert, so werden die bunten Felder durch das Aufsetzen von Nägeln belebt, das in gleicher Weise wie oben beschrieben gehandhabt wird.

XIV. Das Silhouettenschneiden,

auch Schwarzkunst genannt, feierte um Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine höchsten Triumphe, behielt aber auch darüber hinaus noch Wert und Bedeutung, bis es endlich von Daguerreotyp und Photographie vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde. Kann es sich nun zwar mit dieser in keiner Hinsicht messen, so üben die zierlichen schwarzen Bildchen, denen wir in Museen, in den Stammbüchern unserer Eltern und Großeltern, ja zuweilen sogar noch in altväterischen Einrichtungen begegnen, doch einen ganz eigenen Reiz aus und machen es erklärlich, daß die einst so viel geübte Schattenkunst neuerdings wieder mehr betrieben wird, wenn auch nur als Liebhaberkunst. Das Schattenporträtieren ist eine sehr amüsante Beschäftigung und eine reichhaltige Sammlung der sauber aufgeklebten schwarzen Bildchen von Freunden und Familienmitgliedern eine Quelle steten Vergnügens.

Um ein Schattenporträt zu nehmen, setze man einen Stuhl vor eine ziemlich breite, glatte Wandfläche, hefte einen großen Bogen weißes Papier daran und lasse die Person, die „abgeschattet" werden soll, sich so auf den Stuhl setzen, daß ihr Rücken an der Stuhllehne ruht und ihre linke Schulter die Wand berührt. Dann stelle man eine Lampe ohne Glocke in ungefähr 2 Meter Entfernung auf einen Tisch, wobei die Flamme mit dem Kopf des Sitzenden in gleicher Höhe sein muß, lasse diesen einen Ruhepunkt für das Auge suchen, den Kopf in scharfes Profil bringen, und für die nächsten ein bis zwei Minuten sich recht ruhig verhalten. Während dieser Zeit zeichne man mit spitzem Stift und ohne mit dem eigenen Schatten den Porträtschatten zu decken, zuerst die Profillinie, von der Stirne angefangen, sorgsam nach; dann die obere Kopfpartie und schließlich, auf die andere Seite hinübertretend, den Hinterkopf bis zum Nacken, wobei die Hand sich mit dem Ballen auf das Papier stützen darf. Es ist gut, sich zwei oder drei solcher Schattenrisse zu nehmen, falls der eine oder andere verunglücken sollte. Der schwierigere und mühsamere Teil der Arbeit besteht nun in der „Verjüngung" (Verkleinerung) des Schattenporträts. Um diese zu erzielen, ergibt es zwei Wege: die Anwendung des Netzverfahrens und die Benutzung des Pantographen oder Storchschnabels, der auch früher unter dem Namen Silhouettenzirkel allgemein im Brauch war. Das Verkleinern durch das Netz setzt ein gutes Augenmaß und gewisses Zeichentalent voraus, sichert wenigstens nur in diesem Falle ein günstiges Ergebnis. Die Silhouettenschneiderin Anna Corsep gibt dafür folgende Anleitung. Auf gutes Pauspapier wird ein Rechteck von 40 cm Höhe und 32 cm Breite gezeichnet und in 20 Quadrate geteilt. Dieses Netz ist auf dem Reißbrett über dem Schattenriß zu befestigen und da es die Konturen durchscheinen läßt, dauernd zu benutzen. Sodann werden über die linke Seite des schwarzen Papier-Bogens hinweg, entsprechend kleine Netze von 5×4 qcm Flächeninhalt gezogen, in deren jedes, genau nach dem Vorbild der großen Quadrate die betreffenden Linien des Kopfes einzuzeichnen sind. Nach unten wird das Schattenbild gefällig abgeschrägt und dann sorgsam ausgeschnitten und aufgeklebt. Kleine Haarlöckchen, Augenbrauen, Spitzen usw., die sich nicht gut ausschneiden lassen, werden mit schwarzer Tusche direkt aufs Papier gemalt. Vielfach war es früher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf





Geschnittene Silhouetten nach Originalen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

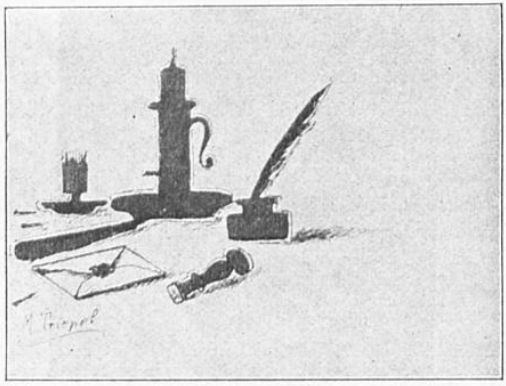


Kindersilhouette aus dem vorigen Jahrhundert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

üblich, vor dem Aufkleben das Bildchen auf der linken Seite mit einem stumpfen Hornstift (eine Stricknadel genügt auch) gewissermaßen zu modellieren, d. h. Haare, Ohren, Kragen, die Armlinien, Knöpfe, bei Uniformen die Epaulettes usw. einzugravieren; die Linien gaben den Bildchen größeren Ausdruck und erhöhten natürlich die Ähnlichkeit.

Beim Storchschnabel gestaltet sich die Sache insofern bedeutend einfacher, als dieser nur entsprechend einzustellen und der Schattenriß mit dem Führungs-Stift genau nachzuziehen ist, wodurch sich jedes Bild beliebig verkleinern läßt.



Gezeichnete Silhouette für Briefbogen, Karten 2c.

Den größten Wert haben die Silhouetten natürlich als Erinnerungsbilder für den Besitzer; doch lassen sie sich auch anderweitig mannigfach verwenden, z. B. als Schmuck von Albumblättern, Briefbogen, Tisch- und Gratulationskarten. Übernimmt der Pinsel die Arbeit der Schere, so eignen sich die zierlichen Silhouetten sehr wohl als Dekorierung von Tassen, Tellern und Vasen, auch als Schmuck von Fensterbildern, Lampenschirmen und Kerzenschirmchen.

Besonders Begabte mögen sich in der Kunst des freihändigen Silhouettenschneidens üben, nicht in jenem von Porträts, die nur wenig Auserwählten wirklich tadellos gelingen werden, wohl aber im Herstellen kleiner Genrebildchen, Blumenstücke und Schäferszenen, wie sie zu Zeiten Goethes von den Damen und Herren der Hofgesellschaft mit Vorliebe geschnitten und von späteren Künstlern, u. a. Karl Fröhlich und Paul Konewka so meisterhaft gefertigt wurden. Wem dies Talent jedoch versagt ist, der kann auch mit dem Pinsel allerliebste Schattenbilder schaffen, die sich wie oben schon angedeutet, gleichfalls zu allerhand Zwecken verwenden lassen. Bei solchen Silhouetten muß alles klar und scharf in den Umrißlinien sein, jede einzelne Figur sich deutlich aus der Umgebung herausheben, alles Schwere und Plumpe vermieden werden. Die Gesichter sind tunlichst im Profil zu nehmen.

Die Liebhaber-Photographie.

Seit der Neubelebung des gesamten Kunstgewerbes hat sich auch auf dem Gebiete der Photographie ein tiefeinschneidender Umschwung vollzogen. Galt sie bis dahin als mechanische, geistlose Tätigkeit, so ist sie jetzt in die Reihen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Künste eingetreten und vermag Werke von künstlerischer Schönheit zu schaffen. Vor allem aber ist das Verständnis für Wert und Bedeutung der Photographie erweckt worden, wofür die immer wiederkehrenden Ausstellungen von Kunstphotographien am deutlichsten sprechen. Die Photographie als Kunst soll uns auch hier zuerst beschäftigen; auf die mechanischen Handgriffe und das eigentliche Verfahren kommen wir später noch eingehend zurück. Nur soviel sei schon jetzt gesagt, daß, wenn man es ernst meint mit der Photographie und den ehrlichen Willen hat, Tüchtiges zu schaffen, auch die Hilfsmittel keine minderwertigen sein dürfen. Man kaufe nur bei ersten Firmen, den Apparat sowohl, als die einzelnen Gebrauchsgegenstände, so hat man wenigstens die Gewähr, die Versuche nicht an der „Tücke des Objekts" scheitern zu sehen.

Apparate und technisches Wissen bilden nur die Grundlage der Photographie, gewissermaßen das Handwerkszeug. Wie sie gehandhabt und verwertet werden, das erst macht den Stümper oder den Meister! Anfängliche Mißerfolge werden freilich bei keinem ausbleiben; sie sollen aber nicht entmutigen, vielmehr als heilsame Lehren betrachtet werden, an denen die Erfahrung reift, an denen sie Stufe für Stufe emporklimmt.

Das erste Objekt für die tatendurstige Kamera bildet gewöhnlich die Landschaft; sie bietet auch relativ die wenigsten Schwierigkeiten. Nur die Farbe verwirrt im Anfang; sie gibt dem Landschaftsbilde Reiz, oft sogar den einzigen, sie belebt und besticht; die farblose Photographie aber gibt sich ganz anders, und wo die Natur entzückte, wirkt das Bild davon oft ernüchternd und nichtssagend. Man muß also erst das Auge zum zweckmäßigen Sehen erziehen, dann aber auch die Landschaft studieren, wie der Maler es tut, ehe er sie auf die Leinwand bringt. Auch die Natur hat ihre Stimmungen; nicht immer entwickelt sie ihre volle Schönheit, und die gleiche Landschaft ist eine andere im prallen Sonnenlichte, als im melancholischen Grau eines Regentages; eine andere im zarten Spiel der Dämmerung als im strahlenden Glanze des Frühmorgens.

Sache des Lichtbildkünstlers ist es, die Landschaft so aufzufassen, daß ihre malerischen Werte zur Geltung kommen, ihre Eigenart und damit gleichsam ihre Seele festzuhalten. Worin diese liegt, ob im weichen Fluß der Linien, ob im Kontrast von Licht und Schatten, in den zitternden Reflexen eines Gewässers, dem Zug der Wolken, ob in der Besonderheit der Beleuchtung oder im ganzen Stimmungsgehalt — das herauszufinden, muß seine vornehmste Aufgabe sein. Und hat er sich so in sein Objekt hineingelebt, dann gilt es, den rechten Standpunkt zu wählen, um die Eigenart der Landschaft auch voll zum Ausdruck zu bringen und die malerische Bildwirkung nicht zu verwischen.

Schwieriger noch ist die Aufgabe der Photographie, wenn sie dem Menschen gegenübersteht und eine lebensvolle Charakteristik geben soll. Da ist es mit einer möglichst vorteilhaften Stellung, gefälligem Faltenwurf und dem üblichen „Bitte recht freundlich" noch lange nicht getan. Da spricht noch unendlich mehr mit: die Wirkung des Lichts, sodaß das Bild weich und flächig wird, der Ausdruck in der Haltung, das Erfassen des richtigen Augenblicks, der etwas zu sagen weiß von dem innersten Wesen des Menschen, der es blitzartig enthüllt. Da gilt es, das Bedeutungsvolle herauszuheben und das Unwesentliche zurücktreten zu lassen: kurz die Persönlichkeit des Menschen zu erfassen. Eine einzige Bewegung, die Haltung des Kopfes, eine Geste können typisch sein und den Ausdruck inneren Lebens ergänzen, den das Antlitz wiederspiegelt. Auch das Hineinkomponieren der Gestalt in die Fläche des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bildes, um eine geschlossene Wirkung zu erzielen, ist eine Kunst, die gelernt sein will. Nicht allein aus der Praxis heraus, sondern unter gleichzeitigem Studium der Werke hervorragender Bildnismaler aller Zeiten und aller Länder.

Vermutlich werden nicht alle, die sich der Photographie widmen, die Höhen allseitiger künstlerischer Vollendung erklimmen. Aber auch in bescheidenerem Maße können sie Künstler sein und sich und andern zur Freude, Schönes schaffen. Reizend z. B. und noch viel zu wenig bekannt sind die Aufnahmen nach lebenden Blumen, die sich in der Stimmung so fein gestalten lassen. Ferner die Wiedergabe kunstvoll aufgebauter Still-Leben, in denen eine Anzahl Frauen bereits vorzügliches leisten. Auch die getrocknete und gepreßte Pflanze bietet ein dankbares Motiv für den Apparat und läßt sich als Schmuck von Karten, zur Zusammenstellung von anmutigen Umrahmungen und dergl. vortrefflich verwenden.

In jedem Falle ist die Photographie so recht eine Kunst für Frauen. Zwar verlangt sie nicht geringe technische Fertigkeiten, aber auch viel Lust und Liebe, Sorgsamkeit und Geduld — also Eigenschaften, die dem weiblichen Wesen ziemlich nahe liegen. Und ist als Vorbedingung ein ausgesprochenes Gefühl für das Malerische, Verständnis für die Kunst und ihre Forderungen vorhanden, so wird der Erfolg und mit ihm die Befriedigung gewiß nicht ausbleiben.

Gertrud Triepel.

Anleitung zum Photographieren.

Bevor wir auf den Apparat selbst und die verschiedenen Einzelheiten des photographischen Verfahrens näher eingehen, wollen wir das letztere erst in großen Zügen, gleichsam in seinen Umrissen schildern, um ein einigermaßen klares Bild von dem ganzen Hergang zu schaffen. Bekanntlich versteht man unter Photographie das Verfahren, durch die Wirkung des Lichtes Bilder zu erzeugen. Dazu bedient man sich einer sogenannten Kamera, die an ihrer Vorderseite mit einer Glaslinse, dem Objektiv versehen ist und auf ihrer Rückseite eine matte Glasscheibe (Matt- oder Visierscheibe) enthält, auf der das durch die Linse einfallende Bild des gewählten Gegenstandes sichtbar wird. Zur Aufnahme muß daher die Kamera dem abzubildenden Gegenstande gegenüber aufgestellt werden. Das Bild muß sich auf der Mattscheibe ganz scharf abzeichnen, und man schiebt diese so lange heraus oder herein, bis dies Ziel erreicht ist (Einstellen); darauf entfernt man die Mattscheibe und setzt an ihre Stelle ein Kästchen mit Schiebedeckel, die sog. Kassette, in der eine Glasplatte mit hochgradig lichtempfindlichem Überzug angebracht ist. Diese Glasplatte muß genau dieselbe Stelle einnehmen, wie vordem die Mattscheibe. Das Objektiv wird durch einen übergreifenden Deckel verschlossen und dann erst der Kassettenschieber geöffnet. Damit nun das Bild auf die entblößte Trockenplatte geworfen werden und das Licht nach dem Grade seiner Stärke auf diese einwirken kann, ist der Deckel des Objektivs auf längere oder kürzere Zeit abzunehmen (Exposition). Das auf der Trockenplatte erzeugte Bild ist zunächst unsichtbar (latent); um es sichtbar zu machen, bringt man die, unmittelbar nach der Aufnahme wieder geschlossene Kassette in einen vollständig dunkeln Raum (Dunkelkammer), der nur durch eine Lampe mit rotem Licht (Dunkelkammerlampe) beleuchtet ist, legt sie in eine flache Schale und übergießt sie mit einer Lösung von Chemikalien (Entwickler), die alle belichteten Teile des Bildes schwärzt und zwar um so tiefer, je

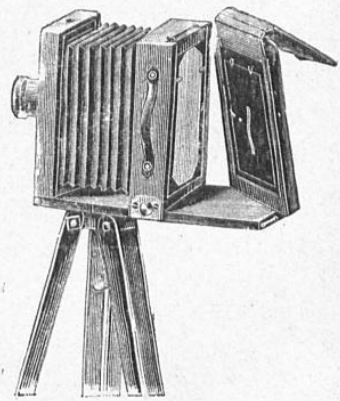
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stärker die Lichtwirkung war. Es zeigen sich demnach nun auf dem Bilde der Trockenplatte alle weißen Partien des aufgenommenen Gegenstandes schwarz, alle dunkeln weiß, und man hat ein sogenanntes negatives Bild erzielt. Dieses gelangt jetzt in eine zweite, aus anderen Chemikalien hergestellte Lösung, in der es von allen überschüssigen lichtempfindlichen Teilen befreit und haltbar gemacht, d. h. fixiert wird. Soll nun das negative Bild, in dem außer Licht und Schatten, entgegen der Natur, auch rechts und links vertauscht sind, in ein richtig wirkendes, positives Bild verwandelt werden, so muß man es kopieren. Dies geschieht, indem man das Glas-Negativ auf ein lichtempfindliches Papier (Kopierpapier) in einen Holzrahmen (Kopierrahmen) legt und das Licht durch das Negativ auf das Papier fallen und einwirken läßt. Während dieses Vorganges färbt sich das Papier unter den durchsichtigen — also Schattenstellen des Negativs dunkel, während es unter den dunkeln Stellen des Negativs, den eigentlichen Lichtpartien, weiß bleibt, sodaß nach beendetem Kopieren das Bild sowohl die richtigen Tonwerte der Natur, als auch die Stellung der Gegenstände in ihrem ursprünglichen Verhältnis von rechts und links wiedergibt. Je länger das Bild kopiert, desto dunkler wird es naturgemäß. Hat es die gewünschte Tiefe erhalten, so ist es in eine Goldlösung zu bringen und darin zu tonen und darauf in einem Fixierbad (Tonen und Fixieren läßt sich auch in einem Bade vereinigen) von allen überschüssigen, lichtempfindlichen Teilen zu befreien und haltbar zu machen. Reichliches Waschen, Beschneiden, Aufkleben (Aufziehen) und event. noch Glänzen (Satinieren) des Bildes vollenden den photographischen Hergang, der also, wie wir gesehen haben, in zwei Hauptteile zerfällt, in den Aufnahme- oder Negativ-Prozeß und in den Kopier- oder Positiv-Prozeß. An der Hand dieser Erkenntnis werden die weiteren Erklärungen unschwer zu verstehen sein.

Wenden wir uns nun dem Apparate zu. Man unterscheidet darin zwei Arten, den Stativ- oder Reiseapparat und den Hand- oder Momentapparat (Handkamera). Ersterer ist für den Anfänger vorzuziehen.

Der Stativapparat.

Wie schon der Name sagt, ruht bei dem Stativapparat die Kamera auf einem hölzernen oder metallenen Dreifuß, dem Stativ, dessen Beine beweglich an einer Scheibe oder einem Dreieck befestigt sind, sodaß sie beliebig weit auseinander gespreizt werden können. Durch die Scheibe ist eine Schraube geleitet, mittels welcher man die Kamera festschraubt. Die Beine des Stativs lassen sich meist in sich zusammenschieben oder zusammenlegen und tragen unten spitze Eisenzwingen, damit sie nicht ausgleiten.



Stativapparat.

Die Kamera

ist im wesentlichen ein geschlossener, innen geschwärzter Kasten und besteht in der Hauptsache aus Vorder- und Hinterkasten, Balgen, Objektivbrett, Visierscheibe und Kassetten. Die Balgen, die Vorder- und Hinterkasten verbinden, sind aus Calico oder Leder in quadratischer oder konischer Form angefertigt und wie eine Harmonika zum Ausziehen und Zusammenschieben eingerichtet. Die besseren quadratischen Kameras haben einen Visierscheibenrahmen, der sich abnehmen und von hoch nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

quer verstellen läßt, was den Vorteil hat, daß man nicht den ganzen hinteren Kamera-Körper vom Laufboden zu entfernen braucht, wie dies bei den konischen Kameras der Fall ist. Bei den letzteren ist der Balgen drehbar eingerichtet und zwar mittels eines drehbaren Ringes, der am Vorderkasten angebracht ist. Das hintere Teil der Kamera muß zum Einstellen des Bildes verschiebbar sein; bei manchen Kameras ist auch das Vorderteil verstellbar oder auch beide zusammen.

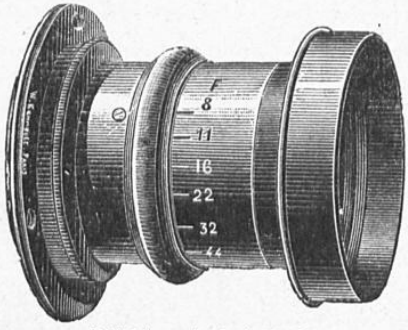
An der vorderen Seite der Kamera ist eine Glaslinse, das Objektiv eingesetzt, während die hintere von einer Mattscheibe (Visierscheibe) gebildet wird. Das Objektiv wirft ein Bild der davor befindlichen Gegenstände auf die Mattscheibe. Je näher der abzubildende Gegenstand an der Kamera ist, umso weiter muß die Mattscheibe, sofern man ein scharfes Bild erhalten will, vom Objektiv entfernt werden. Um diese Entfernung regulieren zu können, ist das Mittelteil der Kamera, wie schon erwähnt, als harmonikaartiger Balgen eingerichtet. Das untere horizontale Brett, auf dem die Mattscheibe vorwärts und rückwärts geschoben werden kann, heißt das Lauf- oder Schlittenbrett. Es ist gewöhnlich mit Zahnschienen versehen, und die Verschiebung wird durch Zahntrieb, das Feststellen durch Triebschrauben bewirkt. Zusammengeschoben und mit heraufgeklapptem Laufbrett läßt sich die Kamera bequem in eine Tasche verpacken und auf Touren mitnehmen.

Das Objektivbrett

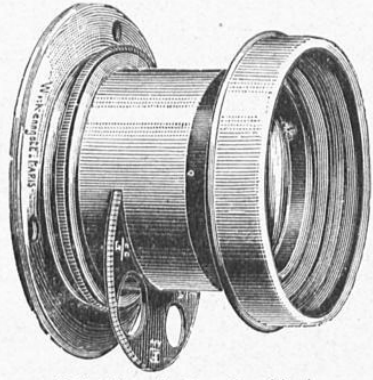
soll hoch und quer verstellbar sein. Das Objektiv ist entweder direkt an das Objektivbrett geschraubt, oder es wird erst ein Momentverschluß auf dem Brett und auf diesem dann das Objektiv befestigt.

Das Objektiv

ist der wichtigste und teuerste Teil des photographischen Apparates, von dessen Güte das Gelingen des Bildes zum größten Teil abhängt. Es gibt verschiedene Gattungen von Objektiven:



Objektiv mit Irisblende.


Objektiv mit Revolverblende.

1. Die achromatische Landschaftslinse, die aus zwei, aufeinander gekitteten Linsen besteht und besonders für Anfänger und für Landschaftsaufnahmen geeignet ist; nur hat sie den Nachteil, daß sie bei Aufnahmen von geraden Gegenständen, z. B. Häusern ꝛc. die Randlinien etwas gekrümmt wiedergibt.

2. Die unachromatischen oder periskopischen Linsen geben nur in der Mitte ein scharfes Bild, während die nach dem Rande zu liegenden Teile ziemlich unscharf sind. Sie lassen sich daher nur für Zeitaufnahmen mit kleineren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blenden und für Porträts mit Vorteil verwenden. Doch ist beim Einstellen zu berücksichtigen, daß diese Linsen Fokusdifferenz haben ($^1/_{40}$ der Brennweite der Linse); man muß also nach dem scharfen Einstellen die Mattscheibe um einige Millimeter der Linse nähern, wenn ein scharfes Bild erzielt werden soll. Man unterscheidet einfache unachromatische Linsen und doppelte; letztere heißen Periskopen.

3) Doppel-Objektive sind Objektive, die aus zwei symmetrischen Linsen zusammengesetzt sind, zwischen die durch einen Schlitz in der Fassung die Blenden eingesteckt werden. Bei den Doppel-Objektiven kann man mit bedeutend größerer Lichtstärke arbeiten, als bei den Landschaftslinsen und Periskopen, auch geben sie das Bild ohne jede Verzerrung wieder. Alle derartigen Objektive lassen mit großen Blenden nach dem Rande der Platte zu in der Schärfe der Zeichnung nach. Bei den von Goerz, Berlin und Voigtländer, Braunschweig konstruierten Doppel-Anastigmaten und Orthostigmaten ist diese Unschärfe am Rande durch Schliff und Krümmung der Linsen vermieden, sodaß diese Objektive auch mit den größten Blenden tadellos scharfe Bilder bis an den Rand der Platten geben, mithin sich ganz vorzüglich zu Momentaufnahmen auch bei ungünstigem Licht eignen.

Die Blenden.

Jedes Objektiv besitzt mehrere Blenden mit verschieden großen Öffnungen. Die gewöhnlichen Blenden sind schwarze, durchlochte Blechscheiben, die man in das Objektivrohr einschiebt, wodurch man imstande ist, die Öffnung zwischen den Gläsern zu verändern. Außerdem gibt es auch sog. Irisblenden, die im Objektiv verbleiben und so konstruiert sind, daß sie sich durch Drehen beliebig enger und weiter stellen lassen, und Revolverblenden, die aus einer drehbaren, mit Löchern verschiedener Größe versehenen, schwarzen Blechscheibe bestehen. Von der richtigen Anwendung der Blenden hängt ein großer Teil des Erfolges ab. Im Freien und für Zeitaufnahmen bei heller Sonne benutze man möglichst kleine, im Zimmer aber, bei trübem Wetter bei Moment- und Blitzlichtaufnahmen größere Blenden.

Je kleiner die Blenden, desto schwächer das Licht, desto länger die notwendige Belichtungszeit, umso schärfer aber auch das Bild nach dem Rande zu.

Hat man z. B. mit einer Blende von 4 Millimeter (Durchmesser der Blendenöffnung) 2 Sekunden belichtet, so muß man mit einer doppelt so großen (also 8 Millimeter) Blende nur $^1/_2$ Sekunde belichten, mithin nur ein Viertel der früheren Zeit. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Lichtstärke mit dem Quadrate der Öffnung zunimmt. Bei Momentaufnahmen, für welche, wie schon erwähnt, eine mechanische Vorrichtung zum Öffnen und Schließen des Objektivs benutzt wird, soll eine möglichst große Blende verwendet werden.

Die Kassetten

sind flache Kästen mit aufziehbarem Deckel und dienen dazu, die Platten, die belichtet werden sollen, bei Tageslicht in die Kamera zu bringen, weshalb sie absolut lichtdicht sein müssen. Sie werden bei der Exposition anstelle der Mattscheibe in den Mattscheibenrahmen eingesetzt und müssen so exakt gearbeitet sein, daß die Platte genau an die Stelle gelangt, an der sich die Mattscheibe beim Einstellen befand. Sobald sie nur eine Wenigkeit anders sitzen, werden die Bilder unscharf.

Man benutzt gewöhnlich Doppelkassetten, die auf jeder Seite einen Schieber haben, sodaß man jederseits eine Platte einlegen kann. Zwischen beiden Platten befindet sich eine Scheidewand, die beiderseits eine Bodenfeder trägt. Bequemer lassen

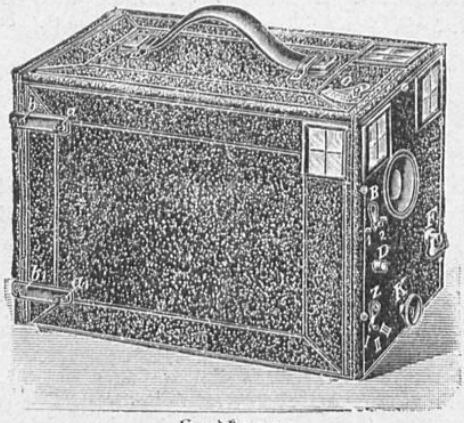
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich die Platten einlegen, wenn die Kassetten aufklappbar gearbeitet sind, d. h. sich buchförmig öffnen lassen. Um in einer größeren Kassette auch kleinere Platten verarbeiten zu können, benutzt man Einlagerähmchen aus Holz.

Die Platten werden in der geschlossenen und nur von dunkelrotem Licht erhellten Dunkelkammer so eingelegt, daß die mit Gelatine bedeckte, matte Seite nach dem Schieber zu liegen kommt. Man schiebt sie unter die Haltebrettchen und befestigt sie durch Schließen der beweglichen Vorreiber. Ist die Kassette aufklappbar, so wird die Platte von der Feder des zugeklappten Deckels festgehalten. Vor dem Einlegen der Platten sind die Kassetten sorgfältig von Staub zu reinigen.

Die Handkamera (Magazinkamera)

ist besonders für die Reise sehr beliebt, da sie stets eine Anzahl gebrauchsfertiger Platten vorrätig hält und jeden Augenblick in Aktion treten kann, wenn es gilt, schöne Momente festzuhalten. Das Objektiv ist mit Moment- und Zeitverschluß versehen und für Landschaften ein für allemal eingestellt, es braucht nur für nahe Gegenstände nach einer am Apparat befindlichen Einstellskala in seiner Stellung geregelt zu werden. Gewöhnlich sind diese Skalen bis auf eine Entfernung von 30 m berechnet; alles was weiter entfernt ist, wird ebenfalls scharf. Gegenstände, die näher als 3 Meter liegen, lassen sich mit diesen Apparaten nicht mehr scharf aufnehmen. Die Magazinkameras sind durchschnittlich mit zwölf Kassetten ausgestattet, sodaß man zwölf Platten hintereinander exponieren kann; ein Zählwerk an der Kamera gibt an, wieviel Platten verbraucht sind. Die Magazin-Handkamera stellt sich äußerlich als ein rechteckiger Kasten dar mit festen Wänden. Oben und seitlich befindet sich je eine matte Glasscheibe, die eine für Hoch-, die andere für Querformat berechnet. Das sind die beiden Sucher, die das Bild verkleinert zeigen, das man später auf der Platte erhält. Mit ihrer Hilfe kann man den richtigen Standort auswählen (visieren), von dem aus man das Bild so auf die Platte bekommt, daß seine Werte richtig verteilt sind.



Handkamera.

Man macht mit der Handkamera meist Momentaufnahmen, z. B. belebte Straßenszenen ꝛc.; doch kann man diese nur an einem sonnigen Tage vornehmen, wenn man nicht ein ganz gutes Objektiv hat; auch soll der Gegenstand direkt von der Sonne beschienen sein, diese muß also hinter dem Amateur stehen. Der Gegenstand soll sich ferner nicht unter einer dunklen Halle oder einem Baum befinden.

Die Dunkelkammer und das Laden der Kassetten.

Die zur Aufnahme dienenden Platten sind gegen Licht jeder Art, mit Ausnahme des roten, in so hohem Maße empfindlich, daß die geringste Spur desselben ihre Unbrauchbarkeit herbeiführt. Deshalb müssen fast alle Arbeiten unter Abschluß des Tages- oder hellen Lampenlichts in einem absolut dunkeln Raume vorgenommen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Im Armenhaus: Kunstphotographie von Hildegard Lehnert, Berlin.



Weiden am Wasser (Motiv aus Thüringen):
Kunstphotographie von Hildegard Lehnert, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden. Dieser Raum heißt Dunkelkammer. Am besten eignet sich dafür ein fensterloses Gelaß. Andernfalls muß man die Fenster und etwaige Glasscheiben der Tür mit dickem Packpapier, Pappen oder Holz verkleben, resp. vernageln, die Türritzen durch Tuchstreifen verdecken, kurz jeden Lichtstrahl ausschließen, sodaß man nach einem Aufenthalt von mehreren Minuten in dem Raume auch nicht den geringsten Lichtschimmer wahrnehmen kann. Zur Beleuchtung während der Arbeit dient die Dunkelkammerlampe, die so konstruiert ist, daß weder seitlich noch unten oder oben ein Strahl weißen Lichtes in den Raum fallen kann. Sie wird meist mit Petroleum gespeist und ist dem Zweck entsprechend mit einem Rubinzylinder versehen.

Da die Beleuchtung mittels der Dunkelkammerlampe nur eine sehr schwache ist, muß in dem Raume selbst die größte Ordnung herrschen, jedes Ding seinen bestimmten Platz haben, sodaß man es buchstäblich im Finstern mit einem Griff finden kann, und ähnlichen Gegenständen mit verschiedenem Zweck, wie z. B. den Schalen zum Entwickeln und Fixieren, ein gesonderter Stand angewiesen werden. Ein Arbeitstisch und ein Regal für Flaschen ꝛc. ist unbedingt notwendig, ebenso reichlicher Wasservorrat, am besten direkte Wasserleitung (Badezimmer). Hat man diese nicht zur Hand, so muß man sich mit großen Kannen, Eimern, Krügen ꝛc. behelfen. Praktisch erweist sich auch ein hoch auf Schränke, Regale oder dergl. gestellter Krug oder Wasserkasten, von dem aus man einen Schlauch mit Brausehahn (Mundstück einer kleinen Gießkanne) nach unten führt.

Auch das Herausnehmen der Platten aus ihrer Verpackung und das Einlegen in die Kassetten hat in der Dunkelkammer zu geschehen. Sind die Kassetten gefüllt, so werden sie mit einem schwarzen Tuche umhüllt oder in besonderen Taschen untergebracht, damit sie auch jetzt kein Lichtstrahl trifft. Die übrigen Platten sind sorgfältig wieder im dunkeln Schranke zu verwahren.

Die Aufnahme.

Findet die Aufnahme mit einem Stativapparat statt, so wird zuerst das Stativ auseinandergeschoben und jede Schraube sorgfältig festgezogen. Dann stellt man es auf und zwar so, daß die Füße ziemlich weit gespreizt sind und ein Fuß gegen das Objekt gerichtet ist. Nun wird die Kamera aufgeklappt und — der Vorderrahmen gegen das Objekt gewendet — auf die Stativscheibe aufgeschraubt. Das Laufbrett der Kamera muß ganz genau wagerecht stehen, sonst laufen alle senkrechten Linien auf dem späteren Bilde oben und unten zusammen. Nachdem man noch das Objektiv in das Objektivbrett eingeschraubt hat, öffnet man den Verschluß und bedeckt den hinteren Teil der Kamera, um das Bild auf der Mattglasscheibe besser sehen zu können mit einem schwarzen Tuch (Einstelltuch). Nun tritt man unter das Tuch und bewegt den Hinterrahmen der Kamera so lange vor- und rückwärts, bis sich auf der Mattscheibe das umgekehrte, d. h. auf dem Kopfe stehende Landschaftsbild (Landschaftsbilder sind, wie eingangs erwähnt, die dankbarste Aufgabe für den Anfänger) vollkommen scharf abzeichnet, sodaß auch die allerfeinsten Striche vom Original sich genau so scharf begrenzt und deutlich zeigen, wie man sie in Wirklichkeit sieht. Selbst wenn sie so klein werden sollten, daß sie das bloße Auge nicht mehr deutlich wahrnehmen kann, muß man bei einem *scharfen* Bilde imstande sein, sie mittels einer Lupe zu erkennen.

Um das Einstellen zu erleichtern, empfiehlt es sich, die Mattscheibe nach Ankauf des Apparates mit Vaseline, in Ermangelung desselben mit einigen Tropfen Öl einzureiben, wodurch sie durchsichtiger wird. Auch zeichne man sich die Mitte der Visierscheibe ein für allemal durch Ziehen der Diagonalen mit Bleistift an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ist das gewählte Landschaftsbild ganz scharf, steht es mitten auf der Mattscheibe und zeigt es auch in malerischer Hinsicht die rechte Stellung, so schiebe man die gewählte Blende ein, setze den Objektivdeckel auf, bezw. spanne den Momentverschluß, entferne die Mattscheibe, ersetze sie vorsichtig und ohne den Apparat zu verrücken durch die Kassette und öffne den Schieber, der dem Objektiv zugewandt ist. Man klappe ihn um und decke das Tuch über Kassette und Kamera, um dem Eindringen des Lichts durch etwaige Undichten vorzubeugen. Sobald das Objekt ruhig und gut beleuchtet ist, öffne man das Objektiv und belichte. Danach wird das Objektiv wieder geschlossen, die Kassette zugeschoben, geschlossen herausgezogen und sofort alles Nötige auf derjenigen Seite der Kassette notiert, die dem Objektiv zugekehrt war. Man vermeidet dadurch, zwei Aufnahmen nacheinander auf ein und derselben Platte zu machen.

Bei Handapparaten stemmt man die Kamera leicht gegen die Brust, richtet sie, indem man das Bild im Sucher beobachtet und drückt den vorher gespannten Momentverschluß ab, ohne zu zucken oder hastig zuzugreifen, wodurch der Apparat erschüttert und das Bild unscharf würde. Sofort nach der Aufnahme wechsele man die Platten.

Über die Zeitdauer der Belichtung lassen sich keine bestimmten Angaben machen; selbst Instrumente, die zur Messung derselben konstruiert sind (Expositionsmesser), erweisen sich nicht als durchaus zuverlässig. Eigene Erfahrung, genaues Beobachten und Vergleichen bei den verschiedenen Aufnahmen und fortgesetzte systematische Versuche — das sind die sichersten Wege zum gewünschten Erfolg; denn nur wenn man es versteht, die Zeit der Belichtung richtig abzuschätzen, wird man auf ein gut gelungenes Bild rechnen dürfen.

Die Expositionszeit hängt von verschiedenen Umständen ab:

1. Vom Objektiv und dessen Lichtstärke.
2. Von der Empfindlichkeit der Platte.
3. Vom Wetter; je trüber es ist, desto länger muß man exponieren.
4. Von der Tageszeit; kurz nach Sonnenaufgang und kurz vor Sonnenuntergang muß man länger belichten, mittags am kürzesten.
5. Von der Jahreszeit; der Winter fordert längere Belichtungsdauer als der Sommer, weil die Sonnenstrahlen im Sommer eine größere Intensität besitzen.
6. Von den Blenden, über deren Verwendung wir schon früher sprachen.

Für Aufnahmen bei künstlichem Licht

kommt hauptsächlich das Magnesiumpulver in Mischung mit chlorsaurem Kali in Betracht. Beim Mischen ist größte Vorsicht geboten, da die Substanzen leicht in Explosion geraten. Rauchen bei der Arbeit ist daher wegen der absprühenden Funken ebenso gefährlich, wie Mischen in einer Reibeschale. Man vermengt die Substanzen auf Papier mit einem Kartenblatt oder schüttet die Mischung solange von einem Bogen auf den andern, bis das Pulver eine gleichmäßig graue Farbe angenommen hat. Man verwahrt es in Glas- oder Blechgefäßen. Die Mischung besteht aus:

5 g Magnesiumpulver
6 g chlorsaurem Kali
½ g Schwefelantimon
} in feinstem Pulver.

Man tut gut, sie fertig zu kaufen.

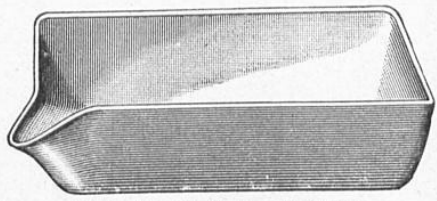
Für die Aufnahme einer oder zweier Personen genügt ein Fingerhut voll der Mischung. Zum Entzünden derselben bedient man sich einer Blitzlichtlampe, deren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es verschiedene Konstruktionen gibt. Sie muß zuverlässig funktionieren und gestatten, daß man jedes Quantum Pulver entzündet. Man stellt sie 2 oder 3 m von der betreffenden Person seitlich auf und ungefähr 1½ bis 2 m hoch. Etwa im Zimmer brennende Gas- oder Petroleumlampen werden nicht gelöscht, nur dürfen sie nicht direkt ins Objektiv hinein scheinen. Spiegel sind wegen der störenden Reflexe in ihrer ganzen Fläche mit einem feuchten, über Seife geriebenen Lappen abzuwischen oder zu verdecken. Man benutze den Apparat mit größter Blende und entferne den Objektivdeckel erst im letzten Augenblick. Dem Rauch des verpufften Blitzpulvers schaffe man durch Öffnen der oberen Fensterflügel schnellen Abzug.

Herstellung des Negativs.

Hat man die Platte im Apparat, wie vorher beschrieben, belichtet und die Kassette geschlossen, so begibt man sich mit derselben wieder in die Dunkelkammer zurück, um die exponierten Platten nun zu entwickeln, d. h. das unsichtbare (latente) Bild in ein sichtbares zu verwandeln. Man braucht dazu folgende Geräte: 1) zwei, der Plattengröße entsprechende Schalen für die Entwicklerlösung und das Fixierbad; 2) eine größere Schale mit Wasser zum Abspülen der Platten; 3) ein Meßglas, eingeteilt in Kubikzentimeter (1 ccm = 1 g); 4) eine Tropfflasche; 5) einige Flaschen und Fläschchen.



Schale für die Entwicklerlösung.

Man nimmt beim roten Licht der Lampe die Platte aus der Kassette und legt sie, die Schichtseite nach oben, in die, auf dem Arbeitstische bereitstehende Schale mit der Entwicklerlösung. Für Anfänger sei folgender Entwickler empfohlen:

Lösung a.

Destilliertes Wasser	300	ccm
Metol	1½	g
Hydrochinon	2½	g
Kryst. schwefelsaures Natron	20	g

Lösung b.

Wasser	100	ccm
Reine Soda	15	g

Bei Herstellung der Lösung a beachte man, daß das Natron erst dann zugefügt werden darf, wenn die übrigen Stoffe sich gelöst haben. Vor dem Gebrauch sind 3 Teile der Lösung a mit 1 Teil b zu mischen.

Zum Entwickeln einer 9 × 12 Platte verwende man ca. 50 ccm und für eine 13 × 18 Platte ca. 80—100 ccm dieser Lösung in einer Temperatur von 15—20 ° R.

Der Entwickler muß sofort die ganze Platte bedecken, da sonst dort, wo er sich staut, Streifen entstehen, während Stellen, die garnicht oder später angefeuchtet wurden, helle Flecke aufweisen. Man hält die Schale in dauernder schaukelnder Bewegung, setze aber dabei die Platte nicht mehr als nötig dem Licht der roten Lampe aus, da selbst dieses Licht bei längerer Einwirkung die Platte beeinflußt (verschleiert).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach 2—4 Minuten erscheinen auf der Platte, wenn die Belichtung richtig war, die ersten Spuren des Bildes, zuerst die stärksten Lichter — natürlich schwarz — dann die schwächer beleuchtet gewesenen Partien und die Einzelheiten im Schatten. Ist das Bild vollständig erschienen, so hebt man die Platte aus dem Entwickler heraus, hält sie gegen die Lampe und sieht zu, ob alle Details herausgekommen sind. Ist dies der Fall und sind auch alle höchsten Lichter völlig „gedeckt" (geschwärzt), so ist die Entwickelung zu beenden. Zeitaufnahmen entwickeln sich schneller als Momentaufnahmen.

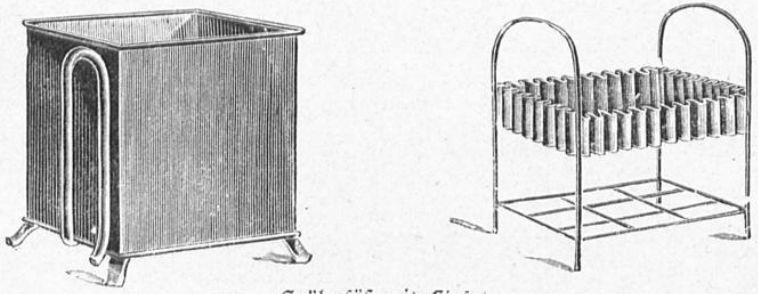
Kommen die Details selbst bei lange fortgesetzter Entwickelung nicht hervor, so ist die Platte zu wenig belichtet (unterexponiert) und man kann versuchen, durch tropfenweisen Zusatz einer Lösung von 1 g Ätzkali in 10 g Wasser zu retten, was noch zu retten ist. Kommt dagegen das Bild sehr schnell nach dem Einlegen und flaut dann wieder ab unter Grauwerden der Platte, so war diese zu lange belichtet (überexponiert). Zuweilen hilft dann noch tropfenweiser Zusatz einer Lösung von 2 g Bromkali in 10 g Wasser, die man in der Tropfflasche aufbewahrt und stets zur Hand haben muß.

Anfänger entwickeln am besten zuerst mit bereits gebrauchtem Entwickler, da derselbe langsam und kontrastreicher arbeitet und entwickeln erst wenn sich Spuren des Bildes zeigen, mit frischer Lösung weiter. Man hebe den gebrauchten Entwickler von einem Male zum andern in sorgsam verschlossenen Flaschen auf, doch nur so lange, als er noch rotgelb gefärbt erscheint. Dunkelt er nach, so ist er verdorben. Man nehme reichlich Entwickler in die Schale, das verhütet Streifen und Flecke. Die Platten fasse man mit zwei Fingern an den gegenüberliegenden Rändern an, besser noch mit Plattenhebern oder -Zangen, da die leiseste Berührung die Gelatineschicht der Platte verletzt; auch schont man dadurch die Hände, die von den laugenartigen Entwicklern stark angegriffen werden.

Anfänger hören meist zu früh mit dem Entwickeln auf, bald aber lehrt Erfahrung den richtigen Zeitpunkt dafür erkennen. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß das Bild im Fixierbad etwas an Kraft verliert. Nach Beendigung der Entwickelung spült man die Platte sehr gründlich in reinem Wasser ab und legt sie dann, um sie gegen das Licht unempfindlich zu machen, in das Fixierbad, das wenigstens einen Tag vor dem Gebrauch gemischt wird. Es besteht aus:

Wasser (½ Liter)	500 ccm
Unterschwefligsaures Natron	100 g
Natriumsulfit	25 g
Eisessig	1 ccm

und wird in eine Schale gegossen. Hierin bleibt die Platte, mit der Schicht nach oben, so lange liegen, bis die milchweiße Farbe der Rückseite verschwunden ist und sich



Spülgefäß mit Einsatz.

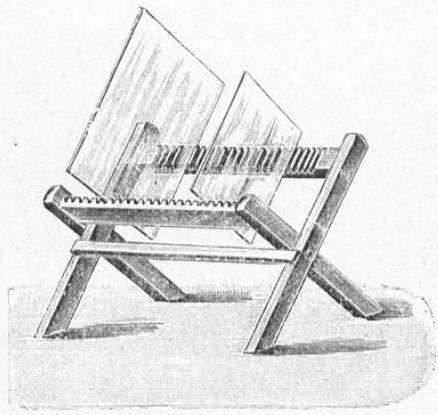
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom Glase her nicht die geringste Trübung mehr zeigt. Sicherheitshalber läßt man sie aber dann noch eine Zeitlang im Fixierbad liegen, um eine Gelbfärbung der Schicht zu vermeiden.

Damit ist die Arbeit in der Dunkelkammer beendet. Die Platte kommt nun in reines Wasser, wird auf beiden Seiten gut abgespült und muß dann unter öfterem Wechseln des Wassers wenigstens ½—1 Stunde in einer Schale, die Schichtseite nach oben wässern. Besser noch ist es, man kann sie in fließendes Wasser bringen. Nach dem Wässern wird sie auf einem Ständer, oder mit der Schichtseite gegen die Wand zum Trocknen aufgestellt (12—18 Stunden), doch nicht in die Sonne oder neben den geheizten Ofen.

Das fertige Negativ muß die von der Kassette bedeckten Ränder glasklar zeigen, sonst ist die Dunkelkammer, bezw. die rote Lampe nicht in Ordnung. Bei gelber Färbung ist der Entwickler bezw. das Fixierbad schon zu oft gebraucht worden.

Man mache es sich zur Regel, sich jedesmal die mit dem Fixierbad in Berührung gekommenen Hände zu waschen, bevor man ein anderes photographisches Produkt, gleichviel, ob Platte, Papier oder Bild, berührt, da man sonst unfehlbar Fingerflecke daran erzeugt. Vor allem verwechsle man die beiden Schalen von Entwickler und Fixierbad nicht, wähle sie von verschiedenem Material und gebe jeder einen anderen Standort, denn das Fixiernatron ist der größte Feind der noch nicht völlig entwickelten Platte.



Plattenständer.

Ist ein Negativ zu lange entwickelt worden, so bedarf es der Abschwächung. Man löst 1 g rotes Blutlaugensalz in 10 ccm Wasser und gibt von dieser Lösung 5—10 ccm zu einer Lösung von 10 g unterschwefligsauerm Natron (Fixiernatron) in 100 ccm Wasser. Nachher wasche man die Platte. Ist das Negativ zu kurze Zeit entwickelt worden, so legt man es, gut gewaschen, in eine Lösung von 3 g Quecksilberchlorid (Gift!) in 100 ccm Wasser. Sobald das Bild weiß geworden ist, spült man mit Wasser ab und legt die Platte in Wasser, dem man etwas Salmiakgeist zufügte. Nachdem sie ganz schwarz geworden ist, wird sie gewaschen.

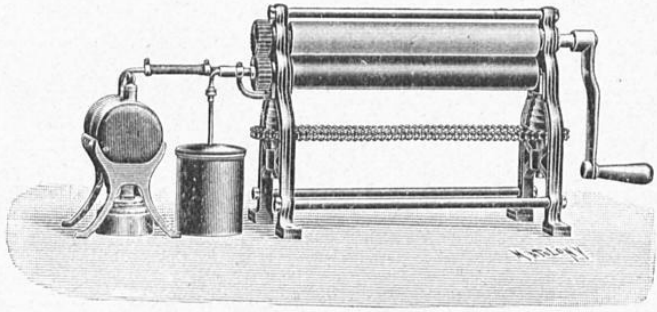
Die vorstehend angeführten Chemikalien sind teils als fertige Lösungen, teils in Pulvern gemischt als „Patronen" im Handel und ist die Verwendung der letzteren, da man dann der Mühe des Abwägens überhoben ist, sehr anzuraten.

Herstellung des Positivs.

Hierbei kommen für den Anfänger hauptsächlich die Celloïdinpapiere mit matter oder glänzender Oberfläche in Betracht. Man legt das vollständig trockene Negativ mit der Glasseite nach außen in einen Kopierrahmen, dann die glänzende Seite des Papiers, ohne sie mit dem Finger zu berühren, direkt gegen die Schichtseite des Negativs und schließt den Deckel des Rahmens mittels zweier federnder Riegel. Nach dem Einlegen setzt man den Rahmen, mit der Bildseite nach oben, dem Licht (nicht der Sonne) aus, am besten im Freien und kopiert so lange, bis die tiefen Schatten einen Bronzeton angenommen haben und etwas dunkler erscheinen, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man sie eigentlich haben will, da das Bild durch die nachfolgende Behandlung wieder aufgehellt wird. Von Zeit zu Zeit klappt man die eine Seite des Rahmendeckels auf, um sich von dem Fortgang des Kopierens zu überzeugen. Die fertige Kopie kommt in eine dunkle Schachtel, wo sie aufbewahrt wird, bis man die gewünschte Anzahl Kopien beisammen hat. Dann wässert man sie in einer dunkeln Ecke einige Minuten in reinem Wasser, wobei sie sich aber nicht berühren dürfen, wechselt das Wasser von 5 zu 5 Minuten, bis es keine Trübung mehr zeigt und setzt dem vorletzten Wasser einige Tropfen Salmiakgeist zu. Nun wandern die Bilder in das Tonfixierbad, das in den Handlungen erhältlich ist, event. nach der, den Papieren beiliegenden Anweisung, selbst hergestellt werden kann. Es lassen sich mehrere Bilder zugleich tonen, sie müssen aber durch Umlegen (das untere Bild nach oben 2c.) in Bewegung gehalten werden. Das Tonfixierbad darf vor dem Gebrauche nicht geschüttelt



Satiniermaschine.

werden, auch soll man in 100 ccm desselben nicht mehr als 10 Bilder 13 × 18 tonen. Bei stärkerer Abnutzung des Bades werden die Bilder oft schon nach ein paar Tagen gelbfleckig. Das Bad ist, im Dunkeln aufbewahrt, lange haltbar.

Nach dem Fixierbade kommen die Bilder in eine Schale mit Wasser, das von fünf zu fünf Minuten unter Umpacken der Bilder gewechselt wird; im ganzen etwa 10—12 Mal. Hierauf trocknet man sie zwischen Fließpapier etwas ab, schneidet sie, noch feucht, mittels Schere und Beschneideglas zu richtiger Größe, klebt sie, ebenfalls noch feucht, mit Kleister oder Pasta auf Karton, worauf man sie mit einigen Lagen Fließpapier bedeckt und mehrmals mit einem Rollenquetscher überfährt. Um ihnen Glanz zu geben, kann man sie nach vollständigem Trocknen mit einem Tuche abwischen, das mit harter, weißer Seife eingerieben wurde und durch die Satiniermaschine gehen lassen.

Das Arbeiten mit Films.

In neuerer Zeit sind besonders für Reisen die „Filmkameras" sehr in Aufnahme gekommen, da die lichtempfindliche Schicht hier nicht auf schweren Glasplatten, sondern auf einer äußerst leichten Celluloidhaut aufgetragen, zur Verwendung gelangt. Man kann also eine Anzahl solcher Häute, auf Rollen gewickelt, zu je 12 Aufnahmen mit sich führen, ohne sein Reisegepäck erheblich zu belasten. Ein weiterer Vorzug der Filmkameras besteht darin, daß man die Spulen bei Tageslicht in den Apparat einlegen und nach Fertigstellung der Aufnahmen auch ohne Benutzung einer Dunkelkammer wieder herausnehmen kann. Das Entwickeln der Films dagegen hat natürlich in der Dunkelkammer zu geschehen. Man öffnet dazu die belichtete Filmspule und zerschneidet das Band und den darüber liegenden schwarzen Papierstreifen an den weißen, querlaufenden Strichen entlang in die einzelnen, dadurch abge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

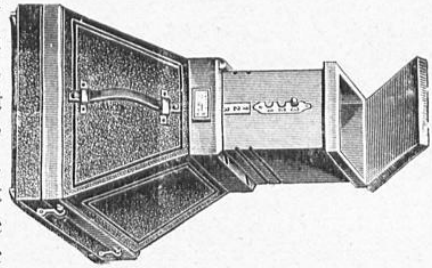
teilten Aufnahmen. Die Entwicklung vollzieht sich ähnlich wie bei den Platten, nur entwickelt man hier gleich mehrere Filmblättchen auf einmal. Bei größerer Übung kann man auch den ganzen Streifen von der Spule abwickeln, ihn erst durch Wasser und dann durch die Schale ziehen, die den Entwickler enthält. Man läßt das Band dabei immer hin- und hergleiten, bis die Bilder erscheinen. Zurückgebliebene Bilder schneidet man heraus und wirft sie in den Entwickler zurück; die fertigen kommen in eine Schale mit Wasser, wo sie unter mehrfachem Wechsel eine halbe Stunde verbleiben. Hierauf legt man sie ins Fixierbad. Die Schale muß reichlich gefüllt sein, und die Bilder dürfen nicht übereinander liegen. Nach vollständigem Fixieren werden sie, wie die Platten, gewaschen, und zwar zuletzt in einem Bade von ½ Liter Wasser und 15 ccm Glycerin, wodurch das Rollen der Blätter verhütet wird. Diese Glycerinlösung kann wiederholt benutzt werden.

Nach dem Abtropfen heftet man die Film-Negative mit Stecknadeln an allen vier Enden an einem Brett oder Pappbogen fest, mit dem sie zum Trocknen aufgehängt werden.

Film-Negative kann man von beiden Seiten kopieren. Man legt sie nach vollständigem Trocknen auf eine reine Glasplatte und mit dieser in den Kopierrahmen, wo sie dann weiter behandelt werden wie Platten.

Vergrößerungen.

Das Vergrößern von Bildern oder Bilderausschnitten auf Bromsilberpapier wird in der neueren photographischen Technik vielfach geübt. Es gibt besondere Apparate dafür, in denen sich der Prozeß auf einfachste Weise vollzieht. An ihrem schmalen Ende befestigt man das Negativ (meistens Größe 9 × 12); an der breiten Seite befindet sich ein abnehmbarer Deckel, in den man in der Dunkelkammer das Bromsilberpapier einlegt.



Vergrößerungs-Apparat.

Das Negativ wird nun bei Tageslicht gegen den Himmel gerichtet und durch diese Belichtung ein latentes Bild auf dem Papier geschaffen, das dann nach Art der Glasnegative mit verdünnten Entwicklern hervorgerufen wird.

Hiermit glauben wir das wesentlichste aus dem weiten und interessanten Gebiete der Photographie herausgegriffen und dem Anfänger einen brauchbaren Leitfaden für seine ersten Versuche geboten zu haben. Eins nur möge ihm noch als Rat mit auf den Weg gegeben werden, nämlich: seinen Apparat erst gründlich zu studieren, zu zerlegen und auszuprobieren, ehe er mit ihm zur Arbeit hinaus zieht. So nur lernt er ihn genau kennen und wird mit seinem Mechanismus vertraut; so nur kann er „bewußt" arbeiten und an seinem Schaffen Befriedigung und Freude haben.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allerhand Gaben zu allerhand Gelegenheiten.

Geben und Empfangen, — das sind zwei gar schöne und köstliche Dinge im Menschenleben, sofern sie im rechten Sinne und in rechter Weise ausgeübt werden, zwei einfache und doch so vollwertige Mittel zum Glücklichmachen und Glücklichsein, jedem zu Gebote: dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen und Geringen, dem bedächtigen Alter, der frohlebigen Jugend.

Wohl sagt ein altes Bibelwort: Geben ist seliger, denn Nehmen, — wer aber vermöchte festzustellen, welcher von beiden mehr Glücksgefühl empfindet: der, dessen Herzensbedürfnis nach Betätigung seiner gebefreudigen Liebe durch Überreichung seiner Gabe gestillt wurde, oder der, welchem hierdurch eine frohe Überraschung bereitet, — ja, mehr noch, — die Erfüllung eines ohne fremde Güte vielleicht zeitlebens ungestillten Herzenswunsches zuteil wurde?

Es ist nicht schwer, zu geben, wohlzutun, mitzuteilen, aus einem reichen Schatz des Besitztums an Geld oder sonstigen irdischen Gütern zu beglücken, oder durch einen Griff ins wohlgefüllte Portemonnaie die mehr oder minder wertvollen Dinge zu erstehen, die Handel und Industrie als Gelegenheits-Geschenke darbieten, mit denen man Freunde und „liebe Weggenossen" zu Festen oder andern Gelegenheiten beschenkt, — weil's Brauch und Sitte erheischen. Unter solchen Verhältnissen mag auch das Empfangen der Geschenke meist auf denselben blasierten Ton gestimmt sein, die Gabe selbst mehr nach ihrem materiellen Wert geschätzt, bekrittelt, belobt werden. Der Geber hat seine Pflicht erfüllt, der Empfänger quittiert es dankend, — beide haben dem viel berufenen guten Ton Rechnung getragen, — fertig!

Auch die feststehenden Gelegenheitsgaben: zur Verlobung der goldne Ring, die Uhr, der Schmuck zum Geburts- oder Namensfest, zum Hochzeitstage der Braut, der silberne Myrtenschmuck für Braut und Bräutigam zur Silberhochzeit, der goldne zum goldnen Jubelfeste, zum Jubiläum die kunstvolle Adresse, das Ehrendiplom, und was dergleichen hörige Geschenke mehr sind, — sie alle vermögen ebensowenig die reinste, höchste Freude des Gebens und Empfangens auszulösen, wie das tägliche Blumenopfer des Verlobten für seine Braut, das Schmuckstück, das der liebende Gatte der Mutter seines Kindes „in die Wiege legt", Brot und Salz, das man den Neuvermählten oder Umzüglern in die neue Wohnung schickt, — Weihnachtsstollen, Ostereier und ihre Substitute nicht zu vergessen! —

Die Gelegenheitsgeschenke, von denen in diesem Kapitel die Rede sein soll, sind ganz anderer Natur; — sie sind nicht an das Hergebrachte, Konventionelle gebun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Porzellantasse von Luise Menzel, Berlin.



Porzellanuntertasse von Luise Menzel, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den, erwachsen daher auch anderen Voraussetzungen. Es sind Gaben, deren Wert nicht nach ihrer Größe und Kostbarkeit, sondern nach der Gesinnung gemessen werden will, aus der sie hervorgegangen sind, — Geschenke, die etwas von dem eigensten Wesen des Gebers an sich tragen, die Liebe und Freundschaft zum Ausdruck bringen sollen, Geschenke, wie sie ein sinniges Frauengemüt wohl erdenkt, wie auch wenig kunstgeübte Frauenhände sie zu arbeiten vermögen.

Wer in der glücklichen Lage ist, schenken zu dürfen, der wähle seine Gabe mit Interesse und Vorbedacht. Man muß dabei den Wünschen und Neigungen, dem Geschmack, dem Charakter, der Lebensart, dem Beruf und der Lebensstellung, dem Alter und der Umgebung des zu Beschenkenden Rechnung tragen und es sich zum Gesetz machen, auch mit geringen Mitteln nichts Trödelhaftes, Armseliges, Fehlerhaftes, Angebrauchtes, Unmodisches oder — wie es vorkommen soll — gar das zu schenken, was man selbst einmal auf dem Geschenkwege erhalten hat. Das zeugt von wenig Herzenstakt, und ist zugleich ein Zeichen grober Geringschätzung. Es wird viel gesündigt beim Schenken! Die modernen Warenhäuser und Bazare mit ihren glänzenden Auslagen und billigen Preisangeboten verlocken nur allzuoft zum Ankauf minderwertiger Geschenk-Gegenstände, die nur auf den ersten Blick nach etwas aussehen. Später stellt sich doch heraus, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Das Geschenk braucht nicht groß, nicht prunkend zu sein, doch es muß tadellos, gediegen, schön sein in seiner Art, schön in dem Sinne, daß es bei möglichster Anmut in Form und Farbe, Gediegenheit in Material und Ausführung, schon auf den ersten Blick verrät, wozu es dient, was es vorstellen soll.

Auch der Minderbemittelte, der nicht viel zum Ankauf teurer Gegenstände übrig hat, kann sich die Freude des Schenkens gönnen. Heutzutage, wo die „häusliche Kunst" Gemeingut aller Kreise geworden ist, hält es gar nicht mehr schwer, oft mit sehr geringen Ausgaben wirklich gute, künstlerisch wertvolle Sachen selbst zuwege zu bringen, Handarbeiten, Hauskunst-Erzeugnisse, die auch scharfe Kritik nicht zu scheuen brauchen, an denen jeder Freude haben kann. Und das ist ja der Hauptzweck des Schenkens: es soll überraschen, ehren, erfreuen, und darum muß das Geschenk einen gewissen Material- oder Arbeitswert besitzen. Leider aber haben die Worte „häusliche Kunst" heute keinen ungetrübten Klang; es wird zuviel Dilettantenkram gemacht! Wer ein bißchen zeichnet, ein bißchen malt, ein bißchen mit Brennstift und Schnitzmesser, mit Sticknadel und Faden umzugehen versteht, der hält sich für berufen und berechtigt, große und kleine Kunstwerke in den verschiedensten Techniken in die Welt setzen zu dürfen. Das Resultat ist dementsprechend! Wenn der „künstlerisch-geniale Schaffensdrang", die Eitelkeit des Anfängers, das wahre Schönheitsgefühl und den natürlichen Menschenverstand übertrumpfen, dann müssen unreife Dilettanten-Arbeiten allerschlimmster Sorte erstehen, die auch dem einfachsten Gesetz der Ästhetik hohnsprechen! Und nicht genug damit, daß diese blindwütenden Kunstbeflissenen Haus und Hof mit ihren Machwerken überschwemmen, die eigne Wohnung zu einer Trödelbude gestalten, — sie bringen sie auch noch postwendend an den Mann als „Gelegenheits-Geschenke", die den Schrecken aller wirklich Kunstverständigen bilden. Dagegen kann sich auch niemand verwahren, ohne die größte Unfreundlichkeit gegen den „freundlichen Geber" zu bekunden, — denn jemand, der, wie dieser, mit naiver Kritiklosigkeit seine eignen primitiven Kunstschöpfungen des Verschenkens wert erachtet, der begreift auch nur schwer, daß er dem Empfänger solcher Gaben intensive „ästhetische Pein" damit bereitet.

Schade auch um die vergeudete Zeit, die solcher Narretei geopfert wird!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es muß ja Erstlingswerke geben, denn bisher ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, aber: ins Feuer damit, oder, wenn Euch das zu leid tut, so steckt die Anfängerarbeiten in die verborgenste Ecke eines dunkeln Schrankes; der Kunstjünger möge sich daran berauschen, — insgeheim, — bis Auge und Hand soweit geschult sind, daß sein Mund freimütig eingestehen kann: „Es gibt Besseres, Vollkommeneres als diesen Trödel da; er ist nicht wert, daß ihn die Sonne sieht!" Der so spricht, ist auf dem Wege zur echten Künstlerschaft, — auch als „Dilettant", auch in der „häuslichen Kunst". Dilettare heißt ergötzen, — was Dilettanten bei ernster Vorbildung leisten können, zeigt Lichtwark in seiner Broschüre „Organisation des Dilettantismus". Das Büchlein ist an sich schon ein prächtiges Gelegenheits-Geschenk und ebenso wie Schultze-Naumburgs „Häusliche Kunstpflege" wert, von jedermann gelesen und beherzigt zu werden, auch von dem, der schenken will. Wir brauchen eine gründlichere ästhetische Erziehung, damit das Kunstgigerltum ausgerottet werde, eine würdigere Kunstpflege gedeihen kann, der Begriff: „Dilettantismus" wieder Veredelung erfahre.

„Ästhetische Erziehung! — Wie wenige ahnen auch nur, um wie unschätzbar Wichtiges sich's da handelt," sagt F. Avenarius im Kunstwart. „Ästhetische Erziehung ist Erziehung zu gehobenem Lebensgefühl und damit zur Freude. Wann wird einmal die Allgemeinheit die unversiegliche Quelle von Glück ahnen, die solche Erziehung dem Menschen erschlossen? . . . . . Es muß erst eine Schar von Vorkämpfern erstehen, welche die Segnungen der ästhetischen Erziehung am eigenen Leibe erfahren. Die wächst jetzt in der Familie derer heran, die was davon erkannt hat!" —

Auf die Familie als Verbreiterin der Lehre vom Schönen weist Avenarius und damit auf die Frau, denn sie ist die Mutter, die Erzieherin, das Vorbild der heranwachsenden Jugend.

Den Frauen ist auch dieses Buch gewidmet, dem deutschen Hause, der deutschen Frau. Auch hier soll deshalb die Stimme des neuen Zeitalters zu ihr reden, seine Forderungen an sie stellen, sie mit einer Mission betrauen, die kaum in besseren Schutz gegeben werden kann, als in den der Frau, die feinsinnig, warmherzig, empfänglich für alles Gute und Schöne ist. Ihr, der Frau des neuen Jahrhunderts, wird die schöne Pflicht auferlegt, ihr Haus zu einer Pflegestätte des Schönen zu machen, in ihrem Wesen, ihren Werken sich den Gesetzen der Ästhetik anzupassen und dadurch mitzuhelfen, daß die Trümmer der zerstückelten Schönheits-Ideale wieder zu einem neuen, festen, harmonischen Bau sich fügen. Auch in ihren Geschenken, namentlich in solchen, die ihrer eignen Hände Werk, soll die Frau sich als Priesterin der Kunst offenbaren; das kann sie, indem sie dem falschen Ehrgeiz, alles zu wollen, entsagt und sich darauf beschränkt, nur wirklich künstlerische, ihren Fähigkeiten erreichbare Gegenstände zu arbeiten, selbst da, wo sie einen praktischen Zweck nicht verleugnen. In diesem Sinne soll sie auch ihre Kinder von früh an erziehen; sie mögen lernen, selbsttätig an einem Geschenk sich mühen, ein kleines aber gut gearbeitetes Geschenk eigenhändig, zur rechten Zeit, fertig zu stellen, es in passender Form zu überreichen, dadurch erhöht sich der Wert der Gabe, ganz abgesehen von dem hochwichtigen erzieherischen Moment dabei. Unsere Frauen sind im ganzen so hochbegabt, gerade in künstlerischen Dingen, ihre Eigenart weist auf soviel Verständnis für das Hohe, Schöne, Edle, — es wäre schade, wenn auch nur bei einer einzigen ihrer Schwestern all diese guten Eigenschaften unter dem Wust lächerlicher Eitelkeit erstickten, die von einer ehrlichen Selbstkritik abhält.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man braucht kein Künstler zu sein, um künstlerische Arbeiten hervorzubringen. Die modernen Kunsttechniken sind teilweise auch vom Laien leicht zu beherrschen, und manche Stunde Zeit, die der Frau zu Gebote steht, läßt sich auf anregende Art damit ausfüllen. Unsere vornehmen Modenblätter geben so vielseitig verwendbare, künstlerisch wertvolle Vorlagen und Anleitungen zur Herstellung von schönen, stilvollen, — oft nicht einmal mühsamen, — Nadel- und Handarbeiten, sowie Kunstarbeiten anderer Art, sodaß einem die Wahl dazwischen fast schwer wird. Wer einigermaßen handfertig und kunstverständig, nicht mit dem bloßen Nacharbeiten zufrieden ist, mag das gegebene Modell künstlerisch ausgestalten, selbst erfinderisch ähnliches entwerfen und in beliebiger Technik in geeignetem Material ausführen. Dasselbe gilt von den in diesen Spalten veröffentlichten Illustrationen, die jedoch nicht Anspruch darauf erheben, für durchaus mustergültige Geschenk-Gegenstände zu gelten, sondern die nur als „kleine Gaben zu allerhand Gelegenheiten" angesehen werden wollen.

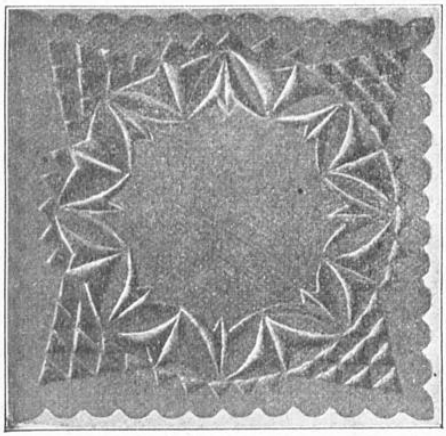
Der Gelegenheiten zum Schenken gibt es ja mancherlei, und wirklich brauchbare, gut gearbeitete, — wenn auch nicht rein „praktische" Sachen sind immer willkommen; ebenso Blattpflanzen und Blumen, die allerdings kaum als „Geschenk", sondern nur als „kleine Aufmerksamkeit" aufzufassen sind, und die außerdem stets eine anmutige Begleitung zu großen und kleinen Geschenken abgeben.

Einem Ehepaar, männlichen und weiblichen „Junggesellen", die man nicht mit selbstgefertigten Sachen beschenken will, kommen — nach Auswahl — der Wein- und Champagnerkorb, mit Küchenkräutern schön geputzte Fleisch- und Wurstgebinde, die Pastete, Baumkuchen, Torte oder ein anderes leckeres, selbst ein einfaches Heimatsgericht, recht; ebenso Kaffee und Tee, eine besondere Sorte Zigarren, ein Tee- und Kaffee- oder Kakao-Service, feine Gläser, Sport-Utensilien, Lederbeutel für Tabak, Schrot und Kugeln, Aschenschalen, Spielkartenbehälter, Uhrhalter, Mappen und Ständer für Journale und für den Schreibtisch, Werkzeug- und Verbandkasten; — ebenso mit gediegener Hauskunstarbeit, wie Malen, Schnitzen, Ätzen, Punzen, Handarbeit ꝛc., verzierte Decken für Tisch und Fensterbrett, Kissen für Sofa und Schaukel- oder Lehnstuhl, Bücher, Musikalien und tausend andere Dinge, die einem passend erscheinen.

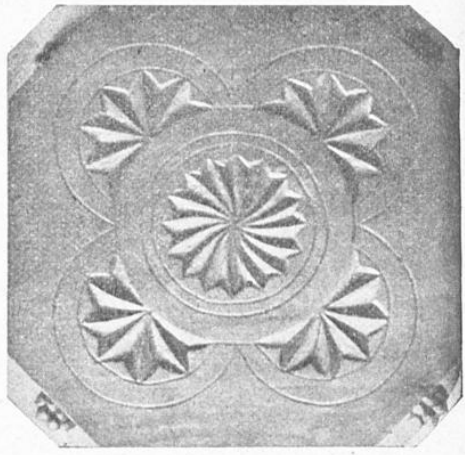
Ein älterer Herr nimmt das Seiden- oder Sammet-Käppi, eine Wagen- oder Schlafdecke, ein geschnitztes Lesepult zum Aufstellen, — ein jüngerer die seidene Reisemütze, paarweise zusammenhängende Stiefelbeutel zum Schutz der elegantesten Fußbekleidungen beim Aufbewahren, gestrickte Pulswärmer aus Hasenwolle, Wadenstrümpfe, Kniewärmer für Sport oder winterliches Jagdvergnügen dankend an, Großmütterchen, der Schere und Fingerhut leicht abhanden kommen, erfreut ein gesticktes Scherenband, und zur Aufnahme von Brille und Fingerhut eine Art Pompadour aus ungefüttertem Sämischleder, mit der Maschine zusammengenäht, oben mit Gummizug versehen. An einem etwa 30 cm langen Band befestigt, wird der Pompadour zugleich mit dem Scherenband mittelst großen Stahlhakens am Gürtel getragen. Ebenso erwünscht kommt ein Strickkörbchen mit hübscher Decke, ein Fußkorbkissen, mit Pelz gefüttert, (das auch eine dichte Schlupfen-Strickarbeit ersetzen kann) gegen kalte Füße, ein hübsch geschnitztes Futternäpfchen für ihre Vogelfreunde. — Geigenkünstler und -Künstlerinnen erfreut man stets mit einer hübschen, gestickten Geigendecke und einem Kinnkissen, das allenfalls in einer Ecke ein kleines Monogramm aufweisen darf. Am besten wickelt man die Kissenfüllung ziemlich fest aus einem 12 cm breiten Streifen elastischen Wollgewebes bis zur Größe von 8×13 cm, bei höchstens 4 cm Dicke; dann überzieht man dies Polster mit Seidenplüsch und näht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an zwei Ecken einer Breitseite je ein fingerbreites Seidenband, so lang, daß es um den Hals und zum Binden einer Schleife bequem reicht. — Einer jungen Hausfrau fehlen häufig allerlei praktische Kleinigkeiten für ihren Haushalt: Linoleum-Untersetzer, — geschnitzt, — für Lampen und heiße Schüsseln, Flanellhüllen für silberne

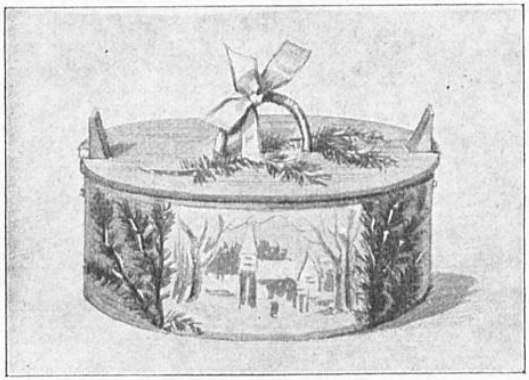


Untersetzer aus Linoleum in Kerbschnitzerei.



Topfuntersetzer aus Holz in Kerbschnitzerei.

Bestecke, ein Besteckkorb mit Schnitz- oder Nagelarbeit; hübsche Servierdecken, — 44 cm im Quadrat, mit bequem handgroßer Tasche, der Deckenmitte übereck aufgesetzt, — ein hübscher Ersatz für die nicht immer tadellos weißen Fingerhüllen der servierenden Dienerschaft bei Festlichkeiten, — und was dergleichen Dinge mehr sind. Ein fleißiges Haustöchterlein läßt sich gern niedliche weiße Schürzen schenken, — „Teeschürzen" hießen sie zu Großmutters Zeiten, — oh, wie gemütlich waren damals die Teestunden am altmodischen, runden Sofatisch mit all den lieben Gästen, zu deren Ehren die Schürzchen von den selbst bedienenden Haustöchtern angelegt wurden! — „Tändel"-Schürzen nennt man heute diese Abzeichen hausfraulicher Beschäftigung, — weshalb? — — Backfischchen lacht; auf diese ernsthafte Gewissensfrage bleibt sie die Antwort schuldig! Sie wünscht sich lieber allerlei hübsche Kleinigkeiten, Bilder und Wandbrettchen für ihr kleines Schmollnestchen, Bonbons und Schokolade, — „bitte, recht viel von der Sorte", — in gemalten Schächtelchen, die auch leer gegessen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brauchbar sind, dann, als Vielliebchen, einen gemalten Fächer für den ersten Ball oder einen Dekorationsfächer, — von dem Holzhäher, den der Vetter neulich erlegte und für sie montieren ließ. Die Firmen Bruno Zeibig, Dresden, und Conrad Sauerwald, Berlin, übernehmen dies.

Den Herrn Studenten erfreut sicher ein Taschentuch von Seide, weiß mit breitem, farbigem, aufgesteppten Rand und dem Verbindungswappen oder dem Monogramm schön gestickt in einer Ecke; auch — „zum Ulk" — erbittet er sich einen Dekorations-Shawl aus Bändern der von ihm und seinen Kommilitonen verrauchten Zigarren. Zwischen Schlägern, Fechthandschuhen und Cerevis kunstvoll verschlungen an der Wand befestigt, sieht der Shawl sehr „forsch" aus. Wer Zeit und Verständnis dafür hat, kann sogar aus den schwarz gedruckten Namen auf den zusammengenähten Zigarrenbändchen einen Schluß auf die Ebbe und Flut im Portemonnaie des Musensohnes wagen. — Natürlich darf ein Kalender in keinem Zimmer fehlen; geschickte Hände wissen auch diesen hübsch zu gestalten, sodaß das Auge wohlgefällig an der Umrahmung des Datenblockes heften mag. Der hier im Bilde wiedergegebene Kalender ist in farbiger Brandmalerei auf Brennpappe ausgeführt. Die äußeren Konturen folgen den natürlichen Formen der Klematis, die sich in schönem Blaulila zusammen mit grünen Blättern von der mit „Pinselbrand" kreuzweise ausgeführten Grundierung wirksam abhebt. Mit dem Brennstift wurden auch die Pflanzenumrisse und das Geäder markiert. Die Rückseite des Kalenders erscheint durchweg mit flachem, breitem Brennstift in Punktmanier braun getönt. —



Kalender mit Ständer in farbiger Brandmalerei.

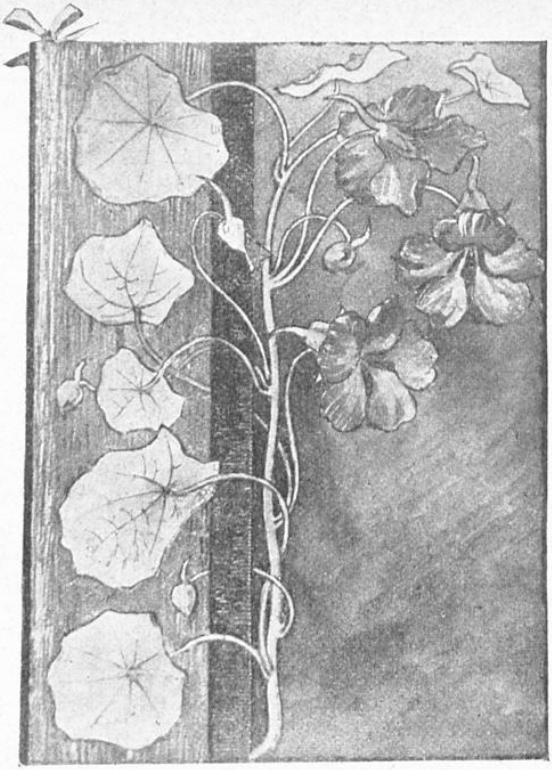
In ähnlicher Weise, mit geeigneten Motiven verziert, lassen sich Sammelmappen für lose Kunstblätter, für aufgezogene Liebhaber-Photographien, Aquarelle, Feder- oder Bleistift-Skizzen herstellen. Ebenso Schreibunterlagen, und zwar in der Weise, daß die Karton-Platte eine rahmenartige Bordüre ringsum erhält, während das Löschpapier mehrere Lagen dick von Lederecken gehalten wird, die über alle vier Ecken der Platte greifen und rückseitig festgeleimt oder von geschickt angebrachten, flachen Druckknöpfen gehalten werden. Die Schreibmappen werden am besten auf der ganzen Vorderseite verziert. Hübsch ist Malerei auf Leder, — auch Brandmalerei, — das dargestellte Modell zeigt ein Kreffen-Motiv auf naturfarbenem Ledergrund.

Sehr beliebt ist auch Bossier-Arbeit in Zinn oder anderem Metall, von denen sich Eckbeschläge und Mittelfiguren in sehr schönen Mustern ausführen und auf die mit Plüsch, Baumschwamm, Sämisch- oder Rindleder überzogenen Mappe befestigen lassen. Das Montieren dieser Arbeiten geschieht meist durch einen Buchbinder oder

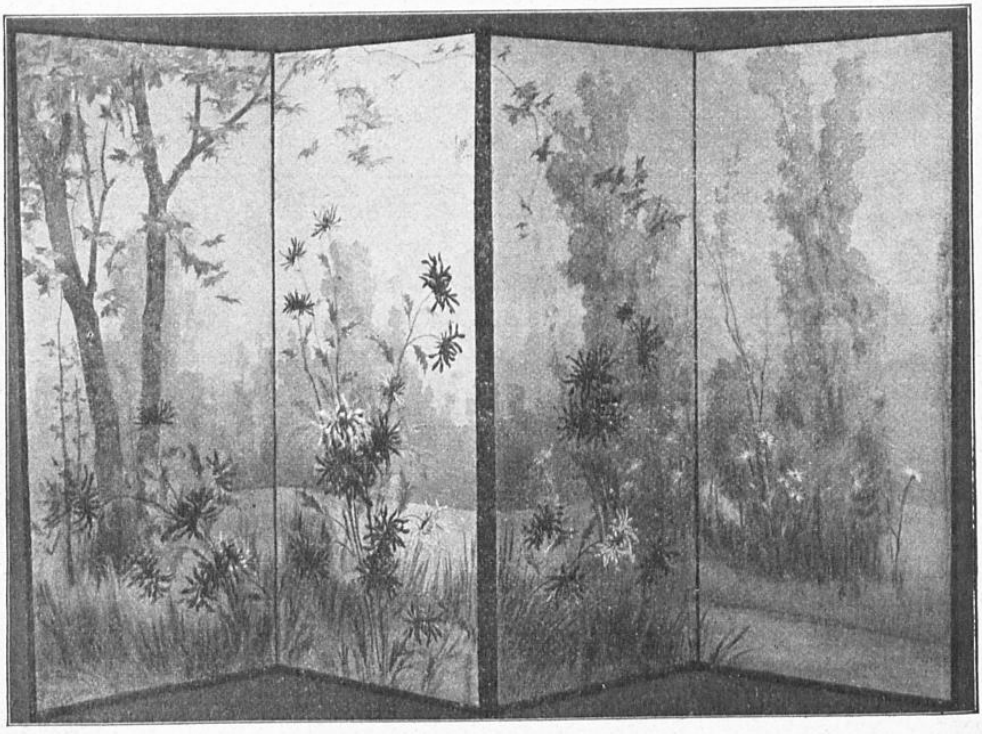
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Schutzhülle für Bücher.



Schreibmappe mit Brandmalerei.



Paravent: Entworfen und ausgeführt von Marie Kirschner, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Metallarbeiter. Man kann es allerdings auch selbst übernehmen, die Arbeit erfordert aber große Exaktheit und genaue Kenntnis der Behandlung von Hammer und Stiften und von Buchbinderleim in Verbindung mit dem zu verarbeitenden Material. Die Hand der Frau beschränkt sich am besten auf die Ausführung der künstlerischen Verzierung daran. Dagegen sind Schutzhüllen für Bücher sehr leicht selbst herzustellen. Man schneidet Ober- und Unterstoff dem Format des betreffenden Buches entsprechend, unter Zugabe von soviel Stoff zu, als nötig erscheint, um die Einschiebetaschen für die Buchdeckel davon zu gewinnen. Nun verziert man den Oberstoff beliebig, siehe die Abbildung, die Flachstickerei aufweist, — entweder in Rahmen-Handarbeit oder mit andern Techniken. Schließlich werden Ober- und Unterstoff verbunden und ringsum mit Borten- oder Ledereinfassung versehen, worauf man nach Einpassen des betr. Buches die seitlich überstehenden Stoffteile einschlägt und an den Rändern mittelst Überstichnaht je zu einer Tasche verbindet. Zur Verzierung von Buchhüllen erweist sich auch Malerei oder Schablonieren mit waschechten Helios-Farben als praktisch. Diese Technik, die sich besonders wirksam in Verbindung mit Handarbeit — Stielstichumrandung der Muster-Konturen in abstechender Seide — ausführen läßt, wird leider noch allzu wenig geübt, und doch ist sie für jeden Gegenstand, der häufigem Gebrauch ausgesetzt ist, für Kissen, Decken, Buchdeckel und Einbanddecken aus grauem Naturleinen oder ähnlichen, wenig empfindlichen Stoffen, für Herren- und Gartenzimmer-Dekoration aufs beste zu empfehlen. Das chemische Farbwerk von Dr. W. Lohmann, Friedenau bei Berlin, bringt die Helios-Tuschen in den Handel. Man kauft sie in Zeichenwaren-Handlungen in Kasten mit 10 Farben, die für lange ausreichen, für 5 Mk.; einzeln kosten die Tuschen 80 Pfg. pro Farbe. Gebrauchsanweisung liegt dem Kasten bei.

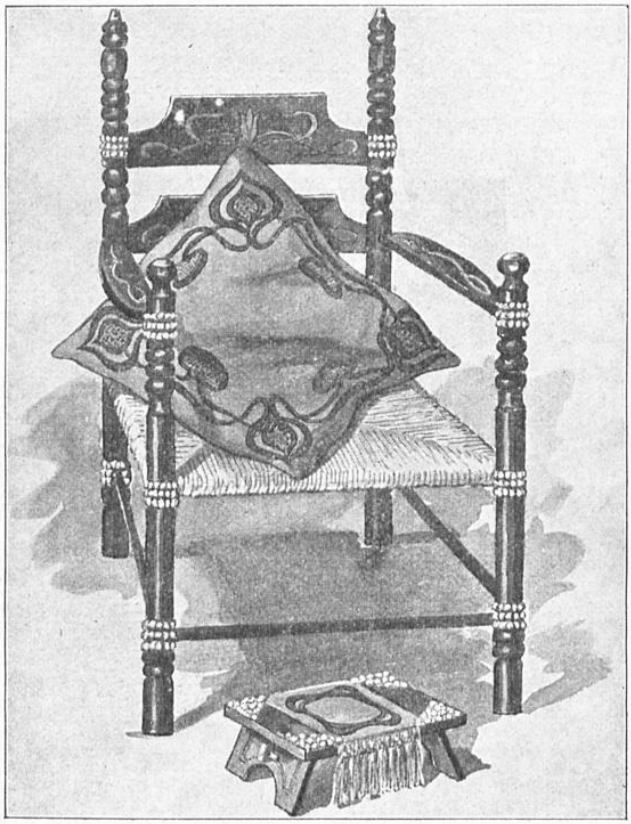
Elegantere Arbeiten ähnlicher Art: Verbindung von Aquarell-Malerei und Stickerei à la Marie Kirschner-Berlin finden sich in Lieferung 5 und 6 der „Häuslichen Kunst" von Frida Lipperheide beschrieben — farbenprächtige, schillernde Kunstwerke aus Stoff und Farbe. Das Material ist hier Seiden- oder Woll-Moiree und geteilte Filoflosse-Seide, in langen losen Stichen, auf raffiniert künstlerische Weise nach Kontur und Farbe der durchsichtig aufgetragenen Malerei in Gobelin- oder Aquarell-Deckfarbe eingefügt. Köstliche Farbenstimmungen lassen sich damit erzielen. Für Festgeschenke: Wandbehänge, Windschirmfüllungen, Pilaster-Bekleidungen, Kissen ꝛc. wunderbarster Schönheit ist diese Art Kunsthandarbeit geradezu wie geschaffen, freilich aber nicht, wie die Helios-Malerei, von wenig geübten Händen auszuführen; sie verlangt ausgeprägten Farbensinn und Beherrschung des spröden Materials, um schöne Wirkung zu erzielen. Nur Auserwählte unter den Hauskünstlerinnen werden der schönen Technik ganz gerecht werden können, andere begnügen sich besser mit der Aufnäharbeit in Stoff und Leder, auf Tuch und Leinen, mit Stiel-, Flach- und Kreuzstich, mit Spitzenarbeiten, Klöppeln ꝛc., mit deren Hilfe Tablett- und Buffet-Decken, Vorhänge, Kleider- und Leinzeug-Besätze und viele andere hübsche und nützliche Dinge angefertigt werden können. Man vergeude seine Zeit aber nicht mit überflüssigen Kleinigkeiten, die jedem im Wege und zur Last sind! —

Originell und sparsam ist es, bei den Applikations-Arbeiten in Filz, Tuch und Leder die Abfälle der Formen-Ausschnitte für die eine Handarbeit gleichzeitig als Dekorations-Motiv für eine zweite derselben Art zu verwenden. Bei richtiger Wahl des Musters lassen sich auf solche Weise „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen", ohne daß man zu fürchten braucht, etwas Unkünstlerisches zuwege zu bringen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

z. B. Kissen und Fußkissen, Tastendecken fürs Klavier ꝛc. lassen sich je paarweise so ausführen. Nach dem Aufkleben der Applikations-Teile, was (mit gekochter Stärke) im Rahmen, aufgespannt, geschehen muß, läßt man alles gut trocknen und heftet schließlich noch dies und jenes sorgfältig nach. Dann werden die Musterteile entweder mit beliebigem Zierstich auf dem Grundstoff befestigt oder man umrandet sie mit abstechender Seiden- oder Metallschnur, die Überfangstiche festhalten.

Sehr effektvoll ist auch Tressen-Applikation. Unsere Abbildung veranschaulicht ein Stuhlkissen und eine Fußbankdecke in dieser einfachen Technik. Der Grundstoff des Kissens ist dunkeloliv Filz (Tuch). Als Besatzmaterial



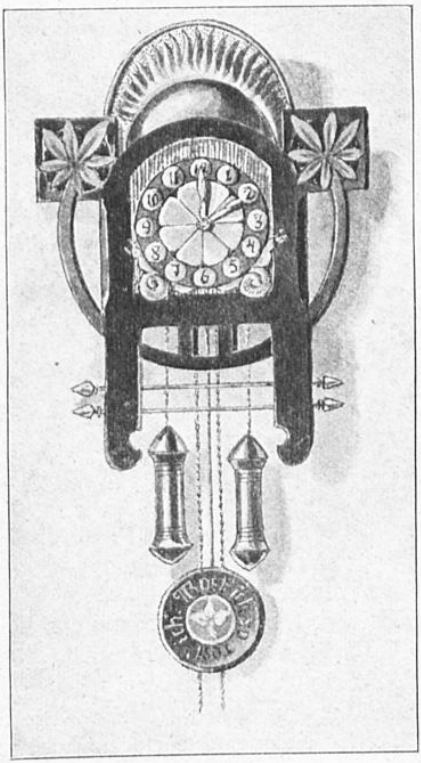
Bauernstuhl, Stuhlkissen und Fußbankdecke mit Tressenapplikation.

dient gut ½ cm breite gendarmblaue Tresse. Schon beim Aufheften derselben auf das vorgepauste Linien-Muster wird hier und da, gleichsam modellierend, eine schlankere Linie des Musters durch Übereinanderlegen oder seitliches Umbiegen der Tresse erzielt, während man an anderen Stellen, um die größte Linienbreite herzustellen, die Tresse nebeneinander legt. Unsichtbare Saumstiche befestigen die Tresse zu beiden Seiten, leichte Stickerei mit zweiteiliger Filoselle-Seide in gleicher Farbe füllt die Lücken im Muster, wobei besonders Acht zu geben ist, daß nichts beutelt. Ist alles fertig, dann wird die Arbeit von links gebügelt — wenn die Farben es vertragen, über einem von links aufgelegten feuchten Tuch. — Die Fußbankdecke wird

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebenso verziert; eine aus kräftiger Orientwolle in Blau und Grün geknüpfte Franse, gleichfalls Handarbeit, bildet den Abschluß an den beiden Schmalseiten. —

Der dargestellte Bauernstuhl (s. Abb.) kann von einem „bastelnden" Hausherrn oder einem andern männlichen Familiengliede höchsteigenhändig gearbeitet werden. Frauenhände übernehmen das Beizen und sonstige Verschönerung dieses hübschen Möbels, das in einem Atelier oder einfachen Künstlerzimmer so recht an seinem Platz und als Gelegenheits-Geschenk, ebenso wie die originelle Uhr, höchst willkommen sein dürfte. Das Material für den Stuhl ist einfaches Tannenholz. Die gedrechselten Füße werden auf Bestellung gedreht, sie können auch in passender Länge von meterweis käuflichen, gedrechselten Rundstäben zugeschnitten werden; ähnliche Stäbe, sowie Zierleisten zum Einrahmen von Bildern dürften von P. Köster, Heide i. Holstein, zu beziehen sein, nach einem von dort erhältlichen Katalog. Der Stuhlsitz wird (event. in einer Blindenanstalt) mit Binsen ausgeflochten. Das Möbel hat 1 m Rücklehnen-Höhe und 75 cm Vorderhöhe bei 44 cm rückseitiger und 58 cm vorderer Sitzweite. Die Grundfarbe ist blaugrau. Das vorher aufgepauste, dann mit dem Brennstift konturierte Linien-Motiv an Rücken- und Armlehne ist in Reseda ausgemalt; breite Bänder aus Nagelarbeit, — glatte Kopfnägel in stumpfem Gelb-Metall, — zieren die Pfeiler. —

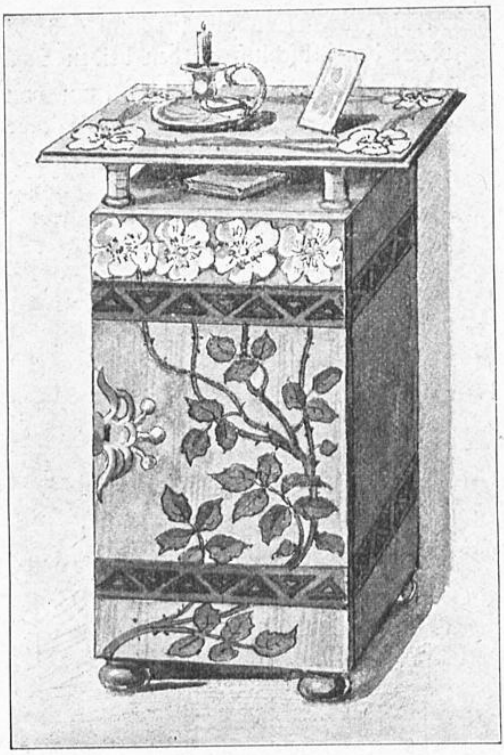


Gebeizte Uhr.

Auch die Uhr ist teilweise ein Erzeugnis häuslichen Kunstfleißes. Man ersteht das Werk in einem Gehäuse ohne Zifferblatt vom Uhrmacher; letzteres wird nach eigner Zeichnung vom Tischler zugeschnitten; den Perpendikel dreht der Drechsler. Die Grundfarbe der Holzteile ist blau — Beize mit späterem Lacküberzug. Auf dem Zifferblatt, über dem eine in Gelbmetall gepunzte Sonnenscheibe aufgeht, werden auf einem mit dem Zirkel geschlagenen Kreis 12 große, runde Tapeziernägel in genau abgemessener Entfernung eingeschlagen; die weitere Ausgestaltung übernehmen Pinsel und Ölfarbe. Die gedrehten Rosetten erscheinen hellbraun, die Ziffern schwarz auf postrotem Grunde; die Devise: „Rast' ich, so rost' ich" hebt sich in kräftigem, doch nicht aufdringlichem Braungrün von Zifferblatt und Perpendikel ab. Somit ist der hübsche Zeitmesser zum Verschenken oder zu eignem Gebrauch fertig; selbstverständlich besorgt ein Uhrmacher das Montieren des Zifferblattes.

Noch ein praktisches, leicht selbst herzustellendes Möbel stellt ein Nachttischchen dar, das für das Zimmer eines jungen Mädchens oder für ein anspruchsloses Fremdenstübchen ganz geeignet ist. Einst vielleicht als Wein- oder Brunnenkiste ins Haus gekommen, feiert es nun in veränderter Gestalt eine fröhliche Auferstehung. Die innen und außen glatt gehobelte Kiste, — hierzu muß sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

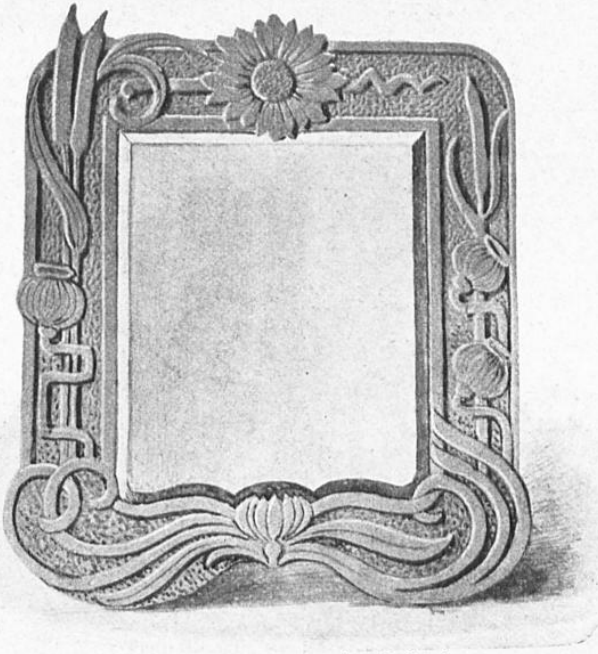


Nachttischchen, gebeizt, mit gemalten wilden Rosen.

auseinander genommen werden, — erhält einen Beize- oder besser einen Ölfarben-Anstrich. Nach dem Trocknen des Grundes folgt die Bemalung mit der Dekoration — hier wilde Rosen, von gemalten grünbraunen Leistenbändern gehalten. Selbstgepunzte Beschläge halten ein kleines Hakenschloß. Als Tischplatte wurde vor dem Anstrich ein über Garnrollen — gedrechselte Stützen sind hübscher — gelegtes, glatt gehobeltes Brett aufgeschraubt; eingelassene, gedrehte, runde oder untergeleimte, eckige Füße.

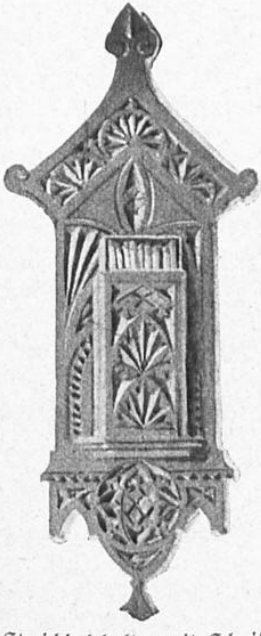
Willkommene Gelegenheitsgeschenke sind auch Bilderrahmen; denn ist ein Bild schon ein schönes Geschenk an sich, so wird ein Bild, dessen Rahmen gleichfalls unsere ureigenste Schöpfung ist, den glücklichen Empfänger doppelt erfreuen. Daß man keine Plunderware — mit Leim bestrichene, mit Reis bestreute und dann bronzierte oder vergoldete Umrahmungen — anfertigen soll, von der einst so beliebten Waldmosaik-, Papier- und Ledersternchen-, Fischschuppen- und Flechtpapier-Technik ganz zu geschweigen, versteht sich von selbst. Heut stehen uns andere Mittel zu Gebote. Das Schnitzmesser, Brennstift und Pinsel u. v. a. verhelfen uns dazu, wirklich künstlerische Arbeiten in Flachschnitt, Relief-Schnitzerei, Tiefbrand, Patina-Malerei und wie die modernen Liebhaberkünste alle heißen, hervorzubringen. Man muß bei der Anfertigung von Bilderrahmen nur fest im Auge behalten, daß der Rahmen der Bildfläche einen Abschluß nach außen geben soll; er muß die Stimmung des Bildes festzuhalten imstande sein, im Farbenton, in Form und Verzierung harmonisch wirken und daher mit Sorgfalt und künstlerischem Geschmack sozusagen „ausprobiert" werden. Die Abbildung zeigt einen hübschen geschnitzten Rah-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

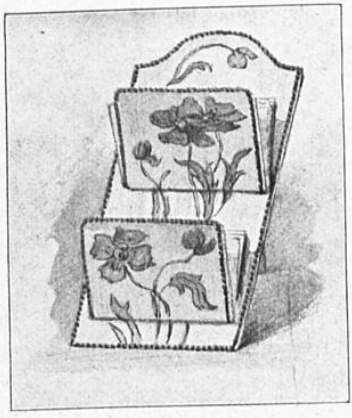


Spiegelrahmen mit Schnitzerei auf Linoleum.

men. Diese Gesetze kommen für Spiegelrahmen, — die Abbildung zeigt ein hübsches Modell, — weniger in Betracht. Erwünscht sind auch meistens geschnitzte oder gemalte Streichholz- und Briefhalter, Schreibtisch-Utensilien, wie

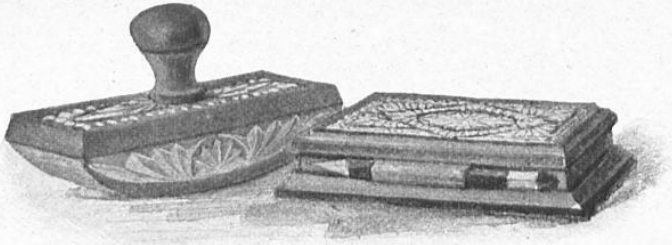


Streichholzhalter mit Schnitzerei.

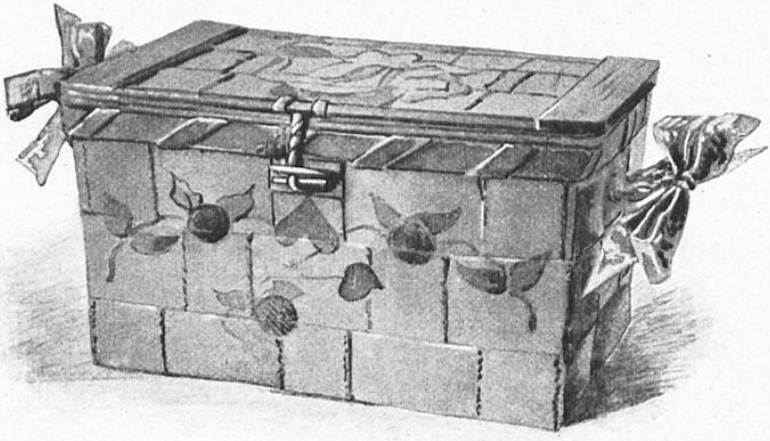


Briefhalter mit Malerei.

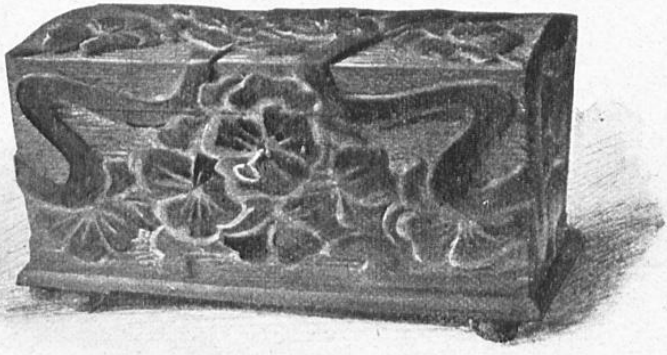
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Löscher und Notizblock mit Kerbschnittverzierung.



Schwedische Spanschachtel mit Ölmalerei.

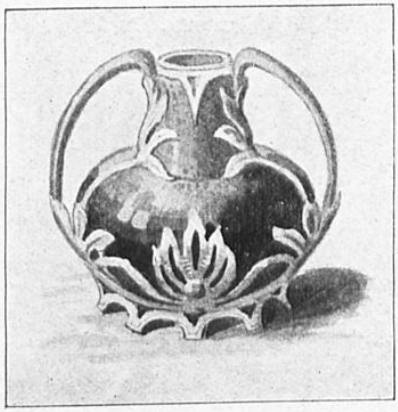


Brieftruhe in Tiefbrand mit Stiefmütterchen-Motiv.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Löscher, Briefmarken-Kästchen, — die Abbildung zeigt solche in Kerbschnitt, weiß auf lichtblau gebeiztem Grunde — „schwedische" Körbchen, Spankörbchen mit Olmalerei verziert, die entweder als Handarbeit- und Knäuelbehälter und dergleichen oder mit Obst, frischen Eiern, Süßigkeiten gefüllt, praktischen Zwecken dienen.

Die in der Abbildung dargestellte Brieftruhe ergibt ein schönes Hochzeitsangebinde. Ein von breiten Bändern durchschlungenes Stiefmütterchen-Motiv wurde in Tiefbrand (mit Strichgrund) ausgeführt, dann grün patiniert und sparsam bronziert, nur soviel, um hie und da leuchtende, doch nicht unruhige Lichteffekte zu erzielen. Innen ist die Truhe, die auch zum Aufbewahren von Photographien dienen kann, mit tiefrotem Sammet ausgeschlagen. — Auch die blaugrüne Vase — dunkelrot glasierter Ton macht sich auch gut — mit Auflagen aus Bossier-Arbeit in Zinn vermag künstlerischen Ansprüchen zu genügen. Bilderrahmen

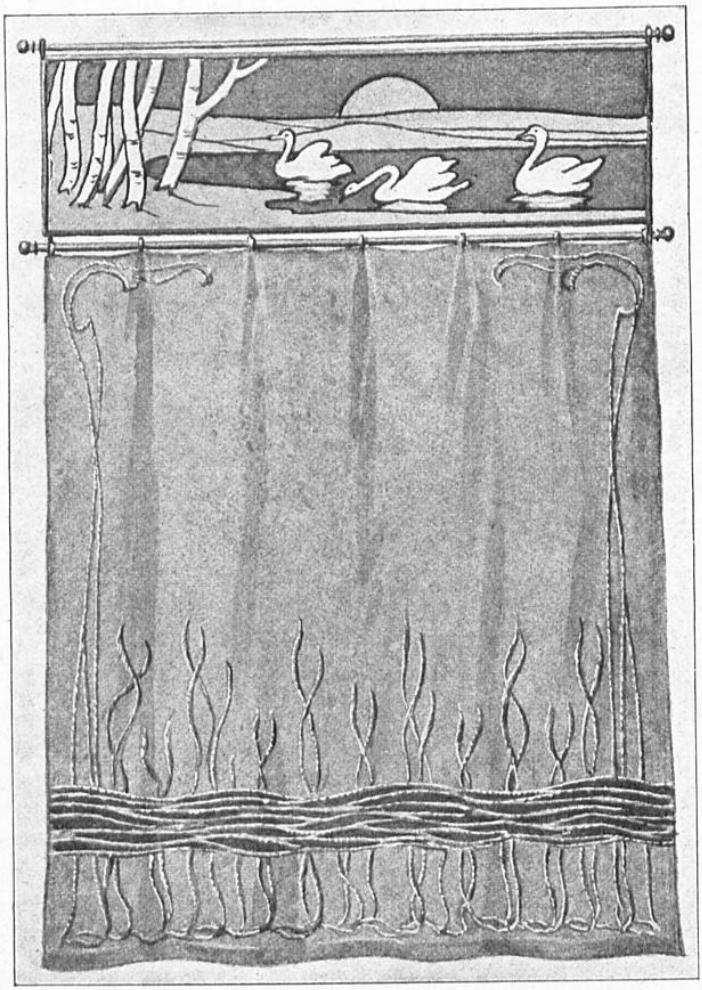


Vase mit Zinnbeschlägen.

und Fenstervorsetzer (Glasbild) mit Seidengardine sind in einer neuen, bisher noch wenig bekannten Technik: Imitation von Glasmalerei, ausgeführt, die sich auch zur Dekoration aller möglichen Gegenstände beliebigen Materials — Glas, Holz, Metall ꝛc. — verwenden läßt. Die Farben sind die früher nur zum Einfärben elektrischer Glühkörper verwendeten flüssigen Glaslacke, die in allen Farben käuflich und beim Malen erst zu mischen sind. Auf Glas ahmt man damit täuschend die Wirkung echter Glasbilder nach, während sie dem andern Material einen dem Tiffany-Glas ähnlichen Überzug verleihen. Wird auf die erste Anlage die nötige Sorgfalt verwendet, so bietet die weitere Handhabung der Farben keine großen Schwierigkeiten. Namentlich der Außenrand des zu bemalenden Gegenstandes, sodann auch der Kontur der vorher sorgfältig aufgepausten Zeichnung wird erhaben markiert durch eine mittelst Aquarellpinsels aufzulegende Paste aus Schlemmkreide, Fischleim und Wasser unter Beimischung der gewünschten Farbe. Je höher man diesen Rand aufträgt, um so besser wirkt die Arbeit später. In den Raum zwischen den erhöhten Rändern führt man — ebenfalls mit Aquarell-Pinsel — die Farben ein, wobei zu beachten ist, daß sie nicht überfließen. Bei großen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Flächen muß man den Pinsel gut füllen und mit dem Auftragen der Farben schnell verfahren, weil die Lacke leicht trocknen und dann mit Rändern absetzen. Aus denselben Grunde übergeht man Holzkörper vor dem Bemalen mit diesen Farblacken mit einer Gelatine-Lösung, um das zu starke Einziehen der Farben in das Holz zu verhindern. Bei dem Glasbild (s. Abb.) ist der Kontur in Zinkgrau aufgetragen,



Fenstervorsetzer (Glasbild) mit Seidengardine.

Himmel und Wasser zeigen leuchtendes Blau, das einen reizvollen Gegensatz zu dem Weiß der Birkenstämme und der Schwäne bildet. Die Sonne ist leuchtend gelbrot. Die grünliche Seidengardine weist sehr effektvolle Schnurstickerei in Silber auf, die sparsam angewendet werden muß, um die leuchtende Schönheit des Glasbildes zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geltung kommen zu lassen. — An dem Bilderrahmen (s. Abb.) setzen die verzierenden Linien, sowie die Umrandung der Chrysanthemen schwarzbraun gegen das satte, leuchtende Rot des Grundes ab. Während man das Rot aufträgt, führt man in den noch feuchten Lack stellenweise Gelb, Weiß, Grün ein, wodurch das Schillern des Tiffany-Glases erreicht wird. Die Blüten sind rötlich-gelb; die Staubfäden werden durch grünliche Steinchen markiert, die sich mit dem Lack fest verbinden, wenn man sie mit der Pinzette in die noch flüssige Farbe einführt. Die Farben für diese Art Glasmalerei sind ebenso wie fertige Arbeiten in dieser Technik von der



Bilderrahmen, Imitation von Glasmalerei.

Erfinderin, Fräulein Clara Krebs, Malerin, Berlin W., Steinmetzstr. 50, zu beziehen. Auch übernimmt der „Verein Bienenkorb", Berlin W., Lützowstr. 75, etwaige Bestellungen auf die meisten der erwähnten Geschenkwerke. —

Neben den bereits angeführten Techniken für häusliche Kunstarbeiten, die auch für Geschenkzwecke in Betracht kommen, ist die Nagelarbeit auf Linoleum, Leder, Holz, neuerdings auch auf Baumschwamm, zur Herstellung von Mappen, Truhen, Papierkörben, Wäschekisten ꝛc. sehr beliebt; Handschuh- und Manschettenbehälter, elegante Papierständer für den Schreibtisch und andere derartige Dinge lassen sich gleichfalls ohne viel Mühe in der jetzt modernen „Pariser Stoffarbeit" — Bekleiden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Papp- oder Holzmodellen mit Brokat-Stoffen, Plüsch und Borten, Besticken mit Imitations-Schmucksteinen verschiedenster Größe und Farbe — leicht herstellen. Die Arbeiten erfordern einige Exaktheit, sie sind aber äußerst wirksam. Das Material ist aus Paramentenhandlungen, die Schmucksteine u. a. von A. Rabel, München, Dienerstr. 18, II, zu erstehen. In Berlin dürften u. a. von P. Bessert-Nettelbeck, S.W., Markgrafenstr. 27a, in Wien von Krickel und Schweiger, I, Kohlmarkt, Brokatstoffreste, -Abfälle, metallgewirkte Tresse und dergl. zu nicht hohen Preisen erhältlich sein.

Passende Gelegenheitsgeschenke ergeben auch die Vorlagen und Anleitungen zu all den bereits erwähnten Techniken, die manchem „Anfänger in der Kunst" höchst willkommen und förderlich sein werden. Ein sehr empfehlenswertes Büchlein von geringem Umfang ist Emy Gordon's „Allerlei Malverfahren", (Pr. 1 Mk.), Verl. von G. Haberland, Leipzig-R. Ebenda sind auch Vorlagen für nordischen Flachschnitt, Ausgründe-Arbeit und Tiefbrand, 6 Tafeln von Cl. Roth, sowie in Lieferung 96—99 für Brandmalerei, Aquarell- und Glasmalerei erschienen. Auch „Technik der Malerei" (für Künstler und Anfänger) von P. Schultze-Naumburg ist ein guter Führer. „Stilisierte Vorlagen für Brandmalerei und Lederschnitt" von C. Hoppenrath erscheinen im Verlag von W. Schultz-Engelhard, Berlin. An der Hand dieser und anderer Hilfsbücher und Vorlagen läßt sich schon manches hübsche Gelegenheits-Geschenk herstellen von Frauenhänden, die sich mit feinen Handarbeiten, Spitzennäherei, Klöppeln, Filet-Guipure, mit Kunststickerei und all den andern derartigen Techniken nicht befassen können oder mögen. Es muß nur bei allem das Läppische, der Dilettantenkram, vermieden werden.

In welcher Form man sich der schönen Pflicht des Schenkens entledigen will, bleibt dem Taktgefühl überlassen, das in allen Fällen den Ausschlag geben muß. Schenken ist ja ein Fest zu jeder Zeit, in festlicher Weise soll es daher begangen werden, — freudigen Herzens, fröhlichen Antlitzes, Leib und Seele im Festgewand — „den Tisch bekränzt mit Blumen und Grün auf festlich weißem Gedecke", dann werden die Freudenstunden des Schenkens doppelt reich erscheinen, auch für den, der nur bescheidene Gaben zu verteilen hat. Höhergestellten wird man wohl nur zu besonderen Gelegenheiten Blumen, die ja allerorten und zu jeder Zeit am rechten Platze sind, allenfalls auch kleine, wenn möglich selbstgefertigte, künstlerischen Ansprüchen genügende Gegenstände, eine kunstvolle „Ergebenheits-Adresse" und dergl. m. „darbieten", „widmen"; sie pflegen dieselbe „huldvoll entgegenzunehmen". Gleichgestellte, zumal wenn's gute Freunde sind, darf man auch mit einem rein praktischen Gegenstand beschenken, den sie sich gewünscht haben, oder der ihnen fehlt; man kann sich auch, wo man einiges Verständnis dafür voraussetzt, gern mal eine „Scherzüberraschung" erlauben, die mit begleitenden neckischen Knittelversen auf kleine Angewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen des Empfängers anspielt; das erheitert und „macht Stimmung". Verse gehören ja nicht nur auf den Polterabend; sie sind auch zu andern Zeiten willkommen, und ein niedliches Gedicht ist an sich schon ein Geschenk. So folgen hier u. a. einige anspruchslose Strophen, die vor vielen Jahren einem Schlüsselkorb als Gelegenheits-Geschenk für eine etwas unordentlich angelegte, sonst aber sehr liebenswerte, reizende junge Hausfrau beigegeben wurden. Zusammen mit dem Körbchen haben sie viel Gutes gestiftet, — soviel, daß sie sogar die Silberhochzeit des Ehepaares mitfeiern helfen durften — hier eine besondere Auszeichnung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Der Schlüsselkorb spricht:)

„Klein bin ich nur von Natur,
Von Glanz und Schimmer trag' ich keine Spur,
Unbescheidenheit geht mir auch wider die Natur,
Und doch: Der Anfang von Glück und Segen
Hat noch immer mir im Schoß gelegen,
Und die Schlüssel zum Eh'standsfrieden
Zu bergen, ward mir beschieden.
Drum leg' Deine Schlüssel und Schlüsselein
Auch Du in meinen Schoß hinein,
Ich will sie Dir wohl verwalten;
Nur den Schlüssel zu Deinem Herzen gib
Dem Einen, der Dir vor allen lieb, —
Der weiß damit Haus zu halten.
Tut jeder dann treulich seine Pflicht,
So fehlt — will's Gott — auch der Segen nicht
Im neuen Heim wie im alten!" —

Einem älteren Fräulein, das bei aller sonstigen Gutherzigkeit mit ihrem „guten Rat" oft unbequem wurde, schenkte man einst als „Umzugsgeschenk" Besen, Schaufel und ein Dutzend mit dem Handwebe-Apparat „Textil Eugenia" selbst gewebte Staubtücher. Der Begleitbrief enthielt folgende Widmung:

„Fegen und Kehren soll man verehren,
Geschieht's mit füglicher Gebühr
Im eignen Haus, vor eigner Tür;
Doch wer vor fremden Toren fegt,
Dem werd' sein Handwerk bald gelegt,
Und wer fremden Staub zu kehren begehrt,
Der macht sein' Sach' erst gar verkehrt!" —

Die Empfängerin hat's zwar nicht übel vermerkt, aber genutzt soll das Verslein nicht viel haben! —

Wer einen Malkasten oder Brenn-Apparat verschenken will, findet vielleicht folgenden Begleitvers nicht übel:

„Im Kleinen wirke recht und bilde treu das Schöne,
Damit an Höheres sich sanft die Hand gewöhne." —

Oder, mit einem Buch, den folgenden:

„Laß gefallen Dir dies Büchlein,
Lies es in verteilten Gaben, —
Jedes Verschen, jedes Sprüchlein
Will die eigne Meinung haben." — usw.

Es würde den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wollte man mehr derartiges anführen; das Heftchen: „Deutsche Sprüche und Reime" von Edmund Wallner, Erfurt, Fr. Bartholomäus (Pr. 1,50 Mk.), enthält mancherlei Brauchbares für allerhand Gelegenheiten in Fällen, in denen der „Hauspoete" versagt.

Und somit wären wir bei den Büchern angelangt, die neben Kunstblättern, Bildwerken, Bildern, Musikalien eine bedeutende Rolle in der Geschenkliteratur spielen — auch der heranwachsenden Jugend, — und an denen, wenigstens soweit es Einband, Exlibris, Buchhüllen, Lesezeichen angeht, auch fleißige Frauenhände ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunstfertigkeit zeigen können. M. P. Gerding hat in dem „Hochzeitsbuch" von A. Wothe über Bücher und Lektüre ein paar beherzigenswerte Winke gegeben, die wert sind, auch von denen gelesen zu werden, die unser Buch in die Hand nehmen: „Jedes Werk ist der Ausfluß einer bestimmten Individualität und wirkt mit derselben Kraft auf unsere Lebensanschauung, wie der Umgang mit einem Menschen mit ausgeprägten Charakterzügen. Ein eleganter Einband garantiert nicht für einen guten Inhalt. . . . . —"

Die wirklich guten Bücher dienen noch zu weit mehr als zur bloßen Unterhaltung. Sie sind ein Sporn, uns der erhabenen Menschlichkeit, die sie uns als erreichbar hinstellen, nacheifernd zu machen; sie impfen uns den Abscheu gegen das Böse ein, das sie schildern, und leiten uns an, es zu meiden, unbekümmert um das Urteil der Welt, um Vorteil oder Verluste, die es uns bringt. Ein gutes Buch kann uns eine Stütze fürs ganze Leben werden. In allem sollen wir streben, uns zu veredeln, zu erziehen, danach auch die Wahl unserer Lektüre richten . . . Wie wir unsere Freunde nicht von der Straße aufzulesen pflegen, so sollen wir auch unsere Bücher nicht blindlings dem Laden der Händler, den Nummern des Katalogs entnehmen, — unserm Geist die Nahrung nicht ungeprüft reichen, — . . . dasselbe gilt von den Büchern, welche wir verschenken wollen . . . . Ein solches, auf die Individualität berechnetes Geschenk gewährt mehr als eine flüchtige Überraschung; es wird gern wieder und wieder gelesen, besprochen, durchdacht und sichert dem Geber eine aufrichtige Dankbarkeit, ein freundliches Gedenken — noch nach Jahren." — —

Wer jedoch nicht in der Lage ist, Bücher kaufen zu können, der möge sie selber schreiben.

„Wie?" höre ich fragen, „ist denn jede Frau eine Schriftstellerin?" —

Gott sei Dank! Nein! — Aber, um ein gutes Buch zu schreiben, braucht man auch nicht gerade Schriftstellerin zu sein! — Man kauft ein gut gebundenes Buch mit leeren Seiten, oder man bestickt, bemalt, schabloniert graues oder andersfarbiges englisches Leinen, Tuch oder anderen Stoff für den Buchdeckel, als Einband und läßt dann vom Buchbinder eins anfertigen. Das erste Blatt bietet Raum für ein Exlibris, eine Widmung, ein Motto, für eine Photographie, für Aquarell oder Zeichnung — notabene: keine Stümperei — lieber nichts! Die leeren Seiten aber nehmen auf, was du „am Wege sammelst" an schönen Gedanken, Aussprüchen, Urteilen, aus Büchern, die du liebst, aus Vorträgen, aus einer Predigt, die du hörst, aus Gesprächen, die du ohne zu wollen, an öffentlichen Plätzen, oder wo auch sonst, belauschtest. Glaube nur, — das wird ein buntfarbiges Bilderbuch ohne Bilder, voll schöner und tiefer Gedanken, voll ernster hoher Lebensanschauung, neben — ach! so viel Oberflächlichkeit! Da wechselt sprudelnder Humor mit des Lebens bitterem Ernst, zarte Empfindsamkeit mit derber Drastik, — denn auch auf die Stimme des Volkes, der niederen Schichten mußt du hören, damit du seinen Herzschlag verstehen, es richtig beurteilen lernst. — Solch ein selbstgeschriebenes Buch darf man auch wohl verschenken; es kostet wenig und ist doch viel wert.

Noch verschiedene andere derartige Hausschätze lassen sich zusammenstellen und als Geschenke für Groß und Klein, namentlich Heranwachsende und solche Freunde verwenden, die den „sprudelnden Quellen" fern, auf dem Lande wohnen und oft um passende geistige Nahrung in Verlegenheit sind. So finden sich in den entferntesten Ecken mancher Zeitschriften und Unterhaltungsblätter oft kurze Bücherbesprechungen, die neben dem übrigen Inhalt meist wenig zur Geltung kommen, oder ungelesen verworfen werden. Es ist schade darum, denn in manchen steckt ein gut Teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geistige Arbeit. Man sammle doch die Besten, d. h. schneide sie aus und klebe sie sorgfältig in ein anspruchslos aber fest gebundenes Buch. Dadurch lernt man manches aus der Tagesliteratur kennen, was einem sonst fremd bliebe. Hat man dann einmal Gelegenheit, ein Buch zu verschenken, oder überkommt einen später einmal die Lust, dies oder jenes zu lesen, so bietet dieser selbstgefertigte Katalog ein ganz gutes Nachschlagebuch bei der Auswahl. — Ähnlich ist's mit Premieren-Glossen, Musik- und Theater-Kritiken. — Ebenso kann man aus antiquarisch billig verkäuflichen Ausstellungsführern, aus Katalogen ꝛc. die schönsten „Bildergalerien" zusammenkleben,— für jemand, der bescheiden in seinen Ansprüchen ist, für Leidende, Genesende, ein großer Schatz, der jedem, welcher das Buch in die Hand nimmt, unendlich viel Vergnügen, Kurzweil, Anregung und Belehrung gewährt.

Bei der Anfertigung dieser Art von Gelegenheits-Geschenken können selbst Kinder hilfreiche Hand leisten. Wenn dann noch eine selbst gearbeitete hübsche Buchhülle mit stilvoll-einfacher Verzierung die Einfachheit des Einbandes verbirgt, so ist der Wert der Gabe doppelt groß, nach dem schönen Motto, das für bescheidene Geber so tröstlich ist:

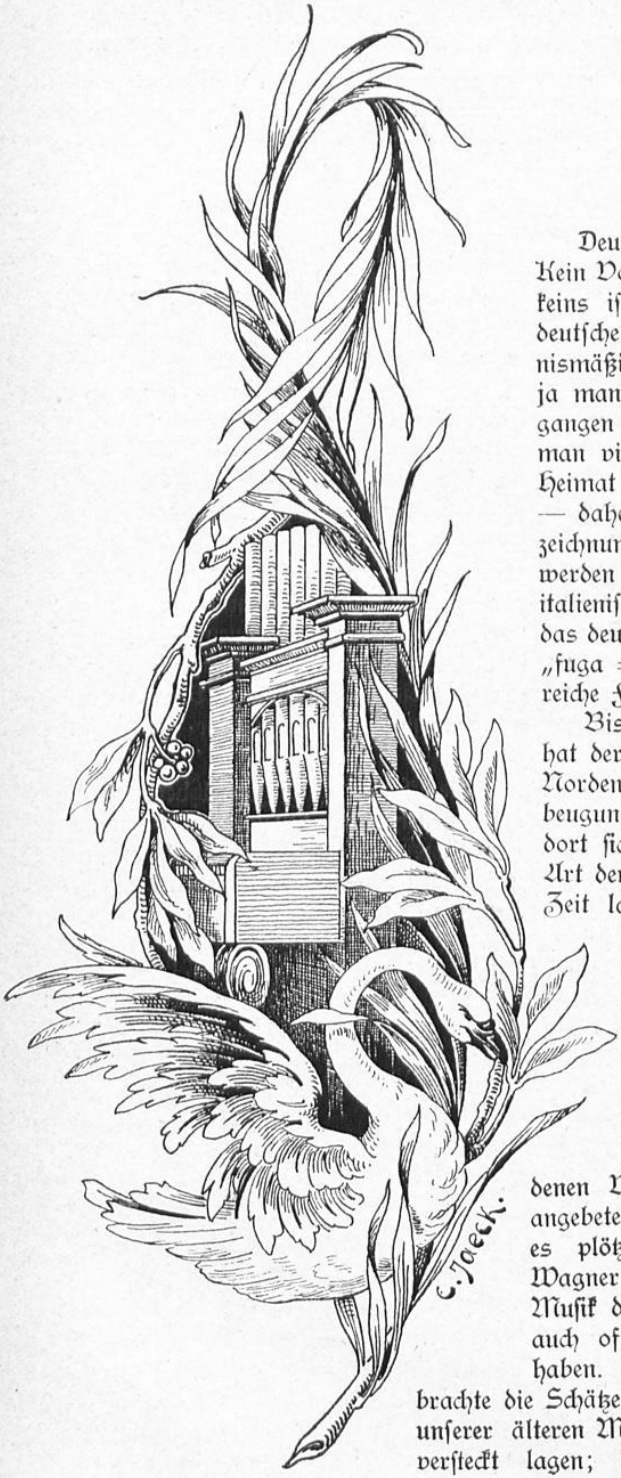
„Die Lieb' ist groß, die Gabe klein, —
Gott weiß, daß ich's von Herzen mein'!"

Der Raum, der dieser Plauderei zugemessen war, ist gefüllt; es mußte noch vieles ungesagt bleiben, vielleicht hätte auch der „jungen Welt", unsern Kindern, noch einige Berücksichtigung zukommen können in diesen Zeilen, in denen soviel von Schenken die Rede ist. Aber unsere Kleinen und Kleinsten werde von Gebefreudigen schon so reich versorgt, im übrigen schreiben sie meist so ausgiebige Wunschzettel „wonach zu richten", daß ein Hinweis auf passende Geschenke für sie wohl entbehrlich ist.

Unsern Frauen und Mädchen in erster Linie ist dies Buch zugeeignet, denen, die schenken wollen, dies Kapitel. Wenn die vorstehenden Zeilen dazu beitragen könnten, ihnen die hohen Kulturaufgaben vor Augen zu führen, die auch in den kleinsten Dingen der Erfüllung durch sie harren, ihnen helfen, von albernen Nichtigkeiten loszukommen, nach hohen Zielen zu streben, so ist ihr Zweck erfüllt.

Erna Schmidt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Hausmusik.

Deutschland ist das Land der Musik. Kein Volk der Welt treibt mehr die Musik, keins ist für sie begabter, als eben das deutsche. Das ist eine Einsicht, die verhältnismäßig erst spät bei uns durchgedrungen, ja manchem überhaupt noch nicht aufgegangen zu sein scheint. Früher schwärmte man viel von dem Land Italia als der Heimat und rechten Pflegstätte der Musik; — daher die Unzahl von italienischen Bezeichnungen in der Tonkunst (nebenbei: es werden manche wohl auch mit Unrecht auf italienischen Ursprung zurückgeführt, wie das deutsche Wort „Fuge", das keineswegs „fuga = Flucht" ist, sondern eine kunstreiche Fügung der Töne bedeutet).

Bis zu Mozarts, ja Beethovens Zeit hat der Süden Deutschlands und auch der Norden in der weltlichen Musik seine Verbeugungen nach Italien hin gemacht, von dort sich die Anregungen, die Stoffe, die Art der Behandlung geholt. Wieder eine Zeit lang galten die Franzosen als die wahren Künstler — wenigstens in der dramatischen Musik, — es war die Zeit, wo sie auf allen Gebieten der Geister die Herrschaft über die Welt beanspruchten. Aber das ausgehende 18. Jahrhundert, dann das 19. haben alle die Götzen gestürzt, die von uns, den bescheidenen Verehrern fremden Wesens, früher angebetet wurden. Seit Beethoven wurde es plötzlich deutlich, was wir können; Wagner aber trug den Namen der deutschen Musik durch alle Länder. Zugleich wurde auch offenbar, was wir vormals gekonnt haben. Die wissenschaftliche Forschung brachte die Schätze ans Tageslicht, die in den Werken unserer älteren Meister Bach, Händel, Schütz u. a. versteckt lagen; man fing an, dem unendlichen

Melodienreichtum nachzugehen, der in unseren geistlichen und weltlichen Volksliedern seit Jahrhunderten aufgespeichert ist, man begann sich wieder der Tiefe und Größe unserer Choräle zu erfreuen, deren Quellen sich in die Urzeiten unseres Volkstumes hinauf verfolgen lassen. Der Reichtum an Schönheit ist so groß, daß er das Auge blendet.

Menschenleben gehören dazu, die Fülle zu bewältigen, die jetzt vor uns ausgebreitet ist und die sich noch täglich mehrt. Heute gibt es nur eine Stimme darüber, daß unser Volk in der Musik an der Spitze aller Kulturvölker steht, trotz Paderewski, der, weil man seine schlechten Kompositionen in Berlin so beurteilt hatte, wie sie es verdienten, uns die musikalische Anlage absprechen wollte und auf unsere Kosten sogar Zigeuner herausstrich. Einst sagte ein bedeutender italienischer Komponist von uns ungefähr: „gli Italiani sono i genii, i Tedeschi sono i compositori." Er wollte uns nur gelten lassen als die fleißigen, kunstgeübten Setzer, aber nicht als Erfinder; wer möchte heut noch eine solche Behauptung aufrecht erhalten? Und wenn augenblicklich der Born der Erfindung seit Wagner (und auch der schon war kein Erfinder ersten Ranges mehr) nur spärlich fließt, so mag das nur das natürliche Ausruhen unserer Volkskraft sein, gerade so wie auf besonders gesegnete Fruchtjahre weniger ergiebige zu folgen pflegen. Ob wir wirklich einmal in der musikalischen Führerrolle von den Slaven ersetzt werden, wie manche meinen, — auch H. von Bülow sagte einst ähnliches — das ruht im Schoße der Götter und ist vor der Hand noch keiner Sorge wert.

Die Anlage für die Musik ist keineswegs gleichmäßig in den deutschen Ländern verteilt. Der thüringische, schwäbische, fränkische und bayerische Stamm lassen den niedersächsischen weit hinter sich, ganz zu schweigen von den am wenigsten musikalischen Friesen, den Stammverwandten der Engländer. Aber dem Gesamtbild tut das keinen Schaden: es strahlt von Deutschland, wie von der Haupt- und Zentralsonne aus, das musikalische Licht nach allen Seiten. Wer daher von der Konzertgesellschaft in einer deutschen Großstadt das Placet erhalten hat, der darf getrost in aller Welt auftreten, wem insbesondere in Berlin die Feuerprobe vor Kritik und Öffentlichkeit gelungen ist, der kann auch in Paris und Petersburg, in Mailand und Madrid ohne Sorge den schlüpfrigen Weg auf das Konzertpodium wagen.

Es ist erstaunlich, wieviel in Deutschland musiziert wird. Hauptstadt und Bauerndorf, Palast und Hütte, Kirche und Prunksaal, Kaserne und Spinnstube wetteifern in der Liebe zu der hehren Kunst. Wer zählt die Konzerte, die alljährlich gegeben werden, — von der Matthäuspassion und neunten Symphonie herunter bis zu dem „Mädel ruck, ruck, ruck" der dörflichen Gesangvereine, von Joachim und Eugen d'Albert an bis zum redlichen Bauernkantor? Seitdem der Männergesang in Deutschland zu so sichtbarer Blüte gediehen ist, hat meist auch das kleinere Dorf seine Liedertafel, — in den Städten aber drängen sich förmlich die Gesangvereine, gemischten Chöre ꝛc. Ich kann aus eigener Erfahrung von einem kleinen Ort Thüringens berichten (5000 Einwohner), wo nebeneinander und zum Teil gegeneinander bestanden: 1. ein gemischter Chor, der höchste Musik pflegte (Händel's, Haydns, Mendelssohns, Schumanns Oratorien), 2. ein gemischter Chor mit Musik zweiter Klasse, 3. eine Liedertafel (vornehmster Männerchor), 4. ein Bürgergesangverein, 5. ein Männerchor „Freundschaft, 6. eine Gesangabteilung des Militärvereins, — und außer diesen Verbindungen allen bestand der aus Schülern des Gymnasiums, des Seminars und der Bürgerschule zusammengesetzte „Chor", der Sonntag für Sonntag in der Kirche seine Motette vortrefflich sang und gar oft den so überaus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweren und doch so großartigen Bach zu Gehör brachte. Da war für jedes einzelnen Gesang-Liebhaberei gesorgt, wer aber mehr an Instrumentalmusik Gefallen hatte, dem boten Quartettvereinigungen, das städtische Orchester u. a. mehr Gelegenheit zum Mitspielen. Ich möchte nicht behaupten, daß alle kleinen Städte den gleichen Musikluxus treiben (man könnte auch von Musikunfug reden), aber viel musiziert wird überall.

Unmöglich würde der Strom der Musikpflege in solcher Breite und Tiefe an die Öffentlichkeit treten, wenn er nicht von vielen Flüssen und Bächen genährt würde. Und deren Lauf führt ganz direkt zurück in das deutsche Haus. Im deutschen Hause wird mit liebevoller Treue das gepflegt und groß gezogen, was dem Kinde an Begabung zugefallen ist; ohne das Haus überhaupt keine Kunst und Kunstpflege, am wenigsten aber Musik, die innerlichste aller Künste, die ganz besonders gehegt sein will, wenn sie gedeihen soll. Und andererseits: der wahrhaft musikalische Mensch hat vielleicht nie größere Genüsse, nie herrlichere Erbauungsstunden als im Hause!

Im Konzertsaal und Opernhaus stört oft so vieles: die Menschen, zuhörende, wie ausführende, die Weiheloſigkeit der Räume, das schnelle Vorüberrauschen der Töne; im kleinen und ruhigen Kreise des Hauses dagegen: liebevolles Versenken in das Einzelne, Nachschaffen der Schöpfung des Künstlers, Erhebung, Begeisterung. Es ist ein häßliches Kennzeichen für die Oberflächlichkeit unserer Zeit, daß vor den großen Instrumentalwerken, denen nach Wagnerscher Art ungeheuer verstärkte Bläsermassen nur zu oft den feineren Saitenklang töten, die zarte und doch so überaus wohltuende Kammer-, d. h. Hausmusik, verstummen muß. Kaum gilt es bei den ganz modernen Musikern, ich meine die sogenannten Zukunftsmusiker, die in den Bahnen Wagners und Liszts wandeln, noch als angebracht, Trios oder Quartette und dergl. zu schreiben, — nein, es muß immer das glänzende Rüstzeug des Gesamtorchesters herbeigeschleppt werden, auch wenn man auf die Hasenjagd geht!

Nur gar zu oft tritt darum das Mißverständnis zwischen der Pracht in den äußeren Mitteln und dem winzigen Gedankeninhalt grell hervor. Unsere großen Meister machten es umgekehrt, große, herrliche Gedanken boten sie in anspruchsloſem Gewande. Nur für das Allergrößte, das Majestätische, wählten sie die Macht des Gesamtorchesters. Die böse Wirkung, welche die große Klangfülle der modernen Musik ausübt, ist nun die, daß das Ohr an den einfacheren Formen leicht den Geschmack verliert. Nach schwerem Samos schmeckt der betäubten Zunge kein Mosel; wer es liebt, sich an Makarts Farbenpracht zu berauschen, der findet schwerlich an Dürers Holzschnitten Wohlgefallen. Weil nun die Hausmusik von vornherein allem lärmenden Betriebe abhold ist, so ist sie in unserer überspannten Zeit ein rechter Jung- und Gesundbrunnen für die Einfachheit des musikalischen Gefühls.

Aller Musik Anfang ist der Gesang. Das war zu Beginn der Völkergeschichte so und ist noch heute so in der Familie, dem kleineren Abbild der Menschenentwickelung. Mit dem uralten, vielleicht in das dunkelste Heidentum hinaufreichenden „Schlaf, Kindchen, schlaf" singen unzählige Mütter ihre unruhigen Kinder zur Ruhe, am Bett der Kleinen erklingen zumeist die lieblichen Weisen C. M. von Webers „Schlaf, Herzenssöhnchen" oder Mozarts (?) „Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein", Brahms „Guten Abend, gut' Nacht" oder das überaus zarte und schöne Volkslied vom Rhein „Die Blümlein alle schlafen", zu dem derselbe Brahms eine sinnige Begleitung geschrieben hat, oder das vielhundertjährige Volkslied „Nun schlaf, mein liebes Kindelein", das dem Südwesten unseres Vaterlandes zu entstammen scheint,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder das sinnige Abendgebet „Müde bin ich, geh zur Ruh", das Luise Hensel gedichtet hat. „War noch so tränennaß die Wange, die Mutter sang, und beim Gesange schloß mir der Schlaf die Augen zu".

Wunderbar beruhigend wirken auf das kindliche Gemüt die Töne, zumal wenn sie aus dem Munde der Mutter kommen. Wie schön, wenn die Mutter ihren heranwachsenden Kindern einen Stamm solcher hervorragender und recht deutscher Lieder einprägen kann, wenn sie schon das jugendliche Herz des Kindes mit der Freude an edler Einfachheit zu füllen vermag, die in späteren Jahren der sicherste Schutz ist vor aufdrängerischer Geschmacklosigkeit und unkünstlerischem Schein. Die Empfänglichkeit der Kinder ist erstaunlich, ebenso erstaunlich wie ihr Gedächtnis. Es dauert nicht lange, so singen die Kleinen mit halber Stimme das nach, was die Mutter ihnen vorgesungen, und von Sang und Klang hallt das ganze Haus. Im gemeinsamen Spiel lernen dann die Kinder wiederum eine ganze Reihe von musikalisch wertvollen Liedern von der Straße, aus der Schule klingen viele herein. Aufgabe des Hauses ist es, alles das fern zu halten, was musikalisch wertlos oder gar schlecht und gemein ist. Niemand soll lachen über „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp", „Fuchs, du hast die Gans gestohlen", „Mariechen saß auf einem Stein" (das vielleicht auf altgermanischen Sonnenmythus zurückweist), „A, a, a, der Winter, der ist da" (das Vokallied), „Gestern abend ging ich aus", „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald", „Wer hat die schönsten Schäfchen", „Weißt Du, wieviel Sternlein stehen", „Goldne Abendsonne", „Winter ade". Sie haben alle, mit geringen Ausnahmen, wirklichen musikalischen Wert, sie klingen an die Mozartsche Art der Melodie an, und Mozart hat ja auch selber einige der schönsten für die jugendlichen Kehlen geschrieben, so: „Komm, lieber Mai und mache die Bäume wieder grün", und ich glaube, daß auch „Alle Vögel sind schon da" von ihm herrührt.

Welcher Erwachsene — die modern Blasierten, die Dickhäutigen, die Murrköpfe, die Pedanten ausgenommen, — sänge nicht mit Vergnügen mit und drehte sich dabei im frohen Ringelreihen mit den andachtsvollen und eifrigen Kleinen? Die meisten dieser Kinderlieder, auch die, die zu Spielen gesungen werden, sind heute schon gesammelt und in Büchern zu lesen samt ihrer Weise: so brauchen sorgsame Eltern nur sich Kataloge vom Buchhändler kommen zu lassen; jeder größere Musikverlag hat seine Volksliedersammlungen und zwar gewöhnlich in mehrfachen Bearbeitungen. Aber auch ohne Bücher pflanzt sich ein reicher Schatz von Gesängen durch mündliche Überlieferung der Kinder untereinander fort, hier und da auch sich ändernd und umgestaltend. Und gerade das mündliche Fortpflanzen der Lieder bietet dem schöpferischen Sinne des begabten Kindes die Möglichkeit, zu verändern, hinzuzufügen, hinwegzunehmen, d. h. selber mit zu arbeiten an dem Volkslied; seitdem die Weisen durch den Druck festgelegt sind und nun im Haus und in der Schule immer wieder mit der gleichen Genauigkeit und Sorgfalt eingeübt werden, hört für das Kind diese schöne Freiheit mehr und mehr auf. So wird auch das Volkslied bei uns büreaukratisch, miltärisch diszipliniert, und die Kinder mit.

Trotzdem läßt sich der schöpferische Drang in unseren Kleinen nicht ganz ersticken, das kann jeder wahrnehmen, der zu hören versteht. Wie die Soldaten, wenn auch unbewußt, fortwährend an ihren Liedern modeln, sodaß manche schon nach geringen Zwischenräumen kaum mehr zu erkennen sind (ich kann das aus eigener Erfahrung von meiner thüringischen Heimat berichten), so hören auch in den Landstrichen, wo der Gesang ein wirklicher Teil des Lebens, ein Bedürfnis ist, die Veränderungen in den Kinderliedern nicht auf: ein gutes Zeichen für die Stärke des musikalischen Dranges.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf die Hausmusik hat einen großen Einfluß die Musikpflege in der Schule. Was der mit unfehlbarer Autorität umkleidete Lehrer den Kindern beibringt, das klingt gewöhnlich auch außerhalb der Schule wieder. Obwohl nun keineswegs zu behaupten ist, daß auf allen Schulen guter Gesangunterricht gegeben wird, obwohl im Gegenteil zuweilen recht armselige Schächer (ich meine in musikalischer Beziehung, beileibe nicht in anderer) notgedrungen sich mit ihm befassen müssen, so sind doch die Vorschriften, die aus den Ministerien, den Schulkollegien ꝛc. ergangen sind, fast durchweg gut. Sie betonen mit Recht die Pflege des weltlichen wie des geistlichen Volksliedes (Chorals). Es sind vortreffliche Liedersammlungen in Menge erschienen, ebenso brauchbar für die Schule, wie für das Haus. Ich will nur die Namen Damm (Steingräber), Schwalm, Tschirch nennen, denen aber noch viele andere hinzugefügt werden könnten. Auch hier weiß jede Buchhandlung Rat für den Bedarf. Zumeist sind es dieselben Bücher, in denen auch die Kinderlieder enthalten sind.

Schwerlich kann sich irgend ein Volk mit dem unseren in Bezug auf Zahl und Schönheit der Volkslieder messen. Seit Jahrtausenden ist das, was unsere Volksseele gefühlt hat, in Wort und Weise erklungen und festgehalten. Und wenn auch nicht alle diese Lieder gleichwertig sind, wenn sich hier und da auch Mittelgut zwischen ihnen findet, so enthalten doch viele von ihnen so große Zartheit, solche Tiefe, solche Anmut, solche Größe, daß sie überhaupt unter den ersten Gebilden der gesamten Musik zu nennen sind, daß auch unsere großen Komponisten in der Melodie nichts Schöneres zu schaffen vermocht haben. Sebastian Bach, der Mann der unerschöpflichen Erfindungsgabe, hat einst geäußert, daß er viele von seinen Werken dahingeben würde, wenn er die Weise: „Herzlich tut mich verlangen" (jetzt bekannter als der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden") erfunden hätte. Er fühlte im tiefsten Herzen die ergreifende Schönheit dieser Volksmelodie. Beethoven hat im Septett ein rheinisches Volkslied verarbeitet, später oft auch andere benutzt und schließlich der Sammlung von Volksliedern aus allen möglichen Ländern sich eifrig gewidmet. Und wie seine neunte Symphonie ausklingt in eine herrliche, volkstümliche Weise zu Schillers Lied an die Freude, so sind die letzten Sätze der 5. wie 6. Symphonie über reinen Volksweisen aufgebaut. Darum werden unsere Volkslieder mit Recht in den Schulen gesungen, darum müssen sie auch im Hause erklingen, und die Eltern sollten nach Möglichkeit darauf hinarbeiten, daß der naturgemäß beschränkte Lehrstoff der Schule im Hause ergänzt und erweitert wird.

Von Lenz und Liebe singt das Volkslied, von Treue und Verrat, von Wanderschaft und Heimkehr, von Wald, Berg und Bach, von Heldentum und Vaterland, von Freude und Freiheit, von Weihetagen und Wein. Sei man doch etwas weichherzig und übe man den schönen Liedern gegenüber rechte Duldung. Es ist sicherlich verkehrt z. B. „Es waren zwei Königskinder" (unsere nordische Hero und Leandergeschichte) aus dem Hause zu verbannen, weil es von zärtlicher Liebe handelt oder gar, weil darin „die falsche Nonne" vorkommt. Nein, das traurige Geschick der beiden Liebenden, das in so schlichten Worten dargestellt und in eine wunderbar schöne Weise gefaßt ist, rührt jedes junge Herz tief und auch jedes alte, wenn es nicht verstockt oder verbildet ist. Und ebenso ist es mit dem schönen: „In einem kühlen Grunde", das über die zerbrochene Liebestreue klagt, mit: „Jetzt gang' i ans Brünnele", das mir (wenigstens in Anbetracht der Weise) die Krone der schwäbischen Volkslieder zu sein scheint, mit „Mei Mutter mag mi net", „Wenn ich ein Vöglein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wär'", „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus", „Ach wie ist's möglich dann", „Morgen muß ich fort von hier" und vielen anderen. In ihrer Art sind sie unsterblich und mit ihnen „Das Lieben bringt groß' Freud", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Sah ein Knab ein Röslein stehn", (bekanntlich ein Elsässer Volkslied, das Goethe gefunden und nur im dritten Vers ein wenig verändert hat; die zwei am meisten gesungenen Melodien dazu sind von Werner und von Schubert, jene ernster und volksmäßiger, diese tändelnder und mehr Kunstlied, beide aber sehr schön), „Nun leb wohl, du kleine Gasse", „Ännchen von Tharau", „Es ist bestimmt in Gottes Rat", Am Brunnen vor dem Tore", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten".

Nur nicht zimperlich und altjüngferlich! Das Kind, das kleine wie das heranwachsende, der Jüngling wie die Jungfrau, haben, wenn vielleicht auch noch unbewußt, ein tiefes Verständnis für schlichte und natürliche Liebe; es ist ihnen, den noch unverdorbenen Kindern der Natur, die Zuneigung zwischen den Geschlechtern etwas selbstverständliches: will man das Singen von der Liebe überhaupt aus der Kinderstube und dem Haus verbannen, so reißt man damit die schönsten Blumen aus dem lebensfrischen Blütenstrauß des deutschen Liedes. Wer solche Verbesserungen in usum Delphini und aller Kinder verüben konnte wie „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad, mein O n k e l ist verschwunden, der dort gewohnet hat" oder „Wohlauf noch gesungen im trauten Verein" statt „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" und dergl., den nennen wir einen Böotier, einen Barbaren. „Ach, wie ists möglich dann, daß ich Dich lassen kann, wo meine Wiege stand, mein Vaterland. Duften die Berge blau, wenn ich waldaufwärts schau, wird mir das Herz so weit voll Seligkeit". Das mag noch angehen, aber wie viel schöner und ursprünglicher ist das eigentliche Lied. Vers 2 und 3 von „Wenn ich ein Vöglein wär" hat Wilhelm Wackernagel (!) so verhäßlicht: 2. „Wenn ich ein Englein wär, lieblich in Himmelsweis', — ach wie so sehr wollt ich dann selig sein im Sternenheer! 3. Wenn ich ein Englein wär, fröhlich und frommes Kind, freut ich mich sehr. (!) Herr, laß michs werden doch je mehr und mehr!"

Es möge uns gestattet sein, zu den genannten noch etliche aus anderen Gebieten der Volksgesänge anzuführen, deren Wort und Weise uns vertraut und lieb sind, weil sie uns von Kindheit an begleitet haben. Da singen wir zum Lob der Heimat „An der Saale hellem Strande", „Drunten im Unterland", „Nun ade, Du mein lieb Heimatland", wir wandern in die Ferne mit „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", „Der Mai ist gekommen" (das schönste aller Burschen- und Wanderlieder), „Hinaus in die Ferne", „O Täler weit, o Höhen", „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein".

Wir feiern unser Vaterland mit „Deutschland, Deutschland, über alles", das viel mehr unsere Nationalhymne genannt werden muß, als etwa das ausländische „Heil Dir im Siegerkranz", „Ich hab mich ergeben" (nach der alten, innigen Weise des Burschenschaftsliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus"), „Stimmt an mit hellem, hohen Klang", „Treue Liebe bis zum Grabe schwör ich Dir mit Herz und Hand", „Ich bin ein Preuße", „Schleswig-Holstein meerumschlungen", „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" (so oft gesungen und doch so schön), „Was ist des Deutschen Vaterland" (hierzu sollte immer nur die schöne Weise Cottas gesungen werden, die Reichardt wirkungsvoller gestalten wollte, in Wirklichkeit aber verschlechtert hat).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir begeistern uns zur Tapferkeit und Kriegertugend mit dem unvergleichlich schönen „Prinz Eugenius, der edle Ritter" (dessen wunderbare Melodie 1870 in dem ausgezeichneten „König Wilhelm saß ganz heiter" seine Auferstehung gefeiert hat), mit dem uralten und großartigen „Kein schön'rer Tod ist auf der Welt", mit „Zu Mantua in Banden" (zu der Dur-Melodie ist zu vergleichen das Finale aus Beethovens erstem Klavierkonzert C-dur), mit der prächtigen Lyrik der Freiheitskriege, mit „Ich hatt' einen Kameraden" und „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod".

Wer pflegt alle diese herrlichen Schöpfungen in Wort und Ton heute noch? Ein großer Teil unseres Volkes geht teilnahmlos vorbei — frisches Leben haben sie hauptsächlich in den Kreisen der Studenten, die in der Tat die rechten Konservatoren dieser Schätze sind, daneben bei den Soldaten, den Dorfmädchen und Bauernburschen zumal Mittel- und Süddeutschlands. Die Schule hat für die Pflege des Gesanges überhaupt nur ein sehr geringes Maß von Zeit zur Verfügung — leider: So ist auch ihr Anteil an der Pflege des Volksliedes recht bescheiden. Damit aber die alten Herrlichkeiten wieder völlig zu den Ehren kommen, die sie verdienen, muß das Haus mithelfen.

Das ist ein liebliches Bild, wenn nach der Tages-Arbeit Vater und Mutter die Kinder um sich sammeln und mit oder ohne Begleitung von Instrumenten singen von all dem Schönen, was das Volkslied bietet. So wird am besten das Häßliche und Gemeine abgewehrt, was aus Tingeltangel und Operette in das Ohr der Kinder sich einschmeicheln will. Es ist ein Jammer, daß soviel greulicher Schund gerade im Lied verarbeitet wird. Das Couplet als Vertreter der französischen Sinnlichkeit kämpft nicht ohne Erfolg gegen die Reinheit unserer deutschen Lieder, obwohl es in musikalischer Beziehung so tief unter ihm steht. Die Leierkasten leiern nur immer wieder den trivialen Mascagni und die urgewöhnlichen funicoli-funicola-Weisen aus Neapel vor — ist es ein Wunder, wenn schließlich die Kinder sie auf der Gasse und im Hause nachsingen? Gott sei Dank, wir haben jetzt die musikalische Herrschaft in der Welt, — übe man sie verständig und entferne man das Ausländische möglichst auch hier.

Wo wirklich musikalische Eltern vorhanden sind, werden sehr bald auch die Kinder nach dem Gehör zwei-, ja drei- und wohl auch vierstimmig singen lernen, grade so wie in den thüringischen Dörfern die Bauernmädchen zwar mit zu hellen Stimmen, aber doch musikalisch richtig zwei- und dreistimmig singen, und wie die Handarbeiter des Thüringer Waldes, die zumeist von selber ihr Instrument gelernt haben, ihre vierstimmige Musik zusammen machen. Viele Häuser sind stumm, aber auch nur wenig Bemühung trägt nach dieser Seite hin schon ihre Frucht, und gar bald klingt aus dem Mund der Kinder unser deutsches Volkslied in der Stube, im Garten, bei den Spielen fröhlich und richtig. Und viel sollte gesungen werden! Der alte Sängerspruch ist völlig richtig: „In Freude und in Leid ein Lied ist gut Geleit". Eine Erziehung zum Singen wird in unserer überaus nüchternen, praktischen Zeit dem Ideal-Künstlerischen, dem Oberdeutschen wieder mehr zum Durchbruch helfen. Es tun uns Leute not, die mit Göthes Musensohn von sich sagen können: „Nach dem Takte reget und nach dem Maß beweget sich alles an mir fort". Denn es ist in unserem ganzen jetzigen Wesen, im öffentlichen, wie in dem einzelnen, zumal in der Kunst — die Wissenschaft zeigt heute merkwürdigerweise ein künstlerischeres Antlitz als die Kunst — soviel Unschönes, Taktloses, Unrhythmisches, Geschmackwidriges, Unmusikalisches, daß eine Umkehr not täte. Ich will nicht sagen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß alle Häuser durch die Erziehung zum Singen musikalisch gemacht werden können, denn es gibt wirklich solche Leute, amusoi nannte man sie in Griechenland, Musenverlassene, an denen jede Mühe verloren ist; aber daß man durch Übung auch in dieser künstlerischen Hinsicht manches erreicht, ist nicht zu leugnen. Und ich kann wieder aus eigener Erfahrung berichten, daß ein Kandidat der Theologie, der zeitlebens ein kräftiger Böotier gewesen und nicht einmal die einfachen Terzen des Anfangs von „Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald" nachsingen konnte, doch durch rastloses Mühen schließlich die Liturgie in der Kirche garnicht so übel vortrug.

Alles, was wir bisher gesagt haben, galt der Empfehlung des Volksliedes, und zwar des weltlichen. Wie steht es mit dem geistlichen? Wir Deutsche sind ein durchaus religiöses Volk, und darum ist das Gebiet auch der frommen Lieder bei uns sehr groß. Hier ist zu scheiden zwischen den Kirchenliedern und den sogenannten geistlichen Liedern im engeren Sinne, d. h. solchen, die zwar einen religösen Inhalt haben, aber doch für die Gemeinde und den Gottesdienst nicht passen, vielmehr den Einzelgesang fordern oder den einer beschränkten Anzahl von Menschen, wegen ihres stark subjektiven Inhalts und vielleicht auch ihrer ebenso subjektiven Melodie. Es gibt auch unter diesen, den geistlichen Liedern im engeren Sinne, köstliche Juwele, wenngleich im ganzen und großen, ein gewisser weiblicher Charakter ihnen eigen ist, der leicht aus tiefster Innerlichkeit und Gemütsweichheit hinüberführt in Schwärmerei und Weichlichkeit. Aber wer kennt und liebt nicht das sehr alte und wundervolle „Schönster Herr Jesu", das ein geistliches Volkslied im besten Sinne des Wortes ist. Wäre es nicht so schön, so hätte es schwerlich Mozart im zweiten Teil des Mittelsatzes seiner ersten Violinsonate (in B-dur) verarbeitet. Ihm kommen nah, ja erreichen es zum Teil an musikalischer Bedeutung „Laßt mich gehen", „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh", „Wenn ich Ihn nur habe", „Harre meine Seele", So nimm denn meine Hände" und das tief empfundene „Wie mit grimm'gem Unverstand", zu dem A. Dürrner nachmals eine von Männerchören mit Recht vielgesungene Weise gefunden hat.

In anderem Stil, aber doch auch volksliedmäßig, klingen: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud", „Ich bete an die Macht der Liebe" (als Zapfenstreich bei den preußischen Truppen verwendet), „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" (wozu auch Beethovens großartige Melodie zu vergleichen ist), „Wir treten zum Beten" altniederländischen Ursprungs. Wie bei den Chorälen die Lieder zu den einzelnen kirchlichen Zeiten ganz bestimmte Gruppen bilden, so hat auch das geistliche Volkslied der christlichen Jahreseinteilung sich bemächtigt und manches hervorragende geschaffen. Es gibt Gesänge auf die Ankunft Christi, seine Geburt, sein Leiden, Auferstehung, Himmelfahrt, auf das Pfingstfest und dergl. Es ist bezeichnend, daß von ihnen allen heute bei uns eigentlich nur noch die Weihnachtslieder gebräuchlich sind. Weihnachten ist von allen Festen das traulichste und lieblichste. Daß das Jesuskind geboren ward, und zwar in einem Stall, das ist, zumal für die Kinder, eine verständliche und herzbewegende Sache. Weniger vertraut schon ist dem Volk das hehre und großartige Auferstehungsfest, das eitel Erhabenheit und Majestät an sich trägt, und gar für das abstrakte Pfingstfest kann es sich nicht recht erwärmen. Und so jubelt denn am Weihnachtstag Jung und Alt in herzlicher Freude das muntere „Ihr Kinderlein kommet" (eigentlich wohl ein weltliches Volkslied, vergl. auch zu seinem Anfang „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh"), das innige „Du lieber, heilger, frommer Christ", das aus Süditalien (o sanctissima) übernommene, eintönigere, aber auch schöne (mit klassischem Profil) „O Du fröhliche".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf die Lieder zweiter und dritter Ordnung, die es auch unter den Weihnachtsgesängen gibt, wie „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen", „Morgen, Kinder, wirds was geben", „O Tannenbaum", wollen wir nicht eingehen. Bei weitem die beiden schönsten bleiben doch das österreichische „Stille Nacht", mit dem Pfarrer und Schulmeister zusammen in Wort und Ton ein Meisterwerk geschaffen haben, das an Zartheit und Süße unübertrefflich ist und darum auch, obwohl kaum 100 Jahre alt, unter dem Schutze des überall hin dringenden deutschen Tannenbaumes sich die Welt erobert hat, und das altdeutsche „Es ist ein Reis entsprungen", das in Wort und Weise die reine, von allem irdischen Staub freie, wahrhaft himmlische Freude atmet. (Selbstverständlich ist dies dasselbe Lied, das eine angeblich dichterischer begabte Zeit geändert hat in „Es ist ein' Ros' entsprungen", obwohl im Propheten Jesaias (Kap. 52,2), auf den das Lied hinweist, kein Wort von einer Rose zu lesen steht: „er schießt auf vor ihm wie ein Reis" usw.)

Man könnte schwanken, ob man nicht auch „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Nun singet und seid froh" und ähnliche in den Kreis des geistlichen Liedes einbeziehen sollte. Ich möchte aber beide wegen ihres streng kirchlichen Inhaltes doch lieber zu den Chorälen rechnen. Es wird von ihnen weiter unten nochmals die Rede sein.

Unter dem Begriff des weltlichen Volksliedes verstehen wir alles dasjenige, was an weltlichen Liedern noch im Munde des Volkes lebt, — mag der Verfasser und Tonsetzer bekannt oder unbekannt sein. So ist „Deutschland, Deutschland über alles" ein echtes Volkslied, obwohl wir wissen, daß Hoffmann von Fallersleben der Dichter, Joseph Haydn der Komponist gewesen ist. Gerade so verhält es sich mit unseren Kirchenliedern, den Chorälen. Bei den meisten von ihnen können wir über den Dichter Rechenschaft geben, bei einer geringeren Zahl auch über den Tonsetzer. Aber manche, zumal die ganz alten, sind, was ihre Entstehung betrifft, in Dunkel gehüllt; gleichgiltig für uns, denn sie alle sind Volkslieder geworden. Wie die weltlichen Volkslieder sich durch wunderbare Mannigfaltigkeit auszeichnen, so auch unsere Choräle.

Unsere Zeit ist den Kirchenliedern nicht günstig. Die meisten dieser herrlichen Zeugnisse für Glaubenskraft und innere Erhebung entstammen vergangenen Tagen, wo der Inhalt des gesungenen Wortes sich noch mit dem Gefühl des Herzens und der ganzen religiösen Weltanschauung deckte. Heutzutage ist auch in den noch strengeren Kreisen, von den freieren ganz zu schweigen, der Sinn für das dogmatische Festlegen der christlichen Überzeugung bedeutend geschwunden, man liebt ein freieres, subjektiveres Christentum. Wie schade, daß damit zugleich ein Teil der alten Kernlieder, jener gewaltig gefügten Kunstwerke, mehr und mehr der Vernachlässigung anheimfallen.

Es bleibt allerdings auch ohne diese der Reichtum an wirklich bedeutenden und wunderschönen Liedern überaus groß. Aber wer kennt sie, wer kümmert sich überhaupt um unsere Choräle? Leider muß es offen gesagt werden, daß nicht die nötige Sorgfalt auf die Pflege der Choräle verwendet wird. Es ist ja ein Fortschritt zu spüren gegen die Zeit etwa vor einem halben Jahrhundert, wo man im Rationalismus und Liberalismus dahin segelte, von Geistesaufklärung und dergleichen alles erwartete und natürlich für die anderen Seiten der religiösen Erbauung keinen Sinn hatte und darum auch dem Gesang in der Kirche keine Aufmerksamkeit zuwendete. Aber es bleibt noch unendlich viel zu tun, um unsere Landsleute aus ihrer geradezu beschämenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unkenntnis unseres Kirchenliedes herauszuheben. Die Schule kann da nicht allein helfen, auch der sonntägliche Gottesdienst nicht; nein, unser Choral muß wieder da seine Heimstätte haben, wo er sie früher gehabt hat, in den Hausandachten.

Diese Andachten findet man in christlich gesinnten Familien noch oft, morgens oder mittags oder abends, aber ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß sie meistens ohne Gesang verlaufen. Aus der Bibel wird gelesen, vielleicht auch eine erbauliche Betrachtung über die Schriftstelle, ein Gebet, ein Gesangbuchlied, schließlich das Vaterunser gesprochen, aber leider wird nicht gesungen! Der Vater oder die Mutter sind gewöhnlich allein die Sprechenden, die übrigen schweigen, — und es bekommt so die Andacht etwas starres, lebloses. Das widerspricht geradeswegs dem altkirchlichen Grundprinzip, der Pflicht des einzelnen, selber zu Gott zu reden, selber für sich Gottes Gnade und Vergebung, Hilfe und Segen zu erflehen. Wie in der alten Kirche während des liturgischen Teils des Gottesdienstes die Gemeinde mit dem Geistlichen in fortwährender Zwiesprache sich befindet, wie sie ihm antwortet, ihm beichtet, mit ihm das Vaterunser laut betet, wie sie vor allen Dingen im Lied die Andacht, die Freude, die Bitte ausströmt, so sollte auch in der Hausandacht der einzelne durch den Mund mitwirken und vor allen Dingen die Lieder mitsingen. Zum Singen sind sie nun doch einmal gemacht, und wer sie nur liest, entkleidet sie ihres herrlichen Gewandes, ja mehr noch, er raubt ihnen einen Teil ihres eigentlichen Wesens. Wenn täglich auch nur einer der Choräle an die Reihe kommt, wenn auch dieselben Weisen zu anderen Worten öfter wiederkehren, es wird doch allmählich ein schöner Schatz von Versen und Weisen gewonnen. Die Kinder nehmen ihn mit in das Leben hinaus, und die überaus edle Art dieser Musik bewahrt später vor Geschmacklosigkeiten, neuen und alten.

Das ist die edelste und schönste Hausmusik, die man sich denken kann. Wer mit und in den Chorälen lebt, den begleiten sie zu allen Zeiten, bei allen Ereignissen. Seine Trauer klingt aus im Choral, im Choral bringt er Gott seine Freuden, im Choral spricht er seine Demut, seine Bitte, seine Buße aus.

Was wir von den weltlichen Volksliedern gesagt haben, nämlich daß sie mit zu dem Schönsten gehören, was dem deutschen Herzen entquollen ist, gilt in vollem Maße auch von den Chorälen, nur daß sie Lieder in höherem Chor sind, nämlich, stark voll Erhabenheit und Heiligkeit. Man könnte sagen, sie verhalten sich zu jenen wie Beethoven zu Mozart. Und daran ändert die Tatsache nichts, daß viele von ihnen aus denselben Quellen wie das Volkslied geflossen, ja oft nichts anderes sind als Umdichtungen auf schon vorhandene Volksweisen, z. B. „Nun ruhen alle Wälder" = „O Welt, sieh hier Dein Leben" = „O Welt, ich muß Dich lassen" = „Innsbruck, ich muß Dich lassen", „Von Gott will ich nicht lassen" = „Ich ging einmal spazieren", „Wie schön leuchtet der Morgenstern" vielleicht = „Wie schön leuchten die Äugelein" u. a. In der Tat, sie verdienen gesungen zu werden, so singe man sie im Haus und lasse sie Einfluß gewinnen auf den religiösen, zugleich aber auf den ästhetischen Sinn der Familienangehörigen.

An der Spitze von allen protestantischen Chorälen steht ohne Frage das gewaltige Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," wie von den katholischen wohl das tiefinnige „O Traurigkeit" die Palme davonträgt. Ich kann mir nicht versagen, gerade weil die Kenntnis unseres Kirchenliedes stark zurückgeht und so viele Leute über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haupt keine Ahnung haben von der musikalischen Pracht, die in ihnen verborgen liegt, wenigstens einige der hauptsächlichsten anzuführen, die auch in den Weisen besonders bemerkenswert sind, und zum häuslichen Gesange zu empfehlen.

Da sind zu nennen: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort", „Ach Gott vom Himmel, sieh darein", „Es spricht der Unweisen Mund wohl", „Es wolle Gott uns gnädig sein", „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir", alle in gewaltigen, altertümlichen Weisen. Ferner das kriegerische „Verzage nicht, Du Häuflein klein", das tieftrauernde „Zion klagt mit Angst und Schmerzen", das feurige „Fahre fort", das trostvolle „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ", das wehmütige „Ach Gott und Herr", das feste und freudige „O Herre Gott, Dein göttlich Wort", das ergreifende „Straf mich nicht in deinem Zorn", die beiden großen „Nun freut euch, liebe Christen g'mein" und „Es ist das Heil uns kommen her", ferner „O Jesu süß, wer Dein gedenkt", (Jesu dulcis memoria von Bernhard von Clairvaux) zart und süß, „Herr Christ, der einig Gottsohn", „Meinen Jesum laß ich nicht", „Mein' schönste Zier und Kleinod bist", (Erhör mich, wenn ich ruf zu Dir, eine der süßesten und schönsten Weisen, die je erfunden sind), „Jesu meine Freude", „Liebe, die du mich zum Bilde", „Ach, was soll ich Sünder machen", „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen", „Eins ist not", „Ich ruf' zu Dir, Herr Jesu Christ", „Herr, wie Du willst, so schicks mit mir", „Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr" (groß und wunderherrlich), „Fang dein Werk mit Jesu an", „In allen meinen Taten", „Alles ist an Gottes Segen", „Dir, Dir Jehovah will ich singen" (großartig und tief), „Nun danket alle Gott", „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit" (frisch und jugendschön in seinem lebhaften Rhythmus), „Nun danket all' und bringet Ehr'", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" (ein Prachtlied des Lobes, obwohl in Moll stehend), „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut", „O daß ich tausend Zungen hätte", „Lobe den Herren, o meine Seele", ganz im Beethoven'schen Stil, ebenso groß wie das majestätische: „Nun lob' mein' Seel'", „Verzage nicht, du frommer Christ", „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit", „Von Gott will ich nicht lassen", das uralte „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", „Auf meinen lieben Gott", „Befiehl du deine Wege", „Warum sollt' ich mich denn grämen", nachgebildet der Weise: „Fröhlich soll mein Herze springen", aber innig und schön, „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „Was Gott tut, das ist wohlgetan", „Wenn wir in höchsten Nöten sein", „Die Nacht ist hin, der Tag bricht an", „Der Tag vertreibt die finstre Nacht", „Gott des Himmels und der Erden", „Aus meines Herzens Grunde", „Lobet den Herren, alle die ihn fürchten", „Die güldne Sonne, voll Freud' und Wonne" (ein rechtes Freudenlied), „Morgenglanz der Ewigkeit," „Christe wahres Seelenlicht", „Die Sonne wird mit ihrem Schein", das unsterbliche „Nun ruhen alle Wälder", „Werde munter mein Gemüte", „Der lieben Sonne Licht und Pracht" (gedichtet auf eine liebliche Volksweise in Haydns Art), „Nun sich der Tag geendet hat" (ergreifend in seinem schlichten Ernst), „Mitten wir im Leben sind" (unser mittelalterliches Schlachtlied, großartig und tiefernst), „Christus der ist mein Leben" (s. auch „Ach, bleib mit Deiner Gnade"), „O Jesu Christ, meines Lebens Licht", „Valet, will ich Dir geben", „Freu' Dich sehr, o meine Seele", „Wenn ich in Todesnöten bin" (von Todesschauern umflossen, aber wunderschön), „Welt ade, ich bin Dein müde", „Alle Menschen müssen sterben", „Jesus meine Zuversicht," das weltberühmte Sterbe- und Osterlied, „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", eines von den schönsten, in dem eine heilige und hinreißende Sehnsucht nach dem Himmel flutet, „O, Ewigkeit, du Donnerwort", schließlich König

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Königin unserer Choräle, wie sie ein Forscher genannt hat, „Wachet auf, ruft uns die Stimme" und „Wie schön leuchtet der Morgenstern", beide von Nicolai gedichtet und vielleicht auch komponiert, das erste, ein höchst großartiger Nachklang zu den Tageliedern unserer Minnesänger, das zweite, ein geistliches Liebeslied an Christus von einer Glut der Empfindung und einer Schönheit des Ausdrucks, die in Erstaunen setzen.

Wir haben in der Menge der aufgezählten die Festlieder nicht erwähnt, und doch bilden sie Gruppen von ganz besonderer Schönheit. Die Adventwochen leiten die hohe Zeit der Feste ein, zum frohen Dank gegen Gott mahnend, aber auch zur ernsten Einkehr in das eigene Herz. Diese beiden Gedanken finden sich auch in allen Liedern: „Gott sei Dank durch alle Welt", „Macht hoch die Tür", Mit Ernst, o Menschenkinder", „Nun jauchzet all' ihr Frommen", „Wie soll ich Dich empfangen" „Kommst du, kommst du Licht der Heiden" („Ach, was soll ich Sünder machen"), „Hosianna, Davids Sohn". Aber noch viel heller und lebendiger wird die Weihnachtsfreude in „Den die Hirten lobten sehre" (quem pastores laudavere nach uralter herrlicher Weise), „Der Tag, der ist so freudenreich", dessen unvergleichlich heitere und doch keineswegs zu leichte Weise vielleicht schon 1000 Jahre alt ist, und nun gar in dem einzigartigen Jubellied: „Nun singet und seid froh", das trotz seiner ursprünglichen Zweisprachigkeit doch eines der kostbarsten Stücke aus den Kirchenliedern bleibt,*) in dem erhabenen „Gelobet seist Du, Jesus Christ" und dem lieblichen „Vom Himmel hoch da komm ich her" (dessen Weise man die Wittenberger Verwandtschaft mit „Ein' feste Burg" deutlich anmerkt), in dem volksmäßigen „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich", dem aus nunc angelorum gloria entstanden „Heut' sein die lieben Engelein" (bei dessen wiederkehrendem Endreim: „Gottes Sohn ist Mensch geboren" usw. man unwillkürlich zum Mitsingen einsetzt), in „Fröhlich soll mein Herze springen" (dessen engelhafte Weise in allen Zeiten ihren Meister Crüger loben wird), in „O Jesu Christ, dein Kripplein ist", „Kommt und laßt uns Christum ehren" (quem pastores laudavere) „Ich steh' an Deiner Krippe hier", dem mozartisch weichen „O Jesulein süß" und dem triumphierenden „Freuet Euch, ihr Christen alle".

Es wären noch manche andere zu nennen, wenn uns nicht der Raum Beschränkung auferlegte.

Aus der Passionszeit wollen wir erwähnen „Ehre sei Dir, Christe" (laus tibi Christe), dessen gewaltige Weise mit dem angehängten Kyrie Eleïson so voll und prächtig ist, daß sie dem Farbenreichtum der Neuzeit ähnelt, das sehr alte überaus schöne „O Lamm Gottes unschuldig", das rührende „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen" (aus Augustinus geschöpft, wie „Jesu, Deine tiefen Wunden" und „Sei mir tausendmal gegrüßt" aus Bernhard v. Clairvaux), das weiche, fast weichliche „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld", das trauervolle „O Welt, sieh hier dein Leben", das sehr alte und bitter ernste „Wenn meine Sünd mich kränken". Edel klingt die Klage in „O du Liebe meiner Liebe", erschütternd in „Ich danke Dir für Deinen Tod", nachdenklich in „Jesu, Deine Passion" und schließlich tränenvoll, schwarz in schwarz gemalt, das alte wunderbare „O Traurigkeit, o Herzeleid"; aber die Krone aller Passionslieder bleibt doch in Wort und Weise: „O Haupt voll Blut und Wunden", aus Bernhards v. Clairvaux Salve caput cruentatum

*) Der erste Vers lautet eigentlich: In dulci jubilo, nun singet und seid froh unsres Herzens Wonne leit' in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in gremio. Tu es a et o Tu es a et o.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von P. Gerhardt in das Deutsche meisterhaft umgedichtet und der oben schon genannten und gerühmten Volksweise: „Herzlich tut mich erfreuen" angepaßt. Wieviel Tausende von Deutschen haben sich mit diesem Liede über das Todesgrauen hinweggetröstet und sind mit den Worten „Wenn ich einmal soll scheiden" selig eingeschlafen!

Nach seiner Bedeutung läßt es sich wohl nur mit „Christ ist erstanden" und den großen Reformationsliedern vergleichen; und weil das unser oberster Meister der Kirchenmusik, Johann Sebastian Bach, gar wohl erkannt hat, hat er es auch so oft und so meisterhaft verwendet, besonders in der Matthäuspassion.

Die Osterzeit sollte überall eingesungen werden mit „Christ ist erstanden", diesem uralten und gewaltig kräftigen Männerlied, das einst unsere Heere sangen, wenn sie über die Heiden, die Ungarn, Polen, Mähren gesiegt hatten. Luther (ob er selber, ist freilich fraglich) hat die Weise erweitert und meisterlich bereichert, so daß die herbe Pracht seines Sanges „Christ lag in Todesbanden" in der Weise unübertrefflich wiedergegeben ist; seinem musikalischen Charakter ist ähnlich: „Erschienen ist der herrlich' Tag" und das Jubellied: „Heut triumphieret Gottes Sohn" („Früh morgens da die Sonn' aufgeht" ist danach gedichtet), dessen Weise klingt wie von Engelchören den Menschen zugesungen, ein Kleinod unter den Osterliedern; ihm ebenbürtig ist: „Auf, auf mein Herz, mit Freuden" (in der Weise Crügers im Dreivierteltakt), zum Himmel aufstrebend in mächtigem Schwung, mit den Worten des herrlichen Gerhardtschen Liedes aufs Beste harmonierend.

Den Charakter alter Volkslieder aber von reicher Anmut und Schönheit tragen die verschiedenen Weisen zu „Erstanden ist der heilge Christ" (surrexit Christus hodie) mit ihrem herzerquickenden Halleluja. Über die Melodien zu „Gott sei gedankt zu jeder Zeit" („Verzage nicht, Du frommer Christ"), „Wir singen all mit Freudenschall" („O Herre Gott, Dein göttlich Wort"), „Sei fröhlich alles weit und breit" und „O, Tod, wo ist dein Stachel nun" („Nun freut euch liebe Christen gemein") „Lasset uns den Herren preisen" ist schon oben geredet worden.

Aus dem Himmelfahrtskreis möchte ich nur das innige „Zeuch uns nach dir" hervorheben und aus den Pfingstliedern: „Komm Gott, Schöpfer heiliger Geist" (veni creator spiritus) das schon auf Karls des Großen Zeit zurückgehen soll, mit seiner ruhig erhabenen Weise, dann das nur wenig jüngere „Heil'ger Geist, Du Tröster mein" (etwas bewegter im Rhythmus, aber zart und empfindungsvoll), „Zeuch ein zu meinen Toren", „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein" („Wie schön leuchtet der Morgenstern"). Bei weitem das größte und innigste ist Luthers „Komm heil'ger Geist, Herre Gott", den Worten wie der Weise nach ein ritterliches Lied voll Heldenkraft und Glaubenstiefe, das in brünstigem Gebet um den Segen Gottes ringt; es gibt keinen Choral, der besser geeignet wäre, den Gottesdienst der Gemeinde am Sonntag zu eröffnen als diesen, aber leider muß man auch ihn erst wieder künstlich zum Leben bringen, weil er mit der allgemeinen Erstarrung der Kirche gleichfalls erstarrt ist.

Noch einige allgemeine Bemerkungen zu den Chorälen. Wie die Worte unserer Choräle sich im Laufe der Zeit eine Menge von Veränderungen haben gefallen lassen müssen — mit mehr oder weniger Recht — wie sie gekürzt und verlängert, umgedichtet und zerschnitten, ja ganz vertilgt und ersetzt worden sind, so ist es auch den Weisen ergangen. Wie nun das Bemühen der Gelehrten dahin geht, die Worte möglichst auf die Urform zurückzuführen — so viele der Veränderungen sind wirkliche Verhäßlichungen — so werden in der neuen Zeit auch die Weisen allmählich in ihrer ersten Gestalt wieder hergestellt. Es ist ein ganz merkwürdiger Unfug, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man es für nötig gehalten hat, die rhythmischen Choräle ihres Charakters zu entkleiden und zu unrhythmischen, d. h. im gleichmäßigen Viervierteltakt (leider oft sogar Achtviertel-) Takt fortlaufenden zu machen. Jedes Volkslied und jedes Kunstlied hat seinen eigenen Rhythmus, ja jedes Musikstück, sei es noch so einfach; nur der Choral soll ohne Abwechselung in der ödesten Gleichmäßigkeit dahinschreiten, einer wie der andere, alle langsam, alle langweilig. So hat man aus dem munteren Dreiviertel-Takt von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" ein greuliches und sinnloses Viervierteltakt gemacht, ebenso das zwischen Dreiviertel und Viervierteltakt wechselnde „O Haupt voll Blut und Wunden" oder „Wie schön leuchtet der Morgenstern" (dieser Wechsel ist in den Urformen garnicht selten) durch die Gleichmäßigkeit entstellt und aus unzählig anderen den Rhythmus, d. h. das pochende Herz der Melodie herausgerissen. Ich will mich darüber nicht weiter auslassen, sondern nur noch sagen, daß daran in erster Linie die künstliche Musik, d. h. die figurierenden Choralbearbeitungen der vergangenen Jahrhunderte die Schuld tragen (so ist auch Seb. Bach trotz der großen und herrlichen Polyphonie in seinen so zahlreichen Choralsätzen doch ein Zerstörer der Melodie und ihres Rhythmus geworden und nach ihm natürlich alle seine Nachfolger), aber zugleich auch die so überaus törichte Ansicht, als ob man Gott stets, in dem feierlich steifen schwarzen Rock, dem langsamen Viervierteltakt entgegentreten und alles Fröhliche, Lebensvolle verbannen müsse, wenn man mit ihm verkehrt. Die Jammertal-Anschauung ist es, die hier herausblickt — auch sie hat unsere Kirchen verödet!

Hier und da haben sich etliche Landeskirchen wieder dem rhythmischen Choral zugewendet, an der Spitze die bayrische, von welcher auch die Bewegung für die Herstellung der alten Kirchenweisen ausgegangen ist, und etliche andere folgen nach, allerdings bisher nur wenige und diese sehr zaghaft. Wenn hier das Haus vorangeht und die Schule, dann wird allmählich auch die so wenig dem Fortschritt zugeneigte Kirche hinterdrein kommen müssen. Spräche doch für Preußen auch hier unser Kaiser ein Machtwort, der in den alten Armeemärschen ꝛc. einen so trefflichen musikalischen Geschmack gezeigt hat! Man versuche nur einmal „Lobe den Herren, o meine Seele", „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „O Du Liebe meiner Liebe", „Wie schön leuchtet der Morgenstern" in der ursprünglichen rhythmischen Form und der alten Harmonie, welche die Choralbücher von Tucher, Layriz, Zahn und das bayrische uns wieder erschlossen haben, und man wird staunen über das Leben, das diese Melodien gewinnen: sie werden die rechten und passenden Begleiter des Wortes und erhöhen ihren Wert um vielfaches. Und noch eins! Die ganz großen Weisen singe man nur auf das Lied, zu dem sie gemacht sind. Es ist sehr verkehrt, durch häufigeren Gebrauch sie abzuschwächen. Gerade wie die Festzeit ihren bestimmt ausgeprägten Charakter erhält durch die ihr eigentümlichen, sonst nirgends verwendeten Melodien, so sollte man auch die hervorragenden Melodien nicht für den allgemeinen Gebrauch verwenden. An „Ein' feste Burg" reicht kein anderer Wortlaut, auch nicht an „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „Jerusalem, Du hochgebaute Stadt", „Nun preiset alle", „Lobe den Herren, den mächtigen König", Lobe den Herren, o meine Seele", „Heut' triumphieret Gottes Sohn", „Auf, auf mein Herz mit Freuden" und viele andere. Sie zu anderen Worten singen, heißt sie entwerten, ja entheiligen.

Zum Schluß: Man singe im Haus unsere herrlichen Choräle und zwar in rhythmischer Gestalt; es wird Zeit, daß auch in dieser Hinsicht unser deutsches Haus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum singenden sich zurückbildet und in der täglichen Andacht ein nicht nur sittliches, sondern auch ästhetisches Heilmittel gegen die Krankheiten unserer moral- und schönheitlosen Zeit findet. — —

Wir kommen zu dem Kunstgesang, das soll heißen derjenigen Gesangmusik, die nicht dem Volkslied zuzurechnen ist. Das Gebiet des Kunstgesanges ist nicht kleiner als das des Volksliedes, im Gegenteil, es erscheint noch weiter und umfassender, auch wenn wir von den Werken für mehr als 2 oder höchstens 3 Stimmen absehen. Unsere Zeit ist für Volkslieder nicht mehr so zeugungskräftig wie die frühere. Das Volkslied verlangt ein unbeachtetes Entstehen und allmähliche Weiterverbreitung von Mund zu Mund, ein Leben gewissermaßen im Dunkeln. Aber heute, in der strahlenden Tageshelle unseres mathematisch-naturwissenschaftlichen Jahrhunderts wird alles, was kaum das Leben erblickt, unbarmherzig an das Licht gezerrt, kritisiert und analysiert, gedruckt und auf den Markt geworfen. Ungünstige Bedingungen für Entstehen und Gedeihen des Volksliedes!

Das Kunstlied aber mit seiner Klavierbegleitung vermag sich eher zur Geltung zu bringen und sich im musikalischen Wettbewerb durchzukämpfen. So ist denn die Flut der neuen Lieder fast unendlich zu nennen und will sich nimmer erschöpfen und leeren, jede Woche bringt neue Werke, jedes Jahr einen Berg bedruckten Notenpapiers. Natürlich ist das meiste nicht einmal mittelgut, sondern erbärmliches Zeug, das den Druck nicht verdient. Es gibt Firmen und „Komponisten", die ein förmliches Geschäft daraus machen, Schund zu veröffentlichen, getragen von der leider so richtigen Überzeugung, daß das Mittelmäßige, ja Schlechte leichter den Weg in die Masse findet als das Gute.

Das anspruchslose Volkslied verlangt zum Singen keine besonderen musikalischen Vorkenntnisse, auch keine sonderliche Bildung der Stimme: nein, wen das Herz treibt, der mag es singen, so wie der Vogel in den Zweigen singt und bloß dem Drange seines Innern folgt. Das Kunstlied hingegen kommt nicht zu seinem Recht, wenn es von ungeschulter Kehle gesungen wird. Weil das so ist, gehört es fast ausschließlich dem Alter, das den Kinderjahren entwachsen ist. Denn eine regelrechte Schulung der Stimme kann nicht eher beginnen, ehe nicht bei den Knaben wie Mädchen der Stimmwechsel vollendet ist. Man spricht gewöhnlich nur bei dem männlichen Geschlecht von einem Brechen der Stimmen, weil es da besonders auffällig ist, wie die Sopran- und Altstimme der Knaben plötzlich in die Tenor- und Baßlagen umschlägt (wieviel Lächerliches haben die gurgelnden, grunzenden Töne der Übergangszeit an sich!). Aber die Mädchen wechseln auch die Stimme, unmerklicher zwar, aber doch dem achtsamen Ohr deutlich genug, und wenn sie damit fertig sind, klingt die Bruststimme voller und hebt sich ganz anders von der Kopfstimme ab als im Kindesalter.

Es kann hier nicht eingegangen werden auf den höchst merkwürdigen Zusammenhang zwischen geschlechtlicher und stimmlicher Reife, in welchem wohl noch manches unerforschte Rätsel enthalten ist, aber wir müssen davor warnen, mit der Schulung der Stimme eher zu beginnen, als die Männer- oder Frauenstimme sich vollständig gefestigt hat. Jede zu frühzeitige Singstunde verdirbt die Stimmbänder und vernichtet oft schöne Hoffnungen. Ebenso sehr müssen die Eltern sich hüten, die kaum fertigen Stimmen ihrer Kinder durch eitles Hinausschleppen an die Öffentlichkeit zu sehr anzustrengen. Wie alles in der Natur allmählich geht, nichts sprungweise, so kräftigt sich auch die jugendliche Stimme nur langsam und in steter Übung. Nichts ist törichter darum, als in großen und anstrengenden Musikstücken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

etwa Opernarien und dergl., ihrer Kinder Leistungsfähigkeit anderen vorzeigen zu wollen. Es wird in den seltensten Fällen wohlgetan sein, vor dem 20. Jahre die Jugend auftreten zu lassen.

Und noch eine Warnung! Unter den Singlehrern und Singlehrerinnen gibt es heute gar viele, die von ihrem Beruf nur eine recht geringe Ahnung haben, die weder wissen, was für ein Kleinod ihnen mit einer menschlichen Stimme anvertraut wird, noch wie sie zu bilden und zu vervollkommnen ist. Viele schreiben sich mit Stolz Gesanglehrer, ja Professoren und Direktoren an Konservatorien und dergl. und kennen die einfachsten Dinge nicht, verstehen nichts vom bel canto der doch die Stimme leicht und biegsam machen muß, nichts von der Tonbildung, die vorn im Mund, nicht in der Kehle zu geschehen hat, — denn wer aus der Kehle singt, der ist mit seiner Stimme bald fertig —, nichts vom Atmen und dem Aussprechen. Das sind die Gefährlichen, die in aller Geschwindigkeit die Stimme zu einer künstlichen schnell welkenden Blüte treiben, statt sie naturgemäß und langsam heranwachsen zu lassen. Die spätere körperliche Reife, auf welche nach Cäsar's Bericht unsere Vorfahren stolz waren, ist unserer deutschen Anlage sicherlich angemessen. Die Eltern mögen sich vor solchen hüten. Der großen Lärmtrommel, genannt Reklame, die so viele Leute berühmt macht, ist nicht zu trauen und persönliche Erkundigungen bei sachverständigen Leuten in solchen Fällen das Beste.

Wir hatten oben gesagt, daß das Kunstlied eine geschulte Stimme verlangt, wenn es zu seinem Recht kommen soll. Im höchsten Maß gilt das von denjenigen Gesängen, die den großen kirchlichen wie weltlichen Werken, Oratorium, Oper, Kantate und Singspiel angehören. Wohl gibt es in ihnen leichtere Sachen, die nicht den Konzertsänger fordern, z. B. die Händelschen Arien aus dem Josua: „Wenn der Held nach Ruhme dürstet" (Alt) oder „All' ird'scher Stolz" (Sopran) oder „Soll ich auf Mamre's Fruchtgefild" (Baß), aus dem Messias „Er weidet seine Herde" (Sopran), aus dem Alexanderfest „Töne sanft, Du lydisch Brautlied", alle Meisterstücke in der Erfindung und Bearbeitung; vielleicht auch eine verstreute im Figaro oder Don Juan (wie schade, daß der häßliche Text zu dieser entzückenden Musik so wenig für das Haus paßt) oder in der Zauberflöte; aus der neueren Musik z. B. „Sei stille dem Herrn" (Alt) aus Mendelssohn's Elias, oder „Verlassener Jüngling" aus Schumanns Paradies und Peri und andere mehr — trotzdem aber ist die Mehrzahl von ihnen, weil nicht für das bescheidene Haus, sondern die breiteste Öffentlichkeit geschrieben, so schwer, daß nur wirkliche Künstlerschaft sich an sie wagen darf. Ich will hier kurz erinnern an solche bekannte, wie „Alle Tale" (Tenor), „Erwach zu Liedern der Wonne" (Sopran), „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (Sopran), alle aus dem Messias; „O hätt ich Jubals Harf" (Sopran) aus dem Josua, das einzige würdige Seitenstück im frommen Jubel zu „Mein gläubiges Herze" (Sopran) aus der Pfingstkantate von Bach; „O hör' mein Flehn" (Alt), aus Samson; „O wär' ich schon mit Dir vereint" (Sopran) und das herrliche Duett „O wunderbare Freude", beide aus Fidelio.

Reichliche Koloratur, Atemverteilung, Takt und Zeitmaß, harmonische Verhältnisse, Aussprache der Worte, stellen überall für die Hausmusik zu schwere Forderungen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß man an solchen Sachen seine Kraft überhaupt nicht erproben, sie garnicht kennen lernen sollte, im Gegenteil, man beschäftige sich eifrig mit ihnen am Klavier, singend und spielend, man mache sich vertraut mit den wunderbaren Gedanken und Erfindungen der großen Meister. Aber alles dies tue man hübsch bescheiden im Kämmerlein, d. h. für sich allein oder im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

allerengsten Kreise der Familie. Der beste ist für seine Umgebung der, der die Noten nur zu lesen braucht, um sie innerlich zu hören, aber diese Art ist selten. Kunstliebhaber, die sich hohe Ziele gesteckt haben, aber nur Ungenügendes leisten, sind in der Öffentlichkeit höchst traurige Erscheinungen, leider nur allzusehr verbreitet, und ganz besonders in der Musik, dem breiten Tummelfeld für begabte „Nichtskönner". Was zieht allein unter dem breiten Schild des Wohltätigkeitskonzertes, der so wacker alle Mittelmäßigkeit deckt, in die Öffentlichkeit — denn wer wollte so giftig sein, Almosen zu kritisieren!

Hier meint jede Mutter für ihre singende Tochter einen Platz beanspruchen zu dürfen, wären die Leistungen noch so jämmerlich. Wer aber ehrlich seine Meinung über das Unwesen sagt, der sinkt rettungslos aus Gnade in Ungnade, aus Bewunderung in Mißachtung, aus Liebe in Feindschaft. Genug davon! Man übe Vorsicht, ehe man die Finger heranbringt an die schwierigen Werke. Übrigens sind entsprechend dem übergroßen Bedürfnis die Arien, geistliche wie weltliche, in nicht wenig Büchern säuberlich zusammengestellt, auch sogar musikpädagogisch nach der Schwierigkeit geordnet. Die bekannten Ausgaben von Breitkopf und Härtel und Peters bieten alles Wünschenswerte.

Viel mehr als die Arie gehört das Lied, und zwar das zum Klavier geschriebene, in das Haus. Wieviel werden wir haben? Ob jemand das richtig anzugeben vermag, weiß ich nicht. Jedenfalls geht ihre Zahl weit in die Tausend hinein. Das Klavierlied ist, wie das Klavier selber, das sich erst im 19. Jahrhundert zu rechter Schönheit entwickelt hat, ein Kind der Neuzeit. Unseren bedeutenden Tonsetzern aus früheren Jahrhunderten, von der Reformationszeit bis zu Haydn und Mozart, war die Liedform mit Klavierbegleitung etwas zu geringfügiges; sie hatten mehr Freude an der Vielstimmigkeit und an kontrapunktischen Feinheiten des Gesanges, während sie die Begleitung nur ganz nebensächlich behandelten; pflegten sie doch von ihr meist nur den Grundbaß auszuschreiben, das übrige mit Zahlen anzudeuten. So sind uns aus jenen vergangenen Tagen so gut wie keine Lieder im heutigen Sinn erhalten, und auch diese bedürfen erst der Bearbeitung, wenn sie für uns brauchbar werden sollen. So galt es lange Zeit für ausgemacht, daß Bach kein einstimmiges Lied geschrieben habe, bis man das wunderschöne, einfache und tiefe: „Willst Du Dein Herz mir schenken" in Bach's Handschrift fand, das schnell durch die ganze musikalische Welt seinen Weg machte. Bald wurde es ihm wieder abgesprochen, weil es nicht ausdrücklich in der Handschrift als Bach's Werk bezeichnet, sondern nur Giovanni (Johann) als Komponistenname angegeben war; zumal Spitta, der bekannte und berühmte Bach-Biograph wollte es einem italienischen Komponisten Giovanni zuweisen. Ich meine, es läßt sich doch mit einem gewissen Schein von Recht ihm wieder zuteilen, und zwar darum, weil in der Baß-Arie aus dem zweiten Teil der Matthäuspassion: „Gebt mir meinen Jesus wieder" — gerade die Worte „Jesum wieder" tönlich genau übereinstimmen mit „unser beider Denken" aus „Willst Du Dein Herz mir schenken". Es ist eine Wiederholung der eigenen Komposition leichter zu denken, als der fremden. Und so wäre denn in der Tat Giovanni nichts anderes als die Italianisierung seines Namens, damals bekanntlich ein vielgeübter Brauch. Wenn es in der Tat von Bach wäre, so stände auch im Lied der gewaltige Mann mit einer trefflichen Gabe an der Spitze unserer Musikentwickelung. Von Haydn haben wir etliche Kleinigkeiten, die aber zumeist veraltet erscheinen, ebenso von Mozart. Aber eins von ihm verdient doch Erwähnung, das ist das liebliche Veilchen von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Göthe „Ein Veilchen auf der Wiese stand", welches in die neue Zeit der Lieder hineinweist und ebenso gut von Beethoven oder Schubert gemacht sein könnte. Ein anderes, das unter seinem Namen lief, hat vor kurzer Zeit viel Aufsehen erregt, das allerliebste Rokoko-Schlummerlied „Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein", — jedoch ist es gar nicht sicher, ob es wirklich von ihm herrührt. Beethoven ist der Meister aller Meister in der Instrumentalmusik, aber er hat auch eine Menge von Liedern geschrieben. Die Mehrzahl von ihnen entspricht nicht mehr dem heutigen Geschmack, aber einige sind doch überaus schön. So vor allem die einzigartige „Adelaide", arienähnlich, weich, melodiös, mozartisch, die merkwürdigerweise Beethoven selber nicht für des Aufbewahrens wert geachtet hat; dann aus den 6 Liedern von Gellert das kraftvolle und erhabene: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", das bei so vielen Festen als Weihelied erschallt, und das tieftraurige Bußlied „An Dir allein hab' ich gesündigt" mit dem trostvollen Schluß in Dur, das innig bewegte „Herz, mein Herz, was soll das geben", das in gleichmäßiger, ruhiger Empfindung dahinschwebende „Ich liebe Dich, so wie Du mich", das tiefe „Kennst Du das Land" und schließlich als die Krone von allen der „Liederkreis an die ferne Geliebte" mit seinen 6 Liedern, die miteinander an Melodienschönheit, Stärke des Gefühls und Schlichtheit wetteifern. In ihnen läuft die Klavierbegleitung nicht neben der Melodie her, sondern illustriert sie in vollkommener Weise. In den Worten „Dort im lieblichen Tal", wo die Stimme geheimnisvoll in immer demselben Ton erzittert, liegt der ganze romantische Zauber der Schumann'schen Zeit vorgebildet; wem flössen nicht selber die Tränen bei der Klage „Tränen sind all ihr Gewinnen" und dem wundervollen „Nimm sie hin denn, diese Lieder," das zur Anfangsmelodie zurückleitet. Mit Recht sagt Marx: „In ihm (diesem Liederkreis) vernimmt man den Urklang, aus dem die warmblütigen, gemütvollen Gesänge der Wiener Schule hervorgequollen sind."

Der König aller deutschen Liedersänger aber ist Schubert; ja, wollte man das Wesen unseres Liedes verkörpern, man könnte es in niemand besser, als in diesem gottbegnadeten Manne. Wie bei Ovid alles, was er zu sagen versuchte, zum Verse wurde, so konnte auch Schubert nicht anders denken als in Tönen, unbewußt setzte sich ihm alles in Musik um. Daher denn auch die fabelhafte Menge seiner Werke, und ganz besonders seiner Lieder. Ich weiß nicht genau anzugeben, wieviele er geschrieben hat, aber es mögen gegen 700 sein. Was tief drinnen im Herzen daheim ist, der Freude Seligkeit, des Schmerzes Leid, Hoffnung und Entsagung, Mut und Verzweiflung, Sehnsucht und Lust, alles hat er im Lied dargestellt. „In der Geschichte des deutschen Liedes nimmt Fr. Schubert den höchsten Rang ein. Mit seinen Jugendwerken noch sich anlehnend an die schlichte und einfache Melodik früherer Zeit, welche volksliedartig die Dichtungen mehr mit einem leisen Schleier des Tones zu umhüllen, als vollständig in Töne zu übersetzen bestrebt war, ragt er mit seinen letzten Kompositionen, namentlich mit der Winterreise tief in die später von Schumann, Franz Jensen, Brahms u. a. weiter ausgebildete romantische Richtung hinein und hat den ganzen, weiten Raum, der zwischen diesen Endpunkten liegt, durch eine große Anzahl herrlicher Lieder ausgefüllt, die darum den Stempel der Unvergänglichkeit an sich tragen, weil sie das denkbar Vollkommenste zwischen natürlicher Objektivität und bedeutsam ausgeprägter Subjektivität in sich zur Verwirklichung bringen." (G. Engel bei Gumprecht, musikal. Lebens- und Charakterbilder III).

Verschrobenheit und törichte Sucht nach Neuem, Unerhörtem hat Schuberts Lieder eine Zeit lang aus dem Konzertsaal fast verschwinden lassen. Die Vernunft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der gute Geschmack, der schließlich doch nicht ganz ausgerottet werden kann, haben ihn neuerdings wieder in die Stellung eingesetzt, die ihm gebührt. Das deutsche Haus hat ihm die Treue stets bewahrt, und dem deutschen Haus verdankt er sicherlich in der Hauptsache seine Berühmtheit. So fein seine Klavierbegleitung ist und so eng sie den Worten sich anschmiegt, so charakteristisch sie oft ist, ja, so neue Blicke sie erschließt, die vorher nicht geahnt werden konnten, so ist sie zumeist doch nicht allzu schwer, weil sie ganz natürlich ist und ohne alle Manier. Wer eine von Beethovens ersten Sonaten spielen kann, der bewältigt auch die schwierigeren Lieder ohne zu große Mühe, wenngleich bei den Oktaven des Erlkönigs auch dem Geübteren die Hand gelegentlich zittert. Alles übermäßig Schwere, rein auf Künstlertum Berechnete taugt nicht für das Haus. Schubert vermeidet es durchweg und sollte darum in keiner musikalischen Familie fehlen. Wem für den Anfang die starken Bände seiner Lieder zu viel sind, der mag mit einer Auswahl, einem „Album" anfangen; sie sind für jede Stimmlage gesetzt und vermitteln so bequem die Bekanntschaft, — bald wird der Bekanntschaft die Liebe und Freundschaft folgen; dann greift man von selber nach dem reicheren Vorrat der gesamten Lieder und lernt mehr und mehr den seltenen Menschen bewundern, dem es so aus dem Herzen gequollen ist.

Sollte hier auf einzelne Lieder eingegangen werden, würde des Schreibens kein Ende sein; ich begnüge mich, als unvergleichliche Meisterwerke anzuführen „Erlkönig", „Wanderer", „Rauschender Strom", „Das Meer erglänzte weit hinaus", „Gretchen am Spinnrad", „Ihr Blümlein alle", „Grüne Farbe", „Am Brunnen vor dem Tore", „Horch, horch, die Lerch' im Äther blau", „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n", „Du bist die Ruh", „Der Du von dem Himmel bist", „Die linden Lüfte" (nicht zu schnell!), „Der Tod und das Mädchen", „Lieder des Harfners", „Allmacht". Fast durchweg sind in ihrer Art vollkommen zu nennen die Liederkreise „Müllerlieder" und „Winterreise", die beide von Liebesfreude und Liebesleid singen.

Unbestritten trägt Schubert den Lorbeer unter den Liederkomponisten, nur einer kommt ihm nahe, ja in mancher Beziehung gleich: Schumann. Diesem scheuesten, einsamsten aller Komponisten, dem auch unter Freunden die Zunge versagte, der vor den Berührungen der Außenwelt sich in das Zauberland seines Innern zurückzog, war es gegeben, die tiefsten Tiefen menschlichen Gefühls in wunderbar ergreifenden Klängen den lauschenden Ohren der Zeitgenossen zuzusingen. Ihn umkleidet das leuchtende Gewand der Romantik: Frühlingsduft und Märchenschimmer, Waldesschauer und Grauen der Nacht, rauschende Quellen und Blumenpracht erschließen ihre Wunder ihm, dem träumerischen Mann mit den unergründlichen Augen. An ihm ist das Wort wahr geworden „Süße Liebe denkt in Tönen". Die Überfülle seines Herzens und der Reichtum seines Geistes kann nicht in dürftiger Harmonie und hergebrachter Melodie ausklingen, nein, unerhörte Akkorde und wundersame Weisen begleiten seinen Gang durch die Gefilde der deutschen Dichtung. Unter seinem Schritt sprießen köstliche Blumen und das Funkeln prächtigen Edelgesteins umleuchtet ihn. Er ist im allgemeinen schwerer zu singen und zu spielen als Schubert; seine weitgriffigen Akkorde, seine ungewohnte Melodieführung verlangen größere Fertigkeit in Stimme und Hand. Aber die Beschäftigung mit ihm lohnt reichlich alle Mühe. Ich kenne kein weicheres und doch volleres Liebeslied als „Du meine Seele, Du mein Herz", keine verhaltenere Leidenschaft als in der „Lotosblume"; in „Überm Garten durch die Lüfte" zittert und bebt die Seele vor Liebesfreude und Frühlingsglück, unter dem „Nußbaum" träumt sie süß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von kommender Seligkeit, derselben, die in „Es rauschen die Wipfel und schauern" verheißen wird von dem zärtlichen Liebesblick der Sterne. Der ganze Zauber der deutschen Romantik weht durch „Aus alten Märchen winkt es", mit dem sehnsüchtigen „Ach!"; durch das „Waldesgespräch" gellt der Hohn der Hexe Loreley, aber himmlischer Friede spricht aus den sanft rauschenden Ähren und dem milden Glanz des Mondes in „Es war, als hätt' der Himmel". Schumanns tiefe Innerlichkeit machen ihn besonders fähig, die Gefühle des weiblichen Herzens auf das treueste darzustellen: der ganze Liederkreis „Frauenliebe und Leben" ist eine Schnur von seltenen Perlen, aber die „Dichterliebe" steht nicht hinter ihnen zurück. Leise klingt in seine Lieder ein weher, fast kranker Ton hinein — Lenau ist sein Doppelgänger in der Dichtung —: weist er hin auf das traurige Schicksal, das ihn später packte? Der Weltschmerz ist ein hervortretendes Kennzeichen seiner Zeit, er ist von ihm nie frei geworden: mögen das die hohen Herren von der Kunstkritik als einen Fehler tadeln, uns wird es den Menschen und Künstler Schumann mit seiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach Glück nicht herabsetzen. Er steht doch gerade so neben Schubert, wie Schiller neben Goethe, und von allen Mitlebenden wie Nachfolgenden ist im Lied keiner an ihn gekommen.

Auch Mendelssohn nicht, wenngleich er noch vor wenigen Jahren der Liebling unseres singenden Hauses war, weil er mit seinen sangbaren und zumeist fröhlichen Weisen den Volkston traf und von dem Klavier nicht zuviel verlangte. Er, der Glückliche und Sieghafte, dem zeitlebens der Sonnenschein des Erfolges und Ruhms gelächelt hat, konnte nicht bis in die Tiefen des Gefühls hinabsteigen, zu denen Schumann und Schubert gedrungen sind; dem Oberflächlicheren fällt stets zuerst die Gunst der Menge zu, erst später kommt das Verständnis für die größere Innerlichkeit. Soll damit aber etwa gesagt sein, daß Mendelssohns Lieder Dutzendware seien? Mit nichten! Die meisten unserer neuen Komponisten könnten Gott danken, wenn ihnen solche Melodien einfielen, wie sie Mendelssohn sorglos ausgestreut hat. „Leucht' heller als die Sonne", „Bringet des treusten Herzens Grüße", „Ringsum erschallt", „Durch den Wald, den dunklen geht", „Es brechen in schallendem Reigen", „O Winter, schlimmer Winter", „Auf Flügeln des Gesanges", „Leise zieht durch mein Gemüt", „Es ist bestimmt in Gottes Rat", „Was bedeutet die Bewegung", vor allen „Ach, um deine feuchten Schwingen" und „Wenn durch die Piazetta", die beide wärmere Töne anschlagen, sind sicherlich schöne Lieder, die dem unbefangenen Sinn, zumal dem jugendlichen, gefallen müssen, und wenn sie mehr im Zelter-Reichardt'schen Stil geschrieben sind, d. h. die nebensächlicher behandelte Begleitung sich ganz dem Gesang unterordnet, so beweist das eben nur die auch aus den übrigen Werken Mendelssohns erkennbare Tatsache, daß er ein Zweig aus dem Stamme Mozart-Händel ist, wie Schubert und Schumann Beethovens und Bachs Nachkommen sind.

Die fruchtbarsten und wohl auch bedeutendsten Liederkomponisten nach Schumann sind Franz und Brahms. Obwohl gleich die ersten Lieder von Franz durch Schumann und Liszt warm empfohlen wurden, hat es doch lange gedauert, bis er allgemeiner bekannt wurde. Er ist der Sänger der Trauer, und zwar der pathetischen, die den eigenen Schmerz vor den Menschen mit Tränen, zuweilen auch mit Zorn ausschüttet. Etwas schwerfällig schreitet er einher in düsterer Melodik und dunkler Harmonie, die sich an Bach und Händel anlehnt (denn ihnen hat er in liebevoller Bewunderung einen großen Teil seines Lebens geweiht), und nur selten strahlt ein Lächeln des Glücks über sein Antlitz. Dabei aber wohnt in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm eine starke, dramatische Kraft, die auch schlichte Worte oft ganz merkwürdig belebt. „Er ist gekommen in Sturm und Regen", „Die Haide ist braun", „Das Gewitter", „Schon die Schatten dunkeln", „O säh' ich auf der Haide dort", „O danke nicht für diese Lieder" und viele andere sind weltberühmt geworden. Aber es gehört viel Gesangskunst zu ihrem Vortrag, und viele sind rechte Konzertlieder im besten Sinne des Wortes.

Brahms hat frühzeitig die Anerkennung der Welt gefunden, auch er eingeführt von Robert Schumann, seinem Vorbild und Meister. Obwohl er ihm an Reichtum der Erfindung und quellendem Fluß der Melodie nicht gleich kommt, hat er doch eine Reihe ganz hervorragender Lieder geschaffen, unter denen ich neben den berühmten „O, versenk Dein Leid", „Guten Abend, gute Nacht", „Meine Liebe ist grün wie der Fliederbusch" nur die wunderbaren Magellonengesänge hervorheben will. Freilich, sie erschließen ihre Schönheit nicht auf den ersten Blick, man muß sich in sie vertiefen, man muß vor allen Dingen die sehr schwere Begleitung, vor der nicht selten die Melodie völlig zurücktritt, beherrschen lernen: aber dann trägt man dauernden Genuß aus ihnen davon. Auch Brahms, als echter Norddeutscher, ist kein leichtfüßiger Musiker; wuchtig, ernst, gründlich ausgearbeitet sind die meisten seiner Sachen; den Laien will es dünken, er habe zuweilen komponiert, auch wenn die schöpferische Kraft versagte, und so sei denn manches, zwar in tüchtiger und sauberer Arbeit, aber etwas saftlos und strohern an das Tageslicht gekommen. Die Forderung „Gebt ihr euch einmal als Poeten, so kommandiert die Poesie" ist hart: Wer könnte sie immer erfüllen! Sogar Beethoven war nicht immer in der Stimmung zu schaffen! Brahms kommt neuerdings mehr und mehr zur Anerkennung, ein gutes Zeichen für die Gründlichkeit, mit der in manchen Kreisen unseres Volkes die ernste Musik gepflegt wird.

Neben diesen Größeren möchte ich für das Haus warm empfehlen den melodiereichen, künstlerischen A. Jensen („O laß dich halten, gold'ne Stunde", „Lehn deine Wang' an meine Wang'", „Über'n Garten durch die Lüfte", „Klinge, klinge mein Pandero", „An den Ufern des Manzanares", „Er kam in der Frühe", „Sie blasen zum Abmarsch" u. a.). Seine feinsinnige und vornehme Art hebt ihn weit heraus über Leute wie Kücken, Curschmann („An Rose"), Franz Abt, Lassen („Ich hatte einst ein schönes Vaterland", das vielleicht noch mehr gesungen wird als das triviale und außerdem Neßler entlehnte „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden"), Bungert und dergl., die in manchen Häusern, ja sogar in gewissen Konzerten noch die Hauptrolle spielen. Sie sind ja nicht zu verwerfen, jeder macht seine Musik so gut er kann, und es ist ihnen manches hübsche Lied gelungen, aber im großen und ganzen sind sie doch nur als Komponisten von Mittelgut zu bezeichnen, und wir wollten für das deutsche Haus doch nur das Höchste und Beste auswählen! Höher als sie steht der liederfrohe Schwabe Gustav Pressel mit seinen „Volksbildern" und anderen Liedern, die leider zu wenig bekannt sind („Barbarossa", „O lieb, so lang du lieben kannst", „Wenn sich zwei Herzen scheiden", „Jetzunder geht mein Trauern an", „Gestern noch schwur er mich nur zu lieben", „Hier hab ich so manches liebe Mal" usw.).

Kücken und Abt steht Wilhelm Taubert nahe, unter dessen Kinderliedern manche hübsche Weise für unsere Hausmusik nicht ohne Wert ist. In neuester Zeit machen der außerordentlich fruchtbare G. T. Wolf und R. Strauß, der auch in seinen Liedern wie in seiner Instrumentalmusik neue Bahnen einschlägt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von sich reden; ich wage nicht über sie zu urteilen, da sie mir noch zu wenig bekannt sind, nur weiß ich, daß R. Strauß an die Singstimme, wie die Klavierbegleitung sehr hohe Ansprüche macht.

Es bleibt nur noch einer zu erwähnen, der zwar nicht auf dem ganzen Gebiet des Liedes groß genannt werden kann, aber in der Ballade obenan steht: Löwe. Auch Schubert und Schumann haben Balladen geschrieben, die unsterblich sind, aber Löwe übertrifft sie an dramatischer Kraft, an Einfachheit, an Natürlichkeit der Deklamation. Als germanischer Barde ist er einst, indem er seine eigenen Lieder am Klavier sang, unter gewaltigem Beifall aufgetreten, aber seine volle Bedeutung ist doch erst nach seinem Tode erkannt und recht in das Licht gestellt worden. „Herr Heinrich saß am Vogelherd", „Prinz Eugenius", „Wir singen und sagen vom Grafen so gern", „Der Nöck", „Landgraf Ludwig und der Löwe", „Archibald Douglas", „Des Glockentürmers Töchterlein", „Die Uhr", „Des Goldschmieds Töchterlein" und viele andere sind vortreffliche Zeugnisse für seine große musikalische und deklamatorische Begabung, sie passen für den Konzertsaal ebensogut, wie für das Haus.

Das Gesagte mag für die Richtung genügen, die wir bei der Pflege des einstimmigen Liedes im Hause eingeschlagen wissen möchten. Daß außerhalb dieser Bahn noch manches gute, sogar einzelnes sehr gute liegt, ist selbstverständlich, nur ist eine erschöpfende Aufzählung hier nicht möglich. Und sie ist auch nicht nötig. Wer an der klassischen Musik, die uns die höchste und beste zu sein scheint, einmal Geschmack gefunden hat, der wird der Fülle der Neuerscheinungen gegenüber sein Urteil zu wahren wissen. Und das ist eine große Errungenschaft, „es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde", und ganz besonders in unseren Tagen, wo marktschreierisches Wesen sich überall breit macht, wo Mittelmäßiges und Dürftiges zum Rang großer Kunstwerke hinaufgeschraubt wird.

Was zum Schluß die mehrstimmigen Lieder angeht, so begnüge ich mich, nur kurz auf die Duett- und Terzettsammlungen hinzuweisen, die bei Peters, Breitkopf und Härtel, Litolff und den übrigen bedeutenderen Verlagshandlungen erschienen sind, und besonders auf die Duette von Mendelssohn und Schumann aufmerksam zu machen, die mit Recht zu dem eisernen Bestand unserer Hausmusik gerechnet werden. Beider Eigenart zeigt sich auch in ihnen deutlich: Mendelssohns gefällige Leichtigkeit, Schumanns tieferer Ernst. Wo eine Familie (oder mehrere in gemeinsamer Übung) es gar bis zum 4stimmigen Gesang bringt — es wird selten genug sein —, da sind vor allem Mendelssohns Quartette zu gebrauchen, die nach meiner Ansicht in ihrer schönen Melodik und dem kunstreich-einfachen Satz zu seinen besten Schöpfungen gehören. Aus anderen Komponisten bieten die Sammlungen von Heim, Palme und anderen, die Chöre von Schubert, die Chorsammlungen bei Peters usw. überreichen Stoff. Solche besonders bevorzugte Familien werden auch vertraut sein mit Oratorium und Oper, sie werden es verstehen, die Chöre für sich auszuwählen, die sie mit ihren 4 Stimmen zu bewältigen im Stande sind. Die Teilnehmer an solcher 4stimmiger Musik lernen schnell vom Blatt zu singen, und für sie ist es eine ganz besondere Freude, etwa an einem Abend auch ein größeres Chorwerk (Cantate, Oratorium, Oper) ganz durchzunehmen und, wenn die Stimmen für die Einzelgesänge nicht ausreichen sollten, wenigstens von den Chören, meist doch den Hauptsachen in größeren Gesangwerken, eine klare Vorstellung zu gewinnen. Und das ist die Blüte des Kunstgesanges in der Familie: auf diese Weise wird die Hausmusik zum Hauskonzert.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn im Frühjahr der Saft in die Bäume steigt, dann laufen die Dorfjungen in meiner thüringischen Heimat an den Bach, schneiden sich Weidenruten ab, ziehen mit dem Messer Ringe durch die Schale bis auf das Holz und schlagen dann das Schalestück so lange, bis es sich von dem glatten Stamm abziehen läßt. Dazu singen sie:

Hippe, Hippe hie,
'n Sack voll Klie (Klee),
'n Sack voll Gros (Gras),
is die Hippe los.

Noch ein paar kunstgerechte Schnitte, und die Weidenpfeife ist fertig. Die kleineren, die noch nicht das Messer handhaben, reißen dem gelben Löwenzahn die Blüte ab und machen sich aus den hohlen Stengeln, die nur leider gar so bitter schmecken, ihre Pfeifen, die nach der Länge oder Dicke der Röhre sehr verschiedene Töne von sich geben, von fagottartiger Tiefe bis zum hellen Klang der hohen Oboe. Andere bauen sich aus Holz und Pferdehaar Fiedeln, auf denen sie eifrig streichend dünne zitherartige Töne hervorbringen. Wer aber sich mit keinem „Instrument" dieser Art befaßt, der pfeift wenigstens, und zwar pfeift er alles, was ihm vor die Ohren gekommen ist: Choräle, Volkslieder, Schulgesänge, am liebsten aber Tänze und Märsche, deren scharfer Rhythmus seinem Gefühl am meisten zusagt. Diese Art der Musikpflege von heute (man vergleiche damit die urwüchsigen Musikbestrebungen der Neger in Afrika, der Südseeinsulaner, der Chinesen, Japaner, Malayen) beweist, daß auch die Instrumentalmusik etwas ganz naturgemäßes und uraltes ist. Wie hat sie sich entwickelt! Es ist ein gewaltiger Schritt von der dünn klingenden Kithara der Griechen bis zu der wunderbaren Fülle und Schönheit eines Blüthnerflügels, und alle Korybantenmusik bakchischer Festzüge reicht nicht von ferne an die Größe und Kraft unserer Orchester. Das 20. Jahrhundert scheint vollenden zu wollen, was das 18. und 19. angefangen haben; es werden neue Instrumente erfunden und die alten in solcher Häufung verwendet, daß dem Zuschauer beinahe Angst wird, wo es mit dem Übermaß noch hinaus soll. Im Haus muß die Einfachheit herrschen, können nur wenige Instrumente zu Worte kommen.

In manchen Gegenden werden die verschiedenen Arten der Harmonika fleißig verwendet. Von der kleinen Mundharmonika an, dem Vergnügen des Schuljungen, bis zu der großen teuren Ziehharmonika, zu deren richtigem Gebrauch schon eine gewisse Übung notwendig ist. Es klingt gar nicht übel, wenn an dem Sonntagnachmittag der Handwerker und Arbeiter auf der Bank vor der Haustür seine Ergötzung in den vollen Akkorden der Ziehharmonika sucht. Sie ist in der Tat nicht ungeeignet für einfache Lieder, Tänze, Märsche. Zu höherem darf sie sich nicht versteigen, weil ihre Akkorde sich zumeist auf die Dreiklänge über Grundton und Quinte beschränken.

In der Mitte und dem Süden unseres Vaterlandes erfreut sich in den Kreisen des Volkes die Zither, zumal die Schlagzither, kaum geringerer Beliebtheit. Sie ist nicht schwer zu lernen und insofern bedeutend vielseitiger als die Harmonika, als zu der Melodie jeder Akkord gegriffen werden kann, aber ihr Ton ist zaghaft und ärmlich, einförmig und ohne eigentliches Leben. Daher ist auch ihr Gebiet sehr eng, nur die einfachste Volksmusik eignet sich für sie, so sehr sich auch Zitherklubs bemühen, die hohe Musik für sie zu erobern. Es ist vorgekommen, daß man auf 20 Zithern oder noch mehr zusammen die fünfte Symphonie von Beethoven im Konzert gespielt hat. Welche gröbliche Versündigung am Geist Beethovens, aber auch am Wesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zither! Man lasse ihr ihr friedliches Dasein im tirolischen Wirtshaus, in der thüringischen Spinnstube und zerre das stammelnde Kind nicht an die laute Öffentlichkeit.

Vor 50 und mehr Jahren spielte auch die Guitarre einmal eine Rolle; manches Ständchen ist von Studenten dem Liebchen hinauf zum Balkon gesungen worden, und das „grüne Lautenband", von ihrer Hand gestickt, war der Stolz des Sängers. Damals wurden die Guitarreschulen und Umschreibungen von Klavierbegleitungen in großer Menge gebraucht (vergl. Schuberts „Leise flehen meine Lieder", wo die Guitarre vom Klavier nachgeahmt wird). Hier und da in den Häusern hängt noch verstaubt im Winkel dieses zärtliche Instrument. Sie hatte etwas vornehmes an sich, gerade wie ihr verkleinertes und verhäßlichtes Abbild, die südliche Mandoline: sie ließ bei dem Spielen dem Körper volle Bewegungsfreiheit, zumal die aufrechte Haltung des Gehens und Stehens, zwang nicht zum Sitzen, wie das Klavier leider tut, ebensowenig zum unschönen Beugen des Kopfes, was die Geige verlangt, aber dafür nahm sie auch nicht den ganzen Menschen mit Ernst in Anspruch, sie blieb das Werkzeug des Liebesgetändels. Heute ist sie vergessen.

Was nun die Instrumente angeht, die nur die einstimmige Melodie, keine Harmonie hervorbringen, z. B. die Blech- und Holzbläser, so müssen wir auch von ihnen sagen, daß sie einstmals im Hause mehr gepflegt worden sind, als jetzt. Aber es war wohl ein richtiges Gefühl, was die Menschen von ihnen entfernt hat: sie eignen sich sämtlich, abgesehen von der Flöte, nicht für den Hausgebrauch. Fagott, Klarinette und Oboe sind im Orchester unersetzlich, im Einzelspiel klingen sie wegen der vielen Nebentöne, die sie an sich haben, unangenehm. Außerdem sind sie schwer zu erlernen, besonders die Klarinette, die auch in der Schreibart (Schlüssel) nicht einfach ist. Trompete und Posaune schließen sich wegen der Kraft ihres Tones von selbst aus, auch an das Horn wird sich schwerlich ein Laie aus reiner Begeisterung machen. Es wäre wohl erstrebenswert, daß etliche der vorhingenannten Instrumente, da wo die Verhältnisse es möglich machen, gepflegt würden, damit die Kammermusikwerke, die für sie geschrieben sind — und es sind nicht unbedeutende vorhanden — im Haus aufgeführt werden könnten; aber das wird voraussichtlich aus den angegebenen Gründen immer ein frommer Wunsch bleiben. Schließlich ist es niemandem zu verdenken, wenn er sich von vornherein demjenigen zuwendet, das für ihn das Meiste und Schönste bietet. So bleibt von den Blasinstrumenten nur die Flöte übrig, die zarte, klagende, die in den Liedern unserer Hirtendichtung fast zu oft wiederkehrt, die schon vordem bei Griechen und Römern des lyrischen Gesanges Begleiterin war, wie die Kithara die des epischen. Auch sie aber ist nach unserem heutigen Gefühl ohne Begleitung anderer Instrumente auf die Dauer nicht zu ertragen, und wer in seinen Mußestunden auf ihr übt, soll sich in die letzten Räume des Hauses zurückziehen, möglichst fern von jedem lauschenden Ohr. Übrigens ist auch sie garnicht leicht zu lernen, besonders das Anblasen des Tones ist schwer. Nicht selten hört man in Konzerten durch den ganzen Saal das Fauchen des Flötisten.

So wertvoll der schwere und etwas grobe Kontrabaß als Grundpfeiler für das ganze Orchester ist, was seine Herren Spieler öfter mit Stolz dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie ihn an lauten Stellen bäuerlich rumpeln und schnurren lassen, (s. d. Trio der 5. oder das Rezitativ in der 9. Symphonie Beethovens), so wenig paßt der zu plumpe Geselle in das Haus.

Wie ganz anders die übrigen Streichinstrumente, Geigen, Bratsche und Cello! Ohne Frage stehen sie unter allen Orchesterinstrumenten obenan, während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie untereinander in der Ordnung Geige, Cello, Bratsche folgen, wenn nicht besondere Liebhaber der Männerstimme dem Cello den ersten Platz einräumen wollen. Alle drei verdienen es gar sehr, im Hause gepflegt zu werden, sie sind zu der bei uns im größten Maßstab betriebenen Klavierpflege die schönste Ergänzung. Zwar sind auch sie auf die Melodie angewiesen, die Harmonie ist ihnen nur in geringstem Maß gegeben, und darum sind sie für unser akkordverwöhntes Ohr im Einzelspiel kaum noch zu verwenden; nur große Künstler dürfen es wagen, sie allein vorzuführen, außerdem gibt es sehr wenig wertvolle Stücke für sie ohne Begleitung (Bach's Sonaten wären zu erwähnen). Aber sie bieten die Möglichkeit, den Ton anschwellen und abnehmen zu lassen, sie singen ganz anders als das trockenere Klavier, sie sind der menschlichen Stimme, dem schönsten Instrument, am ähnlichsten. Und noch eins: das Klavier muß „temperiert" sein, d. h. darf keine ganz scharfe (quintenreine) Stimmung haben, weil sonst die Töne nicht zu einander passen und eine arge Verstimmung eintreten würde; daher gewöhnt sich das Ohr leicht an diese nicht völlig reine Zusammensetzung der Harmonien, was bei unharmonischen Verwechselungen am leichtesten zu Tage tritt. Die Streichinstrumente hingegen, wie die mehrstimmigen Gesänge ohne Begleitung, erlauben, ja fordern die genaueste Tonreinheit und sind somit für das Ohr ein treffliches Übungsmittel. Freilich sind auch sie nicht leicht soweit zu erlernen, daß sie Freude machen. Es dauert Jahre lang, bis das Kratzen, das Unreinspielen und andere Untugenden des Anfängers aufhören. Man hat, wie bei aller Musik, so bei ihnen ganz besonders darauf zu achten, daß der Unterricht, zumal der erste, nicht in Stümperhänden liegt. Das Anstreichen der Saiten, das den Ton entwickeln soll, die Haltung des Bogens und des Instruments, die Bewegung des Handgelenks, das Verständnis für die Lagen, der Fingersatz, die Vortragszeichen müssen auf das Sorgfältigste überwacht werden.

Ebenso sollten nur gute Instrumente in die Hände der Jugend gegeben werden: schon die Dreiviertelgeige darf nicht schlecht und kratzig klingen, erst recht nicht die Vollgeige. Leider gibt es noch eine Anzahl schlechter Violinen, Bratschen, Celli, obwohl unsere zahlreichen Instrumentenbauer, dank den Fortschritten der Technik, wertlose kaum noch auf den Markt bringen. Mittenwald (Tirol) und Markneukirchen (Sachsen) sind Hauptsitze des Instrumentenbaues; unter den vielen Tausenden, die dort jährlich gearbeitet werden, findet der Kenner nicht selten gute und recht gute, wenn sie auch für ganz billigen Preis zu haben sind. Nicht immer ist das Alter der Violine zugleich eine Empfehlung: soll sie klingen, so muß sie auch von kundiger Hand gespielt worden sein. Man hüte sich vor schlechten Nachahmungen der Guarneri, Stradivari, Amati, Stainer und wende sich bei dem Ankauf an sachkundige Leute, deren es in Deutschland genug gibt.

Glücklicherweise sind bei uns die Einkinderfamilien noch selten. Ich möchte wissen, ob eine bessere Unterhaltung für die Kinderschar, die heranwachsende Jugend vorhanden ist als das Zusammenspiel. Das wird sich erst dann zum rechten Genuß gestalten, wenn den Kindern verschiedene Instrumente gelehrt werden, wenn zur Melodie die Harmonie tritt. Es ist ganz anmutig, wenn zwei Geigen kunstgerecht zusammenklingen, und es ist kein Mangel an Stoff für sie: die Duette von Dancla, Jansa, Kalliwoda, Mazas, Pleyel, Spohr liefern neben dürftigem auch einiges recht hübsche. Ebenso klingt die Zusammenstellung von Bratsche und Geige gut, die sich in ihrer Klangfarbe ergänzen, und auch für sie ist in Mozart, Pleyel, Spohr Stoff zu finden. Aber viel mehr sprechen uns schon die Trios an, sei es in der selteneren Zusammensetzung von 2 Geigen und Bratsche oder der häufigeren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von 2 Geigen und Cello (allerdings ist für beide nicht viel komponiert) oder schließlich der klassischen von Geige, Bratsche und Cello, die Haydn, Mozart und Beethoven gepflegt haben; unter den Beethovenschen gibt es einige, die die Spuren seiner Meisterschaft deutlich zeigen, es sei hier besonders auf die Serenade op. 8 aufmerksam gemacht.

Bei weitem am höchsten jedoch steht von der Streichmusik für das Haus das Quartett (2 Geigen, Bratsche, Cello). Das Allerheiligste der tongestaltenden Phantasie tut sich uns im Streichquartett auf. „Wer mit treuer Hand diese gleich unseren modernen Symphonien ebenfalls von Haydn ins Leben gerufene und in ihren Grundzügen für alle Zukunft festgestellte Gattung pflegt, der wohnt, wie Goethes Doktor Marianus, in der höchsten reinlichsten Zelle. Da gibt es keine kompakten Massenwirkungen, keinen zerstreuenden Prunk und Wechsel der Klangfarben, kein verführerisches Blendwerk der Bravur, sondern einzig kunstvolle musikalische Gedankenarbeit . . . . Nach allen Seiten hin die strengsten Anforderungen stellend, ist es ein untrüglicher Prüfstein für das Vermögen des schaffenden Musikers, für die Leistungsfähigkeit der Spieler wie für die Bildung und Fassungskraft der Hörer . . . . . Das Quartettspiel duldet kein Mittelmaß des Könnens, gerät entweder meisterlich oder spannt das Ohr auf die Folter, weil es vergeistigteste Auffassung, durchsichtigste Klarheit, eindringlichste Lebendigkeit der Darstellung gebieterisch fordert . . . Kein Zweig der Instrumentalmusik hat uns eine reichere Fülle herrlichster Gaben beschert als das Quartett, denn wie den Klassikern ist es auch den Romantikern an das Herz gewachsen" (Gumprecht, Unsere klassischen Meister 2, S. 58 ff).

Das Ziel eines jeden, der sich mit Streichinstrumenten beschäftigt, muß sein, im Streichquartett mitspielen zu können: ist er soweit gekommen, so kann er sagen, er habe etwas gelernt, und reine Freuden werden ihn für die aufgewendete Mühe entschädigen. Ich weiß wohl, daß die neue Zeit mit ihrer Neigung zu bunten Farben der schattenhaften Bleistiftzeichnung des Quartetts nicht sonderlich hold gewesen ist; in den Zeiten unserer Klassiker fand man viel mehr begeisterte Freunde dieser innerlichen Musik; aber ich glaube, daß jetzt wieder eine günstigere Epoche für die Pflege der zarteren Musik eintritt, denn uns Laien alle und auch schon einen großen Teil der Musiker erfaßt eine Art Widerwillen gegen die lärmenden Überladungen, denen unser Ohr in den Konzertsälen und Theatern ausgesetzt ist. Wir müßten es als ein rechtes Glück bezeichnen, wenn man, wie an aller klassischen Musik, so besonders am Quartett wieder lernen wollte, was einfache Schönheit ist. Viel mittelmäßiges und schlechtes, das heute unter dem Flitterputz der Orchestrierung und der Virtuosität eine gewisse Gestalt gewonnen hat, ja gepriesen wird, würde dann zum Nutzen unserer ganzen Kunstentwickelung in den Orkus der Verachtung und Vergessenheit hinabsinken.

Haydn hat über 80 Quartette geschrieben, Mozart beinahe 30, Beethoven 17, (das unvollständige eingerechnet) dazu haben fast alle bekannteren Musiker seit Haydn in dieser Gattung sich versucht, so namentlich Schubert, Mendelsohn, Schumann, Spohr, Brahms. Wo soll der Lernende mit seinem Studium beginnen? Die Folge der Zeit weist hier den richtigen Weg. Haydn ist der einfachste und rhythmisch deutlichste: bei ihm muß begonnen werden, ihn wird man am ersten bewältigen; dann muß Mozart folgen, der schon voller in die Saiten greift, dann Beethoven, der den Rahmen des Quartetts, zumal in den späteren Werken, hinausdehnt über einen größeren, fast symphonischen Inhalt und die Instrumente oft vor ungewöhnliche Schwierigkeiten stellt. Wenn auch die letzten Quartette Beethovens für den Laien nicht völlig verständlich werden, so sind doch die übrigen voll von dem Reichtum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der Größe seines Geistes. Wer die drei Klassiker zu spielen versteht, der darf sich auch an die Romantiker und die Neuesten wagen. Ich kann mir übrigens die Bemerkung nicht versagen, daß nach meinem Urteil keiner der Nachklassiker eine wesentliche Bereicherung dieser Art der Musik geschaffen hat und daß ich es den eingefleischten laudatores temporis acti, den Klassikerschwärmern, nicht verdenken kann, wenn sie immer wieder Haydn, Mozart, Beethoven und Beethoven, Mozart, Haydn spielen. Von dieser schönen Dreiheit je ein Quartett ist wie geschaffen für einen Musikabend; mehr von dieser zarten, Hörer wie Spieler etwas angreifenden Saitenmusik mit ihrem nagenden Klang, der so tief in das Herz geht, ist vom Übel und bringt entweder Überanstrengung oder Erschlaffung mit sich.

Wenn schon das Streichquartett im Haus wenig zu hören ist, so ist naturgemäß das Streichquintett noch seltener. Es sei darum nur kurz erwähnt, daß auch diese Gattung der Hausmusik eine Anzahl hochbedeutender Werke (Mozart, Beethoven, Schubert) aufzuweisen hat.

Zu der Zeit, als der Klavierbau noch darniederlag, als auch die Flügel einen mehr harfenähnlichen Ton hatten, bevorzugten die ausübenden und die schaffenden Künstler als harmoniebringendes Einzelinstrument die gewaltige Orgel, die Königin im Reiche der Töne, die in ihrer Mannigfaltigkeit und Großartigkeit fast ein Orchester zu ersetzen vermag. Obgleich Schwellwerke, pneumatische oder elektrische Verbindungen zwischen Tasten und Stimmen, mit Dampfkraft getriebene Bälge noch unbekannte Dinge waren, so hatte sie doch, da sie auf eine fast 1000jährige Entwickelung zurückblicken konnte, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, und wir begreifen aus ihrem Wesen die überwältigende Wirkung, die sie unter den Fingern eines Bach hervorbringen mußte. Sie ist vorzugsweise Kircheninstrument geblieben, und was für sie geschrieben ist, das macht auf uns meistens den Eindruck von Kirchenmusik, obwohl man bei der Instrumentalmusik eigentlich nicht von geistlich und weltlich reden dürfte, da nur das Wort diesen Unterschied hervorzubringen vermag und bloß die äußere Umgebung der Orgel in uns allemal sofort die Vorstellungen von Ernst und Heiligkeit auslösen. Es gibt eine Menge von Bach'schen Präludien, Fugen, Tokkaten, die nicht die Spur von geistlicher Musik an sich tragen, die vielmehr in den Konzertsaal gehörten, wenn die Konzertsäle überall mit Orgeln versehen wären. Aber das ist nicht der Fall. Noch seltener findet man eine Orgel im Hause, wenn sie auch heute in allen möglichen Größen gebaut wird. Es erübrigt sich darum für uns ein Eingehen auf ihre Literatur, die sehr reichhaltig ist.

Ihr kleinerer Ersatz ist das Harmonium, welches, obwohl ein Kind der Neuzeit, doch in nicht wenig Häusern sich eingebürgert hat, besonders in geistlichen und Schulen. Seine Natur weist es auf ein beschränktes Gebiet: nur getragene Musik kann auf ihm gespielt werden, und für die Fingerfertigkeit des Klaviers ist hier kein Raum. Seine Töne sprechen alle langsamer an, sogar langsamer als die der modernen Orgel, und darum ist alles, was über ein kleines Maß von Schnelligkeit hinausgeht, für das Harmonium nicht zu verwenden. Dafür aber klingen diese Töne so lange, als man will, man kann sie durch kräftigeres oder schwächeres Treten des Blasebalgs anschwellen und abschwellen lassen und die verschiedenen Register bringen eine große Mannigfaltigkeit des Klanges hervor. So eignet es sich gut zu langsamen Sätzen, die viel Melodie und nicht zuviel Bewegung bieten.

Vortrefflich klingt es in der Zusammenstellung mit Streichinstrumenten oder dem Klavier oder beiden. Der Spieler muß sich jedes Stoßen (Staccato) des Tones, das für das Klavier oft vorgeschrieben ist, gänzlich abgewöhnen, alle Töne müssen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebunden werden, wenn ein Wohlklang erzielt werden soll. Den Gebrauch der Register wird man schnell lernen, schwieriger ist das immerwährende Treten des Blasebalgs, das bei andauernd lautem Spiel keinen geringen Kraftaufwand fordert und das weibliche Geschlecht ähnlich anstrengt wie die mit dem Fuß bewegte Nähmaschine. Aber durch Übung wird man lernen, mit der Luft im Blasebalg verständig, d. h. sparsam, umzugehen und somit auch die Tretarbeit zu beschränken. Seit einigen Jahren überschwemmen amerikanische Geschäfte Deutschland mit ihren Cottage-Orgeln, d. i. Harmoniums, und sie werden viel gekauft, obwohl sie lange nicht an die Fülle des Tones, die Schönheit und Kraft unserer deutschen (z. B. die von Burger in Bayreuth und Schiedmayer in Stuttgart) heranreichen, auch nicht, soviel ich davon aus eigener Erfahrung weiß, die gleiche Haltbarkeit besitzen. Eine große Literatur hat das Harmonium noch nicht aufzuweisen, aber es gibt eine Anzahl von Umschreibungen klassischer und anderer Klavierwerke für das Harmonium, die man in den Verzeichnissen bei Peters und Litolff nachsehen mag; dazu sind viele Orgelstücke, wenn das Pedal in ihnen nicht besonders stark benutzt werden muß, spielbar; zur Begleitung von Chorälen ist es geeigneter als das Klavier, und in den neuen Bearbeitungen der klassischen Ouvertüren und Symphonien für Klavier, Harmonium, Streichquartett und Flöte ersetzt es in trefflicher Weise die fehlenden Blasinstrumente.

Nun aber zu dem Liebling des deutschen Volkes, des deutschen Hauses, dem K l a v i e r. Ich weiß es wohl: viele Leute, auch verständige und musikalische, nennen es nur mit Verachtung, sprechen von dem Klapperkasten, dem Wimmerholz, dem Marterinstrument und was dergleichen geschmacklose Bezeichnungen sind, behaupten, es verflache den musikalischen Sinn, verderbe das Gehör, verleite zur musikalischen Liederlichkeit und peinige, weil es so massenhaft gespielt werde, die Nerven der Hörenden in gemeingefährlichem Maße. Man muß allerdings zugeben, daß es qualvoll ist, etwa in der großstädtischen Mietkaserne neben, über, unter sich Tag aus Tag ein das Klavier schlagen zu hören, vielleicht sogar zu gleicher Zeit und in verschiedenen Tonarten! Unten Beethoven, oben Liszt, daneben J. Strauß, alles, wie es ja meistens zuzugehen pflegt, in schlechter Ausführung, das ist allerdings „über die Kraft" des Unglücklichen, der zum Hören verdammt ist. Nicht minder qualvoll ist das Anfangsgestümper von Kindern, die ohne die nötige Begabung doch von Tanten und Müttern für das Klavier abgerichtet werden, weil „ein Stücklein zum Klimpern" zum guten Ton gehört. Vernichtend wirkt gar die Rastlosigkeit, mit welcher Konservatoristen, angehende Künstler oder wenigstens Musiklehrer, ihr Klavier halbe Tage lang bearbeiten. Aber an diesen Mißständen ist doch das Klavier an sich nicht schuld. Würden wir ein anderes Instrument, etwa die Geige oder Flöte ebenso bevorzugen, wie wir es jetzt mit dem Klavier tun, so würde die Massenhaftigkeit des Übens auf jenen ebenso unangenehm sein.

Wir sind nun einmal so musikalisch, wir werden durch unsere Natur zur fortwährenden Äußerung des in uns vorhandenen Dranges gezwungen. Nur aus der richtigen Kunstpflege entspringt das rechte Kunstverständnis, bildet sich der geeignete Boden, der wieder befähigt ist, den Samen der Kunst aufzunehmen und zum Keimen zu bringen. Wären in Griechenland nicht so viele Stätten für die Pflege der Bildhauer- oder der Redekunst vorhanden gewesen, so wären beide sicherlich nicht zu der Höhe emporgewachsen, die wir noch heute bewundern müssen. Welches sind die Gründe dafür, daß das Klavier unserem Volk das liebste Instrument ist? Der hauptsächlichste mag der sein, daß wir, mehr als andere Völker, Wohlgefallen an der Harmonie haben, für sie gewissermaßen prädestiniert sind, nirgend aber sich diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leichter erzeugt und in aller Fülle zu Gebote steht als auf dem Klavier. Außerdem stellt sich ohne allzu große Mühe verhältnismäßig bald ein gewisser Genuß am Spiel ein: die Töne liegen fertig da, sie werden durch leisen Fingerdruck hervorgebracht, sie sind von gleichmäßiger Reinheit, es bedarf keiner besonderen Vorbereitungen zum Spiel, keines Saitenaufziehens, keines Stimmens. Das Klavier ist auf kein anderes Instrument angewiesen, es ist völlig selbständig und, wenn ich so sagen darf, gewissermaßen objektiv. „Es gibt eine Menge von Musikstücken" (ich führe Worte an aus einem früher von mir geschriebenen Aufsatz), „welche nur dadurch wirken, daß sie den Eigentümlichkeiten mancher Instrumente besonders Rechnung tragen. Werden sie für das Klavier umgeschrieben, so ergibt sich sofort die armselige Erfindung und klägliche Arbeit. Diese Jämmerlichkeiten waren nur verdeckt durch den spezifischen Klang der Instrumente, welche also hierbei eine täuschende Rolle spielten: sie gaben die äußere Politur für ein innerlich wertloses Stück. Noch deutlicher tritt das hervor bei Liedern, zumal einstimmigen. Wie sehr verschwindet da die eigentliche Musik vor dem Klang der menschlichen Stimme! Das erbärmlichste Lied kann wirkungsvoll werden, wenn eine ordentliche Sängerin es vorträgt. Das sehen wir alle Tage. Aber da beklatscht das liebe Publikum auch nicht die törichte Komposition, sondern die Schönheit der Stimme: denn eine schöne Stimme klingt immer schön, auch wenn sie Schlechtes vorträgt. Hat sich aber das Ohr auf diese Weise etwa durch den äußeren Wohlklang betören lassen und ist das Urteil des Geistes eingeschläfert, so hilft das Klavier sofort zurecht. Da ist keine Beeinflussung möglich: hier richtet der ästhetische Sinn frei, und sehr oft wird er zum wirklichen Rhadamantys, zum Totenrichter, d. h. er legt vieles als nicht lebensfähig beiseite. Was aber auf dem Klavier, diesem unbestechlichen Instrument besteht, das hat Anspruch, etwas zu sein. Es ist somit dem Kritiker ebenso unentbehrlich, wie dem schaffenden Künstler, wenigstens demjenigen, der an seinen eigenen Werken Kritik zu üben versteht. Aus demselben Grund, der Objektivität des Klaviers, klingen alle Übertragungen auf ihm relativ am besten, wenngleich sie nie den ursprünglichen Klangreiz an sich haben. Wo bliebe die intimere Bekanntschaft mit den größten Werken der absoluten Musik, etwa den Symphonien Beethovens, bei der Mehrzahl unserer musikalischen Deutschen ohne das Klavier? Was das Orchester im Zusammenklang seiner Instrumente ausgesprochen hat, das kann unmöglich irgendwo vollkommener wiedergegeben werden als auf dem Klavier. Und wenn sich Hunderte und Tausende unserer Landsleute wöchentlich und täglich im zwei-, besser noch im vierhändigen Spiel an den großen Werken der nicht für das Klavier geschriebenen objektiven Musik ergötzen, wenn samt den Symphonien von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Brunnen von unerschöpflicher Tiefe, die Ouvertüren, die Kammermusiken derselben und anderer großer Komponisten mit wahrer Liebe und Begeisterung durchstudiert werden, wenn sogar Oper und Oratorium dem musikalischen Dilettanten bis zu einem gewissen Grad vertraut wird, so sollte man sich doch hüten, dieser Hausmusik den Boden zu entziehen, indem man wider das Klavier Krieg führt. Die wirkliche Weihe, welche zum wahrhaften Genießen, zu dem ungestörten, stillen, heiligen, wenn ich so sagen darf, gehört, ist immer die „Weihe des Hauses", nicht die des Konzertsaals. Ich weiß, daß ich große Zustimmung finde, wenn ich sage: es ist ein unvergleichlich höherer Genuß, im engen Stübchen an dem Pianino von dem Schönen, dem Großen, dem Zarten, welches ja alles in Fülle in den Werken unserer großen Meister niedergelegt ist, sich durchdringen zu lassen, mag auch das Klavier bei weitem nicht imstande sein, die imposante Klangwirkung des Orchesters wiederzugeben, als im großen Konzertsaal neben so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und soviel gleichgiltigen Menschen, deren Antlitz man schon das Gelangweiltsein ansieht, sitzen, häufig sich stören lassen oder gar über schlechte Akustik oder schlechtes Spiel des Orchesters sich beklagen zu müssen . . . . Und noch so mehr. Am Klavier befindet sich der Schaffende in der allerunmittelbarsten Nähe zur Musik; die Fingerspitzen, diese mit dem feinsten Gefühl ausgerüsteten Vermittler zwischen Empfindung und Ausdruck, sind die elektrischen Leiter der Seelenstimmung und reagieren auf den leisesten Befehl von innen. An dem Klang aber, den sie hervorbringen, entzündet sich in der Rückwirkung die Seele, lernt erst ihre eigene Tiefe, ihre Schaffenskraft kennen und quellt weiter und weiter Neues hervor. Welch ein anmutiges Hin und Her zwischen Körperlichem und Körperlosem, zwischen Gedachtem und Gehörtem. So kommt es denn, daß so viele ganz erstaunlich feine, die allerzartesten Nuancen der Seele widerspiegelnde Stücke gerade für Klavier geschrieben sind." Also: es ist der beste Freund des Komponisten und Laien, der innigste Vertraute aller musikalischen Seelen und darum auch im deutschen Hause mit Recht am meisten geliebt und gehegt.

Der Reichtum an Schöpfungen für das Klavier allein und in Verbindung mit anderen Instrumenten ist so groß, daß keine andere Gattung der Musik, einzig ausgenommen das Lied, in einen Wettstreit eintreten kann. Die Verzeichnisse sind voll von Stoff für den Spieler, den Anfänger wie den Könner, für Kinder und Erwachsene, für leichteren wie ernsteren Geschmack. Eine Übersicht über die Klaviermusik ist an dieser Stelle unmöglich, sie würde eine eigene Abhandlung erfordern; aber sie ist auch unnötig, weil es Wegweiser durch diese Fülle schon gibt, die mit gutem Verständnis dem Unkundigen zurecht helfen, namentlich auch nach den Schwierigkeitsstufen die Werke eingeordnet haben. Solche Verzeichnisse versenden die bedeutenden Verlagshandlungen, z. B. die Leipziger, auf Wunsch umsonst. Als eine Art populär-wissenschaftliches Werk möchte ich den „Führer durch den Klavierunterricht, ein Repertorium der Klavierliteratur" von Louis Köhler empfehlen, erschienen bei Schuberth u. Co. in Leipzig (Hamburg und Newyork), der nicht nur die Klavierwerke nach ihrer Schwierigkeit einteilt, sondern auch bei vielen kurze beurteilende Bemerkungen hinzufügt.

Der Anfang alles Klavierspielens muß nach einer Klavierschule gemacht werden; ich nenne nur die Namen Steingräber (Damm), Urbach, Hennes, Köhler. Dann mag nach dem Rat des Lehrers zu Schwierigerem weitergegangen werden. Bei dem Anfangsunterricht muß darauf gesehen werden, daß nicht schlechte Lehrer, zu strenge oder zu nachlässige, und schlechte Klaviere die Lust benehmen. Oft hört man den törichten Ausspruch, daß für das Klimpern der Kinder auch ein schlechtes Instrument genüge. Ganz falsch! Der häßliche Ton des abgespielten Klaviers ist unangenehm und wirkt von vornherein abschreckend. Kein Wunder, daß so viele Kinder sich ungern an das Klavier setzen, wenn unter ihren Fingern stets nur häßliche Klänge sich entwickeln. An einem guten Klavier freut sich jedermann, nicht am wenigsten der empfängliche Sinn der Jugend. Außerdem werden durch die zarten Hände der Kinder die Instrumente lange nicht so angestrengt, wie durch das Spiel eines Fortgeschrittenen, der in einer Stunde wohl hundertmal mehr Tasten greift. Man hat in der Neuzeit gelernt, sie so herzustellen, daß sie stehen „wie für die Ewigkeit gebaut", ganz besonders die Flügel. Die Kinder müssen zur Kunst gelockt, nicht gezwungen werden; klingt ein Instrument gut, so ist von vornherein Aussicht vorhanden, daß auf ihm mit mehr Lust gelernt wird. Und es ist heute kein Mangel an schönen, ja herrlichen Instrumenten. An der Spitze aller Klavierbauer in Deutsch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

land und damit der Welt stehen die Mitteldeutschen Bechstein (Berlin), Blüthner (Leipzig) und der süddeutsche Schiedmayer (Stuttgart), jener unerreicht an leuchtender Frische, heller Klarheit und schmetternder Kraft des edlen Klanges, diese unvergleichlich an Süßigkeit des singenden Tones, über dem ein zarter Duft, ein weicher Blütenhauch liegt. Die Namen Ibach (Barmen), Steingräber (Bayreuth), Duysen (Berlin), Kaps (Dresden), Biese (Berlin), Vogel (Plauen), Mann (Bielefeld), Sempert (Rudolstadt) und viele andere, die ich nicht alle aufzählen will, sind überall bekannt und geschätzt. Ich möchte dringend raten, daß man bei dem Ankauf von Klavieren sich an die berühmten Fabriken hält und nicht, etwa um der größeren Billigkeit willen, mit unbekannten in Verbindung tritt; man würde für weniger Geld meist auch minderwertige Erzeugnisse erhalten.

Wann der Unterricht beginnen soll, das ist eine vielerörterte Frage, über welche man bisher noch nicht einig ist. Manche behaupten, er dürfe erst in einem Alter angefangen werden, wo das Kind schon reifer und kräftiger ist. Andere wieder wollen das Kind möglichst früh an die Musik gewöhnen und setzen es schon vor der Schule auf den Klavierbock. Ich glaube, daß sich diese Frage nur nach der vorhandenen Begabung entscheiden läßt. Weniger Beanlagte, die voraussichtlich nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus kommen werden, braucht man nicht schon im zarten Alter anzubändigen; wo dagegen Begabung der Eltern (besonders des Vaters, denn von ihm hauptsächlich scheint die Musik vererbt zu werden) vorhanden ist und auch bei dem Kind sichtbar heraustritt, da soll man nicht bis zum 10. Jahre warten, da muß früher begonnen werden, vielleicht zuerst nur in Form eines fröhlichen Getändels, sodaß das Spielen dem Kind ein Spiel ist, dann aber, sowie die Lust geweckt ist, mit dem nötigen Nachdruck und Ernst. In den meisten Fällen wird sehr bald bekannt, ob wirklich Musik in dem Kinde wohnt; das Nachsingen von Liedern und anderen Musikstücken, das Nachtippen der aufgefaßten Weisen auf dem Klavier, das freiwillige Zweitestimmesingen sind untrügliche Kennzeichen des Talentes. Freilich von 7 Jahren an täglich 7 Stunden üben, um dann mit 17 zum öffentlichen Auftreten fertig zu sein, wie mir ein Virtuos ersten Ranges einstmal als musikpädagogische Regel für besonders Begabte empfahl, das halte ich für eine Barbarei; so erstickt man alle Jugendfrische, so zerstört man die Nerven gewaltsam.

Wie weit einer fortschreiten kann und soll, auch das ist in erster Linie eine Frage der Begabung; es sind für alles Können dem Menschen bestimmte Schranken gesetzt, über welche hinauszuspringen ihm nicht vergönnt ist. Muß der eine schon bei Clementi und Mozart Halt machen, so bringt es ein anderer bis zu Beethoven und Bach, ein dritter gar bis zu Liszt. Bei jedem Musiklernen ist die fleißige, technische Übung unerläßlich. Leider ist sie oft der Stein, an dem auch Beanlagte scheitern. Hier kann der Klavierlehrer durch verständige Maßregeln, durch Auswahl melodiereicher Studien, durch Abwechselung zwischen mühevoller Handarbeit und erfrischendem Genießen dafür sorgen, daß das Lernen und Weiterschreiten des Schülers mit Freuden geschehe und nicht mit Seufzen. Beethoven selber hat einst, als es sich um die musikalische Unterweisung seines Neffen Karl handelte, den er an Sohnes Statt angenommen hatte, an Czerny, dessen Lehrer, folgendes geschrieben, was noch heute von allen Klavierlehrern beherzigt zu werden verdient: „In Rücksicht seines Spielens bei Ihnen bitte ich Sie, ihn, wenn er einmal den gehörigen Fingersatz nimmt, im Takte richtig, wie auch die Noten ziemlich ohne Fehler spielt, alsdann erst in Rücksicht des Vortrages anzuhalten, und wenn man einmal so weit ist, ihn wegen kleinen Fehlern nicht aufhören zu lassen und selbe ihm erst beim Ende des Stückes zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bemerken. Obschon ich wenig Unterricht gegeben, habe ich doch immer jene Methode befolgt, sie bildet bald Musiker, welches doch am Ende schon einer der ersten Zwecke der Kunst ist, und ermüdet Meister und Schüler weniger." Wie auch dieser Gewaltige auf technische Studien gehalten hat, beweißt die Tatsache, daß er die Etüden von Kramer, die heute noch als ein Meisterwerk der Klavierliteratur angesehen werden müssen, besonders empfohlen hat. Aber er war weit entfernt von dem geistlosen Drill, der von so manchen Lehrern, in so manchen Klavierschulen geübt wird. Man bedenke, daß jede Übung nur ein notwendiges Übel ist, nimmermehr aber Selbstzweck sein kann. Richtig sagt Schumann „Aller Passagenkram ändert sich mit der Zeit, nur wo die Fertigkeit höheren Zwecken dient, hat sie Wert" und „Du sollst Tonleitern und Fingerübungen fleißig spielen. Es gibt aber viele Leute, die meinen damit alles zu erreichen, daß sie bis in ihr hohes Alter täglich viele Stunden mit mechanischen Übungen hinbringen. Das ist ungefähr so, als bemühe man sich täglich das ABC möglichst schnell und immer schneller auszusprechen. Wende die Zeit besser an."

Nicht ihre Zeit, aber die ihrer Kinder und Pflegebefohlenen sollten diejenigen besser anwenden, die gänzlich talentlose trotz Heulen und Zähneklappern, trotz Falschspielen und Besserungsunfähigkeit auf die Marterbank schleppen. Viel wird in dieser Beziehung gesündigt, meist aus der verkehrten Ansicht heraus, daß alles gelernt werden könne. Ja, es läßt sich vieles durch beharrlichen Fleiß erzwingen, die Gottesgabe des Talentes nimmermehr! Wer für die Musik unbegabt ist, den soll man laufen lassen: er kann auch ohne Geige und Klavier ein guter und glücklicher Mensch werden. Schlimmer noch ist es, wenn Eltern aus gering oder gar nicht beanlagten Kindern Fachmusiker züchten wollen: es gibt in Deutschland ein zahlreiches Musikproletariat, das ein jämmerliches Dasein fristet; man hüte sich, es zu vermehren.

Wie schon erwähnt, ist das Klavier erst am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts zu rechter Bedeutung gekommen. Der Mozart'sche Flügel, der in Salzburg noch gezeigt wird, ist schon viel klangvoller als die Klaviere Bachs, die wir gleichfalls überkommen haben, und steht nicht allzusehr hinter einem mäßigen Pianino aus den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zurück. Aber erst seit Beethoven seine großen Ansprüche an die Tasten stellt, seine Sonaten und Konzerte schreibt, die mit Recht die Bewunderung der Welt erregen und so dem Klavier zu ganz anderer Bedeutung verhilft, beginnt es zu voller Schönheit und Eigenart sich auszuwachsen. Viele Klavierkompositionen Bachs sind so geschrieben, daß sie auch auf der Orgel gespielt werden können und auf ihr mindestens ebenso gut klingen. Das ist bei Mozarts Sachen schon nicht mehr möglich, geschweige denn bei Beethoven.

Die Entwickelung unseres Musiklebens gabelt sich im 18. Jahrhundert: da ist die strengere, mitteldeutsche Richtung vor allem vertreten durch Sebastian Bach, seine Söhne und Händel (in den Oratorien), deren Größe in der Vollendung der Fugenform liegt, und die süddeutsche, welche von Italien her stark beeinflußt, die freiere Art der Komposition vorzog. Nun weiß jeder, der einigermaßen mit dem Wesen der Fuge vertraut ist, daß dieses kunstvolle Gebilde auch sehr große Schwierigkeiten für die Technik mit sich bringt. Es kann demnach der durch die Geschichte vorgezeichnete Weg bei dem Klavierunterricht nicht innegehalten werden: die alten sind zu schwer für den Anfänger. Aber auch andere Gründe machen das unmöglich: der Schüler will und muß an der Musik Freude haben, und dazu gehört vor allen Dingen, daß er sie versteht. Nun ist aber die Bach'sche Melodie und Harmonie so ganz anders geartet als die süddeutsche, so viel herber, härter und nicht selten des sinnlichen Wohl-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

klanges entbehrend, daß sie sich in ihrer ganzen Größe und Schönheit erst reiferen Ohren erschließen kann, während die schlichte und fröhliche Weise Haydns und Mozarts, auch Clementis und anderer gleich zum Ohr spricht, ohne doch gewöhnlich zu werden, und verhältnismäßig leicht zu spielen ist. So ergibt sich ganz von selber die Forderung: nach dem ersten Klavierschulanfang beginne man mit dem Süden und wandere bedächtig nach dem Norden.

Es ist schon oben gesagt, daß der knapp zugemessene Raum ein genaueres Eingehen auf die gesamte Klavierliteratur verbietet. Man gestatte uns darum, aus der übergroßen Zahl der Werke einige hervorzuheben, die von besonderer Wichtigkeit sind.

Clementis Sonatinen und Sonaten sind (neben Kuhlau, Dussek u. a.) ebensowenig zu entbehren wie die Haydns und Mozarts, obgleich sie noch nicht zu den größten Schöpfungen gehören. Unter den Mozartischen verdient die in A-moll, die von einer drängenden Unruhe durchzogen ist, besondere Beachtung; ferner die süße melodienzarte in A-dur mit den Variationen und dem türkischen Marsch am Ende, welche der Liebling unserer spielenden Jugend geworden ist; dann vor allem die C-moll-Phantasie mit der darangeschlossenen Sonate in der gleichen Tonart, welche in Kraft und Tiefe der Empfindung die unmittelbaren Vorläufer Beethovens sind. Auch die vierhändigen in d und f, sowie die große F-moll-Phantasie sind als Meisterstücke hervorzuheben.

Das Größte, was bisher für das Klavier geschaffen ist, das sind Beethovens 32 Sonaten. Sie sind schlechthin unvergleichlich, und bisher hat kein Komponist gewagt, ihnen gleichwertiges auch nur schreiben zu wollen. Es ist eine ganze Welt für sich, die sich dem verständnisvollen Spieler in ihnen auftut, eine Welt, in welche einzudringen das Ziel eines jeden Klavierspielenden sein muß. Welch ein Gefühl des Menschen mag es geben, das nicht in ihnen ausgedrückt wäre? Jubelnde Freude und verzweifelter Schmerz, herrliches Kraftbewußtsein und zaghafte Weltflucht, leuchtende Begeisterung und wehmütige Entsagung, ruhige Ergebung und stürmischer Trotz, derber Humor und zarteste Gemütsweichheit reißen uns fort, schmelzen uns hin, stärken, trösten, richten uns auf — sie wecken alle der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen. Bewunderungswürdiger Seelenreichtum des gewaltigen Mannes, der so viel zu schenken vermocht hat. Er hat keine neue Form geprägt für diese ureigenen Offenbarungen seines Herzens, sondern in die durch Ph. Em. Bach und Haydn festgestellte Sonate seine Gefühle ausgeschüttet. Aber der Gedankeninhalt ist ganz anders — neu und überwältigend groß. Hier spricht kein Knabe zu uns, auch kein Greis, sondern ein Mann in der vollen Kraft seines Lebens. Wer sich in Beethoven versenkt, der wird spüren, wie auf ihn selber etwas von dieser Kraft übergeht. Viele andere Komponisten verweichlichen und erschlaffen uns in süßem Melodiengetändel, das keine innere Anstrengung verlangt: Beethoven strafft uns die Sehnen und streckt den Rücken, gerade wie Seb. Bach, sein gleich großer Vorgänger. Er ist kerndeutsch, offenbar von den neuen Musikern, Wagner eingeschlossen, der deutscheste, ja vielleicht im Gebiet aller Künste der deutscheste. So soll man sich ihm nähern mit der Verehrung, die man den Allergrößten in der Welt entgegenbringt.

Schon die drei ersten Sonaten, die Joseph Haydn gewidmet sind, lassen ahnen, was in dem Jüngling steckte; das Finale aus der ersten in F-moll gehört meines Erachtens mit zu dem Ergreifendsten, was Beethoven geschrieben hat: die leidenschaftliche Klage, die im ersten Seitensatz in C-moll angeschlagen wird, dann gewaltig anschwillt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zuletzt in der Grundtonart wiederkehrt, tut es jedem an. Die vierte Sonate (Es-dur op. 7) ist in allen Sätzen ein Meisterwerk von klassischer Schönheit: der erhabene Friede des Largo — es ist einer von diesen langsamen Sätzen, die kein anderer je so hat ersinnen können — und das geheimnisvolle, schwermütig-romantische Minore in Es-moll mit der leisen, wunderschönen Zaubermelodie sind mir daraus das Liebste. Die fünfte Sonate in C-moll (op. 10, 1) braust in wilder Leidenschaft dahin, das tiefe Adagio, das zu den vielen herrlichen in As-dur (vgl. die pathetische Sonate, die C-moll-Symphonie, das C-moll-Konzert, die As-dur-Sonate op. 26, die Violinsonate in C-moll) gehört, bringt stille Ruhe, aber im Presto erhebt sich die Leidenschaft wieder zu neuer Stärke, bis sie schließlich im eiligen Dahinstürmen in das Nichts zerflattert. Die siebente (op. 10, 3) beherrscht zuerst der Ausdruck feuriger Kraft, die sich kaum noch den Tasten fügen will und schon nach den Instrumenten des Orchesters ruft; dann folgt ein langsamer und gewaltiger Trauergesang, der Ausfluß tiefsten Schmerzes, der endlich nach manchem Aufschrei der gequälten Seele in die tiefsten Tiefen hinabfließt und verstummt, ein rechtes Karfreitagstück; nirgendwo, soweit ich die Musik kenne, wirkt ein mit den einfachsten Mitteln erzeugter Gegensatz so wie hier, wo das Dur des entzückenden Menuetts unerwartet dem verhallenden Moll des Mittelsatzes folgt: so lacht trostvoller Sonnenschein plötzlich hinein in düstere Nacht.

Wer nur einigermaßen etwas im Klavierspiel gelernt zu haben glaubt, der macht sich an die pathetische Sonate (Nr. 8 op. 13), obwohl sie in ihrer starken, fast zornigen Leidenschaftlichkeit, die auch in dem wunderschönen Adagio nicht ganz zur Ruhe kommt, zwar dem jugendlichen Geist angemessen ist, selten aber gerade von der Jugend so wiedergegeben wird, wie sie muß, wenn sie wirken soll. Die Tonart E-dur, wie H- und Fis-dur ist eine von den romantischen, leuchtend, bunt und zauberhaft: wegen ihres durchaus romantischen ersten Satzes, eines innigen und feinen Stückes, möchte ich auch die neunte (op. 14, 1) erwähnen. Glänzend und fröhlich führt sich die B-dur-Sonate (11 op. 22) ein, ein Bild heiteren, tapferen Lebens; für das gesangreiche, fast arienhafte Adagio schwärmte einst alle Welt, und es lebt noch heute in unverminderter Schönheit; zu den anmutigsten Stücken aber, die Beethoven geschaffen hat, gehört, wie das Finale der oben genannten Es-dur-Sonate, das allerliebste Rondo, dessen wiederkehrende Melodie jedes Mal mit neuer Freude erfüllt. Eine der obersten von allen ist die einzigartige As-dur-Sonate (12 op. 26) mit den Variationen. Da redet die tiefste Frömmigkeit, gekleidet in den herrlichsten melodischen und harmonischen Wohllaut, in dem Thema wie in den Variationen. Es ist nicht selten, daß Variationen, die doch das Thema schmücken und reicher gestalten sollen, ihm an Schönheit nicht gleichkommen: hier ist es anders, jede einzelne ist ein selbständiges Kunstwerk; ob sie in ruhigerem Schritt oder in lebhafter Bewegung einherwandeln, ob sie trauervoll erklingen oder ätherisch dahinschweben oder schließlich wie Engelgesang im Weltenraum verhallen, sie alle stehen nicht unter, sondern neben dem Thema; dann das lebendige Scherzo mit seinem wundervollen Trio (welchem nur das aus der Mondscheinsonate, sowie die aus der siebenten und neunten Symphonie gleichwertig sind); darauf der gewaltige orchestralklingende Trauermarsch, der nicht hinter dem der Eroicasymphonie zurückbleibt, ja ihn an Geschlossenheit wohl noch übertrifft und das große Vorbild aller der späteren Trauermärsche (Chopin, Mendelssohn, Wagner) geworden ist, und zuletzt das Finale, das unermüdlich die Klippen hinauf- und hinabläuft, indem es uns auf jeder Stufe die prächtigste Aussicht zeigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von allen Sonaten Beethovens preise ich als die vollkommenste die in Cis-moll, die sogenannte Mondscheinsonate, (14 op. 27, 2) ich halte sie sogar für das größte Werk, das überhaupt je für das Klavier geschrieben ist. Nirgendwo tritt (etwa die 5. Symphonie ausgenommen) die Einheitlichkeit des Grundgedankens so heraus, wie hier: sie ist das musikalische hohe Lied der Liebe, und zwar der unglücklichen, die des Mannes Brust durchschüttern und verletzen, aber doch nicht zerbrechen kann. Ihr erster Satz singt ein leises und wunderbar tiefes Trauerlied um die verlorene Geliebte: in lauter gebrochenen Akkorden weint der Schmerz und verhallt er, ohne doch zu ersterben (wie klingt dieser Satz auf einem Blüthnerflügel!); aber holde Erinnerungen tauchen im zweiten und dritten Satz auf: da klingt es von Lenz und Liebe und seligem Glück des Liebenden in Mozartischer Weichheit, obwohl weihevoller als bei Mozart; der Schluß im schnellsten Zeitmaß offenbart die stürmische Leidenschaft, die im Innern tobt, sich aber endlich besiegen lassen muß von der Kraft des männlichen Willens, von dem festen Entschluß, die Trennung muß sein. Nie hat Beethoven eine gleiche Sprache gesprochen wie in dieser Sonate, die mit seinem Herzblut geschrieben ist — sie ist sein Werthers Leiden, und gerade wie diese „Bekenntnisse" Goethes, ist sie getaucht in den herrlichsten Wohllaut.

Die fünfzehnte (op. 28) ist hervorzuheben wegen ihres zarten und gesangreichen ersten Satzes und die sechzehnte (op. 31) wegen des wunderschönen Rondos. Die siebzehnte in D-moll aber, in allen Sätzen ein echtes Kind Beethovenschen Geistes, ist wieder ein überragendes Werk, dazu allen bisher geschriebenen völlig unähnlich. Da schreiten im Anfang geisterhafte Gestalten einher in langsamen seltsamen Gängen: sie schweben über dem unruhigen Treiben der irdischen Welt, das sich in leidenschaftlicher Hast und flackernder Schönheit vor ihren Augen abspielt und endlich in düsterem Gemurmel erstirbt; die erhabene Ruhe des völlig orchestral wirkenden und gedachten Adagios wird merkwürdig unterbochen von dumpfen Schlägen, die aus weiten Fernen heranklingen, Erinnerungen an untere Welten, die nur vorübergehend vor einem vom Himmel hereinklingenden kurzem Gesange verschwinden; das Allegretto läßt die schattenhaften Gestalten in einem ungemein beweglichen, aber wohlgeordneten und zarten Getümmel noch einmal erscheinen, alle in leichten Nebel gehüllt, und dann wie Wolken vom Windhauch hinweggeblasen werden. Ganz eigenartig ist auch die achtzehnte Sonate (op. 31, 3) namentlich im ersten Satz und dem lustigen Staccato-Scherzo, dessen unverwüstliche Heiterkeit sich in allerhand unerwarteten Sprüngen ergeht, bis sie ebenso unerwartet aus ist.

Nicht nur der Beethovenkundige, sondern auch der weniger Musikalische wird sich von der C-dur-Sonate (21 op. 53) hinreißen lassen, die durch die Schönheit und Einfachheit ihrer Melodien wie durch den Glanz ihrer Technik blendet. Der charakteristischsten und größten eine ist die Appassionata (23 op. 57); sie ist von allen die unbändigste in der Äußerung der Leidenschaft. Aus leisen, unheimlich drohenden Anfängen entwickelt sich eine wilde Flut von Tönen, die mit furchtbarer Kraft hereinbrechen, Meereswogen, die brandend das Land zerreißen; voll Angst erbebt der Mensch, erbebt die Natur, und auch die ruhigeren Augenblicke sind voll beängstigenden Herzklopfens; Himmelsfrieden scheint der zweite Satz bringen zu wollen (dessen einzigartig tiefes Thema von den Variationen nicht erreicht wird), aber plötzlich schrillt in den Wohlklang ein schneidender Mißakkord hinein, ein erschütterndes Wehgeschrei, welches das erneute Toben der Elemente ankündigt; nun bricht es erschreckend los, verzweifelte Hilferufe erklingen und verhallen, in wütender Kraft springt das Verderben heran.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Gegenstück zu dieser wildesten Sonate, voll von Innigkeit und heimlichem Liebesgeflüster in zauberhaftem Märchengarten, ist die 24. (op. 78) in Fis-dur, die selten gehörte und doch so schöne; Thayer hat behauptet, daß die junge Gräfin Therese Brunswick von Beethoven als seine unsterbliche Geliebte bezeichnet ist; ihr ist diese Sonate gewidmet, die in der Tat von süßer Liebe zu reden scheint. Bach hat einst ein Klavierstück geschrieben 'sulla lontananza del suo fratello dilettissimo (über die Abreise seines vielgeliebten Bruders), Beethoven hat dazu ein Seitenstück geliefert in der 26. Sonate (op. 81a), die betitelt ist „Das Lebewohl" und in einer meisterhaften Einleitung und drei meisterhaften Sätzen das Abschiednehmen, die Abwesenheit und das Wiedersehen schildert. Man hat sich darüber lustig gemacht, daß Beethovenverehrer im ersten Satz das Abschiednehmen, das zärtliche Umarmen, das Sichnichttrennenkönnen, das Schluchzen zweier Liebenden, im letzten die laute Freude, leises Weinen schmerzvoller Erinnerung an die Trennungszeit, unaufhörliches Liebkosen und immer wieder gleichklingenden Jubel der beiden Vereinigten haben hören wollen, weil diese Sonate auf eine Abreise des Erzherzogs Rudolf aus Wien komponiert sei: aber die Enthusiasten haben trotzdem recht, man höre nur mit Verständnis das wunderbare Werk an, so wird man finden, daß dieses Abschiednehmen, dieses Wiedersehen aus tieferen Quellen hervorgeströmt ist, als die Trauer über die Abreise eines Bekannten sein kann. Ganz romantischem Boden ist Nr. 27 (op. 90) entsprossen, namentlich der interessante erste Satz in E-moll mit seinen harmonischen Neuheiten und seiner fesselnden Melodieführung; der zweite Satz in E-dur ist ein süßes Liebeslied, welches trotz seiner vielen Wiederholungen nicht langweilig wird.

Eines von den Klavierstücken Beethovens, die mir am liebsten sind, ist das Allegretto aus der 28. Sonate (op. 101): es ist die ideale Verkörperung der zartesten, innigsten, reinsten Sehnsucht, die den Menschen ganz hinnimmt, ihn weich und empfindungsvoll macht; es läßt uns einen Blick tun in die Gefilde der Seligen, aber nur aus weiter, weiter Ferne und das Herz erschauert in süßem Hoffen, aber betreten dürfen wir sie nicht. Aus der Hammerklaviersonate 29 (op. 106) sind das Allegro und das Adagio von überwältigender Großartigkeit und Neuheit der Empfindung; das Adagio muß, glaube ich, neben das der 9. Symphonie gestellt werden, mit dem es eine gewisse innere Verwandtschaft zeigt. Aus den drei letzten Sonaten erscheinen mir allemal die ersten Sätze bedeutend und schön, von ihnen wieder als der schönste der duftige, blütenreiche aus der 30. Sonate (op. 109) in E-dur.

Ich will nicht über die Stilverschiedenheiten in Beethovens Sonaten reden, auch nicht über den Einfluß, den sie auf alle nachfolgenden Komponisten geübt haben, es sei nur hervorgehoben, daß seit Beethoven kein Tonkünstler irgend ein Werk geschaffen hat, das der Bedeutung dieser Sonaten gleichkäme. Weil sie so unendlich groß sind, haben auch die Späteren selten versucht, Klaviersonaten zu schreiben: der Vergleich mit dem Riesen schreckte. Und wenn sie geschrieben haben, sind sie weit hinter ihm zurückgeblieben, wie Schubert, so lieblich er klingt, wie Weber, wie Schumann, die natürlich trotzdem die eingehendste Beachtung im Hause verdienen. Für den Vortrag der Beethovenschen Sonaten sei noch bemerkt, daß sie durchaus nicht das unsinnige, moderne Hasten vertragen, das leider ein Großer im Reich der Töne, Mendelssohn, eingeführt hat. Beethoven verlangt überall rechten Ernst: es kann weder bei dem Spieler noch dem Hörer rechter Genuß aufkommen, wenn die Schönheiten durchgehetzt werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beethoven hat noch eine ganze Reihe von anderen Klavierstücken geschrieben, die zum Teil wunderschön sind und alle gespielt werden sollten. Man findet sie in den Ausgaben der Klavierwerke Beethovens.

Unter den Nachfolgern Beethovens verdienen, wie auf allen Gebieten, so auch auf der Klaviermusik Schubert und Weber, Chopin, Mendelssohn und Schumann besondere Beachtung, während Hummel, der Zeitgenosse Beethovens, der auch einiges Bedeutende geschrieben hat, im allgemeinen uns nicht mehr völlig zeitgemäß dünken will. Schuberts Impromptus und Moments musicals (so hat er sie genannt), die große Wandererphantasie und einige Sonaten zeigen den großen Liedersänger als ebenso erfindungsreichen Instrumentalmusiker. Webers Sonaten wie Polonaisen, die Aufforderung zum Tanz und Polacca brillante sind alle reizvolle und glänzende Stücke, die eine nicht unbeträchtliche Fingerfertigkeit verlangen. Chopin, der fast ausschließlich für das Klavier komponiert hat (Rubinstein hat ihn darum die „Klavierseele" genannt), ist der echte Repräsentant polnisch-französischen Wesens: voll Eleganz und Anmut, voll Glut und Empfindsamkeit, launisch und liebenswürdig, geistreich und überspannt, schwermütig und ausgelassen. Seine Nocturnos und Walzer (wer kennte sie nicht!), seine Mazurkas und Polonaisen, und besonders seine Balladen und Etuden sind mit Recht in den Konzerten heimisch geworden, denn sie sind größtenteils nur für Virtuosen spielbar, andererseits durchaus leicht verständlich. Chopin ist der Vertreter der feinsten Salonmusik; er selber hat, wie Rubinstein und Schumann berichten, seine Werke in vollkommener Meisterschaft und hinreißend vorgetragen, aber man hüte sich, ihn ausschließlich zu spielen, auf die Dauer erschlafft er den Sinn und benimmt die Lust zu Ernsterem. Wir Deutsche brauchen stärkere Kost. Mendelssohn ist uns als Klavierkomponist hauptsächlich lieb und vertraut geworden durch seine Lieder ohne Worte. Das sind kleine Gebilde, die aber fast alle den Stempel der Meisterschaft an sich tragen: gewöhnlich eine zu Herzen gehende Weise, die in volkstümlichen Stile gehalten ist, und zu ihr eine feine, nicht allzuschwere Begleitung, welche die Melodie auf das beste umrankt und belebt; einige sind in ihrer Art vollkommen, z. B. gleich das erste in E-dur, das Frühlingslied in A-dur, das neunte in E-dur (ich führe an nach der Petersschen Ausgabe), das sechzehnte in A-dur usw. Seine anderen Kompositionen, Charakterstücke, Kinderstücke, Capriccios und dergl. sollten nicht so vernachlässigt werden, wie es heute vielfach geschieht; sie sind allesamt hübsche, feine und gute Musik. Noch mehr als sein Zeitgenosse Mendelssohn hat Schumann für das Klavier geschrieben, gleich jenem hat er zwar fast nur die kleineren Formen bevorzugt, aber in sie doch seine ganze merkwürdige Persönlichkeit hineingelegt. Überall schauen seine träumerischen Augen heraus, überall seine Gemütstiefe, seine Zartheit, sein Humor, seine Gedankenfülle. Das Album für die Jugend und die noch schöneren Kinderszenen, alle die ganz originellen, melodiereichen und meisterhaft gearbeiteten Stücke, denen er die Namen „Davidsbündlertänze", „Carneval", Phantasiestücke", „Faschingsschwank", „Papillons", gegeben hat, zuletzt die herrlichen „Symphonischen Variationen" (mir fast das Liebste von seinen Klaviersachen) zeigen uns das reiche Innenleben des großen Mannes in voller Deutlichkeit. Wer sie nur alle spielen könnte! Aber sie erfordern wenigstens teilweise eine schon fast künstlerische Fertigkeit und das stärkste Empfindungsvermögen. Wer beides besitzt, der wird in der Stille des Hauses an Schumann sich besonders erquicken und erbauen.

Auf neuere Komponisten soll hier nicht eingegangen werden, nicht auf St. Heller, Henselt, Bendel, Raff, Jensen, Grieg, Sin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ding, auch nicht auf Liszt, den Virtuosen aller Virtuosen, der über das Leistungsvermögen des Hauses hinausgeht. Wer einmal bis zu Schumann vorgedrungen ist, der kann sich nach den vorliegenden Verzeichnissen selber weiterhelfen. Wohl aber müssen wir rückschreitend der Klaviermusik von Bach ein kurzes Wort widmen. Er ist der Anfänger unserer deutschen Klaviermusik und nach einer Richtung hin zugleich ihr Vollender. Keiner der Klassiker hat für das Klavier so viel geschrieben wie er und keiner den Fugenstil in gleich vollkommener Weise gehandhabt. Seine Inventionen und Suiten, Partiten, Ouvertüren, Tokkaten, Cappriccios, Menuette, Phantasien, Konzerte, Variationen, Präludien und Fugen bilden ein ganzes Gebiet für sich, ein Reich lauter singender und klingender Stimmen. Aber am größten ist er in dem „Wohltemperierten Klavier", jenem Wunderwerk, das in zweimal 24 Präludien und ebensoviel Fugen jede Dur- und Molltonart zweimal behandelt. Hauptmann sagt von ihm (s. Gumprecht, Mus. Charakterbilder I. S. 128): „Im temperierten Klavier sind doch Sachen, gegen welche alles winzig ist. Im wunderbaren Reichtum der Kombinationen wohl längst unbestritten, aber auch in der Tiefe des Ausdrucks — bequem sind sie freilich ebensowenig zu hören, als sie zu spielen sind, mit dem Hören ist auch nicht viel getan, man muß sie so genau kennen, daß man sie gleichsam selber wieder machen kann — aber dann muß man die Noten wieder los sein, und das ist schon eine Arbeit, die kennen zu lernen. Diese herrlichen Gebilde stehen ganz einzig da, alle Bedingungen ihres Daseins und ihrer Entwickelung in sich tragend, so vollendet und durch sich selbst lebend, daß man Kunst und Künstler daraus wegzuleugnen versucht werden könnte, wie den Schöpfer aus der Natur, der sie so göttlich machte, daß sie durch innere Notwendigkeit fortbesteht." Und Gumprecht selber sagt: „Eine unendlich weite hehre Tonwelt tut sich uns da auf, der gegenüber wir mit dem in die Betrachtung des Makrokosmus versenkten Faust bewundernd ausrufen: Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen, mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all' das All durchklingen!" „Das wohltemperierte Klavier und die Beethovenschen Sonaten sind nach der einstimmigen Meinung aller Sachkundigen als die genialsten Schöpfungen innerhalb der gesamten dem Instrument zugeeigneten Produktion zu bezeichnen." Darum jedem Musikfreund die Mahnung: Spiele Bach fleißig, womöglich täglich — er führt zu immer neuen und höheren Genüssen. —

Daß neben dem zweihändigen Klavierspiel stets, wo möglich, das vierhändige einhergehen sollte, ist schon oben erwähnt. Versäume man doch nicht, zumal die in kleinen Städten und auf dem Lande wohnenden Musikfreunde, auf diese Weise die größeren und anspruchsvolleren Werke, die Symphonien, Ouvertüren, Konzerte, Septette, Quartette und dergl., besonders unserer Klassiker kennen zu lernen! Die modernen Übertragungen sind fast durchaus gut und bieten ein treffliches Abbild der Originale. —

Zum Schluß möge in aller Kürze der Werke gedacht sein, die für Klavier mit anderen Instrumenten geschrieben sind. Die Sonaten und Duos für Klavier und Geige von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Schubert, Mendelssohn, Schumann, auch Tartini, Beriot, Vieuxtemps, Raff, Grieg und Sinding bieten viel Schönes; aber weit übertroffen werden sie alle von denen Beethovens (D-dur, A-dur, mehrere G-dur, besonders aber die herrliche C-moll und die Kreuzersonate, der großartigsten von allen, nach der bekanntlich Tolstoj einen Roman genannt hat). Auch in den Cellosonaten (Klavier und Cello) steht Beethoven obenan und erst recht in den Trios, (Klavier,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geige, Cello), die gerade wie seine Violinsonaten eine eingehende Würdigung verdienten; ich hebe nur hervor das erste, in C-moll, das in D-dur (Fledermaustrio) und als schönstes das große in B-dur mit seinem wahrhaft himmlischen Adagio, das seinesgleichen in der gesamten Musik nicht hat. Schubert (Es-dur), Mendelssohn (D-moll und Es-dur) und Schumann (D-moll) sind wohl auch schön, aber sie sind doch nur bis zu dem Vorhof des Heiligtums gelangt. Die Klavierquartette Mozarts (G-moll!) nehmen eine sehr hohe Stellung ein in der Instrumentalmusik, Beethoven kommt ihm gleich in dem einzigen Es-dur-Quartett, welchem Schumann in seiner Weise nachzueifern versucht hat in der gleichen Tonart. Das schönste Klavierquintett aber ist unstreitig das von Schumann, welches auf Beethovenscher Höhe stehend den Glanz und die Innigkeit der Romantik entfaltet; ein Werk ersten Ranges, das allein hingereicht hätte, Schumann unsterblich zu machen.

* * *

In schleunigem Schritt sind wir durch einen kleinen Teil des gewaltigen, ja fast unermeßlichen Gebiets der Musik hindurchgezogen. Unser deutsches Haus ist seit Jahrhunderten der reinen und edlen Musik eine Heimstätte gewesen; möge es immer so bleiben! Verbannt sei aus ihm alle Frivolität, alle Unreinheit, alle Gemeinheit, die von gewissen Seiten her immer wieder lockend erklingt. Unsere deutsche Tonkunst stehe auch in Zukunft an der Spitze der Welt, rein und erhaben, tief und innig, eingedenk ihres göttlichen Ursprungs, nicht bloß ein Gegenstand der Freude und des Wohlgefallens für unser Ohr, sondern auch als ideales Erziehungsmittel zum Guten für den Einzelnen, wie das Gesamtvolk.

Prof. Johannes Vollert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Hausbücherei.

Es ist keine leichte Aufgabe, in einem deutschen Hausbuch den Teil, der das Lesen behandeln soll, zu bearbeiten. Die Hauptschwierigkeit liegt nicht sowohl in der Größe des Gebietes, das überblickt werden soll, und in das gewissermaßen gangbare Wege zu bahnen sind, auf denen sich jeder soll zurechtfinden können, als in anderen Umständen. Ich denke mir die Aufgabe am liebsten als eine Anweisung zur Herstellung einer Bücherei fürs deutsche Haus. Die Zeiten sind gottlob vorüber, in denen man sich eine solche als einen entbehrlichen Luxusartikel vorstellte, und jeder wahrhaft Gebildete wird es für eine Notwendigkeit ansehen, sein sonst wohl eingerichtetes Haus auch nach dieser Seite hin nicht darben zu lassen. Aber es spielt doch immer auch hierbei das leidige Geld eine große Rolle. Der wohlmeinende Ratgeber mag seine Vorschläge noch so bescheiden herabstimmen, für manchen, der wohl bereit wäre, sich freundlicher Belehrung zugänglich zu halten, erscheint das für unerläßlich Erklärte doch oft als viel zu hoch gegriffen. Und wer möchte darüber urteilen und einen Vorwurf erheben, wo die Notwendigkeit ihren lauten Einspruch geltend macht? Es ist dabei willig zuzugestehen, daß die Preise unserer Bücher im allgemeinen noch viel zu hoch sind und die schöne Sitte reichlichen Einkaufs daran von selbst eine unübersteigliche Schranke findet. Die Werke älterer Perioden, vor allem unserer klassischen Zeit, sind freilich jetzt in mancherlei Ausgaben zu sehr bequemen Preisen zugänglich, ohne daß man zu den allerbilligsten Sammlungen von Reklam, Hendel oder ähnlichen Veranstaltungen zu greifen braucht, was nicht jedermanns Geschmack ist und einer echt deutschen Hausbücherei auch nicht wohl anstehen würde. Denn abgesehen von dem Preise von 20 oder 25 Pfennigen, den man „seinen" Büchern doch nicht gern gleich ansehen lassen will, spricht auch die Minderwertigkeit des zum Drucke verwandten Papiers dagegen, die sich freilich mit der Schmalheit des dafür geforderten Obolus rechtfertigen läßt, aber durch das rasch eintretende Vergilben jedem Bücherfreunde wahre Schmerzen bereitet, wofür der Minimaltarif keinen genügenden Trost gewährt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn wir aber für die frühere Zeit jetzt besser, d. h. in diesem Falle billiger versorgt sind, so sind die Klagen über den hohen Preis der meisten zeitgenössischen Schriften nur allzu wohl berechtigt. Wer hätte sich nicht, wenn er kein Krösus war, mit einer gewissen schmerzlichen Entsagung die 20 Mark von der Seele gerissen, um sich die Bismarck'schen Tagebücher zu sichern, und dieselbe Empfindung in verstärktem Maße gehabt, als es sich um die beiden Bände Nachträge und Ergänzungen handelte? Und wie oft wiederholt sich nicht das Gleiche! Besonders die Werke der sogenannten „schönen" Literatur, die freilich in neuester Zeit auf dies doch in wahrem Sinne schmückende Beiwort bereitwillig und allerdings mit gutem Grunde verzichtet, Romane wie Dramen sind meist zu teuer, um auf einen großen Absatz rechnen zu könen. Wir wollen freilich den Herrn Verlegern den Vorwurf nicht allzu schwer machen. Denn bei der ungeheueren Erzeugungswut auf geistigem Gebiete, woran unsere Zeit in mehr als einem Sinne leidet, müssen sie sich sagen, daß wenns hoch kommt unter zehn neuen Büchern ein Treffer ist, der dann die Nieten mit herausreißen muß. Trotzdem glaube ich, daß bei geringerer Preissetzung der vermehrte Absatz den scheinbaren Ausfall decken würde und die würdige Gilde der Buchhändler, der Mäkler des Geistes, ebenso zu ihrem Rechte käme, wie andererseits das wahrhaft Gute um so weiter im Volke sich ausbreiten und Wurzel schlagen könnte. Aber Preise, wie die in Frankreich üblichen, für den gewöhnlichen Band der Unterhaltungsliteratur 1 Frcs., wie in England im gleichen Falle 1 Schilling, scheinen für uns immer ausgeschlossen. Die Engelhornsche Romanbibliothek, das einzige Unternehmen seiner Art in Deutschland, hat diesen Preis angenommen und, so viel ich sehe, nicht zu ihrem Schaden. Mag man dagegen einwenden, daß es zum großen Teil nicht die beste und gediegenste Kost ist, die sie in ihren zierlichen roten Bändchen der deutschen Leserwelt vorsetzt, aber Hand aufs Herz, ist das, was man sonst mit 4—5 und noch mehr Mark bezahlen muß, immer so viel besser und der innere Gewinn, den wir daraus ziehen, wenn wir für einen Augenblick vergessen wollen, daß geistige Werte sich nie auf Mark und Pfennig zurückführen lassen, jene Summen wert? Wie vieles von dem, was wir so erwerben, ist an unserem geistigen Leben, wenn wir die vielleicht augenblickliche Erregung abrechnen, spurlos vorübergegangen und dann zum Erschrecken schnell veraltet und abständig geworden. Es ist eine Tatsache, daß schon mehr wie einmal im Kreise ernster Männer die Frage aufgeworfen und erwogen ist, ob es sich nicht lohne, diesem Notstande durch Gründung einer Art von geistigem Konsumverein entgegenzuarbeiten, deren Lösung bis jetzt vielleicht mehr daran gescheitert ist, daß der richtige Unternehmer sich nicht bot, als an ihrer inneren Unmöglichkeit.

Viel wichtiger aber als die Rücksichten auf den vorhandenen oder fehlenden Mammon ist das entscheidende Wort, das dem Geschmacke des Einzelnen zusteht. Denn von diesem ist keine Berufung möglich, da er seine Urteile nicht nach Verstandesgründen fällt, gegen die sich ja mit Gegengründen und verständiger Erwägung arbeiten ließe, sondern aus vielen Einflüssen sich zusammensetzt, die sich jeder Kenntnis und Berechnung entziehen. Jugendeindrücke, Familiengeist, besondere Artung des Temperaments, eigene Charakterzüge, alles dies sind Mächte, die auf die Bildung des Geschmackes mit einwirken. Und nun kommt jetzt die Zeitrichtung wesentlich in Betracht. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben in unserer Literatur eine Kluft entstehen lassen, über die noch keine recht gangbare Brücke hat geschlagen werden können. Die Jugend, oder wollen wir das noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebräuchlichere, in meinen Augen freilich abscheuliche Schlagwort gebrauchen, die Moderne, steht auf der einen Seite und will den abgerissenen Faden der Überlieferung noch um keinen Preis wieder aufnehmen. Die Parteiführer, um die sie sich scharen, sind auf die Neuheit und Selbständigkeit ihrer Anschauungen und Grundsätze so stolz, daß sie von einer Verständigung mit dem Früheren, Alten nichts wissen wollen und die Anhänger, die Kleinen, die Jungen, sind wie immer in solchem Falle fanatischer und machen mehr Lärm als jene selbst. Schon nach dieser Seite hin ist es schwierig, sich als Wegweiser zu empfehlen. Es kommt aber noch eine besondere Erscheinung hinzu, deren Einfluß sich nicht weniger bemerkbar macht, das ist die Stellung, die das weibliche Geschlecht in unserer Zeit einnimmt oder wenigstens mit allen Kräften zu erreichen strebt. In dem Versuche, es den Männern in allen geistigen Dingen völlig gleichzutun, hat der Geschmack eine gänzliche Änderung erfahren. Von Frauenliteratur in dem sonst gebräuchlichen Sinne darf man gar nicht mehr reden. Damit scheint der Geschmack zwar um so einheitlicher geworden, die Schärfe des Tons, in dem man zu urteilen pflegt, hat sich aber nicht gemindert. Denn das Mißtrauen gegen den, der nicht ganz auf die Moderne eingeschworen erscheint, hat einen neuen Punkt gefunden, wo es sich ansetzen und damit die Verständigung erschweren kann, statt sie zu erleichtern.

Das sind ohne Zweifel ernste Erwägungen. Nichts törichter, als die Wendungen der Zeitrichtungen schlechthin verdammen. Wer mit dem Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung einigermaßen vertraut ist, der weiß, daß auch darin ein ewiges, unverbrüchliches Gesetz waltet und die Freiheit des menschlichen Willens vielleicht in nichts so sehr beschränkt ist, als in seinem Verhalten derartigen Strömungen gegenüber. Und wenn man auch nicht berechtigt ist, von jeder neuen Wendung ohne weiteres einen wirklichen Fortschritt zu erwarten, wenn nicht jede Kunstbewegung z. B. eine neue, nie erstiegene Höhe der Leistung und Vollkommenheit in Aussicht zu stellen braucht, im großen und ganzen geht der Weg doch bergan, und ihre Berechtigung, ja ihre Notwendigkeit muß man jeder solchen Umwälzung an sich von vornherein zugestehen, auch wenn man sich nicht bedingungslos auf ihre Seite stellt und seine Vorbehalte zu machen, nicht vermeiden kann. Denn das muß ich auch von mir gleich eingestehen, ich bin weder ein Wortführer, noch ein unbedingter Parteigänger der Moderne in dem eben erörterten Sinne, und die Vorschläge, die ich auf den folgenden Blättern zu machen gedenke, werden natürlich den eigenen Standpunkt des Verfassers nicht verleugnen. Aber ich bin gleichwohl imstande, auch der neuesten Dichtung Verständnis und Teilnahme zuzuwenden, so weit sich wenigstens das Bestreben darin zeigt, den eigenen, selbsterlebten Empfindungen und Gedanken Ausdruck zu geben. Da wird sich nämlich immer die Poesie selbst regen und verwandten Stimmungen und Empfindungen Eingang verschaffen. Nur um der Mode oder der Parteischablone willen, oder nur aus dem Streben heraus, etwas nie Dagewesenes zu leisten, nur um jeden Preis neu sein zu wollen, sollte niemand schreiben, der noch ein Dichter sein will. Und diesen leider nicht wenig zahlreichen Erscheinungen gegenüber wird dann ein Wort entschiedener Ablehnung oder was hier dasselbe sagen will, ein stilles Übergehen mein gutes Recht sein.

In der Rangordnung der Fakultäten einer Universität steht die Theologie noch immer als die erste da, und man gestatte mir daher, mit dem Gebiete der religiösen Literatur zu beginnen. Denke ich an die deutsche Hausbücherei, so sollte darin weder Bibel noch Gesangbuch fehlen, letzteres dem Gebiete entsprechend, dem der Besitzer angehört. Erstere in der lutherischen Übersetzung, die man die revidierte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nennt, in der nach langen Beratungen durch ganze Ausschüsse von Gelehrten und Kirchenmännern manche Berichtigungen veralteter Ausdrücke und besonders auffälliger Übersetzungsfehler doch zum Glück mit schonender Hand vorgenommen sind. Durch die in vielen Gemeinden herrschende Sitte, jungen Paaren bei der Eheschließung eine sogenannte Brautbibel zu überreichen, wird diesem Bedürfnis auf die leichteste Art abgeholfen. Daß die Bibel sich zum Familienlesebuch nicht in allen ihren Teilen eignet, ist eine bekannte Tatsache, wie sie ja auch im Schulgebrauche deshalb mit Recht mancherlei Beanstandungen hat erfahren müssen. Die an ihr gerügten Mängel abzustellen hat man durch die Schweizer Familienbibel und die Schulbibel versucht, von denen die letztere, die sich auch zu häuslichem Gebrauche sehr wohl eignet, insofern den Vorzug verdient, als sie sich möglichst an die lutherische Bibel anschließt, während die Schweizer in Bezug auf den Text und die Fassung sich eine größere Freiheit herausgenommen haben. Wer freilich dem Grundtexte wirklich näher kommen will, dem sind die ganz selbständig und auf sicherster wissenschaftlicher Grundlage ausgeführten Übersetzungen des Alten Testamentes von Kautzsch und des Neuen von Weizsäcker oder Kurt Stage anzuraten.

Über die Entstehung der Bibel als Buch oder Büchersammlung orientiert in sehr anziehender Weise das auf gründlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur ruhende, leicht und angenehm geschriebene Buch von Zittel, einem badischen Theologen: Die Entstehung der Bibel.

Auch die Kirchengeschichte denke ich mir von dem Kreise einer ernsten Lektüre nicht ausgeschlossen. Es gibt ganz einfache, übersichtliche Darstellungen, die jedem Verständnis zugänglich, die nötige Übersicht gewähren, so die mit gutem bildlichen Schmuck versehenen Ausgaben von Baum und von Oehninger. Höheren Ansprüchen wird genügt durch das geistvolle, kurz und bestimmt in seiner Form gehaltene Buch des Leipziger Kirchenrechtslehrers Sohm,[1]) der also nicht eigentlich Fachmann ist, aber seine Aufgabe in mustergültiger Weise gelöst hat.

Die Erbauungsliteratur, Predigten, Andachtsbücher und dergl. sei hier übergegangen. Der besondere Geschmack wird sich hier am meisten bemerkbar machen. Predigtsammlungen gibt es in ungeheurer Menge, und sie erscheinen noch immer massenhaft, sodaß jeder leicht findet, was er zu bedürfen glaubt, um so mehr, als in vielen größeren Orten beliebte Prediger ihr Publikum mit den eigenen Reden zu versorgen bereit sind. Hier fällt ja auch die Scheidung unserer Kreise nach dem Bekenntnis nicht nur, sondern auch nach der Richtung, freisinnig oder religiös-konservativ, schwer ins Gewicht und muß bei einer zu treffenden Wahl vor allem mit berücksichtigt werden. In diesem Streite der Ansichten, der sich vielfach und in mancher Beziehung sehr unliebsam bemerkbar macht, sozusagen eine Diagonale zu ziehen und einen gemeinsamen Besitz festzustellen, versucht die vielgenannte Schrift Adolf Harnacks: Das Wesen des Christentums, die, entstanden aus Vorträgen vor studentischen Zuhörern aller Fakultäten damit schon ihre Freiheit von theologischer Schulsprache und ihre Brauchbarkeit für den ganzen Kreis aller Gebildeten bezeugt. Die schnelle Verbreitung des geistvoll und anziehend geschriebenen Buches beweist, daß diese Fragen trotz des oftmals beklagten Rückganges des religiösen Lebens in unserer Zeit doch einem ernsten Willen und Drang nach Aufklärung begegnen. Daß Harnack in den Reihen des positiven Kirchentums auf Kanzel und Katheder sich viele Gegner

[1]) Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß. Leipzig. Böhme.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erweckt hat, soll nicht verhehlt werden; aber gerade auf dem Gebiete der Religion wird heutzutage auch nicht leicht irgend eine Meinung sich in bestimmter Fassung hervorwagen, ohne den Chorus der Gegenstimmen zu erwecken.

Als eine in weiten Kreisen sehr beliebte religiöse Lektüre können die zahlreichen Schriften von Otto Funcke erwähnt werden, die in viele Sprachen übersetzt sind und immer wieder aufs neue erscheinen müssen. Durch die Mischung eines liebenswürdigen Humors mit warmherziger Frömmigkeit entsprechen sie einem vielgefühlten Bedürfnis.

Zum Schlusse stehen wir auch nicht an, die gedankenreichen Werke von dem Schweizer Professor Hilty zu empfehlen, „Das Glück", ein dreibändiges Buch, von dem aber jeder Band einzeln zu haben ist, und die zuletzt erschienene Schrift „Für schlaflose Nächte".

Begeben wir uns nun auf das Gebiet der Geschichte und der verwandten Wissenschaften, so finden wir hier so weite Grenzen, daß man notwendig wieder scheiden und einteilen muß.

Unter den Darstellungen der sogenannten Weltgeschichte nimmt ohne Zweifel den ersten Rang das letzte Werk des großen Altmeisters deutscher Geschichtsschreibung Leopold von Ranke, † 23. Mai 1886, ein, sein Vermächtnis an sein Volk und seine Zeit. Aber abgesehen davon, daß es in seinen neun Bänden, deren letztere nicht mehr von ihm selbst haben herausgegeben werden können, doch nur bis zum Anbruch der neuen Zeit, also bis etwa 1500, die Erzählung führt, ist es auch durch die Höhe des eingenommenen Standpunktes für die deutsche Familie kaum geeignet. Denn von den einzelnen Tatsachen und Vorgängen, an die man sich von dem Geschichtsunterrichte her erinnert und in deren Kenntnis man Befestigung wünscht, erfährt man weniger, als von dem sozusagen inneren Getriebe der Geschichte, den wirksamen Kräften im Volks- und Staatsleben, deren Nachweis und Bestimmung dem großen Gelehrten und weisen Denker viel mehr am Herzen liegt, als ihre eigentliche Betätigung und augenblickliche Wirkung. Wenn wir also von einer unbedingten Empfehlung dieses Werkes für einen weiteren Kreis der Leser absehen müssen, bleibt für den in Rede stehenden Zweck vor allem die vierbändige Weltgeschichte von Oscar Jäger ein Buch, wie diese zusammenfassenden Darstellungen meistens, das nicht auf eigenem Quellenstudium beruht, sondern sozusagen aus zweiter Hand schöpft, aber dies mit Gewissenhaftigkeit tut, sich gut und angenehm liest und dem in unserer Zeit so lebhaft empfundenen Bedürfnis nach bildlicher Veranschaulichung durch eine Fülle von Abbildungen entspricht. Daß die einst viel genannte und gebrauchte Beckersche Weltgeschichte, die durch spätere Bearbeiter dem Fortschritt der Wissenschaft immer wieder angenähert ist, hier nicht die gleich warme Empfehlung findet, liegt daran, daß, obwohl sie zwar in ihren vielen Bänden einen unermeßlichen Stoff zur Belehrung bietet, sie aber in der Weitschweifigkeit und Trockenheit der Darstellung eigentlich nur zu ernstem Studium sich eignet.

Einen ungeheuren Reichtum des Inhaltes kann man auch G. Webers Weltgeschichte nachrühmen, und aus neuester Zeit ist sehr zu empfehlen die Weltgeschichte, herausgegeben von Hans F. Helmolt, die reich illustriert ist. Helmolt nennt sich nur als Herausgeber, weil die einzelnen Abschnitte von verschiedenen Verfassern, lauter namhaften Fachmännern, bearbeitet sind, wodurch jedenfalls eine größere Originalität des Inhalts erzielt wird, wenn auch die Einheitlichkeit in Stil und Darstellung damit aufgegeben wird. Bedeutsam erscheint, daß hier zum ersten Male die soziale Frage in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Zusammenhang einer Weltgeschichte aufgenommen wird (im 7. Bande aus der Feder des Prof. Dr. Adler), aber mit dem Hinweise auf ihre endgültige Lösung in der Herausbildung einer wahrhaft nationalen Politik.

Hingewiesen sei schließlich auch noch auf die illustrierte Weltgeschichte von F. Seckler. In seiner gedrängten Kürze, seinem reichen Bildschmuck dürfte sich das gut ausgestattete Werk bei seinem äußerst geringen Preise vortrefflich zu einem Hausbuch eignen.

Kommen wir auf das besondere Gebiet der Deutschen Geschichte, das uns ja seines Stoffes wegen gleich näher zum Herzen spricht, so werden wir auch auf diesem in einen lebhaften Kampf der Meinungen hineingeführt. Der ihn entfachte, war namentlich Karl Lamprecht mit seiner ausgezeichneten deutschen Geschichte, die zum ersten Male Ernst machte mit der Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die doch in der Tat für die Entwickelung eines Volkes und der Zustände in den einzelnen Abschnitten seiner Geschichte von der höchsten Bedeutung sind, besonders für die Beurteilung einer Zeit, die wie die unsrige vor allem unter dem Zeichen der wirtschaftlichen Fragen steht. Das wurde natürlich auch von keinem der Gegner beanstandet, es kam nur auf das Maß an, bis zu welchem man in der Verwertung dieser Grundsätze gehen durfte. Und darum entstanden mehrere „Deutsche Geschichten", so die von Eicken, H. Gerdes, Gebhardt, die an diesen Gebieten keineswegs vorübergingen, aber in der Verteilung des inneren Zusammenhangs auf die verschiedenen Kräfte und Seiten des geistigen Lebens dem allgemeinen menschlichen Wesen mehr gerecht zu werden suchten. Auch die deutschen Geschichten von Otto Kaemmel, Wilhelm Müller und Ludwig Stacke, kürzer und übersichtlicher gehalten, und die beiden letzteren für die Kreise der Schule und des Hauses berechnet, können empfohlen werden. Die erstere ist von diesen drei vielgelesenen Werken das bedeutendste. Übertroffen werden alle diese Darstellungen durch das herrliche Werk Heinrich von Treitschkes.[1]) Leider ist es unvollendet geblieben und beschränkt sich auf die Zeit des letzten Jahrhunderts. Aber auch als Torso ist es das wertvollste Vermächtnis, das der edle Patriot seinem Volke hinterlassen konnte. Wenn man die aus dem Nachlasse nach akademischen Vorlesungen herausgegebene Politik[2]) desselben Meisters als Ergänzung hinzunimmt, wird man die trefflichste Schulung zu wirklich nationalem Denken und Streben darin haben.

An Sonderdarstellungen einzelner Teile der deutschen Geschichte und zwar von ausgezeichneten Gelehrten und in trefflicher Ausführung fehlt es nicht. Man würde vielmehr in Verlegenheit kommen, welchem solcher Werke man den Vorzug einräumen sollte, wenn sie nicht meistens doch nur besonderen, namentlich gelehrten Bedürfnissen dienen wollten und daher in einem Buch fürs deutsche Haus nicht berührt zu werden brauchen. Dagegen darf man diesem wohl empfehlen die Sammlung kurzer historischer Monographien zur Weltgeschichte, die in sehr handlichen, hübsch ausgestatteten Bänden mit einer Fülle von Abbildungen geschmückt, in dem ungemein rührigen Verlage von Velhagen und Klasing zu Bielefeld und Leipzig erscheinen. Da zur Bearbeitung der verschiedenen Stoffe, teils der Lebensgeschichte einzelner bedeutsamer Persönlichkeiten, teils bestimmter leicht zu übersehender Perioden, immer hervorragende und durch Einzelstudien mit dem Gegenstande wohl vertraute Forscher herangezogen werden, so bieten die meisten dieser schmucken Hefte eine ebenso anregende

[1]) H. von Treitschke. Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. Leipzig. Hirzel.
[2]) H. von Treitschke. Politik. 2 Bde. Leipzig. Hirzel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie fruchtbare Lektüre. Für wichtiger allerdings als diese hübschen saubern Einzelbilder halte ich, wenn es sich um die Pflege und Bildung einer wirklich nationalen Gesinnung handelt, die Beschäftigung mit den neuesten Epochen unserer Geschichte, dem Zustandekommen des deutschen Reiches. Die Geschichte der drei Kriege von 1864, 1866, 1870—71 liegt ja in den großen Generalstabswerken vor, die aber auch wieder mehr für den Fachmann, als für den nur allgemeiner Belehrung Bedürftigen berechnet sind. Kleinere Bücher, namentlich für die Jugend bestimmt und auch nicht des Bilderschmucks (obwohl nicht immer in empfehlenswerter Ausführung) entbehrend, sind in größerer Zahl vorhanden; ich nenne für den ersten Krieg das Buch von Fontane,[1]) für den zweiten das von Hiltl,[2]) für den letzten der großen Kriege das von Moltke.[3]) Aber von größerem Werte, die Arbeit eines ausgezeichneten Gelehrten von unzweifelhaft warmem nationalen Gefühl ist das fünfbändige Werk Heinrich von Sybels, die Begründung des deutschen Reiches, um so schätzbarer, als Treitschke so weit nicht mehr vordringen konnte, der die nationalpolitische Seite gewiß noch schärfer und leidenschaftlicher zum Ausdruck gebracht hätte. Als Ergänzung nehme man hinzu das vorzügliche Buch von Erich Marcks,[4]) das den unvergeßlichen ersten Kaiser unseres neuen Reichs besonders auch in seinem Verhältnis zu dem großen Kanzler zu seinem Gegenstande hat.

Bismarck Gedanken und Erinnerungen und die daran sich schließenden Nachträge und Ergänzungen brauchen nur mit kurzem Worte als eine immer reich fließende Quelle nationaler Gesinnung erwähnt zu werden, da sie keiner Empfehlung bedürfen und in keiner einigermaßen vollständigen Bücherei eines deutschen Hauses fehlen sollten. Sie eröffnen den Reigen der Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen, die in großer Zahl vorhanden sind und in jedem Jahre sich um mehr als ein Werk vermehren, und darunter sind nicht wenige bedeutend und wertvoll. Aus diesem Reichtum eine befriedigende Auswahl zu treffen, ist nicht leicht, und wenn ich folgende namhaft mache, gebe ich zu, daß sich manche andere ebenso gut hätten nennen lassen. Daß die angeführten ernsten Lesern Anregung und Belehrung sichern und sich zur Lektüre im häuslichen Kreise eignen, dafür glaube ich mich verbürgen zu können.

Es werden hineingezogen auch die Denkwürdigkeiten und Lebenserinnerungen, die von bedeutenden Männern hinterlassen, also nicht eigentlich Biographien sind. Die großen, zu wissenschaftlichen Zwecken gearbeiteten Lebensbeschreibungen von Dichtern und Staatsmännern sind übergangen, weil sie doch nicht eigentlich dem Hause als solchem dienen sollen. Als eine Ergänzung zu Bismarcks Erinnerungen seien hier genannt die Schriften seines großen Freundes und Mitarbeiters Helmuth von Moltke,[5]) soweit sie sich auf seine Jugend, die Jahre, die er in türkischen Diensten verbrachte und seinen Aufenthalt in Rom beziehen.

Der dritte der großen Paladine unseres Heldenkaisers, Albrecht von Roon,[6]) hat in seinem Sohne einen würdigen Schilderer seines Lebens gefunden. Von andren Werken dieser Art seien hier nur genannt die immer noch reizvollen, wenn auch

---

[1]) Fontane. Schleswig-Holstein'scher Krieg 1864. Berlin. Decker.
[2]) Hiltl. Der böhmische Krieg und der Mainfeldzug 1866. Bielefeld. Velhagen & Klasing.
[3]) Der Krieg von 1870—71 von Helmuth von Moltke. Berlin. Mittler & Sohn.
[4]) Erich Marcks. Kaiser Wilhelm I. Leipzig. Duncker & Humblot.
[5]) Moltkes gesammelte Schriften. Berlin. Mittler & Sohn. Besonderer Band.
[6]) A. von Roon. Denkwürdigkeiten. 3 Bde. Breslau. Trewendt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon älteren Jugenderinnerungen eines alten Mannes, des Malers W. von Kügelgen, die treffliche Lebensbeschreibung des Buchhändlers Friedrich Perthes von seinem Sohne Clemens, Professor in Bonn, das schöne Buch über Gabriele von Bülow,[1]) das von der Gattin besonders nach Briefen und eignen Aufzeichnungen zusammengestellte Charakterbild Josias von Bunsens,[2]) die Lebenserinnerungen des Grafen A. F. v. Schack[3]): Ein halbes Jahrhundert, das für die Berliner Romantik aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts wichtige, lehrreiche Buch O. Berdrows über Rahel Varnhagen, die höchst interessanten Memoiren einer Idealistin von Malwida von Meysenbug mit dem Nachwort: Lebensabend einer Idealistin, und von den zahlreichen Erinnerungsblättern aus den Zeiten des großen Krieges die Feldbriefe 1870—71 von G. H. Rindfleisch.

Den früher erwähnten Monographien zur Weltgeschichte schließt sich auf diesem Gebiete ein ähnliches Sammelwerk an, das den Titel führt: Geisteshelden. Biographien.[4]) Die einzelnen Bände sind von verschiedenen Verfassern, die aber jeder das betreffende Gebiet völlig beherrschen und zum Teil vortreffliche Arbeiten geliefert haben.

Wenn wir uns in dem Kreise der Hülfswissenschaften der Geschichte umsehen, kommt das Gebiet in Betracht, das sich auf die ältere Zeit unseres deutschen Volkes richtet. Denn einem guten Deutschen steht es wohl an, auch in dessen Vorgeschichte einigermaßen Bescheid zu wissen. Dahin gehört einmal die Kenntnis unserer germanischen Mythologie, die man nicht mit der vielleicht erlangten Kenntnis der nordischen Edda für erreicht halten darf. Diese, auch in die Reklam'sche Sammlung[5]) aufgenommen, wird, so viel ich sehe, ziemlich viel gelesen, besonders, weil die jetzige bildende Kunst, soweit es sich um monumentale Darstellungen handelt, vielfach wieder darauf zurückgreift. Allein der Irrtum, wenn man meint, darin wirklich die deutsche Mythenwelt erfassen zu können, kann nicht ernsthaft genug bekämpft werden.

Der eigentliche Begründer der deutschen Mythologie oder der religiösen Sagenkunde war der Altmeister deutscher Sprachforschung, Jakob Grimm. Seine deutsche Mythologie, die in letzter Auflage von Hugo Elard Meyer bearbeitet wurde, umfaßt drei starke Bände und wird darum den Laien eher abstoßen als anziehen. Aber in übersichtlicher Weise ist sie von dem eben genannten Forscher[6]) bearbeitet worden und in dieser Fassung ein empfehlenswerter Schatz für jede echt deutsche Hausbücherei. Zu Grunde liegt die ganze Welt der deutschen Sagen, die deshalb in neuerer Zeit vielfach mit emsigem Fleiß zusammengetragen und herausgegeben werden. Die eigentlich bahnbrechenden Werke, wie namentlich die deutschen Sagen der Brüder Grimm, aber auch die von Karl Simrock, sind heute nur schwer erhältlich und lediglich in alten Ausgaben vorhanden. Man hat sich daran gewöhnt, sie als Jugendlektüre zu betrachten, was denn ja auch so unrecht nicht ist. Dort werden sie zur Sprache kommen. Und wenn jeder einzelne Gau seinen eignen Sagensammler und Forscher hat, so sind es doch auch besondere Interessen, die sich daran knüpfen, weshalb wir hier davon schweigen.

[1]) Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild. Berlin. Mittler & Sohn.

[2]) Chr. Carl Josias von Bunsen, geschildert von seiner Witwe. Leipzig. Brockhaus.

[3]) A. F. von Schack. Ein halbes Jahrhundert. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 2 Bände.

[4]) Geisteshelden. Biographien. Berlin. Hofmann & Co.

[5]) Edda. Deutsch von Wollzogen. Reklam. Univ.-Bibl. Nr. 781—784.

[6]) H. E. Meyer. Germanische Mythologie. Berlin. Mayer & Müller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Zusammenhange hören auch die schon den Kindern wohlbekannten Märchen auf, nur ein Futter nach deren Geschmack zu sein. Vielmehr hat sich auch ihrer die Forschung bemächtigt und fruchtreiche Samenkörner der mythologischen und sagenhaften Überlieferung in ihnen gefunden. Wer sich dafür interessiert, mag den dritten Band der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen[1]) zur Hand nehmen, der die Verbreitung der einzelnen Geschichten und den Zusammenhang mit jener großen ehrfurchtgebietenden Welt heimischer Überlieferungen klar legt.

Aber die religiösen Anschauungen sind, wenn auch ein sehr wichtiger, doch nur ein Teil des Lebens unseres Volkes. Um dies, so weit es möglich, in allen seinen Bezügen kennen, verstehen, nachempfinden zu lernen, muß man sich an die noch junge Wissenschaft der Volkskunde wenden. Es ist ja keine Frage, daß alles, was sich vom wirklich alten Volkstum in Sitte und Brauch, in Wohnung und Tracht noch erhalten hat, in dem alle Besonderheit vernichtenden Wirbel der neuen Zeit unerbittlich und in großer Schnelligkeit hinweggefegt wird. Die verdienstvollen Männer, die den jetzigen Bestand in ihren Schilderungen festzulegen suchen, geben sich auch nicht dem Wahne hin, als könnten sie den raschen Verfall aufhalten oder gar das Tote wieder beleben. Aber sie bieten uns mit Verständnis und Liebe ausgeführte Darstellungen, um zu zeigen, so hat es bei uns früher ausgesehen, die pietätvolle Erinnerung des Alten in den Herzen anzufachen und damit dem wirklich nationalen Empfinden Halt und Richtung zu geben. Denn ohne solch einen festen Wegweiser schwankt das Urteil leicht hin und her, spöttelt wohl gar über das Altfränkische und Unmoderne, während gerade in dem festen Wurzeln des Bewußtseins in dem eigentlichen Heimatboden unseres Volkstums die unversiegliche Quelle echter Deutschgesinnung gefunden werden muß.

In der deutschen Volkskunde von Hugo Elard Meyer liegt ein solches Buch, das aus Vorlesungen an der Freiburger Universität entstanden ist, in handlichem Umfange und allgemein faßlicher Darstellung vor. Für die niedersächsische Gegend bietet eine ähnliche Fundgrube die Braunschweiger Volkskunde von Richard Andree. Zeitschriften wie Niedersachsen und die Korrespondenzblätter des niedersächsischen Sprachvereins dienen mit ihrem Inhalt vielfach dem gleichen Bestreben. Ein zusammenhängendes Werk über „Deutsches Volkstum",[2]) das von verschiedenen tüchtigen Fachmännern gearbeitet ist, hat Hans Meyer herausgegeben.

Wer aber über die Grenzen des heimischen Volkstums hinausgehen und sich mit den Anfängen der Kultur aller Völker, soweit sie unsrer Kenntnis überhaupt nahegerückt sind, bekannt machen will, der nehme die Urgeschichte der Kultur von Heinrich Schurtz zur Hand und lasse sich dann in den großen Werken über Kulturgeschichte, wie in dem von Hellwald eine Fülle reichster Belehrung zufließen. Die Entwickelung deutschen Kulturlebens in seinem Verlaufe von den Anfängen bis zur neuen Zeit hin schildern in höchst anziehender und anschaulicher Weise die vortrefflichen Bilder aus Deutschlands Vergangenheit von Gustav Freytag.

Was Freytag für die Kultur des deutschen Volkes in dem Verlauf ihrer geschichtlichen Entwicklung geleistet hat, ergänzt der treffliche Wilhelm Heinrich Riehl in seinen ausgezeichneten Büchern, die er unter dem Gesamttitel: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes vereinigt hat. Es sind vier Bände mit den Einzelüberschriften: Land und Leute, Die bürgerliche Gesellschaft, Die Familie und Wanderbuch, als zweiter Teil von Land und Leute. Indem er dem Gesamttitel den Zusatz gibt: als

[1]) Eine vollst. Ausgabe gibt Reklams Univ.-Bibl. Nr. 3191—96 und Nr. 3446—50.

[2]) Deutsches Volkstum, herausgegeben von Hans Meyer. Leipzig. Bibliograph. Institut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, deutet er damit den Grundgedanken an, der ihn bei dem ganzen Werk leitete. In seinen „Kulturgeschichtlichen Novellen" bietet er gewissermaßen eine poetische Illustration seiner wissenschaftlichen Ausführungen.

Ein kleines, aber nicht unwichtiges und jedenfalls sehr interessantes Kapitel deutschen Kulturlebens behandelt die Geschichte des Briefes von G. Steinhausen.

Auch die Erdkunde darf unter den Hilfswissenschaften der Geschichte nicht fehlen. Ihr wird in neuerer Zeit eine immer größere Aufmerksamkeit gewidmet, und sie scheint endlich aufzuhören, das zu sein, was sie früher wirklich war, das Stiefkind unter den Lehrfächern der Schule und der Hochschulen. In einer Zeit, die den Blick der Völker immer weiter hinauslenkt und den ganzen Umkreis der Erde zum Schauplatz der Vorgänge und der Betätigung eines jeden von ihnen macht, ist es ja auch für jeden Gebildeten nicht nur eine Sache des Anstandes, sondern man darf sagen der Notwendigkeit, auf seinem Planeten wenigstens einigermaßen Bescheid zu wissen. Die für diesen Zweck unentbehrlichsten Anschauungsmittel in Globen und Atlanten werden in immer vollkommenerer Gestalt der Benutzung des Publikums dargeboten und wenigstens einen der letzteren, sei es der von Andree, der wohlfeile Neue Volks- und Familienatlas, oder der beste, der von Stieler, oder der auch sehr brauchbare von Debes, dächte ich mir als ein unerläßliches Bedürfnis eines jeden deutschen Hauses. Die Literatur der Erdkunde ist nicht arm an vortrefflichen Werken, wenn sie natürlich bei dem beständigen raschen Fortschritt der Kenntnis auch in Gefahr sind, schnell zu veralten, und einer beständigen Erneuerung bedürfen. Der eigentliche Schöpfer der wissenschaften Erdkunde war bekanntlich Karl Ritter, aber dessen einst grundlegende Bücher sind nun längst überholt. Zur Orientierung über das Gebiet ist das Handbuch zu Andrees Handatlas sehr zu empfehlen und ausreichend; Einzelheiten findet man in Karl Ritters Lexikon.

Den geschichtlichen Monographien aus Velhagen und Klasings Verlag entspricht eine im gleichen Verlage erscheinende Sammlung ähnlicher Bücher über Gegenstände der Erdkunde,[1]) die sich z. B. mit Thüringen, Cuba, Norwegen, Tirol, der Schweiz, Oberbayern, dem Harz usw. beschäftigen. In das Gebiet der Erdkunde gehören gleichsam als Gegenstücke zu den Lebensbeschreibungen der Geschichte die Reisebeschreibungen, die ja meist auch ein sehr dankbares Publikum um sich versammeln. Frithjof Nansens: In Schnee und Eis[2]) hat ja eine ganz besondere Berühmtheit erlangt, besonders weil es eine mehr persönliche Färbung hatte, als viele Reisebeschreibungen wegen des Strebens ihrer Verfasser, die eigentlichen Ergebnisse ihrer Reise wissenschaftlich zu verwerten, sie aufzuweisen haben. Hauptsächlich aber zog und zieht noch immer Afrika, der dunkle Erdteil, wie er wenigstens bis vor dreißig Jahren mit größtem Rechte genannt werden konnte, die Aufmerksamkeit auf sich. Das begann schon mit dem Werk der beiden Engländer Speke und Grant,[3]) die den Ursprung der bis dahin noch immer rätselhaften Nilquellen aufdeckten. Dann machten ungeheures Aufsehen die Schriften von dem Anglo-Amerikaner Henry Stanley:[4]) Wie ich Livingstone fand und Quer durch

[1]) Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Herausg. von A. Scobel. Bielefeld. Velhagen und Klasing.

[2]) Frithjof Nansen. In Schnee und Eis. 2 Bde. mit Supplementband. Leipzig. Brockhaus.

[3]) Speke. Entdeckung der Nilquellen. Leipzig. Brockhaus.

[4]) H. M. Stanley. Im dunkelsten Erdteil. Aufsuchung Emin Paschas. 2 Bde.
Derf. Durch den dunklen Weltteil. Leipzig. Brockhaus. 2 Bde.
Derf. Wie ich Livingstone fand. Reklams Univ.-Bibl. Nr. 2909—13.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den dunklen Erdteil. Ihnen zur Seite stellt man auf deutscher Seite mit Recht die Schriften von Gustav Nachtigal[1]) über seine Forschungsreisen durch das mittlere Afrika und von Gerhard Rohlfs[2]) über die seinen quer durch die Sahara nach Bornu am Tschadsee, sowie aus neuester Zeit das Buch von Slatin Pascha:[3]) Feuer und Schwert im Sudan. Das sind ja meist ältere Bücher, die aber darum ihren Wert nicht verloren haben. Und sie haben ja manchen Nachfolger gefunden, wie Hans Meyer von seinem Besuch des Kilimandjaro[4]) anziehend zu berichten wußte.

Über asiatische Länder haben wir zwei ungemein anziehende Schriften von dem Jenenser Häckel[5]) über seinen Aufenthalt auf Ceylon und neuerdings über Insulinde, d. h. die Sunda-Inseln, besonders Java. Des Amerikaners George Kennan Reise durch Sibirien[6]) verfolgte nicht eigentlich geographische Zwecke, sondern ging den traurigen Zuständen unter den sibirischen Verbannten nach. Über seine Reise um die Erde plaudert in sehr anziehender Art der österreichische Diplomat Baron Alexander von Hübner in seinem Buche[7]) Spaziergang um die Welt. Auch die merkwürdige und höchst abenteuerliche Reise des Engländers H. S. Landor[8]) nach Tibet kann allgemeiner Aufmerksamkeit empfohlen werden.

Die geographischen Verhältnisse hängen mit den natürlichen Bedingungen des irdischen Lebens zu nahe zusammen, als daß man eine Kenntnisnahme der Geschichte und Erscheinungen der Natur an sich ohne Beziehung auf die menschlichen Ordnungen für unwichtig halten könnte. Darum sollen auch die populären Naturwissenschaften hier zu Worte kommen. Unsere Erde in ihrer Stellung zur Welt alles Geschaffenen fassen ins Auge Diesterweg in seiner „Populären Himmelskunde" und H. J. Klein in den „Astronomischen Abenden". Die Geschichte unseres Erdballs im besonderen verfolgt das große Werk von M. Neumayr: Erdgeschichte, neben dem Bölsche mit seiner Entwickelungsgeschichte der Natur und Reincke, die Welt als Tat genannt zu werden verdienen. Den einzelnen Reichen der Natur, besonders dem der Tiere und Pflanzen, widmen sich folgende Werke: Brehms Tierleben gehört zu den bekanntesten Büchern seiner Art. Marshall ergänzt dessen Inhalt durch die zoologischen Plaudereien. Von ihm rühren auch her die Spaziergänge eines Naturforschers. Kerner von Marilaun widmet dieselbe Tätigkeit der botanischen Wissenschaft in seinem Pflanzenleben. In dasselbe Gebiet fällt auch Worgitzky's Buch „Blütengeheimnisse" und ebenso Landsberg: Streifzüge durch Wald und Flur.

Wollen wir nun von der Geschichte der Literatur, was man gewöhnlich so nennt, reden, so seien folgende Bemerkungen gestattet. Die Versuche, die man hier und da gemacht hat, die Gesamtliteratur zu überschauen, haben zu

---

[1]) Gustav Nachtigal. Reisen in Afrika. Berlin. Köhler.
[2]) Gerhard Rohlfs. Reise nach Bornu. Leipzig. Brockhaus.
[3]) Slatin Pascha. Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig. Brockhaus.
[4]) Hans Meyer. Der Kilimandjaro. Berlin. Reimer.
[5]) E. Häckel. Indische Reisebriefe. Berlin. Partel.
Derf. Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe. Ebda.
[6]) G. Kennan. Sibirien. Reklams Univ.-Bibl. Nr. 2741—42. 2775—76. 2883.
[7]) Alexander von Hübner. Spaziergang um die Welt. Leipzig. Weigel.
[8]) H. S. Landor. Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Leipzig Brockhaus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keinem erfreulichen Ergebnis geführt und konnten es nicht, weil der Reichtum auf jedem einzelnen Gebiet so groß ist, daß kein Menschengeist das alles bewältigen kann, also auch kein wesenhaftes, sprechendes Bild davon zu entwerfen vermag. Wir haben auch über die Literatur der meisten Kulturvölker Europas Einzelschriften, die den Bedarf vollständig decken. So über die englische Literatur[1]) von Ed. Engel, kurz und übersichtlich, über die französische von demselben,[2]) über die italienische von A. Gaspary.[3]) Die spanische entbehrt einer neueren eingehenden Darstellung; man wird aber immer noch mit der freilich nicht mehr neuen des Grafen Schack[4]) zufrieden sein können, da wichtige neue Bewegungen dort nicht zu verzeichnen sind. Selbst die russische Dichtung, die neuerdings immer lebhafter die Bewunderung anlockt, hat ihren Darsteller in Eugen Zabel[5]) gefunden, der wenigstens ihre Hauptvertreter charakterisiert hat.

Was unsere heimische Dichtung betrifft, so will ich die ehrwürdigen, überaus wertvollen wissenschaftlich gehaltenen Werke von Gervinus, Koberstein, den jedem Arbeiter auf diesem Gebiet unentbehrlichen Grundriß von Goedeke nur mit einem Blicke streifen, da sie für den größeren Kreis der Gebildeten (im Gegensatze zu den Gelehrten) nicht geschrieben sind. Aber auch für diesen ist reichlich gesorgt. Die allgemeine Bewunderung, die sich früher für das literarhistorische Bilderbuch von Robert König[6]) zeigte, scheint allmählich einigermaßen zurückzuebben. Auch Wilh. Scherers[7]) gedrängtes, auf tiefgehender Kenntnis gegründetes Buch hat mit seines Verfassers Tode den Höhepunkt seiner Verbreitung überschritten. Aber die übersichtliche Darstellung von Vogt und Max Koch,[8]) von Otto von Leixner,[9]) in neuester Zeit von Adolf Bartels[10]) können jederzeit empfohlen werden, und auch des Schreibers dieser Zeilen eignes Buch[11]) darf in diesem Zusammenhange mit erscheinen, da es sich namentlich bemüht, von dem Inhalte der meisten besprochenen Dichtungen einen anschaulichen Bericht zu bieten. Die neuere und neueste Entwickelung der Dichtung hat manche gesonderte Darstellung gefunden. In erster Linie sei hier genannt die vortreffliche Dramaturgie des Schauspiels[12]) von Heinrich Bulthaupt, deren neuester vierter Band auch die allermodernsten führenden Dichter in den Kreis ihrer feinsinnigen, eindringenden Betrachtung zieht. Einen lebendigen Überblick über die neuere Dichtung gibt immer noch das allerdings schon ältere Buch von Rudolf von Gottschall,[13]) Geschichte der neueren deutschen Dichtung. Auch das Buch von

---

[1]) Ed. Engel. Geschichte der englischen Literatur. Leipzig. Baedeker.

[2]) Ders. Geschichte der französischen Literatur. Ebenda.

[3]) A. Gaspary. Geschichte der italienischen Literatur. 2 Bde. Straßburg. Trübner.

[4]) A. Fr. von Schack. Dramatische Literatur der Spanier. 3 Bde. Berlin.

[5]) Eugen Zabel. Russische Literaturbilder. Berlin. Allg. Verein für Literatur.

[6]) Rob. König. Deutsche Literaturgeschichte. 2 Bde. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

[7]) W. Scherer. Geschichte der deutschen Literatur. Berlin. Weidmann.

[8]) Vogt und Max Koch. Deutsche Literatur. Leipzig. Bibliograph. Institut.

[9]) O. von Leixner. Geschichte der deutschen Literatur. Spamer.

[10]) A. Bartels. Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bde. Leipzig. Avenarius.

[11]) Emil Brenning. Geschichte der deutschen Literatur. Lahr. Schauenburg.

[12]) H. Bulthaupt. Dramaturgie des Schauspiels. 4 Bde. Oldenburg. Schulze.

[13]) R. von Gottschall. Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 4 Bde. Breslau. Trewendt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Salomon[1]) orientiert in Umrissen über das gleiche Gebiet. Die junge, moderne Richtung führte sich mit dem lauten Fanfarenruf: Revolution in der Literatur von Karl Bleibtreu[2]) ein.

Sehr groß und sich immer noch mehrend ist die Zahl der Dichterbiographien, die mit mehr oder minder großem Geschick und Geschmack in die Kenntnis des Lebens und das Verständnis ihrer Werke einführen. Viele dieser Bücher sind allerdings mit solchem Aufwand von Gelehrsamkeit abgefaßt, daß eine Hausbücherei nicht mit ihnen zu rechnen braucht. Das gilt z. B. von dem überaus inhaltreichen Werke R. Haym's über Herder.[3]) Doch gibt es ein weniger anspruchsvolles Buch von Eugen Kühnemann[4]) über diesen in weiteren Kreisen immer noch nicht genug geschätzten Schriftsteller, das auch jeden Gebildeten anspreche wird. Lessing hat seinen Biographen im literarhistorischen Sinne in Erich Schmidt[5]) gefunden. Wer aber auch hier nicht so tief gehen will, der wird genug Belehrung und Anregung bei Adolf Stahr[6]) oder dem Engländer James Sime[7]) finden, dessen Werk auch in das Deutsche[8]) übertragen ist. Über Goethe ist die Literatur besonders reich. Eine ganze Reihe von Biographien haben sich fast zusammen eingestellt, während auch unter den schon älteren noch manche sehr brauchbare ist. Das einst vielgelesene Buch des Engländers Lewes[9]) steht heute nicht mehr auf der Höhe der Forschung. Dagegen bieten immer noch wahren Genuß die Vorlesungen über den Dichter von Hermann Grimm,[10]) der unter den neueren Schriftstellern gewiß der eifrigste und überzeugteste Prophet der Goethe-Gemeinde genannt werden darf und in der Tat, er mochte nun schreiben, worüber er wollte, gewiß jedesmal den Weg zu seinem Heros fand, wovon die mehrfachen Bände seiner Essays[11]) reichlich Zeugnis ablegen. Von den neuesten Arbeiten gerade auf diesem Gebiete gebührt den Vorzug der von Bielschowsky,[12]) die durch lichtvolle Darstellung und schöne Sprache sich besonders dem deutschen Hause empfiehlt. Nicht so gut steht es mit Schiller, der indessen auch vielfach die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hat. Als das Hauptwerk, das ihm gewidmet ist, darf man die sehr groß und breit angelegte Biographie von Jakob Minor[13]) bezeichnen, aber sie ist von ihrer Vollendung doch noch weit entfernt. Das geistvolle kleinere Werk von Otto Brahm[14]) ist leider mit seinen beiden handlichen Bänden ein Bruchstück geblieben. Das gleiche gilt von dem Buche von Weltrich,[15]) während

---

[1]) L. Salomon. Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Stuttgart. Levy & Müller.

[2]) K. Bleibtreu. Revolution in der Literatur. Leipzig. Friedrich.

[3]) Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. 2 Bde. Berlin.

[4]) Eugen Kühnemann. Herders Leben ꝛc. München. Beck.

[5]) Erich Schmidt. Lessing. 2 Bde. Berlin. Weidmann.

[6]) Ad Stahr. Lessing. 2 Bde. Oldenburg. Schulze.

[7]) James Sime. Lessing. 2 Bde. London. Trübner & Co.

[8]) Simes Lessing. Deutsch bearbeitet von Adolf Strodtmann. Berlin.

[9]) G. H. Lewes. Goethes Leben und Werke; übers. von Jul. Frese. Stuttgart. Krabbe.

[10]) Goethe. Vorlesungen von Hermann Grimm. 2 Bde. Berlin. Hertz.

[11]) Fünfzehn Essays von Hermann Grimm. Berlin. Dümmler. — Fünfzehn Essays von Herm. Grimm. Neue Folge. Ebda.

[12]) A. Bielschowsky. Goethes Leben. 2 Bde. München. Beck.

[13]) J. Minor. Schiller. Berlin. Weidmann.

[14]) Otto Brahm. Schiller. 2 Bde. Berlin. Beßer.

[15]) Richard Weltrich. Friedrich Schiller. Stuttgart. Cotta.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das mit dessen Anfängen gleichzeitig und in einem gewissen Wettbewerb mit ihm erschienene Buch von C. Hepp[1]) ganz geschickt gearbeitet ist, aber seinen Stoff nicht völlig erschöpft. Von Einzelheiten über Teile des Lebens oder besondere Seiten des Wirkens beider Dichter seien hier noch genannt Goethe in Wetzlar von Wilhelm Herbst, diesseits von Weimar von Karl Weitbrecht, Goethe und Schiller in ihrem Werden von Julius Burggraf, von dem auch ein schönes Buch über Schillers Frauengestalten vorhanden ist. Und aus der überaus reichen Goetheliteratur seien hier noch besonders hervorgehoben Victor Hehns Gedanken über Goethe, Otto Harnack: über Goethes Weltanschauung, sowie auch die Schrift von E. Filtsch, Goethes religiöse Entwicklung.[2]) Der Mutter Goethes hat K. Heinemann[3]) ein schönes und lehrreiches Buch gewidmet.

Von den auf diese größten Klassiker folgenden Dichtern hat Heinrich von Kleist einen trefflichen Lebensschilderer in Otto Brahm[4]) gefunden, ähnlich Hebbel in Emil Kuh,[5]) Geibel in Karl Leimbach,[6]) Scheffel in Johannes Proelß,[7]) welche Werke sämtlich allgemeiner Teilnahme empfohlen werden können, während die übrigen Dichter z. T. noch ihres kundigen Deuters harren, oder in den bisherigen Darstellungen noch nicht ihr Recht erhalten haben. Leopold Schefer hat der Verfasser dieses Aufsatzes[8]) eine biographische Arbeit gewidmet, aber der Dichter selbst ist jetzt leider sehr vergessen und lebt wohl nur noch in seinem „Laienbrevier" in der Erinnerung der Zeitgenossen. Dagegen hat Gottfried Keller, dem auch von mir ein Büchlein[9]) gewidmet ist, eine eingehende Darstellung durch seinen Schweizer Landsmann Jakob Bächthold[10]) gefunden, dessen Werk durch die reichliche Ausnutzung der brieflichen Hinterlassenschaft einen besonderen Wert besitzt. Unter den jüngsten Dichtern ist Gerhart Hauptmann der Gegenstand mehrerer eingehender Schriften geworden, von denen die von Adolf Bartels[11]) durch ruhige Sachlichkeit den Vorzug vor der Schlenthers[12]) verdient.

Wenden wir uns nun den Werken der Dichter selbst zu, so werden, um mit den frühesten Schöpfungen zu beginnen, das Nibelungenlied, Gudrun, Parcival von Wolfram von Eschenbach und die Gedichte Walthers von der Vogelweide doch wohl zu dem eisernen Bestande unserer Nationalliteratur gerechnet werden müssen und dürften in einer richtigen Hausbibliothek nicht fehlen. Für die Nibelungen ist immer noch die Übersetzung von Karl Simrock,[13]) daneben die von Werner

---

[1]) C. Hepp. Schillers Leben und Dichten. Leipzig. Bibliograph. Institut.
[2]) E. Filtsch. Goethes religiöse Entwicklung. Gotha. Perthes.
[3]) K. Heinemann. Goethes Mutter. Leipzig. Seemann.
[4]) O. Brahm. Heinrich von Kleist. Berlin. Allgem. Verlag für Literatur.
[5]) Emil Kuh. Friedrich Hebbel. 2 Bde. Wien.
[6]) K. Leimbach. Emanuel Geibel. Wolfenbüttel. Zwißler.
[7]) Johannes Proelß. Scheffels Leben und Dichten. Berlin.
[8]) Emil Brenning. Leopold Schefer. Eine Monographie. Bremen.
[9]) Emil Brenning. Gottfried Keller. Ein Versuch. Bremen 1890.
[10]) Jakob Bächthold. Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3 Bände. Berlin. Hertz.
[11]) Adolf Bartels. Gerhart Hauptmann. Berlin. Felber.
[12]) Schlenther. Gerhart Hauptmann. Berlin. S. Fischer.
[13]) Nibelungenlied. Übers. von Karl Simrock. Stuttgart. Cotta.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hahn[1]) empfehlenswert. Auch Gudrun wird man am besten bei Simrock[2]) lesen, wenn man nicht zu einer neuen Umarbeitung von Walther Hübbe[3]) greifen will, die mit feinem Verständnis durchgeführt ist. Wolframs großes Gedicht hat San Marte[4]) übersetzt, aber auch hierfür darf man auf Simrock[5]) verweisen, dem wir auch Walthers Lieder[6]) verdanken.

Im sechzehnten Jahrhundert tritt uns die große Gestalt Martin Luthers entgegen, der auch wiederholt mit ausführlichen Lebensschilderungen bedacht ist, am besten wohl von Theodor Kolde.[7]) Wer seinen Schriften näher treten will, findet eine treffliche Auswahl in der achtbändigen Ausgabe, die Martin Rade[8]) geleitet hat. Schwerlich darf man für einen anderen Schriftsteller jener Zeit in dem weiteren Kreise der Gebildeten irgend welchen Anteil voraussetzen. Der einzige, dem man es wünschen könnte, wäre Fischart, der in der Ausgabe von Heinr. Kurz[9]) zugänglich ist. Man würde eine Belebung seines Schrifttums und seines warmherzigen Protestantismus gewiß sehr gerne sich vollziehend denken, aber die Schwierigkeit der Sprache bereitet dem Verständnis immer ein großes Hindernis.

Auch das folgende Jahrhundert bietet für unseren Zweck geringe Ausbeute. Freilich fallen ja eine Zahl bedeutender Kirchenliederdichter in diese Zeit, aber deren Dichtungen finden sich in Gesangbüchern, auch in einzelnen Sammelwerken. Nur auf einen Schriftsteller kehrt der Blick des Literaturfreundes immer wieder zurück, nämlich auf Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und seinen herrlichen Simplizissimus. Die Goedekesche Sammlung der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts[10]) bietet eine sorgfältige Ausgabe, und es ist doch unvergleichlich mit seinen brennenden Schilderungen von der Not des furchtbarsten Krieges und dem Menschenschicksal, das wie ein winzig kleines Boot den Stürmen des Ozeans preisgegeben auf- und abfließt in dem Tanze der wilden Wellen und sich kaum ans Land rettet. Aus dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts tritt uns die steife und wunderliche Gestalt Johann Christoph Gottscheds, für die jetzt eine etwas lautlärmende Reklame durch Eugen Reichel[11]) betrieben wird, entgegen. Ihm zufolge verschwinden alle späteren Männer der Feder neben diesem Einzigen und Größten, und sein Bild vor allen anderen ist dem Herzen seines Volkes einzuprägen und lebendig darin zu erhalten. Aber der unbefangene Beurteiler freut sich zwar, wenn manche Schmach von dem Namen eines nicht unverdienten Mannes gehoben werden kann, ohne alle diese Superlative zu billigen und ihrem Helden den Ehrenplatz in jedem Familienschrank zuzuerkennen. Einzelne Gedichte seiner Zeitgenossen, wie Ewald von Kleists Früh-

---

[1]) Nibelungenlied. Übers. d. Handschrift A von Werner Hahn. Stuttgart. Kollektion Spemann.

[2]) Gudrun, deutsches Heldenlied. Übers. von K. Simrock. Stuttgart. Cotta.

[3]) Walther Hübbe. Gudrun in neuhochdeutscher Bearbeitung. Hamburg.

[4]) Wolfram v. Eschenbachs Parcival. Übersetzung von San Marte. Leipzig. Brockhaus.

[5]) Parcival und Titurel. Rittergedichte. Übers. von K. Simrock. Stuttgart. Cotta.

[6]) Walther von der Vogelweide. Übers. von K. Simrok. Leipzig. Hirzel.

[7]) Theodor Kolde. Martin Luther. 2 Bände. Gotha. F. A. Perthes.

[8]) Ausgewählte Werke M. Luthers für das christl. Haus. Braunschweig. Schwetschke.

[9]) Deutsche Bibliothek, herausgegeben von Heinrich Kurz. Leipzig. Weber. Band 8—10. Fischarts sämtl. Dichtungen.

[10]) Der abenteuerliche Simplicissimus. Mit Einl. und Anm. herausg. von Jul. Tittmann. 2 Teile. Leipzig. Brockhaus. Auch bei H. Kurtz. Deutsche Bibliothek. 4 Bde.

[11]) Eugen Reichel. Ein Gottsched-Denkmal. Berlin. Gottsched-Verlag.
Ders. Kleines Gottsched-Denkmal. Ebda.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ling, Fabeln und kleine Erzählungen von Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Lieder des Göttinger Hains, zu denen Voß, die Stolberge, Hölty gehören, vor allem aber die Balladen und Gedichte G. A. Bürgers, sind aus Lesebüchern wohl bekannt. Auch kann man alle diese Schriftsteller leicht und vollständig in der sehr reichhaltigen Sammlung der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts haben, die bei Brockhaus zu Leipzig in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien.

Und damit sind wir denn bei unseren Klassikern angelangt, deren Kenntnis denn doch immer für den Gebildeten unerläßlich erscheint. Und wills Gott, soll es noch lange so bleiben. Allerdings wollen wir aus dem großen Reichtum doch manches ausscheiden. Unmöglich wird man von dem Messias, dem Wunder seiner Zeit, wo der Name Klopstocks wie eine Zauberformel die Zusammengehörigkeit verwandter schöner Seelen bestätigte, heute mehr als eine kleine Probe verlangen und vertragen. Und auch die Oden werden trotz der schönen Ausgabe, die Franz Muncker davon veranstaltet hat, nicht wieder allgemein bekannt, und das Bedürfnis wird nicht über die von der Schule und dem Lesebuche her vertrauten hinausgehen. Auch Wieland fesselt uns nicht mehr: höchstens sein Oberon, an dem die schlaffe nachlässige Form doch auch einem feinen Geschmack anstößig ist. Und sein bester Roman, die Abderiten, ist in Sonderausgaben, abgesehen von Reklam, nicht zu haben. Anders steht es mit Lessing, der durch seine Dramen nun auch in ganz anderer Weise in die Bildung unserer Zeitgenossen noch hereinwirkt und durch den Eindruck, den gute Aufführungen seiner Werke immer wieder hervorbringen, von der annähernden Unsterblichkeit wirklicher Poesie Zeugnis ablegt. Die übrigen Werke Lessings sind nicht mehr von solcher Bedeutung. Der Laokoon vertritt einen Standpunkt, der heute nicht mehr festgehalten wird, und man müßte jedenfalls Hugo Blümers kleine Ausgabe nehmen, um das noch Giltige von dem nur aus seiner Zeit heraus zu Verstehenden sondern zu lernen. Immer wird die mächtige Gedankenbewegung, der prachtvolle Scharfsinn, auch wenn er gelegentlich zu Sophismen greift, die frische sozusagen sorglose Art der Darstellung lebendigen Anteil wecken. Den Briefwechsel aber, den Lessing mit seiner späteren Gattin Eva König geführt und den Alfred Schöne herausgegeben hat, sollte man sich nicht entgehen lassen, wenn man dem seltenen Manne wirklich wohl will und näher treten möchte.

Bei Herder ist es schwerer, einen richtigen Zugang zu finden. Der Cid ist ja allerdings wohl bekannt, aber der führt nicht in den Kern seines Wesens hinein, da er doch nur die Bearbeitung eines fremden Stoffes bietet. Es gibt eine gute Sonderausgabe seiner Stimmen der Völker, sowie auch eine freilich sehr gekürzte, aber doch mit Geschick behandelte Schulausgabe von den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die einem größeren Kreise die vertrautere Bekanntschaft mit einem unserer größten und für unser ganzes geistiges Leben einflußreichsten Schriftsteller vermitteln könnte. Dringender wird diese Aufgabe bei Goethe und Schiller.

Von dem ersten sei besonders empfohlen die Ausgabe in 12 Bänden,[1]) die natürlich aus dem Reichtum seines Schaffens vieles, aber doch nicht unbedingt Nötiges ausscheidet. Denn man wird doch nie darauf rechnen können, daß die naturwissenschaftlichen Schriften die Teilnahme weiterer Kreise erregen. Bei Schiller[2]) genügt die Ausgabe, die Karl Goedeke besorgt hat, von der das Gleiche gilt. Dagegen wird man bei Goethe den kaum zu entbehrenden Ergänzungen seiner Werke seine

[1]) Goethes ausgewählte Werke. 12 Bde. Stuttgart. Cotta.

[2]) Schillers Werke. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 12 Bde. Stuttgart. Cotta.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gespräche mit Eckermann[1]) hinzurechnen müssen. Und niemand sollte sich außer seinen Briefen an Charlotte von Stein[2]) den Briefwechsel mit dem Großherzog Karl August[3]) und vor allem den mit Schiller[4]) entgehen lassen, der ja für die Kenntnis beider Männer von gleichem Werte ist.[5]) Für Schiller kommt in ähnlicher Weise sein Briefwechsel mit seiner Braut und Frau[6]) und der mit Karl Christian Körner,[7]) dem Vater des Dichters von Leyer und Schwert, in Betracht. Die meisten dieser Bücher sind in billigen Ausgaben zu haben, ausgenommen der Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe, der nur in zwei großen Bänden vorliegt. Ein besonderes Wort verdient wohl noch Goethes Faust, der ja freilich eine ganze Literatur hervorgerufen hat. Das Beste und Vollständigste darüber ist immer noch das allerdings sehr gelehrte und tiefgründige Werk von Kuno Fischer, während eine mehr für das allgemeine Verständnis geschriebene Auslegung fehlt und doch wünschenswert sein möchte, da bei den in neuester Zeit nicht seltenen Aufführungen auch des zweiten Teils doch der Zusammenhang und Aufbau des ganzen Werkes keineswegs jedem Zuschauer klar geworden sein dürfte.

Aus der letzten Zeit des 18. Jahrhunderts kann außer dem Kreise der großen Klassiker ein Werk genannt werden, das noch heute auf Verständnis und freundliche Aufnahme sollte hoffen dürfen. Das ist der Roman Gottlieb Theodor Hippels: Lebensläufe in aufsteigender Linie. Das Buch in seiner eigentlichen Gestalt ermüdet freilich durch seine Breite, die Lockerheit seines Baues, das bunte Gemisch seines Inhalts. Aber in der Gestalt, die Alexander von Öttingen[8]) ihm gegeben und die sehr an Fülle verloren hat, sind alle jene Auswüchse beseitigt, die Mängel getilgt, und nun zeigt sich ein noch immer sehr lesenswerter Familienroman mit humoristischer Färbung. Man möchte wohl wünschen, daß ein ähnlicher Dienst von ebenso sachverständiger Hand mit ebenso viel Geschmack Hippels an dem an dichterischen Eigenschaften ihm sehr überlegenen Nachfolger auf der Bahn des humoristischen Romans, nämlich Jean Paul, geleistet wäre. Nun darf man kaum noch hoffen, heutige Leser zur Freude an seinen Büchern zu bekehren, so viel Schönes, ja Herrliches, Gemütvolles wie Urkomisches auch in ihnen zu haben ist. Wenigstens muß es schon eine Hausbücherei in großen Verhältnissen sein, die man sich mit einer vollständigen Gesamtausgabe seiner Werke versehen denken möchte. Eine Auswahl seiner Bücher findet sich bei Reklam, von denen einiges unten hervorgehoben wird.[9])

---

[1]) Eckermann. Gespräche mit Goethe. 3 Bde. Leipzig. Brockhaus.

[2]) Goethes Briefe an Frau v. Stein. Mit Einleitung v. K. Heinemann. 4 Bde. Bibliothek der Weltliteratur.

[3]) Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe. 2 Bde. Weimar.

[4]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Eingeleitet von Boxberger. 2 Bde. Spemann. Hand- und Hausbibliothek.

[5]) Goethes Briefe erscheinen in neuer Sammlung von Philipp Stein. Berlin.

[6]) Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. Herausgegeb. von Wilh. Frielitz. 3 Bde. Cottas Bibliothek der Weltliteratur.

[7]) Briefwechsel Schillers mit Körner Herausgeg. von Karl Goedeke. Leipzig.

[8]) Hippels Lebensläufe, Jubelausgabe für die Gegenwart bearb. v. Alexander v. Öttingen. Leipzig.

[9]) Rekl. Univ.-Bibl.: Flegeljahre Nr. 77—80. Immergrün und andere kleine Dichtungen. Nr. 1840. Quintus Fixlein. Nr. 164—65. Dr. Katzenberger Nr. 18—19. Schulmeisterlein Wuz. Nr. 119. Titan Nr. 1671—78.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von der romantischen Schule läßt sich für unsere Zeit nur noch wenig retten. Gedichte der Gebrüder Schlegel trifft man noch in Sammelwerken und Blütenlesen, mehrere von dem tiefempfindenden Friedrich von Hardenberg (Novalis), der mit einzelnen seiner geistlichen Lieder ja auch Zutritt zu Gesangbüchern gewonnen hat. Aber auch sein Roman, Heinrich von Ofterdingen, einst das Paradepferd jener Schule, findet heute kein Verständnis, keine Aufnahmefähigkeit mehr. Auch Tiecks Märchendramen, der gestiefelte Kater ꝛc. wollen heute nicht mehr gefallen, besonders weil sie auf damalige Literaturzustände geschrieben eines sachkundigen Kommentars bedürften, um verständlich zu werden. Seine Novellen bieten noch am meisten Genuß. Des Lebens Überfluß,[1]) die Gemälde, der junge Tischlermeister, der Aufruhr in den Cevennen und andere wird man noch heut mit Spannung lesen und die feine Anmut der Darstellung und die graziöse Phantasie des Dichters bewundern können. Der Versuch, Achim von Arnims Kronenwächter in neuer billiger Ausgabe[2]) wieder einzubürgern, ist nicht recht geglückt und warnt vor einer Ausdehnung auf weitere Werke des gewiß geistvollen, aber allzu phantastischen Dichters. Eine Kleinigkeit von ihm, den tollen Invaliden, hat Heyse[3]) in seinen Novellenschatz gerettet. Clemens Brentanos Märchen[4]) erfreuen sich auch heute noch eines gewissen Publikums und verdienen es durch den übermütigen, wenn auch nicht ganz von Künstelei sich frei haltenden Humor des Dichters. Die Chronika eines fahrenden Schülers ist durch A. v. d. Elbe[5]) fortgesetzt und damit für die Kenntnis späterer Zeiten erneuert. Die kleine Dorfgeschichte vom schönen Annerl und braven Kasperl[6]) erfreut durch ihre Einfachheit und natürliche Haltung. Mehr läßt sich aber auch schwerlich in unsere Zeit hineintragen. Und ob man noch Glück hätte, wenn man heute jemandem Fouqués Zauberring[7]) zum Lesen empfehlen würde, scheint mir sehr fraglich, während man es bei seiner Undine[8]) mit mehr Aussicht auf Erfolg wagen dürfte. Auch die überaus krause Phantasie Theodor Amadeus Hoffmanns hat sich völlig überlebt, und abgesehen von den kleinen Novellen: Meister Martin und seine Gesellen, das Fräulein von Scudéry, vielleicht noch den Lebensansichten des Katers Murr[9]) ist nichts für unseren Zweck brauchbares mehr dazwischen. Aber auch weiterhin hat die Zeit mit ihren wechselnden Voraussetzungen und Bedingungen furchtbar aufgeräumt. Von E. M. Arndt sind seine Jugendgeschichte,[10]) seine Wanderungen und Wandlungen mit

[1]) Abgedruckt in Heyse-Kurz. Novellenschatz. Bd. 1. — Auch in Reklams Univ.-Bibl. Nr. 1925. Dort auch: Die Gesellschaft auf dem Lande. Nr. 1881. Musikalische Leiden und Freuden. Nr. 1925. Wunderlichkeiten. Nr. 2064. Ausgewählte Werke, besorgt durch Heinrich Welti. Cottasche Biblioth. der Weltliteratur. Ausgewählte Werke. Herausgegeb. von J. Minor. 2 Bde. Kürschners. deutsche Nationalliteratur.

[2]) Arnims Kronenwächter. Kollektion Spemann Nr. 9. Desgl. v. Joh. Scherr. Cotta. Bibl. der Weltliteratur.

[3]) Heyse-Kurz. Novellenschatz. Band 1.

[4]) Gockel, Hinkel und Gackeleia. Herausgegeb. von Ed. Grisebach. Berlin. Grote.

[5]) Chronika eines fahrenden Schülers. Fortges. von A. v. d. Elbe (Augusta von der Decken). Heidelberg.

[6]) Geschichte vom schönen Annerl und braven Kasperl. Reklams Univ.-Bibl. Nr. 411. Brentanos Werke. Herausgegeb. von M. Koch in Kürschners deutscher Nationalliteratur.

[7]) Doch noch wieder gedruckt. Braunschweig. 1865.

[8]) Fouqué. Undine. Berlin. Dümmler. Ders. Rekl. Univ.-Bibl. Nr. 491.

[9]) Alle Drei in Reklams Univ.-Bibl. Nr 25, 52. 153—56. Ausgew. Werke bei Cotta. Volksbibl. Ausgabe. 3 Bde.

[10]) Erinnerungen aus dem äußeren Leben von E. M. Arndt. Berlin. Weidmann. — Dass. in Reklams Univ.-Bibl. Nr. 2893—95.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Freiherrn von Stein[1]) noch eine kräftige und gute Kost. Auch sollten sich ernstere Leser mit seinem Hauptwerk: Geist der Zeit zur Schulung einer unerschütterlich festen nationalen Gesinnung bekannt machen. Aber kleine Lustspiele seines Mitkämpfers für die Sache des Vaterlandes, Theodor Körner, wie auch dessen größeres Werk Zriny wecken keinen rechten Widerhall mehr, und man muß sich bei ihm wie bei den schwäbischen Dichtern an die Lyrik halten, die, sei es nun sein patriotischer Fanfarenstoß, oder die sinnige und gemütvolle Lieder- und Balladendichtung Uhlands und seiner Genossen Justinus Kerner, Gustav Schwab bis zu Eduard Mörike, immer noch empfängliche Herzen findet. Was darüber hinausliegt, hat seinen Schmack verloren, seien es die Dramen des edlen Tübinger Sängers, die wohl deutsches Vaterlands- und Stammesgefühl, aber kein dramatisches Feuer und echte Dichterglut verzapfen, oder die erzählenden Schriften Justinus Kerners, die Reiseschatten des Schattenspieles Lux, bis auf das Bilderbuch Aus meiner Knabenzeit, das sich sehr anmutig lesen läßt. Auch bei Mörike gilt dasselbe. Seine Novellen, wie auch sein in zweiter Ausgabe erschienener Maler Nolten sind voll Wunderlichkeiten, und nur das Stuttgarter Hutzelmännlein und das Märchen von der schönen Lau, sowie die Novelle: Mozart auf der Reise nach Prag sind noch frisch genießbar. Auch ein Schwabe und durch seine innige, tiefe wehmutsvolle Lyrik noch lebendig steht ihnen Hölderlin nahe. Aber auch bei ihm gilt, daß sein Roman Hyperion doch lebhaften Einspruch hervorruft. Dagegen sind die erzählenden Dichtungen des früh dahingeschiedenen Wilhelm Hauff heute noch anziehend und wirksam, sowohl seine Märchen, wie seine Novellen, das Bild des Kaisers, die Bettlerin von Pont des Arts, und auch sein Roman: Lichtenstein, einer der ersten eigentlich historischen Romane, den unsere Literatur aufweist. Etwas Altmodischkeit, auch etwas schwäbische Gutmütigkeit und behagliches Sichgehenlassen muß man dann freilich dem liebenswürdigen Erzähler zu gute halten. Das führt uns auf einen anderen Dichter, der uns gleichfalls nur durch seine Prosawerke noch angehört, nämlich Karl Leberecht Immermann. Von seiner Lyrik, seinen zahlreichen Dramen jeglicher Art wollen wir nichts sagen. Aber immer noch wird man sein Märchen: „Tulifäntchen" anmutig und witzig finden und seinem großen Roman Münchhausen aufrichtigen Beifall zollen. Wenn auch der vor allem schmackhafte Kern, die Dorfgeschichte „Der Oberhof" eigentlich die erste ihrer Art in Deutschland ist, so sollte man doch auch die „Arabesken" um diese Geschichte nicht verschmähen, um so mehr, da die Ausgabe von Max Koch für Lösung aller der literaturgeschichtlichen Rätsel trefflich und verständnisvoll gesorgt hat. Von Joseph von Eichendorffs Werken bewahrt sich seine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts ihre unzerstörbare Anmut und Frische; auch der Quell seines Liedes sprudelt unerschöpflich von Innigkeit und Wärme, besonders wenn er in seinen Liedern die Natur besingt und die aus ihrer Betrachtung erregten sanften und heiteren Stimmungen auslöst. Von August Grafen von Platen wirken nur noch die lyrischen Gedichte, seine Balladen, seine Sonette, besonders die aus Venedig, und für einen ernsteren Geschmack auch manche der formschönen, festgebauten Oden. Und auch Friedrich Rückert spricht vornehmlich als Lyriker zu uns, als welchen wir ihn aus der Sammlung seiner Gedichte kennen. Doch soll daneben sein herrliches, allumfassendes Lehrgedicht: Die Weisheit des Brahmanen unvergessen bleiben, das vielleicht Männer mehr fesselt als Frauen, aber doch als gutes deutsches Hausbuch allgemein geschätzt werden sollte. Er hat aber auch in seiner Bearbeitung indischer und

[1]) E. M. Arndt. Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Berlin. Weidmann. — Dasf. in Reklams Univ.-Bibl. Nr. 3472—73.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

persischer Stoffe sich gerechten Anspruch auf die Liebe und Teilnahme seines Volkes gesichert, und Nal und Damajanti, Sawitri, Rostem und Suhrab vermögen wohl noch herzlichen Beifall zu erringen.

In die absterbende Romantik schmetterte Heinrich Heine, der vielgenannt und bewundert von den einen, gescholten von den andern, seine revolutionären Trompetenstöße hinein. In einer wirklich deutschen Hausbücherei hat er wenig zu suchen, und nur an einer kleinen Auswahl seiner Lieder und seinen zum Teil herrlichen Balladen wird man reine Freude empfinden können. Was darüber hinausliegt, zeigt so sehr den Stempel seiner frivolen Gesinnung und seiner eitlen Selbstspiegelung, daß sich ein reiner Geschmack eher angewidert als angezogen fühlt. Aber auch von dem jungen Deutschland, das seinen Spuren folgte und die von ihm ausgegebene Losung weitertrug, hat sich nur Weniges dauerhaft erwiesen. Von ihren gesamten Streit- und Kampfschriften kaum etwas, was man noch heute empfehlen dürfte. Die kräftigeren Talente unter ihnen haben ja später eine Mauser durchgemacht und sind nach den Revolutionsstürmen von 1848 als Schriftsteller maßvoller und den veränderten Zeitströmungen Rechnung tragend, hervorgetreten. Von Karl Gutzkows Dramen sind der Königsleutnant, Uriel Acosta, das Urbild des Tartüffe, Zopf und Schwert auf unseren Bühnen noch nicht ganz ausgestorben und verdienen eine Kenntnisnahme, wenn auch seine ganze Mache mehr geschickt ist, als daß uns ein warmes dichterisches Leben daraus entgegenquölle. Und seine Romane, von denen die Ritter vom Geiste und der Zauberer von Rom einst vielgelesene Bücher waren und als figurenreiche Gemälde aus der Stimmung der Zeit nach der Revolution ja auch eine gewisse Bedeutung besitzen, leiden doch sehr unter der Trockenheit des Stiles und dem Hin- und Herschwingen der Handlung. Am ehesten darf noch der historische Roman aus dem Reformationszeitalter, die Baumgärtner von Hohenschwangau auf willige Leser hoffen. Auch von Heinrich Laube ist außer einzelnen seiner Dramen wie die Karlsschüler, Graf Essex, Böse Zungen noch ein historischer Roman bekannt, Der deutsche Krieg, ein anschauliches Bild von den Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges. Diese Bücher erinnern uns daran, daß die große Epoche des deutschen Romans angebrochen war. Dieser hat den größten Teil des verflossenen Jahrhunderts beherrscht, und es sind eine Reihe von Werken geschaffen, die nun ehrwürdig vor Alter kaum noch eine Wiederbelebung erwarten dürfen, obgleich sie das Entzücken unserer Mütter und Großmütter gewesen sind. Die Anregung zur Beschäftigung mit solchen Arbeiten kam von außen. Es war der Einfluß Walter Scotts, der die Flut historischer Romane über uns hereinbrechen ließ. Man wird dessen Bücher selbst noch eine gesunde und tüchtige Lektüre nennen dürfen, und wir haben ja auch aus verhältnismäßig neuer Zeit ansprechende und geschmackvolle Übersetzungen[1]) mancher seiner Werke, aber ich fürchte, das jüngere und jüngste Geschlecht würde doch nicht viel damit anzufangen wissen.

Und so wage ich auch keine Lanze mehr zu brechen für die Romane der Frau Henriette Paalzow,[2]) die einst sehr beliebt waren und deren erster von den Wortführern der damaligen ästhetischen Kritik als getreues Abbild der Kunst W. Scotts hoch gefeiert ward. Der tüchtigste Nachfolger dieses edlen Schotten war jedenfalls Wilibald Alexis (Wilhelm Häring), der eigentliche Verherrlicher märkischer Tüchtigkeit und Treue, und der zuverlässige Schilderer der Landschaft, in der beide gediehen.

[1]) So von Robert König, z. B. Talismann, Ivanhoe u. a. Bielefeld. Velhagen & Klasing.

[2]) H. Paalzow. Sämtl. Romane. Godwin Castle. St. Roche. Thomas Thyrnau. 12 Bde. Stuttgart.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Hosen des Herrn von Bredow, der Roland von Berlin, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, der Wärwolf, Isegrimm können in erster Linie genannt und wegen ihres gesunden Gehaltes und der behaglichen Breite der Schilderung noch mit Recht gerühmt werden. Einen Nachfolger fand Alexis in Theodor Fontane, besonders in seiner ersten Zeit, ehe er mit der Modernen paktierte und sich auf heikle Liebesgeschichten warf, wovon Adultera ein erstes Beispiel zeigt, während Effie Briest diese Wirkung mit prächtigen Bildern aus dem märkischen Leben vereinigt. Aber sein großes Gemälde aus der Zeit der Freiheitskriege: Vor dem Sturm, Ellernklipp und der Berliner Gesellschaftsroman Frau Jenny Treibel sind nicht weniger gesund und tüchtig als die Schöpfungen seines Vorgängers. Und auch Ernst Wichert, der sich nur mehr an die Geschichte seiner ostpreußischen Heimat hielt, darf immer noch mit Lob verzeichnet werden, besonders sein Heinrich von Plauen.

Es war eine Spielart des historischen Romans, wenn sich ein späterer Geschmack auf gewisse Perioden des Altertums warf und mit dem ganzen Aufgebot gelehrter Kenntnisse, deren Zuverlässigkeit man in einer Flut von Anmerkungen und Anführungen aus den Quellenwerken zu erweisen anfangs für nötig hielt, lebendige Gemälde der Vergangenheit heraufzubeschwören suchte. Georg Ebers hat diesen Weg zuerst eingeschlagen und zeitweise den literarischen Markt beherrscht. Aber er hat doch seine Stellung nicht lange zu behaupten vermocht, und heute sind alle die Bücher von der egyptischen Königstochter an bis zur Nilbraut hin schon recht veraltet. Homo sum ist von allen das wertvollste und tiefste. Die Romane, die er später in die mittelalterliche Zeit oder das sechzehnte Jahrhundert verlegt, haben von vorne herein nicht die Bedeutung gehabt, wie jene aus der egyptischen Zeit. Gustav Freytags Romanzyklus „Die Ahnen" dürfen nicht mit gleichem Maße gemessen werden. Diese Erzählungen wuchsen hervor aus seinen trefflichen Bildern aus der deutschen Vergangenheit, waren gleichsam die dichterische Probe auf das Exempel emsig sich vertiefenden Fleißes auf dem Gebiete deutschen Volkstums und der Geschichte seiner Entwickelung. Diese Romane verdienen noch lange unvergessen zu bleiben, wenn man auch mit Bedauern beim Fortschreiten der Arbeit ein Nachlassen der dichterischen Kraft und ein Steifwerden der Form wahrnimmt. Mit Vorliebe tummelt sich auch Felix Dahn auf dem Felde germanischer Vorzeit. In seinem „Kampf um Rom" hat er ein Werk von bleibendem Werte geschaffen, das eine Reihe erschütternder Vorgänge in dem Sturze des Ostgotenreiches in Italien mit ungemein lebensvollen Bildern darstellt. Die kleinen Romane aus der Völkerwanderung treten dem gegenüber sehr zurück. Die Perle aller dieser Erzählungen aus den alten Tagen unseres Volkes bleibt aber J. V. von Scheffels Ekkehard.

Auch die heilige wie die älteste Kirchengeschichte, ist in Romanen zur Darstellung gelangt. Besonders anziehend in dem Werke des Amerikaners Wallace „Ben Hur" die Zeit Christi selbst, während aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeit der in neuster Zeit mit Recht vielgelesene Roman des Polen Heinrich Sienkiewicz Quo vadis und der gehaltvolle Roman Ernst Ecksteins Die Claudier ihre Stoffe nehmen und geschickt behandeln.

Im allgemeinen ist der Eifer für diese künstliche Belebung längst vergangener Zeiten und Kulturstufen aufgegeben. Man hat darauf hingewiesen, daß es sich dabei im Grunde um eine Mischgattung handle. Und unmittelbar an Herz und Nieren greift uns jedenfalls erst die tiefgründige, von dichterischem Hauch durchwehte Darstellung von dem Leben, Kämpfen, Leiden, Siegen oder Untergehen der Menschen, von denen wir sagen, das ist doch Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es fehlt dann freilich der romantische Reiz, den der Nebel der Vergangenheit um die historischen Schilderungen legt, aber wenn man seinen Geschmack erst einigermaßen gereinigt und veredelt hat, was doch als Ziel wahrer Bildung jedem vorschweben sollte, empfindet man leicht, wie der stoffliche Reiz überhaupt nicht das in Betracht Kommende sein darf, sondern die innere Vertiefung, die dichterische Behandlung durchaus im Vordergrunde steht. Unter diesem Gesichtspunkte entziehen sich denn fast alle sogenannten Sensations- und Kriminalromane auch der ästhetischen Beurteilung und fallen bei dem hier verfolgten Zweck aus dem Gesichtskreis, obwohl ja leider auch mancher tüchtige Schriftsteller sich gelegentlich nach dieser Seite hin verirrt hat. Die Romane also, die uns vorzugsweise interessieren, sind Gesellschaftsromane und insbesondere die, in denen das Seelenleben, die Charakterentwickelung im Vordergrunde der Darstellung stehen. Ein Buch, das seiner Zeit viel gelesen wurde und auf dem Titel sogar die stolze Bezeichnung trägt „Deutsches Leben", ist Hermann Stark von Oskar von Redwitz. Wenn es leider nur nicht allzu sehr von dem süßlich schwächlichen Wesen seines Urhebers das deutliche Gepräge an sich hätte! Dagegen nehmen sich die beiden Romane Gustav Freytags Soll und Haben und die verlorene Handschrift immer noch sehr stattlich aus. Sie machten mit dem Worte Julian Schmidts: der deutsche Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es zu finden ist, bei der Arbeit, wirklich Ernst und zeigen uns den Wert und die Bedeutung der auf den irdischen Gewinn gerichteten und der geistigen Arbeit in umfassend angelegten Kulturgemälden. Was als ein wirklicher Gewinn dabei gelten darf und ihnen trotz der nun schon ziemlich langen Zeit, die seit ihrer Entstehung dahingegangen ist, doch noch einen Zug moderner Art sichert, ist die Realistik der Schilderung und die glückliche Vermeidung aller der geheimnisvollen Zusammenhänge, Verwandtschaften, unerwarteten Zufälle, die in früherer Zeit unerläßlich erschienen, um ein echt romanhaftes Gewebe darzustellen. Dergleichen ist als ein falscher, wertloser Zopf hier schon gründlich abgeschnitten. Von den früher viel gelesenen Zeitgenossen Freytags, ich denke z. B. an Hackländer, Edmund Höfer, Max Ring, Philipp Galen ist wohl kaum noch etwas für unsere Zeit lebendig und lesenswert, obwohl der erstere durch eine gewisse Dosis Humor, mit dem er seine flott erzählten Geschichten versetzte, am ehesten Anspruch hätte, noch beachtet zu werden, da diese Art bei uns nicht gerade häufig ist. Wohl aber läßt sich manches von den sehr zahlreichen Romanen von dem immer noch tätigen Wilhelm Jensen empfehlen. Allerdings sind die älteren im ganzen besser als die späteren, die oft etwas oberflächlich und schablonenhaft sind. Ich denke an Bücher wie die braune Erika, Holzwegtraum, Nach Sonnenuntergang, Um den Kaiserstuhl, Die Kinder vom Ödacker u. a.

Die neueste Entwicklung des deutschen Romans will ich im Zusammenhange der modernen Dichtung erwähnen und vorher einen Blick auf die übrigen Zweige der Dichtung werfen. Die Lyrik hat ja seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts manchen trefflichen Vertreter gehabt. Die Österreicher Anastasius Grün und vor allem Nicolaus Lenau sind hier in erster Reihe zu nennen. Letzterer, dessen Erinnerung gerade die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages belebt hat, ist ja in der Tiefe des Gefühls und der eigenartigen Pracht der Sprache eine Persönlichkeit für sich und ein d e u t s c h e r Dichter ersten Ranges. Ich betone das deutsch bei ihm, weil die Herren Magyaren ihn gerade jetzt als ihren Landsmann so viel als möglich zum Ruhm des edlen Arpadenstammes ausschlachten möchten. Er hat über den Kreis der Lyrik ja auch hinausgegriffen und in seinem Savonarola wie den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Albigensern bemerkenswerte epische Dichtungen geschaffen, wie auch sein Faust in dramatischer Form — freilich in gewissem Sinne eine Ilias post Homerum — charakteristische Besonderheiten aufzuweisen hat. Bei A. Grün sind außer den Gedichten ähnliche Werke erwähnenswert. So der Schutt, dann der Pfaffe von Kahlenberg, mit einiger Einschränkung auch der letzte Ritter, obwohl hier der österreichische Patriotismus einseitiger zu Worte kommt, als eine wirklich nationale Gesinnung. Als ein wahrhaft glänzendes Talent schließt sich auf lyrisch-epischem Gebiet Robert Hamerling ihnen an, dessen Schwanenlied der Romantik, Ahasver in Rom, der König von Sion, sowie auch sein Roman aus der Glanzzeit Athens „Aspasia" und die Neugestaltung des lieblichen antiken Romans des Appuleius „Amor und Psyche" noch unvergessen zu bleiben verdienen.

Von den politischen Dichtern der vierziger Jahre heben sich aus einem großen Kreise namentlich Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel heraus, beide freilich dem größeren Publikum mehr zugänglich durch ihre früheren Dichtungen, in denen sich die politische Stimmung noch nicht zum Ausdruck bringt, als durch ihre stürmischen Freiheitslieder. Kinkels sei auch noch gedacht als des Dichters einer lieblichen Erzählung in Versen „Otto der Schütz", der diese eine Zeit lang sehr beliebte Gattung der Poesie bei uns eröffnete.

Als Lyriker zählt noch immer zu den ersten Namen Emanuel Geibel, der sich aus der anfänglichen Weichheit der lyrischen Stimmung, die seine ersten Gedichte ja als eine Poesie „für Backfische" wohl geeignet scheinen ließ, doch zu ernsten, männlichen Klängen vaterländischer Dichtung in seinen Heroldsrufen zu erheben wußte. Seine Dramen, obwohl sehr schön in ihrer Form, entbehren doch der eigentlichen fortreißenden Kraft. Am meisten Anziehung übt „Sophonisbe", und sein Lustspiel „Meister Andrea" wird noch gern in Familienabenden gelesen.

Wer nicht eine besondere Liebhaberei aus dem Sammeln schön gebundener Gedichtsammlungen macht und doch mit dem Vorzüglichsten der Lyrik Beziehung sucht, der wird gut tun, zu einer der zahlreichen Blütenlesen zu greifen.

Zu den Sammelbüchern deutscher Lyrik wollen wir auch ein Buch zählen, das allerdings streng genommen nicht dahin gehört, aber doch ein rechter Quickborn deutschen Gemütes heißen darf. Das ist die alte berühmte Volksliedersammlung, die dem romantischen Freundespaar Clemens Brentano und Archius von Arnim ihre Entstehung verdankt, „Des Knaben Wunderhorn". Immer wieder nimmt sich ein Verleger des trefflichen Buches an. Sonst können als gute umfassende Blütenlesen aus der neueren deutschen Dichtung der deutsche Dichterwald von Georg Scherer, deutsche Lyrik der Gegenwart von Ferdinand Avenarius und Neuere deutsche Lyrik von Karl Busse, ferner: Neue Lieder fürs Volk von E. Jacobowski und besonders die vom „Deutschbund" unter dem Titel „Aus deutschem Herzen" zusammengestellt, empfohlen werden.

Zu den Dramatikern uns wendend, seien in erster Linie genannt Heinrich von Kleist und Otto Ludwig, jener zu den ersten Talenten auf diesem Gebiete gehörig, obwohl nicht frei von romantischen Grillen und Künsteleien. Dieser mit seinem Erbförster und den Makkabäern kraftvoll und echt dramatisch. Ausgezeichnet sind auch seine Erzählungen die Heiterethei und ihr Widerspiel und Zwischen Himmel und Erde. Im Vordergrund des Interesses aber steht Friedrich Hebbel, dessen markige Eigenart, die ihn gelegentlich über die feine Grenzlinie echter Schönheit hinausweist und besonders in der Charakteristik seiner Personen selbst manches Wagnis nicht verschmähen läßt, man darf sagen, von Jahr zu Jahr mehr Freunde und Bewunderer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

findet. Unter seinen Tragödien ragen Judith, Magdalena, Gyges und sein Ring, die machtvolle Trilogie der Nibelungen besonders hervor. Aber auch seine Gedichte enthalten viel Schönes und sein kleines Epos „Mutter und Kind" gehört zu den reizvollsten und innigsten Dichtungen dieser Art. Stellen wir ihm als Dramatiker Franz Grillparzer zur Seite, so sehen wir bei dem ersteren zwar entschieden das größere Maß von Kraft, aber an Reichtum der Poesie, Schönheit der Sprache, belebender Wärme des Gefühls wird man den Preis dem zweiten zuerkennen. Ist die Schicksalstragödie „Die Ahnfrau" heute für uns auch nur noch eine Merkwürdigkeit, so sind doch Sappho, die Trilogie der Argonauten, des Meeres und der Liebe Wellen, der Traum ein Leben, so wie das eigenartige Lustspiel „Weh dem, der lügt" unvergänglich. Aus den Lebensumständen des Dichters erklärt es sich, daß seine Lyrik außer in einigen herrlichen Gedichten, sich meist in polemischen Angriffen auf die österreichischen Zustände verliert. Seine einzige kleine Novelle „der arme Spielmann" hat Heyse in seinen Novellenschatz aufgenommen.

Die lyrisch-epische Dichtung erlebte einen großen Triumph in der einst sehr beliebten Amaranth von Oskar von Redwitz, einer Dichtung, die ihrer Tendenz und weichlichen Empfindung wegen allerdings bald ihren Ruhm dahin hatte und im Grunde nur von der auf die Revolution von 1848 folgenden Reaktionsstimmung lebte. Erst in seiner letzten Dichtung ähnlicher Art, Odilo, zeigte sich eine freiere Anschauung, aber immer leidet doch seine Poesie an Schwächlichkeit der Auffassung, was auch von seinen späteren Romanen Haus Wartenberg und anderen gilt. Auf diesem Gebiete hatte Victor Joseph von Scheffel mit seinem allbeliebten Trompeter von Säckingen zweifellos den ersten Preis verdient, den ihm auch sein Nachfolger Rudolf Baumbach mit seinem Zlatorog und zahlreichen ähnlichen Dichtungen nicht streitig machen konnte. Scheffel hatte das Glück, mit seiner grotesk humoristischen Kneipliederlyrik einen bestimmten Kreis begeisterter Verehrung, nämlich die deutsche Studentenwelt, zu erobern, und somit steht sein Ansehen noch festbegründet. Seine Muse war sparsam. Außer seiner herrlichen Frau Aventiure sind namentlich seine Bergpsalmen für uns erwähnenswert.

Eine besondere Beachtung verdient die Novelle, die Gattung der Poesie, die in neuerer Zeit hauptsächlich ihre Blüte getrieben hat und heute noch von vielen Dichtern gepflegt wird. Ja, in der neuesten Zeit schrumpft diese schon auf Kürze und Zusammendrängung gerichtete Erzählungsart noch mehr zusammen zu der Skizze, die einen einzelnen Moment herausgreift und darin möglichst viel Stimmung zu verdichten sucht. Ich kann diese Richtung auf das Kurze, Bruchstückartige nicht mit Beifall begleiten. Im kleinen Raum verengert sich der Sinn, ist ein höchst wahres Wort unseres Schiller. Die wirklich ergreifende Dichtung verlangt notwendig eine gewisse Ausdehnung, um allen Seiten des Vorgangs gerecht zu werden, und es ist für mich das Zeichen einer Abstumpfung des tieferen Verständnisses und der poetischen Empfänglichkeit, wenn man nach solchen Momentphotographien mit Vorliebe greift. Diese Neigung findet eine Erklärung in der Hast der Zeit, die nichts mehr fürchtet, als sich zu vertiefen, um nicht festgehalten zu werden, und ist ein Zeichen der Verwüstung des Geschmackes, den das massenhafte Verschlingen von Zeitschriften leider angerichtet hat.

Die älteren Novellendichter, deren Vorfahren Goethe und Ludwig Tieck waren, sind heute kaum noch brauchbar. So Leopold Schefer, der allein 64 Novellen geschrieben hat, von denen heute vielleicht noch die Osternacht, die Düweke, diese historischen Stoffes, gelesen werden können. Paul Heyses „Deutscher Novellen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schatz", den er mit Hermann Kurz herausgab, orientiert darüber auf das beste und kann als eine sehr wertvolle Sammlung bezeichnet werden. Paul Heyse, immer noch tätig, trotz seiner 70 Jahre, ist der fruchtbarste Novellendichter unserer Zeit und hat alle erdenklichen Töne der Schilderung angeschlagen. Von den zahlreichen Sammlungen ist mir das Buch der Freundschaft besonders wertvoll erschienen. Heyse ist auch ein fleißiger Dramendichter, doch hat sich von seinen vielen Tragödien und Schauspielen wenig lebendig erhalten, Hans Lange und Colberg von den älteren wohl noch der historischen und vaterländischen Stoffe wegen am meisten, während eins seiner neuesten Dramen, Maria von Magdala, viel Aufsehen machte und großer Teilnahme begegnete. Seine größeren Romane: Kinder der Welt, Im Paradiese, der Roman der Stiftsdame, Merlin sind nicht nur durch die ihm stets eigene Anmut seines Stiles und der Darstellung, sondern auch durch ihren inneren Wert sehr anziehend. Der kürzlich verstorbene Hermann Grimm, dessen eigentliches Gebiet die Kunstgeschichte und die literarische Forschung war, ist auch auf dichterischem Gebiete tätig gewesen, und seine Novellen: Das Kind und der Landschaftsmaler, sowie sein Roman: Unüberwindliche Mächte, sind sehr achtungswerte Leistungen. Ein feinsinniger Novellendichter war auch der Österreicher Ferdinand Kürenberger,[1]) sowie sein noch tätiger Landsmann Ferdinand von Saar,[2]) und auch der wackere charaktervolle Tiroler Adolf Pichler[3]) soll unvergessen bleiben. Das bei weitem wertvollste in dieser Hinsicht verdanken wir jedoch den beiden nun auch verstorbenen Schweizern Gottfried Keller[4]) und Conrad Ferdinand Meyer,[5]) deren Werke zu dem eigentlich klassischen Bestande unserer Literatur gehören und jede Hausbücherei zieren sollten. Daneben sei hier erwähnt Friedrich Vischer,[6]) der seinen schriftstellerischen Ruhm zwar auf eine sehr umfangreiche Ästhetik gründete, aber in seinem merkwürdigen Roman: Auch Einer, dessen Kern eine Novelle bildet, ein sehr bedeutsames Werk schuf. Von dem liebenswerten, novellistischen Naturschilderer Adalbert Stifter[7]) verdienen die Studien und die bunten Steine ebenso rühmliche Erwähnung, als man seinen breiten, zerfließenden Romanen: Der Nachsommer und Witiko gegenüber nur schuldige Achtung fühlen kann. An Mannigfaltigkeit, Reichtum der Empfindung, belebter Darstellung, der auch ein Zusatz liebenswürdigen Humors nicht mangelt, übertrifft ihn bei weitem der treffliche Wilhelm Raabe (früher mit dem gewählten Namen Jakob Corvinus), besonders in den Erzählungen, die er an die Geschichte und Umgebung seiner Heimat anknüpft. Neben dem Hungerpastor steht in erster Linie sein Abu Telfan, oder die Reise nach dem Mondgebirge, sonst Pfisters Mühle, Horacker, Schüdderump und zahlreiche andere größere oder kleinere Novellen. Kleiner in Format möchte ich sagen, aber verwandten Geistes ist Heinrich Seidel, dessen zahlreiche Geschichten durch ihren liebenswürdigen, anspruchslosen Humor besonders fesseln. Daneben steht in erster Linie der Schleswig-Holsteiner Theodor Storm, dessen Novellen alle vom Immensee bis zum Schimmel-

---

[1]) Ferdinand Kürenberger. Der Haustyrann. Roman. Wien. Novellen. 3 Bde. München. — Ausgewählte Novellen. Prag.

[2]) F. von Saar. Novellen aus Österreich. 3 neue Novellen. Frauenbilder, 2 Novellen. Schloß Kostenitz, Roman. Die Novellen bei Cotta in Stuttgart.

[3]) Adolf Pichler. Tiroler Geschichten und Wanderungen. Berlin.

[4]) Gottfr. Keller. Gesamm. Werke. Berlin. W. Hertz. — Ders. Gedichte. 2 Bde. Ebda.

[5]) C. F. Meyer. Schriften. Leipzig. Haessel.

[6]) Friedr. Vischer. Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 2 Bde. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

[7]) Adalbert Stifter. Gesammelte Werke. Leipzig. Amelang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reiter durch Anmut des Stils wie durch ihren Inhalt und den kräftigen Zug der Heimatliebe und Heimatschilderung ausgezeichnet sind. Und damit kommen sie einem Zuge unserer Zeit entgegen, der gerade auf die von genauester Kenntnis und inniger Liebe zum Heimatlichen erfüllte Dichtung besonderen Wert legt. Darin liegt ja auch die Bedeutung der Dialektdichtung für den Geschmack unserer Zeit. Diese ist eine Fortsetzung der Dorfgeschichte, wie sie Berthold Auerbach[1]) mit seinen Erzählungen aus dem Schwarzwald aufbrachte. Freilich erschien das ländliche Volk bei ihm immer in städtischer Toilette, und das Lorle, die Frau Professorin, das Barfüßle und ähnliche Gestalten entbehren doch sehr der Natürlichkeit und Einfachheit. Von seinen späteren Romanen erfreut sich noch seines Rufes: „Auf der Höhe", während „Das Landhaus am Rhein" und andere mit Recht vergessen sind, da sie ihre Wirkung durch eine gewisse Aufdringlichkeit der Belehrung verderben. Einfacher sind die hübschen Erzählungen Melchior Meyrs: Aus dem Ries, seiner Heimatgegend. Aber erst in der plattdeutschen Sprache des Nordens hat die Dorfgeschichte ihren eigentlichen Blütenstand erreicht, und es ist vorzugsweise Fritz Reuters herrliche Erzählungsgabe und sein frischer urwüchsiger Humor, die ihn vor Veraltung und Abgestandenheit bewahren. Klaus Groth, der sich mit seinen plattdeutschen Gedichten in der Sammlung Quickborn seinen Ruhm schuf, steht Reuter an Natürlichkeit und Erfindungsgabe nach, und von dem bekanntesten Nachfolger Reuters, seinem mecklenburgischen Landsmann John Brinckmann ist eigentlich nur die eine Erzählung: Kaspar Ohm un ick erwähnenswert. An Nachwuchs in diesem Kreise fehlt es nicht, aber neueres von durchschlagender Kraft ist nicht zu nennen, am ehesten noch Felix Stillfrieds: Die Willemshäger Klösterlüd. Diesen Nordländern gesellen sich eine Anzahl Süddeutsche, wozu wir wohl auch Petri Kettenfeier Rosegger zählen dürfen und als einen noch lebendig und rüstig schaffenden Schilderer seines heimatlichen Alpenlandes in erster Linie nennen. Unter seinen Erzählungen ragen besonders die Schriften des Waldschulmeisters, Waldheimat, das ewige Licht, Gottsucher hervor. Ihm schließt sich an der aus Bayern stammende Ludwig Ganghofer,[2]) der Land und Leute in den bayerischen Bergen auf das genaueste kennt, aber dem schlichteren Rosegger gegenüber sich mehr als kunstvoller Schriftsteller zeigt. Auch der verstorbene Hermann von Schmid, ein geborener Österreicher, später aber in München lebend, gehört mit zahlreichen Erzählungen aus dem Alpenleben in diese Reihe. Aber neben diesen neuen Schriftstellern, die z. T. noch sehr von der Gunst der Leserkreise begleitet werden, wollen wir doch auch des guten alten nicht vergessen und die Schriften des Schweizers Jeremias Gotthelf, der ja wohl ein Klassiker der Dorfgeschichte genannt werden darf, hier anreihen.

Von dichterischen Frauen der älteren Zeit, die ich im allgemeinen bis in die Mitte der achtziger Jahre rechne, weil da die Sezession in der Poesie eintrat, ist immer noch eine der bewunderungswertesten Annette von Droste-Hülshoff, die freilich schon lange tot ist, aber in ihrer Mischung echt weiblichen zarten Empfindens mit männlichem Ernste und dem treuen Festwurzeln in ihrem westfälischen Heimatboden einzig unter ihren schriftstellerischen Genossinnen dasteht. Ihre Gedichte, unter denen sich auch ihre vortrefflichen poetischen Erzählungen: Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard, Die Schlacht im Loener Bruch, Das Vermächtnis des Arztes befinden,

[1]) B. Auerbach. Schwarzwälder Dorfgeschichten. Stuttgart. Cotta. Ders. Schriften. Ebda.

[2]) L. Ganghofer. Besonders empfehlenswert: Der Klosterjäger. Die Martinsklause. 2 Bde. Beide, wie die meisten seiner Erzählungen und Hochlandsgeschichten bei Bonz in Stuttgart. — Ders. Das Schweigen im Walde. 2 Bde. Berlin. Grote.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sowie ihre Dorfgeschichte, die Judenbuche, werden für lange noch eine Zierde jedes Bücherschrankes bleiben. Als Erzählerin soll daneben an erster Stelle Luise von Francois genannt sein, deren Romane: Die letzte Reckenburgerin, Frau Erdmuthens Zwillingssöhne, Stufenjahre eines Glücklichen, wie auch ihre Novellen: Der Katzenjunker und ähnliche noch nicht vergessen sein sollten. Als dritte sei diesem Kreise angeschlossen Marie von Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky, die noch tätig in unsere Zeit hineinragt. Das Gebiet ihrer Arbeit findet sie in ihrer Heimat Österreich. Die meisten ihrer Romane und Novellen spielen in den vornehmen Gesellschaftskreisen, aber auch das ländliche Leben weiß sie in den „Dorf- und Schloßgeschichten", dem „Gemeindekind", ihrem Hauptwerke, der „Unverstandenen auf dem Lande", und anderen mit Verständnis und lebhafter Auffassung zu schildern. Ihre jüngere Genossin und Landsmännin Ossip Schubin (Lola Kirschner) teilt wohl mit ihr die Umgebung und das Stoffgebiet, aber sie beschränkt sich ganz auf die vornehmsten Schichten der Gesellschaft, wie in „Unter uns" und „Gloria Victis" und hat sich später auch über den engeren Kreis der Heimat zu einer mehr internationalen Romandichtung gewendet, so in Boris Lensky. Bernhardine Schulze-Smidt und Ida Boy-Ed lassen wir als fruchtbare, tüchtige und gesunde Schriftstellerinnen gelten, während wir von den einst viel umschwärmten Dichterinnen der Gartenlaube E. Marlitt (Eugenie John) und E. Werner (Elisabeth Bürstenbinder) nicht viel Aufhebens mehr machen.

Karl Bleibtreu hat mit seiner Brandschrift „Revolution in der Literatur" eine neue Periode ihrer Geschichte einzuleiten begonnen. Nun sollte mit dem ganzen bis jetzt gebräuchlichen Hausrat der Dichtung, der Form, der Technik aufgeräumt werden und in der unmittelbaren Wiedergabe der Natur, dem treulichen Abschreiben des Lebens ein neuer Geist in die Literatur einziehen. Anregungen von außen waren hierbei wirksam. Vor allem das ungemeine Talent des Franzosen Emile Zola, der die Poesie nicht mehr als Kunst, sondern als Wissenschaft gelten lassen wollte und in seinen großen Romancyklen aus dem modernsten Pariser Leben die letzten Hüllen gesellschaftlicher Rücksichten und Anstandes fallen ließ, um nur die volle ungeschminkte Wahrheit zu geben, es ist ja einzuräumen mit einer bewunderungswürdigen Kraft der Darstellung und künstlerischer Vollendung des Stils — das wirkte ansteckend. Dazu kamen die Einflüsse des großen nordischen Dramatikers Henrik Ibsen, der besonders dem, was er gesellschaftliche Heuchelei nannte, zu Leibe ging und die der nun eigentlich erst zu unserer Kenntnis gelangten neueren russischen Schriftsteller, besonders Dostojewskis, die eine Dichtung unmittelbarer Gegenständlichkeit und Naturwahrheit erzeugen halfen. Die ersten Früchte dieser Aussaat waren wenig schmackhaft und hatten einen starken Fäulnisgeruch. Doch haben diese Männer, Karl Bleibtreu, Hermann Conradi, Konrad Alberti (Sittenfeld), Max Nordau (Südfeld), Wilhelm Walloth, bald abgewirtschaftet. Wenn sie mit plumper Hand den Geschlechtsverkehr schonungslos ans Licht zogen und die Kreise, die ihnen allein schildernswert schienen, nur unter verbummelten Lebemännern und Dirnen fanden, so machte sich bald mit Recht das Bedürfnis geltend, dem bloßen Sinnentaumel psychologische Vertiefung folgen zu lassen, sodaß die Leser doch wenigstens ein wesenhaftes Interesse zu verfolgen vermochten.

Die Hoffnung freilich, die man auf vielen Seiten hegte, aus diesem Sturm und Drang, der viel Ähnlichkeit mit dem des 18. Jahrhunderts aufwies, den großen Genius, den neuen Goethe, auftauchen zu sehen, hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Aber wenigstens auf dem dramatischen Gebiet, wohin naturgemäß diese Poesie ihre Haupt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tätigkeit verlegte, weil gerade da die Seelenmalerei am wirksamsten möglich ist, sind einige Dichter aufgetreten, denen man seine Aufmerksamkeit nicht versagen kann. Mag man an den von ihnen behandelten Problemen oft genug Anstoß nehmen und die rücksichtslose Art ihrer Darstellung oftmals anstößig finden, man soll die aufgewendete dichterische Fähigkeit wenigstens anerkennen. Wenn eine Zeit lang Gerhart Hauptmann den meisten Anklang zu finden schien, obwohl seine Dramen Das Friedensfest, Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Kollege Crampton, Der Biberpelz, Fuhrmann Henschel durch die Brutalität ihrer Durchführung Abscheu erwecken mußten und seine Versunkene Glocke als Märchendrama doch nur vorübergehendes Aufsehen machte, während seine Geschichtsdramen geradezu verunglückten, so ist doch wohl ohne Frage Hermann Sudermann das stärkere und fruchtbarere Talent, das nicht nur auf dem Gebiet des Dramas Nachhaltigeres hervorbrachte, die Ehre, die Heimat, Johannes, Johannisfeuer, Es lebe das Leben und andere Schauspiele, sondern auch in Erzählungen wertvolles zu schaffen wußte, so vor allem Frau Sorge, geringer der Katzensteg und Iolanthes Hochzeit. Die übrigen Dramatiker dieses Kreises, Max Halbe, Georg Engel, Georg Hirschfeld stehen noch mitten in der Entwickelung und machen vielleicht noch beträchtliche Wandlungen durch. Max Dreyer ist der maßvollste unter ihnen. Aber für die Familie und das deutsche Haus fällt doch bis jetzt nicht gerade viel von dieser ganzen Richtung ab. Wie sehr aber diese neue Richtung den Geschmack plötzlich beherrschte, beweist das Beispiel Ernst von Wildenbruchs, der als regelrechter Dramatiker der älteren Schule mit kraftvollen geschichtlichen Stücken einsetzte, dann aber plötzlich in der „Haubenlerche" dem neuesten Stil zu huldigen versuchte, indes von dieser Abirrung doch bald wieder einlenkte und in dem späteren Teile seiner Schriftstellerarbeit besonders die preußisch-hohenzollernsche Geschichte zu seinem Tummelplatze erkor, und in seinem „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" eines der am häufigsten behandelten dramatischen Probleme neu und wirksam zu gestalten unternahm. Von seinen zahlreichen Novellen sind die früheren bis zu dem „edlen Blut" die vorzüglicheren, die neueren wie „Neid", die sich an eine psychologische Feinarbeit halten, geraten in Gefahr, an allgemeiner Wahrheit einzubüßen.

Man kann den ganzen Verlauf dieser neuesten Literaturperiode mit einem großen Reinigungsprozeß vergleichen. Es ließ sich beim besten Willen nicht verkennen, daß sich in den bis dahin betretenen Gleisen allmählich eine gewisse Abnutzung, ein Schlendrian behaglichen Drauflosschreibens, ein Steifwerden der Formen und Erfindungen bemerkbar machte. Tritt es bei den hier besonders genannten Dichtern nicht hervor, so darf man nicht übersehen, wie viele eben ihrer Minderwertigkeit wegen nicht erwähnt zu werden brauchten. Daß also dies ruhige Fortleben einmal ein Ende fand, war ganz in der Ordnung. Das Überstürzen des jugendlichen Eifers lag in der Natur der menschlichen Entwickelung begründet. Aber wer nun in diesen naturalistischen Ausbrüchen der Weisheit letzten Schluß sehen würde, und es gibt ja in unserer Jugend zahlreiche Anhänger dieser Meinung, der hätte doch voreilig abgeschlossen. Eine Stufe, die überschritten werden muß — höher darf man diese ganze Dichtung nicht einschätzen. Und sie wird überstiegen werden, das darf man doch wohl als eine begründete Hoffnung aussprechen. Wohin die fernere Bahn führen wird, liegt ja freilich noch im Dunkeln, und ob wir in raschem Anstieg bald sogar eine weite Umschau gewährende Höhe erreichen werden, kann mit Recht fraglich scheinen. Aber die in neuerer Zeit doch immer mächtiger sich regende nationale

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bewegung, die in dem „reinen Deutschtum“[1]) unseres Volkes Heil erkennt und wieder heraufführen möchte, läßt doch hoffen, daß die gesunden Säfte, die wills Gott in dem Körper der Seele unseres Volkes noch nicht eingetrocknet sind, auch wieder in die Künste hinübertreten und darin mächtig belebend wirksam werden. Das Wort „Heimatkunst“, das für unsere Zeit geprägt worden ist, hat einen schönen Klang und soll hoffentlich noch an Bedeutung immer mehr gewinnen. Die Gefahr liegt nahe, daß in den kleinen Ausschnitten der Darstellung, den Skizzenblättern geringen Umfanges, die Dichtung verkrüppeln könnte. Ich will hier eine treffliche Schriftstellerin des deutschen Nordens nennen, Charlotte Niese,[2]) die ausgezeichnet versteht, Momentbilder der Erinnerung festzulegen. Ähnlichen Dienst leistet dem badischen Schwarzwald Hermine Villinger.[3]) Aber die Kunst verlangt auch nach größerem Format. Da kann man denn doch einzelne Namen nennen, die auch nach dieser Seite hin für die Zukunft noch zu guter Hoffnung berechtigen. Die drei Romanschriftsteller Georg von Ompteda,[4]) Richard zur Megede,[5]) Georg von Polenz[6]) bilden eine Gruppe von Dichtern, die durch Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit ihrer Schilderungen und die Gesundheit ihres Empfindens dem deutschen Hause mit Recht empfohlen werden können. Auch der fleißige Literarhistoriker Adolf Bartels[7]) ist mit einem tüchtigen Roman hervorgetreten. Heinrich Sohnrey[8]) pflegt die moderne Dorfgeschichte. Auch der Elsässer Fritz Lienhard,[9]) der in neuester Zeit mit dramatischen Schriften Erfolge errungen hat, wird gewiß noch mehr von sich hören lassen. In der Heimatkunst liegt auch die Stärke des noch jungen Heidedichters Wilh. Schaer.[10]) Und eine sehr bedeutende Kraft ist seit wenigen Jahren in Gustav Frenssen[11]) wirksam geworden, der sich bis jetzt in entschieden aufsteigender Linie bewegt hat und dem wir fernerhin Dauer und reiche Früchte seiner schönen Begabung wünschen.

Nun gibt es einen Zweig der Literatur zu erwähnen, der bei uns und für uns immer üppiger ins Kraut schießt, dem ich mich aber nicht berechtigt fühle, das Wort zu reden. Ich meine die modernen Zeitschriften und das Mittel zu ihrer Verbreitung, den Lesekasten. Daß in den meisten Sortimentsbuchhandlungen die Hauptarbeit in dem Befördern und Überwachen des Lesekastens besteht, ist eine zweifellose Tatsache, und jeder Buchhändler, auch in einer kleinen Stadt, hält sein Dasein für leidlich gesichert, wenn er eine oder gar mehrere solcher Einrichtungen in Gang gebracht hat und sie darin erhält. Und nun in den Häusern, mit welcher Spannung, welcher Ungeduld sieht man dem Tage entgegen, an dem der Kasten gewechselt wird und man die verschiedenen Blätter und Blättchen im braunen oder blauen Umschlage

---

[1]) Friedrich Lange. Reines Deutschtum. Berlin.

[2]) Charlotte Niese. Aus dänischer Zeit. Leipzig. Grunow. — Dieselbe. Geschichten aus Holstein. Ebda.

[3]) H. Villinger. Aus dem Kleinleben. 3. Bde. Lahr. M. Schauenburg. — Dies. Schwarzwaldgeschichten. Stuttgart. Engelhorn.

[4]) G. von Ompteda. Sylvester von Geyer. 2 Bde. Eysen. 2. Bde. Cäcilie von Sarryn. 2 Bde. Berlin. Fontane. Auch unter dem Gesamttitel: Deutscher Adel um 1900. U. a.

[5]) R. zur Megede. Felicie. Kismet. Quitt. Unter Zigeunern. U. a.

[6]) G. von Polenz. Der Grabenhäger. Der Pfarrer von Breitendorf. Liebe ist ewig. U. a.

[7]) A. Bartels. Diedrich Sebrandt. Kiel. Lipsius.

[8]) H. Sohnrey. Leute aus der Lindenhütte. 2 Bde. Die hinter den Bergen. Göttingen. Jugendbuch für Stadt und Land. Berlin.

[9]) F. Lienhard. Bis jetzt nur als Dramatiker tätig. Daneben Wasgaufahrten. Berlin.

[10]) W. Schaer. Heimatliebe, Sachsentreue. Am Herdfeuer. Goslar. F. A. Lattmann.

[11]) Gust. Frenssen. Die Sandgräfin. Die drei Getreuen. Jörn Uhl. Berlin. Grote.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leidlich sauber und glatt, wenn man das Glück hat, am Anfange, und recht zerlesen und zerknittert, wenn man das Pech hat, am Ende der Reihe der Empfänger zu stehen, darin gebettet sieht. Und dann wird gelesen, Bilder besehen und von diesem und jenem genascht, was der Erzählung, als dem ersten Hauptbestandteil jedes der landläufigen Journale, an belehrendem Inhalt beigegeben ist. Und das heißt Lektüre. Ich mache wirklich den Buchhändlern, die schwer genug um ihr Dasein kämpfen, keinen Vorwurf, auch nicht den allergeringsten, sie folgen damit nur dem Geschmack ihres Publikums, und das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Ich mache nur diesen verantwortlich für einen Mißstand, der sicher vorhanden ist und als solcher auch seine bösen Folgen nach sich zieht. Von Sammlung, von ernster Vertiefung kann bei dem Verschlingen eines solchen Sammelsuriums, wie es ein Haufen von Zeitschriften bietet, doch nicht die Rede sein. Es ist kein seltener Fall, daß man auf diese Weise acht bis zehn Romane, Novellen oder Erzählungen in Bruchstücken nebeneinander in sich hineinstopft. Wer die in seinem Geiste wirklich verfolgen will, der muß ein geistiger Tausendkünstler sein, und wer das nicht leistet und die Fäden durcheinanderwirrt, gibt damit zu erkennen, daß er die Zeit, die er gut hätte verwerten können oder sollen, einfach totgeschlagen hat. Man muß bei den Zeitschriften natürlich unterscheiden. Fern sei es von mir, den wissenschaftlichen Fachblättern den Krieg erklären zu wollen. Sie haben ihren Beruf darin, den kleinen Abfällen der Fachstudien, die oft sehr bedeutsame Ergebnisse in sich bergen können, Unterkunft zu gewähren, oder über ihr bestimmtes Gebiet Übersichten zu bieten und endlich die Literatur, die sich hierauf bezieht, zusammenzustellen und zu beurteilen. Sie sind also für den Erforscher und Kenner eines solchen Gebietes eine Notwendigkeit, und wenn auch die ungeheure Vereinzelung wissenschaftlicher Arbeit, die uns freilich im Blute steckt, wahrscheinlich übertrieben wird und für eine wirklich harmonische Bildung nicht ganz unbedenklich ist, so wird man doch die Einrichtung, Unterhaltung und Förderung solcher Fachzeitschriften für den wirklich geistig arbeitenden Teil unserer Gebildeten nur billigen können. Auch die politischen Zeitschriften sind berechtigt, die Witzblätter, wie die in Heften erscheinenden, einer bestimmten Parteirichtung dienenden, denn sie verfolgen einen wirklichen, oft sehr guten Zweck, den der Anregung, Befestigung, Ausbreitung der Grundsätze, auf die man sich eingeschworen hat, und der Zweck heiligt denn auch hier, wie sehr oft im Leben, das Mittel.

Ich bekämpfe nur das massenhafte Verschlingen eines in der Hauptsache bruchstückhaften und unzusammenhängenden Lesestoffes, und darum das Herumstöbern in allen möglichen Journalen. Möge sich jedes Haus auf den Bezug einiger Blätter beschränken; an Auswahl fehlt es nicht und ich nenne keins besonders, um nicht andere durch Übergehen zu kränken oder den Schein zu erwecken, sie in ein weniger günstiges Licht rücken zu wollen. Es gibt davon von jeder Richtung, konservative wie liberale, christliche und weltliche, illustrierte und solche mit bloßem Texte. Also greife jeder nur hinein ins volle Menschenleben, wo er es packt, ist's möglicherweise interessant und jedenfalls wird damit der Zweck erreicht, den Leser, wie man es gern nennt, auf dem Laufenden zu erhalten. Suche man sich aus der Fülle heraus, was dem Geschmack, der hier mehr als irgendwo sonst die Entscheidung hat, entspricht. Aber das Übermaß ist auch hier, wie in allen anderen Fällen, vom Übel.

Auch über die Jugendlektüre muß ein Wort gesagt werden, da ihre Konsumenten einen wichtigen Bestandteil des deutschen Hauses bilden. Darüber ist schon oft geredet worden und es ist ein bekanntes, wenn auch oft sehr mißbräuchlich angewendetes Wort: Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug. Ich denke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir als die erste Nahrung für den lesehungrigen Nachwuchs alles, was aus der deutschen Vergangenheit zu uns herüberreicht, den großen Schatz der deutschen Märchen, seien es nun die der Brüder Grimm oder die von Musäus oder Bechstein und ebenso die noch immer schönen Märchen von Andersen. Auch die für die Jugend bearbeiteten Märchen aus 1001 Nacht können als Lektüre ebenso wie Wilhelm Hauffs Märchen empfohlen werden.

Eine Reihe alter Volksmärchen werden in trefflicher, auf den neuesten Geschmack berechneter Ausstattung neu angeboten in der Sammlung: Jungbrunnen. Selbsterfundene, poesiereiche Märchen aus jüngster Zeit sind die von Rudolf Vogel: Frau Märe und Glückskinder.

Kein Mangel ist an Bilderbüchern, deren unter vielen anderen der Verlag von Schreiber in Eßlingen eine große Anzahl bietet, auch die berühmten unzerreißbaren, die den kleinen Fäusten unserer „Lieblinge" auf die Dauer doch nicht zu widerstehen vermögen. Eine Reihe dieser Bücher hat L. Meggendorfer zum Urheber. Dazu kommen in großer Auswahl die Münchener Bilderbogen.[1]) Die mannigfachen, gemütvollen Zeichnungen von Oskar Pletsch[2]) seien gleichfalls unvergessen. Unter den Bilderbüchern mit Text darf immer noch nicht fehlen Hoffmanns Struwwelpeter und einige Hefte von Wilhelm Busch,[3]) dessen übrige Schriften, wie die fromme Helene, Balduin Bählamm, Herr und Frau Knopp, Pater Filucius usw. freilich über das kindliche Verständnis hinausreichen, aber für Erwachsene eine allzeit erfrischende heitere Lektüre bilden. Für kleine Kinder sind immer noch allerliebst die Fabeln von O. Speckter, von Erzählungen die von E. Averdieck: Karl und Marie, Lottchen und ihre Kinder, die kleinen Erzählungen von Chr. v. Schmid, von denen jedesmal hundert in einem Bändchen zusammengefaßt sind. Auch Ottilie Wildermuths Geschichten: Aus der Kinderwelt sind sehr brauchbar.

Gehen wir nun zu einer etwas höheren Altersstufe, so empfehlen sich die Sammlungen von Sagen, so die deutschen Volks- und Heldensagen von G. Schwab, neu herausgegeben von Gotthold Klee, der auch selbst deutsche Heldensagen und Volksbücher nacherzählt hat. Für die Kenntnis der antiken Sagen lassen sich noch immer die Erzählungen aus der alten Welt von Becker nennen. M. Barack hat den Reinecke Fuchs bearbeitet, Moritz den Don Quichote. An Erzählungen ist kein Mangel, so von A. Stein,[4]) die zahlreichen unübertrefflichen Geschichten von Johanna Spyri,[5]) besonders Heidis Lehr- und Wanderjahre, Heidi kann brauchen, was es gelernt hat, Gritlis Kinder, von Bernhardine Schulze-Smidt Tiny und Tinys Gespielen, die auch verschiedene für ein reiferes Alter der weiblichen Jugend berechnete Erzählungen verfaßt hat, wie Mellas Studentenjahr, Holde Siebzehn, Mit dem Glücksschiff, Jugendparadies. Nicht unerwähnt bleiben die Erzählungen von M. Rüdiger, In der Dämmerstunde, Treue um Treue u. a., sowie die von Rosegger, Waldferien, Als ich noch der Waldbauernbub war, R. Reinicks Märchenbilder, Münchhausens Reisen und Abenteuer in der Bearbeitung für die Jugend von

[1]) 50 dieser Bilderbogen rühren von W. Busch her.

[2]) Oskar Pletsch. Z. B. Auf dem Lande. Aus Haus und Hof. Buben und Mädels.

[3]) W. Busch. Hans Huckebein. Stuttgart. Verlags-Anstalt. Ders. Max und Moritz.

[4]) A. Stein. 52 Sonntage. Tagebuch dreier Kinder. Mariens Tagebuch. Berlin. Winckelmann & Söhne.

[5]) J. Spyri. Heimatlos. Nah und Fern. Heidi. 2 Teile. Gritlis Kinder. 2 Teile. Cornelli. Keines zu klein. Gotha. Perthes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

E. D. Mundt, Franz Hoffmanns bekannte Erzählungen, sowie eine Reihe von W. O. von Horn, von diesem namentlich historisch-patriotischen Inhalts „Der alte Fritz", „Große Kriegshelden", daneben Deutsche Treue und Von den zwei Savoyardenbüblein. Auch hier steuert wieder O. Wildermuth manches bei: Aus Nord und Süd, aus Schloß und Hütte, von Berg und Tal, Jugendschriften u. a.

Für die reifere Jugend kommen besonders in Betracht „Die schönsten Heldengedichte des Mittelalters" (Frithjof, Nibelungen, Gudrun, Rolands- und Alexandersage) von Ferd. Bräßler, die Bearbeitung der germanischen Götter- und Heldensagen in Felix Dahns Walhall, denen sich die schönsten Sagen aus Indien und Iran in C. Beyers Arya anreihen. C. Falkenhorst sorgt in seiner „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen", den „Helden vom Vaal" und „Jungdeutschland in Afrika" für die Befriedigung des Triebes nach spannenden und aufregenden Vorgängen. Kleinschmidt macht in seinen sehr empfehlenswerten Schriften „Im Forsthaus Falkenhorst" die Knaben mit dem heimischen Waldleben bekannt. Nach Südafrika führt uns wiederum, aber in die Zeit der früheren Kriege mit England, August Niemann mit seinem Pieter Maritz, während B. Garlepp in „Jenseits der Grenzpfähle", „Der Pußtenkönig", „Halbmond", „Durch Steppen" Kulturbilder aus dem östlichen Europa bietet. Julius Lohmeyer hat von verschiedenen Verfassern in 14 Bänden eine „Jugendbücherei"[1]) für Knaben und Mädchen zusammengestellt, und außer diesen allen sollen hier noch erwähnt werden zwei Bände von Richard Weitbrecht: Deutsche Art (drei Erzählungen) und Deutsches Heldenbuch, ferner von Rosegger: Deutsches Geschichtenbuch, Waldjugend, und aus den Schriften ausgewählt ein Sammelwerk unter dem Titel: Ernst und heiter. Zu den abenteuerlichsten Erfindern gehört aber jedenfalls der Franzose Jules Verne, von dem wenigstens „Fünf Wochen im Ballon" und „Die Kinder des Kapitän Grant", dieses für die Jugend von Br. Hofmann besonders bearbeitet, genannt werden können.

Belehrend und auf ernstere Anregungen berechnet sind Bücher wie die kleinen Tierfreunde von K. Pilz und besonders die schönen Schriften von H. Wagner, die er Entdeckungsreisen nennt, die in der Wohnstube, in Haus und Hof zunächst ausgeführt werden und dann erst im Wald und auf der Heide ꝛc. vorzunehmen sind, also den nächsten Umkreis des heimischen Lebens nicht überschreiten. Noch speziellere Zwecke verfolgen, Schriften, wie G. Bernhardts „Schmetterlingsbuch", Hoffmanns „Der Schmetterlingssammler" und Bücher wie T. M. Bergmeisters Für unsere Knaben, Der Jugend Kunstfertigkeit und Spiel und sodann Das deutsche Knabenbuch, ein Jahrbuch der Belehrung, Unterhaltung und Beschäftigung für unsere Knaben". Da aber unsere Zukunft nach einem viel wiederholten Worte auf dem Wasser liegt und damit unsere Flotte und was damit zusammenhängt, Gegenstand lebhaften, ja leidenschaftlichen Interesses auch bei der Jugend geworden ist, wollen wir hier noch die beiden Bücher von Werner, einem der bekanntesten deutschen Seemänner: Das Buch der deutschen Flotte und Berühmte Seeleute, nennen.

Wenn auch, abgesehen von den zuletzt angeführten Büchern, die meisten auch für Mädchen geeignet sind, will ich doch noch einige eigens für diese geschriebene anführen, obwohl ich viele der bekannten Namen übergehe, da sich leider in der Literatur für Mädchen weit mehr als in der für Knaben berechneten, ein unausstehlicher Zug von Unnatur und Sentimentalität eingedrängt hat. Frei davon halten sich die Schriften von Brigitte Augusti (Auguste Plehn), von denen die meisten in zwei Sammlungen: An deutschem Herd und An fremdem Herd vereinigt sind. Die

[1]) Junges Blut. Gesammelte Jugend-Erzählungen. Stuttgart. Union.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von B. Schulze-Smidt hierher gehörigen fanden schon Erwähnung. Außerdem kann man die meisten Geschichten von Frida Schanz „Aus dem Jugendland", „Junges Blut", „Feuerlilie" u. a., die Jugendschriften von Ottilie Wildermuth ohne Bedenken in die Hände heranwachsender Mädchen geben. Ihnen lassen sich noch anreihen die Erzählungen von Luise Glaß: Familie Gesterding, Montagskränzchen u. a. m., von Luise Koppen: Das Dorli, Mauerpflänzchen; von Käthe Becker: Guste, Gretel und ich; von Elisabeth Halden: Aus ruhiger Zeit, das Nest. Vielleicht werden viele aus diesem Kreise gegen die hier angepriesene Diät lauter oder leiser Einspruch erheben, denn ohne Zweifel ist unsere Jugend, besonders die in den großen Städten, vorwitzig und begehrlich. Aber da weiß ich mir denn nicht zu helfen und will lieber den Zorn der Jugend über mich ergehen lassen, als mit dazu helfen, daß dem deutschen Hause sein Recht und seine Eigenart geschädigt werde.

Auch für die Erwachsenen tut sich noch ein Feld der Lektüre auf, nämlich die außerdeutschen Literaturen, deren Kenntnis man nicht umgehen darf. Nicht blos deshalb, weil man doch will mitsprechen können, denn darauf ist wirklich kein großer Wert zu legen. Aber es gibt einen ganz anderen Maßstab für die Schätzung aller geistigen Erzeugnisse, auch der eigenen, wenn man nicht nur die heimische Elle daran zu legen vermag, der Gesichtskreis erweitert sich, das Interesse wird lebhafter und allgemeiner, kurz, der Geist wird auch dadurch freier und reicher. Und immer sollten doch noch die lieben Alten unvergessen bleiben. Homer, der Vater der Poesie, sollte, sei er denn von Voß, von Donner oder W. Jordan übersetzt, in keinem Hause fehlen. Und wer sich den Genuß vertiefen und in das Wesen der homerischen Poesie eindringen will, der nehme dazu Hermann Grimms schönes Buch über die Ilias. Daneben sollten auch die griechischen Tragiker vorhanden sein. Aeschylus, Sophokles, Euripides, jeder in seiner Art einzig und tiefster Wirkung fähig, sind in mehr als einer guten Übersetzung da. Die Donnersche hatte immer den Ruf, besonders zuverlässig zu sein und zugleich gewisser poetischer Tugenden nicht zu entbehren. Aber in unsrer Zeit sind doch auch andere Männer des hohen Berufs eingedenk gewesen, ihre Kraft solchem Ziele zu weihen, sodaß wir nicht in Verlegenheit zu geraten brauchen, wenn wir diesen Dichtern näher treten wollen. Schon die Übersetzungen, die in die Reklamsche Sammlung aufgenommen sind, die des Äschylus von Hans von Wolzogen, des Sophokles von G. Thudichum, des Euripides (6 Stücke) von Paul Martin sind recht brauchbar, auch wenn sie dem modernen Sinn manches Zugeständnis machen und z. B. bei den Chören gereimte Verse nicht verschmähen. Auch die Horazischen Oden, als ein Brevier klugen, feinen Lebensgenusses denke ich mir als einen Bestandteil einer deutschen Hausbücherei, besonders brauchbar für das reifere, männliche Alter, das doch nicht immer mehr des Urtextes sicher ohne Verschämttun zu einer Übersetzung greifen sollte. Es ist kein Mangel daran, da es immer noch den Sport gewissermaßen älterer Herren bildet, der Jugendeindrücke nicht vergessend und das Lateinische wenigstens noch beherrschend gerade diesen Dichter, der für ihre Altersstufe seinen besonderen Reiz behält, in das geliebte Deutsch zu übertragen. Als gute Übersetzungen empfehlen sich die von W. Binder, älter sind die von J. H. Voß und von M. Wieland. Den Frauen aber gewährt z. B. E. Geibels klassisches Liederbuch, das einen herrlichen Blütenstrauß aus den berühmten Liederdichtern des Altertums, besonders den römischen, in der feinsten, geschmackvollsten Übertragung bietet, einen erquickenden Genuß aus dem immer frischen Born alter Poesie. Es ist wenig genug, was hier hat erwähnt werden können, aber es möchte um so wichtiger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein, darauf zu halten, als bei dem fortgehenden Drang unserer Zeit, sich von den klassischen Grundlagen der modernen Bildung loszureißen, die Kenntnis des Altertums mehr und mehr schwinden, damit doch aber auch unsere gesamte Bildung Gefahr laufen wird, einen nicht geringen Teil ihres humanen Charakters einzubüßen.

Schreiten wir über die Kluft der Jahrhunderte gleich zu den Italienern hinüber, so nenne ich als ein Weltbuch Dantes Göttliche Komödie,[1]) die ja freilich meist mehr mit Respekt als mit vertraulicher Begrüßung angesehen wird. Daß sie ein gutes Stück altmodischen Ballastes in ihrem Ruhen auf scholastischem Grunde mit sich herumschleppt, soll gern zugestanden werden. Aber es steckt doch auch ein Teil, ein guter Teil echter Poesie und tiefernster Gesinnung darin, der den Geist jedes sinnigen Lesers auf das ernsthafteste beschäftigen wird. Wer des Italienischen kundig, greift wohl am besten zu Scartazzini.[2]) Wer diese Sprache nicht beherrscht, findet in Otto Gildemeister den besten Verdeutscher, aber bei Paul Pochhammer, dessen Übersetzung in deutschen Stanzen sich bequem liest, wenn man auch die ursprüngliche Terzine ungern mißt, viel Stoff zur Erklärung und Veranschaulichung des gesamten Inhalts.

Die großen Epen des italienischen Mittelalters, der rasende Roland und das befreite Jerusalem, haben für unsere Zeit bedeutend an Wert und Anziehungskraft verloren. Otto Gildemeister[3]) hat Ariost die kundige Hand zu einer Erneuerung im Deutschen geliehen, aber er wird trotz aller Bewunderung für die darin bewiesene Kunst schwerlich ein Gemeingut der Gebildeten wieder werden, müßte auch im Gebrauch des Hauses jedenfalls eine vorsichtige Säuberung erfahren. . Von neuen italienischen Dichtern hat Paul Heyse[4]) nicht nur ausgewählte Novellen in seiner graziösen Art verdeutscht, sondern auch z. B. Leopardis Gedichte,[5]) der nun freilich wegen seiner düsteren weltschmerzlichen Stimmung uns nicht sympathisch werden will. Zwei gute Romane, Vittorio Bersezios „Engelsherz" und „Arme Johanna" brachte vor einigen Jahren der Grunowsche Verlag. Den modernsten, z. B. den Dramen und Romanen Gabriele d'Annunzios[6]) fehlt es am wenigsten an fingerfertigen Übersetzern, aber damit ist uns am wenigsten gedient, während Ada Negri[7]) durch ihre sozialen Gedichte und Edmondo de Amicis[8]) durch seine humorvollen Familiengeschichten als bedeutende und liebenswürdige Talente erscheinen.

Unter den Engländern nimmt Shakespeare den Ehrenplatz ein, ein Weltdichter wie Dante, nur in noch glänzenderer Stellung und uns Germanen eine verwandte und uns heimisch berührende Erscheinung. Die Übersetzung von Schlegel und Tieck ist immer noch empfehlenswert, nachdem sie allerdings eine gründliche Erneuerung durchgemacht hat. Die von Bodenstedt veranstaltete, auf mehrere Kräfte verteilte Verdeutschung ist in ihrem Werte ungleich. Vortrefflich sind auch hier die

---

[1]) Außer anderen Übersetz. die beste von O. Gildemeister. Stuttgart. Cotta. P. Pochhammer. Dantes göttliche Komödie. In deutschen Stanzen frei bearbeitet. Leipzig. Teubner.

[2]) La divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da. G. A. Scartazzini. Milano. Hoepli.

[3]) Ariost. Stuttgart. Cotta.

[4]) Italien. Novellisten des 19. Jahrh. Herausgegeb. von P. Heyse. 4 Bde. Leipzig. Grunow.

[5]) P. Heyse. Italien. Liederbuch. Berlin. Hertz. 1860. Mk. 5.40.

[6]) Gabriele d'Annunzio. Übers. in Sammlung Frankh. Stuttgart.

[7]) Ada Negri. Schicksal. Deutsch von H. Jahn. Berlin. A. Duncker. Dies. Stürme. Ebda.

[8]) Edm. de Amicis. Unser Freund. Jena. Costenoble. Ders. Schultragödie. Stuttgart Engelhorns Romanbibliothek.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

11 Stücke, die Otto Gildemeister[1]) übertragen hat. Daß Shakespeare Mittelpunkt einer ganzen Literatur geworden, ist bekannt genug. Die Werke von Gervinus, Kreyßig, Ulrici sind freilich veraltet. An neuen Arbeiten empfehlen sich die beiden Werke über den Dichter, eins von dem Dänen Georg Brandes[2]) und ein anderes von dem Engländer Lee.[3]) Wer sich für den neuerdings in Mode gekommenen und noch nicht völlig ausgerotteten Bacon-Mythus interessiert, der doch nur als eine Sonderbarkeit erscheint, sei auf die Schriften von Edwin Bormann[4]) hingewiesen. Die Dichtungen von Lord Byron sind auch in der wundervollen Übersetzung Otto Gildemeisters[5]) zugänglich und gehören zu den Perlen der englischen Poesie, sind aber für das deutsche Haus doch nur in Auswahl fruchtbar. Ich würde das düstere Nachtstück Manfred ebenso wie den übermütig tollen Don Juan ausschließen, und an den übrigen Dichtungen, Childe Harold, den hebräischen Melodien, den kleineren epischen Erzählungen hat man doch auch schon recht viel. Die ganze englische Literatur zu durchmustern, ist unmöglich, da mag Geschmack und Wahl entscheiden. Zu den besonders hervorragenden Werken der erzählenden Dichtung sind die Romane der George Elliot Middlemarch, Adam Bede, die Mühle am Fluß, Silas Marner und der seiner Zeit einen wahren Sturm des Beifalls erregende der Mrs. Humphrey Ward: Robert Elsmere, der einen freien, religiösen Geist atmet, zu halten.

Die Franzosen haben eine glänzende Epoche ihrer Erzählungskunst teils gehabt, teils stehen sie noch mitten drin. Über Emile Zolas mächtigen Einfluß ist schon gesprochen worden. Daß seine und seiner Nachfolger, unter denen ich auf gut Glück Marcel Prévost und Paul Bourget herausgreife, Werke viel in Deutschland gelesen werden, ist eine Tatsache. Unsere Jugend, von den Wellenschlägen des Neuen mit berührt, ist unruhig und lüstern nach den verbotenen Früchten. Die frühere Zurückhaltung und keusche Gesinnung, die gerade den geschlechtlichen Problemen lieber aus dem Wege geht, als sie aufsucht, ist bei der Mehrzahl nicht mehr zu finden. Für ein Glück ist das gewiß nicht zu halten, aber die Bemühungen des deutschen Hauses, der deutschen Familie sollten doch darauf gerichtet sein, solchen Geist nicht nur nicht zu nähren, sondern ihm entgegenzuarbeiten und wenn ich in diesem Sinne vor diesen Werken warne, wird mich dabei das Nasenrümpfen der Jungen über Rückständigkeit und altmodisches Wesen, worauf sicher zu rechnen ist, nicht beirren.

Unter den Nordländern, die ja auch germanischen Blutes sind, ist in der neuen Zeit eine große Bewegung entstanden. Die älteren gemütvollen Erzähler, Henrik Scharling mit seinen liebenswürdigen Familiengeschichten: Zur Neujahrszeit im Pfarrhause in Nöddebo, Meine Frau und ich, Junge Helden, ebenso Rudolf Schmidt mit seinen anziehenden, lebhaften Novellen sind ganz in den Schatten gestellt von den beiden berühmten Norwegern Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson, der in seiner früheren Zeit treffliche Dorfgeschichten schrieb, sich aber nun ganz dem Drama in die Arme geworfen hat und in seinen späteren Novellen die alte Einfachheit und Kraft nicht wiederfand.

Ibsen ist ja, man darf wohl sagen neben Zola die Berühmtheit des Tages, und niemand kann die außerordentliche Begabung des Mannes leugnen. Niemand

[1]) O. Gildemeister übersetzte: König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V. Heinrich VI., Richard III., Heinrich VIII., Was ihr wollt, Wintermärchen, Julius Cäsar, Cymbeline.

[2]) G. Brandes. William Shakespeare. München. Albert Langen.

[3]) Sidney Lee. W. Shakespeare. Rechtmäßige Übers. Eingeleitet durch R. Wülker. Leipzig. Wiegand.

[4]) Edw. Bormann. Shakespeare-Geheimnis. Leipzig. Bormann.

[5]) Lord Byrons Werke. Übers. von O. Gildemeister. Berlin. G. Reimer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber sollte sich dagegen verschließen, daß die späteren Stücke schon von der Wildente an, Hedda Gabler, Klein Eyolf, Baumeister Solneß, John Gabriel Borkmann und Wenn die Toten erwachen sich mehr und mehr in wunderliche, verzwickte Probleme vertiefen und darum gewiß bald völlig veralten, wenn der laute Beifallssturm, der jetzt noch bei der bloßen Nennung seines Namens sich entfesselt, allmählich ruhigerer Schätzung wird Platz machen dürfen. Von den älteren Stücken sind Brand, neben dem der als Seitenstück gedachte Peer Gynt wegen seiner wunderlichen Phantastik, in der das Problem eigentlich völlig erstickt wird, zurücktritt, Kaiser und Galiläer und von den Gesellschaftsstücken der Bund der Jugend, die Stützen der Gesellschaft, der Volksfeind, Nora besonders zu schätzen, und wenn sich auch hier schon immer ein lebhaftes Pathos mit eindrängt, doch auch wegen ihrer kühnen Auflehnung gegen gesellschaftlichen Zwang und Unwahrheit, wie auch die beiden ersten besonders durch die Tiefe des Problems und seine konsequente Behandlung ausgezeichnet. Björnson, der mit seinem Fallissement zuerst die deutsche Bühne betrat, hat neuerdings in dem zweiteiligen Drama: Über unsere Kraft eine große, nachhaltige Wirkung erzielt.

Neben diese beiden führenden Geister treten die Erzähler äußerlich zwar zurück, und die schlimmsten und verwirrtesten sollen hier nicht einmal genannt werden. Aber die meisten an und auf dem Meere spielenden Romane von Jonas Lie und die von Alexander Kjelland, sowie die kleinen, skizzenartigen Erzählungen des Schweden Heddenstjerna sind aller Aufmerksamkeit wert. Auch in den leidenschaftlicheren und zügelloseren Werken der Nordländer ist gegenüber den Franzosen doch eine viel größere Zurückhaltung zu rühmen.

Seit zwanzig bis dreißig Jahren aber können auch die Russen bei einem Überblick über die zeitgenössische Literatur nicht mehr übergangen werden. Früher wußte man nichts von ihnen. Plötzlich traten sie indessen mit einer Wucht hervor, daß sie allgemeine Anerkennung erzwangen. Freilich waren die ergreifenden, schwermutvollen Poesien eines Lermontoff, Puschkin u. a. schon früher bekannt, aber lyrische Gedichte sind in unserer Zeit nicht mehr so zündend, wie sie es einst waren, und darauf läßt sich nicht mehr eine Schule gründen. Darum mußten erst die großen Erzähler kommen, die plötzlich die Verhältnisse ihres Landes und Volkes in ganz neuem Lichte zeigten und indem sie der Schilderung des täglichen Lebens und der Vorliebe für die Enthüllung der Nachtseiten der Gesellschaft, die sich nun einmal mit der neuen Kunst aller Schriftsteller bemächtigt hatte, in verschwenderischem Maße entgegenkamen, wurden sie plötzlich eine Macht in unserem literarischen Betriebe. Der älteste dieser Männer, Turgenjew, wurde zwar viel geschätzt und gelesen, aber er übte doch nicht einen solchen Einfluß, obwohl er, wie in seinen Erzählungen: Aus dem Tagebuche eines Jägers, Väter und Söhne ꝛc. auch in das Innere des Volkslebens hineingriff. Aber einmal war seine Bildung und seine literarische Stellung doch mehr international, wie er denn heimisch in Paris war, auch länger in Deutschland, Baden-Baden, lebte und auch keineswegs verschmähte, seine Erzählungen in derlei Umgebung zu verlegen, wie in den Frühlingsfluten. Und vor allem das Sicheinbohren in die Charakterschilderung, in seltsame Probleme, die Ängstlichkeit in der psychologischen Entwickelung war noch nicht Gesetz geworden. Erst Dostojewsky mit seinen Raskolnikow und besonders seinen Brüdern Karamasow hat seiner nationalen Literatur den Dienst erwiesen, sie zu einem unentbehrlichen Element moderner Lektüre zu machen, obwohl der Eindruck seiner Bücher trotz der Bewunderung für die glänzende Kunst der Darstellung und des Stiles, vorwiegend unerfreulich bleibt. In Leo Graf Tolstoj hat sich diese machtvolle Einwirkung noch gesteigert,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besonders seitdem seine eigene religiöse Umwandlung sich immer vollständiger durchgesetzt hat. Sein großer Roman: Krieg und Frieden hat noch zuviel stoffliches Interesse, um die große Kunst ihres Meisters schon ganz in Vollendung zu zeigen. Viel mehr sein Meisterwerk Anna Karenina, die jedenfalls zu den ersten Romanen unserer Zeit zählt. Die Kreuzersonate machte ein ungeheures Aufsehen, mehr als diese schwüle Sinnenpoesie verdient. Aber sein letzter großer Roman Auferstehung ist ja wieder ein Beweis der außerordentlichen Kraft und Begabung, die in ihm steckt und macht seinem Namen mehr Ehre, als die religiösen Schriften,[1]) in denen er sein eigentümliches Christentum im Tone eines Propheten zu verkünden liebte. Als der jüngste Sproß des russischen Parnasses fängt ja nun Maxim Gorjki[2]) an, sich bemerkbar zu machen, der aber über die Schwarzmalerei des Elendes und der verrotteten Zustände russischer Bauern nicht hinauskommen zu wollen scheint.

Die Kunstgeschichte und Kunstbetrachtung darf man jetzt nicht mehr vergessen, wenn man allen die Zeit bewegenden Interessen einigermaßen gerecht werden will. Schon die Illustrationswut moderner Verleger kommt diesem Drange entgegen und nach, und da der zu allen Zeiten grassierende Dilettantismus sich von der Musik auf die bildenden Künste geworfen und unzählige junge Malerinnen hat hervorbringen helfen, spielt die Kunst in unserem geistigen Leben eine bedeutende Rolle. Von ihrem öffentlichen Hervortreten, von ihrer Pflege und ihren Pflegestätten, Kunsthallen und Ausstellungen braucht hier kein Wort gesagt zu werden, und damit sind wir auch des Geredes über alte und neue Malerei überhoben. Ich denke mir nur wieder die deutsche Hausbücherei und frage mich, was möchtest Du darin missen und was sehen? Auch hier rede ich nicht den zahlreichen Kunstzeitschriften, der Kunst unserer Zeit, der Kunst für alle in erster Linie das Wort, obwohl die letztere recht brauchbar ist. Der klassische Bilderschatz und der klassische Skulpturenschatz, beides Unternehmungen des Münchener Verlegers F. Bruckmann, deren ersteren auch eine sehr gute, kurzgefaßte Geschichte der Malerei[3]) beigegeben wurde, durften wohl den Anspruch erheben, ein rechter Hausschatz zu sein, haben aber leider aufgehört zu erscheinen. Seemanns kunsthistorische Tafeln[4]) mit dem vortrefflichen Text von A. Springer sind freilich dafür nur ein karger Ersatz, aber sie leisten ihn doch in einigem Maße. Als übersichtliches Handbuch ist immer noch das von Lübke[5]) zu nennen, nur daß derartige Schriften allein demjenigen nützen, der schon eine Fülle von Einzelkenntnissen besitzt und sich über den ganzen Zusammenhang orientieren will. Andere Gesamtdarstellungen haben wir von A. Springer.[6]) Die Malerei hat ihre besondere Geschichte durch Woltmann und Woermann[7]) erhalten. Diese Kunst in neuerer und neuster Zeit hat eine glänzende, wenn auch in Einzelheiten

[1]) Tolstoj. Das Reich Gottes ist in euch. Stuttgart.

[2]) M. Gorjki. Ausgewählte Erzählungen. 6 Bde. Berlin. Cassirer. Derf. Ein junges Mädchen. Dresden. Minden. Derf. Drei Menschen. Berlin. Cassirer. Derf. Foma Gordjejew. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Derf. Die Drei. Leipzig. Diederichs. U. a. m.

[3]) Franz v. Reber. Geschichte der Malerei vom Anfange des 14. bis zum Ende das 18. Jahrh. München. F. Bruckmann.

[4]) E. A. Seemann. Kunsthistorische Bilderbogen. 4 Bde. Leipzig.

[5]) W. Lübke. Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart. Neff.

[6]) A. Springer. Bilder aus der neuen Kunstgeschichte. Bonn. Marcus. Derf. Kunstgeschichte. 4 Bde. Leipzig. Seemann.

[7]) Woltmann und Woermann. Geschichte der Malerei. Leipzig. Seemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angefochtene Schilderung durch R. Muther[1]) erfahren. Ein vorzügliches Unternehmen, die Kunst im deutschen Hause heimisch zu machen, ist die von Velhagen und Klasing herausgegebene Sammlung von Künstler-Monographien,[2]) die neben den älteren Meistern auch die neueren und neuesten berücksichtigt. Das Anschauungsmaterial ist in reicher Fülle in guten Wiedergaben vorhanden, und die Herstellung des Textes ist in erfahrene, bewährte Hände gelegt. Eine Ergänzung findet dieses Sammelwerk durch die „Berühmten Kunststätten".[3]) Wer sich für die Zeit der italienischen Renaissance besonders interessiert, dem bietet sich außer der grundlegenden Schrift von J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, die ausgezeichnete Schrift von Adolf Philippi,[4]) der man zur Ergänzung das erste Heft der geschichtlichen Monographien von Ed. Heyck[5]) anschließen mag. Auch Hermann Grimms Michelangelo und Raffael, die Künstlerbiographien von Velasquez und von Murillo von Karl Justi, wie die Albrecht Dürers von Thausing werden jedem Bücherschrank zur Ehre gereichen.

Ganz übergehen dürfen wir doch auch die edle Tonkunst nicht, die im deutschen Hause von jeher eine große Rolle gespielt hat. In neuerer Zeit hat sie sich durch allzu eifrigen Betrieb, den man ihr widmete, einigermaßen mißliebig gemacht. Aber eine rückläufige Bewegung ist nun doch unverkennbar. Alles das, was zur ausübenden Musik gehört, fällt nicht in unser Gebiet, aber einige allgemeine, in den Geist und das Verständnis der musikalischen Werke einführende Bücher dürfen doch auch ihr Recht in einer echten Hausbücherei beanspruchen. Dahin gehören die musikalische Elementar-Grammatik und Einführung in die Musik, beide Schriften von Adolf Pochhammer, ferner die Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert von Hans Meier, ferner die Musikgeschichte von Ludwig Nohl. Eine reiche Quelle zuverlässiger Belehrung und sachlichen Urteils in schöner Form ist auch in H. Bulthaupts Dramaturgie der Oper erschlossen.

Ein Fach darin ist noch unbesetzt, soviel ich sehe, das bestimmt ist, verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden. Wo bleibt die Philosophie? Höre ich vielleicht jemanden fragen, obgleich das Verlangen darnach heute doch nur vereinzelt auftritt. Aber die Frage ist geschehen, und nun erhebt sich allerdings ein allgemeiner, entrüsteter Ruf: Wo bleibt Nietzsche? Meine schlichte Antwort lautet: Am besten draußen. Aber wird man sich damit wirklich abspeisen lassen? Die nach neuen Dingen begierige Jugend wird ihn gewiß nicht entbehren wollen, und aller Hinweis auf den vielen Schaden, den dieser Mann drinnen und draußen angerichtet hat und dem kein Segen und Vorteil aufwiegend gegenübersteht, wird diesen modernen Drange gegenüber nichts verfangen. Aber doch nur weniges von ihm, gleichsam nur zur Probe, wie die Schrift von der Geburt der Tragödie sollte zugelassen sein, um mit seiner Philosophie sich auseinanderzusetzen, könnte man das Büchlein von Kalthoff[6]) und die lehrreiche und gründliche Widerlegung von C. Stein[7]) dazu empfehlen.

[1]) R. Muther. Geschichte der Malerei der neuesten Zeit. 2 Bde. Leipzig. Ders. Ein Jahrhundert französischer Malerei. Berlin. S. Fischer.

[2]) Künstler-Monographien. Bielefeld. Velhagen & Klasing.

[3]) Berühmte Kunststätten. Leipzig. Seemann.

[4]) Ad. Philippi. Die Kunst der Renaissance in Italien. Ebda.

[5]) Ed. Heyck. Die Mediceer. Monographien zur Weltgeschichte. Bd. 1. Bielefeld. Velhagen & Klasing.

[6]) Kalthoff. F. Nietzsche u. d. Kulturprobleme unserer Zeit. Braunschweig. Schwetschke & Sohn.

[7]) C. Stein. Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin. Reimer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wichtiger scheinen mir andere Bücher zu sein, zumeist eine kleine Gruppe, die sich an das Bewußtsein der Deutschen als Deutscher richtet, wie außer dem schon genannten Langeschen Buch: „Reines Deutschtum", Lagardes deutsche Schriften und auch der alte kernige Weckruf in Fichtes Reden an die deutsche Nation sollte nicht fehlen. Das kann uns dann hinüberführen zu der deutschen Bürgerkunde,[1]) die mit dem Zustandekommen und den Bedingungen unseres öffentlichen Lebens in vortrefflicher Weise bekannt macht und damit zu einem Gebiete, das jetzt die Interessen weiter Kreise in Anspruch nimmt, nämlich dem sozialen, den Zugang eröffnet. Das sind nun freilich sehr ernsthafte Dinge, die sich mit einem bloßen Lesen, einer flüchtigen Kenntnisnahme nicht abtun lassen. Eine auch nur in den allgemeinsten Zügen über dies Gebiet orientierende Schrift gibt es nicht. Zur Einführung können empfohlen werden Schriften wie K. Bücher „Entstehung der Volkswirtschaft", George „Fortschritt und Armut", M. Haushofer „Der moderne Sozialismus". Als Hauptwerk der sozialistischen Lehren, das obwohl nicht mehr wie sonst als schlechthin gültig anerkannt, sondern überwunden, aber doch immer noch lehrreich ist, ist K. Marx „Das Kapital" zu nennen. Auf konservativer Seite ist ein wichtiges Werk, „Das System der Volkswirtschaft", von W. Roscher, und eine Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus hat Eugen Dühring geschrieben, die über die Hauptpunkte Aufschluß gewährt. Über Einzelheiten orientiert das vom evangelisch-sozialen Zentralausschuß für die Provinz Schlesien herausgegebene Evangelische Volkslexikon,[2]) wie man sich darüber ja auch leicht Auskunft bei den großen Sammelwerken erholen kann, von denen eins doch wohl jedem deutschen Hause zukommt. Ich meine die Konversationslexika, freilich ein schlechter Titel, eine Gesamtencyklopädie alles Wissens sollte man lieber sagen, denn was in diese gewichtigen Bände an Stoff und Belehrung hineingearbeitet ist, erweckt immer wieder Staunen und Bewunderung, so oft man sich an sie als Quelle der Erkenntnis oder Ratgeber wendet. Ob man sich nun für den „Meyer" oder den „Brockhaus" entscheiden will, das hängt vom Belieben oder vielleicht von zufälligen Umständen ab. Jeder ist als mustergültig zu bezeichnen.

Bei der Wichtigkeit, die in neuster Zeit die sogenannte Frauenfrage gewonnen hat, soll auch eine Reihe von Büchern nicht fehlen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Dahin gehören unter anderen O. von Leixner, Laienpredigten fürs Haus und Plauderbriefe an eine junge Frau; Johannes Müller, Beruf und Stellung der Frau; Artaria, Zeitfragen im Familienleben; M. Hochfeld, 52 Sonntagsgedanken; Toni Schumacher, Spaziergänge ins Alltagsleben. Der in neuster Zeit immer wichtiger werdenden Sache der Reformkleidung für Frauen will das Buch von Schultze-Naumburg: Die Kultur des weiblichen Körpers eine ästhetisch-wissenschaftliche Grundlage bieten.

Daneben sollten nun noch Platz finden einige sehr praktische, aber doch wohl unentbehrliche Bücher, nämlich solche, auf die sich ein regelmäßiger Gang des Hauswesens erst einrichten läßt. Allerdings bin ich auf diesem Gebiete am wenigsten zuständig als Beurteiler, aber ich glaube doch versichern zu können, daß sich mit Büchern, wie E. Holle: Die Herrin im Hause, und einem tüchtigen Kochbuch wie dem von E. Holle herausgegebenen der H. Davidis doch schon ein Hauswesen in Ordnung und glattem Fluß sollte erhalten lassen. Auch hier etwa soll nicht eine unbedingte Vorschrift gegeben, sondern eine Wahl ermöglicht werden. Deshalb seien

[1]) Hoffmann & Groth. Deutsche Bürgerkunde. Leipzig. Grunow.

[2]) Evangelisches Volkslexikon. Redigiert von D. Th. Schäfer. Bielefeld und Leipzig. Velhagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neben den genannten Büchern noch folgende erwähnt: Amerlan, Am Herd des Hauses; Heyl, Das A-B-C der Küche; Löffler-Bechtel, Kochbuch und Webers Universallexikon der Kochkunst. Da aber das doch nur bei allseitigem, gutem Befinden möglich sein wird, so soll auch der Hinweis auf Bücher, die sich mit dem leiblichen Wohlsein beschäftigen, nicht unterlassen werden. Ein so zu sagen amtlicher Ratgeber findet sich in dem „Gesundheitsbüchlein", das im kaiserlichen Gesundheitsamt bearbeitet ist. Fr. Scholz hat eine Gesundheitslehre geschrieben, die sich auf einer anderen Schrift: „Die Physiologie des Menschen als Grundlage einer naturgemäßen Gesundheitslehre" aufbaut. R. Eco behandelt die häusliche Krankenpflege, L. Fürst das Kind und seine Pflege, und F. A. Ammon handelt von den ersten Mutterpflichten. Auch die Erziehung der Kinder ist für eine deutsche Familie ein wichtiges Kapitel. Ich will mich auf die Angabe eines einzigen, dafür aber auch ganz vortrefflichen Buches beschränken, nämlich auf die Schrift von A. Matthias: Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.

Ich muß ja ohnehin schon auf den Vorwurf gefaßt sein, daß bei dem Vielen, was hier genannt ist, an einen Bücherschrank schon gar nicht mehr gedacht werden könne, sondern ein Büchersaal unerläßlich erscheine. Aber an das Dichterwort Goethes mich erinnernd: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, wollte ich lieber zuviel als zu wenig geben, um dem Geschmack des Einzelnen nicht allzu enge Grenzen zu ziehen und mich nicht als Gesetzgeber aufzudrängen, sondern als Berater zu empfehlen. Vielleicht sind ja auch meine verehrten Leser oder Leserinnen Freunde oder gar Abonnenten von Leihbibliotheken und beziehen aus diesen freilich nicht immer ganz sauberen Quellen, was sie zu Hause nicht finden. Aber mein Ideal ist es nun einmal, jetzt, wo der allgemeine Wohlstand sich hebt, auch eine eigne Hausbücherei mir in jedem Hause zu denken, und in dem jährlichen Budget eines wohleingerichteten Haushaltes sollte die dafür ausgesetzte Summe nicht zu knapp bemessen sein. Nicht zu viel Bücher anschaffen, mahnt wohl eine verständige Hausfrau: Das ist ein totes Kapital. Wohl sind sie das, und kläglich ist, was aus alten Büchern etwa eines Vermächtnisses sich in bar herausschlagen läßt. Aber Bücher sind doch für jeden ernsten Menschen auch die besten Freunde. Denn sie sind verschwiegen, sie sind immer bei derselben guten Laune, und man kann sie nach seinem eigensten Bedürfnis und Geschmack wählen, ohne einen anderen zu kränken und zu beleidigen. Und ein in gutem solidem Geschmack hergestelltes Regal, wenn es denn bei einem oder auch zwei Schränken nicht mehr sein Bewenden haben kann, mit einer guten Auswahl von Büchern mit hübschen Einbänden — darüber muß ich noch ein kleines Wörtchen der Empfehlung sagen, denn wir können jetzt wieder binden und man hat auch wieder seine Freude daran[1]) — und um alles voll zu machen, jeder Band mit einem sauberen Exlibris[2]) versehen: Das ist denn doch ein Anblick, bei dem einem das Herz im Leibe lacht, der mir noch mehr behagt, als der Blick in einen wohlgefüllten Silberschrank, und der dem ganzen Hause den Anstrich von Wohlanständigem und Gediegenem gibt.

* * *

1) P. Adam. Der Bucheinband. Seine Technik und seine Geschichte. Seemanns Kunsthandbücher. — O. Mühlbrecht. Bücherliebhaberei in ihrer Entwickelung bis zum Ende des 19. Jahrh. Bielefeld. Velhagen & Klasing.

2) W. von zur Westen. Ex libris. Sammlung illustr. Monographien. Herausg. von Hans von Zobeltitz. Bd. 4. Bielefeld. Velhagen & Klasing.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer aber einen solchen Schatz besitzt, der ihm ans Herz gewachsen ist, der wird ihn auch hoch halten und ihm eine liebevolle Behandlung angedeihen lassen. Diese jedoch läßt oft nicht nur vom glücklichen Eigentümer schon zu wünschen übrig; noch viel unvernünftiger und nachlässiger gestaltet sie sich, wenn man seine Bücher verleiht. Ach, in welch' trübem Zustande sehen wir da oft unsere Freunde wieder!

Wir selbst sollten es uns zur Regel machen, die Bücher nicht mit an den Kaffee- und Frühstückstisch zu bringen, wo sie leicht der Gefahr ausgesetzt sind, einen Kaffee-, Schokoladen- oder Fettfleck als unliebsames Zeichen dieses ungehörigen Besuches mitzubringen. Ebenso ist das Auslegen von Werken im Besuchszimmer nicht der Erhaltung der äußeren Schönheit der Bücher förderlich, da, wenn die Sonne vielleicht auch zeitweise in diesen Räumen abgesperrt ist, sie doch noch immer oft genug Eingang findet, um die leuchtenden Farben der Buchdeckel auszubleichen und — wenn es sich um dünne Bücher handelt — sie gar zu krümmen, daneben aber setzt sich der Staub hinein und verdirbt das Buch langsam und sicher.

Ein Fehler ist es auch, Bücher aufgeschlagen liegen zu lassen; die offen liegenden Seiten vergilben, wenn die Sonne sie trifft viel leichter als sich die meisten Besitzer dieser Bücher träumen lassen. Ebenso falsch aber ist es, das Buch mit der offenen Seite nach unten auf den Tisch, es sozusagen auf's Gesicht zu legen und so liegen zu lassen, bis man Zeit zur Fortsetzung der Lektüre findet. Dann lockert sich der Einband, der Leim am Rücken springt ab und ehe wir es uns versehen, haben wir einen Buchinvaliden, wir wissen nicht wie.

Eine ganz falsche Angewohnheit haben manche Menschen: sie lesen ein Buch *schief*! Dies geschieht, wenn man beim Lesen den obern Deckel nach rechts hinüberdrückt oder wenn man die eine Hälfte des Buches auf dem Tisch liegen, die andere Hälfte aber in der Hand hat. Die Bücher werden durch diese Art des Lesens total verschändet, ihre ursprüngliche, gerade Form gibt ihnen nur ein neuer Einband wieder. Häßliche klaffende Lücken erhält ein Band, wenn man kein richtiges Buchzeichen, und sei es nur ein Stück Papier oder Band hineinlegt, sondern an die Stelle, wo man das Lesen unterbricht, einen Bleistift, eine Schere oder einen ähnlichen Gegenstand legt. Ein ordentlicher Leser, der seine Bücher wirklich lieb hat, sollte für das Buch, das er liest, stets eine Schutzhülle zur Hand haben, die man aus Segelleinen oder Leder selbst fertigt oder sie sich schenken läßt, oder fertig kauft. An dieser Hülle befestigt man zugleich ein seidenes Band als Merkzeichen und ein Falzbein zum Aufschneiden, wenn es sich um das Lesen broschierter Bücher handelt. Auf diese Weise vermeidet man auch das oft sehr nachlässig geübte Aufschneiden der Bücher mit falschen Gegenständen, etwa mit einer Schere oder einem zu kurzen Messer, wodurch der Rand der Buchblätter leicht eingerissen oder schief geschnitten wird.

Von Wichtigkeit ist für die Schonung und Erhaltung der Bücher vor allem ihre *Behausung* und in dieser die richtige Ordnung. Über den *Bücherschrank* und das *Bücherbrett*, ihre Vorzüge und Schattenseiten, ihren Standort und ihre Einrichtung ist im Kapitel „Herrenzimmer" schon gesprochen, hier soll daher nur vom richtigen Einrichten der Bücherschränke und vom Aufstellen der Bücher die Rede sein.

Man soll stets geistig verwandtes zusammenstellen, nicht aber alles mögliche bunt durcheinander würfeln, man erleichtert sich sehr dadurch das Finden der Bücher, das in einem gut geordneten Bücherschranke selbst „im Dunkeln" ohne Schwierigkeit sein soll. Man braucht dann auch nicht zwecklos eine ganze Reihe Bücher erst herauszunehmen und wieder hineinzustellen, was den Büchern auch nicht gerade

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zuträglich ist. Auch die Größe der Bücher darf nicht die Platzfrage entscheiden. Es ist natürlich, wo es angeht, gut, möglichst gleich große Bücher nebeneinander zu stellen, aber es ist keine Notwendigkeit, man kann ebensogut kleine und große Bücher nebeneinander in einem Fache ordnen, wobei man nach Belieben mit den großen Büchern beginnt oder aufhört oder sie zu beiden Seiten der kleineren Bücher verteilt, die sie also gewissermaßen schützend einrahmen.

Vor allem aber dürfen die Bücher nicht in drangvoll fürchterlicher Enge stehen, sodaß man sie nur mit Schwierigkeit herausziehen kann. Auch muß man darauf achten, daß sie nicht zu hart gegen die Rückwand des Schrankes oder Bücherbrettes stoßen, abgestoßene oder verbogene Ecken und abgeschabte Ränder sind die unausbleiblichen Folgen.

Wenn man einen Bücherschrank mit Überlegung und Einsicht geordnet hat, so wird man ein Umstellen der Bücher möglichst vermeiden, man tut dann als ordnungsliebender Leser gut, sich für jedes Fach des Schrankes ein Inhaltsverzeichnis zu machen, das man an seidenem Bande, an dessen Ende ein Tintenstift befestigt ist, an der Innenseite der Schranktüre aufhängt. Man streicht in diesem Inhaltsverzeichnis sofort ein abgegangenes Buch aus, fügt neu erworbene Bücher hinzu und notiert sich die Bücher — wenn man sie verleiht.

Über das „Für" und „Wider" des Bücherverleihens ist schon viel geschrieben. Gern verborgt wohl keiner seine Bücher, selbst nicht an seine besten Freunde, denn wohl ein jeder hat mit dem Verborgen schon bittere Erfahrungen gemacht. Wo man es aber tut, sollte man genau Buch über das Verleihen führen — und das hat sich sehr praktisch erwiesen, beim Borgen den Leihenden seinen Namen selbst in die Verleihliste eintragen lassen, ebenso erfolgt bei der Zurückgabe von der Hand des Leihers ein entsprechender Vermerk, etwa: selbst zurückgegeben oder dergleichen. Diese einfach durchzuführende Maßregel hat bei saumseligen und vergeßlichen Menschen schon oft Wunder gewirkt. Als selbstverständlich betrachte ich es, daß jedes Buch, wenn man kein eigenes Buchzeichen, Ex-libris genannt, besitzt, den Namen des Besitzers eingeschrieben enthält. Bei jeder größeren Bücherei sollten die Bücher auch noch eine Nummer tragen.

Bei einer solchen Ordnung wird dann auch bei einem Wohnungswechsel oder bei der großen Frühjahrsreinigung, deren Grundsatz ja heißt: „Jedes Ding von seinem Platz!" keine große Arbeit beim Neueinordnen nötig sein und unsere Bücher bleiben bis in späte Zeiten „wohlerhaltene" Freunde.

Prof. Emil Brenning.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Aus Christkindleins Reich.

1. Die Weihnachtsstube.

Wer möchte von uns Hausfrauen sie missen, die letzten Wochen vor dem Weihnachtsfeste mit all ihrer Arbeit und Mühe, wer das Hasten und Jagen, das selbst in dem geregelten Haushalt um diese Zeit herrscht, vermieden wissen! Kleine Zaubergeister: Liebe und Selbstentsagung, lassen uns alle Mühe gering erscheinen, verscheuchen Mißmut undMüdigkeit und erwecken tausend hübsche Gedanken und Pläne, anderen Freude zu bringen. Und so mögen wir noch so lange spät abends gestichelt, noch so eifrig tagsüber geschafft haben, nichts wird uns zu viel in dem Gedanken an die Stunde, da strahlender Kerzenschein auf glückliche Gesichter herniedergläntz und Jubel und Jauchzen des Hauses Räume durchzieht. Aber auch wenn der Freudensturm vorübergebraust, wird in den Weihnachtstagen und der Altjahrswoche der Zaubergeist der Weihnacht nicht weichen, findet er doch in allen Zimmern kleine Winkel, wo er sich verbergen kann, denn die ganze Wohnung trägt den Stempel weihnachtlicher Feststimmung.

Oder sie sollte ihn wenigstens tragen, muß ich wohl sagen, denn gar oft gibt es außer der Weihnachtsstube, die den Lichterbaum und die Liebesgaben birgt, keinen Raum, der um Weihnacht ein verändertes Aussehen zeigt. Und man sollte doch die Weihnachtsstimmung, die nur einmal im Jahr die Menschen Kampf und Leid der rauhen Wirklichkeit vergessen läßt, in jeden einzelnen Raum des Heimes bannen. Mit so wenig Kosten und so geringer Mühe kann man den Räumen des Hauses ein weihnachtliches Aussehen geben, wenn man nur rechtzeitig dafür seinen Plan macht und nicht etwa in den letzten Tager beginnt, hastig noch zu binden und zu arbeiten, um diesen Schmuck herzustellen. Viel Tannengrün, Stechpalmen, Lametta schmuck, Silber- und Goldlilien, mattrosa Rosen und kleine Glühlämpchen und Ampeln braucht man, auch einzelne kleine Tannen für die Ecken und einige Töpfe blühender Christrosen sind wünschenswert. Das Tannengrün, auch die kleinsten Tannen, die gar nicht tadellos gewachsen zu sein brauchen, erhält man meist sehr billig. Stechpalmen sind ebenfalls nicht teuer, und die Lilien und Rosen fertigt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man schon frühzeitig in genügender Anzahl an. Schwierigkeit machen vielfach nur die Glühlämpchen, aber auch sie kann eine erfinderische Hausfrau aus hohen schmalen Gläsern herstellen, die sie mit farbigem Wasser füllt und hinter die sie dann ein kleines Licht stellt. Der bunte Lichtschimmer sieht besonders reizvoll in dunklen Zimmerecken aus, die man mit Tannengrün ausschmückt und in dem kleine Brettchen, welche gerade groß genug sind, um das Glas mit dem farbigen Wasser zu tragen, befestigt werden können. Das farbige Wasser stellt man her, indem man Alaun eine Viertelstunde in Wasser kocht und dann in diesem Alaunwasser zu gelbem Licht Safran und zu rotem Licht Gummilack kocht. Man gießt das Wasser durch ein Läppchen und füllt die Gläser bis zum Rande damit. Auch kann man aus farbigem Gelatinepapier eckige oder runde Laternen kleben, wie man sie sonst als Christbaumschmuck verwendet, nur müssen sie etwas größer gehalten werden, ebenso die käuflichen reizenden Heliosläμpchen erstehen und sie zwischen dem Tannengrün an verborgenen Nägeln aufhängen. Endlich leuchten kleine mit Öl gefüllte leere Schneckenhäuschen geheimnisvoll unten am Fußboden aus Moosbettchen, in die sie bis zum Rand fest vergraben werden, hervor. Ein kleiner Docht wird natürlich in das Öl gestellt. Die Moosbettchen mit den Lichterfunken sind besonders hübsch unter den kleinen Extratannen, die man in einen Kübel stellt, dessen leerer Raum nun mit dem Moos, das dann die Schneckenhäuschen aufnimmt, ausgefüllt wird. Der Kübel selbst wird durch Stechpalmzweige verdeckt, und die Tannen werden als bereifte Christbäumchen hergestellt. Ich rate den Leserinnen wohlmeinend, keine käufliche Christbaumwatte zu nehmen, der Baum wird damit nicht natürlich, und man hat dazu seine liebe Not, die Wattefläuschchen von den Kleidern los zu werden. Viel hübscher wird der Baum, wenn man so viele Baumspitzen, als man fassen kann, erst in dünnen flüssigen Leim und gleich darauf in Salz taucht, das man vorher mit Brillantine vermischen kann. Lichter sollen diese kleinen Reiftannen nicht erhalten, ihre Spitzen glänzen im Dunkeln ganz leise und aus dem Moose leuchten dann die kleinen Lämpchen hervor. Wunderhübsch ist ein ganz mit Tannengrün ausgekleideter kleiner Erker, aus dessen grünen Wänden dann Rosen und Lilien herausblicken. Man schiebt in eine Ecke ein kleines, mit schmalen Tannengewinden umgebenes Tischchen mit Christrosen, breitet auf den Fußboden eine farbenprächtige Decke und stellt noch einen Sessel in den Erker, der oben an der Decke eine farbige Ampel trägt, die ein leises, buntes Zwielicht über seine Pracht breitet. Wer könnte in diesem Erker wohl von etwas anderem träumen als von goldener Weihnachtszeit?

Wo keine Hängelampen im Zimmer sind, ist ein Weihnachtskranz sehr hübsch anzubringen. Man bindet dazu einen dicken, dichten Tannenkranz, der sehr fest sein muß, da er Weihnachtslichter tragen soll. Aus Goldstoff schneidet man sich lange schmale Streifen, näht sie über dickem Bindfaden schnurartig zusammen, befestigt sie am Kranz und läßt die Schnüre oben wie bei einer Ampel zusammenlaufen, worauf man den Kranz an einem Haken unter der Decke befestigt. Der Kranz wird so dicht wie möglich mit Wachskerzen besteckt und muß ziemlich tief ins Zimmer herunterhängen. Wo Kronleuchter im Zimmer sind, gibt man diesen einen kronenartigen Schmuck aus Stecheichenzweigen, auch füllt man große Vasen und Schalen mit Tannengrün, Ilex, Schneebeeren und Mahonien und bringt sie, wo es nur irgend angeht, an.

Hat man nun die Zimmer geschmückt, so lasse man auch Vorflur und Küche (meine Leserinnen werden hier vielleicht ein erstauntes Gesicht machen) nicht unbeachtet. Auf dem Vorflur befestige man, wo es angeht, mit Rosen und Lilien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschmückte Tannenzweige, das Spiegeltischchen umwinde man mit Tannengrün und stelle einen großen Strauß Stechpalmenzweige, die man goldig und silbern bronziert, auf den Tisch. Und der Küche, wo sonst nur die Prosa waltet, ihr gebe man Weihnachten auch einen Schimmer von Poesie. Wer kein ganz unholdes Mädchen zur Hilfe hat, der möge doch auch dieses teilhaben lassen an dem Zauber der Weihnacht und dem Raum, in welchem sie fast den ganzen Tag über weilt, ein weihnachtliches Ansehen geben. Ein kleines Bäumchen mit recht vielen Lichtern stellt man vor das Küchenfenster, dies Bäumchen gehört dem Mädchen und man lasse es von ihm in den ruhigen Abendstunden sich anzünden. Dann empfindet es dankbar, daß man es als Hausgenossin betrachtet und auch ihm ein Teil des Weihnachtsglanzes leuchtet, der die übrigen Räume erhellt. Tannenzweiglein mit Rosen stellt man in einige Töpfe in Ecken der Küche, wo sie am wenigsten stören; ich stecke Tannengrün ohne jegliche Zier oben an den kurzen Fenstergardinen fest, befestige es hinter dem Quirlbrett, dem Gewürzschränkchen und wo es irgend möglich ist, und ich habe dafür stets bei meinem Mädchen so viel dankbares Verständnis gefunden, daß ich den Küchenschmuck zur Weihnachtszeit nicht missen möchte.

Jedem Hause wünsche ich aber noch eine besondere Weihnachtsstube, die so ganz außerhalb des seinen regelmäßigen Gang weitergehenden häuslichen Lebens liegt. Sie ist für alle Hausbewohner der Ort, wo man so recht weihnachtlich gestimmt ist, nirgends spielt es sich schöner, liest es sich ruhiger, träumt es sich holder als in der Weihnachtsstube!

Eine Tannenpforte sollte dieses Zimmer haben und durch einen weihnachtlich geschmückten Vorhang schon vor dem Betreten einen geheimnisvollen Eindruck auf die Eintretenden machen. Aus billigem grünen Fries, wie man ihn zu Tischtuchunterlagen gebraucht, fertigt man einen passenden zweiteiligen Vorhang, den man mit leichter Mühe zurückschlagen kann. Er wird an Ringen oberhalb der Tür befestigt und ganz dicht mit Tannenreisern besteckt, die man mit Eiweiß oder Leim bestreicht und mit Salz und Brillantine bestreut, sodaß die Zweige wie bereift erscheinen. Überall dazwischen werden silberne Sternchen und Flitterfunken angebracht. Aus Tannenzweigen, vergoldeten Tannenzapfen und Christrosen wird ein dichtes Gewinde gewunden, das den Vorhang zu beiden Seiten und oben über der Tür einfaßt. In der Mitte oben befestigt man ein von roten Glaslämpchen erhelltes Lichtbild mit einem Weihnachtsspruch.

Aus der Weihnachtsstube muß man alle überflüssigen Möbelstücke möglichst entfernen, große Sessel durch kleinere Stühle ersetzen, um Platz nicht nur für den Christbaum und Christgarten, sowie die Gabentische, sondern auch für kleine Plauder-, Traum- und Ruheecken zu gewinnen. Der Teppich ist aus dem Zimmer auf jeden Fall zu entfernen, auch Bilder an den Wänden können vielfach störend wirken, wo sie bleiben, bedeckt man sie mit Tannen- und Stecheichenzweigen, mit denen man auch Spiegel, Türrahmen und Kronleuchter umkränzt. Immergrüne Topfgewächse, besonders Lorbeer, Palmen, Schmucktannen und Dracaenen, die man mit einem Kranz blühender Christrosen in flachen Schalen umgibt, ordnet man gruppenweise in den Zimmerecken, stellt einige Stühle, einige kleine Sessel oder Hocker hinein, ein Tischchen davor und gewinnt auf diese einfache Weise lauschige Winkel. Auch kleine, nur mit weißen Kerzen besteckte Tannenbäume kann man, wenn die Blattpflanzen nicht reichen, für die Plauderecken benutzen, hübsch machen sich auch kleine, recht schlanke Tannen, die man ganz mit Goldlamettaguirlanden umschlingt und mit gelben Kerzen besteckt, flache Schalen mit Stecheichen und Christrosen gruppiert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man um diese Bäume. Wer für Farbenpracht schwärmt, kann kleine Tannenbäumchen mit roten Mohnblüten und rotem Schleifenschmuck zieren, auch rote Kerzen anbringen, solche Bäumchen wirken eigenartig schön und märchenhaft. Für jedes Mitglied der Familie sollte, wenn die Bescheerung vorüber ist, die man wohl meistens auf einer großen Tafel aufbaut, ein besonderes Tischchen bereit gestellt werden, auf dem es ungestört seine Herrlichkeiten genießen kann. Ganz einfache Holztische genügen, sie werden für Kinder mit hellem Wachstuch beschlagen, die Füße werden grün gebeizt; für die Erwachsenen ersetzt man das Wachstuch durch ein passendes Stück weißen Stoff, das man an den herabfallenden Enden dicht mit Tannen benäht und mit flatternder Schleife an den Ecken zusammenrafft. Recht viel Grün soll immer zum Schmuck der Weihnachtsstube genommen werden, neben Tannenzweigen ist Stecheiche, Efeu, Immergrün, Mahonie und die sagenumwobene Mistel zur Ausschmückung zu empfehlen. Abzuraten ist nur von der Bekleidung ganzer Wände mit Grün, das Zimmer wirkt dann leicht eintönig.

Große Zweige und einzelne Tannen in den Ecken, grüne Gewinde um Kronleuchter und Hängelampe, große, mit silberner Lametta umsponnene Tannensträuße auf hochstehenden Möbeln genügen. Hübsch ist noch das Aufhängen von Weihnachtstafeln zu beiden Seiten des Christbaumes. Jede Tafel wird aus sogenannter Schieferpappe, die man in jedem Papiergeschäft erhält, hergestellt und in beliebiger Größe geschnitten. Man schreibt mit Goldbronze in großer Schrift einen Weihnachtsspruch auf jede der Tafeln und umnäht sie dann mit kleinen Tannenzweigen, die sie wie ein Rahmen einschließen müssen. Die Tannenrahmen betupft man mit ganz dünnem Leimwasser und bestreut sie mit Brillantine, daß sie wie bereift aussehen. Lichtgrünes Seidenband wird zu beiden Seiten der Tafeln angebracht, oben zusammengefaßt und daran die Tafeln aufgehängt.

Alle die Vorbereitungen zur Ausschmückung der Weihnachtsstube können schon mehrere Tage vor dem Fest vollendet sein, denn es wird jahraus, jahrein in den meisten Häusern ein Zimmer geben, das für die Weihnachtszeit sein gewöhnliches Aussehen verliert. Es wird von unseren Kindern „Christkindleins Stube" genannt, an dem sie auf Fußspitzen flüsternd vorüber gehen, aus dem es schon Tage lang vorher wie „Weihnachten" duftet, denn wenn wir Pfingsten singen: „Schmückt das Haus mit Maien", so heißt es jetzt: „Schmücke das Heim mit Tannen und Fichten, das Christfest will kommen".

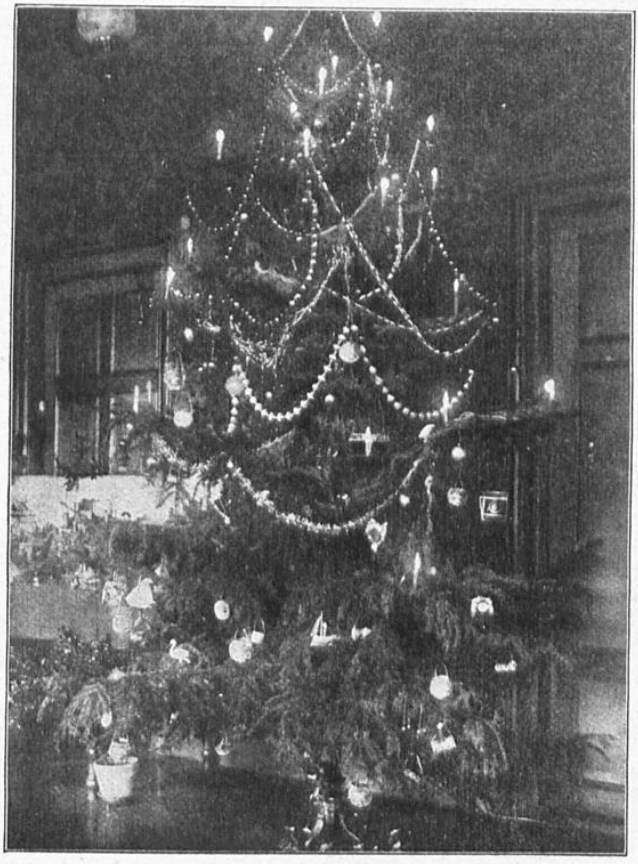
2. Der Christbaum und sein Schmuck.

Der Christbaum ist der Mittelpunkt aller Weihnachtsveranstaltungen, er soll uns das Weihnachtsfest versinnbildlichen und auf seine Stellung und seinen Schmuck legen wir daher mit Recht ein Hauptgewicht.

Es liegt nahe, dem Tannenbaum die Mitte des Zimmers anzuweisen, aber dieser Platz ist des unruhigen Hintergrundes wegen verfehlt, auch eine vor einer Fensterwand aufgestellte Tanne kommt wegen des durchfallenden Lichtes nicht zur Geltung. Am besten ist es, den Baum vor einer der Zimmerwände aufzustellen. Möglichst frei soll der Raum v o r dem geschmückten Lichterbaume bleiben, denn nirgends spielt es sich mit Christkindleins Spielzeug besser, nirgends liest sich das herrliche Weihnachtsbuch schöner, und nirgends träumt es sich für die Großen süßer als unterm Weihnachtsbaum.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was nun den Weihnachtsbaum selber anbetrifft, so ist zunächst der Fuß oder Ständer, der ihn trägt, zu beachten. Eine gute handfeste Aufstellung ist wohl selbstverständlich, leider aber lassen die dazu angebotenen Vorrichtungen meist zu wünschen



übrig. Der Baum soll aus dem Boden herauswachsen, nicht durch dünne Eisenarme in der Luft schwebend gehalten werden; die ausladenden Teile des Ständers sollen also auf dem Boden liegen, am besten in Gestalt von Baumwurzeln. Die Mitte wird am praktischsten durch eine weite, zylindrische Hülse gebildet, die unten in der Mitte mit scharfem Dorn, oben mit drei seitlichen Schrauben, die einen Stamm von beliebiger Dicke zu fassen gestatten und eine genau senkrechte Stellung ermöglichen, versehen ist. Am hübschesten ist es immer, die Befestigung völlig zu verdecken. Vielfach geschieht dies durch eine „Krippe", anderwärts durch eine landschaftliche Gartendarstellung, daß neben dem kleinen Moosstämmchen solcher Landschaftsdarstellungen der Christbaum in Naturgröße sich erhebt, stört die Phantasie nicht, denn ein Baum von so besonderer Bedeutung kann nicht kleinlichen Maßgesetzen unterworfen werden. Wo eine landschaftliche oder christlich-symbolische Darstellung den Fuß des Christbaumes nicht verdeckt, kann man Tannen- und Stecheichenzweige, die mit ihren leuchtend roten Beeren das Grün beleben, dazu benutzen, diese Zweige befestigt man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da, wo die Zweige der Christtanne sich zu erheben beginnen, lose mit Draht am Fuße des Baumes. Auch eine Christbaumdecke ist hübsch, zu der man ein altes verbrauchtes Tischtuch nimmt, dieses mit Watteflöckchen benäht, die man dann mit Brillantpulver bestreut. Feine Tannenzweige werden zu einem schmalen Gewinde zusammengenäht, dann ebenfalls mit Brillantine bestäubt und um die Decke gesetzt. Alle leeren Stellen werden zuletzt mit Goldsternchen bedeckt und die Decke, zierlich in Falten gerafft, um den Fuß des Weihnachtsbaumes geordnet. Um das Nadeln des Tannenbaumes möglichst lange hintanzuhalten, muß man beim Befestigen der Tanne darauf achten, daß das untere Ende des Weihnachtsbaumes 2 bis 3 cm aus dem Halter herausfieht. Man stellt direkt unter den Stamm dann, sowie der Christbaum aufgestellt wurde, einen passenden Blumenuntersatz mit Wasser, in das man einen kleinen Schwamm legt, welcher den Schnitt des Baumes genau berühren muß. Die Tanne saugt durch den Schwamm täglich alles Wasser des Blumenuntersatzes auf, der deshalb jeden Tag frisch gefüllt werden muß, sie hält sich dann aber auch in warmem Raume lange frisch und grün, ohne Nadeln zu streuen.

Strahlende Lichtfülle als Symbol des himmlischen Lichtes, welche durch den Gegensatz zum dunklen Tannengrün noch mehr gehoben wird, ist das Grundelement des Weihnachtsbaumes. Man hüte sich, diesen Gegensatz durch allzu gleichmäßige Verteilung des Ausputzes abzuschwächen; am schönsten wirkt eine allmähliche Steigerung des Glanzes und Schimmers vom Grunde nach der Spitze des Baumes hin. Aus demselben Grunde bringe man alle Gegenstände dicht unter den Zweigen an, die ewigen Parallellinien lang herabhängender Aufhängefäden wirken an sich schon unschön. Zu verwerfen sind als Putz einseitige oder in zu kleinem Maßstab ausgeführte Gebilde; ein hübscher glattbäckiger roter Apfel oder eine Nachbildung in Marzipan wirkt schöner als eine einseitige Figur. Auch zackige Formen sind wenig angebracht, weil sie mit der stachligen Gestalt der Tannenzweige einen geradezu peinigenden Eindruck hervorbringen. Besonders geeignet zum Schmuck sind einfarbige Glaskugeln, deren Einfachheit durch die mannigfache Spiegelung ohnehin belebt wird und von denen die kleineren zu Ketten vereint werden, welche die geraden Zweige in schwungvollen Bogenlinien, besonders von oben nach unten, verbinden.

In Bezug auf die Größe gilt die Regel, die Sachen umsomehr in die Tiefe, in die Nähe des Stammes zu hängen, je größer sie sind. In der Tiefe machen sich beispielsweise broncierte Tannenzapfen, die man gruppenweise zusammenhängt, besonders hübsch. Überhaupt ist es nicht anzuraten, gleichartige Schmuckstücke gleichmäßig über den Baum zu verteilen, eine wohldurchdachte Gruppierung wirkt viel kunstvoller, als ein buntes Allerlei. Das gilt zum Beispiel auch von den zum Schmuck der Weihnachtstanne beliebten Goldfäden (Lametta), welche, wie Spinnenfäden über den Baum verteilt, diesem eine unruhige, unbefriedigende Gesamtwirkung verleihen, während sie, an geeigneten Stellen eng vereint, den Eindruck des Ganzen heben.

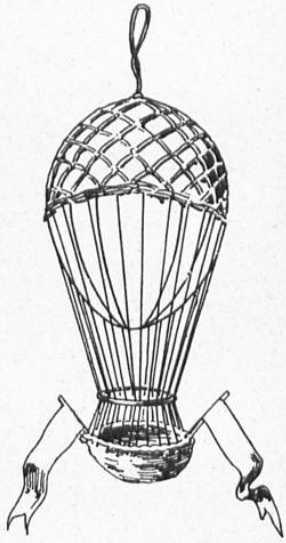
Man hat auch versucht, unter Verzichtleistung auf allen weiteren Schmuck, durch eine nachgeahmte Schneebedeckung die Wirkung des Lichtes zu unterstützen. Bei aller aufgewandten Mühe bei diesem „naturalistischen" Verfahren wird die Schönheit eines im Freien stehenden, mit wirklichem Schnee bedeckten, von Sonnenstrahlen überglitzerten Tannenbaumes doch nicht erreicht. Zusammen aber mit Näschereien und sonstigem Schmuck ist diese Ausschmückung jedoch einfach unschön.

Nicht mehr wie zu Großmutters Zeiten ist die Selbstanfertigung des Christbaumschmuckes eine Haushandarbeit, die viele Winterabende vor dem Weihnachts-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fest ausfüllt, dazu bringt einesteils die Industrie zu billigen Preisen zu viel reizvolle Sächelchen in den Handel und fehlt andernteils uns modernen Menschen, die wir viel geselliger leben als früher, die Zeit. Aber doch sollten wir uns diese köstlich traulichen Festvorbereitungsstunden nicht völlig rauben lassen, denn nichts ist reizvoller, als allerlei kleine hübsche Dinge für den Christbaum zu kleben, wenn alle kleinen Hausgeister schlafen, ein eigener Zauber liegt über diesen Stunden. Und man spart durch eigene Geschicklichkeit auch manche Mark, man muß nur sich auf leicht anzufertigende, dabei wirkungsvolle Sachen beschränken. Alle folgenden, eingehend und anschaulich beschriebenen kleinen Schmucksachen haben sich in der angegebenen Weise bewährt.

Ein Luftballon ist ganz reizend. Man nimmt ein großes Hühnerei, bläst es aus, verklebt die Löcher mit Papier und befestigt am dicken Ende eine Goldschnur zum Anhängen. Dann wird das Ei in sechs Längsfelder geteilt, welche man mit verschiedener heller Farbe ausmalt. Aus dunkelroter Kordonnetseide wird ein kleines Netz gehäkelt, welches so groß sein muß, daß es das bemalte Ei halb bedeckt, worauf man am Ende des Netzes, immer zwischen je zwei Stäbchenmaschen, einen gleichfarbigen, aber etwas dickeren Seidenfaden befestigt. Man läßt alle diese Fäden an einem kleinen, wagerecht liegenden Ring aus Goldpapier zusammenlaufen, der in einiger Entfernung vom spitzen Ende des Eies schwebt. Von da aus laufen sie zum Rande einer kleinen, dunkelbraunen Walnußschale, welche die Gondel darstellt und in die man vorher kleine Löcher eingebohrt hat. Durch diese werden die Fäden gezogen und festgebunden, man kann sie auch an der Nußschale festleimen. Aus rotem Zigarrenband schneidet man zwei kleine Fähnchen, leimt sie an Zündhölzchen und befestigt sie in der Walnußschale, deren Rand mit schmaler Goldborte beklebt wird. Oben am Netz befestigt man eine Öse, an der man den Luftballon aufhängen kann.



Lamettagewinde. Man nimmt mittelstarken Bindfaden, zerschneidet Lametta und bindet sie zu etwa 5 cm langen Büscheln zusammen. Bunte Zuckererbsen steckt man auf an einem Ende glühend gemachten Golddraht, verbindet mehrere zu kleinen Blüten zusammen



und befestigt abwechselnd Lamettabüschel und Zuckererbsenblüten dicht nebeneinander am Bindfaden. Man schlingt diese Lamettaguirlanden von Zweig zu Zweig der Tanne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tamburins lassen sich leicht aus den leeren Rollen des schmalen Seidenbandes herstellen, welches man gerade zur Weihnachtszeit in so reichlicher Menge gebraucht. Man schneidet diese Rollen oben etwa 2 cm breit auf und beklebt sie mit kleinen Reliefbildern, worauf man um den Rand ein farbiges und mit Gold- und Silbersternchen beklebtes Band legt, das unten zu einer Schleife mit kleinen Schellen geschlungen, oben zu einem Anhänger zusammengefaßt wird, dessen Ansatz ein dicker goldener Lamettabüschel deckt.

Spiralzapfen. Man braucht zu jedem dieser Spiralzapfen ein 20 cm langes Stück Draht, das man ganz dicht mit gekrepptem japanischen Goldfaden umwickelt, wobei man Anfang und Ende sorgfältig mit dünnem Goldfaden befestigt. Die fertigen, goldumsponnenen Drahtenden werden einfach um den Zeigefinger gewickelt und auf diese Weise die Spiralzapfen hergestellt. Man befestigt sie an feinem Golddraht am Baume, in dessen Kerzenlicht sie herrlich glänzen.

Besonders gefällt den Kleinen am Baum ein aus einem Apfel hergestellter Kronleuchter. Der Apfel darf nicht zu groß und muß recht rund sein. Man steckt in ihn ringsum 8 rot umwickelte, ziemlich breite, gleichlange Hölzchen, an deren Spitze man ein Stückchen gelben Wachsstock als Lichte aufspießt. Mit silbernen Lamettafäden wird der Apfel umschlungen und an einem roten Seidenbändchen aufgehängt. Wenn die Lichtchen auf ihm brennen, macht er einen allerliebsten Eindruck.

Die kleinen japanischen Puppensonnenschirme lassen sich ebenfalls sehr hübsch als Christbaumschmuck verwenden. Man umwickelt den Stiel mit schmalen Streifen bunten Seidenpapiers und bindet oben recht reichlich goldene Lametta fest, die, wenn man den Schirm am Stiel aufhängt, herabfällt und den ganzen kleinen Puppensonnenschirm wie mit goldenem Schleier umhüllt.

Fliegenpilze aus neuen Champagnerkorken sind besonders unten, im Moos am Fuß des Baumes angebracht, sehr hübsch und wirkungsvoll. Der obere dicke Teil des Pfropfens wird mit einem recht scharfen Messer etwas abgeschnitten, damit die flache Hutform des Pilzes erzielt wird, dessen Größe man durch einen aus hellbräunlicher Pappe geschnittenen Papprand, welcher um den Kork geklebt wird, herstellt. Die so vorgerichteten Korke werden mit Kopallack überzogen und nach jedesmaligem Trocknen zweimal mit Kupferbronze bronziert. Wenn der letzte Bronzeüberzug getrocknet, führt man kleine drei- und viereckige unregelmäßige weiße Tüpfchen auf dem Pilz aus, der nun ganz naturgetreu ausschaut.

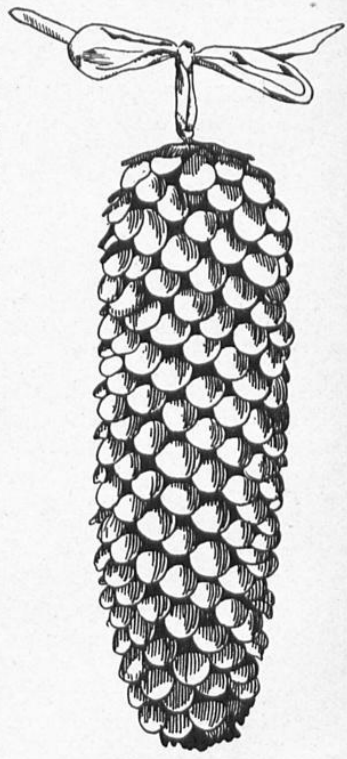
Aus leeren Garnrollen ist ein allerliebster Phantasie-Christbaumschmuck herzustellen. In dem oberen Loch der Fadenrolle klebt man ein Sträußchen aus kleinen, künstlichen Blüten und Lamettafäden fest, das man mit einem schmalen Streifen ausgefranstem roten Seidenpapier umgibt. Aus farbigem Seidenpapier werden ein kleineres und größeres Quadrat geschnitten, in Fältchen gelegt und die Rollen dann mit diesen beiden ineinandergelegten Papierstücken umhüllt, die man mit Brillantgarn festbindet. Zum Anhängen bringt man eine Schlinge von Brillantgarn zwischen dem kleinen Strauß an.

Auch Hülsen der Buchnüsse geben einen hübschen Christbaumschmuck. Die Hülsen werden an feinem Blumendraht befestigt und außen mit Schaumgold leicht vergoldet. Wenn sie noch feucht vom Vergolden sind, bestäubt man sie außen mit Diamantpulver und klebt in die Mitte ein Büschelchen gekräuselter Silberlametta. Man muß diesen goldenen Schmuck an den Spitzen der Baumzweige möglichst dicht bei den Christbaumkerzen befestigen, um die volle funkelnde Wirkung zu erzielen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ampeln. Aus gleich großen, ausgeblasenen Eiern schneidet man die Spitze glatt ab und bronziert einen Teil dieser Eier und bemalt die andern mit Emaillefarben. Man zeichnet, wenn die Eier trocken sind, Mond, Sonne und Sterne darauf, sticht diese Stellen mit spitzer Schere behutsam aus und hinterklebt sie mit farbigem Gelatinepapier. Auf den Boden wird eine kleine Weihnachtskerze geklebt und die ganze Höhlung bis zur Höhe des Lichtleins mit Wachs ausgegossen. Aus buntem Krausgespinst wird ein kleines Gehänge gefertigt und mit bunten Seidenfäden an den Eierampeln befestigt. Man faßt es oben zusammen und hängt die Ampeln daran auf.

Kleine Schneemänner sind leicht herzustellen. Für jeden Schneemann braucht man ein Ei, das man mit Salzwasser abreibt und ausbläst, in jedes Ei führt man in das untere Ende der Schale als die Beine zwei Stückchen Draht ein, welche durch Umbiegen der Spitzen durch das Ei von oben herab am Herausrutschen gehindert werden. Seitlich am Ei werden in gleicher Weise kleine Drahtenden als Arme eingefügt. Arme und Beine werden gleichmäßig mit Watte fest umwickelt, die man durch feine weiße Fäden unsichtbar festhält. Aus Watte wird auch der Kopf geformt, dessen Mund aufgemalt wird und dessen Augen man aus zwei Perlen bildet. Man leimt den Wattekopf oben auf die Öffnung des Eies und stülpt ihm einen kleinen, schwarzen Papierhut auf. In den Arm drückt man ihm ein Birkenzweiglein. Die fertigen Schneemänner werden leicht mit einer Gummi-Arabikum-Lösung bestrichen und zuletzt mit Glitzerpulver: Diamantine, Goldstreupulver, Glitzerglas und dergleichen bestreut.



Beschneiter Tannenzapfen. Man muß recht schöne, tadellose Tannenzapfen dazu aussuchen, die man so lange in die Wärme legt, bis sich alle Schuppen geöffnet haben, worauf man unter jede Schuppe ein Pfefferminzplätzchen schiebt, welches etwas daraus hervorschauen muß. Man kann die Plätzchen in verschiedenen Größen kaufen und muß genau darauf achten, daß die Plätzchen genau in die Schuppen hineinpassen und sich festklemmen, damit sie nicht beim Anhängen herausfallen. Zum Anhängen befestigt man oben eine schmale, weiße Seidenbandöse, die man mit einem kleinen Schleifchen endigen läßt.

Eier mit Staniolverzierung sehen sehr hübsch aus. Man macht in die Spitze der Eier, die man verwenden will, ein Loch, erweitert dies, sodaß man bequem einen Bleistift hineinführen kann und schüttet den Inhalt heraus. Das Loch der gut gewaschenen und wieder getrockneten Eier wird straff mit Steifgaze und dünnem Papier verklebt und dann die Schlinge zum Aufhängen hindurchgezogen. Das ganze Ei wird mit Gold- oder Silberstaniol überzogen. Aus buntem Staniol schneidet man darauf allerlei beliebige Figuren: Längliche Blätter, Sterne, Halbmonde, Herzen, Dreiecke, Kreise, Zacken, Schlangenlinien und dergleichen und beklebt hiermit die Eier, die, wenn sie fertig sind, in herrlichen Farben schimmern.

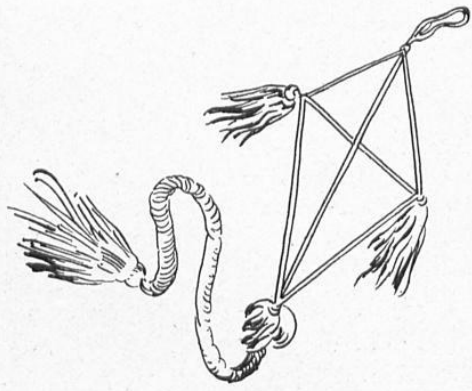
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus trockener Zitronenschale gibt es hübsche Körbchen herzustellen. Man schneidet aus einer vertrockneten Zitrone oben ein Viertel und unten die Spitze glatt ab, kratzt die Frucht innen aus und läßt die Schale so lange trocknen, bis sie ganz hart ist. Man beklebt die Schale, nachdem man unten als Füßchen drei bis vier Holzperlchen befestigt und oben einen Henkel aus einem doppelt gewundenen goldbronzierten Draht hergestellt hat, dicht mit kleinkörnigem Reis oder grobkörnigem Gries und bronziert das Körbchen am hübschesten in Lachsfarbe.

Süßes Herz. Aus buntem Gelatinepapier schneidet man zwei herzförmige Teile von beliebiger Größe, die man beide zur Hälfte mit Kartonstreifen, welche mit Goldborte überklebt werden, verbindet und die offenen Teile mit schmalem Band zum Schließen versieht. Das Herz wird mit kleinen Süßigkeiten gefüllt, die Seidenbänder zur Schleife geschlossen, in diese zwei schmälere Bändchen geknüpft und daran das Herz aufgehängt.

Kernentraube. Pflaumenkerne durchlocht man an der stumpfen Seite und bronziert sie verschieden oder wickelt sie in Gold- und Silberpapier. Auf die Mitte eines etwa 25 cm langen Drahtes schiebt man einen Kern, dreht beide Enden einigemal umeinander, reiht auf ein Drahtende einen anderen Kern, dreht wieder umeinander und fährt mit dem Aufreihen fort, bis die Traube die gewünschte Größe hat. Das letzte Drahtende wird als Öhr zum Aufhängen benützt, das man durch ein kleines Schleifchen deckt.

Drachen. Aus leuchtend roten Seidenresten schneidet man die bekannte Drachenform von etwa 8 cm Länge und 5 cm Mittelbreite. Der Stoff wird auf ebenso zurechtgeschnittenen steifen Karton geklebt und der Drachen mit feiner Goldschnur umrandet. Aus Silberkantille schneidet man kleine Enden und deutet durch sie in der Mitte des Drachens Stäbe und Bindfaden an. Aus Silberkantille wird auch der lange Schweif des Drachens angefertigt, welcher unten mit dicken Quasten aus goldener Lametta abschließt, während oben aus Goldschnur eine kleine Schlinge zum Befestigen angebracht wird.



Neben dem glänzenden, schimmernden Schmuck ziert den Christbaum aber auch noch mancherlei genießbares Gutes, das besonders, wo Kinder im Hause sind, nicht entbehrt werden kann, das jedoch auch mancher Erwachsene nicht missen möchte, denn ein Stück Konfekt vom Weihnachtsbaum schmeckt ganz besonders, ganz eigenartig.

Sparsame Hausmütter werden für ihre kleinen Leckermäuler aber nicht nur die vierlerlei lockenden Marzipan-, Schokolade- und Marmeladesachen an den Baum hängen, welche man in großer Auswahl kaufen kann, sie werden auch selbst mit geschickten Händen allerlei Christbaumgutesle anfertigen, das viel bekömmlicher für die kleinen Magen ist als die oft schwer vertragbaren, käuflichen Sachen und vor allem auch für Mütterchens Geldbeutel, der ohnehin vor dem schönsten aller Feste über Gebühr in Anspruch genommen wird, vorteilhafter ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am einfachsten ist das Pfefferkuchenkonfekt, das man aus großen, flachen Pfefferkuchen, den sogenannten Pflastersteinen, in bunter Pracht herstellen kann. Mit einem scharfen Messer schneidet man nach vorher zurechtgeschnittenen Papiermustern alle möglichen Formen aus und beklebt diese mittels Karamelzuckers, der auf ganz kleiner Spiritusflamme flüssig gehalten wird, mit buntfarbigen Zuckerkügelchen, Bonbonböhnchen, Schokoladenplätzchen, Fondants und dergleichen in bunten Mustern. Der Rand des Pfefferkuchenkonfekts wird mit glitzernden Gold- und Silberkugeln beklebt. Vor dem Verzieren bohrt man an passender Stelle ein Loch in das Konfekt, durch das man einen Faden zum Aufhängen ziehen kann.

Mit Jubel begrüßt werden stets die Christkindelmänner, zu denen man aus 500 g Mehl, 150 g Butter, 2 Eiern, 50 g Zucker, etwas Salz, 1 Paket Backpulver und Milch einen ziemlich festen Teig wirkt, der so lange kräftig geschlagen wird, bis er Blasen wirft. Aus diesem Teig formt man Männer. Für den Körper wird ein größeres Stück Teig genommen, dem man ein kleineres Teigstück als Kopf aufsetzt, längliche Teigstücke als Arme und Beine anfügt und den geformten Männern im Gesicht mit roter Tusche Mund und Nase aufmalt, während zwei Korinthen als Augen eingedrückt werden. Man bestreicht die Figuren mit Eigelb und bäckt sie im Ofen schön lichtgelb. Wenn sie herauskommen, überzieht man den Körper mit Schokoladenguß und besetzt diesen mit feinstiftelig geschnittenen Mandeln.

Hübsch ist auch das folgende Christbaumkonfekt. Aus 125 g Zucker, 2 ganzen Eiern, einer Prise Salz und 250 g Mehl wird ein glatter Teig zusammengewirkt, der mehrere Stunden an einem kühlen Orte ruhen muß, bevor man ihn ausrollt und zu beliebigen Formen austicht. Die Küchlein werden mit Eigelb bestrichen, mit buntem Streuzucker dick bestreut und bei gelinder Hitze gebacken.

Für magenschwache Kinder sind die Lüftleinringe sehr zu empfehlen. Zu ihnen löst man 5 g Liebigs Fleischpepton in etwas kochender Milch und verarbeitet 125 g Zucker, 400 g Mehl, 2 ganze Eier, etwas Zitronenschale und eine Prise Salz mit der Milch zu einem leichten Teig, den man ausrollt und aus dem man Ringe austicht. Sie werden in zerquirltem Ei gedreht, mit geriebener Schokolade bestreut und bei sehr mäßiger Hitze gebacken.

Sehr leicht sind die Christbaumkakes. Man vermischt 500 g Mehl mit ½ Paket Backpulver, 250 g feinem Zucker, 250 g zerlassener Butter, etwas abgeriebener Zitronenschale, wenig feinem Zimmet, 1 Löffel Arrak und 125 g gereinigten Korinthen. Der Teig wird fein ausgerollt, zu kleinen Kuchen ausgestochen, in die man gleich ein rundes Loch schneidet und nun mit einer Nadel hin und wieder durchsticht. Man bäckt die kleinen Kuchen bei schwacher Hitze und überzieht sie zur Hälfte mit Schokoladen-, zur Hälfte mit weißem oder rosa gefärbtem Zuckerguß.

Wohlschmeckend sind Mandelfigürchen. Man schält dazu 250 g süße Mandeln, reibt sie mit 6 Eiweiß fein und gibt soviel Puderzucker zu der Mandelmasse, daß der Teig fest genug wird, um ausgerollt werden zu können. Man rollt ihn 3 cm dick aus, sticht beliebige Formen davon aus, die man am besten so wählt, daß sie ein Loch in der Mitte haben, um gut aufgehängt werden zu können, und bäckt sie in gelinder Hitze. Die fertigen Mandelfigürchen werden mit rosa und weißem Zuckerguß überzogen.

Christbaumkringel schmecken vorzüglich. Zu ihnen rührt man 250 g Butter zu Schaum, gibt allmählich fünf ganze Eier, 400 g Zucker, etwas gestoßene Vanille, 100 g geriebene, süße Mandeln und 600 g feines Mehl hinzu. Der Teig muß zuletzt gut mit den Händen durchgewirkt werden, worauf man kleine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stücke von dem Teig bricht, sie zu einer Rolle formt und diese zu Kringeln zusammenschlingt. Die Kringel werden mit zerquirltem Eiweiß bestrichen, mit Zucker, Zimmet und gehackten Mandeln bestreut und dunkelgelb gebacken.

Rosa Schaumgebäck. Aus 560 g Mehl, 500 g Zucker, 4 Eßlöffel Rosenwasser, 1/8 Liter Milch, 1 Eigelb, etwas abgeriebener Zitronenschale, 1/2 Paket Backpulver, einer Prise Salz und einigen Tropfen Alkermessaft wird ein glatter, rosafarbener Teig zusammengewirkt, aus dem man mit verschiedenen Ausstechern Formen sticht, welche in gelinder Hitze gebacken werden.

Bunte Küchlein für den Baum erhält man, wenn man 250 g frische Butter zu Sahne rührt, fünf Eier, 375 g Zucker, eine Prise Salz, etwas Zitronenschale und 750 g Mehl, das mit etwas Backpulver vermischt wird, zusammenrührt und den erhaltenen festen Teig erst eine halbe Stunde ruhen läßt, bevor man ihn ausrollt. Man sticht hübsche Formen von der Masse aus, bestreicht sie gut mit Ei und dreht sie in buntem Streuzucker um, der die Oberfläche völlig bedecken muß. Die bunten Küchlein bedürfen nur gelinder Hitze beim Backen.

Kastanienwürstchen munden Jung und Alt. Vierzig schöne, geschälte Kastanien werden gebraten, dann gestoßen und durch ein Drahtsieb gerieben. Man rechnet auf 180 g davon 125 g Mehl, ebensoviel Butter, 90 g Zucker und ein großes, ganzes Ei. Alle Zutaten werden zu einem schönen Teig geknetet, aus dem fingerlange, daumendicke Würstchen geformt werden. Man bäckt diese im Ofen und überzieht sie, wenn sie fertig gebacken sind, mit einer Glasur, die aus 125 g Puderzucker, 1 Eiweiß, 30 g geriebener Schokolade, wenig Zitronensaft und einigen Tropfen Arrak gerührt wird.

Außer diesem selbstbereiteten Christbaumkonfekt und einigen gekauften süßen Dingen werden auch gern allerlei verschiedene Bonbons, die feinen Pralinés, wie auch die einfachen Zucker-, Schokoladen- und Fruchtplätzchen von Mütterchen für ihre kleinen Leckermäulchen an den Baum gehängt. Diese Süßigkeiten werden durch Umhüllungen den Augen der begehrlichen kleinen Schar gern vorerst entzogen, wenn es meist auch nicht allzulange gelingt, den Späherblicken ihren süßen Inhalt zu verbergen.

Man kann manche solcher Umhüllungen leicht selbst herstellen. Allerliebst sind kleine, aus buntfarbigem Krepp-Papier gefaltete Beutelchen, die man, wenn sie den für sie bestimmten Inhalt aufgenommen haben, mit einem aus feinem Goldfaden gehäkelten Netz umgibt. Man hängt diese Beutelchen an langen Goldfäden, die in der Mitte oben zu einer Schlinge zusammengefaßt werden, auf.

Aus runden Bonbons kann man in leichter Weise einen Busch Radieschen herstellen. Man schneidet zu jedem Bonbon aus weißem Seidenpapier Vierecke von 4 cm im Quadrat, in deren Mitte man ein kleineres kreisrundes Stück rotes Seidenpapier klebt. Das Bonbon wird in dem roten Papier fest eingewickelt und die vier überstehenden weißen Ecken dann fest zur kleinen Radieschenwurzel zusammengedreht. Das aufgeklebte rote Seidenpapier wird abwechselnd nach außen oder nach innen genommen, sodaß die Radieschen rot und blaßrosa, die Spitzen und die kleinen Wurzeln aber immer weiß sind. Als Stiel wird heller ausgeglühter Blumendraht, der über einer Spiritusflamme erhitzt wird, leicht in die Bonbons gesteckt. Wenn der Draht erkaltet ist, hält er fest, er wird dann mit hellgrünem Seidenpapier, aus dem auch zartgezackte Blättchen geschnitten werden, leicht umwickelt. Immer fünf bis sechs solcher Radieschen faßt man zusammen, umbindet sie mit schmalem Seidenband, befestigt darin eine goldenbronzierte Drahtschlinge und hängt die Radieschenbündel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daran auf. In ähnlicher Weise kann man aus länglichen Bonbons kleine gelbe Rüben herstellen. Man umwickelt die Bonbons mit rötlich-gelbem Seidenpapier, das man unten zusammendreht. Oben werden wie bei Radieschen aus erhitztem Blumendraht Stiele befestigt, die mit grünem Laub umgeben werden. Aus weißem Seidenpapier kann man auf dieselbe Weise Rettige herstellen. Beide werden zu festem, kurzstieligem Bündel mit bastfarbenem, schmalen Band zusammengehalten und durch feinen Goldfaden am Baume befestigt. Vielerlei andere kleine Umhüllungen kauft man sehr billig in einschlägigen Geschäften, sie halten jahrelang und können immer wieder benutzt werden, während die eben beschriebenen Umhüllungen nur für ein Christfest ausdauern. Jedenfalls aber macht die Herstellung all des beschriebenen, kleinen zierlichen Baumschmucks am häuslichen Herde nicht nur den fleißigen Händen, die ihn zu Pracht und Glanz erstehen ließen, Freude, auch den Kindern bringt er viel Spaß, die gar bald zu unterscheiden wissen zwischen den gekauften, strahlenden Herrlichkeiten und den im Hause entstandenen kleinen Wunderdingen!



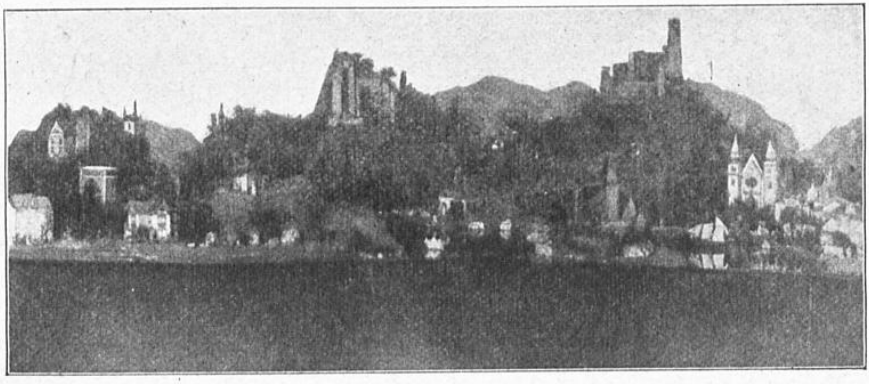
3. Der Christgarten.

Wenn das liebe Weihnachtsfest herannaht und Jung und Alt Vorbereitungen trifft, es zu einer freudigen Betätigung herzlicher Zuneigung zu gestalten, läßt sich der vielbeschäftigte Hausherr herbei, in seinen Mußestunden Puppenstuben, Wagen und Kramladen für die Kleinsten zu bauen. Zuletzt werden auch Baum und Krippe in Angriff genommen, kommen aber meist in der drängenden Zeit etwas zu kurz. Das sollten sie aber nicht. Denn gerade diese geben die beste Gelegenheit, die Teilnahme der den Kinderschuhen erwachsenen Familienglieder den Weihnachtsveranstaltungen zu erhalten. Besonders die Krippe, welche sich in einigen Gegenden zu einer förmlichen Landschaftsdarstellung, dem sogenannten Christgarten erweitert, fordert geradezu zu einer Betätigung künstlerischen Sinnes heraus. Es sei mir gestattet, einige Bemerkungen über die zweckmäßige Anlage eines solchen Christgartens zu machen.

Wie bei jedem Kunstwerk muß das Bild des Christgartens zunächst im Geiste des ausführenden Künstlers in allen Grundzügen vollständig vorliegen. Die Landschaft braucht nicht ganz frei erfunden zu werden, im Gegenteil werden Anlehnungen an bekannte schöne Gegenden dem Ganzen einen höheren Grad von Naturwahrheit verleihen. Auf Grund dieser Generalidee wird zunächst im bestimmten Maßverhältnis zur Wirklichkeit ein Plan entworfen, auf welchem die Bodenerhebungen durch Höhenschicht-Linien festgelegt werden. Aus diesem Plane wird dann sofort ersichtlich, wie die einzelnen Stücke zweckmäßig abzugrenzen sind, aus denen das Ganze zusammengestellt wird. Denn alles in einem Stück zu arbeiten ist sowohl mit Rücksicht auf die Verpackung als auch auf die Verteilung der Arbeit auf verschiedene Jahre nicht ratsam. In der aus dem Plan unmittelbar ersichtlichen Größe werden dann die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bretter geschnitten, auf denen die einzelnen Stücke aufgebaut werden. Das Baumaterial ist Papier, für den Grund und Boden grobes Packpapier, welches, in Leimwasser eingeweicht, in jede Form zu bringen ist und beim Austrocknen darin erstarrt. Alle Bodenerhebungen werden zuvor, den Höhenschichten des Planes entsprechend, durch geeignete Unterbauten aus Holzklötzen festgelegt. Die erstarrten Bodenstücke (Berge), werden abermals mit Leimlösung überstrichen und noch naß mit Kaffeesatz, Holz-, Torf- und Kohlenasche, sowie gefärbten oder rohen Sägespänen übersiebt, je nach dem Farbenton, den man erzielen will. Grüngefärbte Sägespäne in verschiedenen Farbentönen zur Darstellung des Rasens sind besonders wichtig. Die naturgemäße Verteilung des Grüns an bergigen Stellen erhält man ganz von selbst, wenn man diese Teile nach Fertigstellung der übrigen Färbungen mit Ausnahme der zuletzt herzustellenden Wege nur von oben mit Grün übersiebt. Derartiges Streumaterial verdeckt schließlich auch die Lücken zwischen den einzelnen Versatzstücken, sofern nicht absichtlich Zwischenräume gelassen werden, welche, mit Glas belegt,



Christgarten: Entworfen von H. G. Holle.

Wasser darstellen. — Büsche und Bäume werden aus Moos hergestellt, die letzteren durch Ankleben von verschiedenen Moosarten an geeignet geformtes Zweigwerk. Man kann durch richtige Auswahl und richtige Anbringung der nötigenfalls, namentlich für die Tannen, künstlich gefärbten Moose nicht bloß Nadelholz und Laubholz, sondern auch verschiedene Arten der letzteren, als Weiden, Pappeln, Buchen, Eichen, in unverkennbarer Weise zum Ausdruck bringen. — Was nun die Gebäude anbetrifft, so eignen sich die käuflichen Modellierbogen durchaus nicht zu einer solchen Landschaftsdarstellung, weil sie durchweg in einem zu großen und nicht untereinander übereinstimmenden Maßstab hergestellt sind. Es bleibt also nur übrig, sie sich selbst zu zeichnen, was nach vorausgegangener Übung mit fertigen Modellierbogen einer geschickten Hand leicht gelingt, wenn man nur nicht mit den schwierigsten architektonischen Problemen den Anfang macht, sondern zuerst mit der Nachbildung bekannter einfacherer Bauwerke oder wenigstens Anlehnung an solche sich begnügt. Am meisten Not machen die menschlichen und tierischen Figuren, da sie bei der durch den Maßstab des Ganzen gebotenen Kleinheit nicht leicht plastisch herzustellen oder käuflich zu haben sind. Am meisten dürfte zu empfehlen sein, unter Verzicht auf vollständige Körperlichkeit, Reliefbilder kleinster Art zu verwenden. — Selbstverständlich bedarf die ganze Darstellung noch eines Abschlusses gegen die Wand durch einen gemalten Hintergrund,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen blauer Himmel am einfachsten durch hellblaues Buntpapier herzustellen ist. Die Gegenstände sind mit stark betonter Luftperspektive aufzutragen und die Grenze durch kulissenartiges Vortreten der körperlich dargestellten Teile möglichst unauffällig zu machen.

4. Der Aufbau der Gaben.

Mehr als dies gewöhnlich geschieht, sollte man dem Aufbau der Weihnachtsgaben Nachdenken und Sorgfalt widmen. Das in den meisten Häusern auf dem Weihnachtstische übliche bunte Durcheinander steht in schroffem Gegensatz zu dem ganzen übrigen Weihnachtszauber, der Zimmer und Christbaum so liebevoll ausgeschmückt hat. Ein reizvoll geordneter Gabentisch erhöht die echte Weihnachtsstimmung, er bleibt für spätere Zeiten für unsere Kinder unlöslich mit der Erinnerung an Weihnachten verbunden und eine ungetrübte glückselige Erinnerung an das schöne Fest der Liebe sollten wir unseren Kindern mit ins ernste Leben geben, sie verklärt manche schwere Stunde später, sie trägt den Zauber des Elternhauses später ins eigene Heim, sie ist ein Schatz, den man nie missen möchte.

In den meisten Fällen baut man die Gaben, welche die Liebe bescheren will, für alle Familienmitglieder auf einer großen Tafel auf, selten wird man unter dem Christbaum selbst bescheren, was auch nicht einmal zweckmäßig ist, da dessen Kerzen leicht unliebsame Flecken hervorbringen könnten. Man wird jedoch immer die große Gabentafel möglichst in der Nähe der Christtanne aufstellen, entweder neben ihr oder ihr gegenüber in dem freien Raum oder an der Wand des Zimmers. Nur wo der Raum zu einer gemeinsamen Tafel nicht reicht, oder wo noch sehr kleine Kinder da sind, wird man im ersteren Falle für jedes Familienmitglied einzelnen Tische aufstellen, in letzterem Falle für die Erwachsenen und größeren Kinder gemeinsam und für die Kleinsten für sich auf niedrigen Tischen aufbauen.

Die gemeinsame große Gabentafel kann man auf verschiedene Weise reizvoll schmücken. Feine Tafeltücher zum Bedecken des Weihnachtstisches zu nehmen, ist nicht ratsam, sie leiden leicht dabei auf unliebsame Weise, man tut deshalb gut, ein beliebiges passendes Leinentuch zu nehmen, dessen Enden man ganz mit Tannenzweigen benäht. An den Ecken rafft man das Tuch etwas empor und befestigt hier eine Schleife von Lamettaguirlanden. Vor den beiden Querseiten der Tafel spannt man ein weißes breites, auf steifer Gaze befestigtes Seidenband aus, das in Goldschrift den Spruch „Ehre sei Gott in der Höhe" trägt. Alle vier Ecken der Tafel tragen eine kleine Tanne in goldbronziertem Blumentopf, der mit grüner Bandschleife umschlungen wird. Die Tanne selbst trägt an den Zweigspitzen silberne Schleifen aus Lametta und weiße Kerzen. Die einzelnen Plätze werden durch schmale Tannengewinde, die mit Christrosen durchflochten sind, von einander getrennt, in der Mitte jedes Platzes hält ein Weihnachtsengelchen eine bunte weihnachtliche Karte mit dem Namen des Empfängers. Dieser Schmuck der Weihnachtsgabentafel ist der einfachste und am wenigsten kostspielige, teurer, aber auch ganz besonders reizend ist der folgende Ausputz.

Zu ihm wird die Gabentafel in derselben Weise mit einem Leinentuch, das mit Tannen benäht, mit Lametta gerafft und mit einem Spruchband an den Querseiten bespannt wird, belegt wie vorher angegeben. Aus feinem Wintergrün wird darauf eine genügend lange Guirlande gebunden, welche die einzelnen Plätze so abgrenzt, daß sie um jeden Platz, bis vorn an die Tischkante reichend, eine Art Laubenbogen bildet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Bogen müssen ganz gleichmäßig gehalten werden, sie werden an der größten Rundung durch einen Topf blühender Maiblumen gekrönt, die man mit rosenroter Krepp-Papierhülle umgibt und mit silberner Lametta umspinnt. In den tiefer liegenden Einschnitten des Laubenbogens stellt man rosa blühende kleine Primeltöpfchen auf, die man mit weißem Krepp-Papier umhüllt und mit goldener Lametta umzieht, sodaß der ganze Gabentisch von einem Blütenkranz umgeben ist und einen entzückenden Anblick gewährt.

Am hübschesten, aber auch am schwierigsten auszuführen, ist die folgende Ausschmückung. Zu ihr wird die lange Bescherungstafel aus einzelnen Tischen hergestellt, die man zu langer Tafel an einer Wand neben dem Christbaum zusammenreiht. Jeder der Tische wird mit einem passenden weißen Tuch bedeckt, das ringsum mit Tannengewinde, welches mit Lametta durchflochten ist, umsäumt wird. Von rohen schmalen Latten läßt man sich vom Tischler 1½ Meter hohe und je nach der Breite der Tische 1 ¾ bis 2 Meter breite Rahmen zusammennageln, welche in der Mitte und am unteren Rand noch einmal mit einer Latte verbunden werden müssen. Jeder der Rahmen wird nun über und über mit Tannenzweigen, die man hier und da mit Bindfaden befestigt, bekleidet, sodaß jeder Rahmen nach der Fertigstellung wie eine grüne Tannenwand aussieht. Zwischen die Tische oder besser gesagt zu jeder Seite des Tisches wird ein solcher Tannenwandrahmen aufgestellt und gut befestigt, am besten angeschraubt, worauf man immer die zwei Wände jedes Tisches mit starkem rund gebogenem, mit Tannengrün umwundenen Kupferdraht in Bogenform verbindet. In diese Tannenbogen hängt man kleine bunte Lämpchen, die bei der Bescheerung angezündet werden. Alle Gaben werden in diesen Tannenlauben anmutig aufgebaut, sie nehmen sich reizvoll darin aus und die Bescheerung macht einen echt weihnachtlichen Eindruck.

5. Geschenkverpackungen mancherlei Art.

Den Eindruck einer reizvoll geschmückten Gabentafel darf man nicht durch die Gaben selbst zerstören, deren zierlichen Aufbau und anmutige Ausschmückung eine Hauptaufgabe der Hausfrau bildet. Ganz zu verwerfen ist vor allem die Verhüllung der Sachen mit Packpapier, welche die Spannung erhöhen soll, tatsächlich aber nur Unordnung schafft. Geschenke, welche an sich schon hübsch und lockend aussehen, stellt man ohne jegliche Verhüllung an den richtigen Platz, daß sie zur Geltung kommen, ohne die anderen, vielleicht einfacheren Liebesgaben zu verdecken. Diesen letzteren gibt man durch winzige Schleifchen, bunte Bänder, kleine Tannenzweige, oder kleine Blumensträußchen ein festlicheres Ansehen. Dagegen bedürfen Eßwaren stets eines besonders sinnigen Ausputzes oder einer scherzhaften Verpackung und alle reinpraktischen Gegenstände einer reizvollen Umhüllung, um nicht die Harmonie der Gabentafel zu stören; nichts ist häßlicher wie ein „Gemüse" (so sagte einmal ein schönheitsdurstiger alter Herr!) von Poesie und Prosa, ein Nebeneinander reizvoller Sachen und der einfachsten kahlen nüchternen Dinge.

Um praktischen Gaben ein Festgewand zu geben, dazu braucht man keine großen Kosten aufzuwenden, nur ein wenig Phantasie und etwas liebevolles Nachdenken nebst einer Kleinigkeit Geduld erfordern sie, aber welche echte deutsche Hausfrau besäße diese nicht!?

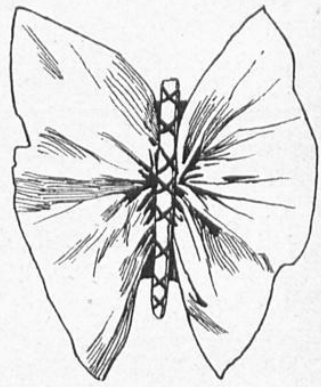
Es ist natürlich, daß die Umhüllung der Geschenke erst in den letzten Tagen vor dem Christfest geschehen kann, man kann sich jedoch die Mühe bedeutend erleichtern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn man schon vorher an bestimmtem Platze alle Dinge bereit liegen hat, die sich zum Ausputz eignen. Am besten sammelt man das ganze Jahr in einer dazu bestimmten Truhe alle Dinge, die passend erscheinen: farbige Bänder, buntes Seidenpapier, leichte Stoffreste, bunte Bildchen, Draht, Goldschnur, Flitter, Körbchen und dergleichen Dinge mehr, man hat dann nur geringe Ausgaben für den Ausputz aller mannigfachen Sachen nötig.

Kleine Haushaltungssachen stellt man in kleinen Bütten oder einer größeren Kasserolle auf den Gabentisch. Die Bütte, welche man in jedem Holzgeschäft billig kauft, bronziert man einfach oder beklebt sie bunt aber geschmackvoll mit japanischen Bildern, die Träger der Bütte umwickelt man mit farbigem Band und hält sie mit flotter Schleife zusammen, in die man ein Blumensträußchen oder einige silberbronzierte Tannenzweige steckt. Innen legt man die Bütte mit buntem Krepp-Papier aus, das man oben fein ausfranst und etwas über den Rand herabhängen läßt. Die zierlich in der Bütte geordneten Haushaltungssachen bedeckt man mit Tannengrün, zwischen das man einige Christrosen steckt. Die größere Kasserolle wird außen mit farbigem Krepp-Papier in Falten umkleidet, auch der Stiel damit überzogen und ein breites helles Band um die Kasserolle geschlungen und zur Schleife gebunden. Die Haushaltssachen werden hineingelegt und Tannen- und Stecheichenzweige dazwischen verteilt. Der Stiel der Kasserolle erhält frische Blumen als Ausputz.

Zu rosenartiger Form läßt sich ein Haushalts-, ein Anschreibebuch oder dergleichen verpacken. Man nimmt dazu rosa Seidenpapier und muß beim Einwickeln nur darauf achten, daß man den rosa Seidenpapierbogen in der Mitte der Vorderfläche straff mit mattgrünem Band zusammenziehen kann. Das Band wird zu einer flotten Schleife gebunden und das Seidenpapier so zurecht gezupft, daß es eine rosenartige Form erhält.



Ein rundes, größeres Tintenfaß nebst einem Federhalter läßt sich als Schmetterling darbieten. Das Tintenfaß wird in gelbes Seidenpapier gehüllt, das man in der Mitte mit einem roten, nicht zu schmalen Atlasbändchen zusammenzieht und in einen Knoten und zwei Enden ausfallend die Beine des Schmetterlings markiert. Die entstandenen, mit den Schmalseiten nach oben stehenden Hälften des Seidenpapiers teilt man vorsichtig nach rechts und links, sodaß Schmetterlingsflügel entstehen. Ein Federhalter wird nun dicht mit Seidenpapier in abweichender Farbe umwickelt und mit goldener feiner Schnur kreuzweise umwunden, sodaß ein Schmetterlingskörper entsteht, den man in der Mitte der Schmetterlingsflügel befestigt.

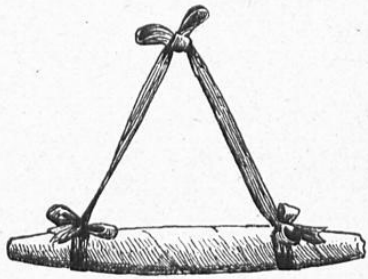
Haushalts- und Toilettenseifen lassen sich allerliebst auf einer kleinen Karre aufbauen. Eine kleine weiße Schubkarre wird bronziert und mit ausgefranstem Seidenpapier ausgelegt, dessen Fransenrand über die kleine Karre herabfällt und dort mit Lamettafäden durchschlungen wird. Die Seife wird zierlich in der Karre aufgehäuft; schräg über diesem Aufbau befestigt man einen mit Silberflitter bestreuten Tannenzweig, dessen Ende eine farbige Bandschleife schmückt. Die Griffe der Karre werden mit Seidenpapierstreifen umschlungen und mitten darauf ein kleiner Blumenstrauß gebunden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einfache kleine Gaben, denen man durch Watteumhüllung eine runde Form zu geben vermag, birgt man sehr hübsch in einem Pompadour aus Krepp-Papier. Man bindet das Geschenk in der Watteumhüllung mit zartfarbigem, 3 cm breitem Seidenband fest, welches auf der einen Seite als ziemlich lange Schlinge ausfällt. Das Seidenpapier muß man in zum Bande harmonierender Farbe wählen. Man legt das eingehüllte Geschenk in die Mitte des Seidenbogens und zieht den Boden mit gleichem Bande, das man für das Festbinden des Geschenkes nahm, so weit oben vom Rande zusammen, daß eine doppelte Rüsche entsteht, welche man in zierlichen Falten bis zu den Seiten auseinanderzieht. Das Band wird zu voller Schleife geschlungen. Die lange Schlinge des Bandes am Geschenke läßt man aus dem Pompadour heraushängen und befestigt ein paar frische Blüten oben daran.

Für lange Konservenbüchsen oder andere dünne lange Liebesgaben kann man auf einfachste Weise reizende Verpackungen in Form eines Knallbonbons oder einer Riesenzigarre herstellen. Zu dem Knallbonbon nimmt man buntgestreiftes oder geflammtes Seidenpapier, zieht es mit schmalem Seidenband an beiden Enden zusammen und bindet dort kleine Schleifen, schneidet die Enden ein und kräuselt sie etwas mit dem Messer. — Für die Riesenzigarre hüllt man den Gegenstand erst in einfarbiges Papier mit dünner Watteschicht und umwindet ihn dann vielfach mit Streifen dunkelbraunen Seidenpapiers. An beiden Enden bringt man Schleifen von schmalem gelben oder rotem





Band an, von denen man zwei Bandenden nach oben gehen läßt, die man in der Mitte mit einem Schleifchen zusammenfaßt.

Zigarren kann man in leeren Briefpapierkartons darbieten, die man sehr oft in Buchformaufmachung erhält und in dieser Form am besten gebrauchen kann. Ein solcher Karton wird an den beiden Querseiten und an eine Langseite mit dunkelbraunem Seidenstoff oder einfacher mit Satin überzogen. Der Deckel wird mit Satinpapier glatt überklebt und eine humoristische Aufschrift, vielleicht „Rauch's Werke" in Bronzeschrift schräg über den Deckel geworfen. Die zweite Langseite wird, wenn man den Karton mit Zigarren gefüllt hat, mit Goldpapier beklebt, um den Goldrand nachzuahmen. Das Büchlein wird mit gelben Zigarrenbändern, die man aneinandergenäht und mit Grätenstich bestickt hat, kreuzweise umschlungen.

Aus einer Flasche „Kölnisch Wasser" läßt sich ein allerliebster Koch herstellen. Am Halse der Flasche befestigt man erst zwei aus dickem Draht gebildete Arme, denen man durch Umhüllung mit Watte die erforderliche Form gibt. Dann setzt man ein Knabenpuppenköpfchen oben auf die Flasche, schneidet einen weißen Leinenstreifen, aus dem man einen Halskragen formt und verdeckt durch diesen den Kopfansatz. Eine lose Jacke aus weißem Stoff zieht man über, wobei man die Ärmel erst für sich schneidet und über die Wattearme zieht, bevor man sie an der Jacke befestigt. Zuletzt fertigt man eine lange Schürze mit Latz und Achselträgern, wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Köche sie tragen, an und bindet sie über den Rumpf der Flasche. Eine kleine weiße Leinenmütze wird dem kleinen Koch aufgestülpt und ein Puppenküchenlöffel ihm als Zeichen seiner Würde ins Schürzenband gesteckt.



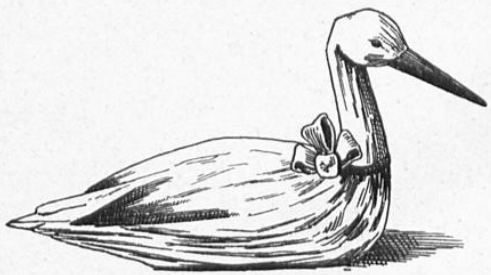
Aus einer halben Kokosnuß kann man ein hübsches Körbchen fertigen, das allerlei kleine Liebesgaben aufnimmt. Die Kokosnuß wird geschält, durchgesägt, ausgehöhlt und etwas getrocknet. Am Rande bohrt man ringsherum kleine Löcher ein, durch die man eine Goldschnur zieht, die an jedem Loch in Ösenform befestigt wird. Diese Ösen dienen zum Anhängen von allerhand kleinen Süßigkeiten, die man auf diese Weise rings um das Körbchen hängt. Zu beiden Seiten der halben Nuß wird ein größeres Loch gebohrt und ein rund gebogener und mit farbigem Seidenband dicht umwundener Weidenzweig als Henkel über das Körbchen gespannt. Innen wird die Nuß erst mit Krepp-Papier ausgelegt und dann mit den kleinen Dingen, die man verschenken, will, gefüllt. Kurz geschnittene Tannenzweige werden zwischen den kleinen Gaben verteilt, zerschnittene Lametta dazwischengestreut, eine Weihnachtsfigur in der Mitte aufgestellt und zuletzt am Henkel kleine Schleifchen befestigt.



In einer Tortenattrappe lassen sich praktische kleine Wäschestücke gut verbergen. Man nimmt eine runde Tortenschachtel von Pappe in hellbrauner Farbe ohne Deckel, die man innen fest mit den Sachen füllt. Man zerläßt Zucker in etwas Wasser und bestreicht mittels eines Pinsels die ganze Außenseite der Schachtel mit diesem Zuckerguß. Wenn dieser getrocknet ist, belegt man die Oberfläche mit Resten von eingemachten Früchten, die nicht tadellos im Geschmack zu sein brauchen, da sie nicht gegessen werden. Die fertige Torte wird auf eine mit einem Tortenpapier versehene Schüssel gelegt, sie muß völlig glatt aufliegen. Der frei bleibende Rand wird mit kleinen Tannenzweiglein belegt und diese mit kleingeschnittener Lametta bestreut.

6. Weihnachtsverpackungen für Eßwaren.

Kaffee in einer Storchattrappe. Um einige Pfund guten Kaffee zu verpacken, ist die folgende Storchattrappe originell und hübsch. Man nimmt ein japanisches Körbchen in Schiffchenform und befestigt am vorderen Ende mit einigen Stichen einen Draht, der halsförmig gebogen und dann mit Watte so umwickelt wird, daß man einen Storchhals mit langem Schnabel erhält. Der Schnabel wird mit rotem Seidenpapier bezogen, dann werden drei Bogen weißes Seidenpapier von der Mitte aus gekreppt und in einen der so vorgerichteten Bogen wird das Körbchen mit Kaffee geschoben. Die vier spitzen Enden des Bogens werden unten mit ein paar Stichen zusammengehalten und so der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwanz gebildet. Der zweite Bogen, welcher der Länge nach gekreppt wurde, dient zum Beziehen des Halses und des Kopfes, welch letzterer zwei schwarze Perlen als Augen erhält. Ein zweiter, ebenfalls der Länge nach gekreppter Bogen wird über den ersten gezogen und zu beiden Seiten flügelartig ausgebreitet, den Ansatz deckt man durch eine farbige Bandschleife. Schwarzes Krepp-Papier wird am Rande der weißen Flügel so befestigt, daß es etwas herausschaut. Aus braunen Reisern wird ein Nest geflochten und die Storchattrappe hineingestellt. Kleine, mit Schaumgold bestreute Tannenzweiglein läßt man am Rande aus dem Nest hervorsprießen.

Wein kann man auf verschiedene hübsche Weise darbieten. Zwei Weinflaschen bietet man anmutig auf folgende Art dar. Man klebt über die wirkliche Etikette der beiden Weinflaschen einen großen weißen Zettel, der in Zierschrift irgend einen hübschen passenden Vers trägt. Jeden Flaschenhals schmückt man mit einem goldbronzierten Tannenzweig und zartgrüner Bandschleife, worauf man die Flaschen in einen mit Moos ausgepolsterten passenden Spankorb legt. Der Korb wird außen mit einem Wintergrüngewinde umschlungen und an beiden Seiten mit einer großen Schleife aus Lametta geziert. Der freie Raum des Korbes wird mit frischem Tannengrün ausgefüllt, das man mit Goldflitter durchstreut.

Man kann auch den Wein, den man ohne Scherzinschrift läßt, in ein Spankörbchen packen, das man mit einem Streifen zartrosa Tarlatan auslegt, der unten fest zusammengezogen und am Korbe befestigt wird, oben aber weit und lose bleibt. Um das Körbchen legt man eine schmale Tannenguirlande, die man durch farbige Bänder, die man in regelmäßigen Zwischenräumen durch Korb und Tarlatan zieht, festhält. Die Bänder werden über dem Körbchenrand zu Schleifen verschlungen. Die Lücken, die in dem mit Wein gefüllten Körbchen entstehen, werden mit Weihnachtssüßigkeiten gefüllt. Der Tarlatan wird über den Flaschen zusammengerafft und mit einer Bandschleife zusammengehalten. Der zusammengefaßte Stoff wird auseinander gezogen und ein mit Lametta übersponnener Tannenzweig in der Mitte befestigt. Ist ein Henkel am Korbe, wird er mit breitem Band umschlungen, das an einer Seite mit einer vollen Schleife endet, an der anderen Seite einen kleinen Blumenstrauß als Abschluß erhält.

Feinschmeckerschlitten. Ein einsamer Junggeselle oder ein den Tafelgenüssen nicht abgeneigter Freund wird verschiedene Leckerbissen, auf einem Schlitten reizvoll aufgebaut, mit Freuden empfangen. Aus starker Pappe oder Zigarrenholz wird ein Schlittengestell von 40 cm Länge und 24 cm Breite geschnitten, unter das man zwei geschweifte Kufen so befestigt, daß sie sich vorn in etwa 6 cm Höhe treffen. Kufen und Boden des Schlittens werden mit Stanniol umwickelt und bekleidet. Fehlt es an Stanniol, so kann für das Gestell auch Silberpapier gewählt werden, das aufgeklebt wird. Auf diesen einfachen Schlitten wird nun allerlei Gutes aufgepackt: Selbstgebackener Kuchen, in weißes, dann in buntes Papier gehüllt und mit Seidenband umschlungen; kleine mit Krepp-Papier ausgekleidete Körbchen mit Marzipan, Äpfeln, Nüssen usw.; einige feine, mit Stanniol umhüllte und an beiden Enden mit kleinen bunten Schleifen gebundene Würste, kleine Kruken mit allerhand feinem Eingemachten, das durch eine aus Seidenstoff-Flicken mosaikfarbig zusammengesetzte Umhüllung festtäglich geschmückt wird. Selbst ein Festbraten kann noch auf dem Schlitten in einem bunt verschnürten, mit Tannenreisern bedeckten Deckelspankörbchen dargeboten werden; auch ein Fläschchen Likör, bunt verziert, und ein in Goldpapier gehülltes Kistchen Zigarren finden wohl noch Raum. Alle diese Sachen werden zierlich auf dem Schlitten aufgebaut, worauf er mit buntem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bande zu verschnüren ist. Vorn auf dem Schlitten hockt ein kleiner Weihnachtsengel, der eine Leine aus Lamettafäden hält, und vorn an den Kufen befestigt man einige Büschel goldenen Lametta.

Allerlei verschiedene eßbare Dinge kann man auch nur einfach in kleinen, bronzierten Kistchen aufbauen, deren Wände man außen mit Gold- und Silbersternen beklebt, innen mit buntem Krepp-Papier auslegt. Die Kisten werden mit Tannengewinden umlegt, die man mit rotem Seidenband durchschlingt und oben mit Stecheichenzweigen verziert. Hübscher machen sie sich in länglichen Körbchen mit möglichst hohem Henkel. Dieser wird fest mit farbigen Seidenpapierstreifen umwickelt und auch der Korb selbst innen und außen mit Krepp-Papier bekleidet. Aus mehreren 15 bis 20 cm breiten Streifen aus Seidenpapier, die man 5 cm breit ausfranst und doppelt legt, näht man eine Tollfaltenrüsche, die man mehrere Male um den oberen Rand des Korbes, auf dem Henkel und auch unten am Fuße des Korbes festnäht. Einige Zweige künstlicher Blumen, nebst einigen hübschen vollen Bandschleifen beenden den Schmuck des Korbes.

Aus zwei Hummern kann man ein reizendes Scherzgeschenk herstellen. Man kocht sie erst am Morgen des Weihnachtstages ab und reibt ihre Schale danach, um sie glänzend zu machen, mit einer Speckschwarte ab. Aus weißem Papier wird für den Herrn Hummer ein Vatermörderstehkragen geschnitten, der ihm um den Hals gelegt wird und dem eine blaue Seidenbandkrawatte den richtigen Abschluß gibt. Aus Krepp-Papier und einer Stricknadel gestaltet man einen kleinen Regenschirm; das untere Ende der Stricknadel erhält einen Knopf aus Siegellack; wenn die Anfertigung solchen Schirmes Schwierigkeit macht, kann man auch einen fertig käuflichen, kleinen japanischen Papierschirm nehmen. Dem zweiten Hummer setzt man eine große Haube aus Krepp-Papier auf, die mit einer Rüsche benäht wird, vorn eine große Elsaßschleife erhält und mit Bindebändern geschlossen wird. Auch schneidet man aus weißem Papier eine Schürze, die mit einem bunten Papierbörtchen zierlich beklebt und mit langen Bändern zum Binden versehen wird. Diese Schürze wird dem zweiten Hummer ebenfalls angelegt.

Ein Spankörbchen — sehr praktisch sind die bekannten Traubenversandtkörbchen — wird außen mit breitem Tannengewinde, das mit farbigem Band durchschlungen wird, umgeben, oben am Rande mit einer dicken Rüsche bunten Krepp-Papiers verziert und mit Moos soweit gefüllt, daß man die angeputzten Hummern darin aufrecht aufstellen kann. Damit das Hummerpaar feststeht, befestigt man es unten und an den Seiten mit feinem Blumendraht. Der freie Raum im Körbchen wird mit allerhand kleinen Dosen und Büchsen leckerer Dinge gefüllt und dann mit Tannengrün und Flittergold bedeckt. Der Henkel des Körbchens wird mit Krepp-Papier dicht umwunden und mit einem goldig bronzierten Tannenzweig, der mit farbiger Bandschleife befestigt wird, in der Mitte verziert.

Aus einer kleinen, dicken Zervelatwurst kann man ein drolliges Glücksschweinchen gestalten. Man rollt die Wurst in einen lachsfarbenen Bogen Seidenpapier und dreht das Papier an einer Seite wie ein Schwänzchen zusammen, das man mit Nähseide fest umwickelt, damit es sich nicht aufrollen kann. An der anderen Seite wird das Papier zu einem spitzen Rüsselchen geformt, welches mit einem Seidenfaden zusammengezogen wird. Die Augen werden mit Tinte gemalt, die Ohren für sich aus Seidenpapier geschnitten und angenäht. Vier Holzstückchen

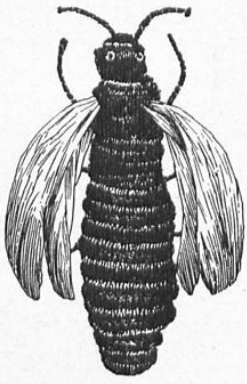
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden erst mit Watte und dann mit Seidenpapier umwickelt und als Beine am Körper befestigt. Mit roter Bandschleife wird der Hals des possierlichen Schweinchens geschmückt.



Eine Dose Liebig's Fleischextrakt kann man in einen Glückspilz verwandeln. Die Büchse wird in hellgelbes Seidenpapier gehüllt, das man nach oben in Falten legt. Man bindet das Seidenpapier oben mit einem Faden fest zusammen und drückt es breit auseinander. Eine passende kleine Pappschale wird mit kraßrotem Seidenpapier überzogen und oben über die eingehüllte Dose gebunden. Man stellt den Pilz auf ein in moosgrünes Seidenpapier gehülltes Pappschälchen.

Aus einer Büchse Honig wieder gestaltet man eine Biene. Um und an die Büchse legt man Watte, die man mit Zwirn mehrfach fest umwickelt, sodaß annähernd ein Bienenkörper entsteht. Dieser wird mit dunkelbrauner und gelber Chenille abwechselnd, von unten angefangen, in Querstreifen dicht umwickelt und oben am Kopf wie ein Bienenrüssel vernäht. Gelber, starker Messingdraht wird zu den Beinen genommen, diese werden mit feiner Chenilleschnur umwickelt und ein Paar Beine nach vorn, zwei Paar hintereinander am Körper angenäht. Aus dünnerem, ebenso umwickelten Draht werden die Fühlhörner, aus zwei halben Perlen die Augen gebildet. Aus hellgelbem Seidenpapier schneidet man die Flügel. Der Bogen Seidenpapier wird dazu in vier gleiche Teile geschnitten und fein gefältelt über flügelartig geformten Draht gezogen. Man befestigt diese Flügel unterhalb des Kopfes seitlich am Körper.



Allerlei süße Weihnachtsleckereien bietet man in einem „süßen Wagen" dar. Der Boden des Wagens wird aus einem großen Thorner Pfefferkuchen, die Räder aus vier runden, weißglasierten Honigkuchen hergestellt, welche man mit Stricknadeln unter dem Boden befestigt. Vier glatte Schokoladestangen geben je eine Seitenwand des kleinen Wagens; sie werden in Stanniol gewickelt und durch eine Reihe bunt eingewickelter Bonbons, die man mit Draht in die Schokoladenstangen steckt, miteinander verbunden. Aus Draht wird auch eine Deichsel hergestellt, die man mit Traubenrosinen dicht besteckt und dann vorn am Wagen befestigt. Zwei kleine, aus Watte gebildete Schneemänner befestigt man mit Goldfäden zu beiden Seiten der Deichsel, zwischen ihnen stellt man ein kleines, künstliches Tannenbäumchen auf.

Die kleinen japanischen, sehr billigen runden Körbchen eignen sich ebenfalls trefflich zur Aufnahme von Süßigkeiten. Man stellt die damit gefüllten Körbchen auf einen Viertel- oder halben Bogen roten Seidenpapiers, je nach Größe der Körbchen, nimmt die Ecken und Seiten des Seidenpapiers nach oben in Falten zusammen und schiebt dies oben in die Öffnung des Körbchens. Aus grünem Papier wird ein Krautbüschel geschnitten und in die Mitte des Korbes gesteckt. Auf diese Weise erhält man ein Riesenradieschen, das allerliebst aussieht.

Proben von eigenem Gebäck oder feinem Obst legt man in ein zierliches Drahtkörbchen. Dieses durchsticht man vorher kreuz und

quer mit kleinen Tannenzweigen, daß es ganz damit bekleidet erscheint. Diese Zweige werden mit Gummi arabikum bestrichen und dicht mit Diamantpulver bestreut. Den Henkel umwindet man mit Band und befestigt an ihm ein Sträußchen bronzierter Tannen- oder kleiner Kiefernzapfen. Das Körbchen wird mit farbigem Krepp-Papier ausgelegt, das Gebäck oder Obst in ihm geordnet und obenauf ein frischer Blumenstrauß gelegt.

Sehr hübsch wirkt auch der bunte Weihnachtskorb, der eßbare und praktische Gaben in buntem Durcheinander birgt, die man alle verschiedenartig einhüllt und zierlich im Korbe ordnet. Man nimmt am besten einen hübschen Spankorb, der innen glatt mit Seidenpapier ausgelegt wird, am Rande als Ausputz eine Rüsche von Krepp-Papier erhält und außen mit Tannengrün umkleidet wird, in dem man abwechselnd Rosetten von Goldlamettagewinden und mattgrünem Band befestigt. Äpfel verteilt man am inneren Rande des Korbes, die man zu Radieschen ausputzt. Man schneidet dazu ein Büschelchen grünes Seidenpapier flüchtig zu Blättern, befestigt es in der Mitte eines dunkelroten, viereckigen Papiers und legt dies um die Äpfel, wobei man das überstehende Papier zur Wurzel zusammendreht. Apfelsinen füllen die leere untere Mitte, diese werden in viereckige Stücke verschiedenfarbigen Papiers gehüllt und deren Zipfel mit schmalen Seidenbändern über der Frucht zusammengebunden. Konservenbüchsen und eine lange Zervelatwurst werden zu großen Knallbonbons herausgeputzt, deren einfache Herstellung schon beschrieben ist und Weihnachtsgebäck wird in den kleinen, japanischen Körbchen untergebracht oder in kleine, viereckige Kästchen aus starkem Schreibpapier gelegt. Diese letzteren knifft man aus Schreibpapier zusammen, näht die Ecken mit rosa Seidenfäden zusammen und setzt sie in rosa Papier, dessen Zipfel mit schmalen, weißen Seidenbandschleifen zusammengehalten werden. Aus Schokoladetafeln packt man ein Notizbuch. Man legt jede Tafel in einen Umschlag aus schwarzem Leder, bindet vier bis fünf aufeinander und versieht den obersten Umschlag mit der aus weißem Glanzpapier ausgeschnittenen Aufschrift Notizbuch, die man auf den schwarzen Umschlag aufklebt. Andere kleine, praktische Gaben verpackt man nach irgend einer der vielen Angaben, welche dieses Kapitel gegeben hat, wobei Erfindungsgabe und Phantasie der Hausfrau das ihre tun werden. Obenauf verteilt man Tannengrün und Stecheichenzweige, stellt in die Mitte ein Weihnachtsenglein mit einem Weihnachtsspruch und streut zuletzt noch reichlich feingeschnittene Lametta über den ganzen Inhalt.

7. Allerlei Weihnachtspuppen für große Leute.

Nicht nur unsere Töchterchen freuen sich Weihnachten ihrer Puppen, auch unsere Erwachsenen können ihr Vergnügen an Puppen haben, die dann allerdings Puppen besonderer Art sind. Viel Spaß macht ihre Anfertigung und viel Spaß macht ihr Verschenken und eine Weihnachtspuppengesellschaft für große Leute wird den Hausfrauen sicher so sehr gefallen, daß sie sie am nächsten Christfest irgend einer Freundin oder einem lieben Familiengliede aufbaut.

Geistvolle Frauen für kluge Männer stellt man aus irgend einem beliebigen Lieblingspunsch oder Likör her. Auf dem Flaschenhals wird ein kleiner Damenpuppenkopf festgebunden und dann je nach dem Inhalt der zu verkleidenden Flasche aus Krepp-Papier oder hübscher aus Tarlatan das Gewand gewählt. Für Danziger Goldwasser zum Beispiel nimmt man gelben Tarlatan, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Goldflittern benäht wird, für Nußlikör wird weißer Tarlatan mit weißen Blüten und rotem Bande besetzt, für Punsch wird ein buntes Kleid mit einer seidenen Schürze gewählt. Das Bekleiden der Flaschen ist sehr einfach, der Stoff wird faltig zusammengefaßt und um die Flasche gelegt, der Beginn des Flaschenhalses ist die Taille, dort befestigt man den Stoff oder das Krepp-Papier mit passendem Band. Der Flaschenhals stellt den Oberkörper dar, der ebenfalls leicht zu bekleiden ist, die blusige, puffige Obergewandung schließt unter dem Köpfchen ab, sie wird mit Band, Flitter, Blumen und dergleichen als Abschluß verziert. Aus Watte und Draht, hübscher sind käufliche Puppenarme, werden die Arme hergestellt, die man durch Draht am besten zu beiden Seiten der Flasche befestigt. Man bekleidet die Arme am besten mit weiten Faltenärmeln, die man unten mit Bandschleifen zusammenfaßt, falls man Puppenarme an der Flasche befestigt, sonst lieber lose herabfallen läßt. Mützchen oder Häubchen aus Krepp-Papier oder Stoff erhalten die Damen zuletzt aufgesetzt, auch darf eine glänzende Goldperlenkette oder eine Lamettaguirlande nicht fehlen zum Ausputz des Gewandes.

Ganz anderer Art ist Mütterleins Stütze. Jeder praktischen Hausmutter wird diese prächtige Stütze unter dem Weihnachtsbaum großes Vergnügen bereiten. Allerlei Reinigungsgegenstände bringt sie und einer flinken und geschickten Hand wird die Herstellung nicht allzuschwer werden. Ein grauleinener Beutel wird mit Scheuersand und Rohr, ein kleinerer weißer Beutel mit Putzpulver gefüllt und durch beide Beutel ein Quirl durchgeführt, der sie verbindet und zugleich dem Kopf der Stütze Halt gibt. Diesen Kopf bildet ein Schwamm, dem Farbenpinsel Nase und Mund, zwei Knopfnadeln schwarze Augen, feinstes krauses Scheuerrohr natürliche Locken geben, worauf das reizvolle Haupt mit einem graziös gefalteten, rot benähten und mit roter Bandschleife verzierten Kaffeebeutel als zierliche Haube bedeckt wird. Ein doppelt genommenes Scheuertuch wird als Rock benutzt, zwei farbig gestreifte Wischtüchter, die man zusammennäht und mit rotem Pikoträndchen umgibt, bilden die Schürze, ein weißes Seifenläppchen den Latz der letzteren. Topflappen aus rotem Flanell bekleiden die aus länglichen, schmalen, mit Sägemehl lose gefüllten Beuteln hergestellten Arme, aus weißem Putzleder schneidet man die Hände. An rotem Atlasband wird ein Metallbüchschen mit Putzpomade befestigt und als Gürtel um die Taille der Wirtschaftsfee geschlungen. In der rechten Hand hält sie einen Zylinderputzer, auf dem Rücken ist ein Plätthandschuh an bunten Bändern als Tragkiepe befestigt, die wieder mit allerhand Bürsten, Seifen ꝛc. gefüllt wird. Mütterleins Stütze ist von so packender Wirkung, daß, wer irgend eine Spur Humor besitzt, von ihrem Anblick hingerissen werden muß.

Für einen leidenschaftlichen Schmupfer ist die mit bunten Taschentüchern bekleidete Türkenpuppe bestimmt. Man nimmt dazu einen ganz einfachen Puppenbalg von etwa 25 cm Länge mit Porzellankopf, zu dessen Bekleidung nur bunte Tücher in möglichst verschiedenen Farben Verwendung finden. Von einem roten und einem gelben Taschentuch stellt man den Turban her, der in lose geschlungenen Falten um den Kopf gelegt wird. Aus zwei blauen Tüchern stellt man die Pluderhosen her, ein rosa Tuch bildet das lose Jäckchen, je ein gelbes Tuch die bauschigen Ärmel, eine breite Goldborte dient als Gürtel. Die schmiegsamen Tücher lassen sich leicht in die gewünschte Form bringen und mit wenigen Stichen auch in dieser Form festhalten. Damit der Türke steht, lehnt man ihn an einen kräftigen Tannenzweig, der in einer runden, mit einem passenden Loch versehenen Holzscheibe festgeklemmt wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine süße Puppe erfreut der erwachsenen Tochter Herz. Eine kleine Porzellanpuppe bildet die Grundlage, mit rosa Krepp-Papier bekleidet man die Arme in weiter, puffiger Form und verbirgt in diesen Ärmeln allerhand bunt eingehüllte Süßigkeiten. Aus rosa Krepp-Papier wird auch das Kleid hergestellt, welches man unten mit einer dichten Papierrüsche benäht, in der man mit großen, seidenen Kreuzstichen Schokoladenplätzchen festnäht und verbirgt, während man den Ausschnitt des Kleides mit Schokoladentäfelchen verziert, die man unter darüberfallenden Spitzen, welch rosa Fondants aufweisen, verhüllt. Größere, in Stanniol gehüllte Süßigkeiten hängen vorn und an den Seiten des süßen Püppchens herab, Traubenrosinen zieren das Hütchen, welches die Puppe trägt und eine silberne, mit Atlasband umwundene Tüte mit allerlei süßen Leckereien wird um die Taille geschlungen.

Die leckere Puppe ist für einen Feinschmecker unter unseren Verwandten oder Freunden bestimmt. An einer Flasche gutem Kognak befestigt man mit Draht vier nach oben stehende Holzstäbchen, auf denen man einen hübschen Puppenkopf anbringt mit langen Zöpfen, worauf man aus Watte den Oberkörper der Puppe formt und an dem Hals der Flasche befestigt und auch zwei Gelenkpuppenarme an diesem Wattekörper anbringt. Aus rotem Krepp-Papier wird der Rock der Puppe geschnitten, den man unten mit Lamettafäden und Goldflitter benäht und über steife Pappe zieht, damit der Rock absteht. Beides wird mit farbigem Garn am Wattekörper befestigt, sodaß der Rock die Flasche verdeckt. Die Taille wird in geradem Stück aus weißbuntem Krepp-Papier geschnitten, die Ärmellöcher herausgeschnitten, das Papier der Puppe angelegt und der Figur nach in Falten geordnet. Der Ausschnitt wird dicht mit Lametta benäht. Die Taille wird durch ein buntes Seidenband markiert und durch dieses zugleich der Anfang von Rock und Oberkörper verdeckt. Ein kleines Tönnchen Kaviar befestigt man in einem Arm der Puppe, die im andern Arm ein kleines, künstliches Weihnachtsbäumchen trägt. Den Kopf bedeckt man mit einem Häubchen mit bunten Bändern.

Für Großväterchen ist die Flaschendame bestimmt, zu der man eine Flasche recht guten, stärkenden Wein ausstaffiert. Das Kleid der Flaschendame wird aus maigrünem Krepp-Papier hergestellt, das man am unteren Rande vorsichtig ausdehnt, sodaß es wie ein Serpentinerock ausfällt. Der Oberkörper ist durch Umwickeln des Flaschenhalses mit Watte zu formen, man zieht das grüne Krepp-Papier darüber, nachdem man vorher die aus Draht und Watte hergestellten, mit Puffärmeln bekleideten Arme daran festnäht. Der Propfen wird durch Umwickelung mit Watte zum Kopf gestaltet, ein Stückchen rosa Musselin wird darüber gezogen und darauf ein reizendes Gesicht gemalt. Aus brauner Wolle wird die Haarfrisur hergestellt, aus creme Krepp-Papier der Hut geformt und beides dem Kopf aufgeklebt. Schmales Seidenband schmückt Ärmel, Hut und Taille, zuletzt wird eine moderne, weiße Federboa aus weißem, gekrauften Seidenpapier der Flaschendame umgehängt.



Ein Scherzpüppchen aus Früchten gibt eine spaßige Gabe für einen Junggesellen. Ein recht runder, hoher und großer amerikanischer Apfel bildet den unteren Teil der Puppe. Darauf setzt man eine Duchessebirne, die in der Form gerade gut paßt, und auf diese als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kopf einen ganz kleinen, rotwangigen, Borsdorfer Apfel, aus welchem man das Gesicht herstellt. Die Augen macht man von Korinthen, die Nase von einer kleinen, geschnittenen Mandel, den Mund von einem in Alkermessaft getauchten Mandelstiftchen. Alles wird durch kleine, spitze Holzstiftchen miteinander verbunden. Die Arme werden von Datteln, die Hände von Mandeln gebildet. Aus weißem Seidenpapier wird ein Häubchen geschnitten und mit rosa Seidenpapierbändern geschmückt, dem Püppchen auf den Kopf gesetzt. Aus rosa Seidenpapier schneidet man eine Schürze, faltet sie und bindet sie mit schmalem Band fest. Ein kleiner weißer Kragen wird der Puppe umgelegt. Sie trägt ein Körbchen mit Bonbons am Arm und über sich ausgespannt einen kleinen, japanischen Schirm.

Ein Wurstpüppchen ist auch nicht zu verachten. Es tritt als Wickelkind auf die Bühne hier, also die Bescherungstafel. Eine 20 cm lange, dicke Wurst ist die Grundlage des Püppchens. Aus zwei 10 cm langen Holzlöffeln werden die Arme gebildet, deren Hände man auf dem Löffel selbst mit dem Brennstift brennt, worauf man sie oben an der Wurst festbindet. Eine größere runde Holzkelle, deren Stiel 20 cm lang ist, wird an der gewölbten runden Außenseite der Kelle mit einem Kindergesicht bezeichnet, dieses eingebrannt und mit roter Tinte ein wenig getönt. Auch diese Kelle wird auf die Wurst gebunden. Wenn diese Vorbereitungen getroffen sind, fertigt man aus weißbuntem Seiden-Krepp-Papier die Wickelhülle an. Erst bekleidet man das Köpfchen. Die innere Seite der Kelle stopft man mit Watte aus, legt ein Mützchen aus Seidenpapier darüber, dessen Bändchen, das hin und wieder die kleine Mütze mit luftigen Schleifen ziert, zugleich die Rüsche abteilt und die Mütze am Kellenrande befestigt. Dann werden die Arme mit Krepp-Papier bekleidet und oben und unten mit Seidenbandschleifen festgehalten, zuletzt kommt die Umhüllung des Rumpfes, dessen Bekleidung durch kreuzweis geschlungenes Seidenband mit Schleifen festgehalten wird.



Jungfer Süßchen, ein verkleideter Zuckerhut, kommt jeder sparsamen Hausfrau gelegen. Man löst die Schnur des Zuckerhutes, verklebt die Schnittseiten des ihn umhüllenden Papiers mit Gummi, damit sich das Papier nicht verschieben kann und biegt dann die umgelegte Spitze des Papiers oben nach aufwärts. Sie wird verkürzt, zusammengedreht und mit Bindfaden fest umwickelt. In diese feste Spitze klemmt man fest einen Puppenkopf. Um Schulterbreite und etwas Fülle zu erzielen, wickelt man eine handvoll Papierschnitzel in feine Leinwand, sodaß ein etwa vier Finger breites Polster entsteht, dieses näht man unter dem Kopf um den Zuckerhut fest und steckt es unten, damit es sich nicht verzieht, mit einigen kleinen Stecknadeln am Zuckerpapier fest. Aus zwei Bogen lichtblauem Seidenpapier klebt man einen genügend langen Rock, der mittels langer Stiche bis drei viertel der Höhe mit grobem Musselin unterfüttert und dann zusammengeklebt wird, nachdem man den Rand unten mit der Schere ausgezackt hat. Der Rock wird dem Zuckerhut übergestreift, sodaß er vorn glatt, hinten in Falten fällt und darüber leichter weißer Mull befestigt, worauf man beides mit starkem Strickgarn fest unterhalb des Brustpolsters bindet. Der Oberkörper wird mit blauem Papier belegt und mit Tüll faltig bedeckt, beides wird mit breitem blauen Band um die Taille festgehalten und durch dieses Band auch der Ansatz verdeckt. Zwei kurze Puffärmel aus Tüll, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit blauem Papier unterlegt werden, kraust man oben und unten ein, zieht sie über zwei aus Draht und Watte geformte Arme und befestigt sie an den Seiten, wo man mit blauem Band die Befestigung verdeckt. Ein Tannenzweiglein, das einige süße Sachen trägt, wird im Arm Jungfer Süßchens befestigt.

7. Der bunte Teller für den Weihnachtstisch.

Wie ganz anders als in früheren Jahren hat sich der bunte Teller gestaltet. Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse bildeten früher seine Füllung, heute prangen auf ihm die lockendsten Süßigkeiten, neben den Äpfeln auch ausländische Früchte, kandiertes Obst und viele verschiedene Nußsorten. Auch nicht mehr wie in vergangener Zeit ist der „tiefe" Teller jetzt bei unserer verfeinerten Lebensweise der Behälter für alle die süßen Herrlichkeiten, man stellt dafür hübsche Konfektschalen her, die in ihrem zierlichen Aussehen in unseren reizvollen Weihnachtsaufbau hineinpassen. Man nimmt dazu die Kartonteller, die man in verschiedenen Größen und Farben kaufen kann. Man überzieht diese Teller mit einfarbigem Krepp-Papier in verschiedenen Farben und umgibt sie am Rande mit Rüschen von gemustertem, in der Farbenzusammenstellung mit dem einfarbigen Papier harmonierenden Krepp-Papier. Wo man die Rüschen schließt, bringt man eine flotte kleine Bandschleife an, auch befestigt man zwischen der Rüsche hin und wieder kleine Bandschlupfen. Diese mit den Süßigkeiten gefüllten Schalen erhalten in der Mitte eine kleine Spitze, ebenfalls mit Krepp-Papier überzogene Tüte aufgeklebt. Sie wird mit Lametta umsponnen und in sie hinein zuletzt ein Weihnachtssträußchen aus Tannengrün und einigen Christrosen gesteckt.

Wollte die Hausmutter alle Süßigkeiten für den bunten Teller *kaufen*, würde sie dies nur mit ziemlich hohen Kosten können und sie würde dabei mit dem Inhalt nicht entfernt die Freude bereiten, als wenn sie die Sachen selber herstellt. „Die kommen aus Christkindleins Backstube", scherzt der Hausherr dann wohl liebevoll, wenn er sich an den süßen Leckereien labt — zur Weihnachtszeit mögen auch die Herren der Schöpfung Süßigkeiten — die Mütterchens geschickte Hände, zierlich und bunt ausgeputzt, bereitet haben.

Zur Herstellung mancher der lockenden süßen Sachen des bunten Tellers kann man sehr gut *Kuchenteigreste*, die man vom Weihnachtsbackwerk zurückbehalten kann, nehmen; besonders gut eignet sich ein Rest vom Sandtortenteig und vom Biskuit dazu. Man füllt diese Teigreste in eine vorgerichtete glatte Kastenform und bäckt sie unbedenklich einige Tage vor dem Gebrauch, man muß die Kuchen dann nur in eine gut schließende Porzellantrommel an einen kühlen Ort stellen. Aus beiden Teigen schneidet man Scheiben und sticht diese rund, oval, viereckig oder herzförmig aus. Immer zwei solcher ausgestochener Küchlein werden zusammengesetzt, und zwar erhalten sie möglichst verschiedene Füllungen: man nimmt glattgerührtes Fruchtgelee, das man mit steifem Eierschnee durchzieht, oder fein geschnittene, mit Zitronencreme vermischte eingemachte Früchte, oder Apfelbrei, der mit Likör oder weich gerührter Aprikosenmarmelade gewürzt wird, Schokoladencreme, Marzipanmasse, die mit Fruchtsaft vermischt wird, oder Vanillecreme. Vielfach kann man vom Weihnachtspudding oder Weihnachtskompott, welche die praktische Hausfrau schon einige Tage vor dem Fest ruhig bereitet, da sie sich bei der kühlen Witterung sehr gut halten, zur Füllung etwas benutzen. Die zusammengesetzten Küchlein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden mit Eiweißglasur, die man aus 200 g Puderzucker und zwei Eiweißen nebst beliebigem Gewürz eine halbe Stunde rührt, überzogen und im Ofen leicht getrocknet. Die Glasur kann man mit Cochenille, Fruchtsaft, Kaffee-Extrakt, Safran, Spinatmatte oder flüssig gerührter Schokolade verschieden färben und den Küchlein auf diese Weise ein buntes Aussehen geben, sie auch noch reizvoller gestalten, wenn man sie mit kandierten Früchten, Fruchtgeleestückchen, Mandeln, Pistazien, Succadeblättchen, Schokoladekugeln und dergleichen verziert. Diese kleinen Kuchen, die unter dem Namen „Petit fours" auch zu kaufen sind, legt man am besten einzeln in kleine Papierkapseln.

Zum Teil gar nicht gebacken werden die folgenden amerikanischen Leckereien: Kandierte Aprikosen. Man nimmt die kalifornischen Büchsenaprikosen und läßt sie auf einem Sieb gut abtropfen. Sie werden ziemlich stark mit feinem Puderzucker bestäubt, auf Holzbörtchen gelegt und zum Trocknen in eine lauwarme Backröhre gestellt. Am folgenden Tage werden sie noch einmal mit Zucker besiebt und wiederum getrocknet.

Kolumbia-Dessert. Fertig käufliche Löffelbiskuits schneidet man behutsam auseinander, bestreicht sie mit weich gerührter Obstmarmelade und drückt sie wieder zusammen. Sie werden mit steifem Eiweißschnee, der mit Vanillezucker gesüßt wird, gleichmäßig überzogen und bei ganz gelinder Wärme gelblich gebacken. Wenn die Küchlein ausgekühlt sind, belegt man sie noch mit ausgestochenem Fruchtgelee.

Virginiernüsse. Man öffnet Paranüsse, die frisch und gut sein müssen, und achtet darauf, daß der Kern unversehrt herauskommt. In recht starken Kaffeeaufguß, der fast die Stärke von Kaffee-Extrakt haben muß, taucht man 200 g unzerstoßenen Zucker, tut ihn in eine kleine Kasserolle und kocht ihn so lange, bis er Fäden spinnt. Er wird darauf in eine Porzellanschüssel geschüttet und gerührt, bis er dick zu werden beginnt. Die Nüsse steckt man auf eine Spicknadel, taucht sie einzeln schnell hinein, so daß sie ganz vom Kaffeefondant überzogen sind, und trocknet sie auf Löschpapier.

Negerhäufchen. 125 g geriebene Schokolade gibt man in eine Schüssel und stellt sie in dieser so lange in kochendes Wasser, bis sie geschmolzen ist. Indessen reibt man 100 g geschälte süße Mandeln gröblich und vermischt die geschmolzene Schokolade damit, sodaß man eine dicke Masse erhält. Von ihr setzt man auf Bogen von weißem, bestrichenem Papier kleine Häufchen und läßt sie langsam, ohne sie in den Ofen zu schieben, erkalten und trocknen.

Peterchen. Beste getrocknete Pflaumen schneidet man der Länge nach auf, nimmt die Kerne heraus und füllt an die Stelle geriebene, mit Puderzucker und Apfelsinensaft zu einer marzipanähnlichen Masse verarbeitete Walnüsse, worauf man die Pflaumen fest wieder zusammendrückt und mit einer Eiweißglasur mit Orangengeschmack überzieht.

Nicht schwierig sind die folgenden Süßigkeiten für den bunten Teller herzustellen.

Geröstete Mandeln. Man kocht 250 g Zucker mit ½ Liter Wasser, bis er Faden zieht, schüttet dann 250 g ausgesucht schöne, abgeriebene rohe Mandeln hinein und rührt sie in dem Zucker, bis dieser weiß und mehlig erscheint. Dann nimmt man die Mandeln heraus, setzt den Zucker, dem man wieder etwas Wasser und noch ein wenig feinen Zimt zusetzt, wieder aufs Feuer und läßt ihn sich färben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann gibt man die Mandeln von neuem hinein, setzt das Gefäß auf eine heiße Herdstelle und rührt darin die Mandeln stetig, damit der Zucker sich gleichmäßig ansetzt. Sie werden auf ein Sieb gelegt und bis zum Erkalten mit einem Tuche bedeckt.

Überzogene Maronen. Man brennt die Maronen etwa 10 Minuten in einer Kaffeetrommel, entfernt die Schalen und die Haut und taucht sie nun in Karamel. Unter Karamel versteht man bis zum siebenten Grad eingekochten Zucker, wie man ihn auch in voriger Vorschrift hergestellt hat. Man nimmt dann die Maronen auf eine Spicknadel, taucht jede einzelne Frucht so lange in den Zucker hinein, bis sie ganz mit ihm überzogen ist, und dreht sie so lange in der Luft, bis die Zuckerschicht erhärtet ist. Ebenso wie Maronen kann man Datteln überziehen, die man zuvor in etwas Zuckersaft und Wein 15 Minuten kocht und abtropfen läßt. — Auch alle Arten eingemachte Früchte, die man aber gut abtropfen lassen muß, wie auch fertige, zu kleinen Mandeln geformte Marzipanmasse, läßt sich so karamelieren. Dem Karamelzucker kann man durch Karmin, etwas Zitronensaft und Wasser auch eine rote Farbe verleihen, was sich hübsch bei den Maronen, der Marzipanmasse und hellen Früchten ausnimmt.

Karolaschnittchen. Man bereitet am Tage vor dem Gebrauch die folgende Mandelmasse. 500 g Mandeln, die 24 Stunden in kaltem Wasser gelegen haben, zieht man ab, trocknet sie gut, reibt sie zweimal durch eine Reibmaschine und vermischt sie mit 500 g feinstem Puderzucker. Man verrührt die Masse mit einem Holzspatel über Kohlenglut unter Hinzufügen eines Portweinglases voll Rosenwasser zu einer glatten Masse, die nicht an den Händen kleben darf und sich ausrollen läßt. Erst wenn diese Mandelmasse bereit ist, kann man die Füllung herstellen. Man läßt 40 g Butter zergehen, gibt 125 g geriebene Schokolade, ebensoviel geriebene Mandeln und ebensoviel feinen Zucker dazu, mischt zwei Löffel Kirschgeist, Kognak oder auch halb süße Sahne, halb Vanillelikör darunter und rührt dies alles auf gelindem Feuer zu einer Masse zusammen, aus der man eine längliche Rolle formt. Diese umgibt man mit der ausgerollten Mandelmasse, stellt die Rolle 12 Stunden an einen trockenen Ort und schneidet dann feine Schnitten davon.

Fruchtstückchen. Ananasstücken und kandierte Aprikosenhälften nimmt man zur Herstellung dieser Näscherei. Man reibt 250 g Kokosnuß sehr fein, gibt 500 g Puderzucker und soviel Zitronensaft hinzu, daß die Masse sich formen und rollen läßt, worauf man sie fingerdick ausrollt. Die kandierten Fruchtstücke werden in diesen in passende Stücke geteilten Nußteig gehüllt und dann getrocknet.

Peruaner Walnußbonbons. 70 gebrühte Walnußkerne werden geschält, ebenso schält man eine große Tasse Mandeln und reibt beide gröblich. In etwas Wasser kocht man jetzt 750 g Zucker dicklich, gibt etwas geriebene Zitronenschale und feingestoßene Vanille dazu, fügt die geriebenen Sachen bei und kocht alles, bis es sich vom Topfe löst. Jetzt mengt man sieben Eigelb, die vorher gut verrührt wurden, hinein, mischt den steifen Schnee von drei Eiweiß darunter und formt mit von feinem Zucker bestreuten Händen aus der heißen Masse kleine nußgroße Kugeln. Man läßt sie auf einer Schüssel erkalten und schneidet indes vierfingerbreite Streifen bunten Seidenpapiers, welche man an einer Seite zweifingerbreit in schmale Streifchen einschneidet. Jeder Bonbon wird in ein Seidenpapierstreifchen gewickelt, worauf man die eingeschnittenen schmalen Streifen mit einer Schere kräuselt.

Kalifatsfeigen. Beste unzerrissene Feigen kocht man in Wasser mit wenig Zucker und etwas Zitronensaft weich, läßt sie abtropfen, trocknet sie, drückt in jede Feige in die Mitte eine abgetropfte eingemachte Kirsche und sticht nun die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Feigen rund und gleichmäßig aus. Für etwa 25 solcher Feigen schlägt man aus 3 Eiweiß einen zum Schneiden steifen Schnee, unter den man 50 g Puderzucker und 25 g feine geriebene Schokolade mischt. Die Feigen werden nun durch den Schnee gezogen, sodaß sie ganz davon eingehüllt sind, sie werden langsam bei ganz gelinder Wärme solange gebacken, bis der Schneeüberzug gar ist.

Schokoladestangen. Man verrührt den steifen Schnee von 4 Eiweiß mit 160 g feinpulverisiertem Kakao und ebensoviel feinem Zucker und kocht dann aus 420 g in Wasser getauchten Zucker eine Lösung, von der man behutsam erst etwas zu der Schneemasse rührt, um dann allmählich den ganzen gekochten Zucker darunter zu arbeiten. Von der Masse werden kleine Stangen geformt, auf ein Backblech gelegt und solange in den nur gelind warmen Ofen gestellt, bis sie außen fest, innen aber noch weich sind. Sie werden, wenn sie erkaltet sind, zur Hälfte in Stanniol gewickelt.

Fruchtpasten kann man aus jeder beliebigen feinen Obstmarmelade herstellen. Man rechnet auf je drei Löffel Marmelade ein Eiweiß. Beides rührt man etwa 30 Minuten gleichmäßig, bis es eine schaumige Masse gibt, unter die man dann noch soviel Zucker rührt, daß ein Teig entsteht, der sich ausrollen läßt. Dies geschieht auf einem mit Zucker bestreuten Brett in Strohhalmdicke. Man sticht allerlei Figuren von der Masse und trocknet sie in gelind warmem Ofen.

Haselnußkirschen. 50 g ungeschälte Haselnüsse und ebensoviel Mandeln stößt man mit einem Eiweiß in einer Porzellanschale mehlfein, kocht dann 100 g Zucker zum Faden, rührt das Gestoßene hinein, kocht es durch, läßt es abkühlen und gibt einen Eßlöffel Kirschwasser hinzu. Aus der Masse formt man Kirschen, steckt in jede ein Stielchen aus Besenreisern und läßt sie trocknen. Man kocht darauf eine mit Saft gefärbte rote Zuckerglasur, taucht die Kirschen hinein, legt sie auf eine mit Zucker bestreute Schüssel und trocknet sie nochmals.

Alle diese Süßigkeiten soll man aber nicht wahllos bunt durcheinander auf einen Teller packen, sondern sie reizvoll anordnen. Auch kann man Blumentüten in den verschiedensten Farben kaufen, man füllt diese mit Süßigkeiten, worauf man die Tüte, deren Ränder man zurückbiegt, in die Mitte des Tellers legt. Aus Krepp-Papier schneidet man Vierecke und rollt sie in der Hand, so daß die kleinen Flächen eine muschelartige Form bekommen. Diese kleinen, mit Süßigkeiten ebenfalls gefüllten Muscheln werden in dichtem Kranz um die bunte Tüte geordnet, wobei man darauf achten muß, daß die Farbe der Tüten und Muscheln zwar voneinander absticht, aber doch harmoniert. Der freibleibende Tellerrand erhält ein schmales, mit Lametta durchschlungenes Tannengewinde, das mit einer farbigen Bandschleife zusammengehalten wird. — Für Äpfel und Nüsse ist es hübscher, statt Teller kleine Spankörbchen zu wählen, die man bronziert und mit einer dicken Rüsche von Krepp-Papier umgibt. Man füllt die Körbchen mit den verschiedensten Früchten und gibt der oberen Schicht ein festliches Aussehen. Die Nüsse überzieht man dazu mit Schaumgold, Mandeln bronziert man in schillernden Farben, Traubenrosinen bindet man zu kleinen zierlichen Sträußchen mit dünner Goldschnur und schmalem roten Band zusammen. Datteln legt man in kleine Krepp-Papierhüllen, während man von Äpfeln nur auserlesen schöne Exemplare wählt und sie ohne jegliche Verzierung dazwischen verteilt, da sie durch ihre goldige Farbe und roten Backen schon reizvoll wirken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Weihnachtspakete an unsere fernen Lieben.

Wenn wir unsere Lieben daheim und in unserer Nähe weihnachtlich bedacht haben, wie sollten wir da nicht noch besonders der fern Weilenden gedenken?! Wenigstens sollte man dies meinen, aber leider vernachlässigen wir die, welche uns fern sind, sehr oft. Nicht daß wir ihnen unsere Liebesgaben, die wir ihnen zugedacht, vorenthalten, aber oft gehen sie verspätet in letzter Stunde ab und meist werden sie zwar gut verpackt, aber ohne jegliches weihnachtliches Aussehen in die Welt gesandt. Die Hausmütter, deren Pakete auch die Poesie der Weihnacht an sich tragen, sie gehören zu den seltenen Ausnahmen. Und doch sollten unsere weihnachtlichen Liebesgaben in reizvollem Ausputz dargeboten werden, denn „der Ton macht alles aus, in dem man spricht, sagt Saphir" und die Art und Weise, wie wir unsere Gaben darbieten, sie ist bedeutsam für den Eindruck, für die Freude, die wir beim Empfänger hervorrufen. Nicht die Kostbarkeit des Geschenkes bedingt den Wert, ein einfaches Angebinde in reizvoller Form kann größeres Entzücken erregen als ein schlicht und ohne Sorgfalt dargebotenes Geschenk. Unsere Weihnachtspakete sind ein Liebesgruß aus der Ferne, sie sollen dem Empfänger zeigen, daß wir in treuer Freundschaft seiner gedacht haben, deshalb ist es mit nichten gleichgiltig, wie wir unsere Weihnachtspakete gestalten.

Unsere Hausfrauen sollen vor allem bedenken, daß sie ihre Weihnachtspakete frühzeitig genug abschicken, sie aber auch fest und sorgfältig packen, denn ebenso wie eine Gabe, die post festum ankommt, ihren Zweck verfehlt, so erweckt auch ein in zerdrücktem oder gar zerrissenem Zustande eintreffendes Paket von vornherein ein trübes Gefühl, das den Zweck der Sendung, Freude zu bringen, völlig hinfällig macht. Der Verkehr auf der Eisenbahn und der Post ist vor Weihnachten, zumal in den letzten Tagen, ein derart enormer, daß eine rücksichtsvolle Behandlung der Pakete ganz unmöglich und völlig ausgeschlossen ist, man tut deshalb in allen Fällen, wo man kostbare Geschenke oder auch weiter zu befördernde, gar reichlich spät abgeschickte Pakete fortsendet, gut, diese als „Einschreibesendung" zu schicken. Die geringe Gebühr macht sich belohnt, denn für diese Sendungen übernimmt die Post eine gewisse Garantie, sie befördert und behandelt sie daher mit besonderer Sorgfalt und eingeschriebene Pakete gelangen auch rascher ans Ziel, weil sie v o r den gewöhnlichen Paketen versandt werden.

Wo es angeht, wählt man die praktischen, leichten und doch festen, käuflichen Postversandkisten, die einen Schiebedeckel haben und sich daher leicht und bequem schließen lassen oder die ebenso netten Versandkörbe aus festem Karton, die sich gut und zuverlässig verschnüren lassen. Diese letzteren lassen sich zudem leicht reizvoll verzieren. Man umkleidet sie außen faltig mit lichtem Möbelcretonne oder auch nur mit buntgemustertem Krepp-Papier, während man sie innen glatt mit buntem Gummistoff auslegt. Der Deckel wird ebenfalls mit Stoff oder Krepp-Papier bezogen und mit einer dichten Rüsche am Rande umgeben, die aus leichtem Seidenband oder in der Farbe abweichendem Krepp-Papier gebildet wird, sie legt sich in den überstehenden Rand des Kartons und gibt einen hübschen Abschluß. Wenn der Korb gefüllt und gut geschlossen ist, muß er erst mit Watte und dicker Pappe umhüllt werden, worauf man ihn mit Scheuertuch benäht und auf diesem die Adresse befestigt.

Sehr hübsch ist es bei Versandkisten, wenn man sie außen mit dem Brennstift verziert, man wählt ein einfaches, aber kräftiges Muster, das man hier und da, wie es je nach der Art der Verzierung passend erscheint, tönt, am besten mit den leicht trocknenden Wasser- oder auch Heliosfarben. Eine solche verzierte, echt weihnachtlich ausschauende Kiste wird nach dem Füllen mit Leinwand glatt umnäht und dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in glattes, festes Packpapier gehüllt. Innen beizt man die Kisten am besten dunkelgrün, ebenso verfährt man mit der Innenseite des Deckels, in dessen Mitte man einen Camettastern klebt. Die Kiste wird oben und unten mit breiten Rüschen von farbigem Krepp-Papier ausgelegt, während man den grünen Mittelraum mit Goldsternchen regellos beklebt. Sehr zweckmäßig ist es, in verschiedener Höhe der Kiste — etwa ein oder zwei Mal — rosa Satinband in den Ecken festzukleben, das man zur Schleife über den eingepackten Liebesgaben zusammenschlingt, man kann auf diese Weise hübsch und praktisch mehrere Schichten in die Kiste packen, ohne befürchten zu müssen, daß diese verrutschen. Die einzelnen Schichten kann man hübsch und einfach noch durch Pappstreifen, die man mit buntem Krepp-Papier überzieht und an den Enden mit Schleifchen besetzt, trennen, diese Streifen müssen genau zwischen die Wände der Kiste passen, sie werden an der Kistenwand durch einen bunten Ziernagel oder eine kleine, gelbe Zwicke befestigt.

Neben den Versandkörben und Kisten sind auch feste Span- oder Weidenkörbchen noch zum Verschicken der weihnachtlichen Liebesgaben passend, während man von dünnen Pappkartons und zerbrechlichen, leicht brüchigen Zigarrenkistchen absehen soll. Diese Körbe lassen sich ebenfalls leicht anmutig schmücken. Außen werden sie nur grüngolden bronziert und in der Mitte ihrer Wände mit einem golden bronzierten Tannenzapfen verziert, den man mit Watte und dann mit rosa Krepp-Papier verhüllt, damit er nicht beim Verschicken abgestoßen oder zerdrückt wird. Innen benäht man den Korb puffig mit rosa Tarlatan und befestigt in diesem überall kleine Tannenzweige, weiße Weihnachtsrosen und Lilien. Der Boden des Korbes wird mit passend zurecht geschnittener Pappe bedeckt, die man mit leichtem Krepp-Papier überzieht, auch für den Deckel schneidet man eine Pappwand, die ebenfalls mit Krepp-Papier überkleidet und mit bunten, kleinen Ziernägeln innen im Deckel befestigt wird. Ein lichtes, in der Farbe vom Überzug abweichendes Seidenband wird quer über den Deckel gespannt, es erhält mit Goldbronze eine weihnachtliche Inschrift oder einen Weihnachtsgruß. An den Ecken werden im Krepp-Papier Camettabüschel befestigt. Durch eine farbige Bandschleife, welche mit einem Tannenzweiglein geschmückt wird, schließt man den Deckel auf dem Korb. Ein Henkelkorb ist tunlichst zu vermeiden, da der Henkel sehr leicht abreißt. Der fertig gefüllte Korb wird mit Watte, dann mit Pappe und endlich mit fester Leinwand umnäht, die letztere erhält die Adresse. Alle Gaben, welche unsere weihnachtlich ausgeputzten Pakete enthalten, sollen hübsch verpackt sein. Man wickelt sie entweder in Seidenpapier, in Krepp-Papier oder auch in buntschillerndes Stanniol ein, umbindet sie mit farbigem Band und befestigt oben einen Tannenzweig, eine Weihnachtsrose, einige künstliche Blüten oder auch Camettabüschel. Manche kleine Gaben verpackt man auch in kleine, bunt bezogene Pappkästchen, andere legt man in die vielen, reizenden, käuflichen Attrappen, auch kann man Kleinigkeiten sehr hübsch in behutsam ausgehöhlten, goldbronzierten Tannenzapfen verbergen, die man mit schmalem, lichtgrünen Seidenband umschnürt. Scherzsachen wirken allerliebst, wenn man sie zu einer kleinen Puppenfamilie gestaltet, die man in einem hübsch bezogenen Körbchen befestigt, indem man die einzelnen, kleinen Scherzpüppchen mit Draht möglichst unsichtbar am Boden des Körbchens festhält. Die Puppenfamilie ist sehr einfach herzustellen. Man hüllt alle Gegenstände in farbiges Krepp-Papier und befestigt obenauf ein Puppenköpfchen, die man möglichst verschiedenartig wählt und denen man auch verschiedenartige Kopfbedeckung gibt. Das Krepp-Papier läßt sich mit Zuhilfenahme von Wattepolsterung leicht gewandartig um die verschiedensten Gegenstände befestigen und kleine, schmale Band-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schleifen geben eine ebenso hübsche wie leicht herzustellende Garnitur. — Allerliebst ist auch eine Schale mit verschiedenen Früchten, welche kleine Gaben bergen. Dazu wird eine etwas tiefe Pappschale mit Krepp-Papier puffig überzogen und unten am Boden mit vier Enden schmalem Seidenband versehen, das man am Boden festnäht. Die Früchte werden aus Papiermaché gekauft, sie werden in der Schale auf grünen Tannenzweiglein geordnet, nachdem sie den für sie bestimmten Inhalt aufgenommen und mit den Bandenden kreuzweise überschnürt worden sind. Die Schale mit Früchten muß in Watte gehüllt, diese mit Cametta dicht bestreut und durch breites Band gehalten werden.

Kleine, mit einfacher Brandmalerei verzierte Spanschächtelchen geben ebenfalls reizende Behälter für kleine Gaben, Süßigkeiten und Gebäck, auch kann man aus japanischen Servietten, von denen zwei zusammengeklebt werden, pompadourartige Behälter für kleine Gaben herstellen, die man in der Mitte mit einem kleinen, bronzierten Tannenzweiglein schmückt. Endlich sind manche der schon vorher beschriebenen Geschenkverpackungen auch für die Weihnachtspakete brauchbar. Wer auch nur eine kleine poetische Ader besitzt, der sollte einige hübsche Verslein, die auf den Inhalt des Weihnachtspaketes hinweisen, nicht fehlen lassen — auch sonst unverzeihliche Knittelverse sind bei weihnachtlichen Sendungen keine Sünde, sondern mit frohem Lachen begrüßte Begleitworte. Äpfel und Nüsse sollten in einem echten Weihnachtspaket nicht fehlen. Die Nüsse vergoldet man und streut sie zwischen die einzelnen Gaben, wo sie Platz finden, die Äpfel werden in ausgesucht schönen Exemplaren ausgewählt, in buntfarbig bronzierte Netze gelegt und in den Ecken festgepackt. Überall zwischen die einzelnen Sachen streut man Goldwolle, die man in Paketen in einschlägigen Geschäften kauft oder auch klein geschnittene Cametta, auch verteilt man kleine Tannenzweige, die eine Camettaschnur durchschlingt oder ein buntes Schleifchen ziert, zwischen den Geschenken. Man kann die Lücken auch mit künstlich gefärbtem Moos ausfüllen und in diesem weiße und rosa Rosen aus Krepp-Papier verteilen. Oben auf die Sendung gehört stets ein größerer Tannenzweig, der mit etwas Goldflitter bestäubt wird und an dem man eine Weihnachtskarte mit einem Weihnachtsgruß befestigt. So bringen unsere Weihnachtspakete die echte Weihnachtsstimmung in die Herzen derer, die wir erfreuen wollen und erwecken in ihnen frohes Empfinden und wahre Freude.

10. Unsere Weihnachtstafel.

Zu keiner Zeit des Jahres sind Phantasie und Schönheitssinn der Hausfrau so rege, wie zur Weihnachtszeit, in der selbst die sonst noch so prosaische Hausmutter plötzlich entdeckt, daß noch ein Fünkchen Poesie in ihr lebt und in ihr allerlei reizende Ideen erweckt. Wer vermöchte auch Weihnachten die Räume, in den man das schönste Fest mit seinen Lieben feiern will, ungeschmückt lassen, und wer sein Festmahl an einer Tafel einnehmen, die nicht ein weihnachtlich geschmücktes Aussehen hat. Die Weihnachtstafel ist fast das Schönste am Weihnachtsmahl; ihr Schmuck und strahlender Glanz hebt die Gemüter sogleich zur festtäglichen Laune; sprudelnder Frohsinn und sonnige Heiterkeit sind Herrscher beim Weihnachtsmahl.

Reichen und kostspieligen frischen Blumenschmuck für die Weihnachtstafel können nur wenig glückliche Sterbliche mit reichgefüllter Geldbörse sich gestatten, die meisten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hausfrauen müssen mit geringeren Mitteln den Schmuck der Tafel zu erreichen suchen. Dazu geben Tannengrün, Stecheiche und Christrose die hübscheste Gelegenheit. Man kann die Weihnachtstafel mit ihnen in verschiedener hübscher Weise ausputzen.

Sehr hübsch ist für die Mitte der Tafel ein Läufer aus mattrosa Krepp-Papier, den man alsdann mit ganz kleinen Tannenzweigen und Christrosen umgibt. Die freien Stellen des Tafeltuches werden regellos mit kleinen Goldpapiersternen belegt, die man, damit sie leicht auf dem Tischtuch haften, auf der Rückseite mit etwas gekochter Stärke betupft und andrückt. Zwischen den Sternen verteilt man hier und da Christrosenknospen und Tannenzweiglein. Sehr hübsch macht es sich, wenn auch die herabhängenden Enden des Tischtuches mit Goldsternen geschmückt sind und man die Ecken mit Tannen- und Christrosensträußchen zusammenrafft. Entsprechend der Ausschmückung sind auch die Tischkarten. Sie haben große Sternform und werden aus Karton geschnitten. Die Vorderseite wird mit Goldpapier, die Rückseite mit rosa Krepp-Papier beklebt. In der einen Ecke des Sternes befestigt man ein kleines Sträußchen Christrosen mit einigen Tannenzweiglein, an dem ein hellgrünes oder rosa Kärtchen an passendem Bändchen mit kleiner Schleife hängt, das den Namen des Gastes trägt. Aus Karton klebt man hinten eine Stütze an, damit man die reizenden Karten aufstellen kann. Die Krone der Lampe, die über der Tafel hängt, erhält durch Stecheichenzweige mit ihren roten Beeren ein reizvolles Aussehen. Diese Zweige bringt man mit Draht überall geschickt um die einzelnen Lampen der Krone oder um das Bassin der Hängelampe an, sodaß sie dieses verhüllen und das Licht aus grüner Krone aufleuchtet. —

Ebenso hübsch ist die Weihnachtstafel auch in folgender Ausschmückung, zu der ebenfalls Tannen- und Christrosen den Ausputz bilden. Auch hier legt man in die Mitte der Tafel einen Läufer mit Krepp-Papier, den man dicht mit feingeschnittener goldner Lametta bestreut und an den Ecken mit goldenem schmalen Band zusammenrafft. Zu beiden Enden des Läufers bringt man zwei flache Schalen mit Christrosen an, während man in dem noch freibleibenden Raum drei kleine Tannenbäumchen, die man in Töpfe pflanzte, aufstellt. Diese Tannenbäumchen müssen ein ganz verschiedenes Aussehen haben. Der mittlere Baum wird mit Moos und einem Kranz Stecheiche umgeben, damit der Topf völlig verdeckt ist, er wird mit Goldlametta ganz besponnen und nur mit kleinen Wachslichtern besteckt. Die beiden anderen Bäumchen werden auf goldbronziertem Sockel ein wenig erhöht aufgestellt, den Topf muß man mit Tannengrün, das mit Goldflitter bestreut wird, umgeben. Das eine Bäumchen wird mit kleinen Süßigkeiten verschiedener Art, die man in rosa Krepp-Papier wickelt und mit schmalem rosa Band aufhängt, geschmückt, das andere Bäumchen kann an rosa Bändern allerlei frisches Obst tragen oder auch, was viel hübscher noch ist, vergoldete ausgehöhlte, mit kleinen Scherzdingen gefüllte Walnüsse als Schmuck tragen. Neben diese beiden Bäume wird eine Knecht Ruprecht-Figur gestellt, der ein vergoldetes Zwiebelnetz, das hier den Sack versinnbildlicht, hinter sich herschleift. Die Säcke sind mit Äpfeln, Birnen, Feigen, Nüssen, Mandarinen und Datteln und mit kleinem Weihnachtsgebäck verschiedener Art gefüllt.

Tannenzweiglein verstreut man hin und wieder auf dem Tafeltuch, auch befestigt man solche mit rosa Bändern an den Kerzen der Tafel- und Kronleuchter. Als Tischkarten nimmt man einfache weiße Kartonkarten, umgibt sie mit einem goldenen Rande und befestigt in einer Ecke ein kleines, goldbronziertes Tannenzweiglein mit rosa Schleifchen. In die freibleibenden Ecken klebt man kleine goldene Sternchen und in die Mitte schreibt man den Namen. Man kann die Karten, ebenso wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorher beschriebenen mit einer Kartonstütze versehen, um sie aufstellen zu können. — Auch auf andere aber etwas mühsame Art kann man reizende Tischkarten herstellen. Man nimmt kurze, hübschgeformte, nicht zu dünne Tannenzweige. An jedem derselben biegt man die Nebenzweige möglichst so zurecht — man muß gegebenfalls mit Draht nachhelfen —, daß man ein winziges Bäumlein erhält, bei dem die Zweige ringsherum gehen. Man verwendet kleine farbige Kerzchen mit goldfarbenem Band, das man zur Schleife schlingt, und befestigt die ersteren auf dem Miniaturbäumchen. Unten am Bäumchen bringt man die mit Weihnachtssprüchen versehene Tischkarte an, setzt die Bäumchen nun vor jedes Gedeck (im Spitzglase stehen sie am festesten), und zündet die Lichtchen an, wenn zur Tafel gerufen wird.

Noch hübscher werden die Tannenbäumchen als Tischkarten nach der folgenden Herstellungsart. Man nimmt fingerdicke Tannenstielchen von 20 cm Länge, die man mittelst feinem Blumendraht rundum mit kleinen Tannenästchen umbindet, wobei man möglichst die Form eines Tannenbäumchens, also unten breit und oben spitz, herstellt. Halbe vergoldete Garnrollen dienen den kleinen Bäumchen als Fuß. Diese Garnrollen werden durchgesägt und der Miniaturtannenbaum hineingesteckt und darauf vergoldet. Die Tannenästchen werden mit Gummi betupft und mit Brillantine dicht bestreut. Kleine, aus Gold- und Silberperlen hergestellte Ketten werden nebst Lametta von Ast zu Ast gespannt. Aus Wachsfaden werden kleine, 3 cm hohe Kerzen geschnitten und mit Blumendraht am Bäumchen befestigt. Man kann diese Bäumchen statt mit Perlenketten und Lametta auch mit kleinen bunten Bonbons schmücken und abwechselnd für die Damen und Herren aufstellen. Die Tischkarte, hier eine einfache Karte, befestigt man am Fuß des Bäumchens.

Statt der geschmückten kleinen Tannenbäumchen kann man aber auch andere weihnachtlich geschmückte Behälter für Blumen, sowie Obst- und Süßigkeiten nehmen. Zu den Blumenkörbchen nimmt man nicht sehr große und hohe einfache Weidenkörbe mit Henkel. Diese Körbchen werden außen faltig mit leichtem Seidenstoff von lichtrosa Farbe umkleidet und am Rand mit weißem Schwanenpelz eingefaßt. Den letzteren betupft man mit dünnem Leimwasser und bestreut ihn dicht mit Diamantine. Der Henkel wird glatt mit Pelz benäht und mit rosa Seidenband umschlungen, das in Rosettenform zu beiden Seiten endet. Als Füllung sind aus Tannengrün hervorlugende italienische Anemonen, die wunderschöne Farben haben, zu empfehlen.



Für die Süßigkeiten nimmt man zwei gleich große runde Pappschüsseln. Man bezieht sie mit rosa Krepp-Papier und befestigt in der Mitte einen kleinen aufgespannten japanischen Papierschirm, der pilzähnlich aus den Schalen herauswächst. Oben befestigt man auf dem Schirm ein kleines, aus Watte hergestelltes Christkindlein und läßt von den Stäben des Schirmes goldne, silberne und kupferne Lametta-fäden herunterhängen, die das auf den Schalen zierlich geordnete Konfekt halb verschleiern. — Der Obstkorb wird aus einer alten Muffschachtel hergestellt, er ziert die Mitte der Tafel. Man schneidet die Schachtel 15 cm über dem Boden ab, schneidet aus starker Pappe einen schmalen langen Streifen und näht diesen als Henkel an zwei Seiten fest. Der äußere Rand der Schachtel wird mit kleinen Tannenzweigen mittels

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwarzen Zwirns ganz dicht benäht, indem man immer einen Tannenzweig dicht neben dem andern, und zwar mit den Spitzen nach oben, befestigt. Den Henkel umlegt man, damit er etwas Rundung erhält, mit Watte, die man mit Garn darum festwickelt, und schlingt dann kreuzweise rosa Seidenband ganz dicht um den Henkel, da von dessen Unterlage nichts zu sehen sein darf. In der Mitte wird eine rosa Schleife befestigt, durch die man Tannenzweiglein steckt. Im Innern wird der Obstbehälter mit rosa Krepp-Papier glatt ausgekleidet und an seinem Rande eine Rüsche aus creme Krepp-Papier befestigt, zwischen die man hin und wieder kleine rosa Blüten steckt. Der so entstandene weihnachtliche Obstkorb wird recht bunt mit Früchten allerlei Art gefüllt.

Viel Frohsinn und Heiterkeit erregt es, wenn man zwischen den verschiedenen Süßigkeiten des Tafelaufsatzes allerlei scherzhafte Dinge legt. Außer den bei Kotillonfabriken käuflichen vielen hübschen und amüsanten billigen Scherzgeschenken, die besonders die Firma J. C. Schmidt in Erfurt in großer Menge führt, kann man auch mit eigenen geschickten Händen solche Scherzdinge herstellen.

Eine Wunderfliege ist aus einer Backbirne herzustellen, die einen Stiel hat. Diese Birne bildet den Leib des Insektes, während eine Rosine den Kopf darstellt, Rosinenstengel den senkrecht stehenden Rüssel und Gräten die Füße bilden. Aus der durchsichtigen rotbraunen Schale einer Zwiebel schneidet man Flügel und Fühler und fügt sie an richtiger Stelle ein. Wenn man diese Wunderfliege auf den Tisch stellt und auf ihm trommelnde Bewegungen mit der Hand ausführt, so bewegt sich die Wunderfliege.

Ebenso beweglich ist auch eine Riesenglücksspinne, zu der man eine kandierte, beliebige Frucht ohne Stiel nimmt, welche den Leib der Spinne bildet. Acht große Fischgräten steckt man als Beine in den Leib und eine angesteckte Rosine wird als Kopf befestigt, der durch zwei Zahnstocherstückchen mit Freßwerkzeugen versehen wird. Man muß das erste Drittel der kandierten Frucht mit Bindfaden vorher umschnüren und in diesem Teil die Beine unterbringen, um auf diese Weise der Riesenglücksspinne ein natürliches Aussehen zu geben.

Allerliebst nehmen sich auch helle Mäuschen aus, die man aus großen Radieschen herstellt. Die Wurzeln der Radieschen bilden den Schwanz, man läßt sie also daran, entfernt aber jedes Krautblättchen. Als Beine steckt man vier gleich große Holzstückchen in die Radieschen, während man eine Rosine zu einem spitzen Köpfchen zurechtschneidet, dem man zwei kleine, oval zurechtgeschnittene Mandelschalen als Ohren eindrückt. Wenn man diesen Kopf an den hellen vorgerichteten Radieschen befestigt hat, wird man allerliebste Mäuschen vor sich sehen.

Aus einer großen Jordanmandel, wie man solche geröstet und mit Salz bestreut, gern als pikante Beigabe zur Käseschüssel gibt, läßt sich ein Käfer gestalten. Die Mandel wird querüber und in der Mitte der Längsseite eingekerbt, um Bruch und Flügel anzudeuten, dann wird ein Gewürzkorn mit zwei langen Holzspänchen versehen und als Kopf an der Mandel befestigt. Kleine Holzsplitterchen werden wie Käferbeine eingeknickt und in die Mandel gesteckt und ein netter Käfer ist entstanden.

Kleine eßbare Sträußchen als Ausputz des buntgefüllten Tafelaufsatzes sind ebenfalls sehr leicht herzustellen. Man stellt solche Sträußchen aus verschiedenen Bonbons und aus allerhand Früchten her und zwar jede Art für sich. Die Bonbons werden möglichst in buntfarbiges Papier gewickelt, von den Früchten nimmt man kleinere kandierte Früchte, auch glasierte Nußkerne und Pistazien. Mittelstarker,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geglühter Blumendraht, der sich leicht biegen läßt, wird mit ganz schmal geschnittenen Streifchen grünen Seidenpapiers eng bewickelt, und die Bonbons oder Früchte einzeln an verschieden langen Stielen an diesem vorgerichteten Blumendraht befestigt. Die einzelnen Stengel werden mit kleinen Buchsbaumzweiglein zu kleinen Sträußen vereinigt, die man zwanglos zwischen die Füllung steckt, ihr auf diese Wiese ein buntfarbiges Aussehen gebend.

Sehr anmutig sieht dann an einem Ende der Tafel das aus Tannengrün mit Lametta gebildete Wort „Weihnachten" aus, das den Eintretenden entgegenstrahlt. Man nimmt große, mitten durchgesägte Maschinengarnrollen und vergoldet sie. Dann schneidet man kurze, 10 cm hohe Tannenzweige gleichmäßig zurecht, die recht voll sein müssen, umwindet sie mit goldener Lametta und steckt sie in die Ständer, welche man so aneinander stellt, daß sie in lateinischer Druckschrift das Wort „Weihnachten" zeigen. Kleine Kerzen werden in gleichmäßiger Höhe auf den Zweiglein angebracht und ebenso wie die anderen Lichtlein kurz vor dem Essen angezündet.

Licht, viel Licht! ist das Symbol des Weihnachtsfestes, deshalb darf am Weihnachtsabend auch die Stube, in der getafelt wird, keine dunkle Ecken zeigen. Ganz besonders hübsch aber gestaltet sich der Speiseraum, wenn man aus grünen Tannenzweigen und Stechpalmengewinden in den Ecken farbiges Licht geheimnisvoll schimmern läßt, das nicht prahlerisch hervortritt, sondern nur die sonst im Schatten liegenden Winkel mit sanftem Dämmerschein erfüllt. Man bringt, um diesen Effekt zu erreichen, in den Ecken kleine Brettchen an, füllt hohe Gläser mit klarem, farbigen Wasser und befestigt hinter den Gläsern Kerzen, die natürlich nicht über den Rand der Gläser blicken dürfen.

Endlich sollte aber auch für den Frühstückstisch ein weihnachtlicher Schmuck nicht fehlen, der die Familienglieder vom Morgen an mit Festtagsstimmung erfüllt. Dieser Ausputz braucht nur einfach gehalten zu sein, er erfüllt trotzdem seinen Zweck. Das weiße Frühstückstuch rafft man zierlich an den Ecken zusammen und befestigt dort, wo die Falten zusammengehalten werden, Tannensträuße, die mit rosa und lichtgrünen Schleifen gebunden sind. Aus rosa Krepp-Papier legt man einen Tischläufer über den Tisch und umgibt ihn ringsum mit einem Kranz Efeublätter. Durch den Henkel jeder Kaffeetasse wird ein Tannenzweig gesteckt, der unten eine lichtgrüne und rosa Schleife trägt. In die Mitte steckt man eine Schale mit Christrosen und richtet den Festkuchen auf Schüsseln, die man mit schmalen Tannengewinden, welche mit Lametta durchschlungen sind, umgibt.

Und wenn es nun auch wirklich wahr sein sollte, was spöttische Junggesellen sagen: „Daß Weihnachten nur zum Essen und Trinken da sei", wer möchte dieses Fest missen, bei dem nicht der Verstand, sondern dies eine Mal im Jahre das Herz, das kleine, unvernünftige Herz und die Liebe herrschen?

Süße, selige Weihnachtszeit, — Kinderjubel weit und breit
Tannenduft und Kerzenlicht, — Weihnacht, o wer liebt dich nicht!

11. Christbaums Ende.

Wenn das lieblichste Fest vorübergerauscht, die Weihnachtslieder verklungen sind und Altjahrsabend noch einmal die Christbaumkerzen dem scheidenden alten und dem nahenden neuen Jahre Abschieds- und Willkommengruß entgegengestrahlt haben, dann hat der „grüne" Tannenbaum für dieses Jahr seine Mission erfüllt, und als wüßt er's, daß nun sein Ziel erreicht ist, läßt er lautlos und schweigend Nadel um Nadel herabfallen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur schweren Herzens trennen wir uns vom Lichterbaum, und wenn wir ein bedeutungsvolles Weihnachtsfest gar vielleicht unter seinem Kerzenschein gefeiert haben, will's uns gar nicht in den Sinn, daß wir ihn uns nicht — wenigstens in einigen Erinnerungs-Zweigen erhalten können. Wenn man jedoch dieses aus irgend einem Grunde möchte, so kann man einige Zweige *imprägnieren* und sie sich auf diese Weise dauernd erhalten. Man nimmt zu diesem Zwecke Glyzerin und Wasser oder Chlorkalium und Wasser zu gleichen Teilen. In eine dieser Mischungen steckt man die Zweige und läßt sie etwa 14 Tage darin stehen. Dann nimmt man sie heraus, läßt sie trocknen und kann sie nun aufkleben, ohne befürchten zu müssen, daß die Nadeln abfallen.

Der übrige, seiner glitzernden Herrlichkeiten und süßen Leckereien beraubte Christbaum wird wohl in weitaus den meisten Fällen, wenn er trocken geworden ist, ins Feuer wandern. Man kann ihn aber auch noch auf andere Weise verwerten.

Die abfallenden *Tannennadeln* können zur Füllung kleiner Kissen benutzt werden, die ihres kräftigen, harzigen Duftes wegen, den sie lange bewahren, als gutes Besänftigungsmittel für Kopfschmerz gelten. Man muß darauf achten, daß keine Zweigendchen zwischen die Nadeln geraten und einen besonders kräftigen Inlettstoff wählen, damit ihn die Nadeln nicht durchstechen. Einfaches Fensterleder gibt den besten Bezug für ein solches Tannennadelkissen. Man schneidet aus diesem Leder zwei passende Teile, die man mittels einer starken Seidenschnur, die kreuzweise verschnürt wird, miteinander verbindet. Die Oberfläche des Leders kann man mit dem Brennstift verzieren, mit leichterMalerei schmücken oder mit einfacher Stickerei versehen.

Aus den *Ansätzen* des Weihnachtsbaumes kann man *Quirle* für die Küche machen, wobei man alle Nadeln abstreifen, die Rinde entfernen und die Quirlstangen in gleicher Länge schneiden muß. Diese drei- und vierstäbigen Quirle halten lange und lassen sich trefflich zum Schaumschlagen verwenden.

Auch ein einfacher *Blumenständer* kann aus Tannenzweigen hergestellt werden. Man braucht dazu drei von Nadeln und Rinde befreite Äste von 90 cm Länge, die man in der Mitte kreuzweise zusammennagelt und durch kleinere Zweige verbindet. 5 cm vom oberen Rande entfernt befestigt man ein rundes Brett als Halt für den Blumenkorb oder Blumentopf, den man in dem Ständer unterbringen will. Man bronziert den Ständer in grüngoldner Bronze und schmückt ihn mit lichtgrünen Bandschleifen.

Man benutzt den Christbaum hin und wieder auch einmal als praktischen Strümpfetrockner. Zu groß darf der dazu bestimmte Baum allerdings nicht sein. Er wird ganz fest in einem alten Kübel befestigt; die kleinen Zweige entfernt man, während man die größeren Äste von Nadeln und Rinde befreit, so daß sie glatt und weiß sind. Auf diese Äste zieht man einzeln die Strümpfe zum Trocknen und stellt den Trockenbaum über nacht in ein warmes Zimmer, am folgenden Morgen sind die Strümpfe, die sonst im Winter so schwierig trocknen, völlig trocken und weich. Braucht man im Sommer den Baum nicht mehr, so kann er immer noch als Brennholz dienen.

Kleinere Zweige mit knospenartigen Enden legt man in den Zimmerofen, wo sie langsam verglimmen und einen harzigen Duft erzeugen. Die *größeren* Äste werden zerspalten, getrocknet und zu Brennholz verwandt. Vom ganzen Christbaum bleibt dann kaum mehr übrig als ein wenig Asche, das ist des Christbaums Ende!

Luise Holle.



Anregungen zum Osterfest.

1. Allerlei bunte Ostereier.

Es liegt der Schimmer der Poesie über den Sitten und Gebräuchen der großen Feste. Über das Weihnachtsfest breitet der Christbaum seine lichterglänzenden Zweige. Frühlingsduft und Lenzeszauber sind gleichsam das Symbol des Osterfestes, das deshalb das Ei als Sinnbild keimenden Lebens und die ersten Frühlingsblumen als äußerliches Kennzeichen gewählt hat, während das Pfingstfest endlich eine Feier prangender Schönheit mit kräftigen, saftig-grünen Zweigen und einer Fülle blühender Blumen darstellt.

Unsere Feste dieses poesievollen Reizes zu entkleiden, hieße einen Raub begehen an deutschem Wesen und Gemüt, hieße dem jungen Geschlecht die liebste Erinnerung an die Jugendzeit nehmen, die es in den Kampf des Lebens hineinnimmt. Der Lichterbaum des Weihnachtsfestes wird nicht so leicht fehlen in einem Hause, aber immer kleiner wird die Zahl der Hausfrauen, welche zum Osterfeste die Eier für jung und alt färben und verzieren. Die lockenden Auslagen von all den süßen Eiern in den Läden winken verführerisch zum Kaufen, und unsere Lieblinge fangen schon an, diese Eier über die von Mutters Hand reizvoll ausgeschmückten Natureier zu setzen, ein Zeichen, daß es hohe Zeit wird, in den Kinderherzen wieder das Verständnis für die Poesie der Feste zu wecken. Sie sollen ja nicht ganz fehlen, die süßen Eier, die den Leckermäulchen so gut munden; zwischen all den andern Eiern, die das junge Volk mit Eifer sucht, soll es auch solche finden, aber nicht die Hauptrolle sollen sie beim Osterfest spielen, diese soll, wie in früherer Zeit, den Eiern unserer wackeren Haushenne, die sich im Osterkleide zeigen, wieder zuerkannt werden.

Das Färben der Ostereier und ihre Verzierung ist zwar keine Kunst, aber sie verlangt einen Sinn für Schönheit und Farbenharmonie. Die schlicht gefärbten Eier sind am einfachsten herzustellen. Man kauft jetzt in den Drogenhandlungen die schönsten und leuchtendsten Eierfarben, die völlig unschädlich sind und in denen man die Eier einfach kocht, doch kann man auch noch immer nach guter, alter Sitte die Ostereier färben.

Zwiebelschalen oder eine Abkochung von Buchweizenähren färben gelb.

Dunkle, getrocknete Malvenblätter oder auch Spinatsaft färben grün.

Waschblau gibt eine lichtblaue Farbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pernambukholz färbt rosa, dieselbe Farbe gibt auch ein Abkochen in Lindenblütentee.

Grüne Walnußschalen geben eine braune Farbe, auch Kaffee nebst Zichorienzusatz gibt eine mehr oder minder helle wie dunkle braune Farbe.

Violette Eier erhält man durch Blauholz.

Alle Eier, die man auf diese Weise färben will, reibt man vor dem Kochen, nachdem man sie mit Seifenwasser gut gereinigt hat, mit Benzin ab, da alsdann die Farbe und auch anderweitige Verzierungen gut haften, nach dem Kochen aber reibt man sie mit einem Tropfen Öl oder Speckschwarte ab, damit sie mattglänzend werden.

Ohne die Eier zu kochen, kann man sie mit Mikadopapier, auch neuerdings mit Ostarafarben färben. Beim Mikadopapier wickelt man die Farbblätter einfach um die Eier, schlägt ein feuchtes Tuch darum und läßt sie eine Zeitlang ruhig liegen, worauf man das Papier entfernt und reizende, buntfarbige Eier hat. Ähnlich wird mit den Ostarafarben verfahren, denen eine genaue Anweisung beiliegt. Rohe Eier kann man auch einfach mit flüssiger Gold-, Silber- oder Kupferbronze bestreichen, diese metallischen Eier sehen zwischen den anderen bunten Eiern sehr hübsch aus.

Hübscher wie die einfach gefärbten sind die marmorierten Eier. Man bestreicht dafür passend große Leinwandläppchen mit einem Brei von Mehl und Wasser, bestreut dann die Lappen dicht mit kleinzerpflückten Seidenflickchen, wickelt die Eier hinein und kocht sie zehn Minuten. Wenn die Läppchen entfernt sind, reibt man die Eier mit Mandelöl glänzend.

Reizend nehmen sich Eier mit Blätterverzierung aus. Man nimmt dazu am besten kleine Farnkraut- oder andere feinfiederige Blättchen, ordnet sie auf Mull-Läppchen, näht diese Läppchen um die Eier und setzt sie mit Zwiebelschalen und lauwarmem Wasser auf, läßt sie 15 Minuten kochen, in der Brühe erkalten und reibt sie dann nach Entfernung der Läppchen und Blätter mit Speck ab. Auf andere Weise kann man auch zarte Blättchen kranzförmig mit Gummiarabikum auf die Eier kleben, um sie ein Stück Leinwand schlagen und sie kochen. Das Zeug wird abgehoben und der grünfarbige Kranz durch einige Farbstriche noch vollendet.

Allerliebst nehmen sich beschriebene Eier aus. Das Beschreiben findet vor dem Kochen statt und kann auf verschiedene Weise geschehen. Entweder schreibt man mit einem Stiftchen, das man in geschmolzenes Wachs taucht, auf die im Ofen vorgewärmten Eier eine passende Inschrift oder einen Namen, oder man nimmt Salzsäure oder Scheidewasser (bei beiden Vorsicht!) und schreibt damit mittelst Gänsekielfeder Sprüche und Namen auf die Eier, bringt auch damit einfache Zeichnungen an und legt die Eier nun in die bereit gehaltene Farbflüssigkeit, in der man sie fünf Minuten kocht. Nach dem Kochen wird die Wachsinschrift entfernt und die auf den bunten Eiern weiße Inschrift tritt hervor. Auch nach dem Kochen kann man noch Inschriften und Namenszüge auf den Eiern anbringen, die man alsdann mit konzentrierter Zitronensäure einätzt. Eine erhabene Schrift kann man nach dem Kochen auf den buntgefärbten Eiern anbringen, wenn man geschmolzenen Talg mit einer Stahlfeder in der gewünschten Inschrift auf dem noch heißen Ei anbringt. Wenn das Ei erkaltet, legt man es in Weinessig, dessen Säure den Talg zusammenzieht und spült es darauf mit kaltem Wasser ab.

Sehr amüsant sind Eier mit unsichtbaren Inschriften, die erst nach dem Entfernen der Schale erscheinen. Man beschreibt das gekochte Ei mit beliebigem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprüchlein, Verslein oder Namen, indem man feinpulverisierten Alaun und Galläpfel in Weinessig auflöst und diese Flüssigkeit zum Beschreiben benutzt. Das beschriebene Ei wird, wenn die Inschrift trocken ist, so lange in Salzwasser gelegt, bis die Buchstaben vollständig verschwunden, dafür aber beim Schälen auf dem Eiweiß lesbar sind. Zu beachten ist bei diesen Eiern nur, daß man solche von ganz jungen Hühnern nimmt, deren Schale noch dünn und möglichst wenig kalkhaltig ist.

Zwischen den verschieden gefärbten Eiern machen sich ungefärbt gekochte Eier, die man verschiedenartig verziert, sehr hübsch. Reizend sind die Japaneier. Zu diesem malt man mit Wasserfarben und chinesischer Tusche auf beide Enden der Eier einen bunten Stern, sodaß in der Mitte ein weißes Feld bleibt, das man auf japanische Art mit chinesischer Tusche mit Zweigen, Vögeln, Schmetterlingen und Figuren bemalt, die hin und wieder mit Gold belebt werden. Hübsch sind Streifeneier. Man teilt die Eier durch schmale, aufgeklebte bunte Papierstreifen in vier Felder, jeden Streifen faßt man mit schmalem Gold- oder Silberbörtchen ein und die Felder beklebt man mit Goldsternchen oder kleinen, österlichen Bildern. Feiner werden diese Eier, wenn man statt der Papierstreifen zum Einteilen schmales Seidenband nimmt.

Auch die einfarbig gefärbten Eier kann man nach dem Kochen noch verschiedenartig verzieren. Diese Eier werden dann nach dem Kochen nicht wie es sonst geschieht, mit Speck abgerieben.

Allerliebst machen sich Himmelseier. Auf die Enden himmelblau gefärbter Eier klebt man eine Sonne und einen Halbmond, die man aus Goldpapier geschnitten hat, während man den ganzen übrigen Raum mit Goldsternchen regellos beklebt. Silhouetteneier stellt man aus rosafarbenen oder rosenroten Eiern her, auf die man ausgeschnittene, kleine schwarze Silhouetten, die man in Zeitschriften findet, klebt. Das beste Klebemittel ist Fischleim. Sehr hübsch sind Spitzeneier. Man nimmt dazu recht leuchtend gefärbte Eier, kraust oben und unten eine recht klare, duftige Spitze so ein, daß oben noch eine kleine Manschette übersteht und bezieht damit das Ei, über dessen Länge man vorher kreuzweise ein helles, seidenes Bändchen befestigt hat. Dieses Band wird oben mit ein paar Schlupfen und einem Anhänger versehen. Man zieht die Spitzenhülle über das Ei, läßt das Band mit dem Anhänger aus der Manschette herausſehen und befestigt in ihr kleine, künstliche Blumen. Unten an der Spitzenhülle wird ein kleiner, farbiger Seidenpompon befestigt.

Eine wirkungsvolle Verzierung bildet endlich auch die Brandmalerei, nur läßt diese sich nicht ohne weiteres auf den Eiern anbringen, da der Kalk der Eierschalen sich nicht durch den Brennstift ankohlen läßt. Man muß vor dem Brennen die Eier gleichmäßig mit gutem Zuckerwasser bestreichen, das man auf den Eiern trocknen läßt. Auf diese Weise bildet sich eine ganz feine Schicht, die sich durch den Brennstift versengen läßt, ohne daß sie sichtbar wird, sodaß es aussieht, als wären die Malereien direkt der Eierschale eingebrannt.

Mit besonderem Jubel werden von den Kindern aber die von Mütterchen selbst gefüllten „süßen Eier" begrüßt, die zwischen den gefärbten Natureiern zu finden sind. Eine vorsorgliche Hausfrau wird schon einige Zeit vor dem Feste Sorge tragen, daß die im Haushalt nötigen Eier, wo es angeht, nicht aufgeschlagen, sondern ausgeblasen werden. Die beste Ausblasemethode für Eier, welche den Eierinhalt nicht zerstoßen herausfließen läßt, ist die folgende. Man stößt an der breiteren Spitze der Eier mit der Spitze einer Spicknadel vorsichtig ein kleines Loch ins Ei, welches man durch behutsames Losbröckeln kleiner Schalenteile zur Größe eines Zehnpfennigstückes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erweitert. Unter beständigem Drehen des Eies läßt man das Eiweiß herausfließen, das bei frischen Eiern sich auf diese Weise vollständig vom Eigelb trennt. Erst wenn das Eiweiß entfernt ist, läßt man das Eigelb in ein besonderes Gefäß laufen, worauf man die Eierschalen mit kaltem Wasser gut ausspült und bis zum Gebrauch kühl und trocken aufhebt. Will man diese Eier einfach füllen, kocht man aus beliebigem Fruchtsaft und Maismehl einen steifen Brei, oder man bereitet einen steif gehaltenen Stärke- oder Schokoladenflammerie, hiermit füllt man die vor dem Gebrauch nochmals mit lauem, dann mit kaltem Wasser auszuspülenden Eierschalen ganz oder in den Farben abwechselnd mit den verschiedenen Füllungen, stellt die Eier bis zum Erkalten in Salz, klebt die Öffnungen erst mit einem Stückchen Oblate zu, verziert sie mit einem Bildchen und betupft nun die Eier außen mit Farbflecken, verziert sie mit feinen Strichen oder beschreibt sie mit roter Anilintinte mit kleinen Ostersprüchen. Feiner ist eine Mandelsulz als Füllung, die man in drei Teile teilt, einen davon weiß läßt und die anderen beiden mit Kochenille rot und aufgelöster dicker Schokolade braun färbt. Diese Sulz wird abwechselnd in die Eierschalen gefüllt, und nach dem Erkalten schält man die Eier und legt sie auf eine Schüssel auf hellfarbige Weinsulz, während man allerhand süße eingemachte, vorher abgetropfte Früchte als reizvolle Verzierung dazwischen legt. Diese Eier in Verbindung mit Praliné eiern geben eine reizende süße Osterspeise. Die Praliné füllung wird hergestellt, indem man 250 g feinen Zucker mit 125 g ganz feinwürfelig geschnittenem Zitronat und 8 Löffeln Wasser zehn Minuten kocht, dann 250 g geriebene Schokolade, ebensoviel geriebene süße Mandeln hinzufügt und nun eine ziemlich steife Masse davon kocht, die man in die Eierschalen füllt, in ihnen erstarren läßt und dann durch Entfernen der Schalen freilegt. Will man die Speise ganz besonders natürlich gestalten, läßt man Weinsulz und eingemachte Früchte fehlen und stellt ein Nest her, indem man 1 kg geschälte Kastanien in Sahne, welche mit Vanille gewürzt wird, weich kocht, ablaufen läßt und trocken durch ein Sieb streicht. Eine glatte Randform wird mit Butter bestrichen, mit weißem Papier ausgelegt, 500 g Zucker jetzt zum Bruch gekocht, mit dem heißgestellten Kastanienbrei vermischt und diese Masse vorsichtig mit einem Holzlöffel in die Form gedrückt. Nach dem Erkalten wird das Nest gestürzt, man läßt es trocknen, überzieht es mit Kastanienglasur und ordnet in der Mitte die verschiedenfarbigen Eier.

Eine Fülle von Abwechselung kann also die Hausmutter ihren Lieblingen bieten, wenn sie selbst die Eier färbt und verziert und den größten Spaß zuletzt noch bereiten durch eine Schüssel

2. Scherzosterei er.

Zu diesen Eiern ist allerdings eine genaue Beschreibung nicht möglich, doch sind die folgenden Andeutungen so verständlich, daß sie Lust zur Erprobung dieser scherzhaften Eierverwandlungskunst geben werden.

Jedes Ei muß, nachdem es ausgeblasen ist, mit Seifenwasser gereinigt, getrocknet und mit Benzin abgerieben werden, damit Farbe und Zeichnung später gut auf den Schalen haftet. Ein solches einfach ausgeblasenes Ei gibt einen sehr bös blickenden alten Onkel, wenn man ihm in richtiger Weise ein Paar Augen, — recht schiefwinkelig, das erhöht den bösartigen Ausdruck — eine Nase und einen großen Mund aufmalt. Die Backen werden zart fleischfarbig, die Augäpfel mit

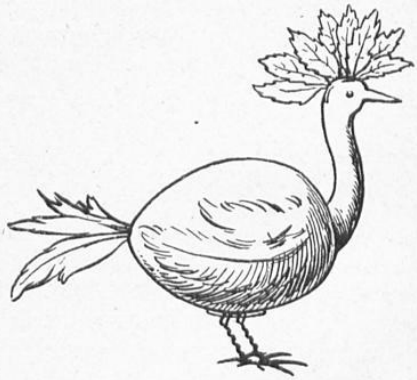
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deckweiß und Blau, die Augensterne mit Grün dargestellt, auch ein Paar große Ohren zu beiden Seiten schaden nichts. Watte wird mit Fischleim als Haar, Schnurr- und Backenbart dem bemalten Eierkopf angeleimt, der ein sehr drolliges Bild bietet.



Aus zwei ausgeblasenen Eierschalen wird das Antlitz eines vergnügten jungen Mannes hergestellt. Auf die eine Eierschale malt man ein paar Augen, eine Nase, die nur durch ein paar Striche angedeutet wird und einen vergnügt lachenden Mund, worauf man Watte als Haar und Bart mit Fischleim anklebt. Das Gesicht muß recht gut durchgearbeitet werden, Backen und Nase, auch die Ohren können mit Karmin und Zinnober rot gefärbt, die Augen durch Deckweiß und Blau und die Augensterne durch Gräulich zu natürlicher Wirkung gebracht werden. Die zweite Eierschale stellt den Körper dar, welchen man mit Knöpfen und Gurt bemalt, Arme und Beine schneidet man aus steifem Papier, bemalt sie und klebt sie an.

In ähnlicher Weise stellt man auch eine ältliche Dame her. Bei ihr wird nur der Kopf aus einem ausgeblasenen Ei hergestellt, der oben mit einer soliden Papierhaube gekrönt wird. Die Brust besteht aus einer Walnuß, in die man ein Stück Holz steckt, das etwas länger als der Längsdurchmesser des Eies ist, das den Kopf bildet. Aus steifem Papier wird ein Kleid geschnitten, kegelförmig zusammengedreht und oben und unten glatt geschnitten. Die mit dem Kleid bekleidete Nuß, deren Holzstab für den Rock des Kleides Stütze gibt, wird mit dem Eierkopf durch Kleben verbunden, eine farbige Bandschleife, die herum gelegt wird, verdeckt diese Stelle. Beine fehlen, die Arme werden wie beim lustigen Jüngling aus steifem Papier hergestellt.



Auch wunderbare Vögel kann man aus Eiern herstellen. Das den Körper bildende Ei wird mit Federn beklebt, die Füße stellt man durch gebogene Haarnadeln her, die man mit Siegellack an dem Körper befestigt. Hals, Kopf, und Schnabel werden aus einem Stück Wachsstock hergestellt, wobei der Schnabel aus dem bloßen Draht gewonnen wird, während man das übrige zurecht biegt, das Ende heiß macht und auf diese Weise an den Körper klebt. Die Augen werden durch dunkle Perlen gebildet, die man in den Kopf eindrückt, als Schwanz und Kopfschmuck klebt man Federn an. Der aus dem Docht hergestellte Schnabel wird rot gefärbt.

Zu einer hübschen Punschterrine wird aus Wachs eine runde Scheibe geformt, die einen Aufsatz nach oben erhält, der dort spitzer zuläuft, oben wieder mit einer kleineren und größeren Scheibe gekrönt wird und so den Fuß der Terrine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bildet. In diesen Wachsfuß senkt man ein Stück Draht und spießt darauf die Längsseite des Eies. Aus Drahtenden werden zwei Henkel gebildet, diese mit Wachs überzogen und dann in beide stumpfe Seiten des Eies gesteckt, während zuletzt noch ein kleiner Kugelgriff aus Wachs oben im Ei und ein Löffelende aus Wachs etwa mitten im Ei, in gleicher Linie mit den Henkeln durch Draht befestigt wird. Jetzt muß der Pinsel die letzte künstlerische Ausschmückung besorgen. Dort wo das Löffelende aus dem Ei hervorsteht, wird ringsum ein kräftiger Strich aus schwarzer, roter oder goldener Farbe gezogen, um den Deckel zu markieren, auch Fuß, Henkel und Griff erhalten solche Ränder, während man die Außenseite mit zierlichem Blumengewinde, Arabesken oder Streublümchen bemalt.



Sehr leicht sind aus Eiern allerlei Früchte und Gemüse zu gestalten, die man meist durch farbige Papierumhüllungen gewinnt. Radieschen erfordern ein quadratisches Stück hochroten Papiers, das man unten scharf zusammendreht und oben mit einem aus grünem Seidenpapier geschnittenen Blätterbüschel versieht.

Zu einer Erdbeere nimmt man ein Taubenei, hüllt es in rosa Krepp-Papier und gibt ihm durch aufgemalte Tupfen und grünen Kelch, aus dem ein kleiner grüner Stiel herauskommt, den man aus umwickeltem Draht herstellt, ein natürliches Aussehen.

Für eine Ananas muß man ein längliches Ei nehmen, es mit orangegelbem Papier umhüllen und durch Malerei der Hülle ein wahrheitsgetreues Aussehen geben. Aus grünem Krepp-Papier, das man durch Hinterkleben von grünem Glanzpapier etwas steift, werden schmale Blätter geschnitten und diese als Blattbekrönung oben aufgeklebt.

Man kann Eierfrüchte und -Gemüse aber auch ohne Papierumhüllungen durch Malerei herstellen. Dann nimmt man zu einer Ananas ein großes Hühnerei oder besser ein Puterei, kocht dies und streicht das Ei nach dem Erkalten mit Wasserfarbe goldgelb. Wenn die Farbe getrocknet ist, werden die kleinen Pünktchen und Erhöhungen, welche die wirklichen Ananasfrüchte zeigen, mit einem feinen Pinsel mit leicht gelblich brauner Farbe aufgemalt. Der die Frucht krönende Blätterschopf wird wie bei der durch Umhüllung gewonnenen Ananas hergestellt.



Aus einem großen spitzen Ei gestaltet man eine Birne. Man bemalt das Ei in den Farbtönen einer natürlichen Frucht und befestigt unten am spitzen Ende einen Stiel von geknetetem Wachs mittelst Siegellacks.

Aus einem Rücken- oder Taubenei macht man eine Erdbeere, zu der man das Ei in verschiedenen roten Farbentönen, blaßrot bis rosa bemalt. Wenn der Grund trocken ist, macht man schwarze Dreiecke und Punkte auf dem Ei und klebt zuletzt ein paar grüne Kelchblättchen und einen Stiel daran fest.

Eine Rübe oder einen Rettich gewinnt man, wenn man das Ei als Rübe und Rettich benutzt, das grüne Laub aus Seidenläppchen oder Krepp-Papier herstellt, die Wurzeln aber aus Draht, den man mit lederfarbigem Papier umwickelt, bildet. Das Laub wird am stumpfen Ende aufgeklebt, die Wurzeln senkt man am spitzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ende in die vorher natürlich hartgekochten Eier. Will man Rettiche herstellen, malt man die weiße Fläche zuletzt schwarz, soll's eine Rübe sein, gelbrot an.

Die eigene Erfindung ist bei der Herstellung der Scherzostereier die beste Lehrmeisterin, und sie dürfte uns Frauen wohl nur in den seltensten Fällen fehlen.

3. Der Frühstückstisch am Ostermorgen.

Nicht nur die Mittagstafel, auch der Frühstückstisch sollte am Ostermorgen festtäglich osterlichen Schmuck tragen, versammelt er doch zuerst die Familienglieder zu trautem Verein. Der Schmuck das Frühstückstisches wird einfacher gehalten, als der der Mittagstafel, aber trotzdem bietet er einen reizenden Eindruck. Man legt ein weißes Damasttuch über den Tisch, das man in der Mitte mit einem dottergelben Läufer aus Krepp-Papier bedeckt, welchem man in großen Buchstaben mit Silberbronze einen Ostergruß aufmalt. Der Rand des Läufers wird ringsherum mit grünen Zweiglein und Blättern belegt.

Besonders hübsch muß man auf dem Osterfrühstückstisch die frischen, weich gesottenen Eier anrichten, die wohl nirgends fehlen dürften, wo dies aber doch der Fall ist, wird man sie sicher zum Abendbrot bringen und kann die verschiedenen Angaben zu einem zierlichen Anrichten der Ostereier dann verwenden.

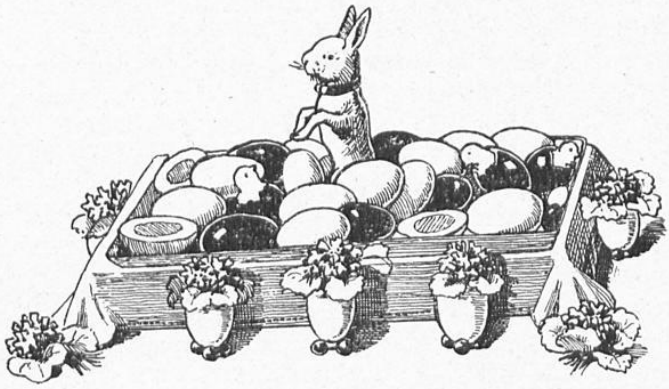
Hübsch nehmen sich die weißen Eier in einer großen Schüssel aus, die mit einem dottergelben Deckchen ausgelegt wird, während jedes Ei vorwitzig aus einer rosa Krepp-Papiertüte hervorlugt. Ein dichter Kranz von Veilchen umgibt den Rand der Schüssel, die außen mit rosa Krepp-Papier faltig umhüllt und mit einem Band umschlungen wird, in dessen Schleife man ein Frühlingssträußchen befestigt.

Allerliebst sehen die Ostereier aus, wenn man sie in Form großer Riesenchrysanthemum anrichtet. Man nimmt dazu zwei gleich große runde Schüsseln, belegt diese mit lichtgrünem Seidenpapier und zackt den Rand aus, der ganz genau mit dem Rand der Schüsseln abschließen muß. Für die einzelnen Eier macht man aus rosa und gelbbraunem Krepp-Papier in verschiedenen Schattierungen tütenförmige Hüllen, die ähnlich den bekannten Blumentopfhüllen mit vier Zipfeln hergestellt werden, wobei die in diese Tüten gelegten Eier noch ein wenig sichtbar sein müssen. Auf einer Schüssel ordnet man die rosa, auf der zweiten die gelbbraun verhüllten Eier so, daß die dunkelste Schattierung den Rand, die helleren Farben die Mitte bilden. Das Ganze sieht allerliebst wie eine große Riesenblume aus.

Auch in einem K ö r b c h e n , das einen hohen Henkel haben muß, lassen sich die Ostereier hübsch anrichten. Man legt das Körbchen mit weichem grünen Moos aus, bettet die Eier hinein und steckt in die sich ergebenden Lücken Frühlingsblüten. Die Außenwand des Körbchens wird ganz mit Veilchen oder Hyazinthenblüten oder Primeln bekleidet, die man an Drahtstielen einstecken muß. Dies Bekleiden darf erst kurz vor dem Gebrauch des Körbchens geschehen, dessen duftende Außenfläche natürlich leicht welkt. Der Henkel wird zuerst mit Krepp-Papier umwunden und dann ebenfalls mit denselben Blüten bekleidet, welche das Körbchen außen umgeben. In der Mitte des Henkels befestigt man durch schmales Seidenband eine kleine Osterglocke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In einem mit einer Serviette bekleideten Holzkistchen, das nur flach sein darf, kann man die Ostereier ebenfalls darbieten. Man stellt das Kistchen auf den dafür bestimmten Platz des fertig gedeckten Frühstückstisches, damit ein unnötiges Hin- und Herschieben vermieden wird. Die vier Zipfel der Serviette werden leicht



aufgesteckt und mit Veilchensträußchen verziert. Die Kiste wird innen mit Moos ausgelegt und in die Mitte ein Osterhäschen aus Papiermaché gestellt, das von den bunten und einfarbigen Eiern — auch einige süße Eier schmuggelt Mütterchen für die Kinder mit ein — umgeben wird. Die Zwischenräume füllt man mit Frühlingsblüten und Weidenkätzchen. Das Kistchen umgeben aus Eierschalen hergestellte kleine Vasen, deren Füße aus vergoldeten Holzknopfformen gebildet sind. Diese kleinen Eiervasen füllt man mit Wasser und stellt Veilchensträußchen hinein.

Auf einem Teller bietet man die Ostereier hübsch auf folgende Weise dar. Man belegt den Teller mit einer kleinen runden Glasplatte und umgibt diese mit einem breiten Moosrand. Dann steckt man unten in ein 20 cm hohes goldbronziertes Holzstäbchen in schräger Richtung vier starke Stecknadeln mit großen Köpfen ein, worauf man auf das Stäbchen in die Mitte eine grünbronzierte Kartonscheibe schiebt und von dieser Camettabüschel bis zum Moosrand herabfallen läßt. Der obere freibleibende Holzstab wird mit lichtgrünem Seidenband umwickelt und erhält oben einen Wimpel, der einen Ostergruß trägt. In dem Moos werden die Eier gebettet und außen und innen der Mooskranz zuletzt mit Veilchen als Abschluß versehen.

Endlich ist eine Osterfuhre in Sänftenform mit Ostereiern noch als besonders reizend zu empfehlen. Für den unteren Teil nimmt man einen beliebig großen Pappkarton, den man von außen mit rosa Krepp-Papier umkleidet. Das Papier wird mit lichtgrünem Seidenband um den Karton festgehalten. Aus zwei dicken Holzstricknadeln, welche man dicht mit Goldwolle umwickelt, stellt man die Träger der Sänfte her und befestigt an jeder Seite des Kartons einen der Träger. In den vier Ecken bringt man ebenfalls mit Gold umwickelte Nadeln, die nach oben stehen, an und verbindet sie mit Draht, der von einem Stab zum anderen gespannt wird. Über den Draht legt man als Decke rosafarbenes gekrepptes Seidenpapier, das man ringsherum mit einer in feine Fransen geschnittenen Rüsche umgibt. Klein geschnittenes dottergelbes Seidenpapier gibt die Unterlage für die Eier. An jeder Ecke des Sänftendaches werden Schneeglöckchensträuße angebracht, die man mit rosa Seidenbändchen dort befestigt. Vorn und hinten befestigt man an den Tragstangen ebenfalls mit rosa Bändchen je zwei große Zuckerhasen oder Hasen aus Papiermaché.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die außer den Eiern noch auf dem Frühstückstisch prangenden Kuchenschüsseln und Osterbrotkörbchen umgibt man mit grünem Laub und befestigt ein Frühlingssträußchen an passender Stelle.

Anstatt der Kaffeeservietten nimmt man dottergelbe Krepp-Papierservietten, faltet sie zusammen und steckt einige Veilchen obenauf, ebenso steckt man in den vor jedem Gedeck stehenden Eierbecher einen kleinen Strauß.

Ein solcher Frühstückstisch am Ostermorgen zaubert die richtige Osterfeststimmung ins Haus.

4. Unsere Tafel im Osterschmuck.

Es ist ein schöner Zug des deutschen Gemütes, daß es seine Feste auch äußerlich als solche kennzeichnet, nicht allein durch die Liebesgaben, nein, vor allem auch durch den Schmuck des Hauses, das mehr wie bei jeder andern Nation die Welt des Deutschen ist. Wie Weihnachten überall Tannengrün und Stechpalme die Zimmer schmückt, so zieren Ostern überall, wo es nur angeht, Frühlingsblumen alle Räume, und vor allem trägt die festliche Ostertafel als Schmuck Lenzesblüten in reicher Fülle. Diese zu beschaffen, ist in den meisten Fällen wenig kostspielig und nicht schwer; wo man nicht selbst ein Gärtchen sein eigen nennt oder in Wald und Flur die ersten Boten, mit denen der Frühling uns grüßt, sammeln kann, da bieten junge Verkäufer sie uns für billigen Preis dar: die Weiden-, Hasel- und Erlenkätzchen, die Ulmenblütenzweige, sowie Märzblümchen, Windröschen, Himmelsschlüsselchen und Osterblumen. Gerade sie bilden den hübschesten und sinnigsten Osterschmuck, weit mehr, als dies die kostbaren getriebenen Blumen der großen Gärtnereien tun. Gewinde oder Sträußchen, die nicht zu hoch sein dürfen, aus diesen Blumen zieren die Tafel. Zu den Gewinden nimmt man Efeublätter, die man mit den Blüten besteckt, auf einen schmalen Streifen Tüll heftet, damit das feine Tafelzeug später keine Farbflecke zeigt, und diesen hin und wieder mit einigen Stichen auf dem Tischtuch befestigt. Die Ecken des Tafeltuches werden in zierlichen Falten zusammengerafft und mit einem Frühlingsstrauß, den eine farbige Bandschleife mit langen Enden ziert, zusammengehalten. Wem dieser Schmuck der Ostertafel zu reich und umständlich erscheint, der kann ihr ein reizvolles Ansehen auch durch kleine Sträußchen geben, die man zwanglos über der Tafel verteilt. Hat man die hübschen Glasrinnen in Viertelzirkelform, so kann man leicht durch Aneinandersetzen von zweien eine Eiform erreichen, besitzt man sie nicht, geben übrigens ausgeleerte Eierschalen, deren Öffnung man vergrößert, die man verschiedenfarbig bronziert und in ein passendes, ausgehöhltes, ebenfalls bronziertes Stück Kork stellt, damit sie feststehen, die passendsten Behälter für die Ostersträußchen. Um diese möglichst lange frisch zu erhalten, schneidet man Zweige und Blumen *vor* dem Einstecken in feuchten Sand mit angefeuchtetem Messer *unter* Wasser ab; nimmt man keinen Sand, der den Vorzug bildet, daß man die Blüten besonders hübsch ordnen kann, sondern Wasser, so setze man diesem ein Stückchen Alaun oder etwas Salz zu, beides erhöht die Haltbarkeit der abgeschnittenen Blumen.

Ebenso hübsch ist es, das Tafeltuch mit lichtgrünem Seidenband an seinen vier Ecken zusammenzuraffen und zwischen die Schleifen Weidenkätzchen zu schieben. Diese grausammetenen Kätzchen begrenzen in doppelter Reihe auch den aus licht-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grünem leichten Seidenstoff hergestellten Läufer, auf dem man regellos Veilchen oder Schneeglöckchen verstreut. Vasen in Eiform stehen an den Ecken des Tischläufers und bergen ebenfalls Veilchen oder Schneeglöckchen.

Auch durch die Osterblumen: Himmelsschlüssel, Weidenkätzchen, Veilchen und Schneeglöckchen kann man den Ostertafelschmuck reizend herstellen. Man bespannt dazu die Tafel immer quer zwischen zwei gegenüberliegenden Gedecken mit goldgelbem Band, das an jeder Seite mit einer Schleife endet, auf der man ein Sträußchen Himmelsschlüssel befestigt. In die Mitte der Tafel kommt ein hohes, langes Röhrenglas, welches jede Blumenhandlung leihweise abgibt. Dieses Glas umwindet man mit gelbem, breiten Band, das unten mit einer Schleife endet und benäht es dicht mit Veilchen, das Glas selbst wird mit Palmkätzchen gefüllt, deren kahle Zweige mit ganz kleinen, violetten und gelben Bandschleifen geschmückt werden. Aus goldgelben Krepp-Papier schneidet man Vierecke so groß, daß sie immer mit den Schrägecken zwischen zwei der gespannten Bänder passen und so in der Mitte der Tafel wie ein Tischläufer wirken, der durch Band begrenzt wird. Aus Weidenkätzchen stellt man die Ständer für die Tischkarten her, man bindet dazu die Kätzchenzweige mit gelben Schleifen zu dreibeinigen Ständern zusammen und befestigt an einem der Zweige die Tischkarte wie ein Fähnchen. An die Weingläser bindet man Schneeglöckchenbüschel, aus den zusammengerollten Mundtüchern, die mit goldgelbem Band zusammengehalten werden, läßt man Veilchen hervorlugen, deren Stiele man mit etwas angefeuchtetem Moos umwindet, um sie frisch zu halten. Zuletzt umgibt man die Krepp-Papiervierecke mit Schneeglöckchenkränzchen und schließt jede Ecke mit einem Veilchenstrauß ab.

Allerliebst nimmt sich für eine viereckige Tafel der folgende Osterfestschmuck aus. Man breitet über die ganze mit einem weißen Damasttuch bedeckte Tafel ganz lichtgrünes oder mattrosa Krepp-Papier — für reiche Verhältnisse kann man auch Chiffon oder durchsichtige Seide nehmen — unter welchem sich stets da, wo sich zwei Gedecke gegenüberliegen, Querstreifen wegziehen. Die auf diese Weise entstandenen sich schräg gegenüberliegenden Vierecke werden mit frischen Veilchen wie mit einem Muster bestreut. Auf die Kreuzungspunkte setzt man stets eine schlanke Vase, die mit Osterblumen gefüllt wird. Kleine Nestchen mit Ostersüßigkeiten werden nebst Osterhäschen auf den Vierecken verteilt, welche nicht mit Veilchen belegt sind.

Endlich ist noch der folgende Ostertafelschmuck zu empfehlen, für den man lichtgrünes Krepp-Papier als Tischläufer über die Tafel spannt. Die Kanten dieses Krepp-Papierläufers werden auseinandergezogen, sodaß es lauter kleine Düten gibt. Unter jede steckt man ein kleines Sträußchen Schneeglöckchen, während man ringsum auf dem Tischläufer etwas innerhalb Efeuranken legt und einzelne Schneeglöckchen darauf verstreut. An zwei der Tischecken, die sich schräg gegenüberliegen, befestigt man eine ziemlich große Schleife aus grünem Krepp-Papier, unter der ein großer Busch Frühlingsblumen hervorquillt. Dieser Ostertafelschmuck ist sehr einfach und doch außerordentlich reizvoll.

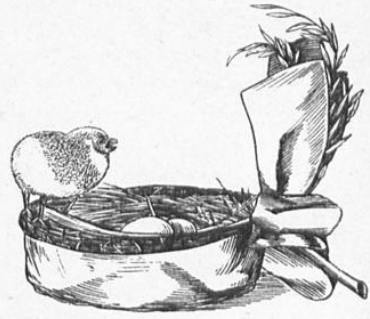
Außer dem angegebenen Blütenschmuck trägt die Ostertafel noch besondere, osterlich ausgeschmückte Behälter für Süßigkeiten und für jedes Gedeck noch eine kleine Osterüberraschung. Diese letzteren können auf die mannigfaltigste Art hergestellt werden, in kleinen Väschen mit Blumen bestehen, kleine Behälter mit süßem Inhalt sein, oder sogar hübsche kleine Liebesgaben enthalten. Alle sind sie von der Hausfrau geschickten Händen herzustellen, ebenso wie die großen, osterlichen Behälter, die ich ausführlich später noch behandle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein allerliebster Sträußchenträger ist aus einem Gänseei herzustellen. Man öffnet das Ei behutsam an der Breitseite, entfernt den Inhalt und schneidet es dann mitten durch. Die unversehrte Eihälfte wird gut mit Zitronenresten gereinigt und innen mit einer blaßrosa Rüsche aus Seidenkrepp-Papier beklebt. Man bringt nun in der Mitte eine 2 cm große runde Öffnung an, in der man eine aus Pappe geklebte Röhrenvase, wie sie die Kristalltafelaufsätze ja meist zeigen, befestigt, nachdem die Pappvase mit lichtgrünem Krepp-Papier beklebt ist. Man klebt zuletzt diese Eierschale auf eine andere Querhälfte eines großen Gänseeies, die man vorher ebenfalls mit lichtgrünem Papier bezieht, und verdeckt den Ansatz durch ein zur Schleife geschlungenes, mattrosa Seidenband. Vase und Schale werden mit Frühlingsblüten dicht gefüllt.

Hübsch nimmt sich vor jedem Gedeck ein Osterge spann aus. Zur Herstellung des Wagens dient eine Austernschale, an deren Außenseite man querüber ein schmales Messingstreifchen anbringen läßt. An den beiden Enden dieses Streifchens ist je ein kleines Loch gebohrt, an welches man zwei runde Goldknöpfe als Wagenräder mit ihren Ösen anlegt und mittelst eines Holzzäpfchens gegen das Herausfallen sichert. In den kleinen Wagen bettet man ein hübsches Osterei und schirrt vor den Wagen ein Osterhäschen aus Schokolade mit farbigem Seidenband an.

Kleine Nestchen sind allerliebst. Man stellt sie aus niedrigen, runden Schachteln aus Pappe oder auch aus kleinen runden Körbchen aus Spangeflecht her. Außen umkleidet man sie puffig mit buntem Krepp-Papier, zwischen das man hin und wieder kleine Bandschleifen befestigt, aus denen ein paar Frühlingsblüten hervorlugen. Innen werden die Nestchen mit feingeschnittenem lichtgrünen oder gelben Seidenpapier ausgefüttert, in die Mitte ein Osterhäschen gestellt und Ostersüßigkeiten herumgelegt. Hübscher, weil natürlicher sind aber die Nestchen aus bräunlichem Bastgeflecht, die man leer sehr preiswert kaufen kann. Diese Nestchen werden innen, wie vorher angegeben, mit Seidenpapierstreifen ausgelegt, während man außen herum ein breites Seidenband legt, das man an einer Seite mit einer gleichfarbigen, hochstehenden, vollen Bandschleife schmückt. Einen Frühlingsblütenstrauß steckt man in die Schleife, während man gegenüber auf dem Rand des mit süßen Eiern gefüllten Körbchens ein kleines, gelbes Kücken setzt.



Ganz reizend sind Eierschiffchen. Man kann in allen Konfitürengeschäften halbe, ausgezackte leere Schokoladeeiformen in verschiedener Größe kaufen; In einer solchen Form leimt man einen kleinen, goldgrünbronzierten Mast fest, der oben einen kleinen, rotseidenen Wimpel und mitten ein weißseidenes, mit feiner Goldschnur umrandetes Segel erhält. Die Eierschiffchen werden mit Ostersüßigkeiten gefüllt, auf denen mitten ein Osterhäschen thront. Die Schiffchen werden auf große, grüne Blätter gestellt, die man aus Pappe schneidet und mit Krepp-Papier überzieht. Jedes der kleinen Eierschiffe wird mit einem schmalen Kranz von Schneeglöckchen umgeben.

Niedlich nehmen sich die Osterpüppchen aus. Zu ihnen wird eine zylinderförmige Pappschachtel mit übergreifendem Deckel innen mit Krepp-Papier ausgelegt und mit der Osterüberraschung gefüllt. Aus Krepp-Papier wird dann ein rotes Röckchen geschnitten, das man unten mit einem schwarzen Papierstreifen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beklebt und unten um die Schachtel legt. Obenauf setzt man einen kleinen Puppenoberkörper und bekleidet ihn mit Mieder und Jäckchen. Der Kopf erhält ein Bauernmützchen. Hinten befestigt man mit Goldschnur eine kleine Tragkiepe, die man mit Frühlingsblumen füllt, während man ein Zweiglein Weidenkätzchen seitwärts am Püppchen befestigt.

Die Osterkähnchen sind ein allerliebster Schmuck. Man fertigt dazu aus Pappe kleine Kähne, welche die Form eines ziemlich großen, halben Eies haben und überzieht sie mit weißem Papier, worauf man sie mit Streublümchen und Goldsternchen beklebt. Innen füllt man die Kähne mit Moos und steckt in jeden einen kleinen Frühlingsblütenstrauß. Vorn an der Spitze der Osterkähnchen befestigt man eine kleine Fahne an gold- oder silberglänzenden Holzstäbchen, die den Namen des Gastes trägt. Vor jedes Gedeck wird ein solcher Blumen-Osterkahn gestellt.

Sehr gefallen auch die Osterständer. Zu ihnen bindet man für jeden Ständer drei starke Zweige von Weidenkätzchen von 16 cm Länge in der Mitte so zusammen, daß sie ein dreibeiniges Gestell bilden. Die Ästchen müssen nach oben hin natürlich auslaufen, man darf sie also nicht beschneiden. Die Verbindungsstelle der Ständer wird durch einen kleinen Frühlingsblumenstrauß verdeckt, den man mit farbigem Band an dem Ständer befestigt. In die fertigen Ständer werden aus Baisermasse gebackene Nestchen gehängt, denen man ein natürliches Aussehen gibt, indem man die fertig gebackenen Nestchen außen mit Eiweiß bestreicht und mit braun gerösteten, gewiegten Mandeln dicht bestreut. Die Nester werden mit feinfiedrigem Grün ausgelegt und mit kleinen Ostersüßigkeiten gefüllt, zwischen die man ein schmales Tischkärtchen schiebt.

Reizend sind endlich die in den Servietten unterzubringenden Osterkörbchen. Kleine, offene, runde Körbchen aus weißem, feinen Geflecht werden mit gelben, schmalen Seidenpapierschnitzeln ausgefüttert und um den Rand der Körbchen feine Kränze aus Frühlingsblüten, die man durch lichtgrüne Schleifen hält, gelegt. Die Körbchen bergen auf dem Boden eine kleine, eingehüllte Überraschung, die man durch Ostersüßigkeiten, zwischen die man oben winzige Silberperlchen streut, verdeckt. Die Servietten werden zu der bekannten Form des Zwirnwickels gebrochen, dessen vier Taschen aufgefaltet werden, um oben und an den Seiten ein kurzgebundenes Sträußchen, unten das Raspelbrötchen und im leeren Mittelraum das Osterkörbchen aufzunehmen.

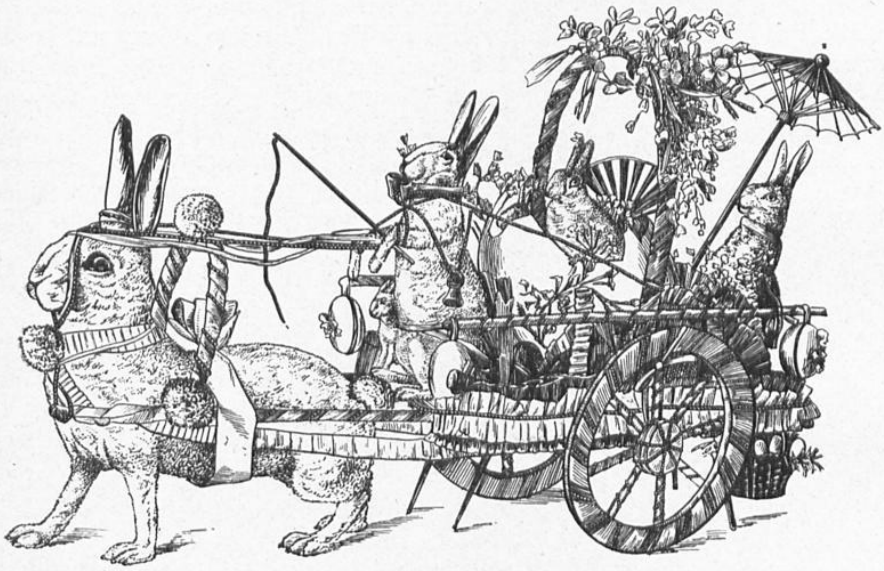
Allerliebst macht es sich dann endlich, wenn man allen Speisen, die man am Ostermittag auftischt, einen osterlichen Festschmuck verleiht. Der Schinken, der für Ostern ja überall das beliebteste große Gericht bildet, wird mit einem Petersilienkranz umgeben, in den man hartgekochte, halbierte Eier bettet, die man mit gewiegtem Schnittlauch leicht bestreut. Die Papiermanschetten, mit denen man sonst das Geflügel oder die Beinknochen der Lammkeule verziert, werden durch grüne Blattbüschel ersetzt, die ausgebackenen Kartoffelbällchen, die gern in feinen Küchen anstelle der Kartoffeln dazu gereicht werden, formt man in Eigröße und Eiform, während man die grünen Blattsalate sehr hübsch in ausgehöhlten Eierhälften anrichtet und diese Hälften bergförmig auf einer Unterlage von grüner Kresse aufschichtet. Die süße Speise wird in Eiform serviert, gibt es Eis, wird es in Form eines großen Straußeneies aufgetragen, und wählt man eine Ostertorte, so wird sie oben mit kleinen Schokoladeneiern garniert, dann aber, nachdem man sie vor dem Auftragen in ihre einzelnen Stücke zerteilt hat, mit einer dichten Rüsche von weißem Krepp-Papier umgeben, aus der blaue Veilchen blicken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Behälter in allerlei Gestalt für den Ostertisch.

Statt des Tafelaufsatzes, der sonst die süßen Herrlichkeiten und die lockenden Früchte für den Nachtisch birgt, putzt der Hausfrau geschickte Hand für die Ostertafel gern besondere Behälter aus, denen Phantasie und Schönheitssinn ein reizvolles Aussehen verleihen.

Ein reizende Osterfuhre ist stets sehr hübsch. Man nimmt dazu einen weißen Holzleiterwagen, den man billig in allen Spielwarengeschäften kauft, durchflicht die Seitensprossen dicht mit Tannengrün und umwindet die Räderspeichen und Deichselstangen mit rosa Bändern. Auf goldgelben Seidenpapierschnitzeln als Unterlage ordnet man Früchte und Süßigkeiten verschiedenster Art bunt durcheinander und läßt Tannenzweiglein, Weidenkätzchen und Frühlingsblüten dazwischen hervorlugen, dann überbindet man die süße Fracht kreuzweise mit Seidenband. Aus zwei Papiermaché-Häschen schneidet man aus dem Rücken eine ovale Platte, füllt die entstandene Öffnung mit feuchtem Moos und steckt in diese Frühlingsgrün, Kätzchen und Osterblumen. Mit rosa Bändern werden die Häschen geschmückt und an den Deichsel-



stangen befestigt. Oben auf der Ladung thront ein dritter Hase, der aufrecht steht und die Zügel führt. Ihn können geschickte Hände noch als Bauernbursche mit weißen Hosen, roter Weste, Pantoffeln und Zipfelmütze verkleiden. Die eben beschriebene Osterfuhre kann man variieren, wenn man den weißen Wagen bronziert und die Seitensprossen teilweise mit Krepp-Papier, teilweise mit Goldschnur umwindet, während man die Radreifen mit zwei Farben Krepp-Papier — sehr hübsch ist lichtgelb und mattrosa — die Speichen mit Goldschnur umwindet. In den Wagen setzt man einen passend zurechtgeklebten Pappkarton, den man innen und außen mit Krepp-Papier überzieht. Dem Wagen wird in der Mitte aus Draht ein hochstehender Bügel angefügt, der ebenfalls mit Krepp-Papier und Goldschnur umwunden und zuletzt mit einem Frühlingsblütenstrauß geschmückt wird. In der Mitte des Pappkartons steht ein großes, hohles Ei oder auch ein Körbchen statt dessen, welches mit Krepp-Papier überzogen und mit Moos ausgefüttert wird. Ei oder Körbchen nehmen allerlei

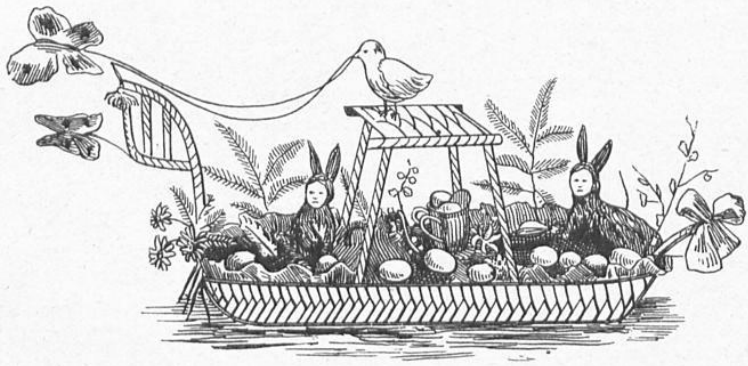
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Osterſüßigkeiten auf, in deren Mitte kleine Schokoladenhäschen ſitzen. Hinten ſtellt man einen braunen, vorn einen weißen Papiermachéhaſen auf, den braunen ſchmückt man mit blauem Band und ſpannt über ihm einen japaniſchen Sonnenſchirm, den weißen ziert roſa Band, er bekommt ein Poſthorn übergehängt und eine Peitſche und Leine aus Goldſchnur in die Pfote. Mit dieſer lenkt er den großen, braunen Haſen, den man mit buntem Band der Oſterfuhre vorſpannt. Oſtereier hängt man außerhalb des Wagens noch feſt und füllt mit ihnen auch die leeren Zwiſchenräume.



Viel einfacher und doch auch anmutig iſt ein Oſterkorb. Zu ihm bekleidet man einen ziemlich hohen Korb außen fächerartig mit japaniſchem Krepp-Papier und beſetzt dies mit kleinen, bronzierten, halben Taubeneierſchalen. Aus der Mitte des Korbes ſtrebt ein großer, japaniſcher Sonnenſchirm empor, der unten im Boden des Körbchens gut befeſtigt werden muß. Man befeſtigt an den überſtehenden Stäben kleine, bunte Oſtereier mit ſchmalem Seidenband, ziert den Stiel und die Spitze des Schirmes mit einem zierlichen Blütenſtrauß und befeſtigt oben ein kleines, gelbes Kücken. Der Korb wird mit Oſtereiern und Süßigkeiten gefüllt und zwiſchen dieſen Schokoladehäschen verteilt, während Frühlingsgrün und Blüten die Lücken füllen.

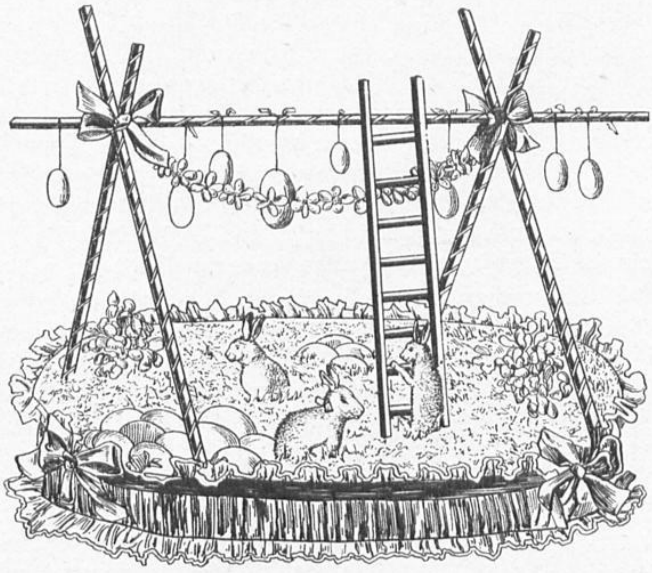
Ganz reizend iſt eine venetianiſche Gondel als Oſtertafelbehälter. Ein flaches, längliches Binſenkörbchen gibt dafür die Grundform. An ihm befeſtigt man vorn aus doppelt genommenem dicken Draht, den man zuerſt mit lichtgrünem



Krepp-Papier und dann mit Goldſchnur umwindet, einen hochſtehenden Bogen, wie ihn die Gondeln haben. In der Mitte des Körbchens wird aus vier, ebenfalls umwundenen Holzſtäben, von denen je zwei durch einen Querſtab verbunden werden, die Bedachung hergeſtellt. Die Stäbe müſſen gut in Körbchen befeſtigt werden, oben erhalten ſie aus grünbronziertem Spangeflecht eine Bedachung. Das ganze Körbchen wird grüngolden bronziert und innen mit lichtgrünem Krepp-Papier ausgelegt. Auf dem Dach der Gondel thront ein Oſterkücken, das an feiner Goldſchnur bunt ſchillernde Schmetterlinge leitet, welche man vor und über dem hohen Bogen der Gondel befeſtigt. Der Behälter wird bunt gefüllt, kleine Oſterhäschen nicht dazwiſchen vergeſſen und wo es angeht, Schleifen- und Frühlingsblütenſchmuck angebracht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Häschen's Osterbehälter, der den Schluß macht, hat stets Jubel erregt. Man läßt sich dazu am besten einen passenden, leichten Korb vom Korbmacher anfertigen, den man nach dem Gebrauch bei der Ostertafel dann noch sehr gut in der Hauswirtschaft verwenden kann. Man läßt sich in dem Körbchen zu beiden Seiten zwei oben kreuzweise zusammentreffende Weidenstäbe, die durch einen Weidenquerstab oben verbunden werden, anbringen und auch die kleine Leiter aus Weidenstäben anfertigen. Der fertige Behälter wird reizvoll ausgeputzt. Innen wird er glatt mit Seidenpapier ausgeklebt, außen mit Krepp-Papier faltig bekleidet, dem man unten als Abschluß eine in der Farbe abweichende Krepp-Papierrüsche aufsetzt, während



man oben ein farbiges Seidenband herumlegt und an den vier Ecken Seidenbandschleifen anbringt. Die Weidenstäbe werden erst mit Krepp-Papierstreifen dicht umwunden und dann mit Goldschnur umschlungen, Kreuzungspunkte werden durch Bandschleifen gedeckt. Man füttert das Körbchen mit Moos aus, streut goldgelbe Seidenpapierschnitzel darüber und füllt es mit Ostereiern, zwischen denen Osterhäschen aus Schokolade und Marzipan herumspielen. An dem Querstab befestigt man an schmalem Band ebenfalls bunte Eier und leitet zuletzt von einem Stab zum andern ein Veilchengewinde. Veilchensträuße zieren auch die Ecken des Behälters im Innern, sie quellen scheinbar aus den Eiern hervor.

Frohsinn und Heiterkeit sollen bei allen gut deutschen Festen herrschen und all die Dinge, welche aus der Zauberhand der Hausfrau hervorgehen, um die Tafel zu schmücken und Jung und Alt zu überraschen, sie tragen ein großes Teil dazu bei, diese echte Feststimmung hervorzurufen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Eier in verschiedener Zubereitung.

Daß Eier auf dem Abendtisch am Osterfeste dargeboten werden, ist eine althergebrachte Sitte, die sich in den weitaus meisten Häusern eingebürgert haben dürfte, nur einige Abweichungen in der Art der Zubereitung wird man des öfteren finden: je nach dem Geschmack der verschiedenen Familienmitglieder werden die Eier gekocht, pochiert, gerührt oder gebacken. Nach einiger Abwechselung sehnt sich der Hausherr — auch wohl die Hausfrau manchmal am Ostertag, wenn die Eier für den Abendtisch bereitet werden, sie soll sie in den folgenden Kochvorschriften finden, welche ich folgen lasse. Diese Rezepte geben nur Anweisung, wie man die gekochten, pochierten, gerührten und gebratenen Eier verschieden zubereiten kann, andere aus Eiern bereitete Speisen sind nicht berücksichtigt, weil sie nicht auf den Osterabendtisch gehören.

Gekochte Eier mit weißer Sauce. Die Eier werden so gekocht, daß man sie nach dem Schälen in Scheiben schneiden kann. Man röstet eine kleine, geriebene Zwiebel und einige feine Scheiben von rohem Schinken mit einem Eßlöffel Mehl gar, aber ohne daß die Sachen Farbe annehmen dürfen. Dann verkocht man diese Einbrenne mit Sahne und Fleischbrühe zu gleichen Teilen zu sämiger Sauce, die man mit etwas Cayenne würzt und mit zwei bis drei Eßlöffeln geriebenem Parmesankäse vermischt. Die Sauce wird durchgestrichen, die Eierscheiben kranzförmig angerichtet, mit etwas gewiegter Petersilie bestreut und in der leeren Mitte die Sauce angerichtet.

Gekochte Eier mit Sardellenbutter. Man schneidet ziemlich dicke Weißbrotscheiben, höhlt sie in der Mitte so aus, daß an die Stelle ein geschältes, pflaumenweich gekochtes Ei paßt und röstet die Brotscheiben in Butter lichtbraun. Die heißen, geschälten Eier werden in die Krusten gelegt und mit Sardellenbutter beträufelt.

Weiche, gekochte Eier mit Rosenkohl (treffliche Restverwendung eines Restes vom Rosenkohlgemüse). In eine mit Butter dick bestrichene, feuerfeste Porzellanschüssel legt man eine Lage Rosenkohl, bedeckt diese dicht mit geschälten, pflaumenweich gekochten Eiern und schichtet über die Eier wieder Rosenkohl. Die Oberfläche wird mit Butterstückchen belegt, mit geriebener Semmel und geriebenem Parmesankäse bestreut und im Ofen leicht übergebacken. Beim Anrichten gibt man kleine, geröstete Brotscheiben zu den Eiern.

Gekochte Eier nach Brüsseler Art. Sechs große Zwiebeln blanchiert man und dünstet sie in Fleischbrühe mit einem Stück Butter ganz weich. Man streicht die Zwiebeln durch und bereitet mit etwas Sahne, Salz, Pfeffer und wenig Butter einen dicken Brei. Gekochte Eier schält man, legt sie auf diesen auf flacher Schüssel angerichteten Brei und überfüllt jedes Ei mit einem Löffel Tomatensauce, zu der man eingemachten Tomatenbrei mit Buttermehl und etwas Fleischbrühe zu sämiger Beschaffenheit verkocht.

Gekochte Eier mit Senfsauce. Man kocht die genügende Anzahl Eier, schält sie und legt sie in eine etwas vertiefte Schüssel. Dann zerläßt man Butter, daß sie heiß wird und steigt, gibt je nach Geschmack, ob man die Sauce mehr oder weniger scharf liebt, ein bis zwei Eßlöffel guten Mostrich in die Butter, fügt einen Löffel kaltes Wasser bei, damit Senf und Butter sich bindet und gibt die fertige Sauce sofort über die Eier.

Weiche Eier auf italienische Art. 100 g guten Reis kocht man zweimal ab, gibt dann Fleischbrühe und ein Stück Butter an den Reis, salzt ihn leicht und dünstet ihn weich, doch dürfen die einzelnen Körner nicht zerfallen. Man mischt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter den weich gedämpften Reis drei bis vier Eßlöffel Tomatenbrei und einen Eßlöffel voll geriebenen Käse und richtet den Reis erhaben an. Er wird mit gerösteten Schinkenscheiben kranzförmig belegt und auf jede Schinkenschnitte ein pflaumenweich gekochtes, geschältes Ei gelegt.

Pariser Eier. Man wiegt zwei Zwiebeln, zwei Trüffeln und 10 Stück eingemachte Champignons, schwitzt diese Sachen in Butter durch, gibt einige Löffel dicke, weiße Sauce hinzu und fügt der Masse zuletzt einen Löffel guten Kognak bei. Eingemachte Artischockenböden erhitzt man in Salzwasser, läßt sie abtropfen und legt auf jeden Artischockenboden ein geschältes, gekochtes Ei. Die Speise wird mit der Sauce überfüllt und mit gerösteten Brotscheiben sogleich serviert.

Gekochte Eier mit Tomaten. Recht schöne feste Tomaten schält man, schneidet sie in Scheiben und brät sie in Butter behutsam gar, wobei man darauf achten muß, daß die Tomatenscheiben nicht zerfallen. In derselben Zeit röstet man rasch Schinkenscheiben in Butter und kocht Eier pflaumenweich. Auf die Tomatenscheiben legt man die Schinkenscheiben und auf diese die geschälten Eier, worauf man das Gericht mit etwas gehackter Petersilie zum Schluß bestreut.

Weiche, gekochte Eier mit Kräutersauce. Bevor man die Eier kocht, bereitet man die Sauce. Man begießt junge, verschiedene Frühlingskräuter wie Kresse, Kerbel, Petersilie, Pimpinelle, Estragon und Selleriebläter mit kochendem Wasser und läßt dies eine halbe Stunde verdeckt auf den Kräutern stehen. Dann bereitet man eine helle Mehlschwitze, verkocht sie mit dem Kräuterwasser und etwas Fleischextrakt zu sämiger Sauce, würzt diese mit Pfeffer und Salz, gibt ein Gläschen Weißwein daran und zieht zuletzt ein Stückchen Butter darunter. Mit dieser Sauce begießt man die inzwischen gekochten und geschälten, in etwas vertiefter Schüssel angerichteten Eier.

Weiche Eier auf Königinart. Reste von weißem Hühnergeflügel werden fein gewiegt, mit heller Kraftsauce zu einem Brei verrührt und dieser in einem Napf so lange in kochendes Wasser gestellt, bis er durch und durch heiß ist. Man röstet Weißbrotscheiben in Butter, richtet den Geflügelbrei erhaben an, umgibt ihn mit den Brotschnitten und legt die Eier darauf, worauf man den Geflügelbrei mit einer gehackten Trüffel, die Eier mit gewiegter Ochsenzunge bestreut.

Verlorene Eier kann man ebenfalls verschieden auftischen, wie die verlorenen Eier selbst bereitet werden, ist in jedem guten Kochbuch (siehe z. B. Davidis-Holle) zu finden. Sehr wohlschmeckend sind

Verlorene Eier auf Straßburger Art. Man schneidet eine schöne Gänseleber in Würfel und brät diese rasch in Butter gar. Auch dünstet man in Scheiben geschnittene Tomaten in Butter mit etwas Fleischbrühe. Man vermischt Gänseleber und Tomaten miteinander, füllt die Mischung auf geröstete Brotscheiben und legt auf jede gefüllte Scheibe ein verlorenes Ei.

Verlorene Eier auf Burgunder Weise. Kleine Zwiebeln schält man, brüht sie ab und dünstet sie in Butter mit etwas Fleischextrakt weich. Man bereitet eine braune Mehlschwitze, verkocht sie mit kräftiger Fleischbrühe und gutem Rotwein zu sämiger Sauce und schärft sie mit etwas Cayenne. Weißbrotscheiben werden in Butter geröstet und verlorene Eier bereitet. Man legt die letzteren auf die Weißbrotscheiben und richtet diese kranzförmig an. Die Burgundersauce wird über die Eier gefüllt und die braun gedünsteten kleinen Zwiebeln in der Mitte angerichtet.

Überkrustete, verlorene Eier. Man bereitet geröstete Brotschnitten und dann aus heller Mehlschwitze, Fleischbrühe und Sahne eine dickliche,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weiße Sauce, die man mit Cayenne abschmeckt und mit einem Eßlöffel gehackter Trüffeln und 2 Eßlöffeln gewiegter Zunge vermischt. Verlorene Eier läßt man gut abtropfen, schneidet sie zierlich zurecht und legt sie auf die Brotkrusten, die man mit der Sauce überzieht. Die Oberfläche wird mit geriebenem Käse, Reibbrot und gehackter Petersilie bestreut, mit Butter beträufelt und mit glühender Schaufel gratiniert (überkrustet, sodaß die Kruste eine goldbraune Farbe zeigt).

Verlorene Eier auf Kaiserart. Flache, ovale Brotschnitten werden recht gleichmäßig geröstet und je mit einem verlorenen Ei belegt. Die Brotscheiben mit den Eiern legt man kranzförmig auf eine Schüssel, erhitzt indeß in Scheibchen geschnittene, eingemachte Champignons und Spargelspitzen in etwas Butter und richtet dies Gemisch in der Mitte an. Man schlägt nun Butter, Eigelb und wenig Fleischbrühe rasch zu dicker Sauce, die mit einigen Tropfen Zitronensaft geschärft wird und gießt diese Sauce über die Eier.

Verlorene Eier mit Speck. Die verlorenen Eier werden einfach auf in Butter geröstete Brotscheiben gleicher Größe gelegt und diese auf zu gleicher Größe geschnittenen, in Butter rasch goldgelb gebratenen Speckscheiben angerichtet.

Verlorene Eier auf englische Art. Man röstet Weißbrotschnitten in Butter goldbraun und belegt jede Brotscheibe mit einem verlorenen Ei. Die Eier begießt man mit zerlassener Butter und bestreut sie dick mit geriebenem Chesterkäse, worauf man sie an der Oberfläche mit glühender Schaufel bräunt und sofort anrichtet.

Rührei ist auf die mannigfachste Art im Geschmack zu verändern, man muß nur stets darauf achten, daß die zum Variieren gebrauchten Zutaten bereit stehen, wenn das Rührei, das stets eine gleichmäßige und weiche Beschaffenheit zeigen muß, bereitet wird.

Rührei mit Sardellen. Dem fertigen, weichen Rührei mischt man in viereckige Stücke zerteilte Sardellen, die gut gewässert und sorgsam gereinigt und entgrätet werden müssen, bei. Das Rührei wird sofort angerichtet und mit etwas gewiegter Petersilie bestreut.

Rührei nach Bordelaise. Man nimmt eingemachte Steinpilze, schneidet sie in Stückchen und dünstet sie in Butter mit etwas Fleischbrühe durch. Brot wird in Würfel geschnitten und in Butter geröstet. Beide Zutaten werden heiß unter das fertige Rührei gemischt.

Rührei auf Feinschmeckerart. Einige schöne Trüffeln schneidet man in feine Streifen, auch erhitzt man eine Anzahl eingemachter Artischockenböden in Salzwasser. Eine helle Mehlschwitze wird mit Sahne und Fleischbrühe zu dicker Sauce gekocht und mit einigen Löffeln gekochtem, feingewiegten Schinken untermischt. Erst wenn diese Vorbereitungen vollendet sind, bereitet man ein gutes Rührei, das man mit den streifig geschnittenen Trüffeln untermischt. Man richtet das Rührei auf den abgetropften Artischockenböden an, überfüllt es mit der dicken Sauce und bestreut es zuletzt noch mit geriebenem Käse.

Rühreier mit jungen Schoten. Eine kleine Büchse junger Schoten wird in Salzwasser mit einem Stück Butter und etwas feinem Zucker erhitzt und abtropfen gelassen. Man rührt die jungen Erbsen behutsam unter das fertige Rührei, bestreut dieses beim Anrichten mit gehacktem, gekochten Schinken oder Ochsenzunge und besteckt es regellos mit in Butter gerösteten Brotstreifen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rührei mit Spargelköpfen bereitet man auf dieselbe Weise wie die Rühreier mit jungen Schoten, an deren Stelle in kleine Stücke geschnittene Spargelspitzen treten.

Rührei auf spanische Art. Man nimmt reife Tomaten, schneidet sie, nachdem sie geschält worden sind, in Scheiben und dünstet sie in Butter mit etwas Salz, Pfeffer und fein geriebener Zwiebel weich. Das Rührei wird auf bekannte Weise bereitet, kranzförmig auf heißer Schüssel angerichtet und die Mitte mit den Tomaten gefüllt. Geröstete Brotscheiben gibt man nebenher.

Rührei auf Prinzessin-Art. Etwa 10 bis 12 Eier werden hart gekocht und ihnen oben und unten die Spitzen abgeschnitten, worauf man die Eier behutsam aushöhlt und bis zum Gebrauch in kochend heißes Wasser legt. Das harte Eigelb wird zu irgend einer Sauce, einem Gebäck oder zu einer Verzierung gebraucht. Man bereitet alsdann ein gutes Rührei, unter das man zuletzt in feine Würfelchen geschnittenes Hühnerfleisch mischt. Mit diesem Rührei füllt man die ausgehöhlten Eier, die man abtrocknet und auf geröstete Brotscheiben stellt.

Rührei mit Schinken. Roher, recht zarter Schinken wird in Würfel geschnitten und kurz in Butter durchgebraten, worauf man ihn in das fast fertige Rührei gibt und mit diesem gut durchrührt.

Rührei mit Bückling. Man befreit zwei Bücklinge von Haut und Gräten, brät sie in Butter rasch durch und mischt sie darauf unter ein halb fertiges Rührei, das man mit den Bücklingstückchen vollends gar rührt und mit gerösteten Brotstreifen und kleinwürfelig geschnittener Cervelatwurst garniert.

Spiegel- oder Setzeier lassen sich nicht so verschieden zubereiten, wie die anderen Eier, aber doch auch immerhin in der Bereitung verändern.

Spiegeleier auf englische Art. Man sticht aus Weißbrot runde Scheiben, die man röstet und auf die man erst eine Scheibe gebratenen Schinkens und dann ein Spiegelei legt, worauf man die letzteren leicht mit gewiegter Petersilie bestreut.

Spiegeleier auf Straßburger Art. Dicke Weißbrotscheiben werden geschält, in Scheiben geschnitten und in Butter mit einer kleinen, feingeschnittenen Zwiebel gar gedünstet, wobei man darauf achtet, daß die Tomatenscheiben nicht zerfallen. Einige eingemachte Artischockenböden schneidet man in Stücke und mischt sie unter die Tomaten, rührt die Masse heiß und richtet sie erhaben an. Man belegt sie kranzförmig mit Spiegeleiern, die man auf Scheiben von gebratenem Schinken angerichtet hat.

Spiegeleier mit Tomaten und Artischocken. Reife Tomaten werden in der Mitte ausgehöhlt und dann in Butter geröstet. Man zerschneidet Geflügellebern und dünstet sie in Butter gar, gibt feinscheibig geschnittene Champignons und einige Löffel dicke, braune Sauce zu den Leberstückchen und füllt die Mischung in die gerösteten, ausgehöhlten Brotkrusten. Obenauf legt man ein rund ausgestochenes Spiegelei auf jede gefüllte Brotscheibe.

Spiegeleier auf Feinschmecker-Weise. Runde Weißbrotscheiben werden geröstet und dick mit einer käuflichen Dose Gänseleberpain bestrichen. Dann legt man auf jede Scheibe ein Spiegelei, bestreut diese mit einer ganz fein gewiegten Trüffel und gibt zu den Eiern in einer Extraschale eine vorher bereitete, recht dick gehaltene Madeirasauce.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Allerlei kleine Ostergaben.

Immer mehr wird es Sitte, seinen Lieben und seinen Freunden zum Osterfest durch ein kleines oder großes Ostergeschenk seine Liebe zu beweisen, den meisten Reiz aber dürfte es für Geber wie für Empfänger besitzen, wenn diese Gaben selbsttätig entstanden sind. Hauptsache wird es außerdem in den meisten Fällen sein, die verschiedenen Ostergaben mit möglichst geringen Mitteln herzustellen.

Allerliebst ist ein Nadelbuch in Osterglöckchenform. Man schneidet aus lichtblauem Tuch zwei gleiche Glockenformen und languettiert sie ringsherum mit weißer Seide. Über die obere Glockenform wird quer ein weißes Seidenband, das man vorher mit der goldenen Inschrift „Frohes Osterfest" bemalt, befestigt. Oben und unten läßt man unter diesem Band Schneeglöckchen hervorquellen, die man mit Deckfarben auf das Tuch malt oder stickt. Aus weißem Flanell werden kleinere, glockenförmige Blättchen geschnitten und hinter die bestickte Glockenfläche geheftet, die zweite größere blaue Glockenform bildet den Abschluß. Zum Aufhängen des Nadelbüchleins befestigt man eine Schleife mit Öse aus weißem Seidenband oben in der Mitte.



Die Dreiblattvase ist ein einfaches, rasch herzustellendes Geschenk, das reizend wirkt. Man nimmt drei ausgeblasene Eier, von denen man behutsam die Spitzen entfernt, worauf man sie mit Streublümchen oder kleinen Landschaftsbildern in zarten Farben bemalt. Man klebt die drei Eier mit Syndetikon so zusammen, daß das mittlere Ei etwas höher schwebt als die beiden äußeren. Diese beiden äußeren erhalten Füße aus vergoldeten Erbsen, die man ihnen anklebt und zwar braucht man für jedes Ei deren zwei. Man füllt die Dreiblattvase mit Moos und steckt in die beiden äußeren Veilchen, in die mittlere Schneeglöckchen oder Maiglöckchen.

Ein Osterkörbchen ist dort hübsch, wo man lediglich eine Blumengabe machen will. Man braucht zur Herstellung des Körbchens 40 bis 50 gerade, frische Tannenspitzen von 9 cm Länge. Diese Spitzen fügt man mit feinstem Blumendraht in zwei Reihen dicht aneinander, wobei man die untere Reihe durch Zusammenziehen des Drahtes etwas enger richtet, sodaß die Korbwand eine sich nach oben ein wenig erweiternde Form erhält. Der Boden wird aus kräftigen Tannenzweigen geflochten und am Körbchen mit starkem Zwirn befestigt. Zwei biegsame Tannenzweige mit kleinen Nebenästchen bilden den Henkel. Das Tannenkörbchen wird innen mit Moos gefüllt. Man stellt in die Mitte ein mit lila Band geschmücktes Osterhäschen und füllt dann das Körbchen dicht mit frischen Veilchen. Auch am Henkel befestigt man ein Veilchensträußchen und deckt den Ansatz des Henkels durch ein paar lila Bandschleifen, die etwas heller als die Veilchen gehalten werden müssen.

Wo man eine blühende Topfpflanze schenkt, kann man eine reizende, osterliche Hülle dafür herstellen, die man aus Weidenkätzchen gewinnt, welche aber schon etwa eine Woche vor dem Feste angefertigt werden muß.

Man nimmt die Weidenkätzchen, bevor sie aufgeblüht sind, schneidet sie zu gleicher Länge zurecht und verbindet sie durch Draht zweimal miteinander. Das eine Mal geschieht dies in halber Höhe, das andere Mal noch etwas tiefer, sodaß die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kätzchenzweige unten ganz eng zusammentreffen, oben aber auseinandergehen und rund zusammengebunden die Form einer Topfhülle haben. Hat man die Hülle fertig, so stellt man sie auf einen passenden, mit Moos bedeckten Teller und hält das Moos immer recht feucht. Im Laufe der Woche werden alle Kätzchen aufspringen und am Osterfest in Blüte stehen. Man schlingt nun zwei seidene Bänder, welche in einer Schleife endigen — am hübschesten ist ein weinrotes und ein elfenbeinfarbiges Band — dort um die Hülle, wo man diese mit Draht verbunden hat, um den letzteren zu verbergen, und stellt nun einen Topf blühender Frühlingsblumen hinein.

Reizend ist eine Osterschachtel, die man beliebig mit einer kleinen Gabe oder auch nur mit Ostersüßigkeiten füllen kann und welche, wenn sie geleert ist, andere Kleinigkeiten im Hause aufnehmen kann. Man nimmt eine herzförmige Spanschachtel, auf deren Deckel man in der Mitte ein Medaillon brennt, das ein osterliches Bild trägt. Umgeben wird dies Medaillon von Frühlingsblüten, oben erhält es eine osterliche Inschrift. Ringsherum wird eine schmale Borte gebrannt und auch der Rand mit Punkten oder kleiner Verzierung in Brandmalerei versehen. Die Brandmalerei wird farbig ausgemalt. Innen füttert man die Schachtel erst mit rosa Papierschnitzeln aus, bevor man sie füllt. Sie wird kreuzweise mit farbigem Seidenband umwunden, das mit voller Schleife vorn schließt und dort mit einem kleinen Frühlingsblütenstrauß geziert wird.

Für einen alten Onkel oder — Junggesellen empfiehlt sich die folgende Feinschmeckergabe. Ein ovaler, wenig gewölbter Korb, eine sogenannte Schwinge, wird am Boden dicht und gleichmäßig mit grünem Moos bedeckt, in dessen Mitte man recht große, frische Hühnereier bettet. Diese umgibt man mit einem Kranz Apfelsinen. Auf die Eier legt man zwei sauber vorgerichtete junge Hähnchen, die man wie zwei Wickelkinder in buntgeblümtes, hellfarbiges Krepp-Papier hüllt und mit Bandschleifen kreuzweise bebindet. Radieschen bindet man zu Sträußchen und legt sie mit Rapünzchen und Kresse obenauf zwischen alle etwa vorhandenen Lücken. Ein Osterhäschen aus Papiermaché, das an farbigem Band eine bunte Ostergrußkarte um den Hals trägt, setzt man obenauf, während man den Rand des Körbchens mit Frühlingsblumen dicht bedeckt.

Besonders hübsch wirkt eine Schmuckschale in Eiform. Man läßt sich vom Buchbinder aus weißer, starker Pappe eine halbe Eischale in Größe eines Puter- oder besser Straußeneies fertigen. Diese wird innen mit dottergelbem Sammet glatt bekleidet, welchen man am Rande vorsichtig einklebt. Der Rand der Eischale wird mit einer schmalen Rüsche aus gelbem Atlasband versehen. Ein kleiner, ovaler Pappteller wird oben und unten mit Narben und Rillen gebrannt und dann auf beiden Seiten mit Kupferbronze bestrichen, ebenso behandelt man die äußere Seite der Pappeischale. Man überzieht beides mit Vernis-Lack und leimt zuletzt die Eihälfte auf die Mitte des Tellers.

Aus einem aufrechtstehenden, etwa 10 cm hohen Porzellanhasen läßt sich leicht ein Federwischer gestalten, der zugleich seiner Schwere wegen als Briefbeschwerer dienen kann. Man kauft dazu eine kleine Spankiepe (für Puppen), bronziert sie, gibt ihr einen bunten Schleifenschmuck und füllt sie mit einem Borstenwischer. Mit kräftiger Seidenschnur als Riemen wird die Kiepe dem Hasen angehängt. Zwischen den Pfoten befestigt man ein Sträußchen aus Frühlingsblüten, aus dem man eine zierliche Osterkarte hervorgucken läßt.

Für eine fleißige Hausfrau ist eine Stecknadelschale aus einem halben Entenei leicht herzustellen. Man halbiert das Entenei der Länge nach, bronziert die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Hälfte und verziert sie mit kleinen Abziehbildchen. Vier dünne, etwa 15 cm lange Tannenzweige werden nun von den Nadeln befreit, mit grüner Bronze bemalt und zu zweien gekreuzt, sodaß man zwischen den beiden Ständern die Schale mit ganz dünner und schmaler, grüner Seidenschnur befestigen kann. Schmale Bandschleifen schmücken den Ständer.

Reizvoll bietet man auf folgende Art eine Osterblumengabe dar. Man nimmt eine blühende Pflanze, am besten eignet sich dazu eine reich mit Blüten und Knospen bedeckte, weiße Azalea, welche unten einen kahlen Stamm hat. Dieser wird mit den verschiedensten bunten Ostereiern bedeckt, welche man mit rosa- oder weinroten, schmalen langen Seidenbändern an den Zweigen der Blume befestigt. Die Erde des Blumentopfes wird dicht mit Moos belegt, welches man mit Himmelsschlüsselchen und Veilchen besteckt, während man in die Mitte ein Osterhäschen aus Papiermaché stellt, das eine Bandschleife um den Hals und zwischen den Pfötchen ein buntes Osterei trägt. Der irdene Blumentopf wird mit einer rosafarbenen Krepp-Papierhülle verdeckt, um die man ein breites, goldgelbes Band schlingt, welches man mit Himmelsschlüsselchen dicht benäht hat. Aus der blühenden Azalea läßt man oben einen Wimpel flattern, der die Aufschrift „Fröhliche Ostern" trägt.



Sehr hübsch ist endlich ein Blumenei als duftige Ostergabe. Aus verkupfertem feinen Blumendraht wird eine netzartige, etwa 12 cm hohe Eiform geflochten, die man an dem unteren breiten Ende mit drei gebogenen Füßen aus demselben Blumendraht versieht, der jedoch dazu doppelt genommen werden muß. Man läßt beim Anfertigen die Drahtform vorerst noch an einer Seite offen, füllt sie nun dicht mit Moos und schließt das offene Drahtstück daran fest. Die ganze Form wird nun mit einzelnen kleinen, an Blumendraht gestielten Frühlingsblüten: Primeln, Hyazinthen, Leberblümchen und dergl., besteckt, sodaß man von dem Drahtnetz nichts sieht. Von Veilchen und Maiglöckchen oder Flieder bindet man jetzt ein schlankes kleines Sträußchen mit Farnkraut dazwischen und befestigt es an der Vorderseite des Blumeneies. Das Stielende des Sträußchens erhält eine passende Seidenbandschleife, während oben an der Spitze des Eies eine kleine Bandöse mit Schleife als Griff befestigt wird. Wenn die frischen Blüten vergangen sind, kann man künstliche Blumen an ihre Stelle nehmen.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unser Heim im Pfingstschmuck.

Unserer inneren festfrohen Stimmung suchen wir Deutschen bei allen unseren Festen, die wir feiern, Ausdruck zu geben auch durch den festlichen Schmuck, den wir unserem Heim verleihen.

Der Birke hellgrünes Laub, die „Maien" sind das Wahrzeichen des Pfingstfestes, sie stellen wir auf den Flur und in die Zimmerecken und zwar am besten in große, braune, mit Wasser gefüllte Krüge, um sie auch für die Festtage frisch grün zu erhalten, denn das junge Laub läßt sonst gar bald die Blätter welk herabhängen. Die Krüge oder Töpfe, in welche man die Maizweige stellt, muß man mit zartfarbigem Krepp-Papier bedecken und um sie herum flache, mit Moos gefüllte Schalen mit Waldmaiglöckchen ordnen. Grüne Birkenzweige steckt man auch hinter Bilder und Spiegel, ziert mit ihnen den Vogelbauer unseres fröhlich zwitschernden Hausfreundes und vergißt sie auch nicht in der Küche anzubringen.

Für die Pfingsttafel sollte ebenfalls ein des Festes würdiger Schmuck nicht fehlen, aber gerade die Pfingsttafel wird in den meisten Häusern wenig beachtet, weil Pfingsten ja die Zeit der Ausflüge ist und wir oft außerhalb unseres Heimes am Pfingstfeiertage im Freien tafeln. Aber nicht immer ist „goldenes Pfingstwetter" oft dräut der Himmel und oft sind wir auch sonst verhindert, hinaus in die schöne Gottesnatur zu pilgern, dann sollen wir uns Mai- und Pfingststimmung auf die Tafel zaubern.

Blumen in reicher Fülle sind der gegebene Pfingsttafelschmuck und Rosen die schönste Zier unter ihnen, aber auch die teuerste, die nur wenige sich leisten können. Um an den Rosen zu sparen, nimmt man nur einzelne wenige, aber besonders schöne Rosen in rosa und lichtroter Farbe, kleidet kleine flache Körbchen mit apfelgrünem Krepp-Papier aus und ordnet in ihnen die Rosen, um sie auf der Tafel zu verteilen. Die einzelnen Blätter der Päonie (Pfingstrose), die man in rosa und roten Farben haben kann, streut man regellos dann über das mit maigrünem Atlasband in Zickzacklinien bespannte Tafeltuch. Jede Zacke dieses Bandes trägt einen Maiglockenstrauß. Man kann auch das Band fehlen lassen und statt dessen Maiglockengewinde von Gedeck zu Gedeck legen.

Einen anderen reizvollen pfingstlichen Schmuck gibt man der Tafel, wenn man die Mitte derselben mit einer großen, länglichen Porzellanplatte bedeckt, die man mit Moos belegt und deren Rand man mit Birkenlaub und Maiglöckchen umgibt. In die Mitte des Mooses steckt man mit kleinen, rosa Rosenknospen in großer lateinischer Schrift den Festgruß „Frohe Pfingsten!" Vor jedes Gedeck wird eine kleine Blumenschale gesetzt. Diese stellt man aus großen Muschel- oder Austernschalen her. Man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bronziert deren gerippte Außenseiten golden und leimt dann die beiden vergoldeten Flächen mit Tischlerleim so in der Mitte zusammen, daß die eine Muschel eine Schale und die andere Muschel den Fuß dieser Schale bildet. In die obere Muschel legt man frisches, feuchtes Moos und steckt einige kurzstielige, frisch erblüte Rosen hinein.

Noch anders kann man die Pfingsttafel hübsch schmücken, wenn man die Mitte der Tafel mit einem grünen Krepp-Papierläufer bedeckt, den man mit lose darüber gestreuten Maiblumen bedeckt. Eine schmale Guirlande aus Birkenzweiglein und Pfingströschen umgibt den Läufer. Über diesem Gewinde gaukeln hin und wieder Schmetterlinge, die an ganz feinem, fast unsichtbarem Draht an den Blumen befestigt werden.

Die Tischkarte für die Pfingsttafel kann man auf zweierlei Weise herstellen. Entweder schneidet man sie aus grünlicher Pappe in Form eines großen Birkenblattes mit kurzem Stiel oder eines Maiblumenblattes, malt mit grüner Farbe die Adern hinein und schreibt den Namen mit Goldtinte darauf. Oder man schmückt die Tischkarten mit frischen Blüten aus Wald und Wiese. Man pflückt diese Blüten möglichst spät am Abend vor dem Fest und stellt sie in Wasser an einen kühlen Ort, am besten in den Eisschrank. Am folgenden Tage werden zierliche Sträußchen davon gewunden, die man auf Watte gut abtropfen läßt. In einfache weiße Briefkarten bohrt man in die linke untere Ecke dicht nebeneinander zwei kleine Löcher, durch die man ein schmales Seidenband oder eine feine Goldschnur leitet. Damit werden die Sträußchen mit kleiner Schleife auf der Karte befestigt und der Namenszug des Gastes in passender Farbe oder in Goldschrift auf den freien Raum der Karte gemalt. Hinter die Kärtchen klebt man schräg ein Stückchen steife, mit Glanzpapier überzogene Pappe, damit man die Karten aufstellen kann.

Fehlen darf auf der Tafel nicht ein größerer, aber nicht zu hoher Tafelaufsatz, dessen Füllung zur Pfingstzeit allerdings schon Erfindungsgabe von der Hausfrau verlangt, denn nur karg ist die Auswahl, die sich an frischen Früchten bietet, deren Preise ohnedies sehr hoch sind. Man muß die vorhandenen Südfrüchte geschickt verwenden und durch phantasievolle Umhüllung der Süßigkeiten den Aufsatz buntfarbig gestalten.

Apfelsinen kann man in Seerosenform zerlegen oder aushöhlen und die Schale in Körbchenform schneiden; in die Körbchen legt man die Apfelsinenscheiben mit einigen frischen Kirschen, und schichtet dann in der Mitte des Tafelaufsatzes die Früchte erhöht auf, die man mit glänzenden Lorbeerblättern im Ansehen hebt. Einige goldgelbe Bananen lassen sich hübsch dazwischen anbringen. Man teilt die Schale der Früchte mitten durch, zerlegt die Früchte selbst in Streifen, von denen man die Hälfte durch mit Himbeersaft gefärbten Zitronensaft zieht, abtropfen läßt und dann abwechselnd mit den unveränderten Bananenstreifen in die Schalen legt.

Auch Datteln und Feigen nimmt man nebst Traubenrosinen zur Füllung. Die Datteln entkernt man vorsichtig und füllt den Raum mit weißer oder roter Marzipanmasse, worauf man sie möglichst eng wieder zusammendrückt. Die Feigen bürstet man mit lauem Wasser ab, taucht sie in eine Zitronenglasur und wendet sie darauf abwechselnd in gewiegten Pistazien und rosagefärbten, gehackten Mandeln. Sie müssen auf einer Seite trocknen. Von Traubenrosinen benutzt man nur zierliche Zweiglein.

Die Süßigkeiten können auf verschiedene Weise eingehüllt werden, zu denen die folgenden Angaben Anregung geben wollen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man nimmt zwei verschiedene Farben Seidenpapier, etwa rosa und reseda, heliotrop und bräunlich, und legt das Seidenpapier übereinander ausgebreitet hin, stellt einen Teller von etwa 14 cm Durchmesser darauf und schneidet Kreise. In die Mitte der doppelten Papierkreise legt man ein Konfektstück, dreht das Papier einmal darum herum und franst es nun gleichmäßig aus. Die Mitte wird ein wenig auseinander gebogen und ein Stückchen gelbes, zerknittertes Seidenpapier dort festgeheftet. — Blumentüten geben ebenfalls eine niedliche Hülle. Dazu werden weiße oder, je nach der Farbe der herzustellenden Blumen, farbige, 10 cm im Quadrat messende Seidenpapier-Vierecke am obern Rand zur Hälfte in Form einer Blüte wie Heckenrose, Veilchen ꝛc. ausgeschnitten und dann eine spitze Tüte geklebt, in die man einen länglichen Bonbon steckt. Die ausgeschnittenen Blumenblätter werden nun so zurückgebogen, daß sie den süßen Inhalt kranzförmig umgeben, und, um noch hübscher zu wirken, mit Wasserfarben zart angetönt, damit man die Blüte besser erkennen kann. Einfacher und doch anmutig ist die folgende Umhüllung, zu der man ein weißes und einfarbiges Stück Seidenpapier von je 6 cm Breite und 17 cm Länge aufeinanderklebt. Den Rand rundet man ab und franst ihn 3—4 cm breit aus. Der Bonbon wird in die Mitte des Papiers gelegt, dieses fest um ihn herumgedreht und der Rand leicht auseinandergezupft. Reizend sehen endlich kleine, runde oder längliche Radieschenbonbons aus, welche man in dreieckige Stücke roten Seidenpapiers schlägt, sodaß sie ein Knöllchen und die Spitze des Papiers einen wurzelartigen Ausläufer bildet. Aus maigrünem Seidenpapier werden nun Blättchen geschnitten und diese oben angefügt und dann fünf solcher Radieschenbonbons zu einem Bündchen vereinigt. So bietet die geschmückte Tafel ein der Feststimmung entsprechendes, heiteres Bild, und die Hausfrau, die für den Schmuck wie die Genüsse der Tafel gesorgt hat, wird mit dem hübsch angeordneten Dessert noch besonderes Vergnügen bereiten.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Poesie und Prosa zur Altjahrsfeier.

Die Sylvestertafel.



Ebenso wie die Weihnachtstafel, wird die Hausfrau auch die Sylvestertafel reizvoll schmücken und es auf ihr nicht an allerlei bedeutungsvollen Scherzen und an Symbolen der Hoffnung und des Glückes fehlen lassen. Die Tafel wird am hübschesten ganz in weiß und grün mit Silberschimmer gedeckt. Auf dem weißen Tafeltuch breitet man in der Mitte leichten weißen Seidenstoff, den man mit silbernen Lamettafäden überspannt, aus und umgibt ihn mit einem schmalen Tannengewinde, in denen man Rosetten von Silberlametta und Christrosen angebracht hat. An den Ecken befestigt man volle weiße Bandschleifen, die mit Silberborte unten besetzt sind. Vor jedem Gedeck stellt man einen Halbbogen von Tannengrün auf. Diesen gewinnt man, wenn man Draht in passender Form biegt und unten auf zwei kleinen silberbronzierten Holzklötzchen mit Silberborte festbindet. Der Drahtbogen wird dicht mit Tannengrün umwunden und an ihm in der Mitte die Tischkarte, welche einen Glücksspruch oder ein glückspendendes Symbol zeigt, mit Silberband befestigt, zu beiden Seiten bringt man kleine weiße Kerzen an, die kurz vor dem Betreten des Eßzimmers angezündet werden. Unter den Tannenbogen auf den leeren Raum des Holzklötzchens stellt man irgend ein glückbringendes Symbol, das man aus Marzipan oder Schokolade in verschiedener Ausstattung kaufen kann. Auf dem einen Ende der Tafel bringt man eine Inschrift auf folgende Weise an. Man nimmt die nötige Zahl großer Garnrollen und erweitert auf der einen Seite das Loch in der Mitte soviel, daß man Wachskerzchen hineinstecken kann. Die vorgerichteten Rollen werden silbern bronziert und dann aus Weißblech kleine viereckige Stückchen geschnitten, mit einem passenden Loch versehen und über die in die Rollen geschobenen Kerzen gesteckt, um als Manschetten zu dienen und das Tropfen auf das Tafeltuch zu vermeiden. Die erhaltenen kleinen silbernen Leuchter werden so auf der Tafel aufgestellt, daß sie in lateinischer Druckschrift den Gruß „Glück zum neuen Jahr" ergeben. Vor dem Betreten des Zimmers werden die Kerzen angezündet.

Die Hauptsache für die Sylvestertafel aber sind die Aufsätze, welche das übliche Sylvestergebäck aufnehmen, zwischen die man allerlei Sylvesterscherze mischt. Sie lassen sich in verschiedener Form herstellen. Sehr hübsch ist die „Krone", zu der eine leere runde Weihnachtstortenschachtel die Grundlage bildet. Die Schachtel wird mit rosa Krepp-Papier umkleidet und zwar möglichst glatt, worauf man eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leere Weinflasche mit grünem Krepp-Papier umkleidet und der Länge nach dicht mit Knallbonbons umgibt. Das Krepp-Papier wird am Flaschenhals durch eine breite Seidenbandschleife zusammengehalten, sodaß es oben faltig ist und den Kork, mit dem die Flasche geschlossen ist, bedeckt. Von vier sich gegenüberliegenden Stellen der Tortenschachtel gehen vier, 50 cm lange und gebogene Drahtstäbe aus, die mit grünem Papier glatt umwunden werden. Diese unten gut befestigten Stäbe laufen über dem Kork der in der Mitte der Schachtel aufgestellten und ebenfalls gut befestigten Flasche zusammen, sodaß eine kronenähnliche Form entsteht. Wenn diese Bogenstäbe richtig angebracht sind, beklebt man sie reihenweise in gleichmäßiger Entfernung mit kleinen Knallbonbons. Wo die Stäbe zusammentreffen, erhebt sich in der Mitte des Korkes ein schillernder Strauß, zu dem nach oben strahlenförmig auslaufender Silberdraht mit Tütenknallbonbons hinaufgeführt wird, die anmutig mit ihren Metallwedeln herunternicken. Eine künstliche Rose bildet den Abschluß des Straußes, dessen Ansatz ein Strauß vierblättrigen Glücksklees mit Blüten deckt. Bunte Papierrosen, welche im Kelch Süßigkeiten bergen — man kann solche Rosen bei Feinbäckern kaufen — umgeben den Rand der Tortenschachtel und zwar so dicht, daß von der Schachtel nichts mehr zu sehen ist. Man füllt die Schachtel mit allerlei Sylvesterscherzen, auf die man das beliebte Sylvestergebäck häuft, um den eigentlichen Inhalt vorerst noch zu verdecken. Fast noch hübscher ist ein Glücksschiff, das von lauter kleinen Glücksschiffen umgeben wird. Das Glücksschiff trägt an sich, was es an Glückszeichen nur gibt und ist mit Scherzen und Süßigkeiten gefüllt. Man erhält die Grundform des Schiffes, wenn man es 70 cm lang und 15 cm hoch aus Karton schneidet und diese Form innen mit rosa und außen mit mattgrünem Krepp-Papier umkleidet. Die Außenseite wird mit buntfarbigen Knallbonbons bedeckt, der Rand ebenfalls mit solchen eingefaßt und ein rosa Seidenband, das man seitlich zur Schleife schließt, durch die Knallbonbons geschlungen. An einem in der Mitte des Schiffes befindlichen Mast befestigt man ein Segel, das man aus Silbergaze herstellt und mit goldenem Glückshufeisen und goldener Glücksspinne beklebt. Mit kleinen, in buntgekräuseltes Metallpapier gehüllten Bonbons umrandet man dieses Segel, das mit Silberfäden an dem 60 cm hohen Mast, der grün und silbern umwunden ist, befestigt wird. Am hinteren Ende des Schiffes wird eine Fahne aus farbigem, mit Sternen umrandeten Papier angebracht, die ein „Prosit Neujahr" als Inschrift trägt, eine kleinere Fahne mit der Zahl des kommenden neuen Jahres wird oben an der Spitze des Mastes angebracht. Ein großer silberner Hoffnungsanker am Bugspriet des Schiffes darf nicht fehlen, auch ein Glücksschwein, das mit einer Goldlast am Mastbaum lehnt, sowie große Sträuße von Glücksklee dürfen nicht vergessen werden, worauf man das fertige Schiff nach Belieben mit allen möglichen Dingen füllt. Umgeben wird das große Glücksschiff von lauter kleinen Nußschiffchen, die später beim Sylvesterorakel zum Schiffchenschwimmen benutzt werden. Man muß die Nüsse sauber ausputzen und ihren Rand golden bronzieren, dann befestigt man ein kleines Lichtchen in der Mitte der Nußschale und an diesem wieder ein dünnes Papiersegel mit





Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Namen der Gäste oder Familienglieder. Man füllt des reizvolleren Anblickes wegen die Nußschiffchen mit einigen leichten Blüten, die aber vor dem Schwimmenlassen entfernt werden müssen. Das Glücksschiff mit seinen kleinen Bootbegleitern sieht außerordentlich hübsch aus.

Allerliebst ist endlich auch ein „Japanaufsatz" für die Sylvestertafel. Dieser Tafelaufsatz ist 90 cm hoch, seine Grundform wird aus zwei einfachen zylinderförmigen Pappschachteln gebildet, die verschieden groß sind, aufeinander gestellt und auf einem Pappboden von 35 cm Durchmesser befestigt werden. Der untere Pappboden, der nicht allzuhoch sein darf, wird mit farbigem Krepp-Papier bekleidet, das am Rande zu Fransen eingeschnitten wird. Jede der Pappschachteln bekleidet man dicht mit Knallbonbons, die man am einfachsten durch Gummiringe daran festhält, welche durch Seidenband verdeckt werden. Zwischen den beiden Knallbonbonreihen befestigt man kleine japanische Fächer, über den oberen Knallbonbons jedoch fünf breite blattähnliche Formen, die man aus den japanischen Seidenbällen erhält, die in gefaltetem Zustande diese Gestalt haben. Durch den oberen Schachteldeckel bohrt man den japanischen Sonnenschirm, der an schmalen Leinenbändern innen festgeklebt wird, damit er nicht verrutschen kann. Sein Stock wird mit einigen Büschelknallbonbon, die aus den fünf Blättern hervorwachsen, verdeckt. An dem Schirm befestigt man kleine Lampions, die erleuchtet werden, und läßt Lametta wie einen Schleier den ganzen Tafelaufsatz umgeben. Man füllt den Aufsatz mit allerlei Scherzen und Gebäck.



Wem die Zeit zur Anfertigung der beschriebenen Tafelaufsätze fehlt, — und diese beanspruchen sie in großem Maße — der kann auch eine kleine, hübsch gewachsene Tanne als Träger von Sylvesterscherzen nehmen. Sie muß recht fest in einen Kübel gesetzt und dieser faltig mit einer Krepp-Papierhülle umgeben werden, die man darauf ganz dicht mit Knallbonbons besetzt. Diese letzteren heftet man lose mit passendem dünnen Seidenfaden, den man kreuzweise darüber leitet, auf der Hülle fest. An die Enden der Tannenzweige bindet man kleine Schleifen und befestigt nun die Sylvesterscherze an dem Bäumchen.

Was aber auch immer von den gegebenen Anregungen ausgeführt werden mag, stets werden sie der Sylvestertafel einen reizvollen Schmuck geben und bei Jung und Alt Freude erregen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Altjahrspunsch und Altjahrsbowle.

Wohl nirgend wird eins dieser beiden Getränke im deutschen Hause fehlen, wenn wir mit unseren Lieben und mit unseren Freunden im trauten Verein den letzten Abend des Jahres gemeinsam feiern, um in der Mitternachtsstunde das neue Jahr zu begrüßen.

Über die Grundregeln zur Punsch- und Bowlenbereitung haben wir in einem anderen Kapitel schon geredet, hier sollen einige treffliche Vorschriften zur Bereitung folgen und vom Darbieten des Sylvestertrunkes die Rede sein.

Familienpunsch. Man reibt auf 1 kg Zucker die Schale von 2 Zitronen ab, löst den Zucker in 1 Liter Wasser auf und gibt den Saft von 6 Zitronen, 2 Flaschen leichten, französischen Rotwein, ½ Liter kochend heißen Tee, der nur ganz schwach gezogen haben darf — etwa 1 Minute — und ½ Liter Rum hinzu, den man abbrennen muß. Dies Abbrennen ist schon bei den Grundregeln beschrieben. Der Punsch wird bis zum Kochen erhitzt, er darf aber nicht kochen und muß heiß genossen werden.

Haager Punsch. In 2 Liter kochend heißem, schwachen Tee läßt man 1 kg Kandiszucker sich auflösen und die fein abgeschälte Schale einer Zitrone und eine halbe Stange Vanille ausziehen. Dann gibt man 3 Flaschen Mosel- und 1 Flasche Rheinwein hinzu und brennt ½ Flasche echten alten Rum über dem Punsch ab. Zitronenschale und Vanille werden vor dem Auftragen entfernt.

Hochfeiner Jagdpunsch nach Rasmussen. In 1 Liter Wasser löst man drei Viertel kg weißen Kandiszucker, zu dem man die Schale einer Zitrone abgerieben hat, gibt den Saft von 2 Zitronen, vier Eßlöffel eingemachten Pfirsichsaft, 2 Flaschen Rheinwein und eine Flasche weißen Bordeaux hinzu und brennt nun eine Flasche Rum über dem Punsch ab. In den kochend heißen Punsch wird dann kurz vor dem Auftragen noch eine Flasche leichter Schaumwein gegossen und dann sofort der außerordentlich feine Sylvestertrunk serviert.

Marsala-Schaumpunsch. Man rührt 500 g feinen Zucker mit 10 Eigelb zu steifer Masse, unter die man langsam 1 Flasche Marsala mengt. Man schlägt nun beides zusammen recht gleichmäßig über gelindem Feuer, bis die schaumige Masse zu steigen anfängt und zieht sie dann sofort vom Feuer zurück. Man setzt das Schlagen noch eine Minute fort, um dem Punsch die zu seiner Vortrefflichkeit nötige Steifheit zu geben und gießt ihn in hohe, erwärmte Gläser, in denen er rasch serviert werden muß. Statt Marsala kann man auch Madeira nehmen, ebenso noch durch die Samen einer halben Schote Vanille diesen Punsch würzen.

Kalter, Lüneburger Punsch. In ½ Liter Wasser löst man unter wiederholtem Rühren 800 g Hutzucker, gibt 1 Flasche Rheinwein, den Saft von 8 Apfelsinen, 250 g kleingeschnittene frische Ananas, ½ Flasche Arrak, 1 Flasche Ungarwein, 1 Flasche Chablis und eine Flasche Burgunder hinzu. Der fertig zusammengemengte Punsch wird durch ein feines Tuch geseiht und mehrere Stunden in Eis gekühlt, bevor man ihn darbietet.

Prinz Heinrich-Schaumpunsch. Man läßt in 2 Flaschen gutem, roten Ungarwein, der nicht herbe sein darf, 600 g Zucker schmelzen und eine halbe Stange Vanille, sowie etwas Zitronenschale ausziehen, worauf man das Gewürz herausnimmt und die Flüssigkeit erhitzt. 12 Eigelb verquirlt man gut mit 1½ Liter weißem Wein und gießt sie an die heiße Flüssigkeit, die man indeß tüchtig schaumig schlägt. Wenn der Punsch heiß geworden ist, wird er sofort in erwärmte Gläser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefüllt und heiß dargeboten. Um den Punsch, wenn man ihn nicht sofort anrichten kann, heiß zu halten, wird er in ein Gefäß gefüllt, das man in kochend heißes Wasser stellt.

Württemberger Punsch. Eine Apfelsine preßt man aus, zwei Zitronen reibt man an 500 g Zucker ab und schält eine dritte, gibt den Zucker und die Schale der dritten Zitrone in ein Gefäß, gibt den Apfelsinensaft und den Saft von drei Zitronen hinzu, fügt 2 Flaschen guten Weißwein und ½ Liter Wasser zu und deckt das Gefäß zu. Man läßt alles zusammen einige Stunden stehen, seiht die Flüssigkeit durch, erhitzt sie und gibt zuletzt ½ Flasche guten Rum dazu.

Fruchtpunsch. Man kocht 500 g eingemachte Ananaserdbeeren mit einer halben Flasche Arrak unter stetem Umrühren auf, gibt 3 Flaschen heißen Weißwein hinzu und erhitzt den Punsch, der nicht kochen darf und unter den man zuletzt ganz vorsichtig eine Flasche leichten Schaumwein rührt.

Wo dem Altjahrspunsch eine feine Sylvesterbowle vorgezogen wird, sind die folgenden Rezepte empfehlenswert, sie geben die Herstellung von Bowlen an, die etwas stärker als die gewöhnlichen Sommerbowlen gehalten werden.

Kaiserbowle. Zwei Zitronen schält man fein ab, gießt ¼ Liter kochendes Wasser daran und läßt dies auf den Zitronen erkalten, worauf man es durchseiht und in die Bowlenterrine gibt. Man läßt 500 g Zucker sich in dem Zitronenwasser lösen, gibt dann 2 Flaschen schweren Rheinwein und 1 Flasche Arrak hinzu und stellt die Bowle einige Stunden auf Eis. Man fügt darauf 2 Flaschen Schaumwein zu und legt abgetropfte, eingemachte Erdbeeren in die Bowle, die recht kalt aufgetragen werden muß.

Bernsteinbowle. Vor der Bereitung dieser Bowle muß der dazu nötige Wein gehörig temperiert sein, man legt ihn zu diesem Zwecke einige Zeit kalt. Dann gießt man in die Bowle zwei Flaschen Rheinwein, zwei Flaschen Portwein und zwei Flaschen Schaumwein und rührt mit dem Bowlenlöffel alles durch. Man braucht zu dieser Bowle keine Zuckerzutat, die Bowle bekommt trotz der „Stärke" vortrefflich, wenn man reinen und guten Wein nimmt.

Englische Rotwein-Bowle. Man bereitet ½ Liter Zuckersyrup, dann nimmt man 3 Flaschen guten Rotwein, zwei Glas Kognak und zwei Gläschen Curacao, tut soviel von dem Zuckersaft hinzu, daß die Bowle genügend süß ist und legt 6 bis 8 dünne Scheiben Zitrone hinein. Die Bowle muß einige Stunden sehr kühl stehen, dann gibt man zuletzt noch 2 Flaschen Sauerbrunnen hinzu und serviert sie mit kleinen Stückchen Eis.

Derbybowle. Man versüßt drei Flaschen leichten Rheinwein mit ½ Liter Zuckersaft, gibt eine halbe Flasche Madeira und ¼ Liter Maraschino dazu und stellt die Mischung einige Stunden kalt. Sie wird vor dem Auftragen mit einer Flasche deutschem Schaumwein vermischt und möglichst in hohen Spitzgläsern dargeboten.

Ministerbowle. Eine kleine Ananas wird geschält, dann gerieben und in eine Porzellanschale gegeben. Man gibt 1 kg in kleine Stücke geschlagenen Zucker dazu und gießt ½ Flasche Arrak, ¼ Flasche Maraschino, den Saft von 2 Zitronen und 4 Apfelsinen dazu. Die Mischung muß zwei Stunden auf Eis stehen, sie wird durch ein feines Sieb gegeben und mit einer Flasche Schaumwein beim Auftragen versetzt.

Bombay-Bowle. Man legt in die Punschterrine eine in Scheiben geschnittene, geschälte frische Ananas, reibt 2 Zitronen an 500 g Zucker ab, gibt den Zucker auf die Ananas und gibt zwei in Scheiben geteilte Zitronen, vier ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zerlegte Apfelsinen und eine Flasche Sauerbrunnen dazu. Man mischt alles gut durcheinander, läßt es zugedeckt kalt stehen, bis der Zucker geschmolzen ist und gibt nun 1 Flasche Sherry, ½ Flasche Madeira, 2 Flaschen Rheinwein und ¼ Flasche Maraschino dazu. Die fertige Bowle wird durchgeseiht, zurückbehaltene eingezuckerte Ananaswürfelchen und abgetropfte Erdbeeren hineingetan und zuletzt 2 Flaschen Schaumwein hinzugegeben. Diese Bowle muß recht kalt serviert werden, sie ist von ganz vorzüglichem Wohlgeschmack.

Von den bekannten Bowlen, deren Zubereitung ohnehin jedes Kochbuch in genauer Beschreibung bringt, lasse ich hier die Rezepte fehlen.

Ob man aber am Altjahrsabend Punsch oder Bowle trinkt, immer sollte man diese Getränke sinnentsprechend kredenzen. Wer eine Bowle besitzt, wird in dieser natürlich Punsch oder Bowle anrichten, aber man muß das Gefäß hübsch verzieren. Um den Fuß der Bowle legt man ein schmales Tannengewinde, das man mit Goldlametta durchschlingt. In diesem Gewinde befestigt man etwa vier bis sechs licht rosa Bandenden, die man zum Rande der Bowle hinaufleitet und dort durch Efeuranken, die sich von einem Bandende zum folgenden schlingen, zusammenhält. Um die Bowle, etwa in der Mitte, läßt man ein breiteres Band gehen, das in einer vollen Bandschleife endet. Dieses Band hält die hochstrebenden Bänder fest, es wird mit Christrosen regellos besteckt. Auch der Deckel der Bowle erhält ein Tannengewinde, das mit goldener Lamettaguirlande durchflochten und geschlossen wird. Eine solche Bowle sieht reizend aus, sie läßt den in ihr enthaltenen Sylvestertrunk noch einmal so gut munden.

Wer aber keine Bowle sein eigen nennt, der kann das Frohsinn spendende Altjahrsgetränk einfach in einen großen Steintopf schütten und diesen in einen ausgehöhlten großen Kürbis setzen. Dieser Kürbis muß rund sein, das obere Drittel wird hübsch gerade abgeschnitten, es dient als Deckel, während der untere ausgehöhlte Teil den Steintopf aufnimmt. Einen schönen Tannenzweig bestreut man mit Silberschnee und überspinnt ihn mit Silberlametta, worauf man ihn mit Draht am unteren Teile des Kürbis befestigt. Aus farbigem Bast, den man in allen Blumengeschäften kaufen kann, wird eine volle Schleife geschlungen, die man unten am Tannenzweig befestigt, von ihr aus läßt man ein Bastende in genügender Länge bis zum Stiel des Kürbisdeckels gehen, schlingt es in kleinerer Schleife um den Stiel und verbindet auf diese Weise den hohlen Kürbisbowlenbehälter mit dem Deckel, ihm zugleich reizvollen Schmuck verleihend.

Um die Stiele der Bowlengläser schlingt man ebenfalls schmales Seidenband, das man zur Schleife schließt. Auf dieser Schleife befestigt man in Goldlametta eingehüllt, ein aufgerolltes kleines Zettelchen, das auf der einen Seite einen orakelhaften Glücksspruch für das neue Jahr, auf der anderen Seite eine Zahl trägt, welche die Nummer eines kleinen Neujahrsgeschenkes bedeutet. Wenn das neue Jahr eingeläutet worden ist und wir uns mit den gefüllten Bowlengläsern alles Glück gewünscht haben, werden die Zettelchen entfaltet, sie bringen dann den Frohsinn der letzten Stunden im alten Jahr hinein ins neue Jahr und dieser möge in dem ganzen Jahre allen, welche den kleinen Scherz nachahmen, blühen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pikante Schnittchen zu Punsch und Bowle.

Neben dem üblichen Sylvestergebäck reicht man neuerdings auch allerlei kleine pikante Schnittchen zu Punsch und Bowle, die besonders den Herren, aber auch vielen Damen willkommen sind, denn mit süßem Gebäck bekommen weder Punsch noch Bowle sonderlich, die trefflich vertragen werden, wenn man die verschiedenen belegten Schnittchen zu ihnen sich munden läßt. Von diesen pikanten Schnittchen sind aber den meisten Hausfrauen nur wenige bekannt, während man sie in reichster Auswahl bieten kann und in vielen Fällen noch zu ihrer Herstellung kleine Reste zu benutzen vermag, die sonst kaum verwendbar sind. Die folgenden Vorschriften dürften die Leserinnen davon überzeugen.

Pastaschnittchen. Man wiegt etwa 5 von Haut und Gräten befreite Kieler Sprotten, rührt drei harte Eigelb durch ein Sieb und hackt einen Eßlöffel Kapern und etwas frische Petersilie. Alle diese Zutaten werden mit 125 g schaumig gerührter Butter vermischt und geröstete Weißbrotscheiben mit ihnen dick bestrichen.

Rettig- oder Radieschenbrötchen. Man reibt Rettig oder feine Radieschen auf dem Reibeisen fein, vermischt sie mit schaumig gerührter Butter, etwas Salz, feinem Pfeffer und ein wenig dicker frischer Sahne und bestreicht damit die gerösteten Weißbrotscheiben.

Bunte Schnittchen. Gleichmäßig zurecht geschnittene, geröstete Weißbrotschnittchen bestreicht man mit Sardellenbutter und belegt diese Schnittchen abwechselnd mit gehacktem harten Eigelb und Eiweiß. Über die gelben Schnittchen streut man gewiegten Schnittlauch, über die weißen legt man gitterartig Sardellenstreifen.

Resterschnittchen. Reste aller Art von Braten, Geflügel, Schinken und Zunge hackt man, jedes für sich, ganz fein. Dann röstet man Weißbrotschnittchen, bestreicht sie mit Butter, die man mit etwas Mostrich verrührte, und bestreut diese bestrichenen Brotscheiben in buntem Durcheinander mit den gewiegten Resten.

Gestreifte Käsebrötchen. Man nimmt Scheiben von englischem Kastenbrot und Schnitten von Pumpernickel, die man beide dick mit Butter bestreicht, welche mit geriebenem Kräuterkäse vermischt wurde. Diese bestrichenen Schnitten werden abwechselnd übereinandergelegt, bis sie die Stärke von zwei Fingern haben. Alle Ränder müssen genau passend zurechtgeschnitten werden, worauf man von dem dicken Brot, das entstanden ist, schmale Streifen schneidet, die man zwischen den anderen belegten Brötchen verteilt.

Pyramidenschnittchen. Geröstete Brotscheiben werden mit Sardellenbutter bestrichen und dann in der Mitte pyramidenförmig mit Eierscheiben belegt. Um diese herum legt man in Haufen Kapern und kleine eingemachte Champignons.

Russische Schnittchen. Recht gleichmäßig geschnittene Scheiben von Weißbrot werden gleichmäßig geröstet und mit frischer Butter bestrichen, wenn sie erkaltet sind. Man schabt alsdann rohes Rindfleisch fein und vermischt es mit Kaviar, verteilt diesen Belag auf den bestrichenen Brotscheiben und verziert sie mit mohnblattdünnen ausgezackten Zitronenrädchen.

Viktoriaschnittchen. Pumpernickelscheiben bestreicht man dick mit Sahnenbutter, belegt sie schichtweise mit harten Eierscheiben und feingeschnittenem zarten Salat — nur die innern ganz zarten Blätter lassen sich gebrauchen — und bedeckt sie kreuzweise mit entgräteten Sardellenstreifen.

Adelheidbrötchen. Aus Weißbrot sticht man runde Scheiben aus, die man in Butter röstet. Man wiegt abgelöstes kaltes Hühnerfleisch und gekochten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schinken zu gleichen Teilen, vermischt beides mit dicker Mayonnaise und streicht es auf die Brötchen. Obenauf legt man eine harte Eierscheibe, deren Gelb man entfernt, worauf man den erhaltenen weißen Kranz mit Kaviar füllt.

Farceschnittchen. Übrig gebliebenes Geflügel oder Kalbsbraten wiegt man mit gleichen Teilen gekochtem Schinken oder Zunge fein, sodaß man etwa 375 g davon erhält. Man reibt dann Chesterkäse, bis man 5 Eßlöffel voll hat, mischt ihn unter das Fleisch und rührt alles nebst einem Löffel Mostrich und einer Messerspitze Cayenne unter 250 g schaumig gerührte Butter. Die gewonnene Farce wird auf geröstete Weißbrotscheiben gestrichen und diese mit Streifen von Pfeffergurken und Kapern belegt.

Tigeraugen. Ziemlich dicke Weißbrotscheiben werden ausgehöhlt, sodaß ein dünner Boden und ein halbfingerbreiter Rand bleibt, worauf man die erhaltenen Ringe goldbraun röstet. Man füllt in die Mitte des Randes etwas Fischmayonnaise, die man aus kleinen Resten herstellt, und den leer gebliebenen Rand mit Kaviar. Diese Tigeraugen vertragen nicht das Stehen, sie müssen sofort serviert werden.

Englische Schnittchen. Geröstete Weißbrotscheiben bestreicht man mit Butter, die man mit etwas englischem Senf vermischt und belegt sie mit feingeschnittenem Roastbeef. Auf dieses Roastbeef legt man in feine Scheiben geschnittene Salz- oder Senfgurken und darüber eine zweite, mit Senfbutter bestrichene Weißbrotscheibe. Aus diesen Doppelscheiben schneidet man viereckige Schnitte.

Helgolandschnittchen. Von kaltem Kalbsbraten schneidet man dünne Scheiben, deren gebräunten Rand man entfernt und die man zu länglichen Vierecken zurecht schneidet. Man bestreicht diese Kalbfleischscheiben mit Butter, unter die man gewiegte Petersilie mischt und belegt sie mit feinen Streifen gut gewässerter gerösteter Sardellen. Weißbrotscheiben, welche man in gleicher Form und Größe wie die Bratenscheiben schneidet, werden mit dickem Tomatenbrei bestrichen und auf den Kalbsbraten gelegt, worauf man die Schnittchen, den Kalbsbraten nach oben anrichtet und mit gehackter Fleischsulze garniert.

Moderne Schnittchen. Man zerschneidet 75 g geräucherten Lachs ganz fein, zerdrückt es dann möglichst und verrührt ihn mit 2 hartgekochten geriebenen Eigelb, einem Teelöffel voll gewiegter Kapern und 45 g Butter. Die erhaltene Masse wird durch ein Sieb gestrichen, mit etwas Cayenne vermischt und auf geröstete Weißbrotscheiben gestrichen, die man mit etwas feingewiegtem Kerbel bestreut.

Bremer Schnittchen. Man bestreicht entweder Schwarzbrot- oder Weißbrotscheiben, die man zierlich zurecht geschnitten hat, mit Butter, legt auf die Hälfte der Scheiben eine passend zurechtgeschnittene Scheibe Schinken und deckt die anderen Brotscheiben darüber. Auf die erhaltenen Doppelschnittchen legt man ein Stück frischen oder eingemachten Hummer, bestreicht ihn erhaben mit dicker Mayonnaise und garniert die Schnitten mit Kapern und Sardellenstreifen.

Warschauer Schnittchen. Gleichmäßig zurechtgeschnittene Pumpernickelscheiben werden mit Butter bestrichen und jede Scheibe durch einen Strich in zwei gleiche Hälften geteilt. Ein Drittel der Scheiben wird auf der einen Hälfte mit gehacktem harten Eiweiß, auf der andern mit gewiegtem Schnittlauch belegt. Das zweite Drittel bedeckt man zur Hälfte mit gehacktem Eigelb und zur Hälfte mit Sardellenstreifen, und das letzte Drittel wird halb mit Streifen von Schinken und halb mit ganz fein geschnittenem Kalbsbraten belegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verschiedene Salate für die Sylvesterabendtafel.

Daß ein pikanter Salat am Sylvesterabend aufgetischt wird, ist eine weit verbreitete Sitte, die sich aus dem Verlangen erklärt, dem Magen nach all' den vielen süßen Herrlichkeiten, welche das Weihnachtsfest bringt, eine Auffrischung zuteil werden zu lassen. In weitaus den meisten Fällen ist der „Heringssalat" der eigentliche Sylvestersalat, den die Hausfrau aus alter, lieber Gewohnheit zu diesem Abend zubereitet, trotzdem der Hausherr hin und wieder einmal schüchtern nach einem anderen pikanten Salat Verlangen trägt. Viele Hausmütter kennen solche Salate nur in sehr beschränkter Auswahl, ich gebe ihnen verschiedene Vorschriften, um sie zu ermutigen, auch einmal etwas „anderes" als den Heringssalat zum Abendmahl am Altjahrsabend aufzutischen.

Wildsalat. Reste von Wildbraten aller Art geben einen trefflichen Salat. Man löst das Fleisch vorsichtig von den Knochen, schneidet es in feine Scheiben und beizt diese eine Stunde verdeckt in Öl und etwas Zitronensaft. Aus feinstem Erdnußöl, einigen Eßlöffeln lauwarmem Aspik, den man aus aufgelöstem Fleischextrakt, Madeira und weißer Gelatine hergestellt hat, bereitet man nebst Essig, etwas Johannisbeergelee, einer geriebenen Schalotte, etwas gewiegter Petersilie, dem nötigen Salz und Pfeffer eine gute Sauce, mit der man den Wildbraten gut verrührt. Er muß mit der Sauce einige Zeit durchziehen, dann wird er mit aufgerollten Sardellen, Mixedpickles und gehackter Fleischsulz verziert.

Mailänder Salat. Kaltes Roastbeef, gebratenes Geflügel oder Kalbsbraten zu gleichen Teilen und die Hälfte Pökelzunge werden in feine Streifen zerschnitten. Auch eine große Knolle gekochter Sellerie wird ebenso zerteilt, gekochter Blumenkohl in einzelne Röschen zerlegt, Tomaten in feine Scheiben geschnitten und drei eingemachte Trüffeln und sechs eingemachte Oliven in Streifen zerlegt. Alle die verschiedenen Zutaten mischt man miteinander und mariniert sie in Öl und Zitronensaft einige Zeit. Eine schöne Remouladensauce wird indeß bereitet, die abgetropften Sachen damit vermischt und angerichtet. Man bestreut den Salat mit gewiegten harten Eiern und gehackten feinen Kräutern und umlegt ihn kranzförmig mit aufgerollten Sardellen, deren Höhlung man mit kleinen Perlzwiebeln und Kapern abwechselnd füllt.

Bunte Salatschüssel. Eine flache Kristallschüssel wird kranzförmig mit den verschiedensten Dingen belegt. Der erste Kranz wird aus Cervelatwurstscheiben, der zweite aus gewässerten und entgräteten, in zierliche Streifen geschnittenen Heringen, der dritte aus gewiegtem, harten Eigelb, der vierte aus verlesener Brunnenkresse, der fünfte aus gehacktem Eiweiß, der sechste aus Scheiben von Pökelzunge, der siebente aus Kalbs- oder Geflügelbratenscheiben, der achte aus eingemachten Krabben und der neunte aus kleinen Radieschen gebildet. Man bereitet dann eine gute Salatsauce mit Zusatz von etwas saurer Sahne und Mostrich, gießt diese über die verschiedenen Bestandteile der Salatschüssel und verziert zuletzt die Mitte mit Salatherzchen, die man leicht durch Öl und Essig gezogen hat.

Gemischter Salat. Auf bekannte Weise wird mit Öl, Essig, Salz, Pfeffer und einer Prise Zucker ein in feine Scheiben geschnittener Selleriesalat bereitet, den man einige Zeit durchziehen läßt. Währenddessen bereitet man eine Remouladensauce. Der Selleriesalat, der nur ganz wenig Sauce haben darf, wird bergförmig in der Mitte einer Schüssel angerichtet. Er wird kranzförmig mit Scheiben von Cervelatwurst und hart gekochten Eiern, die man abwechselnd auflegt, umgeben und diese Zutaten mit der Remouladensauce überfüllt. In die Mitte des Sellerie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berges stellt man ein Sträußchen Petersilie oder ein Bukett aus zu Rosen geschnittener Radieschen. Die ganze Schüssel wird zuletzt leicht mit fein gewiegten Kräutern bestreut.

Feinschmeckersalat. Man gebraucht mehrere Dutzend schöne Austern hierzu, die man öffnet, von den Bärten befreit und in heißem Wasser steif werden läßt. Wenn die Austern erkaltet sind, werden sie mit eingemachten Garnelen vermischt. Man schneidet vier in Rotwein gekochte Trüffeln und 20 in der Schale gekochte Salatkartoffeln in Scheiben und vermischt alle Zutaten miteinander. Mit einer Mayonnaise, der man eine Messerspitze Mostrich zufügt, werden die Bestandteile des Feinschmeckersalats vermischt, angerichtet und mit ausgezackten Zitronenspältchen, Trüffelstreifen, Salatblättern und Garnelen ausgeputzt.

Landsknechtsalat. 20 Stück in der Schale gekochte, geschälte Kartoffeln, 2 geschälte Salzgurken, 500 g gebratene Rindslende, 200 g gekochten Schinken, 100 g geräucherten Lachs und 100 g mild gesalzene Cervelatwurst schneidet man in Würfel. Man mengt den Salat mit Öl, Essig, etwas Mostrich, einer Prise Pfeffer und feinem Zucker, einer gewiegten Zwiebel und gewiegten, feinen Kräutern an, läßt ihn einige Zeit durchziehen und garniert ihn mit pflaumenweich gekochten halben Eiern.

Hummersalat auf verschiedene Art. Den Hummersalat, zu dem man sehr gut eingemachten Büchsenhummer, der aber nur bester Qualität sein darf, nehmen kann, vermag man auf verschiedene Weise zu bereiten und mehr oder minder reich zu gestalten. Am einfachsten bereitet man ihn mit einer Mayonnaise, mit welcher man ihn vermischt, worauf man ihn anrichtet und mit grünen Salatherzchen garniert. Sehr wohlschmeckend ist der Hummersalat mit Kalbsmilch. Man mischt dazu das in zierliche Stückchen zerlegte Hummerfleisch mit gekochter, in Scheiben geschnittener Kalbsmilch und abgetropften, eingemachten Spargelköpfen und vermengt diese Zutaten mit einer schönen Remouladensauce. Der Salat wird mit Salatherzchen garniert. Ebenso fein ist ein gemischter Hummersalat. Zu ihm schneidet man drei bis vier Trüffeln, 6 eingemachte Artischockenböden, 10 eingemachte Spargel, 10 gekochte Kartoffeln, eine Salzgurke, drei hart gekochte Eier, sowie das Fleisch eines größeren Hummers in Würfel, mariniert alles eine Weile in Öl und Essig und richtet es dann bergförmig an. Das Ganze wird mit einer Mayonnaise überfüllt und mit gehackter Fleischsulz, gewiegten, feinen Kräutern und Salatherzchen ausgeschmückt. Einfach und doch wohlschmeckend ist der Hummersalat mit Eiern und jungen Erbsen. Man muß eine Büchse zarter, junger Erbsen in Salzwasser erhitzen, abtropfen lassen, eine kurze Zeit in Öl und Zitronensaft beizen und dann nebst reichlich hart gekochten, würfelig geschnittenen Eiern dem ebenso zerteilten Hummerfleisch zusetzen. Die verschiedenen, miteinander gemischten Zutaten werden mit einer Remouladensauce angemengt. Sehr fein ist der Hummersalat mit Kaviar. Zu ihm wird der vorgerichtete Hummer in hübsche Stückchen zerteilt und mit einer Mayonnaise vermischt, die man mit gewiegter Petersilie und Estragon gewürzt hat. Man richtet den Salat an und umgibt ihn mit einem Kranz hart gekochter Eier, die man der Quere nach halbiert und anstelle des herausgenommenen Eigelbs mit Kaviar gefüllt hat.

Englischer Hühnersalat. Man schlägt eine halbe Tasse dicker, süßer Sahne zu Schaum, gibt zwei Eigelb, den Saft einer Zitrone, einige Löffel feinstes Öl, etwas Mostrich, Salz und Cayenne hinzu, sodaß man eine dicke, wohlschmeckende Sauce erhält. Hühnerfleisch, das man behutsam aus Haut und Knochen löst, wird in Würfel geschnitten und auch ein bis zwei Knollen schöner, gekochter, in Wasser abgekühlter Sellerie ebenso zerteilt. Man mischt beide Bestandteile des Salates miteinander

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und rührt sie behutsam unter die Sauce. Mit hart gekochten Eiervierteln und gewiegten Sellerieblättchen wird der Salat verziert.

Salat nach Meyerbeer. Man nimmt Blumenkohl, der in einzelne Röschen zerteilt wird, eingemachte Champignons, die man ebenso wie eingemachte Artischockenböden in Scheiben schneidet, Karotten und Zwiebeln, die ebenso zerteilt werden und Rosenkohl. Die frischen Gemüse werden in Salzwasser weich gekocht, abgekühlt und gut abtropfen gelassen. Man vermischt sie mit den eingemachten Gemüsen, beträufelt alles mit etwas Öl und Zitronensaft und läßt es eine halbe Stunde verdeckt stehen. Indeß bereitet man eine gute Remouladensauce. Mit ihr werden alle Gemüse vermischt, wobei man einige kleine Blumenkohlröschen und Rosenkohlköpfchen zum Ausputzen des Salates zurück behält. Man richtet den Salat erhaben an, rollt dann dünne Scheiben geräucherten Lachs und dünne Scheiben Ochsenzunge tütenförmig auf, stellt sie um den Salat und füllt diese Tüten abwechselnd mit Blumenkohl- und Rosenkohlröschen.

Fischsalat mit Gemüsen. Von blau gekochtem Fisch kann man zu diesem Salat alle Reste trefflich verwenden, es schadet auch dem Wohlgeschmack des Salates nicht im geringsten, wenn man verschiedene Sorten Fisch benutzt. Man löst den Fisch sorgsam aus Haut und Gräten und teilt ihn in zierliche Stücke. Vorher hat man frische, in Salzwasser gekochte Gemüse, wie: Blumenkohl, Rosenkohl, Karotten, fein geschnittene Wirsingherzen, wie auch eingemachten Spargel, Champignons, Wachsböhnchen und dergleichen zerschnitten, zerteilt und einige Zeit in Öl und Zitronensaft gebeizt. Diese Zutaten vermischt man nun mit dem zerteilten Fisch. Der Salat wird mit einer Mayonnaise angemengt und recht reich mit Kopfsalatherzchen, Krebsschwänzen, harten Eiervierteln, Pfeffergurkenscheiben, Oliven, kleinen Maiskölbchen, Garnierkirschen und Perlzwiebeln ausgeschmückt.

Jägersalat. Von gebratenem Wildgeflügel löst man alles Fleisch, zieht die Haut ab, schneidet es in zierliche Stücke und legt das Fleisch etwa 20 Minuten in Rotwein. Gekochter, abgekühlter Sellerie, eingemachte Artischockenböden, hart gekochte Eier, einige Trüffeln und zwei bis drei kleine, runde rote Rüben werden in Scheiben geschnitten und mit dem abgetropften Wildgeflügelfleisch vermischt. Man richtet den Salat in einer Glasschüssel auf einer Unterlage von Endivien an, gießt eine Sauce aus Öl, Essig, Salz, Pfeffer und einer Prise feinem Zucker über den Salat und bestreut ihn zuletzt mit etwas gehackter Petersilie. Er wird mit ausgekernten, eingemachten Oliven umkränzt.

Kaviarsalat ist hochfein, muß aber von gutem Astrachan-Kaviar bereitet werden. Man nimmt ¼ Kilo von diesem Kaviar und reibt ihn in einer Porzellanschale so lange, bis er ganz fein ist und sich durch ein Sieb treiben läßt. Der gewonnene Saft wird mit Öl, Zitronensaft und einer geriebenen Schalotte zu einer dickflüssigen Sauce gerührt. Man schneidet dann in der Schale gekochte Salatkartoffeln und hart gekochte Eier zu gleichen Teilen, wenn sie lauwarm sind, in Scheiben und legt abwechselnd Kartoffeln, Sauce, Eier, Sauce und so weiter in derselben Reihenfolge in eine Salatschüssel. Der Salat muß einige Stunden kühl stehen, bevor er angerichtet wird. Er darf nicht umgerührt werden und wird mit gerösteten, kleinen Brotscheiben und ausgezackten Zitronenspältchen garniert.

Barbara-Salat. Einige Stangen englischen Sellerie, zwei Kopf-Endivien, zwei gekochte Knollensellerie und zwei gekochte rote Rüben schneidet man in feine Streifen, die man eine Stunde in Öl, Essig, Salz und Pfeffer legt. Man gibt jetzt ebenfalls in feine Streifen geschnittene Rinderzunge und gekochten Schinken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehrere säuerliche, fein geschnittene Äpfel und hart gekochte Eier hinzu, vermischt alle Zutaten leicht miteinander, wobei man noch etwas Mostrich und Rotwein der Sauce zufügt und reichlich gehackte, feine Kräuter nicht vergißt. Man läßt den Salat einige Stunden durchziehen und richtet ihn erhaben an. Er wird mit halben Eiern, die man abwechselnd mit heller und dunkler Fleischsulz füllt und mit Kapern bestreut, verziert.

Minervasalat. Man schneidet in der Schale gekochte Salatkartoffeln nach dem Abziehen in Scheiben. Ebenso zerteilt man Tomaten, die man ebenfalls schält, gekochte Ochsenzunge und einige Trüffeln, sowie rohen, englischen Sellerie. Man richtet nun auf einer passenden Salatschüssel die Kartoffeln hügelartig in der Mitte an und legt abwechselnd Ochsenzunge, Sellerie, Trüffeln und kleine, recht grüne, vorher abgekochte Haricot-verts herum. Die Tomatenscheiben bilden den Schluß. Man bereitet eine Mayonnaise, mit der man den Salat überzieht und garniert ihn mit Krebsschwänzen und jungen Endivien.

Pariser Salat. Zehn große Kartoffeln werden in der Schale gekocht, in feine Scheibchen geschnitten. Auch Bratenreste beliebiger Art in buntem Durcheinander zerschneidet man in längliche Streifen, ebenso zerteilt man etwa 250 g Ochsenzunge. Die genannten Zutaten werden miteinander vermengt. Man vermischt 1/8 Liter Wasser, in dem man 4 g Liebig's Fleischextrakt aufgelöst hat, nebst einem Teelöffel Zitronensaft und 1 Eßlöffel Öl, gießt dies über die Zutaten und läßt sie verdeckt eine Stunde stehen. Indessen bereitet man eine gute Mayonnaise, auch schneidet man noch sechs feste, reife Tomaten, vier abgebrühte Zwiebeln und vier hart gekochte Eier in Scheiben. Die gebeizten Bestandteile werden mit den in Scheiben geteilten Sachen und der Mayonnaise recht behutsam verrührt und dann sofort angerichtet. Zum Ausputz verwendet man in dreieckige Stückchen geschnittene Ochsenzunge, großblätterige Kresse oder Kopfsalatherzchen, sowie Eierschnitzchen.

Norwegischer Salat. Alle Bestandteile des Salates werden in große Würfel geschnitten. Man nimmt weiches Suppenfleisch, Rauchfleisch, geschälte, in der Schale gekochte Salatkartoffeln, einige rote Rüben und säuerliche Äpfel, mehrere hart gekochte Eier, sechs bis acht gewässerte Sardellen, einige grob gehackte Pfeffergurken, 1 Eßlöffel voll Kapern und reichlich gehackte Petersilie und gewiegten Schnittlauch. Alle Zutaten werden mit Öl, Essig, Salz und Pfeffer vermengt, nachdem man sie zusammengemischt hat. Man umlegt den Salat mit frischen, aus der Schale gebrochenen, von den Bärten befreiten Austern und umgibt diese mit einem Kranz gut verlesener, mit Öl, Essig, Salz und einer Prise Pfeffer vermischten Brunnenkresse.

Dänischer Gemüsesalat. 20 Stück in der Schale gekochte Kartoffeln, 2 große, gekochte Sellerieknollen, 8 Artischockenböden, 4 eingemachte Trüffeln, 375 g eingemachter Spargel und ein Kopf Blumenkohl gehören zu diesem Salat. Alle Zutaten werden zierlich in Streifen geschnitten und eine Weile in Öl, Essig, Salz, Peffer und gewiegter Petersilie gebeizt, gut abtropfen gelassen und dann in einer Glasschale angerichtet. Der Salat wird mit einer Remouladensauce übergossen und darauf recht bunt und reich garniert.

Holländischer Familiensalat. Man nimmt zu gleichen Teilen kalten Kalbsbraten und Rinderbraten, wiegt dann mehrere, eingemachte Gurken gröblich, hackt acht hart gekochte Eier ebenso und streicht 10 Stück in der Schale gekochte, abgeschälte Kartoffeln durch ein grobes Sieb. Man mischt diese Zutaten nebst einer Tasse klein geschnittener Perlzwiebeln und Kapern untereinander und verrührt sie dann mit Essig, Öl, etwas Mostrich, Salz und Pfeffer, worauf man den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Salat erst einige Stunden ziehen läßt, bevor man ihn, mit Eiwürfeln, Gurkenstreifen und Krebsschwänzen garniert, anrichtet.

Prinzensalat. Das Fleisch eines gebratenen Kapauns wird von den Knochen gelöst und in Würfel geschnitten, ebenso zerteilt man ein Stück saftigen Kalbsbraten von 375 g Gewicht. Eine Büchse bester Hummer wird geöffnet und das Hummerfleisch klein geschnitten. Man vermischt alle klein geschnittenen Zutaten mit einer Dose eingemachtem, würflig geschnittenem Brechspargel, mit einer kleinen Büchse Kaiserschoten und einem kleinen Kopf Blumenkohl, der gekocht, abgekühlt und in Röschen zerlegt wird. Alle Sachen werden mit Öl, Essig, etwas Rotwein, gewiegten feinen Kräutern, Salz und Pfeffer gut vermischt und einige Stunden ziehen gelassen. Aus Fleischbrühe, Wein, Zitronensaft, Fleischextrakt und aufgelöster Gelatine wird ein klares Fleischgallert bereitet und zum Erstarren in eine mit Mandelöl ausgestrichene Randform gefüllt. Beim Anrichten wird der Aspikring gestürzt und der Salat bergförmig in der leeren Mitte aufgehäuft. Man garniert zuletzt die Schüssel mit Mixed pickles und Kaviar.

Feinschmeckersalat II. Kartoffeln, welche nicht mehlig sind, werden in leichter Fleischbrühe gar, aber nicht zu weich gekocht, abtropfen gelassen und in Scheiben geschnitten. Einige Trüffeln, sowie eine halbe gekochte Pökelzunge schneidet man ebenfalls scheibig, vermischt sie mit den Kartoffelscheiben und gibt sie auf eine flache, aber etwas vertiefte Schüssel. Der Salat wird mit einer Kräutersauce überfüllt und dann mit einem Kranz von Gänseleberscheiben, die mit gehackten Trüffeln bestreut werden, umgeben. Die Mitte wird mit frischen, in Salzwasser eben steif gemachten Austern bedeckt und dann noch etwas Kräutersauce über diese Sachen gefüllt, worauf man den Salat zuletzt mit fein gewiegten Trüffeln und Zunge bestreut.

Lachssalat auf russische Art. Der frische Lachs wird gekocht — man braucht zu einer mittelgroßen Schüssel 500 g — und nach dem Erkalten in große Würfel geschnitten. Man zerschneidet in gleicher Weise einige Pfeffergurken, eine kleine Büchse eingemachte Champignons, sechs eingemachte Artischockenböden, eine große, gekochte, abgekühlte Knolle Sellerie, eine frische Gurke und teilt einen Kopf gekochten, erkalteten Blumenkohl in Röschen. Alle Zutaten werden vermischt und mit Öl, Zitronensaft, Essig, gewiegten, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer und Kapern angemengt. Man garniert den erhaben angerichteten Salat abwechselnd mit Vierecken von roten Rüben und hartem Eiweiß.

Salat nach Chamberry. Recht feste, große Tomaten höhlt man behutsam von der Stielseite aus, legt sie eine kurze Zeit in eine Marinade und zerschneidet indeß eine Büchse feinsten Kronenhummer, einige Artischockenböden, einige Pfeffergurken und 10—12 grüne, abgekochte, eingemachte Böhnchen in Würfel. Man muß alle Zutaten miteinander mischen, dann mit einer recht steifen Mayonnaise anrichten und in die abgetropften Tomaten füllen. Grüne Kopfsalatblättchen oder Endivien, die man durch Öl mit Zitronensaft zieht, bilden die Unterlage für die gefüllten Tomaten, die man mit Kapern noch bestreut.

Salat Métropole. Aus $^2/_3$ Öl und $^1/_3$ Essig rührt man nebst 4 Eßlöffeln Fleischsaft, einem halben Eßlöffel Mostrich, einem großen Eßlöffel dicker, saurer Sahne, Salz und Pfeffer eine dickliche Sauce. In diese Sauce tut man in kleine Stückchen zerteilten Büchsenhummer, in Würfel geschnittenes, kaltes Puterfleisch, sechs scheibig geschnittene, eingemachte Champignons, etwas fein geschnittenen Schinken und kleine Krebsschwänze. Man füllt eine Salatschüssel mit der Hälfte des Salates, bedeckt ihn mit hellen Kopfsalatblättchen, gibt die zweite Hälfte darüber und bedeckt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch diese mit Salatblättchen. Man bestreut die Oberfläche mit Kapern, überfüllt sie darauf mit dicker Mayonnaise und bestreut diese wiederum mit gröblich gewiegten Trüffeln.

Alexandrasalat. In ganz feine Streifen schneidet man eine erkaltete Sellerieknolle, eine große, rohe Selleriestange, einige Kopf-Endivien und einige Scheiben roter Rüben. Diese Zutaten werden miteinander gemischt und müssen mit Öl, Zitronensaft und einer Messerspitze Mostrich eine Stunde lang durchziehen, bis sie diese Mischung eingesogen haben. Man schneidet indeß 500 g gekochten Schinken, fünf eingemachte Champignons und zwei saure Äpfel ebenfalls ganz fein und bereitet auch eine Mayonnaise. Alle Bestandteile werden miteinander gemischt und mit der Mayonnaise vermengt. Man bestreut den Salat mit gewiegten, feinen Kräutern und umgibt ihn abwechselnd mit feinen Scheiben gekochter Salatkartoffeln und roter Rüben, die einen weißroten Kranz um ihn bilden.

Garnelensalat. Man schält 2 Liter Garnelen, häuft sie bergförmig in der Mitte einer Schüssel auf, umgibt diesen Haufen zunächst mit einem Kranz von gehacktem Eiweiß, dann mit geriebenem Eigelb und zuletzt mit zerschnittenen, mit Essig und Öl vermischten Kopfsalatherzen. Dann bereitet man eine gute Remouladensauce und gibt diese nebenher. Würde man die Garnelen mit der Sauce mischen, so würden sie hart werden.

Kalbsbratensalat. Man schneidet 300 g Kalbsbraten in feine Scheiben. — 3 Eigelb werden mit 8 g Mehl, Salz, etwas Pfeffer, 2 Löffel Öl, 1½ Teelöffel Mostrich, 2 Löffel Milch und 4 Löffel Bouillon aus Liebig's Fleischextrakt zur Sauce verquirlt, die man über dem Feuer rührt, bis sie dick ist. — 1 Aziagurke und einige saure Champignons zerschneidet man und mengt sie nebst Kapern und Perlzwiebeln unter den Braten, der mit der Sauce in eine Schale gefüllt wird, wobei Sauce die erste und letzte Schicht bilden muß.

Bremer Salat. Eine große, zarte, weiße Zwiebel schneidet man in feine Scheibchen, auch Brunnenkresse und Kopfsalat wird ein paar Mal durchgeschnitten und Zervelatwurst und Pökelrinderzunge in kleine, feine Scheibchen geteilt. Man mengt dies alles mit Öl, Essig, Salz und Pfeffer gut durcheinander und richtet es in einer Salatschale an. Einige hart gekochte Eier schneidet man in feine Scheibchen, vermischt sie mit einigen Eßlöffeln voll saurer Sahne, Salz und ein wenig scharfem Essig, richtet sie in die Mitte des Salates an und verziert das Ganze mit Kapern und Sardellen.

Salat nach Bordelaise. Saftig gebratenes Geflügelfleisch wird von den Knochen gelöst, von der Haut befreit und zerschnitten, worauf man es mit etwas fein geschnittener Zitronenschale, gewiegter Petersilie, Estragon und Schnittlauch bestreut, mit etwas Essig, Öl, Salz und Pfeffer übergießt und durch leichtes Mischen alles miteinander vermengt. Der Salat muß einige Stunden stehen, er wird darauf ganz hoch auf einer Schüssel angerichtet. Man bestreut ihn mit gröblich gehacktem, harten Eigelb und umgibt ihn mit einem Kranz von fein geschnittenem, gekochten Schinken. Eine Remouladensauce, die ganz steif gehalten werden muß, wird dazu in einer besonderen Schüssel gereicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allerlei Sylvesterorakel.

In der letzten Stunde des alten Jahres versucht zumal die Jugend die Ereignisse des kommenden Jahres durch allerlei Orakel zu erforschen. Das bekannteste und auch wohl immer noch das beliebteste Sylvesterorakel ist das Bleigießen, zu dem die Industrie jetzt allerlei hübsche Figuren in den Handel bringt, die einen Orakelspruch und ein kleines Scherzgeschenk in sich bergen, sodaß man außer dem Deuten der gegossenen Figur auch noch allerlei anderen Spaß beim Gießen findet. Aber außer diesem Bleigießen gibt es noch eine Anzahl anderer prophetischer Scherze, die an Stelle des Bleigießens treten können oder noch neben ihm die Gesellschaft erfreuen können. „Ganz untrüglich", wie versichert wird, ist das folgende Sylvesterorakel, das noch stets mit Jubel begrüßt worden ist. Es ist das „Schiffchenschwimmen", aber in neuer Gestalt. Man nimmt ein großes Waschbecken und stellt dies in eine runde, mit Tannengrün umwundene leere Tortenschachtel. Die Außenseite der Schale, die aus der Schachtel hervorsieht, wird mit einem grünen Gewinde verdeckt, zwischen das man allerhand Sylvesterscherze mit Orakelsprüchen bindet. In die Innenseite der Schale klebt man, drei Finger breit vom Rande entfernt 12 längliche weiße, so breit geschnittene Zettel, daß diese gerade die Schüssel ausfüllen und einen großen Papiergürtel bilden. Bevor man die Zettel einklebt, schreibt man auf jeden eine Gabe wie: Großes Los — Verdienst-Auszeichnung — Myrtenkranz — Verlobungsreif — Viel Glück — Allerlei Gutes — Süße Dinge — Reise — Versetzung — Beförderung — Treue Freunde und dergleichen mehr. Aus halben Nußschalen werden darauf kleine Schiffchen hergestellt, die ein kleines Lichtchen und ein lustig flatterndes Fähnlein mit dem Namen des Eigentümers tragen. Wenn das Orakel beginnen soll, bringt man die kleinen Schiffchen, nebeneinander in Grün gebettet, sowie die Waschschale, welche bis zum Rand der Papierstreifen mit Wasser gefüllt wird, herein. Das Los entscheidet, wer das Orakel zuerst befragt, er zündet das Licht in seinem Schifflein an, setzt es auf die Mitte des Wassers, das man vorher künstlich erregt, sodaß das Schifflein erst unentschieden hin und her schwankt, bis es langsam gegen den Rand gleitet und an einen der Zettel stößt, der nun dem das Orakel Fragenden Auskunft über das gibt, welches ihm das neue Jahr bringt. Außerdem verleiht er ihm das Anrecht auf das kleine Scherzgeschenk, das außerhalb der Schale im Tannengewinde unterhalb des Zettels verborgen ist.

Allerliebst ist auch das Tassenschalenorakel. Man bezieht ein glattes Brett puffig mit rosafarbenem Krepp-Papier und bestreut es mit goldenen Flittern. Der Rand wird mit einer schmalen Tannenguirlande umgeben, die man durch rosafarbene Bastschleifen belebt. Kleine Geschenke werden dann in Watte gewickelt, mit buntem Krepp-Papier umhüllt und obenauf ein Zettelchen mit einem Orakelspruch befestigt. Nun legt man in die Mitte des Brettes unter tiefe Tassenunterschalen die verschiedensten Gegenstände — soviel als Personen da sind — wie: Papporden, Schlüssel, Heckepfennig, ein Stück Metall, eine Feder, ein Lorbeerblatt, einen Champagnerpfropfen, ein kleines Honigkuchenherz, ein Körbchen mit Blumen, einen Ring und dergleichen mehr. Auf die Untertassen, welche das eigentliche Orakel verdecken, legt man, mit dem Orakelspruch nach unten, die verhüllten kleinen Geschenke. Jeder der Anwesenden wählt sich eine der Schalen und erhält das auf der Schale liegende Geschenk und den unter den Sachen liegenden Gegenstand. Diese harmlosen Sachen unter den Schalen bedeuten allerlei wichtige Dinge: der Schlüssel verheißt ein eigenes Haus, der Orden hohe Ehre, der Pfennig eine Erbschaft, das Stück Metall Reichtum,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Feder die Vollendung einer großen Arbeit, das Lorbeerblatt Ruhm, der Champagnerpfropfen eine lustige Hochzeit, das Herz eine glückliche Liebe, der Ring Verlobung, das Blumenkörbchen einen Antrag und dergleichen mehr. Hauptsache ist, daß einer der Anwesenden die Sache auf treffende und launige Weise deutet, Frohsinn und Heiterkeit bleiben dann bei diesem Orakel niemals aus.

Eine Glückstorte kann ebenfalls zu einem hübschen Sylvesterorakel dienen. Man bäckt Biskuit- oder Sandtorte und überzieht sie mit Schokoladenguß, worauf man sie durch Zuckerguß in soviel Felder teilt, als Personen vorhanden sind. Aus der Mitte wird ein Rundteil herausgeschnitten und in die Mitte ein Dreher mit vergoldetem Tragantpfeil gesetzt. Man kauft allerlei Schokolade- oder Marzipanfiguren, die man symbolisch wählt, etwa ein Herz, Korb, Geldstück, Glücksschwein, Ring, Säbel, Wurst, Pantoffel, Schlüssel, Wickelkind und derartiges und legt auf jedes Tortenfeld einen Gegenstand. Auf einer bedeutend größeren Schüssel als zur Aufnahme der Torte nötig ist, befestigt man soviel Zettel mit Nummern, als Teilnehmer an der Altjahrsfeier vorhanden sind, die unter jedem Feld der Torte hervorschauen müssen, wenn man diese auf die große Schüssel gestellt hat. Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Nummerzetteln wird mit den kleinen Geschenken ausgefüllt, die man bunt einpackt und nummeriert. Jeder der Anwesenden darf einmal drehen, er erhält das Stück Torte, auf das der Pfeil der Drehers zeigt. Einer der Anwesenden schneidet das Stück Torte heraus und deutet den darauf befindlichen Gegenstand in launiger Weise. Auch der Nummerzettel, der sich unter dem Tortenstück befindet und das dieselbe Nummer tragende kleine Geschenk wird dann überreicht.

Ähnlich, aber einfacher ist das Schicksalsrad, zu dem aus dicker brauner Lederpappe eine große runde Scheibe geschnitten wird, die man nach der Zahl der Anwesenden in von der Mitte der Scheibe bis zum Rande sich hinziehende Felder teilt. Als Striche zum Abteilen der einzelnen Felder brennt man schmale Börtchen ein. Auf die Scheibe kommt ein aus Pappe geschnittener, mit Goldpapier beklebter Pfeil, dessen stumpfes Ende auf der Scheibenmitte zwischen zwei Holzringen liegen muß. Man schlägt durch die beiden Ringe, den Pfeil und die Pappscheibe einfach einen Stift und hat auf diese Weise den Pfeil fest und zugleich drehbar gemacht. Auf jedes Feld wird ein zusammengerolltes Zettelchen gelegt, das man mit einem scherzhaften Zukunftsorakelspruch versehen hat und vor dem man ein kleines bunt eingehülltes Geschenk befestigt. Durch Drehen des Pfeiles werden die Schicksalssprüche und die kleinen Gaben unter den Anwesenden verteilt, ein Jeder erhält den Orakelspruch und das Geschenk des Feldes, auf welchem die Spitze des Pfeiles nach dem Drehen stehen bleibt.

Alle diese Sylvesterorakel haben schon viel Spaß, Unterhaltung und Freude gebracht und im Verein mit dem würzigen Sylvestertrunk die letzten Stunden des alten Jahres zu frohen, genußreichen gestaltet.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fastnachtstafel. Fastnachtsscherze.



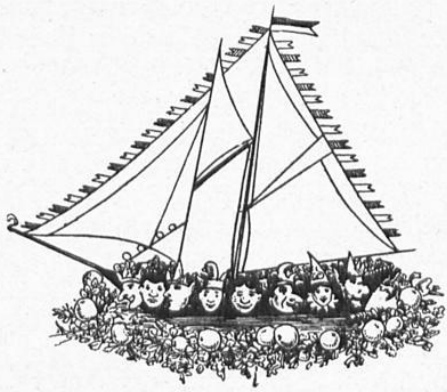
Mit froher Lustigkeit läßt man die Fastnacht gern ausklingen, bevor der graue Aschermittwoch heraufsteigt und vereint die Freunde gern an fastnachtlich geschmückter Tafel, die mit Fastnachtsscherzen reich geputzt ist. Vielfach verteilt man, bevor man zu Tisch geht, Knallbonbons mit Kostüminhalt an die Gäste, die dann mit den Mützen und Röcken, welche die Knallbonbons enthalten, sich lustig ausputzen und so gleich die richtige Stimmung für ein Faschingsmahl mitbringen.

Die Fastnachtstafel kann man auf verschiedene hübsche Weise ausschmücken, vor allem müssen die Narrenfarben: gelb, rot und blau vertreten sein. Man wählt einen runden Tisch, bedeckt ihn mit einem weißen Tafeltuch und überspannt dies an den vier Rundungen in Dreieckform mit breitem Seidenband, das man mit bronzierten, kleinen Schellen vorher benähte. Diese Dreieckform wird immer von drei verschiedenfarbigen Bändern gebildet, das mittlere Band lichtgelb, die äußeren blau und rot gewählt und die Bänder von der Mitte des Tafeltuches ausgehen gelassen. Zwei Dreiecke haben die Spitze nach oben und zwei Dreiecke die Spitze nach unten, bei den letzteren faßt man die drei Bänder mit einer Schleife zusammen, bei den ersteren wird jedes einzelne Band durch eine Schleife abgeschlossen, deren Enden unten fransenähnlich ebenfalls mit kleinen Schellen benäht sind. Wem Band zu kostspielig ist, kann auch sehr wohl farbiges Krepp-Papier nehmen. Um den mit den bunten Bändern bespannten Tisch ziehen sich von einem Dreieck zum andern grüne Stecheichengewinde mit ihren leuchtend roten Beeren, doch muß man darauf achten, daß man die dornenlose Stecheichenart erhält oder aber die dornigen Spitzen entfernen. Auf dieser bunten Tafel steht in der Mitte das Narrenschiff.

Man kauft in einem Spielwarengeschäft ein einfaches, weißes Holzschiff mit Segeln und Tauen, dessen Rumpf man dunkelgrün beizt, dessen Segel man mit Goldflittern dicht benäht und dessen Taue man goldig bronziert. An den Tauen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

befestigt man von oben bis unten kleine, möglichst verschiedenfarbige, bunte Papierwimpel, das Innere des Schiffes klebt man mit Staniol glatt aus. Den oberen Schiffsrand beklebt man ringsum mit Reliefbildern, die mannigfaltige Narrengesichter darstellen, an den Masten, am Steuerruder und am Klüverbaum befestigt man kleine, recht bunte Harlekinfiguren, die man in Kotillongeschäften kaufen kann. Das Schiff wird mit allerlei Fastnachtsscherzen gefüllt. Sehr hübsch sind Karnevalsruten, zu denen man dünne, kleine Besenreiser mit bunten Schleifen, die man mit goldenen Schellen besetzt, zusammenbindet. Oben befestigt man Papierfähnchen an der Spitze der Reiser und behängt die kleinen Ruten mit Süßigkeiten, die man in Goldpapier gehüllt hat. Auch Schneebälle, Goldbälle, bunte Tüten mit Konfetti, kleine, mit Süßigkeiten gefüllte bunte Attrappen dürfen nicht fehlen. Das fertige Schiff wird auf einen mit Goldpapier umhüllten Holzsockel gestellt, der mit roten und gelben Seidenbändern, die man mit Schellen benäht, unten umgeben wird. Der freibleibende Raum des Sockels wird dicht mit Moos belegt, das man mit Goldwolle (schachtelweise käuflich) überstreut und in dem man Früchte verschiedener Art in Kranzform ordnet.



Ein einfacheres Narrenschiff stellt man aus Pappe her. Man läßt sich aus Pappe eine mehr oder minder große Bootform vom Buchbinder schneiden, mit rosa oder lichtblau Krepp-Papier außen und innen überziehen und zusammenkleben. Die Arbeit selbst zu übernehmen rate ich nicht, da sie nur ganz geschickten Händen gelingt. Diese fertige Bootform stattet man nun recht bunt aus. Aus Karton schneidet man einen Anker, überklebt ihn mit Goldpapier und befestigt ihn vorn vor der Bootform, worauf man den ganzen Rumpf dicht mit bunten, verschieden geformten Knallbonbons benäht. Gebrannte Mandeln hüllt man in Silber- und Goldpapier, näht sie schnurförmig zusammen und befestigt sie rings um den oberen Rand des Schiffes. Auch ein Steuer wird aus Karton geschnitten, mit Goldpapier überklebt und im Boot hinten befestigt. Einen dünnen Stab umwindet man dicht mit bunter Kantille und schneidet ein großes Segel aus bunter Gaze, benäht es mit bunten Flittern, gibt ihm am Rande durch eingenähte Stäbchen Halt und befestigt es an dem Stabe, den man dann in der Mitte des Schiffes befestigt. Oben auf den Mast steckt man einen bunten Wimpel mit der Inschrift „Hoch, Prinz Karneval" und auch am Bug des Schiffes wird eine Fahne, die eine Karnevalszeichnung trägt, befestigt. Das Steuer lenkt ein Schweinchen, am Mast klettern Chenilleaffen empor und die eine Seite des Schiffsinnern ist mit Knallrosen, Knallsträußchen und Blumenbällen gefüllt, sodaß ein buntes Blütenmeer aus ihm hervorzuquillen scheint. Die zweite Hälfte des Schiffes birgt Goldflitter- und Konfettibomben und -Mitrailleusen, allerhand Musikinstrumente, Neckwedel, Japanballons, kurz Scherze in Hülle und Fülle. Obenauf thront eine bunte Figur im Narrenanzug.

Eine andere hübsche Ausschmückung der Fastnachtstafel macht weniger Mühe. Man stellt eine große, runde Pappschüssel, die man innen mit rosa Krepp-Papier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bekleidet und außen mit einem dichten Kranz von Grün beliebiger Art völlig verdeckt in die Mitte der Tafel. In die Mitte der Schale klebt man einen goldbronzierten Stab, der oben einen Knauf von einer großen, glänzenden Perle trägt. Von diesem Stab läßt man abwechselnd gelbe, blaue und rote Bänder über die Schale hinweg nach dem Außenrande des Tisches gehen und zwar bis vor die Gedecke. Dort werden die einzelnen Bänder mit kleinen Blumensträußchen und passender Schleife auf dem Tafeltuch festgehalten. Zwischen jedes Band stellt man eine Knallbonbonpuppe, die man in den großen Kotillongeschäften bekommt. Diese Puppen können sehr gut zugleich die Tischkarten tragen. In die leere Pappschale häuft man die überall als Fastnachtsgebäck beliebten Krapfen, zwischen die man als Überraschung Krapfen mischt, die kleine Scherzgegenstände wie: Herzchen, Ringe, Fläschchen, Glücksschweinchen, Glücksklee, Pantoffeln, Musikinstrumente und dergleichen enthalten. Solche Sachen, welche vielfach den Inhalt von Knallbonbons ausmachen, kauft man ebenfalls in Kotillongeschäften. Die Scherzkrapfen werden auf folgende Weise bereitet. Man kocht ½ Liter Milch mit etwas Zimmet, Zitronenschale, 100 g Zucker und 100 g Butter auf, streut unter beständigem Rühren 500 bis 600 g Mehl hinein, rührt die Masse, bis sie sich vom Topfe löst und läßt sie in einem irdenen Geschirr auskühlen. Ist dies geschehen, rührt man allmählich 4 ganze Eier und 12 Eigelb hinzu, sodaß man einen glänzend glatten Teig hat. Mit einem Löffel sticht man runde Bälle von dem Teig und bäckt sie in Schmalz goldbraun und entfettet sie. Die fertigen Krapfen werden an der Seite mit scharfem Messer rasch aufgeschnitten und mit den vorher in große Oblaten eingewickelten Scherzsachen, die man noch mit schmalen Papierstreifen, welche mit Scherzsprüchen beschrieben sind, umwickelt, gefüllt. Man muß diese Dinge recht behutsam in die Krapfen schieben, damit diese nicht zerreißen und sie nach dem Füllen fest zusammenpressen. Die fertigen Krapfen werden zuletzt mit Vanillezucker bestreut. Die Tafelsträußchen für die einzelnen Gedecke steckt man in kleine, hölzerne Pritschen und quer über jede Serviette legt man eine bunte Tüte mit Konfetti.

Sehr hübsch ist es, wenn man das Zimmer selbst auch recht bunt gestaltet, indem man Guirlanden anbringt, wo es möglich ist und auch Kron- und Wandleuchter mit Rankenschmuck ziert. Man kann sehr hübsch aus Tannengewinden, die man mit bunten Papierfähnchen behängt, auch einen laubenartigen Baldachin bilden, indem man die Gewinde quer durch den Raum von den oberen Bildernägeln zu gegenüber für diesen Zweck eingeschlagenen Nägeln leitet und dort gut befestigt.

Vielfach stellt man auch ein Buffet auf. Das Zimmer selbst, in welchem das Buffet steht, wird am hübschesten an den Wänden mit allerlei bunten Geweben behängt, zwischen denen bunte Fächer hervorblicken. Über dem Buffet bringt man eine Riesenfächerdekoration aus rotem, weißem, blauem und gelbem Stoff an, die eine große, mit Flittern besetzte Schleife zusammenhält. Das Buffet, welches am besten auf einem großen, stufenartig mit Treppenbrettchen versehenen Tisch hergestellt wird, decken überall weiße Tücher, die aber ringsherum mit buntem Blumengewinde benäht sind. Alle geöffneten Weinflaschen, die am höchsten stehen, erhalten einen Kork mit einem bunten Narrenkopf und um den Hals kleine Schleifen aus buntem Band, auch die Weingläser, die zusammen auf einem Nebentisch stehen, sind mit schmalen Blumenranken am Stiel umwunden.

Die Mittelstufe des Buffets ist zur Aufnahme für Obst und Süßigkeiten bestimmt. Die Apfelsinen liegen auf Blättern, die man aus verschiedenfarbigem,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bunten Seidenpapier geschnitten hat, und sind pyramidenförmig aufgehäuft. Dazwischen stehen verschiedenartig gefüllte kleine Körbchen. Diese werden am Rande mit einer schmalen Blumenranke umschlungen und mit Krepp-Papier ausgelegt. Sie bergen die niemals bei solcher Gelegenheit fehlenden „Krapfen" und allerlei Konfekt, auch die in das hübsche, käufliche Blumenpapier gehüllten Scherzbonbons mit Sprüchen. Mehrere süße Speisen und eine große Torte sind unentbehrlich. Die süßen Speisen werden in sich marmoriert oder buntstreifig hergestellt, ihre Hauptbestandteile bilden entweder verschiedenartig gefärbte Mandelflammeris oder mehrere verschiedene Cremes oder Gelees, die nach Erkalten der untern Schicht streifenweise in die Form gefüllt werden. Bei der Torte sind bunte Farben durch eine vom Teige recht abstechende Füllung und einen wiederum andersfarbigen Zuckerguß zu erreichen, welchen dann allerlei bunte Früchte beleben. Die Schüsseln selbst können Blumengewinde tragen.

Auf dem Tisch selbst stehen zuletzt die verschiedenen ausgiebigeren Sachen. Als Mittelstück ist ein rosiger Schinken mit der weißen Speckschicht sehr zu empfehlen. Das Bein wird mit flotter, bunter Schleife geziert und allerlei buntem Gemüse unten ringsum garniert. Noch hübscher ist eine fastnachtlich dekorierte Hummerschüssel.[1]) Zu ihr nimmt man zwei schöne Hummern von ungleicher Größe, kocht sie ab, löst das Fleisch heraus, säubert die Schalen und trocknet sie gut. Mit Draht oder feinem Bindfaden umwickelt man die Schalen und setzt sie wieder zu ursprünglicher Form zusammen. Aus hellgrünem Krepp-Papier, das man mit kleinen Schellen besetzt, werden die Kostüme hergestellt. Man stellt aus dem größeren Hummer auf diese Weise einen Harlekin, aus dem kleineren eine Kolumbine her. Das Gewand des Harlekins fällt einfach herunter und erhält nur oben einen Kragen aus weißem Seidenpapier, den man auszackt und kraus zusammenfaltet und mit kleinen Schellen benäht. Das Kleid des kleineren Hummers besteht aus sechs übereinanderfallenden Röcken in verschieden grüner Farbe, als Halsschmuck wird ebenfalls ein weißer, mit Schellen besetzter Kragen genommen. Man stützt die angekleideten Hummer mit Holzpflöckchen und stellt sie in die Mitte der Schüssel auf einen mit Brunnenkresse verdeckten Brotsockel. Als Kopfbedeckung setzt man ihnen Harlekinkappen auf. Man richtet auf der Schüssel das ausgelöste Fleisch dieser beiden Hummern, wie auch noch geöffnete Scheren und Schwänze anderer gekochter Hummer an. Die fertige Schüssel sieht auf diese Weise echt „karnevalsmäßig" aus. Recht abwechslungsreich in Farben und Aufschnitt gehaltene Appetitschnittchen geben, zwischen den verschiedenen Braten verteilt, wirkungsvolle Schüsseln, zu denen viel Garnierung unnötig ist, ein Abschluß von Radieschenrosen, die in Petersiliengrün gebettet sind, genügt schon. Dagegen richtet man die Käsebrötchen



[1]) Entnommen der Zeitschrift „Bazar".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am besten für sich in Körbchen an, die man mit farbigem Seidenband durchzieht; sehr hübsch kann man übrigens durch verschieden gefärbte Käsebutter, verschiedene Käsegebäcke auch hier Abwechslung schaffen. Gefüllte Eier, deren Füllung streifenartig in Karnevalsfarben herzustellen ist, mosaikartig gefüllte Brötchen, recht bunt verzierte verschiedene Fleisch-, Fisch- und Gemüsesalate, endlich die klaren, verschiedenen Sülzgerichte, welche man mit Zuhilfenahme von Fleischextrakt rasch herstellen und beliebig färben kann, geben genügend Gelegenheit, das farbenprächtige Buffet noch reicher auszustatten. Eindruck wird es sicher machen, selbst auf ein wenig kritisch veranlagte Gemüter.

Luise Holle.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unsere Beziehungen nach Außen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Geselligkeit im Hause.

Manchmal will es uns bedünken, das häusliche Leben habe sich in früheren Jahren fröhlicher und geselliger abgespielt als heute; die Menschen der „guten alten Zeit" seien uns überlegen gewesen in der Kunst, die trockenen Arbeiten und Vorkommnisse des Alltags mit festlichem Schimmer zu umkleiden. Besonders im engen Rahmen der Kleinstadt standen die Familienfeste hoch im Ansehen; nicht nur das berühmte Schweineschlachten, bei dem sich alle verfügbaren Hände fleißig regten und Alt und Jung sich nach vollbrachtem Werk mit Sang und Klang um das dampfende Wellfleisch und die fette Wurstsuppe scharte, auch anderen wirtschaftlichen Verrichtungen wußten unsere Mütter und Großmütter einen poetischen Anstrich zu verleihen. Da war das sommerliche Bohnenschnitzeln, zu dem sich die befreundeten Hausmütter und Töchter schon zeitig am Nachmittag mit blendend weißen Schürzen einfanden und das Abends in einem flotten Tänzchen draußen im Freien unter Lampionbeleuchtung, bei Butterbrot und Bowle ausklang, wozu sich natürlich auch das „herrliche" Geschlecht einstellen durfte. Da war im Herbst das Nüsseklopfen, dem sich die Jugend mit leidenschaftlichem Eifer hingab; ihm folgte die Oktober-Weinlese mit wundervollem Feuerwerk im abendlichen Garten und einem üppigen Festmahl in den mit Blumen und bunten Papierlaternen magisch ausstaffierten Weinkellereien. Dann brachte der erste Schnee das Bratäpfelfest für die Kleinen, und bei den Großen kehrte St. Martinus ein, dem zu Ehren sie sichs bei knusprigem Gänsebraten und Martinshörnchen wohl sein ließen. Bald darauf begannen „reih um" die traulichen Lichtenabende, an denen Äpfel und Pfefferkuchen geknabbert, Nüsse geknackt und die Weihnachtsarbeiten fleißig gefördert wurden, während manches feierliche Lied von frischen Lippen erklang; an denen Knecht Rupprecht sein heimlich-unheimliches Wesen trieb, bis mit dem Schlag der Mitternachtsstunde die behagliche Bunzlauer Kanne in Begleitung eines mächtigen Napfkuchens erschien, die Arbeiten mit Blitzesschnelle verschwanden und unter Scherz und Neckereien noch ein Feierstündchen gehalten wurde. Und kurz vor dem Feste, wenn Weihnachtsstimmung schon jedes Winkelchen durchwebte, gabs noch einmal fröhliches Beisammensein in allen befreundeten Familien; galt es doch, einander beim süßen Werk zu helfen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pralinés zu drehen, die seltsamsten Gebilde aus zähem Pfefferkuchenteig zu formen, Nüsse zu vergolden und duftendes Marzipan zu backen. Und so reihte sich ein häusliches Fest ans andre, einfach und zwanglos und doch so köstlich, weil die Freude daran aus allen Augen leuchtete.

Die Freude an der Geselligkeit, am gemütlichen Beisammensein im kleinen Kreise, das ists, was uns heute fehlt! Die meisten empfinden die Pflichten der Geselligkeit als Last, nicht als eine Lust. Sie zahlen ihr alljährlich den schuldigen Tribut in Gestalt von einer oder zwei Gesellschaften und einem Riesen-Kaffee und meinen, damit das Menschenmögliche geleistet zu haben. Mit dem Herzen sind nur noch wenige dabei.

Und doch bietet gerade die häusliche Geselligkeit eins der kräftigsten Mittel, um das in der Hast des modernen Arbeits- und Genußtreibens mehr und mehr zerflatternde Familienleben wieder zu festigen, den Kindern das Haus lieb zu machen und der heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu geben zu harmlos freundschaftlichem Verkehr. Selbst in bescheidenen Verhältnissen läßt sich ein solcher ermöglichen, wenn nur der richtige Trieb, wenn Lust und Liebe dafür vorhanden sind.

Immer werden es die Frauen sein, die der häuslichen Geselligkeit ihren besonderen Stempel aufdrücken. Schon der feste Vorsatz: „Ich will es meinen Gästen so angenehm und amüsant als möglich machen", hilft viel zum guten Gelingen; gesellen sich dazu noch Phantasie und geschickte Hände, so läßt sich auch mit geringen Mitteln scheinbar Unmögliches erreichen. Eine Hauptaufgabe der Hausfrau ist es, ihre Gäste von Anfang an „in Stimmung" zu bringen. Dazu kann mancherlei beitragen. Zuerst schon die Art der Einladung, die entweder in humoristischer Weise auf die Genüsse des Abends hinweist oder sogar in lustigen Versen die Freunde zum Kommen auffordert. Das weckt schon im voraus freudige Erwartung, die sich steigert, sobald wir den traulich hergerichteten Vorraum und von dort die festlich erleuchteten, mit Blumen und Grün geschmückten Zimmer betreten, in denen lauschig abgegrenzte Sitzplätze, verschwiegene Lauben und Nischen zu gemütlichem Plaudern förmlich zu locken scheinen. Das freundliche Lächeln der Hausfrau, das herzliche Willkommen, das uns überall entgegentönt, die sinnig ausgeputzte Festtafel, deren Tischkarten vielleicht neckische Verschen tragen — das alles klingt zusammen, um jenes fröhliche Behagen in uns auszulösen, das den Grundton jeder echten Hausgeselligkeit bilden sollte. Je wohler der Gast sich fühlt, um so lieber und leichter wird auch er sein Teil zur allgemeinen Unterhaltung beitragen; er wird sein Licht, und sei es auch nur ein Lichtlein, leuchten lassen und die Bemühungen der Wirte nach Kräften unterstützen.

Die amüsanteste Art der häuslichen Geselligkeit ist zweifellos diejenige, die ihren Teilnehmern Gelegenheit bietet, allerhand Mummenschanz zu treiben. Und da sie sich bei einigem Nachdenken ohne große Kosten in Szene setzen läßt, findet sie mehr und mehr Freunde. Allerliebst ist z. B. ein „Kinderfest" (für Erwachsene), zu dem die Geladenen in einem recht lustig und kindlich gehaltenen Schreiben gebeten werden und natürlich auch in entsprechendem Kostüm erscheinen. Da tummeln sich dann die drolligsten Figuren durcheinander; Babys im Wickelkissen mit der Milchflasche im Munde, kleine Greenaway-Mädel in luftigen Hängekleidchen und großen Schutenhüten; wilde Schuljungen, die — den Ranzen auf dem Rücken, — allerhand Allotria treiben, aber auch artige Musterkinder, die fein sittsam an der Hand ihrer Muhme einherspazieren. Selbst diese und jene Bilderbuchgestalt weiß sich einzuschmuggeln; in einer stillen Ecke gibt sich der Daumenlutscher seiner geliebten Beschäftigung hin; hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreitet das schwarze Negerlein gravitätisch unter seinem Sonnendach einher, dort üben Max und Moritz ihre tollen Streiche aus. Bei Tische liegen Karten in Gestalt von Lätzchen, Jäckchen, Hemdchen oder Fläschchen auf; die Weinflaschen sind durch gleichmäßig weißen Anstrich in wohlgefüllte Milchflaschen umgewandelt, ein kleiner Bretzeljunge verkauft Salzbretzeln zum Nachtisch.

Ein anderes Fest dieser Art ist das „Schlachtfest", das allerdings eine gewisse Umwälzung der Wohnung bedingt, die einen möglichst restaurantähnlichen Eindruck machen soll. Kleine, weiß behangene Tische für zwei, vier und mehr Personen sind in den Zimmern verteilt; auf jedem stehen Pfeffer und Salz, der gefüllte Brotkorb und Bieruntersetzer. Allerhand Plakate, wie sie in Lokalen üblich sind, zieren die Wände. An Stelle des Menüs wird eine „Speisenkarte" ausgegeben, die dem Charakter der Festlichkeit Rechnung trägt. So heißt es zum Beispiel auf dem Umschlag:

Müllers Festsäle.

Speisen-
und
Wein-Karte.

und auf der inneren Seite:

Suppen.

Wurstsuppe in Tassen.

Warme Fleischspeisen.

*Wellfleisch.
Frische Blutwurst.
*Eisbein mit Sauerkohl.
Schinken in Burgunder.
usw.

Kalte Fleischspeisen.

*Wildschweinskopf mit Cumberlandsauce.
*Sülzkotelettes à la Tartare.
Schweinssülze mit Majonnaisensauce.
usw.

Die mit * bezeichneten Speisen werden auch in halben Portionen serviert.

Beim Abfassen der Speisenkarte haben Witz und Humor natürlich freies Spiel. Sehr hübsch macht es sich, wenn sie zweifarbig gedruckt (schwarz und rot) und durch geschriebene Einschaltungen naturgetreu kopiert ist. Dies und jenes Gericht, das natürlich garnicht vorgesehen wurde, ist, um die Täuschung zu vervollständigen, mit Tinte dick auszustreichen. Ein „Metzelsuppenlied", frei nach Ludwig Uhland gedichtet und auf langen, schmalen, mit einem Schweinchen gezierten Zetteln gedruckt, kann während des Speisens verteilt und gemeinsam gesungen werden. Auch die Bedienung muß sich dem Stil des Festes anpassen, und sicher wird es den Söhnen oder jungen Freunden des Hauses Spaß machen, einmal in den Kellnerfrack zu schlüpfen und die Serviette unter den Arm zu nehmen. Die Töchter oder, falls keine vorhanden, die aufwartenden Mädchen verwandeln sich gleichfalls in schmucke Kellnerinnen mit weißen Latzschürzen und Gürteltaschen, damit nichts den einheitlichen Charakter störe.

Ein andermal wieder ladet uns eine gereimte Karte, von der uns das wohlgetroffene Konterfei der Gastgeber als Rößlwirt und Rößlwirtin entgegenlacht, ins „Rößlwirtshaus" ein, und sofort wissen wir, daß wir uns da nur als lustige Bua

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Diandln einstellen dürfen. Der Rößlwirt und seine freundliche Ehehälfte aber werden ihrerseits das Lokal der Gelegenheit entsprechend herzurichten verstehen, braune Schenktische und Bänke, Holzschemel und Bauernstühle zurechtstellen, in einer Ecke ein Fäßchen Bier auflegen und mit einem Stabe fescher Diandln eigenhändig für der Gäste Nahrung und Notdurft sorgen. Gibts dazu gar noch buntes Bauerngeschirr, das Bier in steinernen Maßkrügeln, den Kaffee in braunen Tassen und einen tüchtigen Sträußelkuchen dazu, so ist die Täuschung vollständig und das Vergnügen der Teilnehmer gewiß nicht minder.

Fast ohne Kosten läßt sich auch ein Gesindefest inszenieren, das ja in Bezug auf die Kostüme der Phantasie ziemlich weite Schranken setzt. Eine appetitliche Köchin, ein zierliches Stubenmädchen oder ein keckes Zöfchen sind so zu sagen aus nichts zu schaffen, ebenso der poltrige Hausknecht, der stets beliebte Koch, der flinke Pikkolo. Entsprechende Nationaltrachten und sonstige, charakteristische und farbenprächtige Kostüme erhöhen natürlich den Reiz des Bildes und werden sich mit Hilfe älterer Maskenballbestände leicht zurechtmachen oder auffrischen lassen. Als Tischkarten dienen scherzhaft abgefaßte Dienstbücher, wofür die kleinen Eigentümlichkeiten und Liebhabereien der Festteilnehmer reichlichen, allerdings mit Vorsicht und Takt zu benutzenden Stoff liefern.

Bei kleinen Zusammenkünften, und wenn man von allgemeinen Verkleidungen und ähnlichen Späßen absieht, wird die Hausfrau vielleicht den eintretenden Gästen durch ein anmutiges Blumenmädchen frische Sträußchen und Knopflochblüten überreichen oder später ein lustiges Bänkelsängerpaar auftreten lassen, das mit allerhand bezüglichen Liedern seine Zuhörer zu erheitern weiß. Zur Abwechslung läßt sich auch einmal der trockene Bericht „es ist angerichtet" durch Erscheinen eines Liliput-Koches umschreiben, der keck ins Zimmer springt, in der einen Hand den Kochlöffel schwingend, in der andern eine Anzahl bunter, mit niedlichen Federzeichnungen oder aufgeklebten Bildern geschmückter Tüten schwenkend, wobei er mit frischer Stimme meldet:

„Herrschaften zu Tisch, zu Tisch!
Der Braten ist fertig und auch der Fisch;
Mein bestes hab' ich dabei getan,
Bin heiß noch vom Ofen, Ihr seht mirs an.
Nun tut meiner Kochkunst, das bitt' ich sehr,
Mit freundlicher Nachsicht auch alle Ehr'!
Und habt Ihr gelabt Euch am leckern Schmaus,
Denkt sorglich auch an die Kleinen zu Haus.
Viel bunte Düten, gar lustig zu schau'n:
Blau, grün und rosa und gelb und braun
Hab' ich geklebt und will sie Euch schenken, (verteilt die Tüten),
Allerlei Naschwerk darein zu versenken;
Tragt sie, gefüllt bis zum Rande nach Haus — —
Aber, nun bitte (in die Hände klatschend), zum Schmaus
— zum Schmaus!"

Eine solche Einleitung wird in den meisten Fällen Beifall finden und die Tüten-Idee sicher das Herz aller zärtlichen Mütter im Sturm erobern.

So lange die Freuden der Tafel währen, weiß jede Hausfrau ihre Gäste sicher geborgen. Die Pflicht, für Unterhaltung zu sorgen, tritt im allgemeinen erst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder an sie heran, wenn die Tafel aufgehoben ist, die Gäste sich in einzelne Gruppen geteilt haben und hier und da das lebhafte Gespräch zu stocken beginnt. Dann muß sie mit leiser Hand eingreifen und über den toten Punkt möglichst unauffällig hinwegzuhelfen suchen. Am besten wird ihr das gelingen, wenn sie unter ihren Gästen einige „Talente" besitzt. Doch hüte sie sich, solche aufzufordern, die mehr guten Willen und Ausdauer, als wirkliche Kunstfertigkeit ihr eigen nennen, denn damit würde sie ihren Gästen einen schlechten Dienst erweisen. Ein, dem Geschmack der Hörer angepaßtes, anmutig vorgetragenes Lied, ein nicht zu langes und anspruchsvolles Klavier- oder Geigenstück werden dagegen stets lebhaften Anklang finden. Ebenso dankbar, ja bisweilen noch freudiger begrüßt, ist das Rezitieren von humoristischen Gedichten, Dialektdichtungen und wohl auch kürzeren Prosasachen. Das Material hierfür kann man sich leicht durch Sammeln von Zeitungsausschnitten, Witzblättern 2c. beschaffen; auch gibt es eine Anzahl, eigens für diesen Zweck zusammengestellter Bücher, die Ernstes und Heiteres, wirksame Vorträge von Bühnenkünstlern und Künstlerinnen, Mundartliches 2c. enthalten. Derartige Werke sind u. a. „Was soll ich deklamieren?" von Elise Henle (Schwabachers Verlag, Stuttgart), „Deklamatorium" von Maximilian Bern (Reklams Verlag, Leipzig), „Für gesellige Stunden" von Hugo Edward (Levy u. Müller, Stuttgart).

Auf die gerade flügge gewordene Jugend übt das „Selbermimen" immer den größten Reiz aus, und der Vorschlag, lebende Bilder zu stellen, wird kaum jemals auf Widerstand stoßen. Handelt es sich nur um improvisierte Aufführungen, so wird die Phantasie der Zuschauer allerdings manchmal ergänzen und ihre Nachsicht manchen Mangel entschuldigen müssen. Da eine Bühne in solchen Fällen nicht vorhanden ist, begnügen sich die Darsteller mit einem der Gesellschaftszimmer. Die Tür, am besten eine Schiebetür, übernimmt die Rolle des Vorhangs, die zur Verfügung stehenden Lampen, Möbel und Blumen die erforderlichen Dekorationen. Das beste Licht ergeben zwei gewöhnliche Küchen-Wandlampen mit Blendschirmen, die in Kopfhöhe an dem inneren Türrahmen befestigt werden und ihren Schein auf die Darsteller werfen. Als Hintergrund eignet sich eine einfarbige, tiefrote, moos- oder olivengrüne Decke, die von Wand zu Wand gespannt wird und vom Boden bis zum Plafond reichen soll. Im Notfalle läßt sich auch aus hochgewachsenen Kübelpflanzen ein passender Hintergrund schaffen. Als Motive für diese Augenblicks-Darstellungen darf man natürlich nur anspruchslose Sachen wählen, etwa Scherzcharaden, das bekannte Wörter- und Sprüchwörterstellen, die parodistische Widergabe berühmter Gemälde und dergl. mehr.

Schminke gebrauche man im Zimmer so wenig als möglich. Es genügt, allzu blasse Wangen mit guter Fettschminke ein wenig zu röten, den Augen mittels einer angerußten Mandel oder eines zugespitzten und in schwarze Schminke getauchten Streichholzes durch einen feinen Strich am unteren Lidrande größere Leuchtkraft zu verleihen, blonde Wimpern leicht zu schwärzen und dann das ganze Gesicht mit etwas Puder zu übergehen, der auch Hals und Händen den nötigen Schmelz verschafft. Zum späteren Abschminken wird etwas Vaseline aufgerieben und Fett und Schminke nach ein paar Minuten mit einem Tuche abgenommen. Die Benutzung von Wasser schadet in diesem Falle der Haut mehr als sie nützt.

Soll mit lebenden Bildern wirklich künstlerische Wirkung erzielt werden, so erfordern sie sorgsame Vorbereitungen. In erster Linie aber muß alles dabei „klappen", damit sie flott aufeinander folgen und der Eindruck nicht durch lähmende Pausen zerrissen wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach Maßgabe der räumlichen Verhältnisse, der zur Verfügung stehenden Personen, Dekorationen und Kostüme, geht die Hausfrau zunächst mit Hilfe eines sachverständigen Beirats daran, die vorzuführenden Bilder auszuwählen, um sodann die einzelnen Rollen zu verteilen und das nötige Beiwerk zu beschaffen, damit schon bei der ersten Probe das Material vollständig beisammen ist. Das Aufstellen und Bedienen der Bühne übernehmen besondere Geschäfte; in kleineren Städten leihen die verschiedenen Vereine alle gewünschten Requisiten her und empfehlen wohl auch geschulte Leute, die mit dem Aufbau der Bühne, mit Beleuchtung und Koulissenwechsel Bescheid wissen. Ebenso erfordert das kunstgerechte Schminken und Frisieren für die Bühne, das Ansetzen von Bärten ꝛc. eine geübte Hand, und die Hausfrau darf die kleine Ausgabe für den Theaterfriseur oder sonst einen geschickten Haarkünstler nicht scheuen, will sie sich nicht selbst um den erhofften Erfolg bringen. Kostüme, Masken, Frisuren, Stellung und Gruppierung der Personen, ja selbst anscheinend ganz nebensächliche Dinge haben sich genau nach dem zu kopierenden Bilde zu richten, damit es sofort von jedem erkannt werde. Die Besorgung der Kostüme fällt natürlich den Darstellern zu; die Regie übertrage man einer umsichtigen, energischen Person mit künstlerisch geschärftem Blick, die es versteht, das Bild richtig zu beleuchten und plastisch herauszuarbeiten.

Dankbare Vorbilder bieten die Illustrationen zur „Glocke", wobei der verbindende Text von einem Herold oder einer als Muse gekleideten Dame gesprochen wird. Auch Thumanns Bilderzyklus „Frauen-Lieb' und -Leben" ist von hübscher Wirkung. Daneben sind als einheitliche Darstellungen die verschiedenen Nationaltänze zu empfehlen, Bilder aus Märchen und Sage, der Faustzyklus und ähnliches. Bei Einzelbildern hält man sich am besten an allgemein bekannte Gemälde lebender Maler, besonders an solche, die zur Zeit der Aufführung eine gewisse aktuelle Berühmtheit genießen.

Eine reizvolle Abwechselung gewinnen die lebenden Bilder, wenn ein Rahmen sie vom Zuschauerraume abschließt. Zu diesem Zwecke läßt man sich von einem geübten Dekorationsmaler einen Goldrahmen auf Pappe oder Leinwand malen, der durch schmale Leisten Halt bekommt und so groß sein muß, daß er die ganze Türfüllung oder einen entsprechenden Bühnenausschnitt umgrenzt. Dieser Rahmen wird auf der Rückseite mit feinem Tüll oder zartgetöntem Tarlatan bespannt, wodurch sich die malerische Wirkung des Bildes wesentlich erhöht. Die Zahl der mitwirkenden Personen hat sich selbstverständlich nach dem gegebenen Raume zu richten und ist sorgfältig abzuwägen, damit überall maßvolle Harmonie herrsche. — Auch mit großen Goldrahmen aus der eigenen Häuslichkeit kann man sich helfen, wird sich dann freilich auf Kniestücke oder Brustbilder beschränken müssen. Mit Hülfe von eingedrehten Ösen und starker Schnur befestigt man den Rahmen am Türgewände, deckt die freibleibenden Stellen rechts und links durch glatt herabfallende Vorhänge, die Lücke oberhalb des Rahmens durch ein gleichfalls glatt gespanntes Stoffstück und stützt den Rahmen unten mit einem Hocker oder einer Bank, die gefällig durch Grün oder Deckenbehang zu verbergen sind.

Mit den lebenden Bildern tritt das Liebhabertheater in lebhafte Konkurrenz, trotzdem es bedeutend höhere Anforderungen an Regie und Darsteller macht, als jene. Entscheidend für den Erfolg des Abends ist hierbei, neben der passenden Wahl des Stückes, vor allem die richtige Besetzung der Rollen, wobei Alter, Statur, Sprache und Temperament der Mitspieler, ihre ganze Art, sich zu geben, berücksichtigt sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wollen. Das Liebhabertheater hält sich vorwiegend an harmlos lustige Einakter, die bei flottem, gewandten Spiel stets einschlagen. Solche Stücke sind u. a.:

„Das erste Mittagessen", von C. Görlitz. (2 Herren, 2 Damen.)

„Im Wartesalon erster Klasse", von H. Müller. (2 Herren, 1 Dame.)

„Kaudels Gardinenpredigten", von G. v. Moser. (5 Herren, 3 Damen.)

„Sie hat ihr Herz entdeckt", von Müller von Königswinter. (3 Herren, 2 Damen.)

„Papa hats erlaubt", von G. v. Moser und A. L'Arronge. (3 Herren, 4 Damen.)

„Die Dienstboten", von L. v. Saville. (4 Herren, 3 Damen.)

„Der Zankapfel", von P. Lindau. (2 Herren, 3 Damen.)

„Der Weg durchs Fenster", nach Scribe. (2 Herren, 3 Damen.)

„Eine muß heiraten", von H. Uhde. (4 Damen.)

„Vom landwirtschaftlichen Ball", von E. Pohl. (4 Herren, 4 Damen.)

„Mamas Augen", von J. Rosen. (4 Herren, 3 Damen.)

„Er macht Visite", von M. Bauermeister. (2 Herren, 4 Damen.)

„Der dritte Kopf", von Fr. Wallner. (3 Herren, 4 Damen.)

„Im Vorzimmer Sr. Exzellenz", von Rud. Hahn. (3 Herren, 1 Dame.) Ernst.

„Monsieur Herkules", von G. Belly. (5 Herren, 2 Damen).

„Zwei friedfertige", von Hans Arnold. (4 Herren, 2 Damen.)

„In Zivil", von G. Kadelburg. (4 Herren, 1 Dame.)

„Nach zwei Jahren", von Josef Jarno. (1 Herr, 1 Dame.)

„Post festum", von E. Wichert. (3 Herren, 3 Damen und Nebenpersonen.)

„Eingeschlossen", von Karl Niemann. (3 Herren, 3 Damen.)

„Das Wunderkind", von Ludwig Fulda. (1 Herr, 2 Damen.)

„Besonderer Umstände halber", von Olga Wohlbrück. (3 Herren, 3 Damen.)

(Sämtlich in E. Blochs Theaterbuchhandlung, Berlin W. 8, erschienen.)

„Othellos Erfolg", von Läutner. (Reklams Verlag, Leipzig.)

„Eine Tasse Tee", von E. Neumann. (3 Herren, 1 Dame.)

„Rüdesheimer", von M. v. Bauermeister. (1 Herr, 2 Damen.)

„Dir wie mir", oder „Dem Herrn ein Glas Wasser", von G. Sanftleben. (2 Herren, 2 Damen.)

„Frauenlist", von L. v. Selar. (3 Herren, 3 Damen.)

„Die Stimme des Herzens", von M. Bauermeister. (3 Herren, 2 Damen.)

„Hohe Gäste", von G. Belly und Henrion. (5 Herren, 2 Damen.)

„Mama muß heiraten", von Marie Günther. (4 Herren, 3 Damen.)

„Migräne", von Wilken und Kadelburg. (2 Herren 2 Damen.)

„Taub muß er sein", von O. F. Eirich. (4 Herren, 1 Dame.)

„Das Gespenst im Hause", von F. v. Stenglin. (7 Herren, 5 Damen.)

(Sämtlich erschienen in der Theaterbuchhandlung von Kühling und Güttner, Berlin W.)

„Vor dem Gesindeball" von Max Pollaczek. (2 Herren, 1 Dame.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Befinden sich unter den Darstellern musikalische Kräfte, so fällt die Wahl des Stückes vielleicht auf ein Liederspiel. Auch hierfür seien einige Titel genannt, so das immer zündende „Kurmärker und Picarde", von C. Schneider. (1 Herr, 1 Dame.)

„Singvögelchen", von B. Jacobson. (3 Herren, 1 Dame.)

„Guten Morgen, Herr Fischer", von Friedrich. (3 Herren, 3 Damen.)

„'s Liserl", von J. Kneiff. (3 Herren, 1 Dame.) Ernst.

„Zankteufelchen", von R. Linderer. (3 Herren, 3 Damen.)

„Das Versprechen hinterm Herd", von A. Baumann. (3 Herren, 1 Dame.)

(Verlag von Ed. Bloch, Berlin W. 8.)

„Fritzchen und Lieschen", von Offenbach, u. a. m.

Jeder Teilnehmer hat seine Rolle gehörig einzustudieren. Schon zur ersten Probe muß sie bis auf Kleinigkeiten „sitzen". Trotzdem sollte von anfang an diejenige Person, die das Amt des Souffleurs übernommen hat, zugegen sein; nur so lernt sie die Schwächen der einzelnen Spieler kennen und kann im rechten Augenblick vorbeugen und einhelfen, und auch die Darsteller gewöhnen sich beizeiten an das Organ und die ganze Art und Weise des hilfsbereiten „Kastenmanns". Aber noch einmal sei es betont, nur bei völliger Beherrschung der Rolle wird ein flottes, sicheres Spiel möglich sein, und es wäre durchaus falsch, wollte der Darsteller sich auf den Souffleur verlassen.

Sämtliche Spieler haben sich den Anordnungen des Regisseurs, der ja für das Gelingen des Ganzen stehen muß, widerspruchslos zu fügen. Er wird sich schon vor der ersten Probe mit dem Stück genau bekannt machen, um über Inhalt, Szenengang und Charakter der auftretenden Personen im Klaren zu sein und danach seine Dispositionen treffen. Es erleichtert die Arbeit für beide Teile, wenn er sich gleichzeitig ein Verzeichnis aller, in dem Stück vorkommenden Requisiten anlegt und sie unverzüglich beschafft, damit die Darsteller sich schon von der ersten Probe ab an deren Gebrauch gewöhnen. Sie sind am besten hinter der Bühne auf einem Tisch der Reihe nach zu ordnen und nach Bedarf den Mitwirkenden auszuhändigen, bevor diese die Szene betreten.

Beim Spiel selbst hat der Regisseur auf deutliche, aber ungezwungene Sprechweise und gefällige Bewegungen zu achten. Auch sorge er dafür, daß nicht ein Darsteller den anderen verdecke oder sämtliche Mitwirkende sich zu einem Knäuel zusammendrängen. Die Bühne muß stets ein harmonisch abgerundetes, lebendig bewegtes Bild darbieten. Je ruhiger und sicherer der Regisseur ist, um so zuversichtlicher werden auch die Spieler sein. Und schließlich tut ein Glas Champagner oder Portwein, kurz vor der Aufführung genossen, wahre Wunder; es feuert die gesunkenen Lebensgeister wohltätig an und flößt auch dem Verzagtesten Mut ein.

Seitdem sich draußen auf den weltbedeutenden Brettern das sogenannte „Bunte Theater" eingebürgert hat, begegnet man auch auf der Hausbühne dem Überbrettl immer häufiger. Es bietet in unserem Falle den Vorteil, daß es den verschiedensten Begabungen Gelegenheit gibt, sich zu betätigen und die Summe der Einzelleistungen zu einem abgerundeten Ganzen zusammenfaßt. Wenn Vorsicht und Geschmack bei der Wahl der Programm-Nummern gewaltet haben, wenn Ernstes und Heiteres sich angenehm vermischen, dann wird das Überbrettl sicher amüsant wirken, auch ohne die pikanten Reize, die ihm „draußen" anhaften und die auf der häuslichen Bühne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

natürlich ausgeschlossen sind. Als Einleitung zum bunten Theater empfiehlt sich ein witziger Prolog, von einem schelmischen Klown oder einer anmutigen Pierette gesprochen, deren Figur der Vorhang verbirgt, sodaß nur der charakteristisch bemalte und ausgeschmückte Kopf vor den Falten sichtbar wird. Auf den Prolog kann ein hübscher Einakter folgen, oder eine Soloszene für Damen, wie das reizende Spiel „Die letzte Puppe" von Albert Träger oder „Was die Ballblumen erzählen" von Felix Franzotti, — „Ein adliger Backfisch", von H. Blondel (Bloch, Berlin) u. a. Daran reihen sich dann in bunter Auswahl die weiteren Vorträge: Tanzlieder („Der lustige Ehemann" — „Die Haselmuß"), Rezitationen, Schattenspiele, Parodien, Pantomimen, lebende Lieder und dergl. Für diese szenisch dargestellten Lieder lassen sich die verschiedensten Gedichte und Lieder verwenden, so Trojans „Unter einem Schirm", komponiert von Hildach, das von einem Herrn und einer Dame in Großvatertracht mit entsprechenden Gesten vorgetragen wird; Wildenbruchs stimmungsvolles „Weißt Du noch" (ein altes Pärchen am Kaffeetisch, er mit Käppi und Pfeife, sie mit dem Strickstrumpf); die „Schüchterne Liebe" von F. Thormann, komponiert von H. Rossin-Rosenfeld, humoristisch verbildlicht durch Schäfer und Schäferin in Rokokkotracht, die auf einer Steinbank sitzend, in schüchternem Vor und Zurück einander zustreben; das lustige „Männer suchen stets zu naschen" (Mozart), von einer Dame im kleidsamen Altjungfern-Kostüm gesungen und Baumbachs „Stelldichein" (Schumacher), worin ein Bauernbursche sein Mädel eifersüchtig schmäht, bis dieses ihm im letzten Augenblick doch noch lachend an den Hals fliegt.

Fast in jedem gesellschaftlichen Kreise befindet sich ein oder das andere Mitglied, dem die Gabe verliehen ist, seine Zuhörer auf angenehme Art durch allerlei Karten- und Zauberkunststückchen zu unterhalten. Und da es der umsichtigen Hausfrau obliegt, jedes Talent ans Licht zu ziehen und zur Geltung zu bringen, — faire valoir, wie der Franzose sagt — so wird sie nicht verfehlen, den Salonkünstler zu einigen Vorführungen aufzufordern. Dergleichen Scherze finden stets ein dankbares Publikum, wenn sie geschickt ausgeführt und von witzigen Erklärungen begleitet werden. Allerdings darf sich der eifrige Escamoteur durch den freudig gespendeten Beifall nicht dazu verleiten lassen, seine Spielereien bis ins Endlose auszudehnen. Unwillkürlich läßt das Interesse daran allmählich nach, und was anfangs erheiterte, wird auf die Dauer langweilig und ermüdend. Wir geben am Schlusse dieses Kapitels einige derartige Unterhaltungen an. Sie wirken natürlich nur, wenn man sie ohne viele Vorbereitungen und Umständlichkeiten zum besten gibt und alle Handgriffe exakt auszuüben versteht. Es ist daher notwendig, sich zu Haus die erforderliche Sicherheit und Ungezwungenheit anzueignen, auch sich zu überlegen, wie man die einzelnen Stücke ungefähr einzukleiden gedenkt.

(Anregungen und Vorschläge zu allerhand scherzhaften Aufführungen, komischen Vorträgen, Vermummungen 2c. finden die Leserinnen in dem „Illustrierten Scherzartikel-Preisbuch" von J. C. Schmidt, Erfurt — im „Theaterkatalog" von Eduard Bloch, Berlin W. 8 — und im „Verlags-Katalog" der Theaterbuchhandlung von Kühling und Güttner, Berlin W.)

Wir kommen jetzt zu den eigentlichen, den intimeren Familienfesten, als deren Krone wohl der Polterabend gelten kann. Im allgemeinen wird diese Abschiedsfeier der Braut im Hause der Brauteltern stattfinden. Bisweilen aber bitten sich auch die Großeltern oder andere nahe Verwandte das Recht aus, in ihren Räumen das Fest rüsten zu dürfen, teils weil diese geeigneter dafür erscheinen, teils

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil jene Verwandte noch einmal die Freude auskosten wollen, die scheidende Braut in fröhlicher Umgebung bei sich zu sehen. Ist die Braut eine Waise und ohne nähere Verwandte, so werden sich vielleicht einige ihr besonders befreundete Familien zur Feier des Polterabends zusammenschließen, die eine ihre Wohnung zur Verfügung stellen, die andere für das Mahl, eine dritte für Getränke sorgen oder ähnliches. Immer aber soll der Polterabend, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse dagegen sprechen, einen festlich-heiteren Charakter tragen. So versteht es sich von selbst, daß auch die Wohnung ein feiertägliches Gewand anlegt. Schon auf der Treppe grüßen uns Blattpflanzen, die den letzten Anstieg umsäumen und die Ecken und Nischen des Aufgangs füllen. Guirlanden umwinden die Türen, Blumen und Orangerie wandeln jeden Raum in einen lebenden Hain; bunt verhangene Lampen und Kerzen hüllen die zu stillem Zurückziehen aus dem Festtrubel bestimmten Gemächer in trauliches Dämmerlicht, während strahlende Gasflammen alle übrigen Zimmer in blendende Helle tauchen. Für Brautpaar und Gäste wird eine Art Zuschauerraum durch reihenweises Aufstellen von Stühlen im größten der Zimmer geschaffen. Die Stühle des Brautpaares tragen gleichfalls Blumenschmuck, wie sichs für die Ehrenpersonen des Abends ziemt. Sehr hübsch wirkt es, wenn sich sämtliche Zuschauer in geordnetem Zuge zu ihren Plätzen begeben, das Brautpaar voran, unter einem Baldachin aus Blumen oder leichten Stoffen, den vier als Herolde gekleidete Kinder tragen. Die Stäbe des Baldachins sind entsprechend hoch zu wählen, damit er auch über dem sitzenden Brautpaar aufgestellt werden kann und nur leicht gehalten zu werden braucht.

Das ganze Arrangement der Vorträge und Aufführungen legt man in die Hände eines Herrn oder einer sehr gewandten Dame, die sich zu dem schweren Amte des Festordners eignen. Dieser hat sich, um eine einheitliche Feier zu erzielen, rechtzeitig mit allen geladenen Gästen in Verbindung zu setzen und um Mitteilung der geplanten Vorträge, Toaste, Aufführungen, Lieder ꝛc. zu bitten. Er bestimmt die Reihenfolge, sorgt für Abwechselung im Programm und weiß drei- und viermaliges Auftreten von Köchinnen, Bäckerjungen und dergl. beliebten Personen abzuwenden. Auch wird er es zu vermeiden suchen, daß mehrere Redner die gleiche Sache oder Person hochleben lassen, während vielleicht eine andere unberücksichtigt bleibt.

Sind sehr viele Vorträge angemeldet, so wird es zweckmäßig sein, den Polterabend in zwei Teile zu scheiden: in einen ernsten und einen heitern. In manchen Familien liebt man es, den ersten auf die Zeit vor Tische, den andern auf später zu verlegen, wenn die Genüsse der Tafel, Wein und Champagner, die Geister des Frohsinns schon entfesselt haben. Die Einleitung zu den Vorträgen bildet gewöhnlich die Überreichung des Brautkranzes, der die Übergabe des Schleiers folgt. Oft wird auch beides miteinander vereint. Statt des obligaten Kissens kann eine flache Korbschale für diesen Zweck dicht mit Rosen gefüllt und mit flatternden Bändern umwunden werden. Über das Rosenbett breitet sich der leicht gebauschte Schleier, und als Krönung des Ganzen thront obenauf der Myrtenkranz. Stehen für die Aufführung viel Personen zur Verfügung, so läßt sich gerade diese erste Nummer szenisch sehr hübsch einkleiden. Zum Beispiel kann die Bühne mit Blattgewächsen besetzt werden, die nach dem Hintergrunde hin schräg zusammengehen. Kinder oder junge Mädchen, als Genien mit durchsichtigen Flügeln oder als Blüten gekleidet, gruppieren sich vor das Grün, die Größeren stehend im Hintergrunde, die kleinsten vorne knieend und eine Guirlande haltend. In der Mitte steht die Kranzspenderin. Das Ganze ist als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lebendes Bild gedacht und zeigt sich nach Aufziehen des Vorhangs hinter einem zweiten aus rosa oder zartgrünem Tarlatan in bengalischer Beleuchtung. Hinter der Bühne ertönt leise Musik, der Brautchor aus Lohengrin, ein mehrstimmig gesungenes Lied (Welch ein Scheiden ist fröhlicher, als das Scheiden von Mädchentagen) oder ähnliches. Wenn die Töne verklungen sind, hebt sich der farbige Schleier und die Kranzspenderin tritt vor. Andere passende Szenen sind „Gärtner und Blumen" — „Das Winden des Brautkranzes durch glückbringende Genien" — „Blumenwettstreit" — „Amor und die Blumen" ꝛc., wie man sie in einschlägigen Werken findet oder sie nach besonderen Angaben von einem Gelegenheitsdichter anfertigen läßt. Das Überreichen des Schleiers kann sinnig mit einem Schleiertanz verbunden werden.

Sind so die beiden Hauptnummern des Polterabends erledigt, dann stellen sich die übrigen Festboten ein: die Mädchenzeit im weißen, vergißmeinnichtüberstäten Gewande nimmt Abschied von der scheidenden Schwester oder eine rosa gekleidete Freundin bietet dem Bräutchen den letzten Mädchenkranz aus vollen Rosen dar. Eine andere widmet das Brauttaschentuch, dann folgt vielleicht der Kasten zum Aufbewahren des bräutlichen Schmucks. Das Häubchen, als Abzeichen der neuen Würde wird von einer jungen Frau mit herzlich begrüßenden Worten übergeben, der Schlüsselkorb von einer altdeutschen Hausfrau.

Theaterstücke, Reigen, Quadrillen und sonstige Kostümtänze, die man am besten von einem bewährten Regisseur, resp. Ballettmeister einstudieren läßt, bringt man als Anfangsnummern nach aufgehobener Tafel heraus, weil später die Aufmerksamkeit nicht mehr frisch genug ist. — Während beim eigentlichen Hochzeitsmahle stets feste Tafel stattfindet, begnügt sich der Polterabend häufig mit einem reich besetzten Büfett. Um auch hierfür Abwechselung zu bringen, mag eine der Brautschwestern sich in eine freundliche Schenkin oder Kellnerin verwandeln und am Büfett durch Ausgabe von Tellern, Servietten, Messern und Gabeln, durch Auffüllen der Teller sich den Gästen, besonders aber den älteren Herrschaften, nützlich machen. Während des Speisens können dann sämtliche verfügbare Kinder des Hauses: die jüngeren Geschwister der Braut, kleine Vettern und Cousinen, in Gnomengestalt herbeischwärmen und Früchte, Kuchen und Konfitüren anbieten oder neue Zufuhr vom Büfett herbeiholen.

Im zweiten Teile der Polterabend-Aufführungen ist für Scherz und Neckereien Tür und Tor geöffnet. Ein Herold verkündet das Nahen der Poltergeister, und so strömen sie denn herbei, mit und ohne Gaben in buntem Durcheinander. Je mehr Anspielungen auf die Vergangenheit und die Lebensgewohnheiten des Brautpaares die Vorträge enthalten, um so mehr Beifall werden sie natürlich erwecken. Da lassen sich z. B. durch ein Wachsfigurenkabinett allerlei lustige Kinderstreiche und Szenen aus der Liebeszeit des Brautpaares humorvoll darstellen; ein Bänkelsängerpaar erscheint mit Leierkasten und grell gemalten Bildern, um die schauerlichsten Moritaten des ehrsamen Junggesellen N. N. vorzutragen; mit dröhnender Stimme bietet der „Ausrufer" seine Schätze an: ein Büschelchen Pferdehaare als Locke einer ehemaligen Flamme des Bräutigams, einen Elefantenzahn als erstes Zähnchen der Braut, ein zerbrochenes Pfefferkuchenherz, das im Schmerz um den Ungetreuen gesprungen ist u. s. f. Heinzelmännchen tragen ihre Dienste an; eine „Meißner Porzellangruppe" führt zierliche Tänze auf; die sieben „Wochentage" tauschen Erinnerungen über die Gewohnheiten und Liebhabereien der Braut aus. Andere gern gesehene Polterabendgäste sind „Die alte und die neue Zeit", „Morgen, Mittag und Abend", die Mit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

glieder des Mädchenkränzchens als lebende Blüten, „Die bisherige und künftige Heimat der Braut", eine Wahrsagerin, die Vorführung eines lustigen Maleratelliers, wenn das Bräutchen des Pinsels kundig ist, Hausgeister, Negerkapelle, Zigeunerlager oder Kaffeeklatsch, Rübezahl und seine Zwerge, Schneewitchen mit ihrem kleinen Gefolge, Gestalten aus Märchen, das lebende Bilderbuch und dergleichen mehr. Auch Gesangsvorträge dürfen bei einem richtigen Polterabend nicht fehlen; sie können an Reisen und Erlebnisse des Brautpaares anknüpfen. Die Schweiz grüßt durch jodelnde Sennerinnen; Tirol durch schuhplattelnde Buas und Diandln; ein Nixen- oder Fischerreigen mahnt an den Aufenthalt am Meeresstrande, dunkeläugige Italiener erinnern an das Land der Zitronen, Winzer und Winzerinnen an den Rhein. Dazwischen werden, um eine gewisse Eintönigkeit zu vermeiden, humoristische Duette und Terzette eingeflochten, wie wir sie am Schluß des Kapitels aufgeführt haben. Jede Musikalienhandlung besorgt die Sachen und kann noch weitere vorschlagen.

Die Hochzeitsfeier wird selten im eigenen Heim stattfinden, es sei denn, sie beschränke sich auf den engsten Familienkreis. Dagegen kommt es öfter vor, daß der Polterabend ganz fortfällt und etwaige Vorträge auf den Hochzeitstag selbst verlegt und nach aufgehobener Tafel aufgeführt werden. Während des Hochzeitsdiners „steigen" die verschiedenen Toaste und Lieder. Die Reihenfolge ist ungefähr so festzusetzen: Begrüßung der Gäste durch den Brautvater oder dessen Stellvertreter; Toast auf das Brautpaar; erstes Tafellied; Toast auf die Brauteltern; Verlesen der eingegangenen Depeschen und Glückwünsche durch den Festordner; hieran schließen sich dann die weniger offiziellen Reden auf die Brautjungfern, die Damen im allgemeinen, auf den Festordner, die Ehe, die Liebe ꝛc. Die weiteren Lieder des Hochzeitskladderadatsches werden abgesungen, scherzhafte Wechselreden gehalten. . .

Bezüglich Abfassung und Ausstattung der hochzeitlichen Drucksachen, wie Festzeitungen, Lieder ꝛc. bietet sich ein weites Feld für humoristische Anspielungen. Bei der Hochzeit eines Postbeamten erscheint das Tafellied z. B. in Form einer Depesche, auf der der Text in der bekannten, amtlichen Typenschrift (Schreibmaschine) mit den charakteristischen Trennungsstrichen zwischen den einzelnen Worten fixiert ist. Oder man läßt das Lied einfach drucken und schiebt die zusammengefalteten Blätter in Briefhüllen, die an sämtliche anwesende Gäste adressiert und von einem Boten in Postuniform verteilt werden. Einen Rechtsanwalt überrascht man durch vorschriftsmäßig geheftete und beschriebene Aktendeckel, die das Tafellied oder den Kladderadatsch bergen und von einem Gerichtsdiener zu überreichen sind. Dem ehemaligen Kommilitonen stellt Freundeshand ein dem bedeutungsvollen Tage entsprechendes Kommersbuch zusammen. Der Gelehrte erhält die Probelieferung eines Konversationslexikons in Versen mit Stichworten von A bis Z. Ein reiselustiges Ehepaar wird durch witzig abgefaßte, auf die Stationen der Hochzeitsreise hinzielende Rundreisebillette, durch Überfahrtsscheine oder Hochzeitspässe erfreut; der Geschäftsreisende durch eine Musterkarte in Gestalt der gewöhnlichen Musterblocks, deren einzelne Blätter mit Musterklammern zusammengeheftet sind und deren Titelblatt aus hellem Flanell oder Baumwollstoff mit Golddruck besteht; bei der Hochzeit eines Zigarrenhändlers erscheinen die Tafellieder auf braunem Papier, wie Zigarren zusammengerollt, mit „Leibbinden" versehen und werden in Zigarrenkistchen präsentiert u. s. f.

Hochzeit! Die hohe Zeit des Lebens mit dem erwartungsvollen Ausblick in sonniges, unbekanntes Land. Silber- und Goldhochzeit! Gedankenvolle Rückschau

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die gemeinsam durchwanderte Strecke; nicht mehr überschäumendes Aufjauchzen, aber doch tiefinneres, stilles Freuen im Herzen. Und so dürfen wir mit Recht auch diese gesegneten Jubelfeste des Lebens mit den Rosen des Frohsinns umwinden.

Zeitig am Morgen schon grüßen die Klänge eines Chorals, wenn es sein kann, die des einstigen Trauchorals, das hochzeitliche Paar. Kinder und Kindeskinder haben ihn eingeübt und singen ihn im Nebenzimmer. Der Text muß vielleicht einige Änderungen erfahren, die aber gewiß irgend ein dichterisch begabtes Mitglied aus Familien- oder Freundeskreis leicht ausführen wird. Bisweilen tritt an Stelle des häuslichen Gesanges auch ein Ständchen, das die Angehörigen entweder bestellen oder das von einem befreundeten Gesangverein dargebracht wird. Darauf folgt die Überreichung von Kranz und Strauß seitens der beiden jüngsten Kinder oder Enkel und dann das gemeinsame Frühstück am festlich gedeckten, mit Grün und Silber- resp. Goldmyrten reich geschmückten Tische. Die Gaben sind auf einer anderen Tafel geordnet; ein Myrtenbäumchen, an dessen Zweige mit unsichtbarem Draht silberne oder goldene Myrten befestigt wurden oder ein hoher Tafelaufsatz mit Myrtensträußen nimmt den Mittelpunkt des Geschenktisches ein; lose Blüten und Zweiglein sind regellos darüber gestreut. Die einlaufenden Karten und Depeschen nimmt eine Silberschale auf. Gegen Mittag findet Empfang der Gratulanten statt, für den die Hausfrau durch Aufstellen eines kalten Büfetts mit Wein oder Bowle vorgesorgt hat. Danach wird sich das Jubelpaar, zumal wenn es schon die goldene Myrte trägt, auf ein paar Stunden zurückziehen, um für das eigentliche Festessen am Nachmittag oder Abend gerüstet zu sein.

Wie bei der grünen, wird auch an der Jubelhochzeit das ganze Tisch-Arrangement entsprechenden Schmuck anlegen, diesmal aber ganz besonders im Glanze von silbernen und goldenen Schaustücken prangen. Tisch- und Menükarten, Weinflaschen, Kuchenkörbe — alles trägt silberne oder goldene Blüten in grünem Laube. Die einzelnen Leuchter und Tafelaufsätze sind durch Festons von schimmerndem Lametta verbunden; Myrtenbäumchen mit Silber- oder Goldblümchen übersät, werden zwischen den einzelnen Schüsseln verteilt. Ernste und heitere Tafelreden, gemeinsame Lieder, Wechselgespräche würzen das Mahl. Der erste Toast gebührt dem Jubelpaar; im nächsten wird das Familienoberhaupt auf etwa vorhandene Ehestandskandidaten oder die nächste Jubelhochzeit hindeuten und alle Freunde und Verwandte schon jetzt dazu willkommen heißen.

Nach der Tafel beginnen die Vorträge, die ähnlich wie bei der grünen Hochzeit gruppiert werden. Sieht das Jubelpaar für den eigentlichen Festtag davon ab, so richtet es dafür in den meisten Fällen einen silbernen Polterabend her, bei dem dann auch Kranz und Strauß überreicht werden. In den Vorträgen spielt natürlich die Vergangenheit des Jubelpaares eine Hauptrolle; lebende Bilder führen besonders scherzhafte und charakteristische Momente daraus vor, wobei die Kostüme und Masken möglichst getreu nach den Originalen zu wählen sind. Anstatt der Bänkelsänger-Aufführung flicht ein befreundetes Ehepaar vielleicht ein silbernes A B C ein. (Bei goldenen Hochzeiten findet in Anbetracht des hohen Alters der beiden Gefeierten, meist keine größere Festlichkeit und nur ein Familienessen statt.) Dazu gehört vor allem eine gewöhnliche Steh-Schultafel und ein aus Silberpappe geschnittenes, weithin sichtbares A B C. Beim Absingen der verschiedenen Verse wird stets der betreffende Buchstabe mit einer Reißzwecke an die Tafel geheftet und durch Auftippen mit dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stocke, wie in der Schule, dem Publikum gezeigt. Die Verse sind im Stile der Münchener Bilderbogen gehalten und erheben natürlich keinen Anspruch auf hohen Kunstwert. Der Hausdichter wird sie ungefähr so formulieren:

Er: Im Anfang war das Hüttchen klein,
Sie: Frau Agnes hielt es schmuck und rein.
Er: Herr Bruno war ein ganzer Mann,
Sie: Bedachtsam griff sein Werk er an.
Er: Die Chancen waren nur so — so —
Sie: Der Chef ein Geizhals comme il faut — —

Auch wird er darauf Bedacht nehmen, so viel Bezügliches einzuflechten als nur möglich, an passender Stelle die Eigennamen der Familienglieder anzubringen und kleine Eigenheiten und Schwächen witzig anzudeuten. — Von Gesangsvorträgen würden sich „Der silberne Hochzeitsmorgen" und „Der goldene Hochzeitsmorgen" von Schäffer besonders gut eignen, als Motive für poetische Aufführungen: „Morgen, Mittag und Abend" —„Einst und Jetzt" — „Die grüne, silberne und goldne Myrte" — „Der Herbst" — „Der Myrte Pilgerfahrt" — „Die Gastlichkeit" — „Freuden und Leiden einer jungen Ehe" — alles mit Bezug auf die Erlebnisse des Silberpaares. Genießen die Gefeierten schon Großelternfreuden, so wird es sie gewiß mit Dank und Rührung erfüllen, wenn das jüngste Enkelchen ihnen einen echten Silberstrauß überreicht, unter dessen Blüten in winzig kleinen Kapseln die Bilder sämtlicher Enkelkinder verborgen sind. Derartige Sträuße erhält man in allen Juweliergeschäften und sie bleiben dem Silberpaare eine liebe, vielleicht die liebste Erinnerung an seinen Ehrentag.

Früher war es üblich, daß silberne und goldne Brautpaare sich in der Kirche einsegnen ließen. Jetzt trifft man diese schöne Sitte fast nur noch auf dem Lande oder in kleinen Städten an. Manches alte Paar, das auf die kirchliche Weihe nicht verzichten und nur die öffentliche Schaustellung vermeiden möchte, verlegt die schlichte Feier ins eigne Haus. Sie findet dann am zeitigen Vormittage statt. Den Altar vertritt ein weiß verhangener Tisch, dessen Rand bogenförmig aufgesteckte Servietten umsäumen, die von silbernen oder goldenen Bändern und Myrtensträußchen gehalten scheinen. Orangerie umgibt im Halbkreis den Tisch, auf dem sich brennende Kerzen in silbernen Armleuchtern, ein Kreuz und Bibel und Gesangbuch befinden. Schön ist es, wenn ein Harmonium die Begleitung der heiligen Handlung übernehmen kann, aber auch diskretes Klavierspiel wirkt stimmungsvoll.

Haben wir in Vorstehendem der Höhepunkte des menschlichen Lebens gedacht, so wollen wir zum Schluß auch jene regelmäßig wiederkehrenden Festzeiten betrachten, die so recht dazu angetan sind, im engsten Familien- und Freundeskreise gefeiert zu werden: Weihnachten und Sylvester!

Für die kleine Welt beginnt der Zauber der Weihnachtsfreude schon mit dem ersten Advent, und sinnig ist der Brauch der leuchtenden Adventstransparente, deren Lichter mit Einbruch der Dunkelheit entzündet werden und die kindlichen Herzen mit ahnungsvollem Schauer erfüllen. Dicht um die Mutter gedrängt, singen die Kleinen die alten, lieben Adventslieder; Knecht Rupprecht, der freundliche Helfer des Christkindes — nicht die Schreckgestalt mit brummender Stimme und drohender Rute — hält Einkehr im dämmrigen Raume und verteilt Äpfel und Nüsse unter die jauchzende Schar. In anderen Familien läßt die Mutter heimlich aus zwei einfach gebogenen Holzleisten eine Pforte — die Adventspforte — herstellen und soviel kleine Lichttüllen hineinbohren, als Tage sind bis zum Fest. Mit Tannengrün umwunden und mit bunten Fähnchen besteckt, erhält die Pforte ihren Platz im Rahmen der Kinderzimmertür, und jeden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abend wird ein Lichtlein daran entzündet, ein Lied darunter gesungen und ein Vers gesprochen, bis endlich der Bogen über und über mit zuckenden Flämmchen bedeckt ist und eine strahlende Pforte zum Weihnachtsgemache bildet.

Und wieder eine andere Mutter fertigt für ihre Lieblinge aus leichtem Holz oder Brennpappe eine Adventsuhr mit beweglichen Zeigern, deren Zifferblatt von 28—30 cm Durchmesser wie eine richtige Uhr in zwölf Striche geteilt ist. An jedem Strichende steht eine Zahl von 13—24 und zwischen je zwei Zahlen eins der folgenden Verschen:

13. Wann kommt die goldne Weihnachtszeit,
Sag', Mütterchen, ist sie noch weit?
14. Elf Tage nur habt noch Geduld,
Dann schenkt Euch Christkind seine Huld.
15. Schon jetzt huscht es von Haus zu Haus
Und schaut nach artigen Kindern aus.
16. Knecht Rupprecht trottet neben her,
Sein Sack ist voll, sein Sack ist schwer.
17. Mit Nüssen und mit Äpfelein
Kürzt Er Euch gern des Harrens Pein.
18. Ihr wißt, gar schnell vergeht der Tag
Dem, der da fleißig schaffen mag.
19. Drum rührt die Hände beim Gesang,
Dann wird die Zeit Euch nimmer lang.
20. Vier Tage noch, heissa, hurra,
Bald ist das schöne Christfest da.
21. Schon duftet es in jedem Raum
Nach dem geliebten, grünen Baum.
22. Wie Gold und Silber flimmerts schier
Durch jede Ritze, jede Tür.
23. Noch eine Nacht nur, noch ein Tag,
Dann ruft uns heller Glockenschlag!
24. Ins Dämmerlicht dringt Weihnachtsschein,
Mama, Mama — laß uns herein!

Eine wunderhübsche Weihnachtsuhr brachte Heft 2 von 1900 der Zeitschrift „Kunstgewerbe fürs Haus" (Verl. Berlin W.), die für sieben Tage bestimmt und mit leichter Brandmalerei geschmückt, von jeder einigermaßen geschickten Hand nachgearbeitet werden kann.

Am Weihnachtsabend selbst wird die Hausmutter alle Räume, darunter auch die Küche, mit Tannengrün, Schneebeeren, Stechpalmen und Mistelzweigen ausputzen; die Vasen mit weihnachtlichem Grün füllen und die Festtafel, gleichviel ob Gäste oder nur die Familienmitglieder sich darum versammeln, in festlich-fröhlicher Weise schmücken. Für das Speisezimmer können dicke Guirlanden aus Tannengrün gewunden und festonartig an den Wänden befestigt werden; kleine, rotbackige Äpfel, durch kreuzweise aufgelegten Blumendraht gehalten, beleben das ernste Grün. Auch der Kronleuchter oder die Hängelampe tragen ein grünes Gewand, das mit lose herabhängenden Schneebeeren verziert wird.

Die Einleitung zur Bescherung bildet gemeinsamer Gesang zu den Klängen von Harmonium oder Klavier. Darauf findet irgend eine festliche Aufführung statt. Zwei Engel treten ins dämmerdunkle Gemach, entzünden die Weihnachtskerzen und künden die tiefe Bedeutung von Weihnachtslicht und Weihnachtsglockenklang. Oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Weihnachtsfee erscheint, oder Knecht Rupprecht und Frau Holle halten trauliche Zwiesprache. Ein andermal ruft uns Christkind mit seinen Engelsboten zur Bescherung, die heiligen drei Könige halten feierlichen Umzug oder den Hirten auf einsamem Felde wird das Wunder der göttlichen Geburt offenbart.

Sehr niedlich läßt sich die Bescherung der Kinder für die Eltern und Verwandten durch eine Weihnachtspost einkleiden. Der Postkarren besteht aus einer gewöhnlichen Kiste, die mit gelber und schwarzer Ölfarbe getreu nach dem Original angestrichen wurde und auf zwei Rädern ruht. Alle vier Seiten sind mit Weihnachtsemblemen bemalt oder mit Weihnachtsengeln beklebt. Auch leicht aufgenagelte Tannenzweige verleihen ihr ein hübsches Aussehen. Innen wird die Kiste mit Weihnachtsgrün ausgelegt und zumal die Innenseite des Deckels mit Tannenreisern und Lamettasternen reich geschmückt. Alle Arbeiten der Kinder liegen zierlich verpackt im Karren; unter den Klängen eines Weihnachtsliedes schiebt eins der Kinder, als Postillon verkleidet, den Karren ins Zimmer und verteilt die Päckchen mit lustigen Versen an die verschiedenen Adressaten. Wollen sich zwei Kinder zu einem kleinen Festspiel zusammentun, so verkleiden sie sich als König Winter und Knecht Rupprecht. Der Winter trägt einen Tannenbaum in der Hand, Rupprecht im Sack auf dem Rücken die Gaben. Bei ihrem Eintritt singen die Kinder „O Tannebaum, o Tannebaum" und dann beginnen die beiden bärtigen Gesellen ein fröhliches Zwiegespräch, während König Winter sein Bäumchen auf einen schon bereit stehenden kleinen Tisch stellt und die Lichter daran entzündet und Rupprecht seinen Sack ausleert und die Geschenke unter dem Lichterbaume ordnet.

Sind fremde Gäste bei der Bescherung anwesend, so bietet ein ausgedehnter Julklapp viel Vergnügen. Dazu wird jedes Geschenk zehn- und mehrfach in Papier eingewickelt und eingesiegelt. Von Zeit zu Zeit öffnet sich die Tür und unter dem Rufe „Julklapp" fliegt eins der Pakete, mit dem Namen des Empfängers beschrieben, ins Zimmer. Erwartungsvoll wird die erste Hülle entfernt, aber ein neuer Name auf der nächsten Hülle läßt das Paket in eine andere Hand weiter wandern. Und auch hier hat es keine Rast, denn soviel Papierhüllen, soviel verschiedene Adressen, bis endlich die letzte den richtigen Empfänger nennt. Trägt jedes Papier neben dem Namen noch ein Verschen, so ist der Spaß natürlich doppelt groß.

Die Sylvesterfeier zielt auf die Verklärung der kurzen Spanne Zeit ab, die noch das alte Jahr vom neuen trennt. Schiffchenschwimmen und Bleigießen, Pantoffelwerfen und sonstige Orakel sollen den Schleier der Zukunft heben und werden von der Jugend eifrig betrieben. Glückssymbole bilden den Schmuck der Tafel. In allerlei Gestalt finden sie Verwendung, und in jeder sind sie willkommen. Die Tischbuketchen bestehen aus künstlichen Kleeblüten, um die sich die Glück spendenden Vierblätter drängen. Tischkarten und Menüs tragen die Gestalt zierlicher Hufeisen; rund um das ganze Mittelfeld des Tisches, gleichsam einen Läufer abgrenzend, marschieren Fortunas erklärte Lieblinge: wohl gerundete Schweinchen, die hier wechselweise aus Marzipan und Schokolade gebildet sind. Unter das Obst des Nachtisches mischt die Hausfrau sog. Wundernüsse, die sie vorsichtig auseinander gespalten, ausgehöhlt, mit einem kostbaren oder harmlos-scherzhaften Geschenk oder auch nur mit einem prophetischen Verschen gefüllt und dann mittels Leims wieder unsichtbar zusammengefügt hat. In die Torte oder die Sylvesterpfannkuchen schmuggelt sie gleichfalls bedeutungsvolle Dinge ein,[1]) die dicht in Pergamentpapier gehüllt sein

[1]) Es ist aber ratsam, durch ein scherzhaftes Wort zu vorsichtigem Essen zu ermahnen, um unliebsame Zwischenfälle, wie Verschlucken, Zahnausbeißen u. s. w. zu vermeiden.

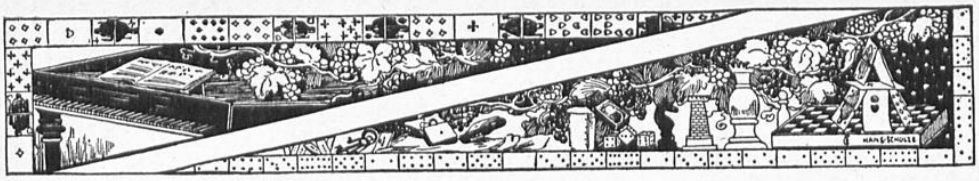
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müssen: einen Ring, einen neuen Pfennig, ein winziges Holzpantöffelchen, eine Puppenspielkarte und dergl., die dem Empfänger Hochzeit und Geld, dem Hagestolzen ein sanftes Ehejoch, dem Spieler Glück in der Lotterie anzeigen und selbstverständlich alle nur harmlos und freudiger Natur sein dürfen.

Auch andere Überraschungen, in Gestalt von Aufführungen ernster und heiterer Art, kann der Sylvesterabend den Gästen bieten und die Hausfrau wird sie sorgfältig vorbereitet haben. Sie verlegt sie am besten auf die Zeit kurz vor Mitternacht, damit sie schließen, sobald der erste Schlag der zwölften Stunde anhebt. Eine drollige Szene kann z. B. von zwei Kindern als lustiger, schellenklingender Sylvester und zartes, mit Rosen geschmücktes Neujahr dargestellt werden. Nicht minder hübsch wirkt das Erscheinen zweier Genien, von denen der eine in langwallendem, rosigem, mit Rosen geschmücktem Gewande, der andere in einem blauen Kleide erscheint. Beide Genien tragen Kränze im gelösten Haar, der eine einen vollen Rosen-, der andere einen weißen Asternkranz, Flügel aus Silbergaze und Sandalen. Der eine hält ein silbernes Kästchen, der andere einen goldenen Pokal als Schicksalsurne in den Händen. Unter den leisen Klängen eines Klaviers öffnet sich die Tür des Gesellschaftszimmers und die Genien treten ein. Sie verkünden, daß das neue Jahr sie gesandt habe, um den Menschenkindern einen Blick in die Zukunft zu gestatten. Mit den Worten „Etwas wünschen und verlangen, etwas hoffen muß das Herz" öffnet der Rosengenius sein Kästchen und läßt jeden Gast eins der darin verborgenen, mit Nummern versehenen Kärtchen ziehen. Darauf wendet er sich zu dem Gefährten: „Mische des Schicksals Lose mit linder Hand; das Schicksal beginne seinen Spruch." Der blaue Genius greift lächelnd in seine Urne, nimmt eins der zierlichen Röllchen heraus, die gleichfalls alle Nummern tragen, hebt es hoch, daß die Zahl sichtbar wird und fragt: „Wer nimmt entgegen aus meiner Hand — die Antwort, die ihm das Schicksal gesandt?" Nachdem alle Röllchen verteilt sind, verschwinden die Genien wieder, während jeder neugierig sein Röllchen öffnen und der Zukunftsstimme lauschen wird. Auf den gerollten Papierstreifen befinden sich scherzhafte und sinnige Prophezeiungen in Prosa und Poesie, die eigens zu diesem Zweck geschaffen sind, aber auch aus bekannten Liederversen, Zitaten ꝛc. bestehen können. Sie sind natürlich dem Wesen und den Verhältnissen, den heimlichen Hoffnungen und Wünschen der Gesellschaft möglichst anzupassen. — Beim Klange der Mitternachtsglocken erscheinen die Genien noch einmal und spenden aus einem großen, goldenen Füllhorn jedem Gast ein Sträußchen, um ihm den Weg ins neue Jahr „mit Blüten zu bestreuen", oder sie „versüßen" ihm die Wanderung ins Dunkel der Zukunft durch allerhand süße Spenden. — An Stelle der zwei Genien könnte man auch „das alte und neue Jahr" verkörpern oder die „Glücks-Göttin" erscheinen lassen, während nach Ablauf des alten Jahres eine Zigeunerin den Gästen aus der Hand die Zukunft vorhersagt.

Freilich — Lust und Liebe gehören dazu, um die Hausgeselligkeit derart zu beleben, und manche kleine Mühe muß lächelnd mit in Kauf genommen werden. Aber da hilft nicht allein Zwang und äußere Nötigung; von innen muß es vor allem quellen, aus warmer Herzlichkeit fließen; denn d i e nur wird es verstehen, das Haus mit Behagen zu erfüllen und zu einer Pflegstätte jener anspruchslos-fröhlichen Gastfreundschaft zu machen, die von alters her der Ruhm des deutschen Volkes war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Karten- und Zauberkunststückchen.

In Nachfolgendem wollen wir eine kleine Auslese amüsanter Unterhaltungen und Spiele, sowie eine Anzahl hübscher Gelegenheitspoesien geben, die als Anregung und Hilfsmaterial für allerlei häusliche Feste dienen können.

1. Ein Kartenpaar zu erraten.

20 Karten, unter denen aber keine gleichen sein dürfen, werden paarweise aufgelegt. Einer der Zuschauer muß sich nun zwei davon, die ein Paar bilden, merken. Dann nimmt man die Karten zusammen, doch so, daß die beiden nebeneinanderliegenden Karten nicht durch andere getrennt werden. Sonst ist es gleich, wie man die Päckchen legt; je mehr sie durcheinander gesteckt werden, um so rätselhafter erscheint dem Uneingeweihten später das Erraten. Sind alle Paare aufgenommen, so legt man die Karten einzeln aus und zwar in 4 Reihen zu je 5 Karten, nach einem Schema, das durch folgende 4 Wörter mit je 5 Buchstaben bestimmt wird:

S U L L A
A M M O N
T O R R I
T U N I S

Jeder Buchstabe ist zweimal in dem Verschen enthalten. Die gleichen Buchstaben deuten die Stellen der Karten an, die am Anfang ein Paar bildeten. Die erste Karte legt man also in die oberste Reihe an den ersten Platz, die zweite in die vierte Reihe, dort wo das S steht. Die dritte und vierte Karte nehmen die Stelle der beiden U in der ersten und vierten Zeile ein und so fort. Sind sämtliche Karten geordnet, so muß der Zuschauer angeben, in welcher Reihe die von ihm gemerkten Karten liegen, worauf der Zauberkünstler, wenn er sein Verschen genau im Kopfe hat, unverzüglich auf das richtige Paar zeigen wird. Das Verschen behält sich übrigens leicht, da die Anfangsbuchstaben das Wort Satt, die Endbuchstaben Anis ergeben.

2. Eine Karte zu erraten.

Man legt 21 Karten, unter denen nicht zwei gleiche sein dürfen, zu dreien aus und verteilt auf diese 3 Karten nacheinander auch die übrigen. Der Zuschauer muß sich nun eine Karte merken und angeben, in welchem Päckchen sie liegt. Man nimmt die Päckchen einzeln auf, das bezeichnete dabei in die Mitte steckend. Noch zweimal wiederholt man das Auslegen wie am Anfang, und jedesmal muß der Zuschauer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagen, in welchem Päckchen sich die zuerst gemerkte Karte befindet. Dies Päckchen wird stets in die Mitte zwischen die beiden anderen geschoben. Schließlich geht der Zauberkünstler etwas abseits, zählt mit gewichtiger Miene die Karten durch, als wenn es sich um eine schwierige Berechnung handle und legt dann die 11. Karte triumphierend auf den Tisch. Die gedachte Karte befindet sich nämlich immer genau in der Mitte, ist also ein für allemal die elfte.

3. Eine Karte vorher zu bestimmen.

Zwei Päckchen Karten, ein größeres von beispielsweise 10 Karten und ein kleineres, dessen untere Karte eine 10 ist, werden auf den Tisch gelegt. Der Künstler sagt: Wählen Sie eins dieser Päckchen, doch ehe Sie wählen, werde ich Ihnen künden, auf welches Ihre Wahl fällt. Zugleich schreibt er auf einen Zettel die Zahl 10, rollt ihn zusammen und händigt ihn einem der Umstehenden ein. Wird nun das größere Päckchen gewählt, so stimmt die vorausgesagte Zahl aufs Haar, wenn die Karten gezählt werden; trifft die Wahl das kleine Häufchen, so steht der Künstler abermals groß da, denn die untere Zahl ist eine Zehn. Natürlich muß der kleine Kniff unauffällig ausgeführt und die Zahl der Karten jedesmal verändert werden. Es ist ratsam, den Scherz höchstens zweimal am gleichen Abend zum besten zu geben.

4. Raten ohne zu sehen.

Man legt drei Karten nebeneinander auf den Tisch und verläßt das Zimmer. Unterdessen soll einer der Mitspielenden eine von den Karten drehen oder auch nur berühren und beim Zurückkehren wird man sofort sagen, welche Karte berührt worden ist.

Um das zu raten, hat man sich vorher mit einem Herrn in Verbindung zu setzen, der eine Zigarre im Munde hat. Danach, wie dieser die Zigarre zwischen den Lippen hält, ob in der Mitte, ob in der rechten oder linken Ecke, erkennt der Zauberkünstler gleich bei seinem Eintritt, welche Karte er zu nennen hat. In Damengesellschaft können die Karten statt neben- untereinander aufgelegt werden. Die heimlich Verbündete aber gibt die nötige Direktive dadurch, daß sie sich bückt oder unauffällig nach dem Fuße faßt, daß sie den Gürtel oder das Haar berührt, je nach der Karte, die sie bezeichnen will.

5. Eine Karte fühlen.

Der Kartenkünstler verpflichtet sich, ein beliebiges Spiel Karten, das von einer zweiten Person gemischt wurde, über den Kopf oder hinter den Rücken zu halten und durch Befühlen der Karten zu erraten, ob er ein Bild (Dame, König, Bube) in der Hand habe oder eine andere Karte. Auch hierbei ist eine zweite Person beteiligt, die dem Künstler heimlich bei jedem Bilde ein Zeichen gibt, ihn unter dem Tisch auf den Fuß tritt oder die Augen niederschlägt oder sonst eine vorher verabredete Bewegung ausführt. Die Uneingeweihten aber werden, wenn die beiden Verbündeten geschickt zu Werke gehen, tatsächlich an das fein ausgebildete Gefühl des Künstlers glauben, zumal wenn er schon vorher beiläufig desselben Erwähnung getan hat.

6. Die Hilfe der Geister.

Der Zauberkünstler erklärt, daß er mit Geistern in Verbindung stehe, die ihn schon oft aus Gefahr befreit hätten. Zum Beweis für seine Behauptung wolle er sich selbst vor aller Augen mit einem Tuche fesseln und dann die Geister zur Hilfe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herbeirufen. Er bittet sich ein großes, seidenes Halstuch aus, legt es, wie gewöhnlich gefaltet, um sein Bein, verknotet es fest und sicher und hebt dann beschwörend die Hände nach oben, indem er ernsthaft und feierlich die folgende Formel dazu spricht:

Hört mich, Ihr Geister,
Gefahr droht dem Meister!
Zur Hilfe heran,
Löst meinen Bann.

Nach einigen Sekunden tiefen Schweigens steht der Künstler auf, faßt das Tuch neben dem Knoten und zieht es mit schnellem Ruck in die Höhe. Erstaunt werden die Zuschauer dem Vorgang folgen und den noch fest geschürzten Knoten befühlen, ohne doch des Rätsels Lösung finden zu können. Diese Lösung aber ist ganz einfach. Der Künstler legt das zusammengefaltete Tuch oberhalb des Knies auf den Schenkel, führt es mit beiden Enden erst nach unten, dann wieder nach oben und verknotet es hier fest. Der Kniff besteht nun darin, daß er, während er die Hände unterm Knie hat, den linken Daumen auf das linke Tuchende legt, dieses mit den übrigen vier Fingern straff anzieht und mit dem Tuchende der rechten Hand über den Daumen hinweg bindet, sodaß eine blinde Schleife entsteht und das linke Tuchende dadurch wieder links, das rechte Ende rechts nach oben geführt werden kann. Hier sind beide dann fest zu verknoten, wobei sich der Künstler jedoch hüten muß, die Schleife zu lockern, die das Tuch notdürftig unterm Knie festhält. Das Kunststück muß vorher so lange geübt werden, bis die Manipulation glatt und geschickt von statten geht.

7. Das Zaubertaschentuch.

Wasser im Taschentuch davon zu tragen, ohne daß ein Tropfen durchsickert, das scheint fast unmöglich. Und doch kann das Kunststück vorgeführt werden. Das Tuch muß nur vorher kräftig mit Bärlappsamen (Lycopodium oder Hexenmehl), der in der Apotheke zu haben ist, eingerieben werden, sodaß die feinen Samenkörnchen das ganze Gewebe bedecken. Der Bärlappsamen ist ein staubähnliches Pulver, dessen Körnchen so fest aneinanderhängen, daß selbst das Wasser sie nicht durchdringen kann. Man nimmt das sorgfältig vorbereitete Tuch an den vier Zipfeln beutelartig zusammen, gießt Wasser hinein und kann es nun ohne Gefahr hin- und hertragen.

8. Der brennende Schneeball.

Ein Zauberkünstler weiß Unmögliches möglich zu machen, so wird er auch der neugierigen Gesellschaft einen in Flammen stehenden Schneeball vorführen können, wenn er es versteht, während des Zusammenballens geschickt ein paar erbsengroße Stücke Kampfer an verschiedenen Stellen des Schneeballs einzuschmuggeln. Da der Kampfer sich kaum von der Weiße des Schnees abhebt, wird niemand den kleinen Betrug merken; wohl aber werden alle in atemlosem Staunen zusehen, wie der Zauberkünstler ein brennendes Streichholz an den Ball bringt und dieser über und über in Feuer loht und bis zum letzten Flöckchen herabbrennt. Kampfer ist nämlich ein flüchtiges Harz, das, während der Schnee sich durch die Hitze verzehrt, unentwegt weiter brennt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9. Eine gedachte Zahl erraten.

Man bittet ein Mitglied der Gesellschaft, sich eine Zahl bis zu 20 zu denken, von der gedachten Zahl 1 abzuziehen, die nun erhaltene Zahl zu verdoppeln, die zuerst gedachte dazu zu zählen und das Resultat zu nennen. Zu diesem zählt man selbst noch 2 zu, dividiert dann mit 3 und hat nun unfehlbar die gedachte Zahl gefunden. Beispiel: Gedacht wurde 17—1 = 16 × 2 = 32 + 17 = 49, dazu 2 = 51, dividiert durch 3 = 17.

10. Das Lebensalter zu berechnen.

Man läßt die Zahl der Lebensjahre mit 2 multiplizieren, 5 hinzuzählen, nochmals mit 5 multiplizieren und sich nun das Resultat sagen. Dieses muß stets eine dreistellige Zahl sein. Davon streicht man in Gedanken die letzte Ziffer fort, zieht von den ersten beiden 2 ab und hat damit das Lebensalter gefunden. Beispiel: Das Alter beträgt 47 Jahre, × 2 = 94 + 5 = 99 × 5 = 495. Davon fortgedacht 5 bleibt 49 — 2 = 47 Jahre.

Streichholzspiele

(Auflösungen Seite 670 und flgde.)

1. 

Aus 12 Streichhölzern legt man wie nebenstehend 4 Quadrate; ohne ein Streichholz mehr oder weniger zu verwenden, sollen daraus 3 Quadrate gelegt werden.

2. 

Aus nebenstehenden 5 Quadraten werden durch einfaches Umlegen der Hölzer 4 Quadrate gebildet. Es darf kein Holz fortgenommen werden.

3. 

Aus 24 Hölzchen wird nebenstehende Figur gelegt. Durch Umlegen von 8 Hölzchen lassen sich zwei Quadrate daraus bilden.

4. 

Nimmt man von nebenstehenden 20 Hölzchen 7 fort, so bleibt ein Rest von 10. Wie macht man das?

5. 

Vier Brüder teilen sich ein Stück Land von nebenstehender Form und zwar so, daß das Land eines Jeden die gleiche Gestalt hat, wie das Ganze. Wie teilen sie?

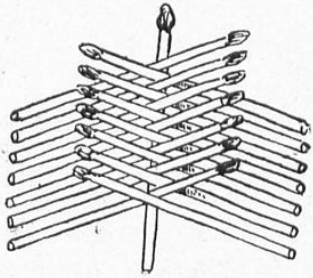
6. Wenn man 4 von 7 wegnimmt, bleibt nichts. Wie läßt sich das beweisen?

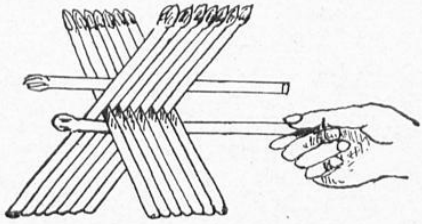
7. Die Hälfte von 12 ist 7; auf welche Weise erhält man dies Resultat?

8. Fünfzehn Streichhölzer mit einem einzigen Streichholz in die Höhe zu heben, dieses Ansinnen werden alle, an die es gestellt wird, für unausführbar erklären. Mit Hilfe eines Kniffs aber läßt sich das Kunst-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stück sehr einfach vollbringen. Wie die erste unserer Abbildungen zeigt, legt man ein einzelnes Streichholz senkrecht auf die Tischplatte und quer darüber, mit dem Kopfe nach oben, abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links vierzehn





weitere Zündhölzer, bis sie sägebockartig über dem ersten Holze liegen. Will man die Spannung der Zuschauer möglichst hoch schrauben, so lasse man jetzt abermals einen Versuch wagen, die gestellte Aufgabe zu lösen. Er wird gründlich mißglücken. Gibt man jedoch den vierzehn Streichhölzern den erforderlichen Gegendruck durch ein fünfzehntes Streichholz, das man parallel mit dem ersten quer über die gekreuzten Hölzer legt, wie unsere zweite Abbildung dies veranschaulicht, so lassen sich — natürlich mit entsprechender Vorsicht — alle fünfzehn Streichhölzer mit einem einzigen Streichholz, nämlich dem untersten, hochheben.

Allerhand Scherzaufgaben.

1. Ein Vater starb und hinterließ seinen drei Söhnen 17 Kamele mit der Bestimmung, daß der Älteste die Hälfte, der Zweite ein Drittel und der Dritte ein Neuntel der Kamelherde erhalten solle. Vergebens zerbrachen sich die Brüder den Kopf, wie sie dem Befehl gehorchen könnten, ohne die Tiere zu töten. Da kam ein Derwisch auf seinem Kamele angeritten, dem sie ihre Not klagten. Der Derwisch hörte sie an, stieg vom Kamel herunter und sagte: „Wohl, Euch kann geholfen werden!“ Wie fing der kluge Derwisch das an?

2. Der Schnellzug Köln-Berlin fährt morgens 8 Uhr 40 Min. von Köln ab; eine Stunde später verläßt der Personenzug Berlin-Köln den Berliner Bahnhof. Bekanntlich legt der Schnellzug ca. 63 Kilometer in der Stunde zurück, während der Personenzug nur ca. 46 Kilometer in gleicher Zeit durchläuft. Welcher der beiden Züge ist nun am weitesten von Berlin entfernt, wenn beide zusammentreffen?

3. Wie kann man es machen, daß 7 in 16 aufgeht?

4. „Wie kann man aus vier Strichen drei machen, ohne einen fortzulöschen?“ fragt jemand, indem er vier senkrechte Striche mit Kreide auf den Tisch zeichnet.

| | | |

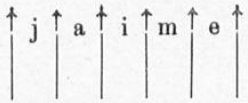
5. G. a. Was heißt das? Die Auflösung ist französisch zu geben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Die rätselhafte Gefängnis-Inschrift.

Pas n'y pas
Tu car tu
Pour tu toujours.

7. $\frac{\text{Pir vent venir}}{\text{un vient d'un.}}$ Was heißt das?

8. 

9. Die Zustände in Frankreich während der Revolution. Wie sind sie zu erklären?



10. Wie kann man ein Tor und einen Hund, der von einem Soldaten verfolgt wird, mit drei Strichen zeichnen?

11. Wie läßt sich ein Rechen naturgetreu auf den Tisch zeichnen?

12. Unter drei verschiedene Hüte legt man drei Stückchen Zucker oder Brot. Wie ist es nun möglich, daß alle 3 Stücke sich unter einem der drei Hüte, den die Zuschauer beliebig bestimmen können, wieder zusammenfinden?

Scherzfragen für Kinder.

1. Wer ist der größere Dichter, Goethe oder Schiller?
2. Welche Stadt kann nicht fortlaufen?
3. Wieviel Eier kannst Du nüchtern essen?
4. Was ist ein spanischer Prinz, wenn er traurig ist?
5. Was heißt das: U. — L. — M. —?
6. In welchem Land kann man am besten flicken?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Wer steckt bis über den Kopf in Schulden?

8. Was ist eine Perücke?

9. Welches ist der kürzeste Monat?

10. Warum ist der Kaiser von Österreich ein sicherer Schuldner?

11. Welches ist der größte Kellner der Welt?

12. Welches ist die schönste Nuß?

13. Welches ist der längste Kuß?

14. Quel est le roi le plus agé?

15. Quel est l'animal le plus agé?

16. Quel est le pays, qui n'a plus mal aux dents?

17. Katz' — Ratt' — Fingerhut und doch nicht Katz' — Ratt' — Fingerhut! Was heißt das?

18. Englisches Wasser — das französische Wasser und doch kein Wasser. Was aber sonst?

19. Welche Städtenamen werden durch einen Mantel ausgedrückt, der zu lang und zu weit ist?

20. Welches ist der Unterschied zwischen einem abgezogenen Hasen und 2×2?

Unterhaltungsspiele.

1. Das Glockenläuten.

Das hübsche Experiment beruht auf dem Prinzip des Telephons und wird folgendermaßen ausgeführt. Durch den Ring eines gewöhnlichen Feuerhakens zieht man einen Bindfaden, dessen Länge so zu bemessen ist, daß der Haken den Boden nicht berührt, wenn man beide Hände in Gesichtshöhe bringt. Nun stellt man zwei Stühle in einiger Entfernung voneinander auf, daß die Sitzflächen sich zugekehrt sind. Der Experimentierende nimmt seinen Platz stehend zwischen beiden Stühlen ein, schlingt um jede Hand ein Ende des Bindfadens, an dem der Haken hängt, steckt in jedes Ohr einen Finger und schlägt nun langsam und den Kopf hin und her bewegend, mit dem Feuerhaken rechts und links gegen die Stuhlsitze. Während die Umstehenden nur das harte Anschlagen des Eisens hören, vernimmt der Experimentierende volles, herrliches Glockengeläute.

2. Sitzen ohne Stuhl.

Vier Personen sollen sich setzen, ohne den Erdboden oder einen Stuhl dafür zu benutzen. So unglaublich das klingt, so einfach ist die, auf der Wirkung der Schwerkraft und des Gleichgewichts beruhende Lösung. Die vier Personen stellen sich nach Art der Mühlenflügel so auf, daß jede rechtwinklich zu ihrem Hintermann steht und der rechte Arm einer jeden sich in der gemeinsamen Mitte befindet. Auf ein gegebenes Zeichen lassen sich alle vier zugleich nieder und werden mit Erstaunen bemerken, daß sie in den Knien des jeweiligen Hintermannes einen ganz bequemen Sitzplatz vorfinden, auf dem sichs schon ein Weilchen aushalten läßt, und natürlich selbst auch mit den eigenen Knien dem Vordermann als Stuhl dienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Das Spiritistenspiel.

Zwei Personen sind miteinander im Einverständnis. Die eine geht aus dem Zimmer, die andere läßt von den Mitspielern ein Wort nennen, das von dem hinausgegangenen Medium erraten werden soll. Gewählt wurde z. B. Lampe. Nachdem das Medium ins Zimmer zurückgekehrt ist, beginnen die Klopfgeister durch die Hand des zweiten Eingeweihten ihre Arbeit; dieser klopft nämlich mit dem Zeigefinger die Vokale auf dem Tische ab. Bei a wird einmal, bei e zweimal, bei i dreimal, bei o viermal und endlich bei u fünfmal geklopft. Die Konsonanten dagegen gibt er dem Medium der Reihenfolge nach durch die Anfangsbuchstaben seiner Fragen kund. Bei dem gewählten Worte „Lampe" würde sich also der Vorgang folgendermaßen vollziehen. Die eingeweihte Person redet das Medium an „Laß sehen, ob die Geister Dir freundlich gesinnt! Klopft einmal (a). „Mir scheint, sie wollen Dir helfen. (Pause.) „Paß nur auf, daß Dir nichts entgeht. Klopft zweimal (e) und gleich darauf wird das Medium mit leiser Stimme, wie erschöpft vom angestrengten Lauschen das Wort „Lampe" nennen. Um den Übrigen die Sache immer rätselhafter zu machen und sie von der richtigen Fährte abzulenken, kann man sich mit dem Medium verständigen, die Wörter wechselsweise deutsch, englisch und französisch abzuklopfen. In diesem Falle gibt der erste Satz ein für allemal dem Medium Gewißheit, in welcher Sprache es zu raten hat. Kundgegeben wird das gefundene Wort natürlich immer in deutscher Sprache. Wird z. B. „Buch" gewählt und der Eingeweihte will es englisch abklopfen, so beginnt er: Erst müssen aber alle still sein. Nach einer kleinen Pause fährt er dann fort: „Bitte, nun können wir beginnen — viermal klopfen — kleine Pause — wieder viermal klopfen. — Kannst Du verstehen, was die Geister Dir sagen? Das Medium hat sich schnell in Gedanken das Wort book zusammengestellt und antwortet: Ja, sie sagten, es sei das Wort „Buch" gewählt worden. Der Fragende muß über etwas Geistesgegenwart und Zungenfertigkeit verfügen, um die Sätze so unauffällig und natürlich als möglich zu beginnen.

4. Weder ja noch nein.

Die Gesellschaft setzt sich in einem Kreis zusammen. Der Spielordner steht in der Mitte und stellt an jeden der Mitspieler der Reihe nach oder kreuz und quer gehend eine Frage, die möglichst dazu herausfordert, mit ja oder nein beantwortet zu werden. Da aber gerade diese beiden Worte verboten sind und die Antwort nebenbei nur aus einem Worte bestehen darf, so gilt es, sich mit Aufmerksamkeit und Klugheit zu wappnen, um die gefährliche Klippe zu umschiffen. Andernfalls kostet es ein Pfand.

A. fragt z. B. den zunächstsitzenden B.: Bist Du bereit, zu hören?

B. Immerzu.

A. Hast Du mich gestern Abend nicht am Fenster vorbeigehen sehen?

B. Keineswegs.

A. Haben mich Deine Eltern auch nicht gesehen?

B. Möglich.

U. s. f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Lieder raten.

Die ratende Person hat das Zimmer zu verlassen. Die anderen wählen ein Lied, dessen Anfangszeile sie nach Worten untereinander verteilen. Wurde „Ach, wie ist's möglich dann" gewählt, so erhält der erste „Ach" — der nächste „wie" — der dritte „ist's" u. s. f. bis alle Spieler ein Wort zuerteilt bekamen. Sobald nun der Ratende ins Zimmer zurückgetreten ist, umringen ihn sämtliche Spieler und auf Kommando des Spielleiters ruft jeder sein Wort, so daß alle Worte gleichzeitig den Ratenden umschwirren. An diesem ist es nun, sich aus dem Chaos das gewählte Lied zusammenzusetzen. Je schärfer er darauf achtet, ein charakteristisches Wort aufzufangen, um so eher wird ihm das gelingen; hinwieder aber müssen die Spieler es vermeiden, Lieder mit besonderen Kennworten zu wählen, wie sie z. B. in „Mit dem Pfeil dem Bogen" oder „Schlaf Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du" 2c. enthalten sind. Das Rufen kann noch zweimal wiederholt werden, bleibt auch dann der Erfolg aus, so hat der Ratende ein Pfand zu geben.

6. Die verpönten Vokale.

Der Spielordner steht in der Mitte des von den Spielern gebildeten Kreises und richtet an jeden Einzelnen eine Frage mit der Forderung, einen bestimmten Vokal in der Antwort, die stets in Form eines vollständigen Satzes gegeben werden muß, zu vermeiden. Andernfalls ist die Schuld mit einem Pfande zu büßen. Beispiel:

A. Von welchem Gestirn erhält die Erde ihr Licht? Antwort — ohne o.

B. Eine leuchtende Kugel, die wir als Scheibe sehen, gibt der Erde ihr Licht.

A. Wieviel Pfennige enthält ein Taler? Antwort ohne i.

B. Der Taler enthält hundert und nochmals hundert und abermals hundert der betreffenden Münzen.

A. Wie nennt man eine männliche Katze? Antwort ohne a.

B. Ein Dichter nennt dieses Tier Hidigeigei.

A. Wieviel ist zwei mal dreißig? Antwort ohne e.

B. Man sagt dafür auch Schock

u. s. w.

7. Die Zitaten-Kette

ist ebenfalls ein Kreisspiel. Der erste Spieler nennt ein beliebtes Zitat. Der zweite muß dessen Endbuchstaben aufgreifen und diesen als Anfang für ein neues benutzen; der dritte mit dem Endbuchstaben des zweiten beginnen u. s. f.

Beispiel: A. sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

B. fährt fort: „Streng sei gegen Dich selbst, beschneide die üppigen Reben."

C. fährt fort: „Nie mag von Liebe scheiden, wer einmal warm geliebt."

D. fährt fort: „Trag ein Herz, den Freuden offen, doch zum Leidenskampf bereit!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Das Kettenspiel (ist dem vorigen ähnlich).

Alle Teilnehmer bilden einen Kreis. A. wirft seinem Nachbar das zusammengeknotete Taschentuch zu und sagt „Frieden". B. gibt das Tuch weiter und ruft „Denkmal"; der nächste Empfänger bildet daraus „Malve", der folgende „Vesper" u. s. f. Hier wird also stets die ganze Endsilbe als Wortanfang genommen. Bei einigem Nachdenken lassen sich lange und oft recht interessante Wortketten bilden.

9. Telegraphieren.

Die Gesellschaft bildet einen Kreis und wählt zwei Telegraphen-Beamte, von denen der eine das Zimmer verläßt. Jeder Mitspielende wählt nun eine beliebige Stadt als Station und nennt sie dem zweiten Beamten, der alle Stationsnamen notiert. Darauf ruft er „Fertig" und der erste Beamte kehrt zurück und läßt sich von seinem Kollegen sämtliche gemeldete Stationen in buntem Durcheinander nennen. Hierauf gibt er die gewünschte Verbindung kund, z. B. Aschersleben-Weimar. Die erstgenannte Station erhebt sich und tritt mit der Meldung „Aschersleben hier" schnell neben den Beamten. Ihr reihen sich unter Nennung ihres Namens die übrigen Stationen alphabetisch an, indem sie einander die Hände reichen. Ist die Leitung geschlossen, so ruft die letzte Station „Fertig", und nun kann die Depesche aufgegeben werden, indem jede Station der alphabetischen Reihe nach ein Wort mit ihrem Anfangsbuchstaben nennt, die sämtlich von dem ersten Beamten aufnotiert und zum Schluß als fertige Depesche verlesen werden. Je mehr die „Stationen" bei der Sache sind und je mehr sie sich bemühen, ihre Worte in Zusammenhang mit denen ihrer Vordermänner zu bringen, um so amüsanter und verständlicher wird natürlich die Depesche.

Beispiel: Es meldeten sich die Stationen: Saragossa, Zittau, Weimar, Mühlhausen, Rom, London, Halle, Bonn, Stettin, Königsberg, Leipzig, Dresden, Aschersleben.

Gewünscht wurde die Verbindung: Aschersleben-Weimar. Eingeschaltet stehen die Stationen wie folgt: Aschersleben—Bonn—Dresden—Halle—Königsberg—Leipzig—London—Mühlhausen—Rom—Saragossa—Weimar.

Die Depesche könnte also lauten:

Arbeit bekommen. — Drohung hinderte Kündigung. — Leben leider mühsam. — Reichlich senden. Wilhelm.

Es liegt im Interesse des Spiels, wenn der die Verbindung bestimmende Beamte Stationen wählt, die alphabetisch möglichst weit auseinander liegen, um eine recht lange Leitung zu erhalten und alle Spieler darin einzuschalten. Im vorliegenden Beispiel mußte z. B. Station Zittau zurückbleiben.

Wer ein falsches Wort angibt oder sich falsch einschaltet, zahlt ein Pfand. Das Spiel muß sehr schnell gespielt werden.

10. U. A. w. g.

Die für Einladungskarten beliebte Formel U. A. w. g., („Um Antwort wird gebeten") bildet die Grundlage dieses amüsanten Spieles, da jeder Teilnehmer innerhalb einer halben oder ganzen Minute einen Satz mit diesen vier Worten zu bilden hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer innerhalb der gegebenen Frist nichts Vernünftiges zustande bringt, zahlt ein Pfand. Beispiele, wie sie Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart anläßlich einer solchen Spielrunde zu Tage förderten, sind folgende:

Uriel Acosta wirkt großartig.
Unnützer Aberglaube weckt Grauen.
Umstände achten wir gering.
Ueber alles wächst Gras.
Urvater Adam war genäschig.
Unglück aber will Geduld.
Urfehde allem was Gesetz.
Ulanen attackieren wie Götter.
Um Aas weilen Geier
u. s. f.

11. Lied ohne Ende.

Der Spielordner stellt sich als Kapellmeister vor, tritt hinter ein improvisiertes Notenpult und nimmt ein Stäbchen als Taktstock zur Hand. Dann heißt er alle sich zum Gesange ordnen und nennt das Lied, das gesungen werden soll. Haben die Mitspielenden sich unter dem Regiment seines Taktstockes ihrer Aufgabe entledigt, so bittet er, das Lied zu wiederholen, diesmal aber das letzte Wort jeder Zeile fortzulassen und statt dessen nur eine entsprechende Gebärde oder Bewegung auszuführen. Das hört sich nun einfacher an, als es für die Sänger ist, denn die meisten vergessen im Eifer den Befehl und müssen zur Strafe ein Pfand zahlen. Noch schwieriger gestaltet sich die Sache bei der zweiten Wiederholung, wo zwei Worte fortzulassen sind, weil hier die Sänger sehr leicht die Melodie verlieren. Trotz dessen oder vielleicht gerade deshalb macht diese Gesangsübung ungeheuren Spaß, zumal wenn sie exakt ausgeführt und von fröhlichen Gesten begleitet wird und alle wie ein Mann aufzuhören verstehen. Das Lied würde also ungefähr so lauten:

Ich weiß nicht, was soll es — — —
Daß ich so traurig —
Ein Märchen aus uralten — —
Das geht mir nicht aus dem —

Und beim zweiten Mal:

Ich weiß nicht, was soll — — — — —
Daß ich so — — —
Ein Märchen aus — — — — —
Das geht mir nicht aus — —
u. s. w.

12. Die Streichholz-Pyramide.

Diese erst kürzlich aus England zu uns herübergekommene Unterhaltung ist eine Art Tisch- und Geduldspiel. Erforderlich dazu sind ein feststehender Tisch, ein Weinglas, eine Schachtel Streichhölzer und eine Anzahl Spielmünzen. Jeder Teilnehmer erhält die gleiche Menge Münzen ausgezahlt. Dann werden die Streichhölzchen mit den Köpfen nach oben in das Glas gesteckt, das mitten auf dem Tische für jeden Teilnehmer erreichbar aufgestellt werden muß und weder gestoßen noch geschüttelt werden darf. Reihum hat nun ein Spieler nach dem andern ein Streichholz aus dem Glase

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu ziehen und es oben quer auf die Übrigen im Glase zu legen. Die Pyramide wächst schnell scheiterhaufenartig an und mit jedem weiteren Streichholz, das dem Glase entnommen wird, wächst auch die Schwierigkeit. Oft reißt eine hastige oder ungeschickte Bewegung den ganzen Bau ein, oder es fallen rechts und links ein paar Hölzchen ab,







ein Versehen, das stets die Abgabe einer Spielmarke an jeden Teilnehmer kostet. Wer schließlich die meisten Münzen beisammen hat, gewinnt das Spiel. Beinahe noch interessanter gestaltet sich das Spiel, wenn nur wenige Gegner, etwa zwei bis vier, ihre Geschicklichkeit miteinander messen. Dann kann das Glas auf einem kleinen, aber feststehenden Tisch aufgestellt werden und die Spieler gruppieren sich um diesen, wobei sie aber jeden unvorsichtigen Stoß oder Ruck vermeiden müssen.

In England ist die „Match-Pagoda", wie das Spiel dort genannt wird, in kurzer Zeit eine beliebte Klub-Unterhaltung geworden, und manche Spieler sitzen die ganze Nacht hindurch bei ihrer Pagoda. Denn natürlich, je mehr man sich darein vertieft, je größer die Geschicklichkeit wird, um so besser kommt man damit zustande und um so größer ist das Interesse an dem Spiel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schreibspiele.

1. Das poetische Geographiespiel.

Jeder Mitspielende wählt sich ein Land — wenn viele Personen sich beteiligen, genügt auch eine Provinz —, dessen resp. deren Namen er laut verkündet. Z. B. wählt A. Frankreich, B. Deutschland, C. Schweden, D. Italien u. s. f. Außerdem erhält jeder Teilnehmer drei Zettel und schreibt darauf drei Städtenamen aus dem Lande seines rechten Nachbars. Alle Zettel werden zusammengekniffen, in die Mitte des Tisches geworfen und hier gemischt. A. greift als erster eins der Zettelchen heraus, wickelt es auf und liest laut den darauf befindlichen Namen Uppsala. Sofort muß C. sich erheben und zum Preise seines Landes im allgemeinen und der genannten Stadt im besonderen ein paar Verse aus dem Stegreif sprechen; etwa:

Des Wissens Born birgt Uppsala,
Auch Wasas Grabmal ist allda.

Nun zieht C. einen Zettel und liest „Pisa". Das ist das Stichwort für D, seinen Lobgesang anzustimmen:

„Bei Pisa — ach ich schäme mich —
Läßt mein Gedächtnis mich im Stich,
Und tobt auch der Entrüstung Sturm — —
Ich kenne nur — den schiefen Turm!"

Beim Aufschreiben der Namen werden am besten solche Städte gewählt, von denen irgend ein Charakteristikum, gleichviel welcher Art, bekannt ist. Wer keinen Reim weiß, gibt ein Pfand.

2. Buchstabenspiel.

Jeder Teilnehmer erhält einen Zettel; der Spielordner bestimmt einen beliebigen Buchstaben und zählt bis drei, worauf jeder so viele berühmte Persönlichkeiten, deren Name mit dem genannten Buchstaben, beginnt, aufzuschreiben hat, als er nur weiß. Schnelligkeit ist die Parole des Spieles, denn nach 5 Minuten heißt es „halt" und die Zettel werden verlesen, wobei mehrfach vorkommende Namen auszustreichen sind. Wessen Zettel am Schluß die meisten unausgestrichenen Namen aufzuweisen hat, ist Sieger und darf den nächsten Buchstaben bestimmen. Man kann auch das Spiel noch schwieriger gestalten, indem man einmal nur Dichternamen, ein andermal nur geschichtlich berühmte Persönlichkeiten aufschreiben läßt oder auch abwechslungshalber geographische Bezeichnungen: Städte-, Gebirgs- oder Flußnamen wählt.

3. Annoncenspiel.

Sämtliche Teilnehmer erhalten Zettel, auf die sie den Anfang einer Annonce schreiben. Danach werden die Zettel gekniffen und untereinander gemischt. Jeder Mitspieler zieht sich abermals einen Zettel heraus, auf den er nun den Schluß irgend einer beliebigen Annonce schreibt. Nachdem die Zettel wieder gemischt wurden, kommen die verschiedenen Inserate der Reihe nach zum Vortrag. Sie lauten nun ungefähr so:

1. Witwer, Mitte 40, sucht Frau ohne Anhang, Anfang 40, zwecks Heirat.

— Wiese und warmer, geräumiger Stall vorhanden. Näheres unter J. G. 450.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Für meine Töchter von 18 und 20 Jahren suche ich Stelle als Stütze der Hausfrau. Dieselben sind perfekt im Kochen und Schneidern, kinderlieb und von sanftem Wesen.

Ausgesucht schöne Ware in Waggonladungen offeriere billigst. J. Rosenberg.

3. Hierdurch warne ich jeden, meiner Frau Ida, geb. Borgmann, auf meinen Namen etwas zu leihen, da ich für nichts aufkomme.

Würde event. auch ein Stadthaus dafür eintauschen.

4. Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, für halbe und ganze Tage

Alles in bestem, betriebsfähigem Zustande, ist wegen Vergrößerung öffentlich gegen sofortige Barzahlung zu versteigern. Seehase, Gerichtsvollzieher.

4. Zitatenspiel.

Nachdem die Zettel verteilt sind, schreibt jeder Spieler auf den seinen ein Zitat, den Anfang eines Liederverses und dergl., die irgend einen Ausruf oder eine Frage enthalten. Die beschriebenen Blättchen werden gekniffen, untereinandergemischt und abermals verteilt. Nun hat jeder ein Antwortzitat, je drolliger und grotesker, um so besser, darauf zu schreiben und die Blättchen wieder zu kniffen und zu mischen. Schließlich werden Fragen und Antworten zusammen vorgelesen, wobei oft die lustigsten Sachen zu Tage kommen; z. B.:

Frage: Der Eichwald brauset, die Wolken zieh'n,
Ein Mägdelein sitzet an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht:
Antwort: August sollst mal runter kommen,
Sollst mal bei Augusten kommen!

oder:

Frage: Und der Ritter, sich tief verneigend, spricht:
Antwort: An dem Baume, da hängt 'ne Pflaume!

oder:

Frage: Und der König ergreift den gold'nen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Antwort: Er soll Dein Herr sein, wie stolz das klingt!

oder:

Frage: Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wüterich:
Antwort: Tra-ri-ra — der Sommer, der ist da.

oder:

Frage: Kennst Du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n? — —
Dahin, dahin möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter zieh'n!
Antwort: Unsinn, Auguste, heiraten mußte!

oder:

Frage: Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Antwort: Habt Ihr nicht den kleinen Kohn gesehn?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Der lustige Brief.

Der Spielordner schreibt vor Beginn des Spieles einen recht langen Brief an eine beliebige Person, in dem er allerlei aus Bekanntenkreisen und besonders viel auch von jedem der Mitspielenden erzählt. Eigenschaften bezeichnet er dabei durch Striche, und je mehr Eigenschaftswörter im Briefe vorkommen, um so lustiger wirkt er. Ist das Schreiben beendet, so läßt sich der Spielordner von allen Anwesenden der Reihe nach Eigenschaftswörter nennen und füllt damit von oben an die Lücken aus, die durch Striche bezeichnet sind. Dann liest er den Brief laut vor, der durch die wahllos hineingefügten Adjektiva oft zu stürmischem Jubel hinreißt.

6. Reimspiel.

Jeder Mitspielende schreibt auf seinen Zettel eine Zeile, die als Anfang eines Gedichtes gelten soll, biegt das Geschriebene um, schreibt aber das letzte Wort auf den umgebogenen Streifen und gibt den Zettel seinem Nachbar. Dieser hat nun eine zweite Zeile auf das gegebene Wort zu reimen, den Zettel wieder umzuknipfen und weiter zu schieben. Der Dritte schreibt eine neue Zeile und verfährt wie Nr. 1. Der Vierte reimt wie Nr. 2 und so fort, bis alle Zettel vollgeschrieben sind. Dann werden sie gemischt, beliebig gezogen und der Reihe nach verlesen. Es ist ratsam, den Zettel erst einmal still zu studieren, da die Reime nur den gewünschten Lacherfolg haben, wenn sie flott und ohne Stocken vorgetragen werden. Am hübschesten ist das Spiel, wenn alle Teilnehmer sich bemühen, ausschließlich Liederanfänge zu benutzen, wie in nachfolgendem Beispiel gezeigt ist:

Da wetten und streiten die Menschen viel,
Lirum, larum Löffelstiel.
Ein frommer Knecht war Fridolin,
Mein Lieb ist eine Alpnerin.

Frühmorgens, wenn die Hähne krähn,
Sah ein Knab' ein Röslein stehn.
Laurentia, liebe Laurentia mein,
Es lebe zahm' und wildes Schwein.

Allerlei Zungenkunststücke für Kinder.

(Schnell hintereinander zu sprechen.)

Der Metzger wetzt das Metzgermesser.
Die Katze tritt die Treppe krumm.
Niederträchtige, Niederschlesische Gebirgsbutter-Keller-Treppen-Runterfallerei.
Sechs Schock sächsische Schuhzwecken.
Der Kutscher putzt den Postkutschkasten.
Meßwechsel — Wachsmaske.
Fischers Fritze fing frische Fische.

Le riz tentant tenta le rat, et tant le rat tenté senta le riz tentant, qu'à la fin il fut pris.

(Der verführerische Reis reizte die Ratte, und so lange roch die in Versuchung geführte Ratte an dem verlockenden Reis, bis sie schließlich gefangen wurde.)

Car Didon dîna, dit-on, du dos d'un dodu dindon.

(Denn Dido speiste, sagt man, vom Rücken eines fetten Truthahns.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bonjour, Madame de Sanssouci,
Combien coûtent ces six saucisses-ci?
Ces six saucisses coûtent six sous-ci!
C'est trop pour ces six saucisses-ci.
Adieu Madame de Sanssouci.

Mäh'n Äbte Heu?
Nie mäh'n Äbte Heu,
Äbte mäh'n Gras!

Wenn sehr schnell und kurz gesprochen, kann man das Verschen als „Griechisches" Zitat ausgeben.

Eine seltsame Sprache.

Pia oni,	= Pie a haut nid,	(Elster hat ein hohes Nest)
Cajabani,	= Caille a bas nid,	(Wachtel hat ein niedres Nest)
Schattana,	= Chat en a,	(Die Katze hat eins)
Rattana,	= Rat en a,	(Die Ratte hat eins)
Topossi.	= Taupe aussi.	(Der Maulwurf auch)

Küchenlatein.

Hascolas,	= Haf' Kohl aß,
Cucléas,	= Kuh Klee aß,
Fuchslamentas	= Fuchs lahm' Ent' aß.

Charaden, Sprichwörter und Citate aufführen.

Die Gesellschaft teilt sich in zwei Parteien, in die Zuschauer und die Darsteller. Letztere haben die Aufgabe, ein beliebiges Wort, ein Sprichwort oder einen Liedervers szenisch darzustellen. Daß dies meist mit den allerprimitivsten Mitteln geschehen muß, erhöht nur den Reiz des Spiels. Wird z. B. das Wort „Ballade" gewählt, so kann es entweder durch ein junges Mädchen in Balltoilette dargestellt werden, das traurig bald auf sein zerrissenes Kleid, bald auf die im Hintergrunde sich lustig drehenden Paare blickt. Oder ein Kind, das sich eben noch mit Ballspielen vergnügte, sieht verdutzt dem davonrollenden Spielgefährten nach.

Das Wort „Spektrum" kann scherzhaft von einem Schusterjungen vorgeführt werden, der in ein mit Speck dick umwickeltes Stück Brot beißt und sich abwechselnd den Magen klopft und auf Brot und Speck hinweist. (Speck drum.)

„Die kleinste Frist" zeigt mehrere Personen auf der Bühne, von denen jede eine andere Beschäftigung vorhat. Die kleinste darunter ißt gierig auf irgend etwas los. Am hübschesten und richtigsten ist es, diese Kleinste durch ein Tier, etwa ein Kätzchen, darzustellen.

Bei „Handschuh" wird jede Silbe besonders aufgeführt. Das erste Bild zeigt vielleicht zwei abschiednehmende Freunde, die sich die Hand schütteln, einen Vater, der seinem Buben ernsthaft mit der Hand droht, einen Arzt, der einem Mädchen die Hand verbindet. Das Bild kann auch als Ganzes gedacht sein, z. B. als eine Bauernstube, wo der Bursch von seinem Liebchen im Hintergrunde durch Handschlag Abschied nimmt, während vorn sich die anderen „Hand"-Szenen abspielen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beim zweiten Bilde wirkt die bekannte Schuhszene aus Dornröschen sehr hübsch, oder „Evchen beim Schuhmacher". (Meistersinger.) Allerliebst ist auch ein Bild, auf dem inmitten seines Arbeitsgeräts und seiner „Patienten" ein alter Schuster sitzt, der eben durch die heruntergeschobene Brille einen unheilbar kranken Schuh betrachtet und durch Achselzucken andeutet, daß da nichts mehr zu machen ist. Ein barfüßiges, ärmlich gekleidetes Mädchen steht mit betrübter, sorgenvoller Miene daneben.

Das Bild als „Ganzes" zum Schluß gibt eine parodistische Darstellung aus Schillers „Handschuh" kund. —

Sehr lustig läßt sich der Ausspruch verbildlichen:

Und der Sänger in die Saiten greift
Und beginnt sie mächtig zu schlagen.

Ein karrikiert ausgeputzter Sänger mit Mantel und Harfe tritt auf, stellt sein Instrument an die Wand, faßt mit allerhand drolligen Gebärden in seine eigenen Seiten, als wolle er sich massieren, und klopft dann schallend darauf los.

Soll „freudvoll und leidvoll ꝛc." dargestellt werden, so läßt man für „freudvoll" von jauchzenden Kindern einen fröhlichen Ringelreihen tanzen. Bei „leidvoll" hilft wieder eine rührende Abschiedsszene aus oder ein kleines Mädchen hält weinend den abgebrochenen Kopf ihrer geliebten Puppe in der Hand, während die Puppe am Boden liegt. „Gedankenvoll" zeigt einen Gelehrten über seinen Büchern. „Hangen und Bangen in schwebender Pein" einen Jungen, der mit schreckverzerrter Miene an einem hohen Reck oder dergl. hängt und mit den Füßen nach dem umgefallenen Stuhle angelt, der seine einzige Hilfe war ꝛc.

„Eine Hand wäscht die andere" wird durch einfaches Händewaschen angedeutet. Um es etwas einzukleiden, stellt man vielleicht eine Studentenbude dar, in der zwei oder drei Studenten dieser wichtigen Arbeit obliegen.

Wir können hier natürlich nur einige Fingerzeige geben, da sich die Darstellungen ja immer nach den verfügbaren Personen und Utensilien zu richten haben. Zudem macht das eigene Suchen und Ausdenken gerade bei diesem Spiel die meiste Freude und auch hier kommt l'appétit en mangeant!"

Pfänder auslösen.

Eine große Anzahl der beliebtesten Gesellschaftsspiele gipfelt im „Pfandgeben", und das Auslösen der gesammelten Pfänder bildet in den meisten Fällen eine Quelle neuer Freuden für die Jugend. Manchmal freilich kommt es auch vor, daß diese oder jene sich sträubt, die zudiktierte Aufgabe zu lösen oder durch ungebührlich langes Zieren den Gang des Spiels unterbricht, zumal wenn es sich darum handelt, ein Lied zu singen oder ein Gedicht zu deklamieren. Je schneller und bereitwilliger aber die vorgeschriebene Auslösung erfolgt, umso wirkungsvoller wird sie sein. Selbst musikalisch nicht besonders begabte Menschenkinder können sich mit dem Vortrag eines scherzhaften, ja sogar grotesken Liedchens den Beifall der Hörer erringen, und ein natürlich und frisch deklamiertes Scherzgedicht wird stets auf Beifall rechnen dürfen. Es ist daher vorteilhaft, sich einige humoristische Sachen einzustudieren, um sie gegebenenfalls ohne Zaudern vortragen zu können. Solche launige Gedichte sind z. B. die folgenden, die sich aus Witzblättern, Gedichtsammlungen und den vorher genannten Deklamationsbüchern mit leichter Mühe ergänzen lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Schöpfung Meisterstück.

Gott schuf die Welt vor alten Zeiten,
Zuletzt vom Mann ein Exemplar,
Und das schien freilich anzudeuten,
Daß Gott schon etwas müde war!

Und als er sein Geschöpf beaugte,
Da fehlte dies, da fehlte das,
Und an dem ganzen Manne taugte
Nur eine einzige Rippe was.

Die ward ihm auch noch abgenommen
Und eine Frau daraus gemacht;
So sind wir später zwar gekommen,
Jedoch geschaffen mit Bedacht.

Und zu der Frau'n gerechtem Lobe
Erkennt man auf den ersten Blick:
Der Mann war nur ein Stück zur Probe,
W i r aber sind das Meisterstück!

Einen Pfennig gäb' ich hin.

Könnt' ich in das Herz Dir sehen;
Aber, wär' es nun geschehen
Und ich säh' nichts gutes drin,
Hätt' ich lieber nichts gesehen.
Darum — in Dein Herz zu sehen,
Geb' ich keinen Pfennig hin!

Begnüge Dich, Liebste.

Motto: Wohl kann ich dich zum Schokoladenladen laden,
Doch nicht mit dir in Baden-Baden baden.

Ich kann Dir nicht, was andre schenken, schenken
Und nicht die Welt aus den Gelenken lenken.
Du darfst Dich nicht auf Schmuck und Spitzen spitzen,
Wirst nicht mit mir auf goldnen Sitzen sitzen,
Jedoch, der ich des Dichters Habe habe,
Vermag es, daß Dich andre Labe labe:
Schon fühl' ich es von Liederkeimen keimen,
Ich will sie Dir in goldnen Reimen reimen,
Daß Dir gar lieblich ihr Getöne töne,
Und Dich der Verse Schmuck verschöne, Schöne. Heinrich Seidel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Scherzgedicht.

A Liadl, a g'ſpaßigs,
Hat mei Bua auf mi g'macht,
Dös hat er mir zuag'ſteckt
Beim Fenſterln auf d' Nacht:

Du alloan biſt mei Freud',
Biſt mei Leben, mei God,
Und wann's mir nit load tat,
I buſſlat Di z'todt! —

Drauf ſag' i: Das Buſſeln,
Bua, iſt ja kei Sünd',
Du därfſt Di nit fürchten,
I ſtirb nit ſo g'ſchwind. Otto Sommerſtorff.

Scherzgedicht.

Gott hat Adam — habt wohl Acht —
Ganz und gar aus Staub gemacht;
Dann, es war grad halber Acht,
Nahm ein Rippchen er ihm ſacht,
Formt' die Eva, voller Pracht;
Adam hat dazu gelacht.
Und das war wohl unbedacht!
Hätt' er's logiſch überdacht
Und geahnt manch' ſpät're Schlacht,
Wie's trotz heil'ger Liebe Macht
Oftmals in der Ehe kracht — —
Und was Amor angefacht,
Matt nur glimmt im Herzensſchacht
Bis die Liebe ſich verflacht:
Hätt' er ſich mit leichter Tracht
In der erſten dunkeln Nacht
Selber aus dem Staub gemacht! Carl Lindau.

Lieb' iſt ein konzertierendes Duett.

Einzeln iſt jede Stimme unvollſtändig,
Zuſammen erſt wird beider Sinn lebendig,
Weil der Sopran, wie ſichs von ſelbſt verſteht,
Die Oberſtimme immer muß beſitzen, —
Was kann dem Baſſe da ſein Brummen nützen?
Mag heimlich noch ſo ſehr der Mann ergrimmen,
Sie gibt den Ton an, Er muß dazu ſtimmen! Craſſus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Historie vom Kuß.

Ihr Junggesellen groß und klein,
Und Ihr, Ihr holden Mägdelein,
Vernehmet die Historiam,
Woher die Kunst zu Küssen kam!

Herr Adam lag im Paradies,
So lang er war im Grase,
Erfrischend mit dem Blumenduft
Behaglich seine Nase.

Frau Eva schlummerte so süß
An ihres Adams Seite.
Man kann sich denken, wie sich da
Der alte Adam freute.

Und als er sie so schlummern sah,
Das Kindlein seiner Rippen,
Da flog ein Bienchen sum sum sum
Auf Evchens Rosenlippen.

Der alte Adam, als er schaut,
Wie dort das Bienchen lecket,
Kriegt plötzlich Lust, zu wissen auch,
Was ihm so trefflich schmecket.

Das Bienchen, das ihn kommen hört,
Erhob sich, fortzufliegen,
Und ließ dabei in aller Angst
Fast seinen Honig liegen.

Als nun der Adam seinen Mund
An Evchens Lippen brachte,
Da schmeckt' es ihm so wundersüß,
Wie er sich's garnicht dachte.

Und seit der Zeit ward er nicht satt,
Den Mund an Mund zu fügen,
Auch wehrte keinesweges ihm
Schön Evchen das Vergnügen.

Seht, so entstand, wie ich gehört,
Die edle Kunst zu küssen.
Mir hats meine alte Tante erzählt,
Und die muß es doch wissen!

Wohlbrück.

Der Taubstumme.

Es klingelt laut und scharf am Gartentor —
Ich laufe hin: ein Armer steht davor,
Den schäbigen Hut in seiner harten Hand,
Den Blick voll Flehen fest auf mich gewandt.

„Was wollt Ihr, Mann?" so frag' ich mit Bedacht;
Worauf er mir durch Zeichen deutlich macht,
Daß stumm sein Mund — daß er nicht hören kann —
Voll Mitleid schau' ich mir den Ärmsten an
Und nehm' ihn mit, wo, unter Grün versteckt,
Im Garten drin der Mittagstisch gedeckt.

Ich tu' ihm auf und schenk' ihm freundlich ein!
Er ißt das Fleisch — schlürft andachtsvoll den Wein —
Sein Blick strahlt Dank, mit Rührung leis' vermischt,
Als er den Mund sich nach der Mahlzeit wischt.
Dann küßt er mir die Hand — sie zittert leicht —
Die noch ein Geldstück ihm zum Abschied reicht.
Er möchte sprechen — seine Lippe bebt — —
Ein Lallen nur als einziger Laut entschwebt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit Tränen geht er fort, der arme Mann!
Ich blick' ihm nach, tief in des Mitleids Bann;
Wie fest er schreitet, gleichsam neu belebt;
Ich seh', wie er die Klinke kräftig hebt,
Und rufe plötzlich nach Gewohnheit noch:
„Ach, bitte, schließen Sie die Türe doch!"

Wie dumm — im Augenblick dacht' ich nicht dran,
Daß ja der Ärmste mich nicht hören kann!
Und er? — Ganz Eifer, dreht er sich im Nu:
„Jawoll, Madam, ick mach' ihr feste zu!" Gertrud Triepel.

Das Mädchen und der Schmetterling.

Lustwandelnd schritt ein Mädchen
Im kühlen Waldesgrund,
Und als sie dort sich bückte,
Zum Strauß sich Blumen pflückte,
Da kam ein bunter Falter
Und küßte ihren Mund.

„Verzeih' mir," sprach der Falter,
„Verzeih' mir mein Vergeh'n.
Ich wollte Honig nippen,
Und hatte Deine Lippen,
Dein rotes, rotes Mündchen
Für Rosen angeseh'n."

Da sprach zu ihm das Mädchen:
„Für diesmal, kleines Ding,
Will ich Dir gern vergeben,
Doch merke Dir daneben:
Nicht blühen diese Rosen
„Für jeden Schmetterling!" — R. E. Wegener.

Wenn ich ein junges Mädchen wär'.

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein erstes wäre das:
Ich nähme Strickbaumwolle her
Und strickt' ohn' Unterlaß.
Ich ließe das Pianospiel,
Das ist nur Ohrentrug;
Geklimpert wird ja viel zu viel,
Gestrickt doch nie genug.

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein Zweites wäre das:
Ich kontrollierte etwas mehr
Die Wäscherin am Faß.
Ich stellte, wenn die Waschzeit ist,
Romanlektüre ein;
Mit spannenden Romanen liest
Man nicht die Wäsche rein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein Liebstes wäre das:
Ich ging zur Köchin in die Lehr'
Und kochte selber was.
Der Hausfrau ziemt es sicherlich,
Wenn sie gut kochen kann,
Und könnt' ich dies, bekäme ich
Ganz sicher einen Mann.

Bleibst sitzen Du, o Jungfräulein.

Bleibst sitzen Du, o Jungfräulein,
So nenne nicht „verfehlt" Dein Leben.
Nicht alle Trauben werden Wein!
Es muß doch auch — Rosinen geben.
Es hat doch keine, ganz gewiß,
Auch Grund zu bittrer Trauer;
Rosinen sind ja immer süß,
Doch Wein ist oftmals sauer!

Flieg. Bl.

Dumm ists bei den Zivilisten.

Dumm ists bei den Zivilisten:
Was sie sind, man weiß es nie:
Sind sie Räte, Assessoren,
Oder Praktikant noch — wie?

Lobe mir die Offiziere,
Jeder Zoll davon ein Mann,
Und stets sieht man gleich am Kragen,
Was als Frau man werden kann.

C. B.

Zwei Frauen sieht von neun bis zehn.

Zwei Frauen sieht von neun bis zehn
Man wo im Regen plaudernd steh'n:
Und wird um elf das Wetter heiter —
So plaudern sie bis zwölf da weiter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Nächsten wie sich selbst zu lieben.

Den Nächsten wie sich selbst zu lieben,
Ist jedes Christen höchste Pflicht,
Die leider wenige nur üben,
Die Jungen tun es sämtlich — nicht;
Denn diese Gotteswortverächter,
Sie lieben nur des Nächsten — Töchter! Flieg. Bl.

Weitere unterhaltende Pfänder-Auslösungen sind:

Der Adlerkuß.

Die zum Adlerkuß verurteilte Person sucht sich unter den übrigen Mitspielenden eine Gefährtin aus. Beide setzen sich mit dem Rücken gegeneinander und drehen, ohne sonst ihre Stellung im geringsten zu verändern, den Kopf soweit zur Seite, daß sie sich küssen können.

Storchdeklamation.

Der Betreffende muß frei auf einem Beine stehen, das andere Bein hochziehen, auf das Knie ein aufgeschlagenes Buch legen und daraus ein Gedicht oder ein paar Sätze langsam vorlesen. Auch ein Lied kann man in dieser Stellung singen lassen.

Statue bilden.

Der zur Statue Verurteilte stellt sich in gerader Richtung mit herabhängenden Armen in die Mitte des Spielkreises, dessen Teilnehmer der Reihe nach an ihn herantreten und seinen Gliedern irgend eine beliebige Richtung geben, etwa den Kopf heben, den Körper zur Seite biegen, die Arme gebieterisch nach oben richten u. s. f. Je drolligere Stellungen die Statue einnehmen muß, umso amüsanter ist das Spiel, das so lange fortgesetzt wird, bis eine mitleidige Seele die Statue durch einen Kuß (Herren wenden statt seiner den Handkuß an) erlöst.

Blind füttern.

Zwei Pfandverlierern — am hübschesten einem Herrn und einer Dame — werden die Augen verbunden. Dann erhält jeder in die linke Hand einen Teller mit zerbröckeltem Kuchen, in die rechte einen Teelöffel, worauf sie sich dicht gegenübersetzen und einer den andern füttern muß.

Den größten Fehler nennen.

Natürlich handelt es sich hierbei nicht um ein ernstes Bekenntnis. Im Gegenteil erhöht es den Spaß, wenn der Büßende einen Fehler nennt, der mit seinem Wesen und Charakter so wenig als möglich im Einklang steht. So bekennt z. B. eine als überaus praktisch bekannte Dame als ihren größten Fehler: „daß ich so poetisch veranlagt bin" — ein etwas eitler Herr: „daß ich so wenig auf mein Äußeres gebe" — eine Schweigsame: „daß ich den Mund nicht halten kann u. s. f. Oder es erfolgt das Geständnis: „daß ich das Pulver nicht erfunden habe — das Goldmachen nicht verstehe — daß ich kein Millionär — daß ich nicht zehn Jahre jünger resp. älter bin" ꝛc. In gleicher Weise kann man auch, umgekehrt, seinen größten Vorzug nennen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Über zwei Worte einen Vers machen.

Der Spielordner gibt dem Pfandauslöser zwei Worte an, deren Sinn weit auseinanderliegt. Über diese soll er eine zweizeilige Strophe machen und zwar innerhalb einiger Minuten. Selbstverständlich wird niemand eine Meisterleistung erwarten; es genügt, wenn der zum „Dichten" Verurteilte sich so schnell und geschickt als möglich aus der Affäre zieht. Erhielt er z. B. die Worte Ballsaal-Ei, so mag er frisch drauflos reimen:

Im Ballsaal manches Küchlein hüpft,
Das eben erst dem Ei entschlüpft.

Die Mitspieler mit Hülfe zweier Löffel zu erraten.

Dem Betreffenden werden die Augen verbunden. Nun gibt man ihm in jede Hand einen hölzernen Küchenlöffel, mit denen er die Mitspieler sorgsam zu betasten hat, gilt es doch, sie auf diese Weise zu erkennen und ihren Namen richtig anzugeben.

Sich selber eine Strafpredigt halten.

Diese Aufgabe kann sehr amüsant gelöst werden, wenn der Inhaber des Pfandes die Strafpredigt auf einen witzigen Ton zu stimmen weiß, erst ruhig, dann eindringlicher, schließlich in höchster Erregung spricht und sich möglichst über Dinge ereifert, die seinem Wesen vollständig fern liegen.

Der A-B-C-Vortrag.

Der Büßende erhält ein Thema, über das er sich verbreiten soll, wobei er aber nur das A-B-C sprechen darf. Sache des Redenden ist es nun, durch verschiedenartige Betonung, durch Gesten und Mienenspiel „Sinn" in den Vortrag zu bringen, sodaß die Hörer unschwer erkennen können, was er ausdrücken will. Das A-B-C wird so oft wiederholt, als die Länge der Rede es bedingt.

Stumme Musik machen.

Der Inhaber des Pfandes hat ein, vom Spielordner genanntes Instrument, das natürlich nur in der Einbildung besteht, zu spielen. Geschickt ausgeführt, wirkt das fingierte Spiel ungemein komisch.

Kartoffelrennen.

Eine Kartoffel wird ins Zimmer gerollt und dem Betreffenden ein Kaffeelöffel in die Hand gegeben, mit dem er die Kartoffeln aufnehmen soll, ohne mit der andern Hand nachzuhelfen. Ist ihm dies gelungen, was bei der munter davonrollenden und immer von neuem entschlüpfenden Kartoffel garnicht so leicht ist, so muß er sie auf dem Löffel dreimal durchs Zimmer tragen und dann an einer bestimmten Stelle niederlegen.

Das geographische Lexikon.

Als „Lexikon" hat derjenige zu fungieren, dessen Pfand auszulösen ist. Jeder Mitspieler nennt ihm eine Stadt oder ein Land, deren Spezialität er sofort anzugeben hat;

z. B. Kiel —	Antwort:	Kieler Sprotten.
Köln —	"	Kölner Dom.
Königsberg —	"	Königsberger Marzipan.
Frauſtadt —	"	Frauſtädter Würstel.
Meißen —	"	Meißner Porzellan.
Nürnberg —	"	Nürnberger Tand u. s. f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Humoristische Duette.

F. Baselt. op. 40. „Zwei Mädchen und kein Mann". Unter Benutzung bekannter Melodien für 2 Frauenstimmen. (Verl. Siegel.)

" " op. 74. „Der Ehestandsbarometer". 1 Frauen-, 1 Männerstimme. (Siegel.)

A. Dorn. op. 122. „Die beiden Plaudertaschen". 2 Frauenstimmen. (Bote und Bock.)

A. Groh. op. 1. „Der Kaffeeklatsch." Sopran und Alt. (Forberg.)

R. Heinze. op. 42. „Eine musikalische Ehe." (Unter Benutzung bekannter Melodien. Sopran und Tenor. (Forberg.)

R. Hinze. op. 36. „Die zwei Basen oder Wiedersehen auf dem Jahrmarkt." 2 Damen. (Siegel.)

V. Hollaender. „Die Hochzeitsgratulanten." 2 Damen oder 1 Dame und 1 Herr. (Oppenheimer.)

" " op. 31. „Das erste Mittagbrot." Tenor [Bar.] Sop. [M.-Sop.] (Starke.)

" " op. 66. „Durch die Zeitung" oder „Sub littera X". 1 Dame, 1 Herr. (Forberg.)

" " op. 52. „Moderne Dienstboten" oder „Verkehrte Welt". 2 Damen. (Siegel und Schimmel.)

Herm. Kipper. op. 88. „Kauft Besseme, kauft Holzwaar'." Heiteres Duettchen für junge Mädchen. (Rühle.)

L. Kron. op. 356. „Auf der Hochzeitsreise." Sop. und Bar. (Jäckel.)

C. Kuntze. op. 290. „Frau Registratorin und Frau Kalkulatorin." 2 Damen. (André.)

P. Lincke. „Er und Sie" oder „Am Silberhochzeitsmorgen". 1 Dame, 1 Herr. (Danner.)

" " „Am Abend der Silber-Hochzeit." 1 Dame, 1 Herr. (Apolli in Berlin.)

E. Meyer-Helmund. „Tanzduett: Nach der Tanzstunde". Sop., Ten. (Simon Sort. in Stettin.)

Moritz. op. 11. Fünfter Streich von Max und Moritz". 2 Damen. (Schlesinger.)

O. Nicolai. „Nein, das ist wirklich doch zu keck" aus „Lustige Weiber". 2 Sop. (Conc.)

J. Offenbach. „Ach, die böse, böse Sieben." 2 Sop. (Bote und Bock.)

M. Peuschel. op. 25. „Die beiden Witwen." [Frau Nudelmüller und Frau Strudelmüller.] 2 Sop. (Praeger und Meier.)

" " op. 33. „Die beiden Nachbarinnen." [Frau Schiller und Frau Hiller.] 2 Sop. (Praeger und Meier.)

" " op. 36. „Julia und Selika" oder „Zwei moderne Dienstmädchen". 2 Sop. (Praeger und Meier.)

" " „Frau Professor und Frau Assessor." 2 Sop. (Cranz.)

A. Schirmer. „Das Telephon." (Thiemer i. H.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

A. Schäffer. op. 26. „Die beiden Gevatterinnen". 2 Damen. (Kistner.)
" " op. 34. „Frau Direktor und Frau Inspektor." 2 Damen. (Kistner.)
" " op. 41. „Der goldne Hochzeitsmorgen." Sop. und Bar. (Bahn.)
" " op. 43. „Das Lesekränzchen." 2 Damen. (Schlesinger.)
" " op. 51. „Die Zufriedenen" oder „Madame Kunkel und Madame Kunkel." 2 Damen (Leuckart.)
" " op. 68. „Die Dienstboten." 2 Damen. (Kistner.)
" " op. 71. „Meine liebe Registratorin." 2 Damen. (Leuckart.)
E. Simon. op. 233. „Am Hochzeitstage." 1 mittlere Frauen- und 1 Männerstimme. (Thiemer.)
" " op. 238. „Vor dem Polterabend." 2 mittlere Frauenstimmen. (Heinrichshofen.)
" " op. 286. „Eine Probe zum Polterabend." Sop., Ten. [Bar.] (Heinrichshofen.)
Fr. Suppé. „Die Beichte." 1 Dame, 1 Herr. (Siegel.)
Rud. Thiele. op. 30. „Wir bleiben ledig." [Ade Ihr Gespielen, ade nun Pension.] 2 mittlere Frauenstimmen. (Siegel und Schimmel.)
" " op. 43. „Nach der Hochzeit." 1 mittlere Frauen- und 1 Männerstimme. (Schlesinger.)
" " op. 65. „Der silberne Hochzeitsmorgen." Sop. und Bar. (Grüttner i. Berlin.)
O. Teich. op. 97. „Backfischstreiche." 2 Damen. (Teich i. Dr.)
R. Tourbié. op. 236. „Großväterchen und Großmütterchen" oder „Goldene Hochzeit." 1 Dame, 1 Herr. (Danner.)
O. Werner. op. 8. „Die verräterischen X-Strahlen." 1 Herr, 1 Dame. (Glaser.)

Terzette.

C. Haaß. op. 10. „Eine Verlobung aus der guten alten Zeit." Sop., M.-Sop., Bar. (Lichtenberg i. St.)
W. Kanzler. op. 8. „Häusliche Szene." Sop., M.-Sop., A. (Siegel.)
H. Marschner. op. 166. „Die heiligen 3 Könige mit ihrem Stern." Zum Epiphaniasfeste. Ten., Bar., Baß. (Senff.)
A. Schäffer. op. 127. „Ehestandsweisheit." 3 Damen. (Leuckart.)
E. Simon. op. 348. „Im Damenheim." Humoristische Sport-Szene. 3 mittlere Frauenstimmen. (Heinrichshofen.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Auflösungen.

Streichholzspiele.

1. 2. 3. 4. 5.



6.



Man legt aus Streichhölzern eine römische VII, nimmt 4 (Hölzer) davon fort, bleibt nichts.

7.



Man legt aus Hölzchen eine römische XII; nimmt die untere Hälfte fort und erhält nun VII.

Allerhand Scherzaufgaben.

1.

Der Derwisch lieh den Brüdern sein Tier. Nun hatten sie 18 Kamele. Davon erhielt der älteste die Hälfte = 9 Kamele, der Zweite 1/3 = 6 Kamele, und der Jüngste 1/9 = 2 Kamele, zusammen 17 Kamele. Aufs achtzehnte setzte sich der Derwisch und ritt unter den Dankesbezeugungen der erfreuten Brüder lächelnd von dannen.

2.

Beide sind gleich weit von Berlin entfernt, da sie sich ja auf der gleichen Station treffen.

3.

Man schreibt mit Kreide oben auf den Türpfosten eine 16, auf die Tür selbst eine 7, öffnet sodann die Türe und hat nun erreicht, daß 7 in 16 „aufgeht".

4.



5.

J'ai grand appétit (G grand- a petit).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6.

Die rätselhafte Gefängnis-Inschrift:

N'y entre pas,
Car entre tu,
Tu entres pour toujours.

7.

Un soupir vient souvent d'un souvenir.
(Un sous pire — vient sous vent — d'un sous venir.)

8.

J'aime en silence. (six lances.)

9.

L'égoisme en haut!
La réligion en bas!
La Nation déchirée!
Le trône renversé!
La gloire effacée!
La bonne foi mise à côté!
Désordre dans tous les coins!



10.

Links ist noch der Schwanz des fliehenden Hundes, rechts die Bajonettspitze des nachstürmenden Soldaten zu sehen.

11.

Man zeichnet die Zähne des Rechens senkrecht auf die Tischkante, zieht einen kleinen Querstrich als Abschluß und dann einen senkrechten Strich als Stil auf die Tischplatte.

12.

Man ißt alle drei Stücke auf, nimmt den bezeichneten Hut und setzt ihn auf den Kopf: so sind die Stückchen unter einem Hut beisammen, nämlich — im Magen des Zauberkünstlers.

Scherzfragen.

1) Schiller, denn sein „Handschuh" geht über Goethe's „Faust".
2) Die Stadt Hannover, denn sie liegt an der Leine.
3) Eins, denn nachher bist Du nicht mehr nüchtern.
4) Ein Infantrist. (Infant triste.)
5) Ulm. (Die Stadt.)
6) Mit Lappland, denn dort gibts die meisten Lappen.
7) Wer seinen Hut noch nicht bezahlt hat.
8) Eine falsche Behauptung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9) Der Mai, denn er hat nur drei Buchstaben.
10) Weil er sieben Bürgen hat. (Siebenbürgen.)
11) Der Kellner Dom. (Kölner Dom.)
12) Die Venus.
13) Der Zirkus, denn er dauert gewöhnlich ein paar Stunden.
14) Le roi d'Italie, car il a mille ans. (Milan.)
15) La brebis, car elle est l'aînée. (lainée, gelockt.)
16) La France, car elle a perdue ses dents. (Sédan.)
17) Charade. (Chat. Rat. Dé.)
18) Waterloo. (Water. l'eau.)
19) Toulon und Toulouse. (to long und to loose.)
20) Der abgezogene Hase ist ein Fell los und 2×2 ist 4, das ist zweifellos.

Gertrud Triepel.

Hauspoesien.

Polterabend und Hochzeit.

Zum Brautschleier.

(Derselbe wird auf einem, mit Blumen gefüllten Körbchen oder einem blütenbedeckten Kissen überreicht.)

Wenn Liebe Dir zum Bund der Seelen
Das Kränzlein reicht mit leiser Hand,
Dann darf der Schleier nimmer fehlen,
Auch er gehört zum Brautgewand.
Umwallt von ihm, trittst Du entgegen
Dem, der zum Gatten Dir bestimmt;
Der mit Dir seines Hauses Segen,
Des Herzens Glück zu eigen nimmt.

Verschleiert noch ist ihm Dein Wesen,
Ist ihm der Seele tiefstes Sein,
Was er in Deinem Blick gelesen
War nur ihr Bild, ihr Widerschein.
Jetzt erst darf er herniedersteigen
In Deines Herzens reiche Welt,
Jetzt erst wirst Du ihm offen zeigen,
Was drinnen sich verborgen hält.

O mög' nur Schönes sich enthüllen,
Wenn sich der Schleier leise hebt,
Die Hoffnung lieblich sich erfüllen,
Die heut' in Euren Seelen lebt.
Dann mag auch, wie die Dichter sagen,
Auf ewig flieh'n der holde Wahn,
Denn herrlich wird es für Euch tagen,
Und selige Wirklichkeit Euch nah'n.

Zwar, was Euch künftig zugemessen,
Auch das liegt noch verschleiert da,
Doch dürft Ihr eines nie vergessen:
Ein Freund, ein Helfer ist Euch nah'!
Ob weich und eben Eure Pfade,
Ob Dornen ritzen Euren Fuß,
Gott schickt Euch beides: Schmerz und Gnade,
Als seiner Liebe Wechselgruß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So nimm ihn denn getrost entgegen
Den Schleier hier aus meiner Hand,
Du siehst, auch er birgt tiefen Segen,
Auch er gehört zum Brautgewand.

(Hebt den Schleier von den Blüten.)

Und wie er schimmernd ausgebreitet
Auf Blüten hier und lichtem Grün,
So mög' auch, wenn vom Haupt er gleitet,
Die Welt in Rosen Dir erglüh'n.

Alix Treu.

Schleiergedicht.

(Zur Hochzeit im Frühling.)

Schleier wehen, wunderzarte,
Jetzt um Baum und Strauch und Hecken;
Was der Frühling offenbarte,
Will der Liebe Schleier decken.

Myrtengrün und weißer Schleier
Passen wunderhold zusammen;
Sinnig Bild der Hochzeitsfeier:
Heil'ger Ernst und Liebesflammen!

Sieh', Dein Herz ist so voll Wonne,
Deine Seele voll Vertrauen,
Willst Dir unter Glück und Sonne
Frühlingsfroh Dein Nestchen bauen.

Fröhlich, wie ein Vöglein immer,
Gingst Du Deinen Weg im Leben;
Lauter Glück und Sonnenschimmer,
Wünsch' ich, möge Gott Dir geben!

Und wenn einmal Wolken trüben
Deinen Himmel Dir, mein Bräutchen,
Wirst Du in Geduld Dich üben;
Habt's gelernt, Ihr lieben Leutchen.

Wer in seligem Erwarten
Diesen Schleier nimmt, den rechten,
Darf in Gottes Zaubergarten
Sich die schönsten Kränze flechten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um sie dann nach Liebesweise
Auf ein teures Haupt zu drücken.
(Den Schleier überreichend)
Möge denn zum Myrtenreise
Bräutlich Dich der Schleier schmücken! Elisabeth Kolbe.

Kranzgedicht.

(Zur Hochzeit einer Lehrerin.)

Du hast den Zauberschlüssel, teure Braut,
Der Dir erschließt die Kinderherzen traut;
Drum dürfen's liebe Kinderhände sein,
Die Dir des Festes erste Spende weih'n.

Sieh', all' die Liebe, die Du ausgestreut,
Bringt Dir des Lebens schönste Krone heut:
Das Myrtenreis, des Glückes Unterpfand,
Den Ehrenkranz, den Dir die Treue wand.

O, daß sie Dich zu Heil und Segen kränzt,
Die Myrte, der Dein Blick entgegenglänzt!
Daß Dir der Liebe reiches Glück erblüht,
Du liebevolles, sonniges Gemüt!

Wir flehen um Dein Glück herzinniglich,
Und viele flehen mit uns wohl für Dich,
Die Dich geliebt, eh' noch der eine kam
Und Deine Seele ganz gefangen nahm.

Zwar ob er Dich nicht länger schon geliebt,
— Wir wissen's nicht, — dem sich Dein Herz ergibt;
Doch ob dabei ein süß' Geheimnis war:
Die Myrte ist ein Kräutlein „Immerdar".

Und wenn verblichen einst der grüne Kranz,
Dann strahlt er sinniger im Silberglanz
Und wandelt endlich sich in laut'res Gold, —
Die Myrte ist das Blümlein Wunderhold.

Und wer sie trägt, Du holde, junge Braut,
Dem ist's, als ob er in den Himmel schaut.
(Den Kranz überreichend)
So sei des Himmels Segen denn mit Dir,
Und selig kränze Dich die Myrtenzier! Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Rosenzeit.

(Die Schwester überreicht Kranz und Schleier der Braut, die in ihrer Vaterstadt bleibt.)

Vorbei ist nun die Kinderzeit
Mit ihren frohen Stunden,
Ein Kränzlein ward zu Lust und Leid
Für Deine Stirn gewunden.

Gewebt ein Schleier, schimmernd klar,
Der soll Dich bräutlich schmücken,
Wenn liebe Hände Dir ins Haar
Die Myrtenkrone drücken.

Zwar hast Du manchen Blütenkranz
Im Leben schon getragen,
Zu heiterm Scherz, zu Spiel und Tanz
In gold'nen Mädchentagen.

Doch keiner war wie dieser hier,
So wunderlieb und eigen,
Und keiner gibt so holde Zier,
Wie der aus Myrtenzweigen.

So laß denn, liebes Schwesterlein,
Von mir bewegt Dirs reichen,
Mit seinen Blüten weiß und rein:
Das Kränzlein ohnegleichen.

Das Kränzlein und den Schleier auch
Mit seiner duft'gen Fülle,
Daß er nach altem, gutem Brauch
Dein Antlitz keusch verhülle.

Sieh', hellen Auges kann ich Dir
Das Brautgeschmeide geben,
Denn läßt Du einsam uns auch hier,
Kein Abschied ist's fürs Leben.

Dieselbe Stadt, die warm und fest
Als Kinder uns umschlossen,
Sie birgt nun auch im trauten Nest
Dich und den Herzgenossen.

Im Rosenmond, da alles blüht,
Wollt Ihr den Bund nun schließen,
O mög' Euch stets auch im Gemüt
Ein Flor von Rosen sprießen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß, wenn die Myrte welk und bleich,
Der Schleier golddurchsponnen:
Das Herz wie heut' Euch voll und reich,
Da Ihr die Fahrt begonnen.

Glück auf, Glück auf denn, junges Paar!
Glück auf zur seligen Feier!
Gott aber mach' mein Wünschen wahr
Und segne Kranz und Schleier! Alix Treu.

Gedicht zu einem Polterabendkranz aus roten vollen Rosen.

Den letzten bunten Kranz leg' ich Dir heute,
Geliebtes Bräutchen, auf Dein junges Haupt,
Damit noch einmal er in Lust und Freude
In Deinem Mädchenleben Dich umlaubt,
Denn morgen schon wirst Du in Myrtenzweigen
Es demutsvoll und doch glückselig neigen.

Manch' buntes Kränzlein hat in frohen Stunden
Bei holden Tönen und bei Kerzenglanz
Wie eine Krone Deine Stirn umwunden,
Wenn Du dahingeschwebt im leichten Tanz;
Nun kommt noch eines hier aus lichten Rosen,
Dann ist vorbei das Gaukelspiel und Kosen!

Denn ernster Art sind all' die neuen Pflichten,
Die mit der Ehe sich auch Dir jetzt nah'n,
Auf manches mußt Du lächelnd wohl verzichten,
Auf manche Klippe stößt Dein schwanker Kahn,
Doch über all dem schwebt die treue Liebe,
Die hold verklärt des Werkeltags Getriebe.

Und da nun Lieb und Rosen allerwegen
Man schon zusammen nennt seit alter Zeit,
So laß Dir hier dies Rosenkränzchen legen
Auf Deine Locken — und Du bist gefeit:
Vor allem Trüben soll es Dich behüten,
Denn Glück und Freude künden seine Blüten! — Alix Treu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Hochzeit des Rektors

(bei Widmung eines Musik-Instruments, dem Geschenk der Schule.)

Wir grüßen Dich zum Tag der Freude
Aus treuem Herzen, junges Paar!
Verklärt scheint uns das Schulgebäude
Im Glanz des Glückes wunderbar.

Der Lenz schaut auch in neuer Schöne
Zum Klassenfenster froh herein;
Da möchten auch den Glanz der Töne
Wir fügen zu dem Sonnenschein.

Nimm hin die Gabe all' der Treuen,
Die mit Dir weisen uns die Bahn,
Der Gratulanten all', der scheuen,
Verschämten, kleinen, die Dir nah'n.

Und wenn die weihevollen Klänge
Dann schallen durch dies liebe Haus
Und unsre frohen Festgesänge
Begleiten, spricht der Wunsch daraus:

Gott segne Dich, des Hauses Leiter,
Und auch Dein trauliches Gemahl!
Froh blühe unsre Schule weiter
Nun in der Liebe Sonnenstrahl!

Elisabeth Kolbe.

Erntefee.

(Weißes oder hellgelbes duftiges Kleid, unten am Saum und am Halsausschnitt mit dichtem Ährenkranze (abwechselnd gelbe und grüne Ähren) garniert, auf dem gelösten Haar ein Diadem aus Ähren, ähnlich einer Erntekrone. Goldene Flügel, ebensolches Füllhorn mit Ähren und Früchten gefüllt.)

Die Fluren segnend, schritt ich still im Dunkeln
Feldauf, feldab nach altgewohnter Art,
Da sah ich freundlich Eure Lichter funkeln
Und, näher tretend, heiter Euch geschart.

Ich sah die Wangen glüh'n, die Augen glänzen,
Und liebe Hände emsig schon bereit,
Dies junge Paar mit Myrtenlaub zu kränzen,
Da trat ich ein — gönnt mir ein Weilchen Zeit!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht bin ich fremd Euch! Saht Ihr mich auch nimmer,
So habt Ihr meinen Segen doch geschmeckt,
Und wohl vertraut ist Euch der gold'ne Schimmer,
Den Euer Licht aus meinen Garben weckt.

Den Boden hüt' ich, der den Keim empfangen,
Die junge Saat, die mit dem Lenzwind sprießt,
Und schütz' die Halme, deren stolzes Prangen
Die stille Hoffnung einer Welt umschließt.

Auch Eure Fluren hab' ich treu behütet,
Auch Eurer Früchte segnend stets gedacht,
Ob Wetterstürme drüber hin gewütet,
Ob Sonnenschein darauf herabgelacht.

Und fragt Ihr nun, „was will im Menschentrubel
Die Erntefee zur kalten Winterszeit?"
So bitt' ich leis: „Gönnt Teil mir an dem Jubel,
Laßt mich erfreu'n an Eurer Seligkeit!"

Nicht tret' ich unter Euch mit leeren Händen,
Den Erntesegen birgt mein gold'nes Horn,
(streut Ähren vor das Brautpaar)
Und wie ich heut' ihn streue, will ich spenden
Auch künftig Euch in Menge: Frucht und Korn.

Kein Mißwachs soll mit Kummer Euch erfüllen,
Kein Hagelschlag die Garben niedermäh'n,
Kraftstrotzend soll Euch aus den gelben Hüllen
Der Körner Reichtum sich entgegenbläh'n.

Doch eine andre Saat noch will ich segnen:
Der Liebe Saat, die Ihr in Seelen streut;
Mit Himmelsgnade will ich sie beregnen,
Daß sie dereinst Euch süße Früchte beut.

Und auch dem Kranz, den man aus grünen Zweigen
Schmucklos und schlicht, der Braut zusammenband,
Auch ihm will ich voll Gnade stets mich zeigen,
Und hüten ihn, als Eures Glückes Pfand.

Dem ernsten Lebensschnitter will ich wehren,
Daß lang' Ihr noch der Sense Stahl entgeht,
Und er sich nah' erst, wenn — gleich meinen Ähren
In hellem Gold das Laub des Kränzleins steht!

Alix Treu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Klee.

Ich bin ein schlichtes Wiesenkind,
Von Adel nicht und Stande;
Doch alle sind mir wohlgesinnt
Im lieben deutschen Lande.

Denn zierlich bin ich anzuschau'n
Im Spiel der Sommerlüfte,
Und weithin über Feld und Au'n
Verstreu' ich süße Düfte.

Doch bring' ich auch — Ihr wißt es wohl —
Von altersher Euch Segen:
Mein Vierblatt lacht als Glückssymbol
Verheißend Euch entgegen!

Und da nun Eure Namen sich
In einen hold verschlingen,
So laßt zum Ehrentage mich
Das Glück ins Haus Euch bringen!

Vier Blättchen sind's in einem Rund,
Die ich als Gabe reiche,
Nehmt fest sie auf in Euern Bund,
Daß nie der Zauber weiche.

Ihr Name ist Euch sicherlich
Nicht fremd nach Art und Klange:
Die Liebe nennt das erste sich,
Steht obenan im Range.

G e d u l d und T r e u e, junges Paar,
Sodann die beiden andern,
Ihr habt sie nötig immerdar
Beim Auf- und Abwärtswandern.

Doch auch des vierten still' Geleit
Könnt nimmer Ihr entbehren,
Sein Name lautet: F r ö m m i g k e i t!
O, haltet's hoch in Ehren.

Zwar bin ich nur ein schlichtes Kind,
Doch gelt, ich spende Segen?
In Eure Hände lieb und lind
Will ich mein Vierblatt legen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es mache wahr den alten Ruhm,
Der ihm von jeher eigen
Und laß in Euerm Heiligtum
Das Leid sich niemals zeigen!

Es schaffe sanften Friedenshauch
Nach außen und im Innern,
Doch manchmal — ja, das mög' es auch —
Euch leis' an mich erinnern!

Alix Treu.

Das Wetterhäuschen.*)

(Autorisierter Abdruck. Nachdruck verboten.)

Polterabendaufführung für Kinder oder Erwachsene in Schwarzwälder Bauernanzug.

(Die Frau trägt ein Bukett in der Hand, der Mann einen Regenschirm unterm Arm. Das Wetterhäuschen ist leicht herzustellen durch eine Säule, die eine offene Flügeltür in zwei Hälften teilt. Oben darüber kann, aus Pappe gefertigt, ein rotes Dach befestigt werden. Gut ist's auch, wenn eine Balustrade, wie man sie oft als Erkerabschluß hat, vor dem Häuschen (der Tür) als Vorplatz angebracht wird. Im Anfang steht die Frau im Vordergrunde und der Mann zurück, der jedoch bei den ersten Worten etwas vortritt, während die Frau zurückgeht, sodaß beide dann in einer Reihe stehen. Sie sprechen, ohne die Glieder viel zu bewegen; ebenso steif treten sie vor und zurück, ohne dem Publikum den Rücken zuzuwenden.)

Mann: Geh', Frau, nun in das Haus hinein;
Ich muß jetzt Regen prophezei'n!

Frau: Ich bitte Dich, bedenke, Mann,
Bald bricht der Hochzeitstag hier an;
Verdirb darum das Wetter nicht!
Solch Tag sei immer hell und licht;
Solch Fest sei freudvoll, nicht voll Trauer,
Fern bleib' ihm jeder Regenschauer!

Mann: Kind, klüger ist doch stets der Mann!
Wohl weiß ich, daß sich freuen kann
Der Bräut'gam über solche Braut,
Die zärtlich ihm ins Auge schaut;
Doch geht sie aus dem Elternhaus,
Entweicht der Sonnenschein daraus,
Und Regenschauer, Abschiedstränen,
Erwecken Schmerz und banges Sehnen.

*) Aus A. v. Diemars „Wie feiern wir Polterabend?" III. Teil (Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drum will ich nur verkünden hier,
(tritt etwas vor, die Frau zurück)
Daß bald der Abschied vor der Tür;
Damit man sich noch freuen kann,
Eh' 's Regenwetter zieht heran.

Frau: Ob jemals wohl ein Unkenruf
Die Lust zu froher Laune schuf?
Dein Warnen kommt noch viel zu frühe;
Drum, bitte, spar' Dir heut' die Mühe!

(Beide treten wieder in eine Reihe.)

Mann: Du bist, wie alle Frauen sind,
Des Augenblicks leichtsinnig Kind!
Du lebst so in den Tag hinein,
Als gäb' es immer Sonnenschein.
Der Tag des Glücks gar flüchtig ist!
So mancher dies sehr leicht vergißt;
Und nah'n sich dann die Regentage,
Ist schnell bereit der Groll, die Klage.

Frau: Nun, Mann, für dieses Bräutchen hier
Sag' ich Dir gut, das glaube mir.
Die lieben blauen Augen schau'n
Ins Leben voller Gottvertrau'n.
Bleibt's auch nicht immer sonnenhell
Und naht auch Sturm und Regen schnell —
In trüben wie in heitern Tagen
Wird sie es stets im Herzen tragen.

Mann: Nun ja, und auch der Mann sieht aus,
Als fürchte er nicht Sturm, nicht Graus.

Frau: Nur kommt's erst auf die Probe an,
Ob man ihm wirklich trauen kann;
Ob böser Laun' er selber nicht
Verscheucht im Haus das Sonnenlicht;
Ob nicht mit Murren oder Grollen
Er wird den Frieden stören wollen.

Mann: Du denkst nur immer schlecht vom Mann!
Ob nicht die Frau auch schuld sein kann,
Bricht Sturm und Regenflut herein?
Wenn launisch sie ihm widerspricht
Und sorgt für gutes Essen nicht,
Und wenn empfindlich sie wird grollen,
Spielt er nicht stets den Rücksichtsvollen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frau: Nun, lieber Mann, wir wollen seh'n,
Wie „Er", wie „Sie" einst wird besteh'n.
Heut' aber herrscht hier Freud' im Haus;
Kein Mißklang scheuche sie daraus!

Mann (im Zurücktreten):

Als Klügster geb' ich wieder nach;
Verfüg' mich unter Dach und Fach
Und lass' die Frau das Wort hier führen.

(Ist ganz in den Hintergrund getreten.)

Frau (die inzwischen langsam ganz vortrat):

Die weiß mit Liebe zu regieren!

(Zur Braut.)

Nicht wahr, so denkst auch Du, o Braut?
Daß stets der Himmel heiter blaut
Und nie der Stern des Glücks erblaßt,
Auch Du wohl nur im Sinne hast!?
Mit Liebe kommt man immer weiter;
So bleibt's im Hause still und heiter.

(Zum Bräutigam.)

Ja, ja, Herr Bräut'gam, merk' Dir's fein,
Die rechte Frau bringt Sonnenschein.
Ach, ohne sie, wie sah, o Graus,
Dein Junggesellenheim einst aus!
Es war Dir selbst nicht wohl darin,
Drum stand nach einer Frau Dein Sinn.
Nun bringt sie, mit der Liebe Sonne,
Zugleich ins Haus Dir Glück und Wonne.

In Lieb' vereint, Du junges Paar,
Verleb im Glück so manches Jahr!
Und wo auch weile Euer Fuß --
Ich bring' des Wetterhäuschens Gruß
Euch, der von lichten Tagen spricht;
Drum bitt' ich Euch, vergeßt mich nicht!
Doch in des Lebens Sonnentagen
Vergeßt auch nicht, Gott Dank zu sagen!

(Tritt zurück und der Mann tritt ganz vor.)

Mann: Noch einmal komme ich heraus!
Da Polterabend hier im Haus,
Darf jeder, der sich um Euch schart,
Hier reden auch nach seiner Art;
Drum will ich in der meinen auch
Ein Wörtchen sagen, wie es Brauch:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Zur Braut.)

Nicht ist der Ehehimmel immer
Ganz wolkenklar, im Sonnenschimmer;
Doch ziehen wirklich auch daher
Einmal Gewitterwolken schwer,
Und geht verstimmt der Mann hinaus —
Empfang ihn freundlich doch zu Haus.
Bald wird's dann wieder still und hell
Und alle Wolken schwinden schnell;
Kein Donnerwetter brauchst Du scheuen
Und nie wird er die Wahl bereuen.

(Zum Bräutigam.)

Doch, lieber Bräut'gam, merk Dir's fein,
Tyrann darfst Du trotzdem nicht sein,
Der stets nur nimmt und niemals gibt!
Wo Mann und Frau sich ehrlich liebt,
Da werden auch an Regentagen
Sie Sonnenschein im Herzen tragen!
Nichts störe Euer häuslich Glück!
Mit diesem Wunsch geh' ich zurück.

(Überreicht ein Wetterhäuschen, das er beim letzten Hervorkommen schnell ergriffen und dann im Arm gehalten hat.)

Nehmt dies zum Gruß und denket mein,
Bei Regen und bei Sonnenschein!
Lebt wohl, nun muß ich schnell ins Haus.

(Tritt rasch zurück, die Frau ebenso vor.)

Frau: Ich aber komm' noch 'mal heraus!

(Gibt ihren Strauß.)

Reich' mit dem Wunsch Euch diese Blüten:
„Gott mög' Euch schützen und behüten!"

Zum Polterabend.

(Mit einer Handarbeit.)

Nun ist des Harrens Zeit vorbei,
Die Sehnsuchtsnot, Ihr lieben Zwei,
Vorüber und zu Ende!
Mit Blütenschmuck hinab — hinauf,
Tun weit sie ihre Pforten auf,
Die eignen, trauten Wände!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und ist es auch kein Prunkpalast,
Der Euer junges Glück umfaßt,
Ihr faltet doch die Hände —
Und seht Euch stolz und selig an
Und flüstert feuchten Auges dann:
„Die eignen trauten Wände — —!"

Und Liebe, die so gern beglückt,
Hat sie Euch freundlich ausgeschmückt
Mit mancher holden Spende;
Auch m e i n e laßt willkommen sein,
Viel treue Wünsche wob ich ein
Für Eure trauten Wände!

Froh zieht Ihr ein ins junge Reich:
Die Augen hell, die Herzen weich,
O, daß es nie sich wende!
Daß Ihr's bekennt nach Jahren noch:
Das reinste Glück umschließen doch
Die eignen trauten Wände!" Alix Treu.

Einer Freundin zum Polterabend.

(Mit einer „Freundschaftsdecke".*)

Nun wirst Du bald durchs eigne Heim
Als junge Hausfrau schreiten,
Für Dich und den geliebten Mann
Den eignen Tisch bereiten.

Dann ist vorbei die Mädchenzeit,
Da Du im Kreis von vielen
Daheim am trauten Tische saßt
Mit Schwestern und Gespielen.

Doch daß Du ihrer nicht vergißt
Im neuen, süßen Lieben,
Hat ihren Namen jede hier
Der Decke eingeschrieben.

*) Sollte die Decke noch n i c h t gestickt und beschrieben sein, so mögen anstatt der 3. und 4. Strophe folgende zwei eingeschaltet werden:

Doch daß Du ihrer nicht vergißt
Im neuen Tun und Treiben,
Laß jede ihren Namen hier
Auf diese Decke schreiben.

Und jede laß mit eigner Hand
Umnähen ihre Worte,
Dann folgen als Erinn'rung sie
Dir nach von Ort zu Orte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und jede hat mit eigner Hand
Gestickt die schlichten Worte,
Nun folgen als Erinn'rung sie
Dir nach von Ort zu Orte.

Und wo Dir auch im Lauf der Zeit
Noch Haus und Herd bereitet,
Wir sind bei Dir, sobald das Tuch
Auf Deinen Tisch gebreitet.

Und sagen Dir, auch ohne Wort,
Daß wir Dich nicht vergessen
Und nicht die Zeit, wo Du mit uns
Im frohen Kreis gesessen!

Nimm hin der Freundschaft Unterpfand
Als Gruß aus sel'gen Tagen;
Nimm hin den Wunsch, den wir für Dich
In tiefster Seele tragen:

Sei glücklich, Herz; sei treu geliebt,
Voll Fröhlichkeit und Frische;
Und — hast Du Gäste, gönn' auch uns
Gern Platz an Deinem Tische!

Alix Treu.

Ueberreichung des Schlüsselbundes.

(Kostüm: Altdeutsche Hausfrau.)

Kann auch als Tischlied nach der Melodie: Am Brunnen vor dem Tore . . gesungen werden.

Nun sei dem jungen Paare,
Das heut' sein Nest sich baut
In froher Festesstunde
Das Schlüsselbund vertraut.
Nicht einem von Euch beiden
Gehört der Schlüssel Zier,
Ein jeder treu verwalte
Das eigene Revier.

Dir, Hausherr, von den Schlüsseln
Der größeste gebührt,
Der über Eure Schwelle
In's eigne Heim Euch führt.
Merk' wohl, er schließt nach außen
Vor Dieb's- und Räuberchor,
Vor Mißgunst, Neid und Hader
Des Hauses trautes Tor.

Geht Ihr zu Festesfreuden,
Schleuß wohl die Türe zu,
Vergeßt nicht heimzukommen;
Das „Wann?" entscheidest Du.
Merk' wohl, es will der Schlüssel
Gedreht von innen sein,
Daß Mann und Weib genießen
Ein still Beisammensein.

Der Hausfrau wird vor allen
Ein Schlüssel wichtig sein:
In ihrer Speisekammer
Befiehlt sie ganz allein:
Sorg', Frauchen, daß sie immer
Gut Speis' und Trank enthält,
Und — daß der Hausherr gebe
Das nöt'ge Wirtschaftsgeld.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun Hausherr, nimm den Schlüssel
Zum kühlen, klaren Wein:
Es mög' ein guter Tropfen
In Deinem Keller sein.
Wenn Ihr in grüner Laube
Mit Freuden fröhlich zecht,
Sorg', daß Ihr wie die Alten
Ein gutes Wörtlein sprecht.

Nun wird die kluge Hausfrau
Uns sicher wissen Dank,
Wenn wir den Schlüssel bringen
Zum vollen Linnenschrank.
Hier liegt in Blütenweiße
Der Stolz der deutschen Frau;
Er kommt vor lieben Gästen
Zu ehrenvoller Schau.

Dies, Hausherr, ist der Schlüssel
Zum Schrank voll Medizin,
Daß Euch manch' kleines Mittel
Zum Glück des Hauses dien'.
Man nimmt bei böser Laune
Ein Tröpfchen „Liebe" ein,
„Geduld" in schweren Zeiten,
So bleibt stets Sonnenschein.

Noch bleibt zum Kleider-
Der Schlüssel, junge Frau. [spinde
Sorg', daß man immer zierlich
In Deinem Kleid Dich schau.
Doch zeig' Dich Deinem Gatten
Nicht nur im Sonntagskleid,
Für ihn sei stets die Schönste
In Lieb' und Freundlichkeit.

Zuletzt 2 kleine Schlüssel
Von fein'nem, feinem Bau,
Zu Euren Herzenstüren
Da passen sie genau.
Gar kunstvoll sind die Schlösser,
Ihr dürft nicht stürmisch sein,
Nicht ungeduldig rütteln,
Sonst bricht der Schlüssel klein.

So tauscht denn miteinander
Das Schlüsselein für's Herz
Und fordert nie es wieder
In Lust sowie in Schmerz.
Ein jeder hüt' das seine
Als wie ein heilig Gut,
Daß Euer Glück auf ewig
In treuem Herzen ruht.

Elisabeth Röhricht.

Mit einer Malerei.

Stricken, sticken und so weiter,
Häkeln, nähn, recht fein und dicht,
Ist ganz schön und auch ganz heiter,
Aber mir — gefiel es nicht.

Andres wollt' ich fabrizieren
Zu dem heut'gen, frohen Fest,
Um damit zu paradieren
Später dann im jungen Nest.

Kissen, Decken, Schlummerrollen
Schenkt Euch sicher alle Welt,
Ob sie auch Gemaltes zollen,
Bleibt noch sehr dahingestellt.

Nehmt es freundlich drum entgegen
Meines Pinsels Resultat,
Euch zu Nutz' und Euch zum Segen,
Mach's in Eurem Reiche Staat.

Doch, nächst dieser hohen Ehre,
Deren sich mein Werk erfreut —
Sei's Euch Mahnung auch und Lehre
Spät, nach Jahren noch, wie heut'!

Lernt wie ich die Farben mischen
Zu des Lebens großem Bild;
Recht sie ineinander wischen,
Macht die „Stimmung" weich und mild.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur der Freude Rosentöne,
Würden grell von Wirkung sein,
Zieht getrost in ihre Schöne
Etwas Alltagsgrau hinein.

Schwarz, die düstre Sorgenfarbe,
Bringt allein auch nicht Gewinn:
Hoffnungsgrün in voller Garbe
Werft allmorgens drüber hin!

Vor dem fahlen Gelb des Neides,
Vor des Mißmuts trübem Braun
Hütet sorgsam Euch, denn beides
Läßt nicht fröhlich aufwärts schau'n.

Doch der Liebe Purpur schimmer
Tragt mit vollem Pinsel auf,
Des Vertrauens Gold geflimmer
Säume leuchtend seinen Lauf.

Blau, der Treue holdes Zeichen,
Schmieg' aufs innigste sich an —
Leider liebt es, schnell zu bleichen,
Frischt es auf drum dann und wann!

Und nun lustig an die Farben:
An das Rot und Blau und Gold — —
Die mit Eifer darum warben,
Denen war das Glück auch hold.

Führt den Pinsel hübsch behende,
Nicht zu schlaff und nicht zu wild —
Und Ihr habt gewiß am Ende
Ein gar köstlich Lebensbild.

Doch — will Euch das Schicksal übel,
Das kommt vor — nein, ohne Spaß! —
Seid gescheit — nur kein Gegrübel,
Lacht es aus und — malt ihm was!

Alix Treu.

Kindergedichte.

(Kleines Hausmädchen mit Staubtuchkorb, Staubtüchern und Wedel.)

Kaum wag' ich mich zu Euch herein,
So festlich sieht es aus;
Und Blumenduft und Kerzenschein
Durchzieh'n das ganze Haus.

Ich weiß es wohl, zu welchem Fest
Dies alles aufgebaut:
Du scheidest aus dem alten Nest,
Du liebe, junge Braut!

Der eigne Hausstand ist bereit
— Die Mutter sagt' es mir —
Drum komm' ich zu so später Zeit
Heut abend noch zu Dir.

Denn ist zuerst in Deinem Reich
Auch alles schmuck und blank,
Ein bißchen Staub liegt trotzdem gleich
Auf Truhen, Tisch und Schrank.

Ich bitte, laß mich mit Dir zieh'n;
Ganz früh schon, wenn es tagt,
Mach ich gehörig gegen ihn
Mit Tuch und Wedel Jagd.

Zwar stand ich bis zu dieser Frist
Noch nicht in Brot und Lohn,
Doch bin ich jung, wie Du es bist,
So, denk' ich, geht es schon.

Und Mütterchen erzog mich gut
Zu Fleiß und Sauberkeit,
Auch hab' ich allzeit frohen Mut,
Bin willig und gescheit.

Und weil's mich länger nicht mehr litt
Daheim im stillen Haus,
Bring ich mein Handwerkszeug gleich mit;
Schaut her, ich pack' es aus!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch nicht zum Spaß! Nein, frisch vom Fleck
Zieh' ich damit auf Raub,
(Stäubt das Paar leicht ab.)
Und wedle von Euch beiden keck
Den letzten Alltagsstaub.

Seht so und so, damit Ihr hell
Ins neue Leben schaut,
Und nur des Glückes heil'ger Quell
Die Seele Euch betaut.

Und sind wir erst im eignen Haus,
— Denn gelt, ich darf doch mit? —
Dann geh' ich leise ein und aus
Mit schwebend leichtem Tritt.

Und alles, was da „gräulich" ist:
Staub, Mißmut, Launen, Schmerz,
Das wisch ich fort in kurzer Frist,
Bis strahlend Haus und Herz.

Doch — es ist spät; lebt wohl, ich lauf
Nun heim, so schnell ich kann.
(Im Abgehen.)
Mein Körbchen hebt Ihr mir wohl auf?
(Von der Tür her zurückrufend.)
Und — Montag (morgen ꝛc.) zieh' ich an!

Alix Treu.

Polterabendgedicht für ein kleines Mädchen mit einem Tassenläppchen.

Der fleiß'gen Hausfrau Schmuck und Zier
Auf Erden weit und breit
Das ist — Mama verriet es mir —
Doch stets die S a u b e r k e i t.

Da hab' ich mir denn überlegt:
Was trägst Du dazu bei,
Daß alles blank und wie gefegt
Im jungen Haushalt sei?

(Traurig:)

Ich kam auf nichts! — Doch half Mama
Mir treulich aus der Not,
Und sieh, das kleine Läppchen da
Strickt' ich auf ihr Gebot.

Die Tassen wäscht es blitzeblank
Und schnell — Du wirst schon seh'n! —
Daß sie im neuen Küchenschrank
Wie Schnee so glitzernd steh'n.

Es ist nicht groß, doch hübsch und rein,
Ein allerliebstes Tuch,
Und dann — das will erwogen sein —
Mein erster Strickversuch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon darum sieh es freundlich an,
Wie andre Gaben auch,
Und nimm es — nicht nur dann und wann —
Nein, täglich in Gebrauch!

Benutz' es stets mit frohem Sinn,
Das wünsch' ich noch zum Schluß —
Hier, Bräutchen, nimm das Tüchlein hin
Und hier — den Hochzeitskuß.

Alix Treu.

Polterabendgedicht für ein kleines Mädchen.

(Mit einem Topf.)

Liebe Braut, ich komme auch,
Meinen Glückwunsch Dir zu bringen.
Für den häuslichen Gebrauch
Fehlt's wohl noch an manchen Dingen?
Diesen Topf ich Dir bescher,
Wollt, daß es ein Glückstopf wär!
Nimm ihn freundlich von mir hin,
Weißt, daß ich so gut Dir bin.
Und nun wünsch' ich frohen Mutes
Dir und Deinem Schatz viel Gutes,
Und gedenkt Ihr manchmal mein,
Will ich froh und glücklich sein.

H. Albers.

Kleines Mädchen als Rotkäppchen.

(Bringt im Körbchen Wein und Kuchen.)

Die Mutter hat mich ausgesandt
Allein zu Großchen über Land,
Mit dem Körbchen hier voll Wein und Kuchen,
Sie sollte doch beides einmal versuchen!

Und ich lief und kam in den dunkeln Wald,
Da ward mir gar ängstlich zumute bald;
Vor dem Wolfe graute mir, daß Ihrs wißt,
Vor dem Wolf, der die kleinen Kinder frißt.

Und als ich dann plötzlich das Haus hier sah,
Ach Gott, wie war ich so glücklich da,
Und ich dachte erleichtert: Hier schlüpfst Du herein,
Hier läßt man gewiß keine Wölfe ein!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun bin ich da — wie ist's hier so traut,
Und ein Bräut'gam sitzt da und eine Braut — —

(Wichtig:)

Einem Brautpaar aber muß man was schenken,
Da will ich mich weiter nicht lange bedenken,
Geb' meinen Kuchen und meinen Wein,
Die sollt Ihr schmecken und fröhlich sein!

(Ängstlich:)

Doch kommt die Mutter und schilt mich gar,
Daß ich böse und ungehorsam war,
Dann schützt mich, daß mir kein Leid geschehe,
Und sagt, daß ich m o r g e n zu Großchen geh'! Alix Treu.

Polterabendgedicht für einen kleinen Knaben.

(Mit einer Fliegenklappe.)

Ich bin der Ritter Unverzagt!
Ich schlage fünfzehn mit einem Schlag,
Doch dürfen es keine Riesen sein,
Mit solchen laß ich mich nicht ein!
Nein, nein, ich meine fünfzehn Fliegen,
Die kann ich fangen und besiegen,
Und zwar mit diesem Zauberstab,
Den mir dazu die Mutter gab.

Doch weil hier niemand Fliegen schaut,
So reich ich Dir holdselige Braut,
Den Zauberstab zum Aufbewahren
Du darfst damit nach Wunsch verfahren
Und jagst der Sorgen ganzes Graus,
Wenn sie Dir nah'n, zum Haus hinaus.
Bedroht Dich Unglück, Kummer, Not,
Schlag' sie mit dieser Klappe tot,
Damit nur Glück und Sonnenschein
In Deiner Ehe Dich erfreu'n! Rudolf Wellnau.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schneeball.

(Das Kind trägt ein weißes Kleid mit Schneebällen aus Seidenpapier besetzt. Geschenk: Ein Schneeball-Arrangement oder ein mit Schneebällen garnierter Gegenstand, wie z. B. ein leichter Bambusständer oder dergl.)

(Schneeball läuft stracks auf das Brautpaar zu.)

Seht, da bin ich hereingeschneit!
Ach ja, ich hatte es aber auch weit.
Die Wolke, wißt, ist die Mutter mein,
Die mußte ich lange erst bitten fein:
„O, laß mich doch heut' mal zur Erde herab,
Weil ich danach solche Sehnsucht hab'."
Sie aber schmälte: „Ich laß Dich nicht fort.
Zur Erde willst Du? Was suchst Du denn dort?
Zerschmelzen wirst Du, Du törichtes Kind,
Verwehen wird Dich der neckische Wind."
Ich aber hörte mit Bitten nicht auf.
Da sagte Frau Wolke: „Nun, Wildfang, so lauf!"
Drum bin ich nun da und wünsche Euch Heil,
Das lieblichste Los, es werd' Euch zuteil!
Stets sollen Euch Rosen umkränzen die Bahn,
Nie mögen sich Leiden und Kummer Euch nah'n!
Und nie eine Wolke den Himmel Euch trüb'!
— Den lustigen Schneeball, behaltet ihn lieb.
Erlaubt, daß bescheidene Gabe er beut,
Und laßt ihn nun fort; sein Weg ist ja weit.
(Eilt fort.)

H. Karstein.

Polterabendgedicht

für ein 10jähriges Mädchen zur Hochzeit ihrer Tante, die einen Gelehrten heiratet. (Bringt ein Körbchen mit Messern und Gabeln, die mit einem bunten Seidenband zusammengebunden sind und auf Blumen liegen.)

All' die alt' und jungen Herrn
Und die schönen Damen,
Die zum Polterabendfest
Heut zusammenkamen,

Mögen mir nicht böse sein,
Wenn ich jetzt es wage,
Und dem lieben Brautpaar dort
Auch ein Wörtchen sage.

(Weist auf das Körbchen, zum Brautpaar.)

Seht die Gaben freundlich an,
Die ich hier Euch bringe,
Denn was dieses Körbchen birgt,
Sind gar wicht'ge Dinge.

Wenn sich auch im neuen Heim
Herz und Geist stets laben,
Will der Magen hinterher
Ebenfalls was haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwar der neue Onkel ist
Hochgelehrt und weise,
Doch es geht nun einmal nicht
Ohne Trank und Speise.

Deshalb, lieber Onkel, bring'
Gabeln ich und Messer;
Damit schmeckt, was Tante kocht,
Dir noch zehnmal besser.

Bleibt in Liebe stets vereint,
So wie diese Pärchen,
Geht vergnügt durchs Leben hin
So und so viel Jährchen.

Und wie meine Gaben hier
Blumen hold umketten,
Mög' auch Euch der liebe Gott
Stets auf Rosen betten! R.

Mädchen und Knabe.*)

(Ersteres mit gestickter Klammerschürze und Klammerbeutel, letzterer mit Leine und Klammern.)

Mädchen:

Wenn Alle Wünsche bringen,
Nach uralt schönem Brauch
Euch segnen und besingen —
Dann tun wir's eben auch!

Und daß wir gerne kommen,
Seht Ihr wohl am Gesicht,
Zwar klopft das Herz beklommen,
Indes — man hört's ja nicht!

Nun, Onkelchen und Tante,
Seht her, was ich gemacht;
(zeigt die Arbeit)
Ringsum die schöne Kante,
Ist das nicht eine Pracht?

Den Beutel und die Schürze
O nehmt sie freundlich an,
Und hört in aller Kürze
Auch meine Wünsche dann:

Bei jeder Wäsche scheine,
Du liebe, junge Frau,
Die Sonne auf die Leine,
Sonst wird das Linnen grau!

Und dann — das ist noch netter —
Wünsch' ich jahrein, jahraus:
Das allerschönste Wetter
Euch drinnen auch im Haus.

Knabe:

Ich kann nicht sticken, denkt nur an!
Das will mir nicht gelingen,
(verächtlich)
Und dann befaßt sich auch ein Mann
Nicht gern mit solchen Dingen.

Doch trotzdem schlepp' ich Huckepack
Heran Euch eine Gabe,
Die ich zu Schwesters Klammersack,
Gewählt recht passend habe.

Denn ohne Klammern kann ich mir
Gar keine Wäsche denken,
Und auch die Leine bring' ich hier,
Um beides Euch zu schenken.

Und nun mein Wunsch? Hört nur genau,
Und nehmt ihn auf in Gnaden:
(auf die Leine zeigend)
So dick wie hier das hanf'ne Tau
Sei Euer Lebensfaden.

*) Aus: „Der neue Hauspoet" von Gertrud Triepel (Alix Treu) Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch wünsch' ich, daß ihn spinnen
Das Schicksal in die Länge, [mag
Und hoffe, daß manch' hellen Tag
Es liebend daran hänge!

Ein reichlich Maß soll Jahr für Jahr
An Glück es Euch bemessen,
Nur dürft Ihr das Geschwisterpaar
Darob — nicht g a n z vergessen!

Alix Treu.

Gedicht für ein kleines Mädchen zur Begrüßung der zweiten Mutter,

die vorher als Hausdame Mutterstelle an den Kindern vertreten hat.

Heut pocht mein Herz so frohen Schlag,
Grüß Gott, ruft's Dir entgegen;
Grüß Gott, Mama, am Hochzeitstag,
Und Glück auf allen Wegen!

Nicht trittst Du fremd in unsern Kreis,
Nicht fürchten wir Dein Kommen,
Denn lang' schon hast Du lind und leis
Dich unsrer angenommen.

Du warst bei uns mit sanftem Wort
In schweren Schmerzenstagen,
Hast Sonnenschein uns fort und fort
Ins stille Heim getragen.

Da schwand von Vaters Stirne sacht
Das grimme Heer der Falten,
Du warst um uns bei Tag und Nacht
Mit mütterlichem Walten.

Nun willst Du heut' für immerdar
Uns wirklich Mutter werden
Und neigst Dich zu der Kinderschar
Mit freundlichen Gebärden.

O Mutter, Mutter, nimm uns hin,
Sei tausend Mal willkommen,
Und liebe uns mit treuem Sinn,
Wie die, die uns genommen.

Sieh, unser Herz mit frohem Schlag
Fliegt sehnend Dir entgegen —
Grüß Gott, Mama, am Hochzeitstag,
Und Glück auf allen Wegen!

Alix Treu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Willkommengruß für die neue Mutter.

Mein trautes Mütterchen, Du liebes, neues,
Wie freu' ich mich, daß Du heut' eingekehrt!
Wie will ich immer Dir ein gutes, treues,
Folgsames Kind sein, das Dich liebt und ehrt!

Mein trautes Mütterchen, welch' Gottessegen,
Daß Du gekommen, unser Sonnenschein!
Wir wollen Dich erfreuen und Dich hegen
Und Deine lieben Herzenskinder sein.

Elisabeth Kolbe.

Zur Hochzeit der Schwester.

(Mit dem Hausspruch: Trautes Heim, Glück allein.)

Du traute Schwester, sei gesegnet,
Viel Glück und Heil zum Hochzeitsfest!
Bist uns mit Liebe stets begegnet;
Wir trauern, daß Du uns verläßt.

Halfst unserm Muttchen unverdrossen,
Warst ihr zur Seite unentwegt,
Hast froh das Glück mit ihr genossen,
Und wenn sie krank war, sie gepflegt.

Und dazu halfst Du gute Schwester
Uns Kleinen auf des Wissens Pfad,
Warst unser liebevollster, bester,
Verständnisvollster Kamerad.

Du warst uns allen unentbehrlich,
Uns war so wohl in Deiner Hut.
Darum betrübt Dein Geh'n uns ehrlich;
Wir danken Dir! Du warst so gut.

Doch all' die Liebesmüh'n — wie selten
Hat frühe Jugend sie gelehrt: —
Wird Gott Dir tausendfach vergelten
Im eig'nen Heim, am eig'nen Herd.

Das war der Wunsch, den ich verwebte
In dieses zarte Blumenstück;
Vor meinen frohen Blicken schwebte
Dein liebes Bild im jungen Glück.

Und innig fleht' ich Gottes Segen
Auf Dich herab, mein Schwesterlein.
So leuchte Dir der Spruch entgegen, —
Denn: trautes Heim ist Glück allein!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die kleine Schwester mit dem Brautkranz.

Nimm des grünen Kranzes Zier,
Dir zu Ehren heut' gebunden,
Liebe Schwester an von mir!
Hast Du früher doch gewunden
Manchen schönen Kranz auch mir,
Wenn zur holden Frühlingszeit
Blumen voller Lust Du pflücktest,
Oder auch voll Zärtlichkeit
Den Geburtstagstisch mir schmücktest.

Und nun willst Du von uns geh'n!
Nimm drum mit der Myrtenkrone
Meines Herzens Wünsche an,
Daß Dir Gottes Güte lohne,
Was Du Liebes mir getan;
Daß, wohin Du mögest zieh'n,
Dich sein Engel still geleite,
Und Dein Glück so frisch und grün
Wie die Myrtenkrone heute
Lebenslang Dir möge blüh'n.

Kleines Mädchen mit dem Brautkranz.

Magst aus meinen Händen Du
Wohl den Brautkranz tragen?
Klein bin ich, und weiß dazu
Dir nicht viel zu sagen.
Aber Mutter hat gelehrt
Mich die Hände falten,
Und der liebe Gott erhört
Gern, was Kinder lallten.
Darum ist auch mein Gebet
Wohl bei ihm gelitten,

Und so will ich früh und spät
Für Dein Glück ihn bitten:
Daß an diesem Kranz für Dich
Soviel Freuden hängen,
Wie an seinen Zweigen sich
Grüne Blättchen drängen.
Lebe wohl! Gott segne Dich
Reichlich, unermessen!
Lebe wohl! Wir werden Dich
Nimmermehr vergessen!

P. K.

Hochzeitsgedicht für ein kleines Mädchen.

Kaum rieb ich mir heut' früh die Augen,
Da rief mich fröhlich die Mama:
„Kind, langer Schlaf will heut' nicht taugen,
Der Tante Hochzeitstag ist da!"

Ei, wie ich lachte, sprang und rannte,
Daß jedermann mir nachgeschaut,
Du meine liebe, liebe Tante,
Wie bist Du doch so schön als Braut!

So hell wie Deines Schleiers Falten,
So lieblich, wie das Myrtengrün
Soll Deine Zukunft sich gestalten,
Und Freude, Freude soll Dir blüh'n!

Leb' an des lieben Onkels Seite,
Beglückt im eignen trauten Haus
Und nimm von mir als Weg-Geleite
Viel tausend Wünsche mit hinaus.

Nach Olavia.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein kleines Kind mit Blumen.

Nun ist, Du liebes Bräutchen, ja
Auf einmal Deine Hochzeit da;
Und weil heut alle zu Dir geh'n,
Mag ich nicht leer von ferne steh'n.
Ich wünsche Glück in Fülle Dir
Und bring ein Körbchen Blumen hier.
Sei immer froh und wohlgemut,
Und bleib mir auch als Frau noch gut!

Baby mit einem Blumenkorb.

Diese schönen Blumen
Bring' ich Dir erfreut,
Weil man einem Bräutchen
Gerne Blumen streut.

Und die Blumen sagen
— Bin ja selbst zu klein —
Glücklich stets wie heute
Soll lieb' Tantchen sein. Olavia.

Gruß beim Einzug der jungen Frau.

(Gesprochen von einer kleinen Hausgenossin.)

Nun ziehst Du ein; sei froh willkommen,
Du Liebe, unter unserm Dach!
Wie schreitest heute, hold beklommen,
Du von Gemach wohl zu Gemach!

Das alles nun Dein Heim, Dein Eigen,
Und nur ein Freuen in Dir wach,
Davor die Wünsche alle schweigen, —
Willkommen unter unserm Dach! Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Silberne, goldene und diamantene Hochzeit.

Aufführung zur silbernen Hochzeit der Eltern für drei Töchter. Grüne Myrte (Jüngste) — Silbermyrte (Älteste) — goldne Myrte (Mittelste).

Grüne Myrte mit Myrtenzweigen.

Draußen Frühling hell und klar,
Blühen rings und Sprossen;
Innen ein geliebtes Paar,
Silberglanzumflossen!

Nicht nach grünem Myrtenreis
Streckt es mehr die Hände,
Ach, das neigt sich still und leis
Vor der Silberspende.

Hat gedient so manches Jahr
Treu in Lust und Leiden,
Und nun will für immerdar
Heut es von Euch scheiden.

Doch, bevor es ganz verbleicht,
Grüßt's zum letzten Male;
Vieles hat es Euch gereicht
Aus des Lebens Schale:

Mit dem grünen Myrtenkranz,
Mit dem Myrtenstrauße
Trugt Ihr auch des Glückes Glanz
Einst in Eure Klause.

Und es blieb Euch allezeit
Unentwegt zur Seite,
Gab bis heut' Euch frohbereit,
Lächelnd das Geleite.

Sinnend schaut Ihr nun zurück,
Silberschein im Haare,
Auf das lichte Eheglück
Der vergang'nen Jahre.

Und hinaus dann hoffnungsvoll
In der Zukunft Schimmer — —
Grünes Kränzlein lebe wohl,
Lebe wohl für immer!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Silbermyrte mit dem Silberkranz und Strauß.

Ja, die Zeit der grünen Äste
Ist vorbei, so schön sie war;
Das Symbol zum Silberfeste
Bring' ich nun den Eltern dar.

Hier den Strauß, — er mag Dich schmücken
Als der Treue schönstes Pfand — —
Hier den Kranz, — ins Haar Dir drücken
Laß ihn, Mutter, meine Hand.

Und so licht wie aus den Zweigen
Jedes Blatt, so fleckenlos,
Möge Tag um Tag entsteigen
Auch der Zukunft dunklem Schoß.

Segen ruh' auf Eurem Streben,
Wie bisher, so fernerhin;
Freude möge Euch umschweben,
Liebe sei Euch Führerin.

Aufwärts zum ersehnten Preise
Schreitet weiter denn voran,
Daß die Silbermyrte leise
Sich in gold'ne wandeln kann.

Goldmyrte mit einem Goldzweige.

Noch aber ist die Zeit gar fern
Bis hin zur goldnen Myrte,
Ein Zweiglein nur, gleich einem Stern,
Sich heut schon her verirrte.

Ich bring' es Euch mit flücht'gem Fuß
Zum schönen Fest getragen,
Mir scheint, es ist ein lichter Gruß
Aus dunklen Zukunftstagen.

Ein Strahl, der in die Seele fällt,
Ihr Mut und Kraft zu bringen,
Ein Hauch, der sie mit Hoffnung schwellt,
Das Höchste zu erringen.

Und kann auch eitel Sonnenschein
Nicht immerdar Euch flammen,
Und kommt ein Weh, tragt es zu Zwei'n,
Dann brecht Ihr nie zusammen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Empor, was auch die Zukunft bringt,
Empor mit Gottes Segen,
Die gold'ne Krone lockt und winkt
Verheißend Euch entgegen.

Sie lockt und winkt und grüßt Euch heut'
In diesem kleinen Zweige;
Nehmt hin ihn, daß in künft'ger Zeit
Der Kranz ihm voll entsteige.

Alix Treu.

Zur silbernen Hochzeit.

Teure Eltern, fünfundzwanzig Jahr
Habt Ihr zueinander treu gestanden;
Seid uns nun gegrüßt als Silberpaar,
Nehmt den Kranz, den wir Euch festlich wanden!

Trag' ihn freudig, heißgeliebte Braut,
An des treu geliebten Mannes Seite!
Trag' dies Reis, Du Silberbräutchen traut,
Unter Gottes Segen, das geweihte!

Und die Gnade segne Euren Bund,
Den Ihr heut in Lieb' und Treu' erneuert!
Mehr der Wünsche weiß ich, als mein Mund
Sie in schlichten Worten Euch beteuert.

Gottes Segen fleh' ich auf Dein Haupt,
Teures Paar in Deinem Silberglanze,
Den kein Lebenssturm Dir jetzt mehr raubt,
Der sich wandelt mit dem Myrtenkranze.

Wenn er einst Euch in verklärtem Gold
Wieder schmückt und silberweißen Haaren,
Grüß' Dich Gott im Abendsegen hold,
Teures Paar, in fünfundzwanzig Jahren!

Elisabeth Kolbe.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Szene bei Überreichung von Silberkranz und Strauß.

(Dargestellt vom Sohn und der verheirateten Tochter des Jubelpaares.)

Personen: Walter der Silberschmied.
Elisabeth seine Schwester.

Ausstattung: ein Tisch mit Werkzeug, Schmelztiegel, rohem Silber und Silberzweigen.

Walter: (Sitzt am Tisch, feilt an einem Silberzweig; pfeift vor sich hin: Steh ich in finstrer Mitternacht.)

Elisabeth: (Halblaut:)
So sitzt er stundenlang! Nicht Aug' noch Ohr
Verwendet er vom mühevollen Werke,
Wo längst ein andrer die Geduld verlor.
(Laut:)
Komm, Bruder! daß ein frischer Trunk Dich stärke!

Walter: Ei ja! Das ist ein Wort zur rechten Zeit;
Dann soll die Arbeit um so besser glücken!

Elisabeth: Laß doch mal seh'n! Wie bist Du herrlich weit,
Wie wird das Silber unsre Eltern schmücken!

Walter: Nun warte ich auf Deine will'gen Hände,
Daß Zweig für Zweig zum Kranz sich hold vollende!

Elisabeth: Ich sitze schon! Gib mir vom Silberdraht
Den allerfeinsten her. Ich will mich eilen!

Walter: Ich aber will, was hundert Mal ich tat,
Zum letzten Mal an jedem Blättlein feilen.

Elisabeth: So sind's nun volle 25 Jahr,
Daß unsrer Eltern Herzen sich verbunden,
Und daß zum ernsten Fest am Traualtar
Der Mutter ward der grüne Kranz gewunden.
Wohl hat sie wunderlieblich ausgeschaut,
Da ihr um's Antlitz wob der Mädchenschleier.
Des Vaters Herzen ist die Silberbraut,
Die alles mit ihm trug, nun doppelt teuer.
Wie glänzt die Ranke silberklar und fein!
Wie zart solch' Stiel zu Blättern sich erweitert!
Noch einmal hältst Du in der Flammen Schein
Das Silber? Ist es nicht genug geläutert?

Walter: So scheint es wohl dem Aug', das ungewohnt
Am hellen Schimmer des Metalls sich weidet;
Doch fühlt der Silberschmied sich erst belohnt,
Wenn nicht der kleinste Makel mehr sich deutet.
Dies, Schwester, ist ein Zeichen, schlicht und gut,
Für unf'rer Eltern treu bewährte Herzen;
Wie dieses Silber hier in Flammenglut,
So wurden sie bewährt in Lust und Schmerzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Elisabeth: Wohl wahr! Ich denk' der allerfernsten Zeit,
Da ihre Seelen noch nicht Worte fanden,
Da schon verstohlner Liebe Lust und Leid
Umschlang die Zwei mit unsichtbaren Banden.
Da mochte fast der Trennung leises Weh,
Des Schweigens lange Zeit ihr Glück gefährden;
Doch strebten ihre Herzen, je und je
Sich ihrer Liebe treugewiß zu werden.

Walter: Sieh her, wie einzeln sich die Ranke biegt;
Du kannst sie kaum zu Deinem Werk verwenden.

Elisabeth: Nein! sieh, wenn eine sich zur andern schmiegt,
Wie beide sich ergänzen und vollenden!
Ist nicht auch dies ein treffend wahres Bild!
Dem Vater ward die Mutter so gegeben.
Sie hat sein Haus mit Sonnenschein erfüllt,
Und er war Hort und Halt für sie im Leben. —
Wie zierlich jetzt, vom Blätterschutz gepflegt,
Am Myrtenstiel erwachsen all die Blüten!

Walter: So hat der Eltern Liebe uns gehegt,
So wußte sie uns selbstlos treu zu hüten.

Elisabeth: Nie müde ward' die weiche Mutterhand,
Zu lindern freundlich unsre Kindertränen.

Walter: Und Vaterliebe hat gewußt, gekannt,
Noch eh' wir's ahnten, unser kindlich Sehnen.

Elisabeth: Die treue Mutter hat mit sanfter Macht
Die kleinen Hände zum Gebet gefaltet.

Walter: Und Vaterhand hat stets zur Gutenacht
Im Segnen über unserm Haupt gewaltet.
Glaub' mir, uns kann das traute Vaterhaus
Kein noch so schimmernd Glück der Welt ersetzen.
Mich trieb das Leben allzufrüh hinaus;
Doch in der Fremde lernt' ich's doppelt schätzen.

Elisabeth: Vergiß nicht, daß auch ich seit kurzer Zeit
Nicht kann bei Vater mehr und Mutter weilen.
Am eignen Herde darf ich Lust und Leid
Mit einem treu geliebten Herzen teilen.
Doch kehr' ich heim, dann will an solchem Tag
Die Freude mir die junge Brust zersprengen.
Du weißt ja, daß im gleichen Liebesschlag
Die Elternherzen uns entgegendrängen.

Walter: Dies ist der letzte Zweig! Nun mußt Du zart
Die Myrten noch zum Kranz zusammenschlingen.
(Steht auf und stellt sich hinter die Schwester:)
Laß uns dabei nach alter, guter Art
Das Lied des Silberschmieds gemeinsam singen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lied des Silberschmieds.

Melodie: Steh' ich in finstrer Mitternacht.

Es glänzt in tiefer Bergesnacht
Das Silber weiß und klar im Schacht.
:,: Ein Bergmann bin ich, hei! juchhe!
Die Schätze fördre ich zur Höh! :,:

Im schwarzen Stein das Silber ruht.
Es wartet sein der Flamme Glut.
:,: Ich bin der Silberschmied, juchhei!
Mein Feuer schmilzt das Silber frei! :,:

Und form' ich Blatt und Blüte draus,
So wind' ich beides hold zum Strauß.
:,: Der soll, herzliebster Vater mein,
Dein Schmuck am Hochzeitstage sein. :,:

Und Du, geliebtes Mutterhaupt,
Mit Silberranken wirst umlaubt.
:,: Viel teurer mir, als Gold und Erz,
Bleibt Mutterlieb und Vaterherz. :,:

(Treten vor und überreichen auf einem Kissen den Silberkranz und Strauß.)

Kostüme: Kniehose, Schuhe mit Silberschnallen, Hemd und Schurzfell, kleine Lederkappe. Beliebiges kleidsames Bauernmädchenkostüm, Mieder und Käppchen aus Sammet mit reichem Silberschmuck. E. R.

Silberhochzeitsgruß.

(Von vier Kindern bei Überreichung der Ringe, des Kranzes und Sträußchens gesprochen.)

Jüngste: Kaum konnten wir die Zeit erwarten!
Nun endlich ist die Stunde da,
Da wir Euch gratulieren dürfen,
Papa und teuerste Mama.
Wie freuen wir uns, daß der Himmel
Uns dieses schöne Fest vergönnt;
Daß Ihr in Frohsinn und Gesundheit
Die Silberhochzeit feiern könnt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Älteste: Als Ihr zum ersten Mal die Ringe
Gewechselt in der Kirche Raum,
Da schien auch Eure junge Liebe
Gleich einem wundervollen Traum.
Nun mahnen wir, die Kinder alle:
„Der Traum ist Wirklichkeit fürwahr!"
Seht, Eure Ält'ste reicht Euch glücklich
Die Silberhochzeitsringe dar.

Dritte: O neig' Dein Haupt! Die Myrtenkrone
— Mama, Du gütigste der Frau'n —
Will ich in Deinen dunklen Haaren
Als ein Symbol des Festes schau'n.

Zweite: Und mir erlaube, herzgeliebter
Und herzensgütiger Papa,
Daß ich, Dir froh zu gratulieren,
Mit einem Silbersträußchen nah'.
Gott sah, Du liebtest seine Blumen
Und ward'st nicht müde, sie zu zieh'n,
Zum Dank ließ er in seiner Gnade
Die Blumen heut in Silber blüh'n.

Alle: Und wißt Ihr nun, was wir Euch wünschen?
„Gott woll' uns allzeit gnädig sein,
Daß wir in fünfundzwanzig Jahren
Den g o l d'n e n Schmuck Euch dürfen weih'n.

Anna Nitschke.

Kleines Mädchen mit Silberkranz und -Strauß.

Mütterchen, statt Myrtengrün
Sollen zarte Silberzweige
Deine liebe Stirn umzieh'n!
Nimm sie freundlich an und neige
Gütig Deinen Blick zu mir:
Tausend Segen wünsch' ich Dir!

Und, Papa, die Silberblüten
Reich' ich D i r als Sträußchen dar,
Mög' der liebe Gott behüten
Gnädig Dich noch manches Jahr;
Dich und unser ganzes Haus!
Und nun — ist mein Verschen aus!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die verheiratete Tochter den Eltern zum Silberhochzeitsfeste.

Ob ich gleich längst von hier geschieden,
Wo meiner Jugend Heimat war,
Die Eltern und des Hauses Frieden
Trag' ich im Herzen immerdar.

Und heute, da im Silberglanze
Die Myrtenblüte strahlt Euch zwei'n,
Füg' leise der Geschwister Kranze
Wie einst noch einmal ich mich ein.

Viel Dank schon klang Euch hell entgegen,
So weist auch meinen nicht zurück
Für Eurer Liebe stillen Segen,
Für meiner Jugend reines Glück.

Erst seit ich selbst an meinem Herzen
Ein hilflos schwaches Kind gewiegt,
Verstand ich einer Mutter Schmerzen,
Die Liebe, die kein Tod besiegt.

Erst dann erkannte ich mit Beben,
Was Ihr an mir dereinst getan,
Als Ihr mein schwankes, junges Leben
Geleitet in die rechte Bahn.

Das laßt mich heut' aus Herzensgrunde
Bekennen mit bewegtem Sinn,
Und nehmt den Dank zu dieser Stunde
Von Eurer Tochter freundlich hin.

Gleichwie der Liebe treue Hände
Der Blüten duft'ge Zier Euch weih'n,
So möge Gott bis einst ans Ende
Mit Rosen Euren Pfad bestreu'n.

M. Gervic.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Silberhochzeit der Eltern.

(Mit einem Schlummerkissen.)

Wir grüßen Euch mit dankerfülltem Sinn,
Geliebte Eltern, heut' am Jubeltage,
Und unsre Herzen drängen zu Euch hin
Mit ungestümem, frohbewegtem Schlage.

Ihr steht nun beide freudehellen Blicks
Auf stolzer Höh', von Liebe rings umschlossen,
Und preist gerührt die Güte des Geschicks,
Das soviel Segen über Euch ergossen.

Auch wir, die Eures Lebens Sonnenschein,
Die Ihr vor jedem rauhen Hauch geborgen,
Die Ihr umhegt, geschützt jahraus, jahrein,
Mit nimmermüden, treuen Elternsorgen:

Auch w i r schau'n heute froh und selig aus,
Und bittend müssen wir die Hände falten,
Daß Gott uns lange noch das Elternhaus
Und Euch darin, Ihr Lieben mög' erhalten!

Nach heißer Müh' laßt nun zur süßen Rast
Von Euern Kindern liebend Euch geleiten,
Auf i h r e Schultern komme jede Last,
Denn leicht und sorglos sollt Ihr künftig schreiten.

Was Ihr an Ruhe uns geopfert habt,
Was Eurer Brust an Zärtlichkeit entquollen,
Was Ihr an Liebe je und je uns gabt:
Nun kommt die Zeit, da wir's vergelten wollen.

Und als ein Zeichen unsrer Dankbarkeit,
Ein kleines nur, nehmt freundlich diese Gabe,
Die heimlich wir, voll Fleiß und Emsigkeit,
Dem Tag zu Ehren Euch geschaffen haben:
Zu süßem Schlaf, befreit von allen Ketten,
Mögt oft darauf das liebe Haupt Ihr betten!

Alix Treu.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedicht zur Silberhochzeit der Eltern von der fernen Tochter.

Wie schmückt' ich heut' das Elternhaus
Mit farbenreichem Kranz und Strauß,
Mit Duft und Glanz so gerne,
Und doch fliegt nur dies Brieflein klein,
In das ich schloß mein Wünschen ein,
Zu Euch aus weiter Ferne!

Behüt Euch Gott! — Ein schlichtes Wort,
Und doch ein Schutz, ein sichrer Hort
Bei Glück und Leid im Leben;
Und höb' ich aus der Erde Schacht
Der Schätze wundersamste Pracht,
Nichts Bess'res könnt' ich geben.

Behüt Euch Gott! — Was Menschensinn
Zu diesem Wort noch fügte hin,
Wär' in den Sand geschrieben. —
Vom Silberfest zum goldnen Strand
Geht nur getrost an seiner Hand:
Behüt Euch Gott, Ihr Lieben! Frida v. Kronoff.

Zur silbernen Hochzeit im Frühling.

(Ein junges Mädchen in lichtem Gewande mit Frühlingsblumen bringt einen Korb mit Blüten.)

Ich bin der Frühling! Heut' bin ich gekommen,
Habt Ihr im Sturm nicht mein Lied vernommen?
Saht Ihr nicht Veilchen und Maienglocken
Duftend erstehen, mich herzulocken?

Jetzt bin ich da! Und das schönste im Leben
Durft' gleich ich erschauen. Mit Myrten umgeben,
Die silbern erglänzen, mit Lieb' in den Blicken,
Mit Treue im Herzen, mich tief zu erquicken,

Fand ich ein Paar! Dem bring' ich mit Wonne
Für's weitere Leben die lichteste Sonne,
Dem streu' ich die duftendsten Blüten zu Füßen,
Wo immer es weilt, wird der Frühling es grüßen.

Bis golden die Myrte! Und ob auch die Wangen
Dann nicht mehr in blühender Jugend prangen
Bei so treuem Leben, so heißem Lieben,
Ist's Frühling in ihrem Herzen geblieben! Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedicht zur silbernen Hochzeit der Großeltern.

(Für einen siebenjährigen Knaben und ein sechsjähriges Mädchen bei Überreichung ihrer Photographie.)

Beide sprechen:
Lieber Großpapa und liebe Großmama,
Jetzt sind wir beiden Kleinen da
Und möchten, wie es die Großen getan,
Nun auch mit unsern Wünschen Euch nah'n.

Mädchen: Zwar bin ich noch klein
Und kann noch nicht fein
Meine Wünsche in Worte kleiden;
Doch beten kann ich
Recht herzinniglich:
„Lieber Gott, schenk' Segen den beiden!"

Knabe: Auch ich fleh' zum Herrn:
„O halte Du fern
Alles Leid dem geliebten Paare.
Schenk' Freude und Glück,
Ein freundlich Geschick
Ihm gnädig noch viele Jahre!"

Beide: Das wollen wir beide von Gott erfleh'n
Und wünschen, es möge also geschehn.

Knabe: Und bin ich erst ein großer Mann,
Und Ihr feiert die gold'ne Hochzeit dann,
So kommen wir beide wieder her
Und sagen der schönen Wünsche viel mehr.

Mädchen: Und ich bleibe bei Euch, für immer dann
Und pfleg' Euch, Ihr Lieben, so gut ich kann.
Doch jetzt sind wir beide leider noch klein,
Und möchten so gerne doch bei Euch sein.

Beide: Drum nehmt dies Bild, wir sind beide darauf!"
Und bitten Euch herzlich: „Nehmt freundlich uns auf!"

Mignon.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur goldenen Hochzeit der Großeltern.

So steht Ihr denn im Festgeläut
Auf Eures Lebens Höhe heut'!
So strahlt Dir denn im gold'nen Glanz
Der minnigliche Myrtenkranz,
Du gold'ne Braut, Du gold'nes Paar,
Vereint nun traute fünfzig Jahr.

Heut' legt Ihr wieder Hand in Hand,
Wie einst im jungen Ehestand,
Und einer teilt des andern Last
Und seines Alters gold'ne Rast,
Und Gottes Gnade geht mit Euch
Bis hin zum schönen Himmelreich.

Ja, Gottes Liebe Euer Hort!
So wandert froh des Weges fort
Und dankt dem Herrn für soviel Glück
Und soviel gnädiges Geschick,
Und freut Euch treu je mehr und mehr
Am jungen Leben um Euch her!

O, daß uns dieses Freudenfest
Der liebe Gott erleben läßt!
Wir alle heben froh und gern
Heut' Herz und Hände auf zum Herrn
Und flehen treu, herzinniglich:
Du gold'nes Paar, Gott segne Dich!

Elisabeth Kolbe.

Die grüne Myrte.

(Ein junges Mädchen im weißen, leichten Gewande, das mit Myrtenzweigen verziert ist. Im gelösten Haar einen Myrtenkranz, in der Hand ein blühendes Myrtenbäumchen.)

Wenn alte Augen mit feuchtem Glanz
Und doch so selig ins Weite blicken,
Wenn auf dem Scheitel aus vollem Kranz
Die Myrtenblüten in Golde nicken,
Und welke Lippen sich öffnen zum Beten:
Dann wag' ich fast niemals, heranzutreten!

Was soll die grüne Myrte wohl auch
Bei jenen seltenen Erdenfesten,
Wo man die Stirne nach altem Brauch
Umwindet mit goldenen Myrtenästen,
Und wo mit ernstem, tiefem Bedeuten
Zum Feierabend die Glocken schon läuten?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heut' aber hat mich's zum hellen Raum
Beflügelten Schrittes hierher getrieben,
Denn ob auch zerronnen der Jugendtraum,
Die Liebe von damals ist Euch geblieben:
Genau so fest, so innig und zart,
Wie einst am Beginne der Lebensfahrt.

Drum will ich noch einmal ein grünes Reis
In Eure zitternden Hände legen;
Ein Bäumchen ist es, von Blüten weiß,
Ihr sollt es hüten und sorglich pflegen,
Damit es sich Jahr um Jahr noch erhalte
Und immer voller und schöner entfalte.

Euch zaubert's die eig'ne Jugend zurück,
Und einer Krone von seinen Zweigen
Soll sich dereinst noch in bräutlichem Glück
Das Haupt der jüngsten Enkelin neigen,
Wenn — selig wie Ihr es vor Jahren wart —
Auch sie hinauszieht zur Lebensfahrt.

Alix Treu.

Zur goldenen Hochzeit im Herbst.

Beginnt das Jahr sich abzustreifen
Das Laub auf seiner Wanderfahrt,
Dann erst gedeihen recht und reifen
Die gold'nen Früchte edler Art.

Auch Euer Lebenspfad entfernte
Vom Lenze sich und Sommer schon;
Heut' bringt des Herbstes reiche Ernte
Euch Eurer Treue gold'nen Lohn.

Wie lächelt Euren Feierstunden
Noch licht der Abendsonne Glanz,
Da Ihr — in Liebe eins befunden —
Empfangt als Preis den gold'nen Kranz!

Drum dürft Ihr nimmer ängstlich sorgen,
Bricht Euer Wintertag herein;
Es wird für Euch ein gold'ner Morgen
Der segensvollsten Hoffnung sein. —

So grüß Dich Gott zum Hochzeitsfeste,
Verehrtes gold'nes Jubelpaar,
Und schenke Dir der Gaben beste:
Daß es so bleibe, wie es war!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedicht zur goldenen Hochzeit.

Ein halbes Jahrhundert
Verbunden in Liebe,
Verbunden in Treue,
Doch nein! nicht verbunden,
Verschmolzen zu Eins.

Ein halbes Jahrhundert!
Indes sind Geschlechter
Geworden, vergangen,
Indes bot das Leben
Des Bunten so viel.

Ein halbes Jahrhundert!
Wohlan denn! in Freuden
Im Wohlsein und Frieden
Noch ferner, noch ferner
Wie — Gott es gefällt.

D. Haek.

Zur goldenen Hochzeit der Eltern.

Froh tagt er Euch, der gold'ne Hochzeitsmorgen,
Und Eures Lebens Feierzeit ist da.
Vorbei das mühevolle, ernste Sorgen,
Und nur die Liebe heut' Euch feiernd nah'.

Die treusten Wünsche bring' ich Euch von allen!
Gott segne Euch, Ihr Teuren, fort und fort!
Er lasse Euch vereint in Frieden wallen
Noch lange hier, und einst zum gold'nen Port!

Ihr wißt von Freude nur und Dank zu sagen,
So lange eins sich noch am andern hält;
O, so genießt in lauter gold'nen Tagen
Noch Eure Rast auf dieser Gotteswelt, —

Zwei stille Wandrer, die dahinten lassen,
Was immer sie auf ihrem Pfad beschwert,
Und nur das gold'ne Ziel ins Auge fassen
Und dankbar hegen, was des Lebens wert.

Die Enkel schauen andachtsvoll im Kreise,
Du gold'ne Braut, auf Deine Myrtenzier;
Die Töchter sinnen: welche Lebensreise
Hast Du vom grünen Kranze noch vor Dir!

Die gold'ne Hochzeit ist des Lebens Krone;
Sie reicht den Herzen als der Liebe Preis
Das lieblichste Symbol zum Treuelohne:
Das unverwelklichste, das gold'ne Reis.

Du gold'ner Tag, Du festlicher, Du einer,
Sei uns gesegnet in der Tage Kranz!
Du gold'nes Paar, stets sonniger und reiner
Erstrahle Dir des Lebens Abendglanz!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur goldenen Hochzeit.

(Die Enkelinnen bei Überreichung von Kranz und Strauß.)

Beide: Lieber, guter Großpapa!
Liebe, gute Großmama!
Eure Enkeltöchterlein
Stellen fröhlich heut sich ein
Gold'ne Hochzeit feiert Ihr:
O, wie gerne kommen wir!

Älteste (zur Großmutter):
Aus der Myrte, die Dein Haupt
Einstmals lenzesgrün umlaubt,
Blühte Silber Dir zum Preis,
Blüht Dir heut' das gold'ne Reis.
Gold'nen Kranz schling' in Dein Haar,
Selig reiche ich ihn dar.

Jüngste (zum Großvater):
Und für Dich den gold'nen Strauß
Wählt' ich mir in Jubel aus.
Gold'ne Wünsche hegt mein Sinn:
Selig fließ' Dein Alter hin.
Immer sei das Glück Dir nah,
Lieber, gold'ner Großpapa!

Beide: Fünfzig Jahr in Freud' und Leide!
Fünfzig Jahre Seit' an Seite.

(Die Hände faltend.)

Lieber Gott! erhör' zur Stunde
Das Gebet aus Kindermunde:
Wie Dein Segen fünfzig Jahr
Dieser Ehe Schützer war,
Walte fürder, Herr in Gnade,
Über der Geliebten Pfade,
Bis wir jubelnd in ihr Haus
Bringen Kranz und Demantstrauß.

Olavia.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur goldenen Hochzeit der Großeltern.

(Für ein kleines Mädchen.)

Die Allerjüngste bin ich zwar
In diesem großen Kreise,
Doch wünsche Glück dem Jubelpaar
Auch ich auf meine Weise.

Denn daß an einem solchen Tag
Die Kleinste selbst der Kleinen
Auch wohl ein Wörtchen reden mag,
Das sollte ich doch meinen.

D'rum gratulier' ich frohen Mut's
Zu diesem schönen Feste,
Und lacht ihr Großen, nun was tut's,
Das grade ist das Beste.

Großmütterchen, dies Kränzchen hier,
Das will ich Dir wohl geben;
Empfang es mit dem Wunsch von mir,
Daß Du noch lang' mögst leben.

Und willst Du, lieber Großpapa,
Viel Freude uns bereiten,
Dann stehst Du unsrer Großmama
Getreulich stets zur Seiten.

Zur goldenen Hochzeit.

(Von zwei Enkelkindern.)

Erstes Kind:

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam,
Wie lang, wie lang ist das schon her,
Unglaublich dünkt mich schier die Mär.

Zweites Kind:

Nein, nein, Du kannst es glauben mir,
Großvater war einst jung wie wir,
Ward größer dann von Jahr zu Jahr,
Bis er ein schlanker Jüngling war.

Großmütterlein war auch ein Kind,
So froh und frisch, flink wie der Wind,
Und als erblühet sie zur Maid,
Da hat Großvater um sie gefreit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Kind:

Ja, ja, sie hat es mir erzählt,
Als er zur Braut sie einst erwählt,
Da trug sie in dem blonden Haar
Ein Kränzlein, grün und wunderbar.

Zweites Kind:

Und als manch' Jahr drauf ging ins Land,
Da hat sich's wundersam gewandt,
Da glänzte hell auf ihrem Haupt
Ein Kränzlein, silbern nun belaubt.

Erstes Kind:

Das war vor langer, langer Zeit,
Denn goldene Hochzeit gibt es heut.
Vereint seit Ihr heut fünfzig Jahr,
O sprecht, ist das nicht wunderbar?

Zweites Kind:

Welch' schöner, seltner Feiertag,
Drum klopft das Herz mit frohem Schlag,
Drum schmückten wir das ganze Haus
Heut' mit den schönsten Blumen aus.

Erstes Kind (zum Großvater):

Auch Dir will ich ein Sträußchen weih'n,
Doch nur von Golde darf es sein,

(Steckt ihm den Strauß ins Knopfloch)

Zum Dank mir nur ein Küßchen gib,
Wie hab' ich Dich so lieb, so lieb.

Zweites Kind (zur Großmutter):

Ich bring' Dir diesen schönen Kranz,
Sieh', wie er strahlt in Goldesglanz.
Ich weiß, Gott hat die reich beglückt,
Die man mit gold'nen Blüten schmückt.

Wir woll'n ihn bitten immerdar,
Daß er Euch schenke manches Jahr
In Frieden, Glück und Heiterkeit,
Uns allen hier zu sel'ger Freud'.

C. Hildebrand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur diamantenen Hochzeit.

1.

Das ist ein Tag, Du liebes, altes Paar,
So traut, so weihevoll, wie keiner war!
Der Tag, der Euer bräutlich Glück gesehen,
Der Euch im Silberschimmer schon sah stehen,
Der gold'nen Preis Euch gab, der Treu' zum Lohne,
Und Euch nun reicht die diamant'ne Krone.

2.

Sie ist nicht sichtbar, doch durch Engelhand
Von Gottes Thron auf Euer Haupt gesandt,
Gewebt aus Silberschnee und Myrtentrieben,
Aus sel'gem Hoffen und aus treuem Lieben,
Aus Himmelssegen und aus Gottesfrieden, —
Und Auserwählten nur vom Herrn beschieden.

1.

Drum bringen wir Dir froh'sten Glückwunsch dar
Zur diamant'nen Hochzeit, teures Paar,
Vereint in eures Lebens Sonnentagen,
Vereint, da ihr gemeinsam Leid getragen,
Vereint zu jeder Zeit, an jedem Orte,
Vereint auch an der gold'nen Himmelspforte.

2.

Gott halte Eure Herzen immer jung
Und schenke Euch in der Erinnerung
Ein sonnig Freuen an der Lebenswende,
Ein treulich Wandern bis zum sel'gen Ende,
Ein fröhlich Hoffen und ein gläubig Schauen, —
Ein bräutlich Glück in Liebe und Vertrauen! Elisabeth Kolbe.

Verschiedenes.

Für kleinere Kinder zu verschiedenen Gelegenheiten.

Bescheiden und bedeutungslos
Wie ich, ist mein Gedicht,
Mein Wunsch indessen riesengroß
Der aus ihm zu Euch (Dir) spricht;
Drum, was an Worten mir gebricht,
Denkt's Euch (Dir) hinzu — zu dem Gedicht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heut', da sich alles um Euch (Dich) schart
Mit Wünschen und mit Grüßen,
Gebeut's auch mir die Lebensart,
Der Kur mich anzuschließen.
Spiel' ich auch hier im Jubelkreis
Nur 'ne bescheid'ne Rolle;
Ein jeder, der mich kennt, er weiß,
Ich gehe stets auf's Volle —
Erkläre hiermit frank und frisch
Allen, die 's hören wollen,
Ich wünsch' sie sämtlich unter'n Tisch,
Wen's ärgert, mag sich trollen.

So klein ich bin, ist mein Gedicht,
Mehr dürft Ihr nicht verlangen,
Mit so 'nem kleinen dummen Wicht
Ist nicht viel anzufangen.
Man gab sich wirklich redlich Müh',
Mir etwas beizubringen,
Doch mit der schönen Poesie
Wollt's eben nicht gelingen;
Drum kurz und bündig ruf' ich aus:
„Hoch lebe Euer ganzes Haus!"

Um weihevoll all' das zu sagen,
Was heut' mein junges Herz bewegt,
Müßt' ich schon lange Hosen tragen
Und einen Schnurrbart regelrecht.
Glaubt mir, Ihr solltet Augen machen,
Wenn ich jetzt so hier vor Euch ständ,
Für alles Schöne, was zu sagen,
Beredt die rechten Worte fänd!
Ich hoff', Ihr seid auch so zufrieden
Mit Eurem kühnen kleinen Mann,
Dem noch der Ausdruck nicht beschieden,
Für Wünsche, die er hegen kann.
Verlaßt Euch drauf, in Jahr und Tag,
Da macht mir's sicher keiner nach!

So mancher Wunsch schon ward Euch (Dir) heut'
Von Nah und Fern gebracht,
Da hat auch meine Kleinigkeit
Sich auf den Weg gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich fand auch mutig ganz allein
Das Ziel zu Euch (Dir) hierher;
Jedoch vom Verslein, war's auch klein,
Weiß ich kein Wörtchen mehr!
Nur eins behielt ich — mit 'nem Kuß,
So sagte Mutter — machst Du Schluß!

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wie Anfang und Ende gewesen ist
Von dem Gedichte, das mir heut'
Die Mutter so sorgsam eingebläut!
Ganz richtig hab' die halbe Nacht
Ich's ohne Fehler hergesagt,
Doch jetzt, da hilflos ich vor Euch steh',
Und all' die gespannten Gesichter seh',
Da ist die ganze Wissenschaft
Als wie vom Sturm dahingerafft!
Doch halt! Den Schluß, den weiß ich noch,
„Das Jubelpaar es lebe hoch!"

Ph.

Karneval-Einladung zum Kinderfeste in Picknick-Form.

Prinz Karneval streift jubilierend durchs Land,
Auch Euch reicht zum Gruße er gnädig die Hand
Und ladet Euch freundlich — wer sagte da „nein"?
Auf Dienstag abend zum Kinderfest ein.
Doch daß Euch die Pforte werd' aufgetan
Hört seine Vorschrift und nehmt sie an:
„Nur Kinder dürfen zum Kinderfeste!
„Erwachsene sind verbotene Gäste,
„Es sei denn, sie wollten als Kinderfrauen,
„Als Ammen und Muhmen zum Rechten schauen!
„Auch muß, wer Schelte und Schläge will meiden,
„Ein Verschen und Singsang lernen beizeiten,
„In kindlichem Frohsinn mit allen sich uzen,
„Mit jedem und jeder auch scherzhaft sich duzen.
„Und schließlich merkt; will einer was essen,
„Den Frühstücksbeutel darf nicht er vergessen;
„Denn wißt, es gibt bei — nur Brot
„Und Butter und was gegen Durst etwa not!
„Zum Picknick also richtet Euch ein —
„Und daß von allem vorhanden mög' sein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Bring einer die Wurst, der andre Pikantes,
„Wie Fischlein, Salat und sonstig Verwandtes.
„Bringt alle recht reichlich, daß Hungerleid
„Nicht störe der Kinderchen Fröhlichkeit!"

Nun eilt Ihr Buben und Mädels herbei;
Ihr Küchelchen — eben geschlüpft aus dem Ei!
Ihr Struwelpeter, Ihr Jungen mit Ranzen,
Ihr Hänsel und Gretel mit Singen und Tanzen,
Ihr Struwelliesen und Puschelköpfchen
Im Flügelkleide mit kurzen Zöpfchen!
Ihr Babies mit Fläschchen und Lutscher und Windel — —
Willkommen ein jedes fröhliche Kindel!

Punkt 8 Uhr ist Auffahrt der Kinderwagen!
Doch vorher müßt artig auch Antwort Ihr sagen!
Und bringt Euch dann schließlich das Mädchen nach Haus!
Gebt der Tante ein Händchen! — Der Fasching ist aus! —

R. M. in Ch.

Begleitgedicht zu einem Amor als Geschenk

(für ein Brautpaar, das sich im November verlobte).

Amor fröstelt; zur Mutter Liebe
Kam er gelaufen, die Äuglein trübe,
Zitternd die Händchen mit goldenen Pfeilen —
„Komm", rief er kläglich, „komm laß uns eilen,
Entfliehen der trüben Novemberzeit,
Zieh'n in ein Land, wo es blühet und mait."

„Gemach," sprach die Liebe, „noch halten in Banden
Zwei Herzen im Nord uns. Beinah' sie sich fanden.
Ein Weilchen noch blinzle und lasse sie träumen,
Dann schieße den Pfeil, lieber Knabe, ohn' Säumen,
Daß es werde für sie, ob's gleich stürmet und schneit,
Trotz Nebel und Wolken doch Maienzeit!"

Da strahlte der Schelm, es glühten die Wangen,
Vor Freude ist Frost ihm und Klagen vergangen,
Denn was gibt es für Amor wohl Schönres auf Erden,
Als wenn glücklich durch Liebe zwei Menschen werden! —
Und Ihr, lieben Leutchen, paßt auf, habt fein Acht,
Er sitzt, ich bin sicher, jetzt bei Euch und lacht!

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Verlobung der Tante.

1.

Bald wird der duftige Myrtenkranz
Dir bräutlich die Stirne zieren;
Dein liebes Gesicht ist voll Sonnenglanz —

2.

Wir wollen a u ch gratulieren!

1.

Wir freuen uns mit, daß Du glücklich bist,
Am herzlichsten wohl von allen.

2.

Daß unsere Tante ein Bräutchen ist,
Das will uns zu gut gefallen!

1.

Gott schenk' Dir Segen und Sonnenschein!

2.

Nicht wahr, und im Lenz, dem lichten,
Dann dürfen wir a u ch bei der Hochzeit sein,
Wir lustigen beiden Nichten?

Elisabeth Kolbe.

Zur Verlobung der Schwester am Weihnachtsabend.

So stehst Du denn als liebe Braut
Heut unterm Tannenbaum!
Wie ist die Stunde licht und traut
Und hell der kleine Raum!

Wir segnen Dich im Weihnachtslicht;
Gott schenk' Dir Freude viel!
Vergiß die kleine Schwester nicht,
Dein kindliches Gespiel!

(Zum Bräutigam)

Wir grüßen Dich, Du Lieber, heut'
Als Sohn und Bruder hier.
Und feiern Weihnacht hocherfreut,
Du junges Paar, mit Dir.

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum 25jährigen Jubiläum eines Seemanns, Zugführers u. s. w.

1.

Gott segne Dich, Du Lieber, Treuer!
Nun blickst Du froh auf ferne Zeit;
Ein schöner Lebensweg, ein neuer,
Liegt vor Dir unabsehbar weit.

2.

Du hast so treu Dein Amt verwaltet
Nun volle fünfundzwanzig Jahr;
Zum Segen hat sich Dir gestaltet,
Was immer Dir beschieden war.

1.

Still weihtest Du der Pflicht Dein Leben,
Nie hast Du an Dich selbst gedacht.

2.

Gott hat Dir gute Fahrt gegeben
Und gnädig über Dir gewacht.

1.

Er hat so manche Angst geendet,
Die auch D e i n tapf'res Herz beschlich,
So manches Unheil abgewendet,
Das andre traf, — Gott schützte Dich.

2.

Du darfst mit Dank zurück heut' blicken
Auf Deinen Pfad, ein ganzer Mann;
Und innige Gebete schicken
Wir, Deine Kinder, himmelan.

1.

Gott wolle diesen Tag Dir weihen
Mit seiner Gnade Sonnenlicht,
Dir ferner Mut und Kraft verleihen
Für Deine ernste, schwere Pflicht!

2.

So zieh' hinaus noch viele Jahre,
Und Gottes Gnadenschutz mit Dir!
Daß Dir kein Leides widerfahre,
Denkt Deiner treu die Liebe hier.

1.

Stets sollst Du Dich der Heimkehr freuen
In stillem Frieden Jahr um Jahr.

Beide.

Gott segne Dich, den lieben treuen,
Gewissenhaften Jubilar!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Schwester mit einem Scherenband als Ostergabe.

Seine Osterpromenade
Hat das Häschen schon gemacht,
Dir von Zucker, Schokolade
Manches schöne Ei gebracht.

Auch so manchen Leckerbissen,
Wie's ihm grade so gepaßt;
Und nun möcht' es gerne wissen,
Ob Du schon ein Scher'chen hast.

Ja? Dann kann dies schmucke Bändchen
Dir vielleicht von Nutzen sein;
Stickte selbst das bunte Käntchen
Und die besten Wünsche ein.

Elisabeth Kolbe.

Zum Empfang der Tante bei der Rückkehr aus dem Süden.

(Mit Frühlingsblumen.)

So bist Du denn zurückgekehrt
Aus schönem Sonnenland,
Und wieder hast Du heim begehrt
Zu uns und unserm Strand.

Nun grüßen wir Dich fröhlich hier,
Genesen, neu gestärkt,
Und leise zog er ein mit Dir,
Der Frühling unbemerkt.

(Den Strauß überreichend:)

Nun bring' ich Dir den ersten Gruß
Zum frohen Wiederseh'n;
O, möge weiter nun Dein Fuß
Beglückt auf Rosen geh'n!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mutter zum Willkommen.

(Nach der Reise.)

Willkommen, mein Muttchen, willkommen zu Haus!
Wie schaute voll Sehnsucht ich nach Dir aus!
Wie freue ich mich, daß Du wieder da,
Wie bin ich so glücklich, herzliebe Mama!

Es war ja so einsam, so schrecklich allein!
Papachen, der hatte ja doch zu tun;
Da hieß es: „Mein Mäuschen, hübsch stille sein!"
Wie selig, wie froh ist Dein Töchterchen nun.

Dir wird mein Geplauder doch nimmer zuviel,
Du bist die Vertraute bei meinem Spiel,
Du hast für Dein Töchterchen immer Zeit, —
Nun laß ich auch niemals Dich wieder so weit!

Elisabeth Kolbe.

Dem scheidenden Seelsorger zur Emeritierung.

Die Stürme tilgen in Wald und Flur
Der Sommerherrlichkeit letzte Spur, —
's wird Feierabend in der Natur.

Und Feierabend nach Gottes Rat
Ward's auch soeben auf Deinem Pfad,
Du Streiter Christi, Du Mann der Tat. —

Doch wie auch die Stürme das Land verheert,
Die grünende Tanne blieb unversehrt,
Ja, ihre Schönheit scheint noch gemehrt.

Die grünende Tanne bleibst auch Du:
Je tiefer die Seele sich fand zur Ruh,
Je freier strebt sie der Höhe zu.

Du, der so vielen ein Segen war,
Sei reich gesegnet von Jahr zu Jahr!
Der Herr geleite Dich immerdar!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geburtstagsgedichte.



Geburtstagswünsche eines Drei- oder Vierjährigen.

I.

Was soll ich sagen,
Was soll ich geben?
Ich hab' ein so kleines,
So junges Leben;
Doch hab' ich ein Herzchen,
Das denkt und spricht:
„Ich habe Dich lieb!"
Mehr weiß ich nicht! H. Bone.

II.

Es wünscht Dir Glück heut' Groß und Klein;
Drum stell' auch ich mich bei Dir ein
Und wünsche Dir aus Herzensgrund,
Bleib' immer fröhlich und gesund.

III.

Bestes Muttchen (Tante, Großmutter ꝛc.) lieb und hold,
Mit dem Herzen treu wie Gold,
Bringe Dir ein Sträußchen hier,
Wünsche Glück und Segen Dir,
Bitte Dich, bleib immer gut
Deinem kleinen Liliput.

IV.

Zwar bin ich noch recht dumm und klein,
Doch schlägt schon warm das Herzchen mein
Und bittet Gott: Erhalte mir
Noch lang den guten Vater hier.

V.

Soviel Blümchen als im Strauße hier,
Soviel Wünsche bringt Dein Herzblatt Dir;
Mehr zu sagen ist es noch zu klein,
Aber nächstes Jahr soll's besser sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geburtstagswunsch für zwei Kinder.

Liebes Mütterlein,
Es nah'n sich zum Feste die Kinder Dein!
Und was sie heut' zu Dir getrieben,
Ist Dank und zärtliches Lieben.
Sie bringen Dir Blumen und wünschen Glück;
Was häßlich und traurig, bleibe zurück,
Und nur der goldene Sonnenschein
Soll Mütterchens lieber Genosse sein.

Geburtstagsgedicht für ein sechs- und ein dreijähriges Mädchen.

Ältere: Recht von Herzen Glück und Freud'
Wünscht Dir Deine Große heut',
Lauter Licht und Sonnenschein!

Jüngere: Und ich auch, lieb Mütterlein?

Ältere: Recht bemühen will ich mich,
Nimmer zu betrüben Dich,
Will stets gut und folgsam sein —

Jüngere: Und ich auch, lieb Mütterlein!

Ältere: Will Gott bitten Tag für Tag,
Daß er Dich behüten mag,
Und Dir seinen Schutz verleih'n!

Jüngere: Und ich auch, lieb Mütterlein!

Ältere: Hast uns stets so treu geliebt — —
Und — — wenn's heut' viel Kuchen gibt,
Gelt, ich darf dabei doch sein?

Jüngere: Und ich auch, lieb Mütterlein?

A. Christen.

Glückwunsch für ein sechs- bis achtjähriges Mädchen.

Blumenduft und Kerzenschein
Grüßen unser Mütterlein.
Heute morgen lieb und lind:
Mutter ist Geburtstagskind!

Was im Stillen sie begehrt,
Hat ihr Väterchen beschert;
Doch was ich für sie gemacht,
Hab' ich selber mitgebracht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mütterlein, sieh's freundlich an,
Weil ich's ja nicht besser kann,
Glaub' mir aber, übers Jahr
Bin ich weiter schon fürwahr.

Will Dein fleißiges Mädel sein,
Dich erfreu'n tagaus, tagein,
Will Dich lieben fort und fort,
Will Dir folgen stets aufs Wort.

Und wie's frommer Kinder Brauch,
Beten, Mutter, will ich auch,
Beten, daß der Herr der Welt
Dich noch lange uns erhält!

Zum Geburtstag der Mutter.

(Mit einem Blumentopf.)

Kann ich auch nicht viel sagen,
Du weißt, was ich will,
Und wenn ich auch schwiege
Wie ein Mäusle so still.

Ich klopft' an die Türe
Vom himmlischen Haus,
Da guckten drei Engel
Zum Fenster heraus.

Die sah'n mich und lachten
Und fragten geschwind:
Was will die Maria,
Das lustige Kind?

Da sagt ich zum ersten:
Ich hab' eine Bitt',
Gib mir für meine Mutter
Dein Wangenrot mit!

Da sagt' ich zum zweiten:
Und Dich bitt' ich heut,
Bring' Du meiner Mutter
Viel himmlische Freud'!

Zum dritten aber sagt' ich:
Lieber Engel, ich bitt',
Gib mir für meine Mutter
Einen Blumentopf mit!

Da lachten sie wieder
Und sagten: „Ja, ja!
Du, Bettler, sollst es haben
Für Deine Mama.

Wir wollen ihr bringen
Vom lieben Gott
Ein fröhliches Herze
Und Wangenrot.

Den Blumentopf aber
Bring' Du selber geschwind,
Und grüß' von uns dreien
Das Geburtstagskind!"

Da lief ich und sagt' Dir,
Was eben geschah.
Und ich hab Dich so lieb doch,
Meine herz'ge Mama!

Friedrich Oldenberg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Geburtstag der Mutter.

(Mit den beiden Raphael'schen Engeln.)

1.

Zwei Engel stiegen heute sacht
Vom Himmelszelt hernieder;
Da sind im Herzen aufgewacht
Uns lauter gold'ne Lieder.

2.

Sie bringen Glück und Sonnenschein
Ja mit als Angebinde
Und wollen liebe Boten sein
Heut' dem Geburtstagskinde.

1.

Die beiden heißen: Gottgeleit
Und warme, treue Liebe.

2.

Sie suchen Dich in Einsamkeit
Fern von der Welt Getriebe.

1.

Sie wollen Deine Pfade still
Mit trautem Glück umhegen
Und führen Dich, wenn Gott es will,
Zu lauter Heil und Segen.

2.

Daß beide Engel mit Dir geh'n
Zu jeder Zeit und Stunde,
Geliebte Mutter, das erfleh'n
Wir heut' aus Herzensgrunde.

1.

In Engelhänden fühle sich
Dein Leben stets geborgen,

2.

(während sie die Bilder überreichen)

Und Engelslächeln grüße Dich
Heut' zum Geburtstagsmorgen!

Elisabeth Kolbe.

Glückwunsch für ein vier- bis sechsjähriges Kind.

Väterchen hat Geburtstag heut,
Wie sich das ganze Haus da freut!
Jeder will kommen und gratulieren;
O, da muß ich's doch auch riskieren,
Bin ja Dein kleiner Liebling, gelt?
Vater, ich wünsch' Dir die ganze Welt!

Glückwünsche für sechs- bis achtjährige Kinder.

I.

Liebes gutes Väterlein,
Laß Dein kleines Mädchen ein,
Daß es Dir zum frohen Tage
Seine besten Wünsche sage.
Mütterchen schickt mich zu Dir,
Daß ich schönstens gratulier!

Viel hat sie mir aufgetragen,
Dir, lieb Väterchen zu sagen;
Gerne sagt ich's jetzt Dir her,
Doch ich weiß kein Wörtchen mehr;
Nur den Kuß, den sie mir gab,
Liefr' ich pünktlich hiermit ab.

C. B.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Schwerbeladen komm' ich heute!
Fragst Du mich, warum das sei?
Außer meinen Segenswünschen
Sind auch Brüderchens dabei.

Und wir beide wünschen herzlich
Glück, Gesundheit, frohen Mut,
Diesmal kann Dir's gar nicht fehlen
Weißt ja, doppelt das hält gut!

A. Christen.

Geburtstagswunsch für ein neunjähriges Kind.

Den schönsten guten Morgen heut'
Als ersten Festtagsgruß
Dein kleines Töchterchen Dir beut
(Papachen, Dir Dein Junge beut)
Mit einem süßen Kuß.

Es (er) wünscht Dir Freude, Frohsinn, Glück,
Und Segen für und für,
Kein Kummer trübe Deinen Blick,
Kein Weh' tret' durch die Tür.

In Gottes treuer Vaterhut
Geh' rüstig stets fürbaß,
Mir aber bleib' auch ferner gut —
Papachen, willst Du das?

Geburtstagsgedicht für zehn- bis zwölfjährige Kinder.

(Mit einem Fruchtkorb.)

Die Blätter fallen, der Herbst ist da,
Mit ihm der Geburtstag vom lieben Papa;
Drum wollen wir jubeln und fröhlich sein,
Als kehrte der Frühling heut' bei uns ein!

Wir bringen Dir, was der Herbst uns beut,
Die herrlichsten Zeichen der Fruchtbarkeit:
Blaupflaumen, Rotäpfel und goldigen Wein,
Das Beste kaufte lieb Mütterchen ein.

Denn Du — so sagt sie — machst spät und früh
Dir für uns Kinder viel Arbeit und Müh,
Bist freundlich auf unser Wohl bedacht,
So wie's der Herbst mit den Menschen macht.

Drum ist uns die liebste Jahreszeit
Der Herbst, mit dem Himmel so blau und weit,
Von ihm erfleh'n wir, geliebter Papa,
Daß Glück und Segen Dir immer nah'!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Vaters Geburtstag.

(Für drei Kinder.)

Das älteste Kind:

Ein vierblätt'rig Kleeblatt
Tritt zu Dir heran,
O blick', lieber Vater,
Es freundlich doch an,
Ein Vierblatt — so heißt es —
Bedeutet ja Glück,
So grüße Dein Vierblatt
Mit freundlichem Blick.

Das jüngste Kind:

Das erste der Blättchen,
Das flüstert ganz leis':
„Ich liebe Dich innig,
Ich liebe Dich heiß,
Ich biete Dir fröhlich
Ein Küßchen an,
Weil noch nichts Beff'res
Ich geben kann."

Das ältere Kind:

Das zweite der Blättchen
Bringt liebevoll Dir,
Mit herzlichem Wunsche
Die Blümlein hier.
Was bittend ihr lichtes
Blauäuglein spricht,
Das bittet Dein Kind auch:
„Vergiß mein nicht."

Auch bietet den Wunsch Dir
Von Herzen es dar:
„Gott schenk' Dir ein frohes,
Ein glückliches Jahr;
Er schütze und schirme
Dich allezeit,
Und wahr' Dich vor Sorge,
Vor Schmerzen und Leid."

Das älteste Kind:

Das dritte der Blättlein,
Das ist ja schon groß,
Kann stricken und sticken
Schon ganz famos.
Das hat in der Stille
Mit aller Kraft,
Gar fleißig seit Wochen
Für Dich geschafft;

Das jüngste Kind:

Und wer mag das vierte
Der Blättchen sein?
Das ist unser liebes
Herz-Mütterlein.
Das bringet mit Freuden
Dir Deine Schar,
Und fleht: „Bleib uns gut
Auch im künftigen Jahr."

Anna Hillmar.

Zu Papa's Geburtstag.

Du lieber Papa,
Dein Trudchen ist da
Und wünscht Dir viel Glück
Mit strahlendem Blick.

Du bist ja so gut!
Das macht mir schon Mut.
Ich fürchte mich nicht,
Ich sag' mein Gedicht.

Ich tu' es ganz kühn.
(einen Blumentopf überreichend)
Du liebst ja das Grün
Und Blumen zur Zier,
Drum bring' ich sie Dir.

Dein sonniges Kind
Umarmt Dich geschwind,
Mein Herzenspapa, —
Dann freust Du Dich, ja?

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum 70. Geburtstag des Vaters.

Der Abend kam, der Tag hat sich geneiget,
Des lauten Lebens Unrast ist geschieden;
Ihr Weltgedanken und Ihr Sorgen, schweiget, —
Der Abend kam mit seinem Gottesfrieden.

Dahinten liegt, was sonst das Herz bewegte
Und nun zur Ruhe zwang ein heil'ger Wille;
Des Tages laute Stimme, die erregte,
Schallt nur gedämpft noch in die Feierstille.

O selig Herz, das Gottes Hand gesehen
In allem Leid, das es erfuhr auf Erden,
Das tief und glaubensvoll gelernt zu flehen:
Herr, bleibe bei mir, es will Abend werden!

Du teurer Vater, auch Dein Tag war trübe,
Doch licht Dein Abend in dem Glanz von oben;
O Dank der Himmelsführung, daß die Liebe
Noch gold'nen Schein um Deinen Pfad gewoben!

Und ew'ge Gnade, sie wird Dich behüten;
Er bleibt ja Dein, der treueste Berater.
O, daß Dir noch viel reine Freuden blühten
An Deinem Lebensweg, geliebter Vater!

Elisabeth Kolbe.

Zum Geburtstag des Bruders in der Pension.

(Mit Markenkästchen und Briefmarkenbefeuchter.)

Bei dem Postverkehr, dem starken
Heutzutage, braucht man Marken,
Grüne, blaue und auch rote,
Die als schneller Liebesbote
Aus in alle Fernen schwärmen
Zu den Lieben, die sich härmen
Um ein Wort, ein Liebeszeichen
Aus dem Liebesschatz, dem reichen.

Um sie fröhlich auszustreuen,
Magst Du Dich des Schwämmchens freuen,
Das die Marke schön befeuchtet,
Die auf weißem Grunde leuchtet.
Wenn Du wirst an ihren Gaben
Nur ein wenig Freude haben,
Denke auch der lieben Kleinen,
Die es so von Herzen meinen!

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Geburtstag des Bruders.

(Mit einem Löscher.)

Hurra, neun Jahre bist Du schon!
Da will das ganze Bataillon
Dir herzlich gratulieren.
Viel frohe Tage wünscht es Dir,
Und Dir zur Freude durft' es hier
Den Löscher fabrizieren.

Der soll, wenn Du ein Briefchen schreibst
Und andre Schreibekünste treibst,
Dir treu und nützlich dienen.
Dann sind die Briefe rein und nett,
Dann sind die Hefte hübsch adrett,
Und Ordnung spricht aus ihnen.

Solch Löscher ist ein lustig Ding;
Das flattert wie ein Schmetterling
Schnell über Deine Blätter.
Dann trocknen sie Dir hübsch geschwind,
Und wo sie angekommen sind,
Ist überall gut Wetter.

Elisabeth Kolbe.

Zum Geburtstag des größeren Bruders.

(Mit einem Schornsteinfeger als Tintenwischer.)

Darf's denn herein,
Das Schornsteinfegerlein?
Möchte geschwind
Nur zum Geburtstagskind.
Denkt doch nur blos:
Das ist ja schon so groß,
Fürchtet sich nicht
Vor solchem kleinen Wicht.
Denkt doch nur an,
Ist schon ein ganzer Mann,
Der gar gelehrt
Und klug zu sein begehrt.

Er schwelgt ja schier
In Tinte und Papier.
Tauch' fröhlich ein, —
Drum sei dies Kerlchen Dein.
Schwarz ist es schon,
Verträgt auch 'ne Portion.
Mit Haut und Haar
Wünscht Dir's ein frohes Jahr.
Dring' mutig weiter
So auf der Wissensleiter!

Elisabeth Kolbe.

Geburtstagswunsch für eine Fünfjährige.

Großmütterchen, mit frohem Sinn
Zu Deinem Wiegenfeste
Kommt heute Deine Enkelin
Und gratuliert aufs beste.

Mag Dich noch lang' so frisch wie heut'
Der liebe Gott erhalten,
Und Deine ganze Lebenszeit
Dir hell und froh gestalten.

Auch ich will mich bemühen ja,
Daß ich Dich nie betrübe,
Und zeigen, beste Großmama,
Wie herzlich ich Dich liebe!

B. Harth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum 70. Geburtstag der Großmutter.

Wie sind wir dankbar und erfreut,
Daß dies Geburtstagsfest,
Großmutter, Gottes Gnade heut'
Dich fröhlich feiern läßt!

Du hast uns ja so treu geliebt
Und warst so gut dazu;
Ob's auf der Welt ein Herz wohl gibt,
So lieb und treu wie Du?

Für all' die treue Liebe Dein,
Großmutter, habe Dank,
Die Du erwiesen Groß und Klein
Dein ganzes Leben lang.

Heut' sind es grade siebzig Jahr —
O, welch' ein Freudentag,
Dem noch so mancher sonnenklar
Und golden folgen mag!

Gott segne und erhalte Dich
Noch lange uns in Kraft!
Und noch viel Gutes wünsche ich,
Was Dir nur Freude schafft.

Elisabeth Kolbe.

Zum Geburtstag der Großmutter (-vater),

(der zugleich mit dem der Enkelin (Enkel) ist).

Wir feiern beide an e i n e m Tag;
Das ist doch herrlich, Großmutter, sag'?
Da wollen wir beide recht fröhlich sein
Und danken von Herzen heut im Verein.

Zwar bist Du älter manch Jahr als ich,
Doch noch so rüstig, dess' freu' ich mich.
Gott schenk' Dir weiter so frische Kraft,
Wie Du so freudig bisher geschafft!

Er schenk' uns oft noch zu zwei'n, nicht wahr,
Solch traulich Feiern in jedem Jahr,
Und halt' Dich treulich in seiner Hut;
So sei gesegnet und bleib' mir gut!

Elisabeth Kolbe.

Der Großmutter zum 75. Geburtstag.

Großmama, das ist ein Tag:
Fünfundsiebzig Jahr!
Und so jung des Herzens Schlag
Noch im weißen Haar!

Lugte gern durch's Fenster Dein
Als Dein Sonnenstrahl;
Möchte gern heut' bei Dir sein
Nur ein einzig Mal!

Doch es wird jetzt gar gelehrt
Schon Dein kleiner Mann,
Daß er nicht mehr unverwehrt
Zu Dir eilen kann.

Aber wünschen kann er, gelt,
Herzensgroßmama,
Daß, so lang' Dich Gott erhält,
Du ihm gut bist, ja?

Elisabeth Kolbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum 80. Geburtstag der Großmutter.

Großmütterlein wird achtzig Jahr, —
Da freut sich Kurt, der kleine.
Behüte Gott Dich immerdar
Im gold'nen Abendscheine!

Elisabeth Kolbe.

Zum 80. Geburtstag der Großmutter.

„Großmütterchen wird achtzig Jahr,"
Sprach Vater, „Kurti-Mäuschen,
Geh', bring' ihr Deine Wünsche dar
Und auch ein kleines Sträußchen!"

Da hab' ich mich denn aufgemacht
Früh am Geburtstagsmorgen.
Es halte treue Engelwacht
Dein Leben frei von Sorgen!

Elisabeth Kolbe.

Glückwunsch für ein sieben- bis achtjähriges Kind.

Poch poch — herein! — Wer ist denn da?
Die Liesel (oder: Mariechen — Dein Bubi ꝛc.)
ist es, Großmama!
Mit einem Strauße schmuck und bunt,
Mit warmem Herz und rotem Mund.

Das Sträußchen sagt: „Viel Glück für Dich!"
Das Herzchen bittet: „Liebe mich!"
Das Mündchen aber bringt als Schluß
Für Großchen den Geburtstagskuß.

Glückwunsch für ein fünfjähriges Mädchen.

Siehst Du, lieber Großpapa,
Nun ist auch die Lotte da,
Deine kleine Enkelin!
Und sie wünscht mit frohem Sinn
Dir das Aller-Allerbeste
Heute am Geburtstagsfeste.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glückwunsch für einen sieben- bis achtjährigen Knaben.

Schwesterlein hat ihren Spruch gesagt,
Hat nicht gezittert und nicht gezagt,
Nun muß ich mich gleichfalls zusammennehmen
Sonst würde mich ja ein Mädel beschämen.

Und weil ich ein Bube, ruf' ich: „Hurra!
Hoch, hoch unser einziger Großpapa!
Noch lange soll das Geburstagskind leben
Und uns viel Tausend Küsse geben!

Zum 70. Geburtstag des Großvaters.

(Mit einem Kornblumenstrauß.)

Heut' ruhen sie, die lieben Hände,
Die gar so emsiglich geschafft,
Die danken an der Lebenswende
Ihr Glück, nächst Gott, der eig'nen Kraft.

Heut' feierst Du mit siebzig Jahren
Den Ehrentag, den Gott Dir gibt.
Sieh, wie sich alle um Dich scharen,
Du Teurer, die Dein Herz so liebt:

Die Treugeliebte, die nicht minder
Dein Glück gemehrt mit fleiß'ger Hand,
Und Deine Enkel, Deine Kinder,
Und ich, Dein jüngster Gratulant.

Und alle, die Dir untergeben,
Die Du regiert gerecht und gut,
Befehlen heut' Dein teures Leben,
Großväterchen, in Gottes Hut.

Machst Du den Wahlspruch Dir zu eigen:
Ich hab' nicht Zeit zum Müdesein,
So möge sich auch zu Dir neigen
Des großen Lebens Sonnenschein.

Der einst dies Königswort gesprochen
Und den Du stets so warm verehrt,
Hat bis ins Alter ungebrochen
Des Vaterlandes Ruhm gemehrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hat, des Reiches Wohlfahrt bauend,
Sein ganzes Selbst daran gesetzt,
Und still in Demut Gott vertrauend,
Sein Werk gefördert bis zuletzt.

O, möchte Gott die Kraft Dir schenken,
Auch, Deinem hohen Vorbild gleich,
Im späten Alter noch zu lenken
Mit Freudigkeit Dein kleines Reich.

Der Erste stets am Platz, der Letzte,
Wie jetzt, ruht man am Abend aus.
O, daß Dich Gott zum Segen setzte
Noch lange, lange für dies Haus!

O, daß Ihr noch im Silberschimmer,
Der schon um Eure Häupter spielt,
Ein glücklich Paar bleibt, das für immer,
Des Herzens Frische sich erhielt!

(Die Kornblumen überreichend:)

Sieh', Deine Lieblingsblumen wanden
Wir Dir zum Strauß, weil es Dich freut.
Hast Du die Botschaft recht verstanden,
Die sie Dir bringen grade heut?

Es spricht von Liebe jede Blüte,
Von Freude, die nicht enden mag.
Großvater, daß Dich Gott behüte
Und segne jeden, jeden Tag!

Elisabeth Kolbe.

Glückwunsch für einen Knaben.

(Zu des Onkels Geburts- oder Namenstage.)

Ich komme über Stock und Stein
In voller Hast gerannt,
Um alles möcht' ich doch nicht sein
Der letzte Gratulant.

Das wär' auch wirklich gar kein Scherz,
Du zürntest mir wohl ganz, —
Sag' brächtest Du das übers Herz,
Du guter Onkel Franz?

Gelt nein, das kannst Du gar nicht tun?
Aha, Du lächelst schon!
Da will ich schnell ein Sprüchlein nun
Aufsagen Dir zum Lohn:

Ich wünsche Dir von Herzen Glück
Und Segen für und für,
Kein Weh' trüb' jemals Deinen Blick,
Kein Leid nah' Deiner Tür.

Auch wünsch' ich, daß in Gottes Hut
Du wanderst stets fürbaß,
Mir aber bleib' ein bissel gut!
Sag', Onkel, willst Du das?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Geburtstag der Tante.

(Für zwei Kinder von fünf bis acht Jahren.)

Knabe: Tantchen, Tantchen, wir sind da,
Heut ist Dein Geburtstag ja.

Mädchen: Und zum frohen Wiegenfeste
Bringen wir der Wünsche beste.

Knabe: Glück, Gesundheit, langes Leben,
Mög' der liebe Gott Dir geben,
Und daß nimmer Dir was fehlt:
Einen vollen Beutel Geld!
Alles, was Du wünschst im Stillen,
Mög' der Himmel Dir erfüllen.

Mädchen: Nimm hier, was wir für Dich haben,
Sind gering auch unsre Gaben,
Nimm sie, Tantchen, freundlich an,
Unser ganzes Herz hängt dran!

Knabe: Sorgst ja, wie ein Mütterlein
Für uns alle, groß und klein,
Pflegst uns treulich, wenn wir krank,
Nimm dafür heut' unsern Dank.

Mädchen: Wollen herzlich drum Dich lieben,
Nie Dich wissentlich betrüben,
Nein, stets gut und fleißig sein,
Durch Gehorsam Dich erfreu'n.

Knabe: Und daß nichts zu wünschen blieb,
Bitten wir: „Behalt' uns lieb!"

L. R.

Scherzhafter Geburtstagswunsch.

Wo Dir die andern reichlich spenden,
Nimm meinen bloßen Glückwunsch an!
Ich komm' zu Dir mit leeren Händen,
Daß ich — ans Herz Dich drücken kann! Fl. Blätter.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Namenstage mit einem Kuchen und einem Strauß Jelängerjelieber.

Namenstag ist heut' im Haus,
Darum bring' ich einen Strauß
Holder Blumen, farbenbunt,
Schön genannt von Volkes Mund:
Je länger, je lieber.

Ferner für den Festtagstisch
Einen Kuchen braun und frisch,
Und als Schmuck steck' ich hinein
Dies mein Sträußlein, schön und fein:
Je länger, je lieber.

Und ich wünsche inniglich:
Gott mög' allzeit segnen Dich,
Daß man oft noch feiern mag
Fröhlich Deinen Namenstag,
Je länger, je lieber.

Nimm, so bitte ich alsdann,
Meinen Kuchen freundlich an!
Und ich denk', Du gibst zum Lohn
Auch ein Stückchen mir davon,
Je länger, je lieber

Hedwig Ernesti.

Geburtstagsgedicht

nach der Heimkehr aus dem Bade mit einem Hausegen: „Behüt dich Gott!"

Nach schweren Krankenwochen,
Nach langem Fernesein
Ist endlich angebrochen
Der Freude Sonnenschein.

Nun blüh'n die Rosen wieder
Auf Deinem Angesicht,
Die armen, müden Glieder,
Sie schmerzen länger nicht.

Da feiern wir mit Danken
Froh Dein Geburtstagsfest!
oder: (Heut Deiner Heimkehr Fest!)
Mit Blüten und mit Ranken
Schmückt sich Dein trautes Nest.

Und stille Wünsche dringen
Ins Haus Dir ungeseh'n,
Die heimlich Dich umschlingen
Und Segen Dir erfleh'n.

Auch ich grüß' Dich zum Feste
Mit Herzen und mit Mund
Und wünsch' Dir als das Beste:
Bleib' fröhlich und gesund!

Und sieh, auch meine Spende
Hat einen Wunsch bereit:
Bis an des Lebens Ende
„Behüt Dich Gott allzeit!"

M. Gervic.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glückwunschgedicht eines Knaben zum 80. Geburtstage einer alten, einsamen Tante.

Geschenk: Ein Baumkuchen mit 80 Lichtchen, dem Lebenslichte und einem Strauß.

Achtzig Jahre sind — rauh und lind —
Über Dich hingefahren,
Liebes, altes Geburtstagskind
Mit den schneeigen Haaren!

Achtzig Jahre voll Lust und Schmerz
Sahst Du gehen und kommen;
Manches Schöne genoß Dein Herz,
Manches — ward Dir genommen.

Nicht mehr bist Du, wie einst im Mai,
Lustig umschwärmt von andern:
Jugend und Frühling sind längst vorbei,
Einsam ist heute Dein Wandern.

Einsam freilich! Doch nicht a l l e i n
Bist Du am Ehrentage:
Sieh, welch' goldigen Lichterschein
Ich ins Stübchen Dir trage.

Achtzig Lichtlein und Kuchen und Strauß,
Glühende Augen und Wangen,
Tausend Wünsche für Herz und für Haus —
Möchtest Du mehr noch verlangen?

J e d e s Jahr hat ein Fünkchen Glück,
Hat sein L i c h t l e i n enthalten;
Manche B l u m e — schau nur zurück! —
Durfte auch Dir sich entfalten.

Manches S ü ß e hat Dich erfreut,
Und — ob Stürme gewütet —
Hat Dein L e b e n s l i c h t c h e n bis heut'
Gott doch gnädig behütet.

Mög' er's auch ferner, leise und lind,
Uns zur Freude bewahren — —
Liebes, altes Geburtstagskind
Mit den schneeigen Haaren.

Alix Treu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einer Lehrerin mit einem Fußkissen.*)

Zum heutigen Tag nimm tausend Wünsche hin,
Laß Glück und Segen innig Dir erflehen,
Und Kraft und Mut, getreu auch fernerhin,
So wie bisher, den Weg der Pflicht zu gehen.

Zwar ist er schön und lieb Dir, der Beruf,
Den Du als Lebensglück Dir auserkoren,
Als Du — gehorchend Deines Herzens Ruf —
Ins weite Reich des Wissens Dich verloren.

Doch birgt der Pfad auch manchen scharfen Stein
Und manches Hemmnis für die raschen Schritte;
Hier ritzt ein Dorn ins weiche Fleisch sich ein,
Dort sprießen Disteln unter Deinem Tritte.

Oft hab' ich schon im stillen mir gedacht,
Wie schön es wär', dürft' ich den Weg Dir glätten!
Doch da's nicht sein kann, nimm was ich gemacht,
Um wenigstens d a h e i m Dich weich zu betten.

Die armen Füße, die sich müde geh'n,
Im Dienst der Pflicht auf steilem Pfade hasten,
H i e r laß sie, wenn die Abendlüfte weh'n,
In trauter Feierstunde freundlich rasten.

Doch Deine S e e l e, frei vom Werktagszwang,
Die laß hinaus ins Unermess'ne eilen,
Und manchmal auch auf ihrem Wandergang
Zu kurzer Einkehr bei d e r m e i n e n weilen.

Ulix Treu.

---

*) Soll statt eines solchen ein Ruhekissen (nur ein Viertelstündchen oder dergl.) geschenkt werden, dann lautet die vorletzte Strophe so:

Den armen Kopf, der so viel sinnt und denkt
Und oft sich müde neigt ob all der Lasten,
Hier laß ihn, wenn der Tag sich leise senkt,
Ein Viertelstündchen, traumverloren, rasten.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Advent — Weihnachten — Sylvester — Neujahr.

Kinderlied,

am 1. Advent vor dem brennenden Adventsbäumchen zu singen.

Mel.: Heut ist mein Herz so fröhlich.

Heut ist der erste Sonntag
Im heiligen Advent,
Wo hell an unserm Bäumchen
Das erste Lichtlein brennt.

Bald wird sich ihm gesellen
Manch andres, schlank und fein,
Bis dann die Weihnachtstanne
Erstrahlt im Kerzenschein.

Advent, Du Zeit der Freude,
Advent, sei uns gegrüßt,
Die Du des Harrens Wochen
So lieblich uns versüßt!

O lasse tief zu Herzen
Uns Deinen Zauber gehn,
Und lehre Deinen Segen
Uns doch so recht verstehn.

Damit wohl vorbereitet
Wir nah'n dem Himmelskind,
Und, wie dereinst die Hirten,
Voll Dank und Freude sind;

Damit wir unsre Seelen
Schon jetzt dem Heiland weih'n,
Schon jetzt uns fröhlich sonnen
In seiner Gnade Schein.

Advent, Du Zeit der Freude,
Du Zeit der sel'gen Ruh:
Wir heißen Dich willkommen,
Gegrüßt, gegrüßt seist Du!

Alix Treu.

Wechselgesang für die Adventszeit.

Mel.: O Tannebaum!

Mutter:

Ihr Kinder hört, Ihr Kinder hört,
Kommt, laßt Euch was erzählen:
Schnee liegt auf Erden weit und breit,
Er kündet uns die Weihnachtszeit;
Ihr Kinder hört, Ihr Kinder hört,
Schon rauscht's, wie Engelsflügel.

Kinder:

O Mütterlein, lieb Mütterlein,
Wann fliegen sie hernieder:
Die Englein alle, zart und hold,
Mit ihren Locken hell wie Gold?
O Mütterlein, lieb Mütterlein,
Wir möchten gern sie schauen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter:

Ei, Kinder, still, von Neugier will
Der Engel Schar nichts wissen!
Nein, unsichtbar nur, leis und sacht
Durchschweben sie die Winternacht
Und schau'n herein durchs Fensterlein
Auf Euer Tun und Treiben!

Und süß und traut, wie Glockenlaut
Erklingt es dann im Zimmer.
Ihr aber lauscht, halb froh, halb bang,
Der Engel holdem Weihnachtsgesang,
Und seht im Traum wohl schon den Baum
Im hellen Kerzenglanze.

Kinder:

O Mutter sag, wann ist der Tag,
An dem Ihr ihn entzündet?
Wie wird so lang uns doch die Zeit,
Eh anbricht all die Herrlichkeit — —
O Mutter, sag, o Mutter, sag,
Wie sollen wir sie kürzen?

Mutter:

Tut Eure Pflicht, mehr braucht es nicht,
Dann fliehen rasch die Tage;
Und abends, wenn der Dämmerschein
Sich niedersenkt auf Stadt und Hain,
Dann singen wir im Dunkeln hier
Die schönsten Weihnachtslieder.

Ihr werdet sehn, gar schnell vergehn
Euch dann die langen Wochen,
Und eh' Ihr's selber noch gedacht,
Naht sich die liebe heil'ge Nacht,
Die wunderbar, vor manchem Jahr
Den Heiland uns geboren.

Mutter und Kinder:

O Heiland süß, o Heiland süß,
Komm auch zu uns hernieder!
Wir wollen fromm und dankbar sein,
Und Herz und Seelen stets Dir weih'n;
O Heiland süß, o Heiland süß,
Erhöre unser Flehen.

Alix Treu.

Weihnachtsaufführung für zwei Damen.

(Hierzu ist erforderlich: eine Weihnachtsglocke — leicht herzustellen aus Pappe mit einem Überzug von Silberpapier —, die in einem Tannenbogen hängt; darunter steht ein Weihnachtsbaum, bedeckt mit Lichtern, die noch nicht brennen.)

1. Engel (trägt in der Hand eine Lyra oder Harfe):

Du stille, heilige Nacht — sei mir gegrüßt,
Da Gottes Sohn zur Welt geboren ist.
Da Bethle'ms kahle Flur zum erstenmal
Umleuchtet ward von sel'gem Himmelsstrahl,
Und durch das klare, stille Luftgebiet
Erklang der Engel erstes Jubellied:
Ehre soll Gott in der Höhe werden
Und Friede, Friede den Menschen auf Erden;
Und an den gläubigen Herzen allen
Hat Gott im Himmel sein Wohlgefallen.

So hast Du, stille, hochgelobte Nacht,
Schon zwei Jahrtausende das Heil gebracht.
Und wenn sich in den Menschenherzen heut'
Des großen Gottes Wundertat erneut —
Wie gerne stimmen wir der Harfen Ton
Zum Preise Dir, Du einiger Gottessohn.
Und was die seligen Engel singen,
Und was die Harfen herniederklingen,
Auf Erden müssens die Weihnachtsglocken
Im selben jubelnden Ton frohlocken.

Das ist der Engel Dienst in heiliger Nacht,
Daß weit die frohe Botschaft werd' gebracht,
Zu solchem Zwecke muß der Engel Hand
Die Glockenstimmen wecken rings im Land,
Damit gleich einem großen Dankakkord
Der Weihnachtsjubel tönt von Ort zu Ort.
Und um die Wette mit erzenen Glocken
Sollens die Herzen der Menschen frohlocken:
Ehre soll Gott in der Höhe werden
Und Friede, Friede, den Menschen auf Erden;
Und an den gläubigen Herzen allen
Hat Gott im Himmel sein Wohlgefallen.

2. Engel

(trägt in der Hand einen Stab, auf dessen oberer Spitze ein Wachslicht befestigt ist. Vor dem Licht ist ein Stern aus Goldblech angebracht, der das brennende Licht dem Auge der Zuschauer verdeckt. Mit dem Wachslicht entzündet der Engel die Kerzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am Christbaum, hält aber dabei den goldnen Stern gegen die Zuschauer gewendet, um die Illusion zu wecken, als sei der Baum mit dem Stern angezündet worden. Schnell und geschickt ausgeführt, hat das eine reizende Wirkung.)

Wie einst in erster, heiliger Weihenacht,
Die uns das liebe Christkind hat gebracht,
Ein Stern mit wunderhellem Himmelsglanz,
Den engen, finstern Stall verklärte ganz,
So leuchtet jeder Stern am Himmelszelt
Am heiligen Abend heller in die Welt.
Wir Engel sollen die Sterne entzünden,
Damit sie funkelnd der Welt verkünden:
Das Himmelskind ist auf Erden kommen,
Hat all Angst und Sünde hinweggenommen.

Und wenn die Sterne glüh'n am Himmelsrand,
Nimmt jeder Engel einen in die Hand,
Steigt still hinab in jeden kleinsten Raum,
Entzündet mit dem Stern den Weihnachtsbaum.

(Der Engel macht eine Pause und zündet die sämtlichen Kerzen am Baum an, löscht aber nicht die Flamme hinter dem Stern aus.)

Denn nur entfacht am heiligen Himmelslicht
Erscheint der Tanne Grün so wunderlicht.
Und wie am Baume die Kerzen strahlen,
Soll Weihnachtsfreude im Auge sich malen.
O, jubelt, in Jammer und Erdenwehe
Barmherzig geht auf ein Stern in der Höhe!

1. Engel (tritt vor):

So hat die stille, hochgelobte Nacht
Dem Engelchor ein doppelt Amt gebracht,
Und jubelnd dienen wir zur Weihnachtszeit
Dem Himmelskind an seiner Christenheit.
Was ists doch, das auf Erden allerwärts
Ertönt in der erlösten Menschen Herz?
Was ists, daß die Harfen herniederklingen
Und die tönenden Glocken weiter schwingen?
„Ehre soll Gott in der Höhe werden
„Und Friede, Friede den Menschen auf Erden;
„Und an den gläubigen Herzen allen
„Hat Gott im Himmel sein Wohlgefallen."

2. Engel:

Und draußen in der klaren, kalten Nacht
Ein Lichtermeer am Himmel ist erwacht.
Rings in der dunkeln, schneebedeckten Welt
Jed' Fenster ist vom Weihnachtsglanz erhellt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und wie am Tannenbaum der Kerzenstrahl,
So leuchtet jedes Aug' und Herz zumal.
Ja, laßt wie lodernde Liebesflammen
Schlagen den Jubel und Dank zusammen:
Ehre soll Gott in der Höhe werden
Und Friede, Friede den Menschen auf Erden;
Und an den gläubigen Herzen allen
Hat Gott im Himmel sein Wohlgefallen! Elisabeth Röhricht.

Die Hirten auf dem Felde.

Weihnachtsspiel für Kinder von Alix Treu.

Personen: Drei Hirten mit Stab und Tasche. Ein Engel.

1. Hirt:

Getan ist die Arbeit des Tages nun,
Die Nacht steigt auf und die Herden ruhn;
So geht es denn heim, wo der Friede winkt
Und traulich der Schimmer des Herdes blinkt.
(Erstaunt:)
Doch seht, welcher Glanz, welches strahlende Licht
Umglüht auf einmal mein Angesicht?

2. Hirt (spähend):

Ein weißes Gewand, eine hohe Gestalt,
Ein holder Engel, von Schleiern umwallt;
Er naht sich langsam dem Orte hier — —
(angstvoll:)
O, hebt Eure Hände, kniet nieder mit mir.
(Alle knien.)

1. Hirt:

Du himmlischer Bote, sag an zumal,
Was führt Dich hernieder in unser Tal?
O sprich, was haben wir Übles getan
Und bringt uns Strafe Dein wunderhaft' Nah'n?

Engel:

Ich bin ein Bote des ewigen Lichts,
Ich bringe Euch Gutes, drum fürchtet nichts.
Verkünden will ich die Freude nur,
Die allem Volke heut wiederfuhr!
Denn wisset, Euch wurde in dieser Nacht
Der Heiland zur dunkeln Erde gebracht.
Der Heiland, so lieblich und demutsvoll,
Der alle Sünder erlösen soll.
Auch Euch, Ihr Hirten, will er befrei'n,
Steht auf und lobt ihn und betet fein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Hirt:

Gern wollen wir tun nach Deinem Wort,
Doch sag uns erst mehr noch, o fahre fort.

2. Hirt:

Wie kam der Heiland ins Erdenhaus?

3. Hirt:

Wo ist er zu sehn? Wie schaut er aus?

Engel:

Der Heiland kam nieder, ein Kindchen klein;
Die Locken glänzen wie Gold so rein.
Die Augen blicken so lieb und froh, — —
Doch liegt er im Stalle auf Heu und Stroh!
In einer Krippe, in dunkler Nacht,
Da ist das Heil der Erde erwacht!

1. Hirt:

O lieber Engel, sag an geschwind,
Wacht keiner und hütet das himmlische Kind?

3. Hirt:

Liegt es im kalten Stalle allein?

2. Hirt

Hat es nicht Vater, nicht Mütterlein?

Engel:

Wohl hat ihm beides der Herr beschert,
Und Vater und Mutter sind seiner wert!
Sein Vater ist Joseph, der Zimmermann,
Der schaut voll Andacht das Kindlein an;
Die Jungfrau Maria im Glorienschein,
Ihr Hirten, das ist sein Mütterlein.
Sie sitzt an der Krippe und betet laut,
Und ihre Träne das Kind betaut.

2. Hirt:

O Engel, Engel, schnell laß uns gehn,
Wir wollen den Stall und das Kindlein sehn.

3. Hirt:

Ja, zeig uns den Weg nach dem heiligen Ort,
Wir wollen beten und danken dort.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Engel:

Gern will ich führen Dich, kleine Schar,
Doch sprecht, was bringt Ihr dem Kinde dar?
Schon kamen die Kön'ge vom Morgenland
Und brachten viel Schönes als Liebespfand;
Gold, Weihrauch und Myrrhen haben sie heut
Schon lobend und preisend dem Heiland gestreut.

1. Hirt:

Wir können nichts schenken, daß Gott erbarm!

2. Hirt:

Wir Hirten vom Felde sind bettelarm.

Engel:

So bietet dem Kinde, dem Heil der Welt
Von andern Dingen, was ihm gefällt.

1. Hirt (freudig):

Mein guter Vater, ein fleißiger Mann,
Er hielt mich immer zur Arbeit an;
Und auch mein Ahn hat treulich geschafft
Bis hoch ins Alter mit eiserner Kraft.
So will ich denn heute die Hände mein
Dem Dienste des himmlischen Kindes weihn.

2. Hirt:

Ich schenke mein Herz ihm für alle Zeit,
Stets sei es zum Guten und Schönen bereit.
Und freudig schlag es zu jeder Stund'
Für alle Menschen vom Erdenrund.

3. Hirt:

In meiner Seele soll Jesus allein
Von jetzt ab König und Herrscher sein!

Engel:

So kommt, Ihr Hirten, und sagt geschwind,
Was Ihr versprochen dem Himmelskind!
Doch erst noch jubelt Halleluja
Dem Vater, durch den das Wunder geschah
Und preist im Liede die Liebesmacht,
Die uns enthüllte die heilige Nacht.

(Alle singen: „Stille Nacht, heilige Nacht" oder „O Du fröhliche, o Du selige," 2c.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachtsgedichte.

I.

Auch zu singen nach der Mel.: „Immer muß ich wieder lesen."

Sei gegrüßt, Du Fest der Liebe,
Tausend Freuden streust Du aus,
Weihnachtsengel, Gottesboten,
Fliegen still von Haus zu Haus.

Schauen, ob die lieben Kleinen
Ihre Händchen früh und spät,
Beim Erwachen und zum Schlafe,
Innig falten zum Gebet.

Bringen jedem guten Kinde
Gaben aus des Christkinds Schoß,
Segnen es mit leisem Kusse,
Daß es werde brav und groß.

Wo, ob eines bösen Kindes,
Sie die Mutter weinen sehn,
Müssen, voller Schmerz und Wehmut,
Traurig sie vorübergehn.

Dürfen keine Gaben spenden,
Leer und öde bleibt's im Haus,
Keine Festeslieder schallen
Jubelnd in die Welt hinaus.

O, so wollen wir doch alle
Folgsam, fromm und artig sein,
Daß die guten Eltern beide
Allezeit sich unf'rer freun.

Segne uns, o lieber Jesu,
Nimm, wie einst die Kinderlein,
Uns ans Herz voll treuer Liebe,
Laß uns stets Dein eigen sein.

II.

Auch zu singen nach der Mel.: „Wer hat die schönsten Schäfchen".

Ich kenn' ein kleines Bäumchen,
So frisch, so grün und kraus,
Das trägt ein lichter Engel
Gar bald in unser Haus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hält es still verborgen,
Damit es niemand sieht,
Bis daß am Christnachtsabend
Der Sonne Gold verglüht.

Wenn dann die Glocken läuten
Die heil'ge Weihnacht ein,
Dann dürfen wir uns alle
Des schönen Bäumchens freu'n.

Es glänzt und strahlt und schimmert
In farbenreicher Pracht,
Und seine Kerzen leuchten
Weit durch die stille Nacht.

Wir steh'n in sel'ger Freude
Bei all dem Glanz und Schein
Und danken für das alles
Dem lieben Christkindlein.

O herrlich-süßes Bäumchen,
Wie sehn' ich mich nach Dir,
O brächte doch ein Engel
Dich leise auch zu mir.

H. A.

III.

Auch für Gesang geeignet nach der Mel.: „Morgen Kinder wird's was geben".

Endlich ist die Zeit verronnen,
Die vom schönsten Fest uns trennt,
Und es ist der Tag gekommen,
Den ein jeder freudig nennt.
Jubelnd tönt es weit und breit:
Sei willkommen, Weihnachtszeit!

Weiche, weiße Flocken wirbeln
In der eis'gen Winterluft;
Unser Stübchen glänzt und funkelt,
Ist erfüllt von Tannenduft.
Welch ein Schimmer, welche Pracht!
Sei gegrüßt, Du heil'ge Nacht!

Hab' auch Dank für alles Schöne,
Das Du heute uns gebracht;
Für das wundernette Püppchen,
Das mir dort entgegenlacht.
Sei bedankt, o heil'ger Christ,
Daß Du zu uns kommen bist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bring' doch auch in niedre Hütten
Eitel Glanz und Kerzenschein,
Lasse auch die armen Kinder
Heut von Herzen glücklich sein.
Daß ihr Dank ein Jauchzen ist:
Halleluja, heil'ger Christ!

Fr.

IV.

Es tönt durch stille Winternacht
Ein Klingen und ein Läuten,
Sag' an, sag' an, o Menschenkind,
Was soll der Klang bedeuten?

Es kam des Jahres schönste Zeit,
Drum klingen froh die Glocken,
Und Kinderstimmen schallen d'rein
Mit Jauchzen und Frohlocken.

Mit Jauchzen und Frohlocken kommt
Auch Euer Kind gesprungen,
Auch ihm ist Weihnachtsglockenschall
Tief, tief ins Herz gedrungen.

Hat Dankbarkeit und Lieb' geweckt,
Die drin verborgen schliefen;
Der Weihnachtskerzen heller Schein
Sie wach zum Leben riefen.

Und zu den Lippen drängt herauf
Des Herzens frohe Kunde,
Verschmähet, teure Eltern, nicht
Den Dank aus Kindesmunde.

Nehmt freundlich dies Gedichtchen auf,
Ich kann nichts Bess'res geben,
Einst will ich danken mit der Tat
Euch durch ein ganzes Leben.

Anna Hillmar.

Weihnachtslieder.

Geeignet zum Aufsagen für drei Geschwister.

I.

Hell glänzen die Lichter am Baum,
Es läuten die Weihnachtsglocken.
Vom drückenden Alltagstraum
Erwacht die Welt mit Frohlocken.
Und himmelwärts tönet dem Ewigen Dank,
Des Arm uns so väterlich liebend umschlang.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Dunkelheit irrte die Welt
Auf unwirtlich dornigen Steigen,
Da erstrahlte am Himmelsgezelt
Ein Stern, ihr die Pfade zu zeigen.
Des Liebesgestirnes hell leuchtende Macht,
Wie hat es das Dunkel zu Schanden gemacht!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Der einstens gestrahlet, der Stern,
So hell über Bethlehems Hütte
Die ewige Liebe des Herrn,
Sie leuchtet noch heut unserm Schritte.
Sie lenkt und beschirmt auch der Meinigen Glück,
Drum heb' ich voll Dankes gen Himmel den Blick:
Ehre sei Gott in der Höhe!

O lösche, Du Leuchte, nicht aus,
O strahle uns Frieden und Segen
Und rüstigen Sinn in das Haus.
Und schirme auf all ihren Wegen
Die Eltern, die teuer vor allen mir sind,
Daß jubelnd ich rufe, ein glückliches Kind:
„Ehre sei Gott in der Höhe!"

II.

„Fried' auf Erden!" Engel sangen's
Einstens in der heil'gen Nacht.
„Fried' auf Erden!" tönt noch heute
Fort der heil'gen Weise Macht.
Jubelnd klingt's durch alle Lande,
Wenn die Zeit der Weihnacht naht,
Schweigen muß nun Streit und Hassen,
Denn die Liebe wird zur Tat.

Lichtbestrahlte Tannenzweige
Schauen auf des Friedens Bild,
Jedes Herz ist nur von Wünschen
Für der andern Wohl erfüllt.
Aus dem dunklen Grün der Zweige
Flüstert eine Mahnung leis:
„Kinder, seht der Eltern Liebe,
Sucht zu danken ihr mit Fleiß!"

Ja, nicht ungehört verhallen
Soll der Tanne Mahnungswort,
Rastlos fleißig will ich streben,
Will ich lernen fort und fort.
Beten will ich, daß des Himmels
Frieden unser Haus bescheint,
Daß noch oft die Weihnachtskerzen
Uns hier schau'n, in Glück vereint!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III.

Wie vom Baum die Lichtlein funkeln,
Glänzt vom Himmel Stern bei Stern,
Strahlen heut' auch alle Augen
Am Geburtstag unſ'res Herrn!
Und er ſchickt uns heute allen,
Groß und Klein, ein Wohlgefallen!

Will ihn drum auch doppelt lieben,
Immer tun, wie er gebeut,
Nimmer meine Eltern kränken,
Die ſo gut zu aller Zeit,
Leben ſtets den Menſchen allen —
Groß und Klein — zum Wohlgefallen! F. Gebhardt.

Die Kinder bei Überreichung ihrer Arbeiten.

Du ſchöne, frohe Weihnachtszeit
Sollſt uns willkommen ſein!
Bei allen Menſchen weit und breit
Kehr' heut mit Gaben ein.

Uns Kindern bringe, was das Herz
Schon lange hat begehrt.
Soldaten, Püppchen, Spiel und Scherz
Sei heute uns beſchert.

Und wir? wir geben voller Luſt,
Was wir für Euch gemacht
Und rufen laut aus tiefſter Bruſt:
„Willkommen, heil'ge Nacht!" P. W.

Weihnachtsverschen für die Eltern.

Heut grüßt Euch, liebe Eltern, ſchon
Mit Freuden Euer kleiner Sohn
Und bringt Euch dieſes Sträußchen hier.
Kommt nun das Chriſtkind auch zu m i r?

Eliſabeth Kolbe.

Der Großmama zu Weihnachten.

Großmamachen, denke Dir:
Heil'ger Chriſt ſteht vor der Tür,
Will das kleine Hänschen ſehn
Und die gold'nen Lichter ſchön.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fragte, ob er beten kann,
Wohl auch schon, der kleine Mann,
Und ich sagte: Christkind, ja,
Bete stets für Großmama! Elisabeth Kolbe.

Weihnachtsgruß für die Eltern.

Der heil'ge Christ ist wieder da,
Er kommt mit seinen Gaben;
Das kleine Lenchen möchte ja
Viel Schönes von ihm haben.

Es will auch recht hübsch artig sein,
Euch immer Freude machen.
Nun bitt' ich Euch: Laßt mich herein,
Laßt mir das Bäumchen lachen! Elisabeth Kolbe.

Weihnachtsgedicht.

Von einem kleinen Mädchen bei Überreichung einer Handarbeit an die Eltern zu sprechen.

Wieder kommt das Christkind heut,
Bringt uns frohe Weihnachtszeit,
Wieder strahlt im kleinsten Raum
Der geschmückte Tannenbaum.

Weihnacht, welch ein schönes Wort,
Freude schafft's an jedem Ort;
In Palast und Hütte schlägt
Jedes Herz heut froh bewegt.

Auch das meine klopft schon lang,
Horchte auf der Glocke Klang,
Die auch uns verheißungsvoll
Freude heut erschließen soll.

Doch am lieben Weihnachtsfest
Ist gewiß das Allerbest',
Daß man nicht empfängt allein;
Jedes kann auch Geber sein.

So nehmt freundlich auch von mir
Diese kleine Gabe hier,
Die Euch freud'gen Herzens heut
Euer kleines Mädchen beut. C. B.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dem Vater

mit einem Paar selbstgestrickter Strümpfe.

Mein liebes, gutes Väterchen,
Wie gäb ich Dir so gerne
Doch alles, was Du Dir erflehst
Und hielt das Weh Dir ferne!

Einst gab's wohl Feen ohne Zahl,
Die jeden Wunsch erfüllten,
Und immer, wenn der Mensch in Not,
Schnell ihre Macht enthüllten.

Ich weiß, auch Du hast oft Verdruß,
Hast Sorgen hin und wieder,
Da wär's wohl schön, schlüg' eine Fee
Sie samt und sonders nieder!

Doch da wir nicht mehr in der Zeit
Der Feen und der Elfen,
So laß von Deinem Töchterchen
Dir „auf die Strümpfe helfen".

Alix Treu.

Die Weihnachtspost.

(Ob man den himmlischen Postillon herausstaffieren will, steht im Belieben der Einzelnen. Hauptsache ist der reich geschmückte Handschlitten oder Wagen, auf welchem zierlich verpackt, der Kinder Gaben für die Eltern aufzuladen sind.)

Mel.: Tra-ri-ra, der Winter, der ist da.

Tra! Ri! Ra!
Die Weihnachtspost ist da.
Ob es draußen friert und schneit,
Sie kam noch zu rechter Zeit.
Tra! Ri! Ra!
Die Weihnachtspost ist da.

Deklamation.

Geladen hab' ich überschwer,
Kaum faßt die Last der Schlitten.
Geschäft'ge Kinder eilten her
Mit Betteln und mit Bitten:

„Nimm mit, nimm mit, Herr Postillon!
Lad' ab in unserm Stübchen."
Wohin? Woher? „Du kennst uns schon.
Von Mägdlein grüß' und Bübchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gib Acht, daß alles richtig sei,
Verlier' nichts im Getriebe.
Sag', Arbeit wäre viel dabei,
Doch noch mehr Lust und Liebe."

(Teilt die Gaben aus.)

Die Botschaft wäre nun bestellt,
Kein Abtrag wird genommen!
Ich fahre weiter durch die Welt,
Von wo ich hergekommen.

(Abfahrend mit Gesang.)

Tra! Ri! Ra!
Die Weihnachtspost ist da.
Ob es draußen friert und schneit,
Sie kam noch zu rechter Zeit.
Tra! Ri! Ra!
Die Weihnachtspost ist da! A. N.

Eine ernste Sylvester-Aufführung.*)

Das alte Jahr

(in graue Gewänder gehüllt, kommt gebückt und müde hereingeschlichen).

Die Weihnachtsklänge sind verhallt,
Nun heißt es Abschied nehmen;
Ich armes Jahr bin müd' und alt
Und schleich daher, — ein Schemen!
Ich hab' mein Werk getreu vollbracht,
Nun sink' ich hin in finstre Nacht! —

Einst grüßtet Ihr mit Jubelton
Mich an des Lebens Pforte,
Und gabt, — so klein ich war — doch schon
Mir tausend gute Worte,
Damit ich Glück und Heiterkeit
Euch spenden möchte allezeit.

Ob ich Euch gab, was Ihr erhofft?
Wer wollte das ergründen!
Ihr selbst verdarbt es Euch ja oft
Durch Bitternis und Sünden.
Ich aber zog, wie Gott befahl,
Rastlos dahin durch's Erdental.

*) Aus „Der neue Hauspoet", von Gertrud Triepel. (Alix Treu.) Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und da ich nun am Ziele heut,
Laßt auch mein Gutes gelten,
Mischt in der Glocken Festgeläut
Nicht unzufried'nes Schelten;
Laßt Dank für Freude und für Pein
Des Abschiedswortes Losung sein!

O schaut nur einmal recht zurück
In die verfloss'nen Stunden,
Wie manches Körnchen reines Glück
Habt Ihr darin gefunden,
Das jetzt erst kommt zum vollen Wert,
Da es Erinn'rung hold verklärt!

Ihr seid beisammen, seid vereint
An dieses Jahres Wende,
Des Friedens goldne Sonne scheint,
Und froh regt Ihr die Hände.
Wie viele stehen heut allein
Voll Tränen an der Gräber Reih'n.

So schütz' Euch ferner, wie bisher
Der Herr mit Vatergüte; —
Der Abschied macht das Herz mir schwer,
(macht eine segnende Gebärde)
O daß Euch Gott behüte!
(zögernd und abgerissen sprechend)

Lebt wohl, — lebt wohl — die Glocke hallt
(draußen schlägt es zwölf)
Mein Sterbelied — — bin müd' und alt! — —
(schleicht hinaus und herein stürmt:)

Das neue Jahr

(ein ganz junges, blondes Mädchen, in rosigen, leichten Gewändern, Blumen im Haar, ein Füllhorn in der Hand).

Seid gegrüßt vom neuen Jahre
Erdenkinder allesamt,
Dem im goldgelockten Haare
Noch der Schein des Himmels flammt.
Heil und Glück und reichen Segen
Biet ich Euch als ersten Gruß,
Freude blüh' auf Euren Wegen,
Und kein Stein verletz' den Fuß!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O wie schaut Ihr voll Verlangen
Auf mich junges Götterkind,
Dem die blühendfrischen Wangen
Noch voll Schmelz und Purpur sind.
Alle streckt Ihr Eure Hände
Bittend, flehend nach mir aus,
Daß ich Glück und Licht Euch spende
In das düstre Erdenhaus.

Aber ach, nicht immer flecht' ich
Rosen Euch wohl um das Haupt,
Denn ich bin ja nicht allmächtig,
Wie vertrauensvoll Ihr glaubt;
Gott hat mir den Weg gewiesen,
Den ich gehen muß und soll, —
Bring' ich Glück, sei Er gepriesen,
Ihm gebührt des Dankes Zoll.

Aber hört, was er mir sagte,
Als ich Abschied von Ihm nahm,
Aus dem Paradies mich wagte
Und zu Euch herniederkam:
„Geh' nun" — sprach Er — „hin zur Erde,
„Du mein liebes, neues Jahr,
„Und der Welt zum Segen werde
„Deine Herrschaft immerdar!

„Künde meinen Erdenkindern,
„Daß mein Liebesborn noch quillt,
„Daß ich Not und Weh zu lindern
„Noch wie eh'mals bin gewillt.
„Lehr' die Menschheit wahren Frieden,
„Lehre sie Empfänglichkeit
„Für die Freuden, die hinieden
„Du für jeden hast bereit.

„Lehre sie mit Dank empfangen
„Auch die Schmerzen, die Du bringst,
„Wenn Du mit erblaßten Wangen
„Dornen um das Haupt ihr schlingst!
„Lehr' sie glauben, lieben, hoffen,
„Was auch immer ihr Geschick,
„Dann nur bleibt das Herz ihr offen,
„Hell und ungetrübt der Blick." — —

So sprach Gott in seiner Milde,
Und ich hab's getreu bestellt
Eh' ich durch die Eisgefilde
Einzieh in die laute Welt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frieden, Freude in der Runde,
Sie bezeichnen meinen Schritt,
Und als Schönste in dem Bunde
Bring' ich Euch — die Hoffnung mit! — Gertrud Triepel.

Des neuen Jahres Einzug.

Wenn die zwölf Glockenschläge verhallt sind und das lauteste „Prosit" vorüber ist, hört man im Nebenzimmer Musik und Gesang.

Personen: Das neue Jahr, Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Mel.: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Ein Jahr ist schnell dahingeschwunden,
Ein Jahr, und kommt nicht mehr zurück.
Es brachte viele Sorgenstunden,
Es brachte unverhofftes Glück.
So manche Lust, die wir empfangen,
Hat höher unsre Brust geschwellt,
Und ist das Leid mit uns gegangen:
Im Wechsel ist der Lauf der Welt.

Wir sahen ohne Scheidetränen
Das alte Jahr zur Rüste gehn,
Und wollen nun im neuen Wähnen
Dem neuen Jahr entgegensehn.
Ob dunkel unsre Wege bleiben,
Ob hell darauf die Sonne fällt,
Wir wollen tief ins Herz uns schreiben:
Im Wechsel ist der Lauf der Welt.

Die Musik geht in eine heitere Tanzweise über; das neue Jahr, möglichst prächtig gekleidet, tritt herein; es hält ein Füllhorn voll Blüten und kleiner Gaben, die es verschwenderisch den Anwesenden zuwirft.

Das neue Jahr (spricht heiter):

Gott zum Gruß! Ja, das heißt Leben,
Wenn man so im Frohsinn tollt
Und dem süßen Saft der Reben
Seine volle Achtung zollt.
Immer lustig! Immer weiter!
Grau in Grau gibt trüben Ton.
Ist das Angesicht erst heiter,
Ist die Schwermut bald entfloh'n.
Ja, das lob' ich, daß mit Wachen
Meine Ankunft Ihr begrüßt,
Ja, das lieb' ich, daß mit Lachen
Ihr mich in die Arme schließt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dankbar will ich mich bezeigen,
Und in meiner Tage Flieh'n
Soll sich nie der Schmerz Euch neigen,
Glück, nur Glück soll Euch erblüh'n.
Doch des Kronos liebste Kinder
Steh'n schon harrend vor der Tür —
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Tretet ein und huldigt mir.

Vier junge Mädchen, jedes im Kostüm seiner Jahreszeit — grün, rot, gelb, weiß — tanzen herein und neigen sich huldigend vor dem neuen Jahr, das zu größerem Effekt auf einem goldbronzierten Sessel Platz nimmt.

Der Lenz:

Ich will Dir dienen, Herr,
Mit Saaten und mit Grün,
Und unter meiner Herrschaft soll
Die weite Wiese blüh'n.
Die Vöglein will ich locken
Mit Flimmer fern und nah,
Und jubeln soll die ganze Welt:
Der Lenz, der Lenz ist da!

Die Musik spielt ein Frühlingslied mit klarer Melodie, etwa: Die linden Lüfte sind erwacht; die Jahreszeiten drehen sich im Kreis nach dem Takte.

Der Sommer:

Ich will Dir dienen, Herr,
Mit duft'ger Rosenpracht,
Daß unter meinem Szepter lind
Der weite Garten lacht.
Die Menschen will ich locken
Zu freien Bergeshöh'n,
Und jubeln soll die ganze Welt:
Wie ist der Sommer schön!

Die Musik spielt ein Wanderlied, etwa: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Die vier Mädchen fassen sich paarweise unter und marschieren nach der Musik.

Der Herbst:

Ich will Dir dienen, Herr,
Mit Garben reich und schwer.
Auf mein Gebot der Acker gibt
Die gold'ne Ernte her.
Die Herzen will ich locken
Zu dankendem Tribut,
Und singen soll die ganze Welt:
Der Herbst, der Herbst ist gut!

Die Musik spielt ein Herbstlied. Die Mädchen tanzen paarweise und schließen mit einem frohen Jauchzer, gleichwie beim Erntefeste.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Winter:

Ich will Dir dienen, Herr,
Mit Flocken weich und lind,
Und unter meinem Segen soll
Sich freuen jedes Kind.
Die Seele will ich locken,
Daß sie sich Gott erschließt,
Und jubeln soll die ganze Welt:
Heil Winter, sei gegrüßt!

Die Musik spielt ein Weihnachtslied. Die Jahreszeiten knieen mit gefalteten Händen andächtig nieder.

Das neue Jahr (zur Gesellschaft gewendet):

Was die Getreuen Euch verhießen:
Ein Lenz, so jung und blütenhehr,
Ein Sommer, da die Rosen sprießen,
Ein Herbst, von gold'nen Garben schwer,

Das alles wird sich Euch erfüllen,
Das alles wird gewiß geschehn,
Mehr aber darf ich nicht enthüllen
Von meiner Zukunft dunklem Wehn.
Ich danke Euch, daß Ihr mit Wachen
Froh meiner Ankunft nahmet wahr,
Und immer sollt Ihr glücklich lachen
Durchs ganze Jahr, durchs ganze Jahr.

Die Musik spielt einen Marsch und, die letzten Blüten spendend, zieht das neue Jahr, gefolgt von seinen Begleitern, hinaus.

Olavia.

Sylvester-Gruß.

von 2 kleinen Kindern gesprochen.

I. (im weißen Kleid oder Kittel, mit Tannengrün benäht).

Hell tönen die Glocken in stiller Nacht
Noch einmal zum Jahresschluß,
Von ihrem Klingen bin ich erwacht
Und bring Euch den letzten Gruß,
Und meinen Wunsch, daß ein Weihnachtsfest,
So fröhlich, wie dieses war,
Der liebe Gott uns erleben läßt
Auch gnädig im nächsten Jahr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II. (im rosa Kleid mit einem Strauß Frühlingsblüten).

Das neue Jahr schickt mich herein,
Mich und die Frühlingsblüten,
Und läßt Euch sagen: Sonnenschein
Will bringen es für Groß und Klein,
Und treu wills uns behüten. Alix Treu.

Für die lieben Eltern zum neuen Jahr.

I.

Das neue Jahr, das ist erwacht,
Wie bin ich doch so reich bedacht
Durch Gottes Vatergüte.
Ich hab' ein liebes Elternpaar,
Dem bring' ich heut' mein Wünschen dar
Aus freudigem Gemüte.

Den lieben Gott, den bitte ich:
O führe Du doch gnädiglich
Die teuren Eltern beide,
Und gib, daß fromm und brav und wahr
Ich sei in diesem neuen Jahr,
Und alle Unart meide. Anna Hillmar.

II.

Wohl alle Kinder eilen
Heut' zu den Eltern hin,
Und bringen fromme Wünsche
Mit treuem Kindersinn.

Wohl manch Gebetlein schwingt sich
Heut zu des Himmels Höhn,
Um für die lieben Eltern
Viel Segen zu erfleh'n.

Doch keiner all der Wünsche,
Wie zierlich sie und fein,
Kann herzlicher und wahrer
Als wie der meine sein.

„Gott gib den guten Eltern
Doch recht viel Freude hier,
Und laß gesund und glücklich
Sie lange noch bei mir." Max Ernst Lausch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III.

Vorüber ist das alte Jahr
Mit allen seinen Sorgen,
Es leuchtet freundlich, hell und klar
Ein froher Neujahrsmorgen.

Ein Engel schaut ins Fensterlein,
Vom lieben Gott gesendet,
Und ruft: „Nun sollt Ihr glücklich sein,
All Leid hat sich gewendet!"

Das neue Jahr bringt neue Lust
Und neues Leben wieder,
Und in der freuderfüllten Brust
Erwachen frohe Lieder.

Auch Ihr, auch Ihr sollt glücklich sein,
Gott mag mein Fleh'n erhören,
Und Euch, geliebte Eltern mein,
Ein frohes Jahr bescheren!

IV.

So still ists heut im ganzen Land,
So feierfroh und klar,
Denn wiederum zur Welt gesandt
Hat Gott ein neues Jahr.

Drum klingt der Gruß, den wir Euch weih'n,
Auch doppelt hell hinaus:
Gott laß Euch immer glücklich sein
Und schütze Hof und Haus.

Er lasse Euch im neuen Jahr
Der Freuden viel erblüh'n,
Und krön' mit Segen immerdar
Euch Arbeit und Bemüh'n.

Er schenke Euch ein fröhlich Herz
Und allzeit festen Mut,
Behüte Euch vor allem Schmerz
Und mach' u n s fromm und gut!

V.

Es kam im Glanz der Sterne
Das neue Jahr gegangen,
Weit liegen in der Ferne
So viele, die vergangen.
Was hält das neue verborgen?
Das steht in Gottes Hut!
Wir lassen den Vater sorgen,
Dann wirds gewißlich gut.

O. Wildermuth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI.

Willkommen, liebes neues Jahr!
Was wirst Du uns bescheiden?
Wirds Regen oder Sonnenschein,
Sinds Schmerzen oder Freuden?

O brächt'st Du meinen Eltern nur
Das schönste Los auf Erden,
Hoch solltest Du am letzten Tag
Von mir gepriesen werden.

Läßt mir der liebe, gute Gott
Nur sie, die Teuren, leben,
So kann er mir im ganzen Jahr
Fürwahr nichts Schönres geben. Dieter.

Der Großmutter zu Neujahr.

Ich bin ein kleiner Herzensdieb
Und habe Dich so innig lieb,
Drum will ich jetzt der erste sein,
Der Dich begrüßt, Großmütterlein.

Weil heut' das liebe Neujahr ist,
Und Du so lieb und freundlich bist,
So bitte ich den lieben Gott,
Daß er Dir hilft in aller Not.

Daß er Dir schenkt zu jeder Zeit
Gesundheit, Glück und Fröhlichkeit,
Daß er Dich segne für und für,
Großmütterlein, das wünsch' ich Dir! E. Kolbe.

Dem Großvater zu Neujahr.

Daß Gottes Güte
Dich stets behüte,
Und daß sein Segen
Auf allen Wegen
Im neuen Jahr
Und immerdar
Dich treu geleite,
Das wünsch' ich heute
Aus Herzensgrund. B. Harth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neujahrswünsche für die ganz Kleinen.

I.

Das ist mein Wunsch,
Den bring' ich dar:
Gott segne Euch
Im neuen Jahr.

II.

Mein Herzchen klopft, und jeder Schlag
Wünscht Glück Euch heut am Neujahrstag;
Wär' nur das Lernen nicht so schwer,
Dann sagt' ich gern Euch selbst was her.

III.

Weil ich kein Geld zum Kaufen habe,
Bring' ich mich selbst als Neujahrsgabe,
Mit meinem Herzchen fromm und rein
Und wünsche: Ihr sollt glücklich sein!

IV.

Am Neujahrsmorgen kommt ganz geschwind,
Um Glück zu wünschen auch Euer Kind,
Ein Blumenstöckchen bringt's Euch daher
Und sagt ganz heimlich: „Ich lieb' Euch so sehr!
Will durch Gehorsam Euch stets erfreu'n
Und auch im Leben Euch Blumen streu'n."

V.

Heut' bitt' auch ich den lieben Gott,
Daß er vor Kummer und vor Not
Die Eltern mir behüte.
Sie sorgen für mich Tag und Nacht,
Sind stets nur auf mein Wohl bedacht,
Und stets voll Lieb' und Güte.

Und wär' mein Leben noch so lang,
Und noch so heiß des Herzens Dank,
Nie könnt' ich das vergelten;
Drum, was ich selber nicht vermag,
Will ich erflehen Tag für Tag
Für Euch vom Herrn der Welten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI.

Nun ist es da, das neue Jahr,
Wo alle gratulieren,
Drum laßt auch mich im Sonntagskleid
Zu Euch hereinspazieren.

Die Hände falt' ich, wie es Brauch,
Eh' ich mein Verschen sage,
Und das verheißt Euch Sonnenschein
Und lauter frohe Tage.

Das spricht von Ärmchen, die Euch zwei
Umschlingen lieb und linde,
Von einem roten Küssemund
Und — einem artigen Kinde!

Alix Treu.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Spiel und Sport.

Nach langen, schweren Bemühungen vaterländischer Männer, die einsahen, was unserem Volke not war, und mit Wort und Tat für ihre Erkenntnis eintraten, hat sich endlich im größten Teil unseres Volkes die Überzeugung Bahn gebrochen, daß der Einzelne wie die Gesamtheit nicht bestehen kann, wenn bloß die Arbeit zu ihrem Recht kommt und nicht auch die Erholung. Gewiß, über unserem Leben steht in ehernen Buchstaben das harte „Laboremus"; das köstlichste Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, ja, es war nur köstlich, weil es Mühe und Arbeit war. Wer wollte an dieser uralten Wahrheit drehen und deuteln! Aber es ist ebenso alte Weisheit, daß der Mensch nur fähig ist zu angestrengter Arbeit, wenn er seinem Körper und Geist täglich die nötige Ausspannung gönnt. Eine unverständige Zeit (es war die nach dem vernichtenden 30jährigen Kriege, diesem entsetzlichsten aller Unglücksfälle, die unser Volk betroffen haben) wollte nichts wissen von körperlicher Übung, nichts vom Schwimmen und Laufen, vom Klettern und Fechten, vom Reiten und Turnen — weder für die Jugend, noch für die Erwachsenen, denn das seien unnützliche Dinge, die dem Geist nicht vorwärts hülfen. Jetzt aber ist durch wissenschaftliche Untersuchungen und durch Erfahrungen hinlänglich festgestellt, wie notwendig der Arbeit gegenüber das Spiel ist. Darum jetzt überall Spielvereine, Turnbünde, Sportklubs in schwerer Menge. Auch die Schule ist Gott sei Dank klug genug geworden, die körperlichen Erholungsübungen in ihre Unterrichtsfächer aufzunehmen, und sie macht die besten Erfahrungen damit. Aber man pflegt heutzutage nicht nur die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesundheitlich so wichtigen Bewegungsspiele (Turnen und Sport in ihnen einbegriffen), sondern auch das Interesse für geistige und körperliche Unterhaltung außerhalb der pflichtmäßigen Arbeitszeit ist wieder erwacht. So ist unser Leben aus seiner ernsten und drückenden Einseitigkeit zu einer erfreulichen Mannigfaltigkeit herausgeschritten.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, eine erschöpfende Aufzählung und Beschreibung der jetzt bekannten und gepflegten Spiele zu geben, vielmehr sollen nur Richtlinien abgesteckt und auf besonders Wertvolles aufmerksam gemacht werden.

Die deutsche Schule, wie die der meisten Kulturvölker Europas, hat seit geraumer Zeit das Turnen und in Verbindung mit ihm das Spiel in den Lehrplan eingefügt. Es gibt nun manche Leute, die behaupten, der Körperpflege sei damit Genüge geschehen. Wer genauer zusieht, wird erkennen, daß diese Ansicht unhaltbar ist. Schon von früher Jugend an, in einem Alter, das wohl eigentlich noch nicht für den strengen, anspruchsvollen Schulbetrieb geeignet ist, werden unsere Kinder gezwungen, stundenlang still zu sitzen, angespannt dem Wort des Lehrers zu folgen, fernliegende Dinge zu treiben, in mühseliger Hausarbeit sich für die mühselige Schularbeit vorzubereiten. Die geistige Anstrengung, welche von „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" gefordert wird, läuft neben der Kindheit her, geleitet das heranwachsende Alter und endet kaum mit dem Verlassen der Schule. Was wollen diesen harten Anstrengungen gegenüber die wenigen Stunden bedeuten, die der Körperübung und damit der Erfrischung des ganzen Menschen von der Schule gewidmet sind! Sie reichen bei weitem nicht aus, und darum muß das Haus nach Kräften dafür sorgen, daß die geistige Überlastung nicht nur durch kräftige Nahrung, durch Ruhe und sonstige gesundheitliche Notwendigkeiten, sondern auch durch reichliche Körperbewegung wieder aufgehoben wird. Der Bewegungstrieb ist dem Menschen angeboren, und besonders das Kind muß sich viel bewegen, wenn seine Organe sich ordentlich entwickeln sollen. Man blicke nur auf die Höfe unserer Schulen: kaum ist die Unterrichtsstunde zu Ende, so tummelt sich unter Lärmen und Schreien das kleine Volk, Knaben wie Mädchen, im allegro vivacissimo auf dem Platz, laufend, springend, kämpfend. Die Kinder, die keinen Trieb zur Bewegung haben, sind krank oder verkehrt erzogen, in jedem Fall bemitleidenswerte Geschöpfe. Im Hause suche man keineswegs die Freude an der Bewegung einzudämmen, im Gegenteil: sie muß gefördert werden, so sehr es möglich ist. Am besten gestellt sind die Kinder des Landes, denen in Garten, Wiese und Feld unbeschränkter Raum für ihr Spielen und Turnen und zugleich die beste Luft zur Verfügung steht; ihnen weiten sich im Lauf die Lungen, ihnen werden Sehnen und Gelenke geschmeidig im Sprung über Gräben und Hecken, ihnen stärkt sich die Muskel im Kampf und im Klettern an den Bäumen des Waldes, ihnen schärft sich das Auge und festigt sich die Hand im Wurf. Anders die Jugend der Stadt, zumal der Großstadt. Durch Mangel an Raum auf kleine Plätze beschränkt, von den Straßen durch den Verkehr verdrängt, eingeengt von den hohen Mauern der Häuser, haben sie bedeutend ungünstigere Bedingungen zur gesundheitlichen Entwickelung. Ihnen muß das Haus ganz besonders viel Gelegenheit zur Ausübung des Bewegungstriebes, zur Stärkung des Körpers geben.

Stehen und Gehen sind die beiden grundlegenden Formen der Körperhaltung und Körperbewegung, welche das Kind sich in frühster Jugend aneignet. Wenn die sorgsame Mutterhand darüber gewacht hat, daß des Kindes rastlose Bemühungen zum Erfolg führen, wenn Stehen und Gehen geübt sind, sodaß sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keine Schwierigkeit mehr machen, folgt sofort das Laufen. Wer sich über die Bedeutung des Stehens und Gehens, des Laufens und Springens, des Werfens, Ringens und Kletterns unterrichten will, den verweise ich auf die „Neue Turnschule" von Jäger, auf „Turnen und Jugendspiele" von Wickenhagen und auf die Arbeiten des Dr. med. Schmidt-Bonn. Es ist unbestritten für den Gesamtkörper, für sein Wachstum, seine Stärkung, seine Schmeidigung das beste: denn alle Organe werden durch ihn angestrengt, zu erhöhter Tätigkeit gezwungen und dadurch gefördert. „Gehen und Laufen, vor allem das letztere ist zugleich das Hauptmittel überhaupt für die Wachstumsentwickelung und für die Herstellung jener gang- und laufschickigen Körperverhältnisse. Keine inneren Teile werden durch die Trittbeutelung so unmittelbar ergriffen und geschult und sind so dankbar dafür, wie Herz, Lunge, Magen" (Jäger). Schon in zartem Alter beginnen die Kleinen einander im Laufe zu „haschen". Es ist das einfachste aller Laufspiele und doch eins der besten: denn sowohl der „Haschemann", wie man in Mitteldeutschland sagt, wie der Fliehende, setzen alle ihre Kräfte ein. Der „schwarze Mann", das „Kauerhaschen" (man entgeht dem Gefangenwerden durch ein schleuniges Zusammenkauern), „Schneidezeck" (Durchschneidern), wo die übrigen durch Dazwischenlaufen den Fänger von dem Gejagten abziehen — und der Fänger muß nach jedem „Durchschneidenden" haschen —, „Jäger", der sich in jedem Geschlagenen einen Mitfänger schafft, „Urbär" (der Urbär fängt einen, der nur Hand in Hand mit ihm jagen darf ꝛc.), sind überall bekannt und geliebt. Sie bieten durchweg den großen Vorteil, daß nicht nur zwei (Fänger und Fliehender) in Bewegung gebracht werden, sondern die ganze Spielschar. Gerade von diesem Standpunkt aus taugen „Kämmerchen vermieten", „Der Plumpsack geht rum", „Katze und Maus", „Böckchen, Böckchen schiele nicht" (= Fangschon) und „Schlaglaufen" (einer läuft zur Gegenpartei, schlägt einen und eilt, verfolgt von diesem in sein „Mal" zurück; erreicht er es ungeschlagen, so hat er den Gegner für seine Partei gewonnen, andernfalls muß er hinüber) weniger, denn sie beschäftigen nicht immer alle. Für Größere, auch für Erwachsene taugt die „Schnitzeljagd", die des Interessanten viel bietet, denn hier heißt es nicht nur schnell laufen, sondern auch alle Vorteile der Gegend, Wald, Graben, Hügel, Busch benutzen können, um sich trotz den ausgestreuten Schnitzeln vor den Feinden unsichtbar zu machen. „Drittenabschlagen" gilt manchem der Turnschriftsteller für ein recht kindliches Spiel, aber ich weiß aus eigener Erfahrung, wie leidenschaftlich wir es als Studenten und noch viel später gespielt haben. Es ist wohl dasjenige von allen Laufspielen, das die größte Geistesgegenwart und die schnellste Sammlung erfordert. Man darf es nur nicht so langweilig spielen, wie manche tun, die den Häscher nicht durch den Kreis lassen. Erst wenn er überallhin darf, wird es lebhaft und interessant. Es empfiehlt sich ferner dadurch, daß es nur geringen Platz und geringe Teilnehmerzahl verlangt: man kann ja aus dem „Drittenabschlagen" ganz gut ein „Zweitenabschlagen" machen. Wenn andererseits eine große Spielerschar vorhanden ist, so schicke man zwei oder mehr Häscher aus, vor denen ebensoviele fliehen müssen: dann erst wird man völlig einsehen, was das Spiel an Leben, Aufmerksamkeit und Schnelligkeit verlangt. Nur ist dann besonders zu beachten, daß der Fliehende sich nicht dahin stellen darf, wo bereits 3 stehen: tut er es, so gilt er als gefangen. Die Krone unserer deutschen Laufspiele ist das „Barlaufen" (wohl = „Barre laufen", vielleicht französisch-ritterlichen Ursprungs, aber schon seit hunderten von Jahren rein deutsch geworden), das sich für Leute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedes Lebensalters vortrefflich eignet. Wir haben es als Kinder gespielt, unterwiesen von unserem Vater, der es von der Klosterschule Roßleben her kannte, und wir haben es als Studenten, Gymnasiallehrer und Direktoren, wenn auch nicht mit der gleichen Schnelligkeit, so doch der gleichen Begeisterung gespielt und spielen es noch. Sollte es jemandem unbekannt sein, so möge hier eine kurze Beschreibung folgen.

Es stehen sich in ihren Malen, die durch Furchen auf dem Boden bezeichnet sind, zwei Parteien gegenüber. Von a läuft einer aus, um b zu reizen, einer von b jagt a nach Hause (denn immer darf der später Ausgelaufene dem früher Ausgelaufenen nachjagen oder schlagen), ein neuer von a wieder den von b ꝛc., bis irgend einer geschlagen ist: das wird mit lautem Halt angezeigt, alles muß in das Mal zurück, der Geschlagene aber wird etwa 3 Schritt von dem Mal der siegreichen Partei als Gefangener aufgestellt; das Spiel beginnt dann von neuem. Der Gefangene ist erlöst, wenn einer von seiner Partei ihn mit der Hand berührt, ohne von den Gegnern geschlagen zu werden. Diejenige Partei hat ein Spiel gewonnen, die zuerst 3 Gefangene hat. Hier kommt es, ebenso wie bei dem Drittenabschlagen, auf Schnelligkeit des Entschlusses, Schärfe der Aufmerksamkeit, Fertigkeit im Lauf an, aber noch eins muß der gute Spieler besitzen: einen großen Überblick, weil nicht der Einzelne, sondern die ganze feindliche Partei auf ihn lauert, ihn jagen wird. Wie spannend das Ganze, wie wechselnd das Bild von Augenblick zu Augenblick, indem der eben noch Gejagte durch einen Schritt in das eigene Mal wieder zum Angreifer wird, und wie herrlich, wenn dicht vor dem feindlichen Mal und mitten aus dem Schwarm der teils angreifenden, teils flüchtenden Feinde der Verfolgte durch kräftigen Schlag herausgeholt wird! Es braucht allerdings Platz und gewöhnlich auch, weil leicht Streit entsteht über das Früher- oder Späterauslaufen, einen Richter, aber dafür kann es von wenigen Teilnehmern gespielt werden.

Man sollte alle diese Spiele den Kindern früh zeigen und lieb machen, damit sie auch später Wohlgefallen daran haben und nicht etwa, wie so mancher blasierte Primaner der Großstadt im erhabenen Gefühl seiner Würde, mit Spott auf derlei Dinge herabschauen. Nichts wird in dem Kind mehr Lust für das Spiel erwecken, als wenn es seine älteren Geschwister und vor allem die Eltern mitspielen sieht. Dann wird das Jauchzen noch einmal so fröhlich, und wird gar der allmächtige Vater einmal überlistet und gefangen, so ist des Jubels kein Ende. Der kann sich aber sagen, daß er an der Gesundheit seiner Kinder ein gutes Werk getan hat. Auch auf Spazierwegen sollte man dem Laufen der Kinder sein Recht lassen. Sie sind ja wirklich oft den jungen Hunden ähnlich, die in ungebändigter Lebenskraft ihren Herrn umkreisen und den Weg nicht einmal, sondern sechsmal und öfter zurücklegen. Es ist nicht nötig, daß man immer das würdige Mittelmaß des gewöhnlichen Schrittes einhält: zwar die meisten Menschen machen erstaunte und spöttische Augen, wenn sie einen Mann laufen sehen und gar mit Kindern im Spiel oder bloß zur Übung für Lunge und Herz im Laufschritt und Laufmarsch (Wechsel zwischen Lauf und schnellem Gang)! Man muß sich nichts daraus machen. Einst hat man den Radler auch mit Spott angeschaut, und heute radeln Könige! Gerade der Mann, der doch in unserem sitzenden Jahrhundert den größten Teil des Tages an den Schreibtisch gebannt ist, kann die Bewegung des Laufens gut gebrauchen, wie auch jede andere körperliche Übung. Noch herrscht bei den Erwachsenen eine gewisse Scheu davor: es wäre wünschenswert, daß nicht nur Lehrer und Offiziere liefen, sprängen, rängen, sondern auch die Geistlichen, die Juristen, die Ärzte, alle Erwach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

senen, denen es durch ihren Beruf notgedrungen an Bewegung fehlt. Anderswo spielen Premierminister ihr Golf (Balfour z. B.) u. a: unser Volk sollte sich solche Beispiele zum Muster nehmen.

Wo es am rechten Platz für den Lauf fehlt, tut man gut, sich wenigstens durch Springen dafür schadlos zu halten. „Der Sprung ist nicht ausschließlich eine Leistung des Fußes und Beines, sondern ebenso gehört er als Schleuderung der gesamten Leibeslast dem Griff und Wurf zu, schult Arme, Rumpf und Kopf nicht weniger als die Beine. Und alles beherrschend, lenkt den sprunggespannten wie springenden, wie niederspringenden Körper der freie Geist in Auge und Blick." (Vgl. Vollert, Zeitschr. f. Turnen und Jugendspiel, 1897, S. 225.) So ist auch der Sprung eine von den natürlichen Übungen, die für den Gesamtkörper unentbehrlich sind. Gerade so wenig wie der Lauf, der vom Hause gepflegt wird, in unsinnige und schädliche Wettrennerei auszuarten braucht, ebenso wenig soll der Sprung über ein vernünftiges Maß hinausgehen, sei es, daß er als Schrittsprung oder als Schlußsprung geübt wird. Der Sprung, zumal der über feste Gegenstände, über Wassergräben, Pfützen und dergl. stellt, wie das Ringen, nicht unbeträchtliche Anforderungen an den Mut: er ist darum doppelt zu empfehlen, zumal er auch so gut wie keine besonderen Vorbereitungen verlangt. Wenn sämtliche Laufspiele gleichmäßig gut von Knaben wie Mädchen ausgeführt werden können und sollen, so muß bei dem Springen das weibliche Geschlecht mit Rücksicht auf seinen Körperbau Vorsicht üben, zumal die größeren Sprünge in die Weite wie in die Tiefe sind zu unterlassen.

Bei den Griechen galt als die höchste aller leiblichen Übungen das Ringen, daher sie denn auch ihr Turnhaus und ihren Turnplatz Palästra, d. h. Ringanstalt, nannten. „Gewiß ist von allen körperlichen Übungen das Ringen die alleranstrengendste und am meisten den Gesamtkörper stählende, hier wird in der gewaltigen Umklammerung der Arme, in der heißesten Anspannung der Kraft unbarmherzig all das Fett eingeschmolzen, das etwa zu kräftige Ernährung oder faule Untätigkeit am Körper angesetzt hat, und wer einmal ordentlich gerungen hat mit einem ebenbürtigen oder stärkeren Gegner, der weiß, daß kaum ein einziger Muskel, kaum ein einziges Gelenk ungedrückt, ungestrafft, ungerenkt bleibt. So wird das Ringen wohl die beste Massage sein gegen jede Art Rheumatismus, Gicht, Blutstockungen, Verdauungsstörungen ꝛc., zugleich aber auch das beste Bildungsmittel für die wahre Schönheit des Manneskörpers, wie wir sie trefflichst ausgearbeitet in der unvergänglichen Herrlichkeit der griechischen Standbilder finden." „Und nicht gering ist der sittliche Wert des Ringens anzuschlagen. Wenn der löbliche Wetteifer um den schnellsten Lauf, den höchsten Sprung, weitesten Schritt ꝛc. den besten Einfluß auf die Raffung und Straffung des inneren Menschen hatte, wenn in ihnen, wie schon in der Gemeinübung des Marschierens kameradschaftlicher Sinn erwuchs, so verlangt das Ringen alles dieses in erhöhtem Maße und, weil es an und für sich das Naturkind zur heißesten Wut entflammt, eine Selbstbeherrschung, ein Verzichten auf alle hinterlistige Tücke, ein ehrliches Anerkennen gegnerischer Tüchtigkeit oder gar Überlegenheit, ein Überwinden der Gereiztheit über erlittene Niederlage wie übermütiger Verhöhnung des Besiegten, daß keine andere Turnübung auch hierin ihm gleichkommt" (Vollert a. a. O.). Unsere kleinen und großen Kinder treiben es ohne jede Anleitung: ob wohl ein Zusammensein von Knaben je ohne Kampf verlaufen kann? Kaum! Da schaut der kriegerische Sinn unseres Volkes heraus, der Gott sei Dank trotz aller sogenannten „ethischen" Bemühungen ihm bis heute erhalten geblieben ist. Zimperliche Mütter vergießen wohl Tränen und klagen ach und weh, wenn sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehen, wie die Jungen sich balgen und manchmal dabei gar hart zuhauen: sie handeln töricht und sehen nicht ein, daß auch diese Art der Kraftäußerung naturgeboten und notwendig ist. Es wäre viel besser, sie unterstützten diesen Kampftrieb und brächten durch vernünftige Weisungen auch die Mädchen dahin, daß sie bei ihren Zwistigkeiten statt sich die Haare gegenseitig auszuraufen und sich zu kratzen, lieber sich ordentlich faßten und dadurch zugleich ihre wenig geübte Kraft stärkten.

Zugleich Lauf- und Ringspiele sind „Räuber und Husaren" und das alte Jahnsche „Ritter und Bürger", wo in rechter Nachahmung des Krieges Späher die Stellung des Feindes auskunden, wo gelaufen und gekämpft wird, wo Gefangene gemacht und befreit werden, wo Burgwarte und Hauptleute Festung und Stadt mit Besatzungen verteidigen. Zu ihnen sind größere Flächen und mehr Spieler nötig; das ebenfalls hierher gehörige „Kettenreißen" (einer sucht die Arme einer Schar zu durchbrechen) und das „Tauziehen" sind nach beiden Richtungen hin anspruchslos und ebenso das „Tragspiel", in welchem auf den Schultern getragene Reiter sich gegenseitig herabzureißen versuchen u. a. m.

In das Gebiet des Werfens gehören die meisten Ballspiele, welche (außerhalb der Schule) sich wohl von allen Spielen der weitesten Verbreitung erfreuen. Über ihren Wert ist soviel geschrieben worden, daß ich mich besonderer Auslassungen wohl enthalten kann, nur möchte ich sie ganz besonders (mit Ausnahme etlicher nur für Knaben geeigneter) für die Mädchen empfehlen, weil sie zumeist den Körper biegsam, das Auge scharf und den Arm gelenkig machen. Um von der großen Mannigfaltigkeit der Ballspiele eine Anschauung zu geben, will ich folgende Namen nennen: Zweiball, Wanderball, Preisball, Bogenwurfball, Radball, Königsball, Ballraten, Nützenball, Dreiball, Kreisschlagball, Eckball, Federball, Schützenball, Vierball, Sauball, Turmball, Jagdball, Schleuderball, Grenzball, Schlagball (mit und ohne Einschenker), Ball mit Freistätten, Tamburinball, Torball (Cricket), Netzball (Lawn-Tennis), Fußball. Die Aufzählung ist nicht erschöpfend, aber genügend, wie ich meine. Wer mehr wissen will, der möge nachlesen bei Eitner, „Die Jugendspiele" (Leipzig, Voigtländer) oder bei Kohlrausch und Marten, „Turnspiele" (Hannover) oder bei Lion und Wortmann, „Katechismus der Bewegungsspiele" (Leipzig) oder bei Gutsmuts, „Spiele", herausgegeben von Lion (Hof); eingehende Behandlung der einzelnen Ballspiele findet man in den Spielregeln des Technischen Ausschusses im Zentral-Ausschuß für Volks- und Jugendspiele (Leipzig, Voigtländers Verlag) und in den Schriften, die bei Wickenhagen, „Turnen und Jugendspiele", S. 73, abgedruckt sind. Es soll hier auch keine Beschreibung irgend eines Spieles gegeben werden: die Mehrzahl ist ja allgemein bekannt, zumal die meistbegünstigten: Fußball, Netzball, Schlagball. Selbstverständlich ist, entsprechend unserer Sondersucht, fast jedes dieser Spiele von einem hundertfach verschiedenen Regelwerk umrankt, jeder kleine Verein hat sich seine Satzungen selber gemacht und spielt stolz nach Krähwinkler Art. Da ist es ein rechter Segen, daß der oben erwähnte Technische Ausschuß in kleinen billigen Heften die Regeln zusammenstellt; es wird so eine Einheit angebahnt, langsam zwar, aber doch sichtbar.

Sehr zu beklagen ist, daß unsere neuzeitliche Spielbewegung ganz besonders in den Ballspielen gleich von Anfang an so stark von England beeinflußt worden ist, als ob wir Deutsche nicht selber genug und übergenug Spiele hätten, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedes englische völlig überflüssig machen können. Aber da wurde von allen möglichen Seiten immer wieder auf die Spielpflege und ihre großen Erfolge für Körperkraft und Willensbildung bei den Engländern hingewiesen, daß schließlich eine völlige Verwirrung der Begriffe eintrat und man meinte, ohne Lawn-Tennis, Tricket und vor allem Foot-Ball nicht glücklich werden zu können. So haben wir denn in Haus und Schule, unter Vornehm und Gering Lawn-Tennis- und Fußballklubs in Menge, jene mehr in den höheren Schichten, diese hauptsächlich unten verbreitet, wo man derbere Kost braucht und nicht die teureren Gegenstände des Netzballs sich anschaffen mag. Mit den Spielen flogen die englischen Bezeichnungen über den Kanal, und seitdem zählt der biedere Sachse gerade so wie der zurückhaltende Bremer die goals, die Bälle, die out, waren, die forwards, die half-backs usw. Durch Englands Einfluß, das alle Spiele mit Aufwand und großen Zurüstungen treibt, ist auch in unser deutsches Spiel recht viel unnötig Sportmäßiges und Albernes hineingekommen, was man mit Bedauern erkennen kann nicht nur in der hanswurstmäßigen Kleidung und dem törichten Gebahren der Spieler, die so auftreten, als ruhe auf dem Zustandekommen oder Ausgang ihrer Spiele das Schicksal Europas, sondern auch in der Verwendung teurer Geräte, die völlig unnötig sind und dergl. Wenn nun wenigstens das, was die Engländer uns gebracht haben, so wunderbar gut wäre! Aber das ist es ja gar nicht. Ich will gegen den Netzball (Lawn-Tennis) nichts sagen, obwohl er mir für ein so simples Spiel, wie er doch ist, viel zu viel Vorbereitungen zu fordern scheint: denn er ist ein ganz gutes Unterhaltungsmittel für beide Geschlechter, ähnlich dem Federball, der in früheren Zeiten seine Stelle einnahm, und ohne allzuviel Anstrengung bringt er den Körper in wohltuende Bewegung, gerade wie der Tamburinball, von welchem nachher die Rede sein wird. Aber der Fußball! Da laufen Jungen und Erwachsene hinter einem Ball drein, nach welchem sie bald stark, bald schwach treten! Wie lange Zeit hat der Mensch gebraucht, um sich das Treten, den „Hundstritt" sagte der leider verstorbene Prof. Planck in Stuttgart, abzugewöhnen, seine Beine und Füße anständig zu gebrauchen, und jetzt im 20. Jahrhundert wird er künstlich auf das Treten wieder eingelernt, das gewiß eine der häßlichsten Bewegungen des menschlichen Körpers ist. Kein Wunder, daß, wie mir schon geklagt worden ist, die Jungen, die den Fußballtritt sich recht ordentlich angeeignet haben, ihn auch im sonstigen Kampf gegen ihre Kameraden anwenden! Kein Wunder, daß im Fußballspiel selber — ganz besonders, wenn es mit Aufnehmen des Balles geht — allerhand Roheiten vorkommen, die auch von den Verehrern des Spiels nicht geleugnet werden können. Ich stimme ganz mit dem obengenannten Prof. Planck überein, der das vielgerühmte Spiel eine Fußlümmelei nannte, und wünsche von Herzen, wir wären es wieder los — samt allen handicaps, crews, paces, grooms, samt start, race und record.

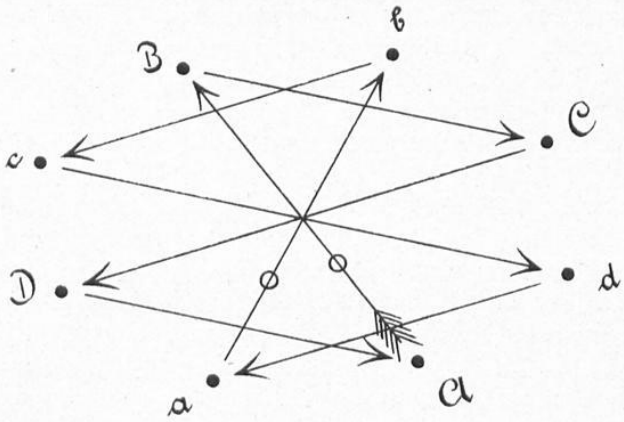
Bei weitem das schönste Ballspiel ist nach meinem Dafürhalten unser Schlagball (mit oder ohne Einschenker), das trotz seiner Einfachheit von den Teilnehmern viel Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Aufmerksamkeit verlangt. Wir haben als Kinder uns zu Zeiten täglich mit ihm beschäftigt, ohne Überdruß zu spüren, und unseren Kindern ist er heute noch eine Quelle höchster Lust. Für ihn das folgende Beispiel, das entnommen ist aus „134 Spiele im Freien" von E. Lausch (Wittenberg, Herrose) S. 87. „Die Male an den Enden des Spielplatzes sind durch Steine gekenn-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeichnet. Wo der Ball geschlagen wird, ist das Schlagmal, am anderen Ende das Laufmal. Ein anderes Laufmal (das erste zum Auslaufen) befindet sich außerdem noch 5—6 Schritt seitwärts vom Schlagmal. Wir nehmen in folgender Beschreibung 8 Spieler an: A, B, C, D der Partei I und a, b, c, d der Partei II angehörig. Partei I soll zunächst am Schlagen sein. Es stellen sich nun A, B, C, D am Schlag- oder Innenmale auf. A sei zuerst am Schlagen und a von Partei II sei Einschenker. A schlägt einmal, trifft er nicht, so stellt er sich an die Ablaufstelle und B kommt an die Reihe. Trifft auch dieser und ebenso dann auch C nicht, so stellen sich beide ebenfalls an das Auslaufmal. D kommt nun an die Reihe und hat 3 Schläge frei; trifft er den Ball mit einem derselben, so laufen A, B, C möglichst getrennt voneinander, im schnellsten Lauf nach dem Außenmal, während je nach dem Fall des Balles b, c oder d, die sich rechts oder links der Bahnlinie verteilt aufgestellt haben, denselben aus der Luft aufzufangen suchen. Gelingt dies, so ist Partei II am Schlagen, und zwar der Fänger der zuerst Schlagende. Gelingt es aber nicht, den Ball so zu fangen, so müssen doch b, c und d möglichst rasch dem auf dem Erdboden rollenden Ball entgegen- oder nacheilen, ihn ergreifen und einen der Laufenden A, B, C noch vor dem Mal zu treffen suchen. Wird einer derselben getroffen, so kommt die Partei II ebenfalls ans Schlagen; wird aber keiner getroffen, so eilen A, B, C vom Laufmale, ohne sich hier aufzuhalten, nach dem Innenmale, wo sie der Reihe nach wieder zum Schlagen gelangen und das Spiel wie vorher seinen Fortgang nimmt. — Treibt bei der anfänglichen Tour des Schlagens auch D mit keinem seiner 3 Schläge den Ball fort, so ist die Partei I des Schlagens verlustig, verteilt sich auf der Bahnlinie und Partei II übernimmt das Schlagen" ꝛc.

Nun noch ein Wort über den Tamburinball, der auch ausländisches (italienisches) Gewächs ist, sich aber bei uns vom Süden her schnell eingebürgert hat. Man hat ihn neuerdings Trumball genannt, mit welchem Recht, ist mir nicht klar (etwa Trum = Trommel, weil das Tamburin eine halbe Trommel ist?). Der federnde kleine Ball wird mit der obern Seite des Tamburins in die Höhe oder die Weite geschlagen und mit derselben Seite wieder aufgefangen. Es lassen sich mancherlei Spielarten hierbei anwenden, z. B. einfaches Hochschlagen durch die eine und Auffangen und Zurückschlagen durch die andere Partei, wobei der Ball einmal auf den Boden fallen und von dort zurückgeschlagen werden darf. Mißglücktes Zurückschlagen gilt als Fehler, gelungenes als Punkt. Eine bestimmte Anzahl von Punkten bringt den Sieg. Oder mit Anwendung der Regeln des Grenzballes, wo es darauf ankommt, vorrückend den Gegner aus seinem Mal (Grenze) zu treiben, indem der Ball über dieses Mal hinausgeschlagen wird. Man kann es auch völlig nach den Regeln des Lawn-Tennis spielen — mit und ohne Netz. Die Münchener Spielweise und die Grazer sind noch schwieriger (s. über das ganze Spiel Wickenhagen in Velhagen und Klasings Jugendbibliothek Bd. IV, S. 105 ff.). Eigenartig hat Prof. Holle-Bremerhaven das Spiel gestaltet, indem er nicht nur reigenartige Bewegungen zusammengestellt hat, während deren der Ball immer von einem zum andern in geregelter Folge geschlagen und von diesem gefangen und weitergeschlagen werden muß, sondern auch ein Parteispiel dadurch herbeigeführt hat, daß die Mitglieder der einen Partei abwechselnd neben denen der anderen stehen und sich je einen Ball gegenseitig zuschlagen, der auf seinen Kreuzwegen zurückgeschlagen wird. Der Weg der Bälle sei hier veranschaulicht:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Die Partei hat gewonnen, die zuerst den 7. zurückkehrenden Ball zählt. Im Gegensatz zur Grazer Spielweise, bei der es gilt, der Gegenpartei innerhalb der Spielgrenzen einen möglichst ungünstigen Ball zu liefern, muß bei der Bremerhavener Spielweise dem Mitspieler ein möglichst guter Ball gebracht und von diesem rasch und sicher weitergeschlagen werden. Besonderen Reiz und viel Abwechselung bekommt das Spiel durch die Möglichkeit, den Ball der Gegenpartei abzufangen und dadurch, daß er in das abgegrenzte Mittelfeld geschlagen wird, außer Spiel zu setzen. Vergl. hierzu die Abhandlung des Prof. Holle, „Das Trumballspiel" in „Junge Mädchen" VII, (Velhagen und Klasing).



Tamburin-Reigenspiel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Tamburinball eignet sich wegen seiner ruhigeren, aber ununterbrochenen Bewegung namentlich für Ältere gut, die Jugend will mit Recht schärfere Anspannung der Kräfte.

Unter die große Abteilung des Werfens wären ferner einzuordnen das Schneeballen, das herrliche, gesunde, das namentlich in der Gestalt der Schlacht, eines Werfens vieler gegen viele, zu den allerbesten Vergnügungen der Kinder und Erwachsenen gehört, ferner der Stein- und Lanzenwurf in die Höhe, Weite und nach dem Ziel, das Schleudern, das Reifenspiel, das sich abwechs-



Bremer Reifturnier.

lungsreich gestalten läßt, das Kegeln, namentlich mit unbefestigter Kugel auf langer Bahn, die hübschen Boccia und Croquet, das Eisbosseln, das Spiel der Friesen in den Marschen Nordwestdeutschlands, welches den Arm und Gesamtkörper gewaltig stärkt, weil die nicht ganz leichte Kugel möglichst weit über das Eis geschleudert werden muß, das Armbrustschießen nach der Scheibe und schließlich das interessante Schleudern des Bumerangs, jener australischen Waffe (die allerdings G. Freytag als „Holzkeule" schon für die Urgermanen in Anspruch nimmt, s. Ingo), die, wenn richtig geworfen, sich plötzlich in der Luft dreht und zu dem Schützen zurücksaust. Alle die genannten Spiele und Übungen lassen sich als Einzel- wie als Parteispiel verwenden. —

Wer in der glücklichen Lage ist, an seinem Haus einen Garten zu haben, der sollte nicht verfehlen, für sich und die Seinen auch etliche Turngeräte aufstellen zu lassen, namentlich Reck, mit dem mühelos die Schaukelringe zu verbinden sind, und Barren, vielleicht auch einen Rundlauf. Es ist für Knaben wie Mädchen in gleicher Weise gesund, am Reck, den Ringen und dem Rundlauf sich zu strecken und am Barren den sicheren Stütz zu erlernen: gerade diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Hantelübungen.



Freiübungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Stabübungen I.



Stabübungen II.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geräte sind es, die die Muskulatur der Arme, der Brust, des Rückens am meisten kräftigen. Sie werden schon in der Schule verwendet, und darum erübrigt sich hier ein Eingehen auf sie. Aber eins muß ich doch im Vorübergehen erwähnen, nämlich die Tatsache, daß der Turnunterricht unserer Mädchen vielfach im Argen liegt. Häufig spielt die Turnlehrerin oder der Turnlehrer nur die Rolle eines Tanzmeisters, nicht eines ernsten Lehrers, dessen Aufgabe doch ist, durch Kraftanstrengung Kraftvermehrung herbeizuführen: da wird getrippelt, geschritten, gewippt, gezwirbelt, gehopst mit und ohne Musik, Reigen werden eingeübt unter unsäglicher Zeitvergeudung, auch wohl mal gespielt, aber die eigentliche Muskelstärkung, welche Stab und Hantel, Reck und Barren, Leiter und Ringe und dergl. bringen, wird garnicht ins Auge gefaßt, während doch unser weibliches Geschlecht es gar so nötig hätte, ganz besonders zur Gesundheit und Kraft herangebildet zu werden! Immer noch herrscht so oft die alberne Anschauung, als ob bei ihnen alles nur von dem Gesichtspunkt der Schönheit, der Ästhetik zu beurteilen wäre, während doch die wahre Schönheit überhaupt nur aus und mit der gesunden Kraft erwachsen kann! Hier also muß das Haus nachhelfen! Steht kein Garten zu Gebote, so wird sich doch irgendwo im Hause ein Platz finden, wo wenigstens die Schaukelringe anzubringen wären oder eine Stange für Klimmzüge! Jeder, der turnt und geturnt hat, weiß, wie anders nach der Muskelanstrengung die Lunge atmet, das Herz schlägt, und welch wohliges Gefühl den ganzen Körper durchströmt. Ist aber auch das unmöglich, so schaffe man sich wenigstens Hanteln und Stab (Eisenstab) in das Haus: beides sind vorzügliche und höchst einfache Muskelstärker, mit welchen die Kinder sehr gern turnen. Welcher Triumph, wenn es dem Knaben gelungen ist, etwa ein Armbeugen und -Strecken mit der Belastung 100 Mal auszuführen! Es ist nicht nötig und auch nicht heilsam, wenn diese Geräte sonderlich schwer sind: leichtere und öftere Wiederholung wirkt besser.

Sogar ohne alle Geräte läßt sich im Zimmer ein erfolgreiches, körperstärkendes Turnen (Freiübungen) betreiben. Für manche Leute, deren Verhältnisse andere Arten der Körperbewegung unmöglich machen — leider gibt es, Dank unserer vielgerühmten „Kultur" solche Unglückliche —, sind sie geradezu unentbehrlich; denn der Körper braucht für sein Gedeihen die Bewegung nicht minder notwendig als Licht und Luft.

Die einfachen Übungen des Streckens, Schnellens, Stoßens, Beugens, Hebens, Senkens der Arme schaffen, wenn sie mit der nötigen Schneidigkeit ausgeführt werden, ein regeres Blutkreisen; bedeutend mehr strengen die Bewegungen der Beine an — selbstverständlich, denn sie tragen die ganze Last des Leibes: schon 20 oder 30 einfache Kniebeugen bewirken schnelleres Atmen, erhöhte Herztätigkeit, steigende Wärme, d. h. sie sind segensreich für den Organismus. Ich besinne mich, irgendwo den Ausspruch eines greisen Offiziers gelesen zu haben, der auf die Frage, wodurch er sich bis in sein hohes Alter seine erstaunliche Spannkraft der Glieder und Leichtigkeit der Bewegungen erhalten habe, antwortete: er habe von seinen jungen Jahren an ganz regelmäßig täglich 30 Kniebeugen gemacht, daher stamme die Geschmeidigkeit seiner Muskeln. Das Rumpfbeugen, zumal das vorwärts mit durchgedrückten (strammen) Knieen und geschwungenen Armen dehnt und streckt gewaltig einen großen Teil des Gesamtkörpers; es gehört ebenso zu den „Gipfelübungen" des Zimmerturnens, wie das Aufrichten des Oberkörpers aus der Rückenlage ohne Hilfe der Beine und Arme, das ein Prüfstein für die Kraft der Rücken- und Bauchmuskulatur ist. Ungemein erfrischend und heilsam für die Atmungsorgane sind die Lungenübungen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie sie von dem Sanitätsrat Niemeyer in seinem Büchlein „Die Lunge" vorgeschrieben sind. Im wesentlichen kommen sie darauf hinaus, daß man mit möglichst geradem, vielleicht sogar etwas zurückgebeugtem Oberkörper bei geschlossenem Munde so langsam und so tief als möglich am geöffneten Fenster die frische Luft einatmet und sie dann langsam wieder ausatmet. Die Arme werden dabei zuerst auf dem Rücken verschränkt, später wagerecht seitwärts ausgestreckt, schließlich, nämlich bei gesunden Lungen, über den Kopf gehoben. Auf diese Weise strömt die Luft auch in die entfernteste Lungenzelle, reinigt und erfrischt sie und beugt so Krankheiten vor. Es ist wunderbar, wie diese Atmungsübungen, regelmäßig fortgesetzt, in kurzer Zeit den Brustumfang erweitern und den ganzen Körper stärken. Ich kann sie aus eigner Erfahrung warm empfehlen.

Natürlich hat nicht nur dieses Lungenturnen, sondern überhaupt alles Zimmerturnen möglichst bei offenem Fenster zu geschehen.

Zu dem Zimmerturnen gehört eine nicht unbeträchtliche Willenskraft. In der Gemeinschaft anderer überwindet man die körperliche Anstrengung viel leichter als in der Einsamkeit, wo man nur allzu leicht geneigt ist, sich selber nachzugeben. Es heißt auch hier tapfer sein, sich überwinden.

Wie die Bewegungsmöglichkeiten bei dem Turnen überhaupt außerordentlich groß sind, so gibt es auch für das Zimmerturnen eine Fülle von Übungen, teils einfachen, teils zusammengesetzten, die auch nur anzudeuten uns zu weit führen würde. Wer sich über die Zimmergymnastik unterrichten will, der möge das Buch von Schreber, „Ärztliche Zimmergymnastik", zur Hand nehmen, meines Wissens das erste, das sich mit diesem Gegenstand systematisch beschäftigt hat, oder das von Angerstein und Eckler, „Hausgymnastik für Gesunde und Kranke" und von denselben Verfassern „Hausgymnastik für Mädchen und Frauen".

Für einen gesunden und frischen Menschen gibt es kaum etwas schöneres, als das Schwimmen im Sommer und das Schlittschuhfahren im Winter. Der Schwimmer vertraut sich einem Element an, vor dem den meisten graut, er lernt sich kopfüber hineinstürzen, sich in ihm mit Sicherheit bewegen, über und unter dem Wasser, auf der Brust, der Seite, dem Rücken, lernt tauchen und Gegenstände vom Grunde holen, Ertrinkende retten und dergl. Im Wasser zeigt sich der Mut auf das hellste, aber es wird auch der gesamte Körper so bewegt und angestrengt, wie bei keiner anderen Übung: und darin ruht hauptsächlich sein gesundheitlicher Wert. Jedes Kind sollte schwimmen lernen! Wann werden wir erreichen, daß es in den Schulen zum pflichtmäßigen Fach wird?

„Ein Mensch, der Schlittschuhlaufen gelernt hat, hat sich ein wenig von den Ketten, die uns an die Scholle fesseln, gelöst; er hat etwas von dem Adler an sich, er kann fliegen, wenn auch nicht in die Höhe, so doch in die Weite. In diesem Gefühl der Leichtigkeit und Freiheit liegt der besondere Genuß des Schlittschuhlaufens. Aber in dem kräftigen Atmen, in dem gleichmäßigen Gebrauch der Glieder, in der Auffrischung des Blutes liegt der Gewinn des Schlittschuhlaufens" (M. Allihn, Velhagen und Klasing, Jugendbibliothek IV, S. 35). Das Schönste ist in Bogen sich vorwärts zu bewegen: wer das noch nicht kann, bemühe sich, es zu lernen; das Figurenschneiden (Dreien, lateinische E, Achten, Schlingen, Doppelschlingen ꝛc). kann erst beginnen, wenn man Rückwärtsfahren, Drehen auf einem Fuß, Übersetzen versteht, es macht aber, zumal auf beschränktem Raum, viel Freude. Wer weit fahren will, trage lange Schlittschuhe mit geraden Eisen, wer das Kunstfahren übt, bewegt sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besser auf leicht gerundeten Eisen. Die moderne Schlittschuhfabrikation liefert jede gewünschte Art in fast vollkommener Weise.

Sind wir mit dem Schwimmen und dem Schlittschuhlaufen unbemerkt zum Sport hinübergeglitten oder gehören sie mehr zum Spiel? Was ist überhaupt Sport? Ein mit besonderer Leidenschaft und Ausdauer getriebenes Vergnügen oder Spiel? Der Arbeiter, der frühmorgens auf dem Rad in seine Fabrik eilt, treibt gewiß keinen Sport, und der Gelehrte, der, um sich zu erholen, abends in die Natur hinausfährt, auch nicht. „Und doch ist das Radfahren ein Sport". Jawohl, wenn man es sportmäßig betreibt, d. h. zu seiner eigenen Freude gewisse, größere Leistungen erzwingt. Aber plagen wir uns nicht mit Definitionen, sondern sehen wir lieber zu, welche Arten des Sportes für das Haus, für den guten, gebildeten Mittelstand angebracht erscheinen.

Eben wurde das Radfahren erwähnt. Es ist ohne Zweifel die verbreitetste aller Sportarten, in Deutschland wenigstens. Und mit einem gewissen Recht. In schneller Bewegung saust man dahin durch das Land, und die Entfernungen, die dem Fußgänger groß erscheinen, schmelzen gar schnell zusammen. Wie klein werden die 7½ Kilometer der Meile für den Radler! Leistet der Wanderer im Dauermarsch am Tag seine 40 Kilometer (oder auch mehr), so erreicht der Radler ohne zu große Anstrengung 80, 100 und auch noch mehr. „Wald und Flur im schnellen Flug kaum gegrüßt, gemieden und vorbei wie Traumes Flug zog der Dörfer Frieden". Schade zwar, daß man fortwährend gezwungen ist, auf den Weg genau zu achten, und so von der durcheilten Gegend nicht viel sieht!

Der Radsport ist eine teure Sache: man kann für billiges Geld unmöglich gute Räder erwerben, schlechte aber verlangen soviel Ausbesserungen, daß man übel mit ihnen dran ist. Es ist unbedingt notwendig, daß jeder Radler sein Rößlein kennt: er muß es nicht nur von Staub und Regen reinigen, sondern auch ölen, nach schlechterem Wetter sogar mit Petroleum; er muß gelockerte Schrauben anziehen können, mit dem Gummireifen Bescheid wissen, auch wohl ihn einmal schnell auszubessern verstehen und dergl. Solche kleine, mechanische Fertigkeiten erwirbt man sich schnell bei gutem Willen. Der Werkzeugkasten muß auf alle Fahrten mitgenommen werden.

Auf dem einst gebräuchlichen Dreirad lernte man mühelos das Fahren, aber auch auf dem Zweirad wird der Mutige etwa in einer Viertelstunde sicher; das Schwere dabei, das Wagehalten (Balanzieren nennen es andere) ist sofort begriffen und ausgeführt: man muß nur wollen. Es ist anspornend und hübsch, wenn man sich mit Freunden im Wettfahren übt, aber, gerade wie bei allen Körperübungen, die den Ehrgeiz stacheln, dem Wettschwimmen, Wettrudern, Wettlaufen, muß man sich vor dem Zuviel sehr in Acht nehmen. Bei jedem Sportbetrieb liegt die Gefahr nahe, daß man sich übernimmt, besonders aber bei dem Radsport. Das Radeln hat einen sehr günstigen Einfluß auf den unteren Körper, stärkt die Beine und fördert die Unterleibstätigkeit, aber es strengt auch das Herz sehr an, und es ist nicht erst einmal vorgekommen, daß übertrieben schnelles Fahren die schlimmsten Herzkrankheiten, ja plötzlichen Tod zur Folge gehabt hat. Und auf noch eins muß hingewiesen werden: nur zu oft verführt das Radeln zu einer schlechten Haltung des Oberkörpers. Viele sitzen wie die Affen auf ihrem Rad, das Gesicht fast an den Knieen oder den Händen, schnaufend und keuchend! So wird die an und für sich schon häßliche Bewegung (namentlich bei den Frauen) noch häßlicher, aber auch lungenschädlich. Die Fabri-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kanten achten, bloß um der Schnelligkeit zu dienen, noch lange nicht genug auf einen gesundheitsgemäßen Bau ihrer Instrumente. Täten sie es, so hätten sie schon längst die Lenkstange (vielleicht das ganze Vorderteil) erhöht. Möchten doch hier die Ärzte und andere einsichtsvolle Leute endlich Wandel schaffen!

Das Radeln ist eine ganz moderne und praktische Kunst, nur möglich in unserem eisernen Zeitalter, dem Zeitalter der Maschine. Es ist ein recht demokratisches Ding und trägt auch in dieser Beziehung die Zeichen unseres Jahrhunderts an der Stirn. Wie ganz anders das Reiten! Das ist ein durchaus aristokratische Beschäftigung. Erhaben über die anderen Sterblichen thront der Reiter, und der Staub der Erde folgt wohl dem Hufschlag des Rosses, berührt ihn selber aber nicht. Ihn füllt das Bewußtsein des Ersten Kürassiers in Wallensteins Lager: „Ich will . . . . auf das Gehudel unter mir leicht herabschauen von meinem Tier," welchem allerdings der Erste Arkebusier die philisterhaften Worte entgegenwirft: „Lustiger freilich mag sich's haben über anderer Köpfe wegtraben".

Es scheint in der Urzeit bei den indogermanischen Völkern nicht bekannt gewesen zu sein, wenngleich das Pferd im wilden Zustand sich schon sehr früh auf Abbildungen findet. Von den Mongolen werden es die Arier gelernt haben: in der alten Zeit saß oder stand der Arier auf dem Wagen, auch in der Schlacht, der Mongole ritt. Daher denn auch durch die jahrtausendlange Gewöhnung der Unterschied in den Beinen der beiden Rassen: der Arier hat lange und gerade, zum Gehen, Laufen, Springen geeignete Beine, der Mongole kurze und krumme Reitbeine. Das muß sich der eifrige Reitsportler klar machen, daß auch heute fortgesetztes Reiten, d. h. tägliches und stundenlanges, die Schenkel krümmt, die Stellung der Füße nach innen dreht, das Gehen erschwert, zum „Latschen" verführt. So tragen die Gestalten unserer Jockeys, nicht selten auch die unserer Herrenreiter halb mongolisches Gepräge, d. h. sie sind nach unseren Begriffen außerordentlich häßlich. Aber das sind ja nur die Folgen übermäßigen Reitens: mit Maßen getrieben ist es eine der schönsten und gesündesten Sportarten. Nur selten wird irgendwo der Gesamtkörper, zumal der Unterleib, so durchschüttelt, durchbeutelt möchte ich sagen, und daher der schnellste Stoffwechsel herbeigeführt; zugleich aber zwingt es zum schnelleren Atmen, strengt Lunge und Herz an und bringt sie zu größeren Leistungen; besonders auch wirkt es auf eine gesundheitliche, gerade Haltung des Oberkörpers. Dabei muß der Reiter sein Tier stets scharf im Auge haben, zugleich auf den Weg angespannt merken: er ist so in mannigfacher Weise in Anspruch genommen.

Griechen und Römer haben es in der edlen Kunst nie weit gebracht. Wie fremd sie den Griechen eigentlich war, das bewiesen ihre Kentaurendarstellungen: Roß und Reiter in eins verschmolzen, das war der künstlerische Niederschlag des erschreckenden Eindrucks, den die nordischen Barbaren auf sie machten. Cäsar verwendet überall, wo er kann, germanische Reiter, weil die römischen nichts taugen: germanische Reiter erkämpfen ihm den Sieg in Gallien sowohl wie bei Pharsalus. Das Mittelalter entwickelt die Reitkunst zu hoher Vollkommenheit. Bald verbindet sich mit dem Ausdruck Reiter (Ritter) der Begriff des Höherstehenden, des Edelings. Ja, der Stallmeister, der Marschalk (Märe = Pferd, Schalk = Knecht), der in der lateinischen Form comes stabuli (Stallgraf) heißt, wird an den Höfen der Kaiser und Könige einer der obersten Beamten, und als Marschall oder französisch Connétable führt er für den König das Heer in der Schlacht. Das Turnier stellte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hohe Anforderungen an die Kraft und Fertigkeit des Einzelnen, aber als Turnier und Tjost durch friedlichere Spiele, namentlich die (gerittene) Quadrille verdrängt wird, da ist das Reiten erst recht eines von den Erfordernissen höfischer und adeliger Erziehung. In dem Aesopus von Wolgemut (1623) heißt es: „Wer geboren wird von hohen Leuten, lernt keine Kunst so wol als rheyten". Auch später gehört es zum guten Ton, reiten zu können. Die Studenten machen ihre Ausflüge zu Pferd, Geschäftsleute, Beamte, Gelehrte reiten. Goethe als junger Mann hoch zu Roß ist uns ein bekanntes und liebes Bild. Gellert hat seine täglichen Erholungswege auf einem sanften Gaul gemacht, und der berühmte Philologieprofessor Gottfried Hermann ritt in der Werthertracht, blauem Frack, gelben Hosen und hohen Stiefeln gar oft durch die Straßen Leipzigs. In der neuen Zeit haben zwar Eisenbahn und Rad das Pferd als Beförderungsmittel bei Seite geschoben, dafür ist aber mit dem steigenden Wohlstand der Reitsport eigentlich erst recht erwachsen. Auch die kleinen Städte haben ihre Reitschulen, in den größeren fehlen nirgends Rennplätze und Rennställe, und die Zeitungen haben zumeist ihre ständigen Berichte über Wettrennen. Leider sind auch in der Pferdezucht und ebenso im Reiten, am meisten aber in den Dingen, die zum Wettrennen gehören, ein großer Teil der Ausdrücke fremdländischen Ursprungs. Früher brachte uns Frankreich, Italien und Spanien das Fremde (Pirouette, Passade, Kapriole, Ballotade und dergl.), jetzt ist England, das in der Pferdezucht augenblicklich wohl obenan steht, an ihre Stelle getreten (Derby, Handicap, Steeplechase, Jockey, Groom ꝛc).

Die Arten des Reitens sind mancherlei: mit und ohne Steigbügel, mit und ohne Sattel, mit und ohne Gebiß, man unterscheidet das Schul- oder Zirkusreiten, das Soldaten- oder Campagnereiten, das Rennen oder Jagdreiten. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, hier weiter in das Einzelne einzugehen: wer sich unterrichten will, greife zu v. Heydebrand, „Handbuch des Reitsports" oder Graf Wrangel, „Das Buch vom Pferde." Nur noch eins. Es ist deutlich, daß der der beste Reiter ist, der zur Leitung seines Tieres die wenigsten Hilfsmittel braucht. Wie die alten Germanen ohne Sattel ritten, darum den Sattelreiter verachteten und gegen jede noch so große Anzahl von solchen unbedenklich ansprengten, so sind die schweifenden Völker der Wüste und Steppe, Araber, Beduinen, Tataren, Berber, Indianer, alle noch nicht durch die Kultur angekränkelt, als Reiter den Abendländern allen stets überlegen. Aber sie widmen ihren Pferden auch mehr Zeit und mehr Liebe als jene. Dem Araber ist sein edles Roß, dessen Ahnen er durch Jahrhunderte zu nennen weiß, nicht bloß das dienende Tier, sondern sein treuer Genosse, ja sein Freund. Darum schlägt er es auch nicht und braucht es nicht zu spornen: es gehorcht schon seinem leisen Wort und dem zartesten Schenkeldruck. Lernten doch auch wir Christen, wir hochgebildeten Leute, endlich mit den Pferden menschlich umzugehen. Beseitigte man doch das Peitschen, das Spornen, das übermäßige Belasten, das grausame Coupieren (Abschneiden der Schwanzwurzel), die Dauerritte und ähnliche Schändlichkeiten! Das Haus muß anfangen, schon dem Kinde mildere Sitten einzuprägen. Alle Kreatur seufzt nach Erlösung, auch nach der Erlösung aus dem harten Joch der Menschen. Wem schon in der frühen Jugend die Liebe zu dem Tier in das Herz gepflanzt ist, dem wird die Mißhandlung auch der Pferde ein Greuel sein, und er wird, soviel er kann, ihr Los zu erleichtern suchen.

Das Naturgemäße ist immer das beste: so steht auch das W a n d e r n, das Dauergehen, unvergleichlich höher als das Radeln und Reiten. Nicht nur weil ich da ein rechter Freiherr bin, unabhängig von jedem Instrument und Tier, weil ich in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Landschaft jeden Naturgenuß haben kann auch während der Bewegung, sondern weil es die einzelnen Organe meines Körpers vortrefflich schult und damit für den gesamten Menschen von unvergleichlichem Wert ist. Die glücklichen Bewohner bergiger Gegenden werden schon durch die Natur selber hingewiesen auf das Wandern: hier lockt der Berg zum Steigen, hier der Wald in all seiner Herrlichkeit, seiner stillen Majestät, seinem Würzduft, seinem merkwürdigen Leben zum Schweifen, hier das liebliche Tal zur Erholung, hier die Klippe zum Klettern, der Bach zum Springen, die Matte zum Lagern. Wer möchte in soviel Schönheit nicht den Staub des Lebens abschütteln, wem sich nicht der Fuß beflügeln in freudigem Hochgefühl, wem nicht das dankbare Herz überströmen im jauchzenden Lied! Wer gar einmal in die wunderbare Welt des Hochgebirges einen Blick getan, in diese Ruhe, die der Menschen Getreibe nicht erreicht, diese unberührte Reinheit der Farben, diese gewaltige Kühnheit der Berglinien, den wird es zeitlebens wieder zu ihnen ziehen — zum Bewundern, zum Wandern und zum Steigen. Man sagt neuerdings, auch die Ebene, die Haide, das Tiefland hätten ihre großen Schönheiten, und eine ganze Menge von Leuten, Dichter und Maler, darunter bedeutende, bemühen sich, uns das deutlich zu machen: gewiß haben sie Recht; für den, der zu sehen versteht, ist es überall schön, ist überall gut wandern. Freilich darf man nur nicht vergleichen wollen! Mir wiegt ein Blick von der Wartburg, eine Wanderung im Taunus, ein Tag am Achensee alle die Reize der Ebene zehnfach auf. Und ich glaube, es wäre sehr gut, wenn alle die Flachlandleute, die es möglich machen können, jedes Jahr wenigstens einmal in die Berge gingen, dort wieder mit stark gebeugtem Knie hinauf und hinab zu steigen und in der Gebirgsluft sich Kopf und Brust gesund zu baden, an den Höhen sich selber zu erheben.

„Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen"; ja, aber auch i n der Sonne! Wie segensreich die Wirkung des prallen Strahles, der unbarmherzig das überflüssige Fett einschmilzt, die zu reichliche Feuchtigkeit austrocknet und dadurch jene siccitas (Trockenheit), die Vorstufe aller Abhärtung, herbeiführt, die schon das Altertum wohl zu würdigen wußte!

In reicher Fülle erklingt das Lob des Wanderers aus dem Munde unserer Dichter, sie alle haben den Segen, der von ihm ausgeht, am eigenen Leib gefühlt. Auf zum Wandern! „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt, muß rosten", „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust, da weht Gottes Odem so frisch durch die Brust" und „Mag lauern und trauern wer will hinter Mauern: ich fahr' in die Welt".

Aus dem Gebiet des Wassersportes möchte ich das R u d e r n hervorheben (das S e g e l n als Herrensport und weil ohne besonderen gesundheitlichen Wert übergehe ich, soviel Reiz es auch für den Liebhaber haben mag). Für Arm-, Brust- und Rückenmuskulatur ist es von außerordentlicher Bedeutung, die Rennboote mit ihren Rollsitzen bieten auch den Beinen höchst gesunde Bewegung. Dazu stärkt es den Mut, macht besonnen, lehrt genauste Aufmerksamkeit und macht uns ebenso sicher a u f dem Wasser, wie das Schwimmen i m Wasser. Wohl ist es nicht ungefährlich für Neulinge, und mancher schon hat Unvorsichtigkeiten mit kaltem Bad und noch Schlimmerem bezahlen müssen, aber das ist kein Grund, von ihm abzuraten. Jeder Sport, jedes Spiel, alles Turnen bietet Gelegenheit zu Unglücksfällen. Nur nicht zu zaghaft! Der Selbsterhaltungstrieb beschirmt gar stark. Es ist eine herrliche Lust, im schmalen Boot durch das Wasser zu schneiden, sei es im Wettkampf mit andern, sei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es nur zur Erholung. Und die stramme Zucht, welche unweigerlich im Schifflein gehalten werden muß, ist ein nicht zu unterschätzendes Erziehungsmittel für Kinder wie Erwachsene.

Zum Schluß seien noch zwei Wintervergnügungen erwähnt, die neuerdings sehr in Aufnahme gekommen sind: das Laufen auf dem Rennwolf und auf den Schneeschuhen. Zu beiden gehören ausgesprochene Schneegegenden, nicht solche wie an der Seeküste, wo eine rechte weiße Decke über die Erde zu den Seltenheiten gerechnet werden muß. Der Rennwolf ist nichts anderes als ein verkleinerter Stuhlschlitten mit erhöhter Lehne. Der Fahrer stellt sich hinter der Lehne, die er mit den Händen faßt, auf ein Brett, welches die Schlittenkufen verbindet und tritt mit dem einen Fuß in kräftigem Abstoß den Schlitten vom Boden vorwärts. Auf guter Bahn gleitet man schnell dahin, dabei behält man, was bei dem Schlittschuhlaufen nicht immer der Fall ist, warme Füße und fährt ohne große Anstrengung völlig gefahrlos. Die Schneeschuhe sind aus Norwegen zu uns gekommen, wo der Zwang bahnloser Wege sie geschaffen hat und jeder Landbewohner auf sie angewiesen ist. Schon lange hat sich dort im Norden ein vielgepflegter Sport entwickelt, dem Groß und Klein huldigt. Die Schneeschuhe selber sind nichts weiter als fußbreite, etwa 2½ Meter lange, vorn in die Höhe gebogene zollstarke Hölzer, die in der Mitte eine Riemenvorrichtung für den Fuß haben. Der Fahrer schiebt schrittweise mit starkem Schwung sich vorwärts, indem er das Körpergewicht entsprechend auf den rechten oder linken Fuß wirft. Die Sache klingt einfach, ist es auch im Grunde, hat aber doch ihre Schwierigkeiten. Vor allen Dingen darf kein Fuß nach auswärts gerichtet werden, weil sonst sofort das lange Ende des Schuhs an den anderen stößt und man stürzt: parallel gerade nach vorn heißt es ausschreiten. Es ist auch garnicht leicht, sich den kräftigen Schwung zu geben, der eine ordentliche Vorwärtsbewegung im Gleiten ermöglicht. Die schweren Schuhe verursachen mächtige Anstrengung. Dazu nun noch die große Mühe, das Gleichgewicht nicht zu verlieren! Das sind keine Kleinigkeiten. So kommt es denn, daß schon nach wenigen Minuten der Anfänger in Schweiß gebadet ist und wie eine Dampfsäule einher fährt. Kommt er zu Fall, und das wird ihm oft widerfahren, so ist das Aufstehen eine bittere, aber lächerliche Mühsal, weil die Füße keinen Stand haben. Er wird in der ersten Zeit, wie der Schlittschuhläufer, einen Ritter von der traurigen Gestalt abgeben. Hat er aber gelernt, dann saust er dahin mit der Geschwindigkeit eines Radfahrers, in nicht unschöner Bewegung, der man die Wucht des geschickten Schwunges ansieht; und er braucht nicht etwa gebahnten Weg, nein, Acker, Wald, Wiese sind ihm (wegen des lockeren Schnees) viel lieber, Hügel, Gräben, Berge werden anstandslos genommen. Ist die Bergauffahrt mühsam, so geht die Talfahrt um so schneller, und der lange Stock, den er mit sich führt, muß oft bremsen, wenn er nicht die Richtung verlieren will, wie es einem Bekannten von mir geschah, der von der Wartburg herunter in rasender Fahrt gegen einen Baum flog und sich den Kopf zerschmetterte. Die rechten Fahrer verstehen auch (und das ist eine Hauptkunst) zu springen, und auf welche Entfernungen! Auf 10 Meter bringt es auch der Nichtsportmann ohne allzugroße Schwierigkeit, aber von Nansens Grönlandsfahrt wurde berichtet, daß, allerdings auf geneigtem Boden, 30 Meter gesprungen worden ist! Dazu gehören Anläufe, die nur der besonders Begabte und Geübte fertig bringt.

Wer den sportmäßigen Betrieb in aller Feinheit lernen will, der muß auch heute noch nach Norwegen gehen, obwohl im Harz, im Thüringerwald, in Ober-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bayern viel und auch sportmäßig gelaufen wird. Die Schuhe selber sind nicht zu teuer, es gibt in Deutschland manche Verfertiger. Im Thüringer Oberland machen sich die Dorfjungen nicht selten aus gewöhnlichen Brettern ihre Schneeschuhe selber und fahren in eifriger Übung von den Bergen in das Tal.

Damit genug von Spiel und Sport. Zum Schluß mögen hier die Worte Rückerts stehen, die schon manchmal zur Empfehlung der Körperpflege verwendet sind und die ich nach Wickenhagen „Turnen und Jugendspiel" S. 57, anführe:

Ein gutes Werkzeug braucht zur Arbeit ein Arbeiter,
Und gute Waffen auch zum Waffenstreit ein Streiter.
Du Streiter Gottes und Arbeiter, merk's, o Geist,
Daß Deines eignen Leibes Du nicht unachtsam seist.
Das ist Dein Arbeitszeug, das ist Dein Streitgewaffen,
Das halte wohl im Stand zu streiten und zu schaffen.

Professor Johannes Vollert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom guten Ton.

Was ist der gute Ton? Ein Mosaik, aus hundert und aberhundert vielfarbigen Steinchen zusammengesetzt; aneinandergefügt im Laufe von Jahrtausenden, verkittet durch Überlieferung und Gewohnheit und nun eine Macht, der wir uns beugen müssen, wenn wir in und mit der menschlichen Gesellschaft leben wollen.

Was der gute Ton verlangt und vorschreibt, sind meist Äußerlichkeiten, leere Formen, wenn wir sie gedankenlos, ohne inneren Anteil erfüllen, freundliche Führer aber, die uns mit sicherer Hand durchs Alltagstreiben leiten, hier einen Gegensatz mildernd, dort eine Kluft überbrückend, wenn wir sie in uns lebendig werden lassen und mit jenem feinen Etwas zu beseelen wissen, das Goethe die Höflichkeit des Herzens nennt.

Die Pflege des guten Tons ruht vornehmlich in den Händen der Frau. Ihr liegt die Erziehung der Jugend ob, ihr Wesen wirkt bestimmend auf den Geist, der im Hause herrscht, ihr Einfluß in Wort und Beispiel kann den Mann hinauf oder herunter ziehen. So ist die Familie die erste und wichtigste Pflanzstätte für gute Sitte und freundliche Rücksicht, die das Zusammenleben im Großen und Kleinen so angenehm und leicht machen. Leider aber reißt gerade denen gegenüber, die wir „am zart'sten lieben" nur zu häufig ein gewisses „Sichgehenlassen" ein, das nichts von Formen wissen will und allmählich die feinen Sinne abstumpft.

In hunderterlei Kleinigkeiten kommt es zum Ausdruck. Im Anzug und im Wesen, im Ton der Rede, im ganzen Zuschnitt des Hauswesens. Frauen, die mit wirrem Haar, vielleicht gar im Unterrock an den Frühstückstisch kommen, die mit zerrissenen, fleckigen Kleidern oder ausrangierten Gesellschaftstoiletten im Hause einhergehen, werden es bald erleben, daß auch der Gatte sichs tagsüber im Schlafrock und in Pantoffeln bequem macht, daß die Kinder ungewaschen und ungekämmt sich zur Mittagsmahlzeit einfinden, die heranwachsende Tochter es der Mama an Saloppheit zum mindesten gleichtut, der Herr Primaner ohne Kragen und Manschetten im allgemeinen Wohnzimmer auftaucht, ja daß selbst die Dienstboten ihre ohnehin bescheidenen Zugeständnisse an Ordnung und Sauberkeit noch um ein paar Grad zurückzuschrauben wissen.

Unmerklich aber sicher geht mit der äußeren auch die innere Rücksichtnahme, die gegenseitige Achtung in die Brüche, denn wo die eine nicht gepflegt wird, können die andern nicht gedeihen. Am schwersten leiden die Kinder unter der häuslichen Formlosigkeit. Vielleicht nicht für den Augenblick; sobald sie aber aus dem engen Fami-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lienkreise heraustreten, zu beobachten und zu vergleichen anfangen, werden sie mit Schmerzen erkennen, was das Elternhaus an ihnen gesündigt hat. Während die glücklicheren Gefährten sich leicht und ungezwungen zu bewegen wissen, weil ihnen die Formen der Gesellschaft von kleinauf in Fleisch und Blut übergegangen sind, müssen sie ängstlich beobachten, unsicher umhertasten, um nicht gar zu sehr abzustechen, und so wird ihnen vor der Zeit alle harmlose Fröhlichkeit genommen.

Gute Manieren sind ein vorzüglicher Empfehlungsbrief für Jung und Alt. Wie man sich hält, wie man spricht, wie man ißt, wie man sich kleidet und bewegt, das ist durchaus nicht nebensächlich, und viele Menschen verzeihen eher einer Schwäche, ja sogar einen Charakterfehler, als einen kleinen Verstoß gegen die Regeln des guten Tons.

Am unliebsamsten werden derartige Verstöße bei Tisch empfunden, und wer von Hause aus nicht an gute Manieren beim Essen und Trinken gewöhnt war, möge mit allem Eifer danach streben, diese Lücke in seiner gesellschaftlichen Bildung auszufüllen und sich mit den verschiedenen Vorschriften bekannt zu machen, die beim Verweilen an der Tafel gelten. Da ist zuerst die Serviette. Sie wird entfaltet und leicht aufs Knie gelegt, nicht aber, wie manche dies tun, ins Knopfloch oder in den Halsbund geschoben, oder wohl gar umgeknüpft oder angesteckt, was höchstens bei kleinen Kindern seine Berechtigung hat. Teller, Messer und Gabeln vor dem Gebrauch mit der Serviette abzuwischen, ist allenfalls in öffentlichen Speiseanstalten erlaubt; in einem Privathaushalt würde es eine grobe Beleidigung für die Hausfrau einschließen, deren wachsames Auge vor Beginn der Mahlzeit alles am und auf dem Tische auf seine Sauberkeit hin geprüft haben muß. Nach Schluß der Tafel ist die Serviette, lose zusammengeknüllt, neben den Teller zu legen.

Bei Benutzung des Löffels sehe man darauf, daß derselbe nicht mit der ganzen Hand, sondern nur mit drei Fingern gehalten werde, sodaß der Daumen nach oben kommt; man ermöglicht dadurch eine leichte und geschickte Handhabung. Der Löffel darf nicht zu voll genommen werden, da sonst der Inhalt zum Teil wieder auf den Teller zurücklaufen würde, was nicht allein unappetitlich ist, sondern auch leicht Spritzflecke gibt. Aus dem gleichen Grunde ist das Hineinblasen in die heiße Flüssigkeit zu vermeiden; man warte lieber ein wenig mit dem Essen und schöpfe die Suppe von oben her ab, weil die Oberfläche sich immer zuerst abkühlt. Der Löffel soll mit der Spitze zum Munde geführt und geräuschlos seines Inhalts entleert werden; alles hörbare Schlürfen und Schmatzen ist dabei durchaus zu tadeln.

Die Gabel gehört in die linke, das Messer in die rechte Hand; beide dürfen während des Essens nicht umgewechselt werden, sondern bleiben in gleichzeitigem Gebrauch beim Verspeisen aller jener Gerichte, bei denen die Benutzung des Messers erforderlich ist. Messer und Gabel sind ebenfalls nur mit den Fingern und nicht mit der ganzen Faust anzufassen, doch hüte man sich hier, wie überhaupt bei allen Hantierungen, vor einem gezierten Spreizen der Finger. In den Augen mancher Leute mag das ja als Gipfel der Feinheit gelten, die gute Gesellschaft aber lächelt und spottet darüber und zwar umso mehr, je weniger die Hand in Form und Pflege mit jener „höchsten Feinheit" in Einklang zu bringen ist.

Beim Schneiden ist die Gabel möglichst schräg anzusetzen; je senkrechter man sie hält, desto leichter rutscht sie auf der glatten Tellerfläche ab, was außer einem schrillen, auf die Nerven fallenden Ton auch noch ein Fortfliegen des Fleischstückes ꝛc. vom Teller auf Tischtuch oder Kleid zur Folge haben kann. Das Messer darf nur dem eignen Gebrauche dienen; es ist weder erlaubt, Brot damit abzuschneiden, noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem Tischmesser in das Salzfäßchen zu fahren. Dazu gehören besondere Messer und Löffelchen. Ebenso darf man nicht mit der Speisegabel Fleisch und dergl. von den Schüsseln zulangen.

Viele Menschen haben die Angewohnheit, erst das ganze Fleisch in kleine Bissen zu zerschneiden, dann das Messer hinzulegen, und nun, die Gabel in die rechte Hand nehmend und womöglich den linken Arm auf den Tisch lehnend, munter drauflos zu schmausen. Das ist aber durchaus unpassend, abgesehen davon, daß durch das Hinlegen und Wechseln von Messer und Gabel ganz unnötig Geräusch verursacht wird. Man schneidet nur eben soviel ab, als man zum Munde führen will und schiebt mit Hilfe des Messers eine Kleinigkeit Gemüse, Kartoffelbrei und dergl. auf das kleine Fleischstück an der Gabel, um beides zusammen zu verspeisen. Das Messer selbst darf nicht an, noch weniger in den Mund gebracht werden, es diene lediglich zum Schneiden; die sog. „Messerlecker" sind jedem fein empfindenden Menschen eine Pein und laufen nebenbei noch Gefahr, sich bei irgend einer unvorsichtigen Bewegung des Nachbars die Lippen zu verletzen.

Beim Auftun der Speisen nehme man nicht zuviel Sauce auf den Teller, denn es geht nicht an, den Rest mit Brotstückchen oder zerdrückten Kartoffeln oder mit dem Löffel aufzuessen. Kann man mit dem Fleisch nicht alle Sauce verbrauchen, so muß der Rest auf dem Teller bleiben.

Kompott darf weder mit dem Messer noch mit der Gabel genossen werden; man bedient sich besonderer Löffelchen dazu. Kerne, Stiele ꝛc. schiebt man vorsichtig an den Tellerrand, wenn nicht, wie dies am Familientische meist üblich ist, Näpfchen oder Tellerchen für die Abfälle bei jedem Gedeck stehen. Das Kompott ißt man erst nach dem Braten, nicht etwa abwechselnd einen Bissen Fleisch, einen Löffel Kompott; in größerem Kreise darf auch die Kompottsauce nicht aufgelöffelt werden.

Zu Torte und feinem Gebäck gibt man Löffelchen; sie mit dem Messer, und wäre es auch ein silbernes, zu zerteilen, gilt als unfein. In besseren Häusern deckt man zu dieser Art Kuchen außer dem Löffel noch eine silberne Gabel, die wie jede andere mit der linken Hand gehandhabt wird, während der Löffel die Stelle des Messers vertritt.

Brot oder kleine Brötchen dürfen bei Tisch nie geschnitten werden. Man läßt sie auf der linken Seite des Tellers liegen und bricht sich bei Bedarf mit der linken Hand vorsichtig ein Stückchen davon ab. Kugeln aus der Gebäckkrume zu drehen und sie als Wurfgeschosse zu benutzen, oder damit zu spielen, wie man dies bisweilen bei jungen Leuten beobachtet, ist unpassend und frevelhaft.

Bei manchen Speisen ist es geboten, das Messer nicht zu benutzen, z. B. bei Fischen, deren Fleisch durch die Berührung mit dem Stahl einen unangenehmen Geschmack erhält. Man ißt sie mit der Gabel — natürlich gehört dafür eine solche von Silber — in der rechten Hand, unter Zuhilfenahme eines Brotstückchens, mit dem man das Fischfleisch auf die Gabel schiebt, event. mit zwei Gabeln oder einem Fischbesteck, bei dem Messer und Gabeln aus Silber bestehen. Mayonnaise, Ragout fin, feine Fleischsalate, Gemüse, sofern sie ohne Fleischbeilage gereicht werden, Kartoffelbrei und ähnliches ißt man ebenfalls nur mit der Gabel.

Klöße, Kartoffeln, Eierkuchen dürfen nur mit der Gabel zerteilt werden; das Schneiden mit dem Messer würde sie fest machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beim Zerlegen und Verspeisen von Geflügel ist große Geschicklichkeit erforderlich. Die Zuhilfenahme der Hände ist nur bei ganz kleinen Vögeln erlaubt, z. B. bei Krammetsvögeln, Lerchen, jungen Täubchen ꝛc., deren zarte Knöchelchen sich mit der Gabel kaum entfernen lassen. Abfälle kommen an den Tellerrand.

Einige Gemüse, die ohne fette Sauce gereicht werden, darf man gleichfalls mit den Fingern zum Munde führen, so z. B. Stangenspargel, Artischocken ꝛc. Ebenso ists bei Krebsen, die man mit den Händen auseinanderbricht, bei Austern, die man aus der Schale schlürft, bei kleinen Pasteten und dergl.

Gibt es Obst zum Nachtisch, so bediene man sich zum Schälen und Zerlegen kleiner Messer aus Silber, Nickel, Horn ꝛc. Stahl soll mit Obst nicht in Berührung gebracht werden. Niemals beiße man in die ganze, wohl gar ungeschälte Frucht, man zerteile sie in einzelne Stücke, die man mit einer Gabel aufnehmen kann. Apfelsinen und Mandarinen dürfen ohne Zuhilfenahme des Messers geschält werden; in Frankreich und Amerika ist dies überhaupt üblich. Indessen sei man recht behutsam und geschickt dabei, da es höchst unappetitlich aussieht, wenn der Saft an den Händen herunterläuft.

Bei Gesellschaftsessen werden gewöhnlich am Schlusse der Mahlzeit noch Schalen mit Konfekt herumgereicht; man wähle schnell und berühre nur die Stücke, die man zu nehmen wünscht. Übrigens gilt bei den Früchten dieselbe Regel; betasten, beriechen und wieder zurücklegen und nach einem anderen Stücke greifen, ist durchaus unpassend. Beim Konfekt stecke man das ganze Stück in den Mund; einzelne Konfektsorten sind mit Likör und Fruchtsaft gefüllt, und ein Abbeißen könnte in diesem Falle üble Folgen haben.

Der Gebrauch von Zahnstochern wird bei Tische nicht gern gesehen, noch weniger gestattet aber ist das Säubern der Zähne und Zahnzwischenräume durch hörbares Ziehen mit der Zunge. Ein Ausspülen des Mundes entfernt die Speisereste am schnellsten und saubersten, weshalb in vielen Familien auch Spülgläser und -Schalen als „letzter Gang" herumgehen. Man bediene sich ihrer möglichst geschickt und unauffällig und nicht etwa mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man die allmorgendliche Reinigung des Mundes vornimmt. Bevor man die Spülgläser benutzt, taucht man die Finger in die mit warmem, leicht parfümiertem Wasser gefüllten Schalen und trockne sie entweder an der eigenen oder einer besonders hierfür bestimmten Serviette ab. Herren befeuchten sich auch den Lippenbart, um jeden Speisegeruch davon zu entfernen. In manchen Häusern werden statt der Fingerschalen feuchte Servietten gereicht, an denen man Lippen und Hände säubern kann.

Beim Zulangen der Speisen sei man bescheiden und schnell in der Wahl. Langes, umständliches Prüfen, Hochheben und Beiseiteschieben einzelner Stücke, um zu tiefer liegenden gelangen zu können, ist eine Unhöflichkeit gegen die übrigen Tischgenossen und ein Zeichen gesellschaftlicher Unbildung. Nicht viel besser wäre es, wollte man sich das Beste aus der Schüssel auf den eignen Teller füllen, etwa vom Spargel die Köpfe abschneiden, vom Frikassee die Pastetchen herunterlangen und dergleichen mehr.

Jedes Geräusch ist, wie schon angedeutet, beim Kauen und Trinken zu vermeiden. Das hörbare, behagliche Schlürfen beim Trinken ist ebenso unschön wie das laute Schmatzen beim Zerkleinern der Speisen, eine Angewohnheit, die einem sonst recht angenehme Menschen ganz zuwider machen kann. Beim Kauen und Schlucken ist der Mund zu schließen, dann werden alle häßlichen Geräusche fern bleiben. So lange man noch kaut oder Speisen im Munde hat, darf man auch nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Glas an die Lippen setzen; es gehört sich, daß man erst hinunterschluckt und die Lippen mit der Serviette abwischt, ehe man sie mit dem Glase in Berührung bringt.

Das Glas zu halten und geschickt zum Munde zu führen, erfordert einige Übung. Man fasse es an dem dünnen Fußteil mit zwei oder drei Fingern und hüte sich, seinen Inhalt zu verschütten. Soll bei irgend einer feierlichen Gelegenheit angestoßen werden, so ist es schicklich, daß die Beiden, deren Gläser aneinander klingen, sich in die Augen sehen. Wird ein Geburtstagskind, ein Jubilar ꝛc. gefeiert, so hat sich jeder Gast mit dem vorher voll geschenkten Glase nach dessen Platz zu begeben und mit ihm anzustoßen.

Das Eingießen der Tischweine ist Ehrendienst der an der Tafel sitzenden Herren; nur die Extraweine werden, in Gläser gegossen, von der Dienerschaft herumgereicht. Nach der Suppe hat jeder Herr seine Nachbarin zu fragen, ob sie „rot oder weiß" befiehlt. Dann gießt er von jeder neuen Flasche zuerst etwas ins eigne Glas, um etwa im Flaschenhalse zurückgebliebene Pfropfenstückchen oder Siegellacksplitter zu beseitigen, und füllt nun das Glas seiner Dame zur Rechten bis auf einen Rand von Zentimeterbreite voll, worauf er auch seine Dame zur Linken versorgt, falls nicht ein anderer Herr dieser Ritterpflicht schon genügt hat. Beim Einschenken hat der Herr die Flasche mit der rechten Hand zu halten und den ausgestreckten Zeigefinger auf die Flasche zu drücken. Über das Handgelenk einzugießen, ist unhöflich, die Flasche mit der ganzen Hand zu umspannen, nicht kavaliermäßig.

Heiße Getränke, wie Kaffee, Tee, Schokolade, dürfen nur durch langsames Rühren mit dem Löffel, nicht aber durch Pusten und Blasen abgekühlt werden. Will man sie süßen, so ist der Zucker in das Getränk zu legen; wollte man ihn in den Mund nehmen und durch schluckweises Trinken auf der Zunge zum Schmelzen bringen, so würde man sich einer argen Unart schuldig machen. Auch das Eintauchen und Einbrocken von Gebäck ist in der guten Gesellschaft nicht üblich.

Ferner ist das Sprechen mit vollem Munde eine Untugend, die man bei Tische häufig antrifft. Es tut der Unterhaltung durchaus keinen Abbruch, wenn man sich Zeit läßt, die einzelnen Bissen hinunterzuschlucken, ehe man weiterspricht. Viel unangenehmer sind andere Pausen, die sogenannten Verlegenheitspausen, die sich zuweilen in das Gespräch einschleichen. Denn die Kunst der Unterhaltung ist für viele ein Buch mit sieben Siegeln, dessen Geheimnis sie nie ergründen. Stoff zum Plaudern findet sich überall. Die neuesten Tagesereignisse, Kunst und Literatur, Theater und Konzerte bieten allein schon allerlei Anknüpfungspunkte. Je leichter und ungezwungener die Übergänge von einem Thema zum andern sich gestalten, je mehr wir die Rede beherrschen, je gewandter alle gefährlichen Klippen zu umgehen wissen, desto größer wird unser Ruhm als angenehmer Plauderer sein. Nur dürfen wir eins nicht vergessen: das Zuhören. Auch das freundliche, interessierte Zuhören will gelernt sein; ein Zuhören, das sich mit kurzen, anteilvollen Zwischenrufen begnügt und den Redenden nicht bei jedem dritten oder vierten Wort unterbricht. Besonders älteren Leuten und höher Gestellten gegenüber ist diese Unart unverzeihlich — hübsch und rücksichtsvoll ein solches Benehmen aber in keinem Falle. Weiter verstößt es gegen den guten Ton, wenn zwei oder drei in größerer Gesellschaft im Flüstertone miteinander verhandeln; haben sie irgend etwas zu besprechen, eine Verabredung zu treffen, eine Bestellung zu machen, die nicht jeder hören soll, so findet sich wohl in der Garderobe oder auf dem Heimwege

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gelegenheit, die Sache zu erledigen. Ebenso ist Brautleuten nicht dringend genug zu raten, mit Zärtlichkeitsbezeugungen sich auf die eigenen vier Wände zu beschränken und sie nicht öffentlich zur Schau zu tragen.

Bei den Besuchen unterscheidet der gute Ton die steife Pflicht-Visite und das freundliche Zusammenkommen. Als Visitenstunde gilt in Süd- und Mitteldeutschland die Zeit von 12—2 Uhr, für weniger zeremonielle Besuche wohl auch die von 4—6 Uhr nachmittags. In Norddeutschland mit seiner späten Dinerstunde sind Visiten nur bis 3½ Uhr zulässig. Die Toilette sei einfach und gediegen; ein elegantes Promenadenkleid, chiker Hut, mittelfarbige Handschuhe und unauffällige Schmuckstücke lassen sofort die Dame erkennen. Besuche zu Wagen gestatten etwas mehr Eleganz, verlangen sie aber nicht; jedes Zuviel ist auch hier vom Übel. Die Hausfrau empfängt ihre Gäste zur Besuchsstunde in einem tadellosen Hauskleid; sich für den großen Akt in Seide oder Spitzen zu werfen, gilt mit Recht als lächerlich und taktlos.

Da man von dem Benehmen der Dienstboten auf die Herrschaft schließt, ist es wichtig, daß die Hausfrau mit dem Mädchen eine kleine Probelektion im Anmelden abhält. Ist sie nicht in der Lage oder Stimmung, Besuche anzunehmen, so hat sie das Mädchen bei Zeiten davon zu unterrichten. Es wird dann jeder ohne Unterschied mit dem Bemerken abgewiesen, daß die Herrschaften heute nicht empfangen, die gnädige Frau nicht wohl sei oder wie die ausgegebene Parole sonst heißen mag. Damit wird der Abweisung alles Verletzende genommen und dem Dienstboten die Lüge vom „nicht zu Hause sein" der Herrschaft erspart. Der Besucher läßt seine Karte zurück und „bedauert." Ist dagegen ein Empfang vorgesehen, so läßt der Gast sich mündlich melden oder gibt seine Karte ab; letzteres ist vorzuziehen, um jede Namensverstümmelung unmöglich zu machen. Das anmeldende Mädchen trägt die Karte auf einem silbernen oder sonst einem eleganten Tablett zu seiner Herrin und bringt den Bescheid zurück: „Gnädige Frau lassen bitten."

Für den Besucher gilt die Vorschrift, durch die Dienstboten deutlich melden zu lassen, wem sein Besuch zugedacht ist, ob dem Hausherrn oder der Hausfrau, oder beiden; der Dame des Hauses und den Töchtern, dem Familienoberhaupt oder dem Sohne, oder beiden; einem etwa anwesenden Hausbesuch ꝛc. Junge Damen empfangen in Abwesenheit der Mutter weder junge, noch ihnen unbekannte Herren. Erlaubt dagegen ist auch der Haustochter allein der Empfang befreundeter Damen und Ehepaare oder älterer Herren, die mit ihrer Familie in nahem Verkehr stehen. Richtet der Besucher seine Meldung nur an eins oder mehrere männliche Familienglieder, so gilt die Visite natürlich für die Damen des Hauses nicht mit, und diese sind beim Empfange nicht zugegen.

An Festtagen, wie Bußtag, Charfreitag, Totensonntag, Weihnachten ꝛc. stattet man keine Besuche ab, es sei denn, man habe eine besondere Einladung dafür erhalten. Ebenso muß man vermeiden, in gut bürgerlichen Kreisen, den Sonnabend oder Tage vor großen Festen zu wählen, da dann gewöhnlich bereits Zurüstungen getroffen werden, bei denen man sich ungern stören läßt. Leute mit weit verbreitetem Verkehr setzen wohl auch einen bestimmten Empfangstag an, und die Höflichkeit erfordert, daß die Besucher hierauf Rücksicht nehmen und nicht etwa an einem beliebigen anderen Tage ihre Aufwartung machen. Es ist stets gut, sich vorher Aufklärung über Sitten und Gebräuche des Hauses zu verschaffen, in dem man einen Besuch vorgesehen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oft treten unerwartete Ereignisse ein, die uns zu einem Besuche, selbst bei ganz Fremden, verpflichten; so z. B. eine erwiesene Gefälligkeit, ein Dienst, den uns jemand leistete ꝛc. Ein solcher Besuch zieht keinen Gegenbesuch nach sich, so wenig wie derjenige, der nur den Zweck einer Erkundigung verfolgt. Sonst aber heißt es: „Für jeden Besuch ist durch einen Gegenbesuch im Verlauf der nächsten vier Wochen zu quittieren," wenigstens unter gesellschaftlich und dem Alter nach ziemlich gleichstehenden Menschen. Besonders vornehmen Leuten oder sehr alten Herrschaften ist es dagegen gestattet, im Range niedriger Stehenden oder Jüngeren gegenüber den fälligen Gegenbesuch durch eine Einladung zu ersetzen.

Vorstellung am dritten Ort, gleicher Stand, gleiche Bekannte, Empfehlungen, gemeinsame Verwandte ꝛc. — das alles kann Veranlassung zu einem Besuche geben. Im allgemeinen wird hierbei der Jüngere oder weniger Vornehme den Anfang machen und durch die Aufnahme, die er findet, durch die mehr oder minder lange Zeit, die zwischen Besuch und Gegenbesuch gelegt wird, einen Fingerzeig erhalten, ob ein weiterer Verkehr erwünscht ist oder nicht.

Erhält man eine Einladung in ein Haus, das man bisher noch nicht besuchte und nimmt man diese an, so erwächst daraus die Verpflichtung, innerhalb der nächsten Tage, spätestens am Tage vor dem Fest, in dem betreffenden Hause Besuch zu machen und sich vorzustellen; desgleichen ist es Brauch, einige Tage nach dem Feste, gleichviel ob die Einladung angenommen oder abgelehnt wurde, einen Dankbesuch abzustatten. Das wenigste aber, das auch der „besuchscheuste" Mensch der Geselligkeit zum Opfer bringen muß, ist ein Antrittsbesuch bei Wintersanfang und ein Quittungsbesuch beim Ausgang der Gesellschaftszeit.

Bringt das öffnende Mädchen oder der Diener nach erfolgter Meldung den Bescheid zurück, daß seine Herrschaft bereit sei, den Gast zu empfangen, so hat dieser Überrock, Mantel, Gummischuhe, Schirm ꝛc. abzulegen, wobei ihm die Dienstboten hilfreiche Hand leisten. Es würde als höchst unschicklich gelten, wollte ein Herr mit Überzieher, Stock und dergl. oder gar mit der brennenden Zigarre fremde Wohnräume betreten. Selbst dann, wenn es sich nur um ein Verweilen von wenigen Sekunden handelt, wie beim Abholen, beim Abgeben eines Briefes ꝛc. — Dienste, für die gern jüngere Söhne und Brüder in Anspruch genommen werden, — sollte der Herr lieber im Vorflur warten, als daß er sich der genannten Unhöflichkeit schuldig macht. Schwere und nasse Mäntel und Schirme lassen übrigens auch Damen im Korridor zurück.

Die Tür zum Salon wird von dem voranschreitenden Dienstboten geöffnet und nach Eintritt des Besuchers geräuschlos wieder geschlossen. Damen treten bei dieser Gelegenheit stets vor den Herren ins Zimmer; auch ganz junge Töchter laufen hierbei dem vielleicht sehr hochgestellten Herrn Papa den Rang ab.

Herren nehmen den Hut mit ins Zimmer; sie fassen ihn mit drei Fingern der linken Hand an der Krempe fest und lassen den Arm seitwärts herabhängen, sodaß der Daumen ungefähr die Hosennaht berührt. Mit leichten, eleganten Schritten gehen sie auf die Hausfrau zu, schlagen die Hacken geräuschlos aneinander und machen eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Streckt ihnen die empfangende Dame die Hand entgegen, so haben sie diese verbindlich zu küssen, nicht aber etwa herzhaft zu schütteln oder gar vertraulich zu drücken. Das ist höchstens unter sehr guten Bekannten statthaft und auch da von jüngeren Herren nur mit Vorsicht anzuwenden. Niemals darf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Herr einer Dame zuerst die Hand reichen, es sei denn, er wäre eine sehr hochgestellte oder durch sein Alter ehrwürdige Persönlichkeit, etwa ein Fürst oder ein silberlockiger Greis.

Nach der üblichen Begrüßung und der Aufforderung zum Platznehmen haben die Herren ihren Hut entweder mit beiden Händen vor sich auf dem Schoße zu halten oder ihn, ohne langes Suchen und Umherblicken, neben ihrem Sessel seitlich auf die Erde zu stellen; direkt unter dem Stuhl oder auf dem Tische darf der Hut nicht abgestellt werden, dagegen ist es statthaft, ihn auf einem Seitentischchen niederzulegen, falls die Hausfrau zum „Bequemmachen" ermuntern sollte. Vor dem Aufstehen ist der Hut dann event. wieder aufzunehmen und wie beim Eintritt ins Zimmer zu handhaben. Ein Herr darf sich nie auf dem Sofa niederlassen; selbst wenn sein Besuch einem Herrn gilt, hat er erst dessen Einladung dazu abzuwarten, will er nicht den Anschein arger Unbescheidenheit erwecken.

Bei den Damen vollzieht sich der Beginn eines Besuchs in ähnlicher Weise. Sie gehen gleichfalls auf die Hausfrau zu und begrüßen dieselbe, worauf sie ihrerseits den Willkommensgruß des Hausherrn, der Söhne ꝛc. entgegennehmen. Jungen Mädchen steht es wohl an, wenn sie der Hausfrau, sofern diese eine ältere Dame ist, bei der Begrüßung und beim späteren Abschied anmutig die Hand küssen.

Ein förmlicher Besuch dauert zehn bis fünfzehn Minuten. Der Hausfrau gebührt dabei der linke Sofaplatz; zu ihrer Rechten sitzt die zuerst erschienene Respektsperson. Erscheinen zwei sehr vornehme Damen, so nehmen beide die Sofaplätze ein. Empfängt eine einzelne Dame einen Herrn, so nimmt er am besten ihr gegenüber Platz, um nicht bei plötzlich Dazukommenden den Eindruck eines vertraulichen tête-à-tête zu erwecken. Jede Nebenbeschäftigung von seiten der Empfangenden ist bei den sogenannten „Visiten" durchaus zu vermeiden und Handarbeit, Zigarren ꝛc. einstweilen außer Tätigkeit zu setzen. Auch ist es in der guten Gesellschaft nicht üblich, sich beim Kommen wegen „der Störung" zu entschuldigen, so wenig, wie Hausfrau, Hausherr oder wer sonst empfängt, sich für den erstatteten Besuch bedanken darf.

Tritt während der Dauer unseres Besuches ein zweiter Gast ein, so haben wir noch einige Minuten zu verweilen, ehe wir uns zum Abschied rüsten, doch nicht so lange zu zögern, daß der später Erschienene uns mit dem Gehen zuvorkommt. Wirt und Wirtin haben sich beim Eintritt jedes Gastes zu erheben und ihm einige Schritte, etwa bis zur Mitte des Zimmers, entgegenzugehen. Mit ihnen zugleich stehen auch alle bereits Anwesenden auf, wenn der Eintretende eine Dame oder eine hochgestellte Persönlichkeit ist. Natürlich sind dabei Unterschiede zu machen; ein junges Mädchen oder eine jüngere Frau werden von alten Damen nur durch leichtes Kopfneigen begrüßt werden, während die Herrenwelt sich stehend verbeugt. Beim Eintritt von Herren bleiben auch die jungen und jüngsten Damen sitzen, ausgenommen wieder, es handle sich um durch hohes Alter ehrwürdige Personen, um Fürstlichkeiten ꝛc. Herren begrüßen einander im allgemeinen stehend.

Das Gleiche gilt, wenn einer der Anwesenden sich empfiehlt. Damenbesuch wird dabei von den Damen bis zur Tür, auch wohl auf den Vorflur hinaus begleitet, letzteres aber nur, wenn kein anderer Gast im Zimmer ist. Die jüngeren Familienglieder dürfen dann beim Anlegen des Mantels ꝛc. behilflich sein, was im anderen Falle Aufgabe der Dienerschaft bleibt. Bei Herren, die man übrigens schon im Zimmer verabschiedet, dürften sich dergleichen Aufmerksamkeiten von selbst verbieten.

Das geschickte Aufbrechen und Verabschieden ist namentlich bei einem ersten Besuche für gesellschaftlich Ungeübte nicht ganz leicht. Verlegenes Räuspern, Stocken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Gesprächs, nervöses Betupfen der Stirn mit dem Taschentuch — das sind die bekanntesten Merkmale dieser heiklen Situation. Da muß denn oft die gewandtere Wirtin dem unbeholfenen Gaste zu Hilfe kommen und ihm den Aufbruch erleichtern. Sobald man fühlt, daß das Gespräch ins Stocken gerät, soll man sich erheben und seinen Besuch beenden. Ein neues Thema anzuschlagen, wäre höchst unklug und auch nicht schicklich. Herren empfehlen sich mit einer regelrechten Verbeugung, wie sie bei Beginn des Besuchs gemacht wurde, gehen dann — nicht zu langsam, nicht zu schnell — bis zur Tür, wiederholen hier die Verbeugung und verlassen das Zimmer, das Gesicht den Anwesenden zugewendet. Damen verabschieden sich gleichfalls in der Mitte des Empfangsraumes von der Hausfrau und grüßen an der Tür noch einmal zu sämtlichen Anwesenden zurück, worauf sie wie die Herren, rückwärts über die Schwelle treten.

Erfrischungen werden bei steifen Visiten nicht angeboten. Ausgenommen davon sind Besuche bei besonders festlichen Anlässen, wie Verlobungen und Geburtstagen. Meist werden dann Torte und Wein gereicht; bisweilen auch ein herzhafterer Imbiß: Mayonnaise, pikante Brötchen, Fleischsalat, Wein oder Bier.

Große Blumenspenden läßt man bei solchen Gelegenheiten unter Beifügung einer verschlossenen Besuchskarte vom Gärtner direkt ins Haus senden; kleine Aufmerksamkeiten, Bonbonnieren, ein zierliches Sträußchen, eine einzelne Rose können Herren sowohl als Damen persönlich überreichen.

Haben wir unseren Wohnort gewechselt, so kommt es uns, als den Neu-Eingetretenen zu, die Familien aufzusuchen, deren Verkehr uns erwünscht ist. Bei Verheirateten und alleinstehenden Damen haben beide Gatten Visite zu machen; zu Witwern und Junggesellen, deren Haushalt weder eine erwachsene Tochter noch eine gesellschaftlich anerkannte Repräsentantin vorsteht, geht der Gatte allein. Der Einfachheit wegen können wir unsere Besuche auch zu Wagen abmachen und durch den Diener unsere Karte mit der Anfrage, ob wir empfangen werden, bei den einzelnen Herrschaften abgeben lassen. Innerhalb der nächsten drei Wochen dürfen wir sodann auf Erwiderung unserer Visite rechnen, gleichviel, ob unser Verkehr gewünscht wird oder nicht.

Wochen- und Krankenbesuche erfordern große Vorsicht. Je kürzer wir sie bemessen, um so lieber wird man uns ein andermal kommen sehen. Auch müssen wir uns hüten, die Patienten zu beunruhigen und aufzuregen, sie durch Berichte ungünstig verlaufener Krankheiten zu ängstigen oder ihr Aussehen zu kritisieren. Wenn sie uns von ihren Leiden erzählen, haben wir teilnahmsvoll zuzuhören, bei Wöchnerinnen auch das Baby zu bewundern, denn jede Mutter ist stolz auf ihr Kindchen, selbst wenn es andern nichts weniger denn hübsch erscheint. Eine kleine Aufmerksamkeit unsererseits, ein Buch, eine Blume, eine erlaubte Delikatesse oder irgend eine Niedlichkeit für das Neugeborene werden stets gern und dankbar angenommen werden. Krankenbesuche sollten wir übrigens nie lange aufschieben, da es hier oder dort leicht zu spät dafür werden könnte und uns dann nur schmerzliches Bedauern über unser Versäumnis bleibt.

Bei Trauerfällen haben wir uns unverzüglich nach Empfang der Todesanzeige, jedenfalls noch vor dem Begräbnis, im Trauerhause einzufinden, um den Hinterbliebenen unsere Teilnahme auszusprechen und bei näheren Bekannten unsere Dienste anzubieten. Trauerbesuche verlangen schwarze Toilette, schwarzen Hut und ebensolche Handschuhe. Herren sprechen im Gehrock, schwarzen Beinkleidern und Zylinder vor. Selbst bei Fernerstehenden oder bei Leuten, denen das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben uns zeitweise entfremdete, sollten wir mit unserem Kondolenzbesuch nicht zurückhalten. Der Tod löscht allen Zwist aus und bei einem großen Leid verstummt unwillkürlich jedes kleinliche Bedenken. Kranzspenden lassen wir direkt ins Trauerhaus gehen und fügen ihnen ein Kärtchen mit wenigen herzlichen Worten bei; manche senden auch nur die Visitenkarte mit p. c. (pour condoler), doch ist das so ablehnend und unfreundlich, daß wir nicht zur Nachahmung raten möchten . . .

Tritt man in einen Kreis Unbekannter, so hat man sich als jüngerer Herr oder Dame sogleich vorstellen zu lassen; ältere Herrschaften aber dürfen erwarten, daß die Wirte ihnen die noch Unbekannten vorstellen.

Mit der Vorstellung beginnt sozusagen erst die gesellschaftliche Existenz des Menschen, bis dahin kennt man sich nicht, redet nicht miteinander, braucht sich nicht zu grüßen. Sind Hausherr oder Hausfrau im Augenblick verhindert, uns vorzustellen, so dürfen wir irgend einen bekannten Herrn oder Dame um ihre Vermittlung in dieser Angelegenheit bitten. Nach erfolgter Vorstellung wechselt der Vermittler noch einige Worte mit beiden Parteien, um diesen oder jenen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung zu geben, und zieht sich dann zurück.

Beim Vorstellen gilt im allgemeinen die Regel, daß der Zuletztgekommene den anderen vorgestellt wird. Namen und Titel sind dabei natürlich richtig und ohne „Unterschlagung" anzugeben. Die Hausfrau nennt den Namen des Eintretenden, wenn es eine jüngere Dame oder ein Herr ist und dann mit leichter Handbewegung diejenigen der bereits Anwesenden. Sind jedoch nur Herren im Salon und eine Dame tritt ein oder jüngere Damen und eine ältere kommt hinzu, so bittet die Hausfrau, ihr die anderen Gäste vorstellen zu dürfen. Junge Leute werden stets den älteren, niedriger im Range stehende den Höhergestellten, Herren den Damen vorgestellt. Bei Fürstlichkeiten, hohen Geistlichen oder anderen, besonders vornehmen Herrschaften werden überhaupt nur die Namen der Vorzustellenden genannt: „Frau Z. bittet um die Ehre — — —" „Durchlaucht" oder „Exzellenz wollen gestatten — — —" ꝛc. Herren stellen einander auch selber vor, indem sie einfach ihren Namen nennen und sich gegenseitig verbeugen. Stellt ein Herr sich ausnahmsweise einer Dame vor, wie dies auf Bällen, Reisen ꝛc. geschehen kann, so hat sie sich nur zu verneigen, ohne ihren Namen zu nennen, da sie einerseits, wie z. B. in ersterem Falle, voraussetzen muß, daß der Herr bereits weiß, wer sie ist, andrerseits aber als Dame auch dem höchstgestellten Herrn gegenüber als gleichberechtigt gilt . . .

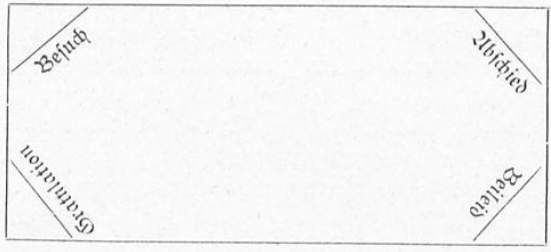
Wer gesellschaftlich leben will, für den ist die „Visiten"- oder vielmehr „Besuchskarte", wie der offizielle Name für das weiße Kartonblättchen in hohen und höchsten Kreisen jetzt lautet, ein unentbehrlicher Gegenstand; namentlich Herren sollten sie stets mit sich führen. In Bezug auf ihr Äußeres ist die Besuchskarte dem Wechsel der Mode unterworfen. Von dem Glacepapier früherer Jahre will man heute nichts mehr wissen; nur stumpfer, gelblich getönter oder weißer, kräftiger Karton gelten als fein. Herren- und gemeinsame Karten messen jetzt ungefähr 10 cm Länge zu 6 cm Breite. Damenkarten müssen schlanker und zierlicher ausschauen; die übliche Größe ist 10 cm zu 4½—5 cm. Wer es liebt, mag die Ecken abrunden lassen, alles andere aber: schräger Aufdruck, Monogramm, Nachbildung der Handschrift, Blumenschmuck und Goldschnitt sind Spielereien, die dem guten Ton zuwiderlaufen. Die Wahl der Schriftart bleibt dem eigenen Geschmack überlassen; als sehr modern gilt augenblicklich schraffierte Druckschrift, die aber, wie jede feine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schrift, gestochen und nicht gedruckt sein muß. Adlige pflegen bisweilen ihr Wappen oder eine entsprechend gezackte Krone über ihren Namen zu setzen, doch gilt das nicht als fein.

Wir erwähnten eben die gemeinsame Karte; sie ist üblich bei Besuchen, die von beiden Gatten zusammen abgestattet werden. Ihr Aufdruck lautet: Amtsrichter Dr. von Winnig und Frau", wenn kein Titel vorhanden „Herr und Frau von Senden" oder einfach „Alfred Böttcher und Frau." — Manche Herren setzen auf den Besuchskarten den Titel vor ihren Namen, bekleiden sie mehrere Ämter und Würden, so nimmt der Name in größerer Schrift die erste Zeile ein, die Aufzählung der Titulaturen und Chargen die nächstfolgende. Damen, die in einem Beruf oder sonst im öffentlichen Leben stehen, tun gut, sich zweierlei Karten anzuschaffen; die eine Art für private Zwecke, die andere — mit Titel und Adresse versehen — für ihre geschäftliche Tätigkeit. Auf den Besuchskarten verheirateter Damen steht der Vor- und Zuname in erster Linie, darunter der Geburtsname: „Frau Antonie Weber" „geb. von Buddenbrock"; bei weitverzweigten Familien gleichen Namens wird die Karte der Frau, um Verwechselungen vorzubeugen, vielfach auch mit dem Vornamen des Gatten bedruckt; z. B. „Frau Rudolf Meyer". Hat die Frau durch ihre Verheiratung den Adel angenommen, so sollte sie sich trotzdem ihrer bürgerlichen Herkunft nicht schämen. In eingeweihten Kreisen wird es sogar mißliebig bemerkt, wenn in solchen Fällen nur der Frauenname auf der Karte steht und der Geburtsname wohlweislich fortgelassen wurde. — Ältere, unverheiratete Damen setzen ihrem Namen bisweilen ein „Fräulein" vor; ihre Karte würde also lauten: „Fräulein Ida von Wedel", während die jüngere Schwester sich mit Vor- und Zunamen begnügt und einfach „Lotte von Wedel" drucken läßt.

Bei persönlich abgegebenen Karten biegt man, wenn es sich lediglich um einen Besuch handelt, die linke Schmalseite etwa einen halben Zentimeter breit nach



rückwärts. Auch gibt es ein besonderes Schema für das Umbiegen der Ecken, deren jede eine andere Bedeutung hat. Anstelle der früher üblichen französischen Bezeichnungen hat die Gesellschaft in letzter Zeit deutsche Buchstaben in Gebrauch genommen, und so heißt es jetzt: U. B. z. m. = Um Besuch zu machen — U. A. z. n. = Um Abschied zu nehmen — U. G. z. w. = Um Glück zu wünschen — und U. B. a. = Um Beileid auszusprechen. Einzelne Herren, die dem Herrn und der Frau vom Hause ihren Besuch abstatten wollen, müssen, ob sie die Herrschaften antreffen oder nicht, bezw. angenommen werden oder nicht, zwei Karten abgeben.

Formelle Einladungen auf Besuchskarten zu versenden, ist unstatthaft. Wer eine größere Geselligkeit pflegt, darf auch die Ausgabe für gedruckte oder lithographierte Einladungskarten nicht scheuen. Größe und Aufschrift derselben richtet sich nach der Art der Festlichkeit und der Stellung von Gastgebern und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geladenen. Jede bessere Papierhandlung hält eine Auswahl verschiedenartig gefaßter Karten vorrätig, die als Muster und Anhalt dienen können. Werden die Einladungen, wie z. B. in kleinen Städten, durch Diener oder Mädchen ausgesandt und mündlicher Bescheid erbeten, so ist es ratsam, den Boten eine Liste der Geladenen und einen Bleistift mitzugeben, damit sie die erhaltene Antwort sofort hinter dem betreffenden Namen vermerken können. Auch die schriftliche Einladung fordert schleunige Erledigung, um die Gastgeber ziemlich früh über die Anzahl wirklich erscheinender Gäste zu orientieren und ihnen die Möglichkeit zu geben, bei Absagen diesen und jenen nachzuladen.

Der Ton des Antwortschreibens richtet sich am besten nach der Einladung; ist diese sehr feierlich gehalten, so antworten auch wir in förmlicher Weise; freundschaftliche Billete dagegen erwidern wir mit einigen herzlichen, annehmenden oder ablehnenden Worten. Einzelne Zusätze auf den Einladungskarten, wie: „Bitte im Überrock zu erscheinen", „Frack" ꝛc. haben wir selbstverständlich zu beachten. Sehr nachahmenswert ist auch die Sitte, die Zahl der Geladenen auf der Karte anzugeben. Sie ist namentlich für die Damenwelt eine vorzügliche Richtschnur für die Wahl der Kleidung, die uns ohnehin soviel Kopfzerbrechen macht. Keiner feinfühligen Frau wird es gleichgültig sein, wenn sie zu elegant oder zu einfach gekleidet im Gesellschaftsraum erscheint; abgesehen davon, daß die Gastgeber das eine als Überhebung, das andre als Nichtachtung auffassen können.

Was soll nun die Frau, das junge Mädchen bei den verschiedenen Gelegenheiten anziehen? Beginnen wir mit dem einfachsten, dem Damenkaffee. Er ist das eigentliche Feld für Rock und Bluse. Dunkler Woll- oder Seidenrock und elegante Seidenbluse sind für große und kleine Kaffees passend, sonst feine Besuchstoilette. Größere Freiheit gestattet der Jour fixe. Die Wirtin empfängt im eleganten Hauskleid von heller Farbe und trägt leichte Salonschuhe (nicht Stiefel und nicht absatzlose Morgenschuhe). Die Gäste erscheinen in hoher Toilette, im Straßen- oder Gesellschaftsanzug, je nachdem sie nur für den jour oder schon fürs Theater, Konzert ꝛc. gekleidet sind, mit und ohne Hut. Herren tragen Gehrock und Lackstiefel. Für kleinere Diners und Abendgesellschaften wählt die ältere Dame das schwarze oder dunkelfarbige Seiden-, auch ein Spitzenkleid mit kurzer Schleppe; die jüngere Frau ein helles, hohes Seidenkleid event. mit Tüll-, Spitzen- oder Chiffonhalsstück und Ärmeln; das junge Mädchen eine helle Woll- oder leichte Seidenrobe. Auch elegante Blusen sind statthaft. Für den Herrn sind dunkler Anzug, weißes Hemd, schwarze oder hellfarbige Seidenkravatte, Überrock oder Smoking und Lackstiefel vorgeschrieben. Zum großen Diner trägt die ältere Dame ihr Seidenkleid mit langer Schleppe, die Taille nach Belieben hoch oder mit geringem Ausschnitt. Jüngere Mädchen gehen gleichfalls in Seide und ganz ausgeschnitten. Der Herr legt, wenn nicht ausdrücklich Überrock befohlen ist, den Frack an, dazu schwarze Beinkleider, schwarze oder weiße Weste, weiße Kravatte, Lackstiefel, Chapeau claque, helle Handschuhe und — vorausgesetzt, daß er welche hat — auch seine Orden. Der Ball verlangt von der Jugend helle, ausgeschnittene und duftige Gewänder, wenn die Mode es gestattet, auch Blumenschmuck im Haar und an der Brust; von der jüngeren Frau ausgeschnittene Seidentoilette, Diadem, Reiherfedern, auch eine einzelne Blüte im Haar. Der Ballmama bleibt wieder nur das Seidenkleid in bedeckter Farbe und als Kopfputz das kleidsame

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spitzenhäubchen oder, falls sie noch zu jung dafür ist, die nicht minder hübschen Tuffs aus schwarzen oder weißen Federn. Der Herr kleidet sich wie zum großen Diner.

Für die Hausfrau besteht die Pflicht, stets um eine Nüance einfacher zu erscheinen als ihre Gäste, was sie ja nach der Art ihrer Einladung leicht bemessen kann.

Doch nicht nur für den Alltag und für festliche Gelegenheiten, auch für die ernste Zeit der Trauer macht der gute Ton gewisse Vorschriften hinsichtlich unserer Kleidung und der Dauer, während welcher Trauerabzeichen getragen werden sollen. Man unterscheidet dabei drei Abstufungen: tiefe Trauer, einfache Trauer und Halbtrauer.

Tiefe Trauer bedingt gerauhte, stumpf-schwarze Stoffe: Wollkrepp, Kaschmir, Rips, Cheviot und gestattet für den heißesten Sommer allenfalls noch Barrège, Etamine und ähnliche, leichte Gewebe. Als Ausputz dienen breite Blenden und Aufschläge aus englischem Krepp in reichlicher Verwendung. Der Hut besteht vollständig aus Krepp in möglichst einfacher, unauffälliger Form; der dichte Gesichtsschleier ist ringsum mit Krepp besäumt und reicht hinten und vorn gleich tief, fast bis zu den Knieen herab. Witwen tragen außerdem oft noch hinten am Hute ein langes, bis zum Kleidersaum fallendes Schleierende aus Krepp oder überhaupt keinen Hut, sondern die sog. Witwenhaube mit Schneppe aus Krepp und statt des Mantels ein dreizipfelig gefaltetes schwarzes Wolltuch. Auch die Überkleider müssen von stumpfen Stoffen in tiefem Schwarz gefertigt sein, ebenso ist es Sitte, nur schwarze Strümpfe und Unterröcke, schwarze glatte Schirme, Fächer, Pompadours ꝛc. zu tragen. Für die Handschuhe wählt man schwarzes, dänisches Leder, — einfacher schwarzen Zwirn. Gold- und sonstige glänzende Schmucksachen sind bei tiefer Trauer zu vermeiden; erlaubt sind aber Uhrketten, Broschen usw. aus Jett oder matt geschliffener Steinkohle, doch wird man auch sie nur sparsam verwenden.

Für einfache Trauer genügen glatte, schwarze Wollkleider. Die Kreppverzierungen werden schmaler, fallen auch ganz fort und können durch Seidenflor, Borten, Posamenten, Fransen und Perlen ersetzt werden. Den Schleier trägt man kürzer und anstelle der Dänen schwarze Glacéhandschuhe.

Bei der Halbtrauer, als dem Übergang zur farbigen Kleidung, sind schon wieder seidene Stoffe zulässig und an Farben schwarz, schwarz-weiß, hell- und dunkelgrau, lila und ganz weiß.

Für die Herrenwelt schreibt tiefe Trauer schwarze Anzüge, schwarze Mäntel, Hüte, Handschuhe und Schlipse vor. Um den linken Arm und um den Hut wird ein breiter Florstreifen getragen. Bunte Wäsche ist natürlich zu vermeiden.

Die einfache Trauer erlaubt dunkle und mittelfarbige Anzüge und begnügt sich als Trauerabzeichen mit Florstreifen um Arm und Hut.

Obgleich es im innersten Grunde lediglich Sache des Gefühls ist, wie lange man die äußere Trauer um seine Toten beibehalten mag, so haben, wie schon angedeutet, Sitte und Gewöhnung doch auch hierfür gewisse Gesetze aufgestellt. Um seine nächsten Angehörigen: Vater, Mutter, eins der größeren Geschwister, oder die eigenen Kinder trauert man 1 Jahr lang tief, dann ein halbes Jahr lang leicht, worauf man zur Halbtrauer übergeht. Der Witwer betrauert seine Gattin ein bis anderthalb Jahr; die Witwe hält wenigstens anderthalb Jahr an der tiefen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trauer fest, oder aber — namentlich in vorgerücktem Alter — legt sie die schwarzen Gewänder überhaupt nicht mehr ab, als stilles Zeichen dafür, daß sie dem Toten noch übers Grab hinaus die Treue bewahrt.

Die Trauerzeit um die Großeltern währt 6—9 Monate, um Freunde und sonstige Verwandte 6 Wochen bis 2 Monate in leichter Trauer, doch wird sich auch hier die äußere Vorschrift dem eigenen Empfinden und unserem inneren Verhältnis zu den Verstorbenen unterzuordnen haben.

Bei Testamentseröffnungen haben die Geladenen in tiefer Trauer zu erscheinen, gleichviel, ob der Erblasser ihnen verwandtschaftlich nahe stand oder nicht.

Das Verhalten während der Trauerzeit hat sich, der ernsten Kleidung angemessen, ebenfalls ernst und würdig zu geben. Nichts berührt verletzender, als lautes, kokettes oder albernes Benehmen im dunklen Trauergewande. Dort also, wo die äußere Trauer nur Formensache ist und man sich nicht so weit beherrschen kann, ihr auch im Wesen Rechnung zu tragen, dort sollte man am besten ganz davon absehen oder doch die Trauerzeit soviel als möglich abkürzen.

Lustbarkeiten jeglicher Art, auch Konzert- und Theaterbesuche, sind von den ersten 5—6 Monaten tiefer Trauer ausgeschlossen; tritt später das Bedürfnis nach Ablenkung und Anregung ein, so kann man sich die Teilnahme an kleineren Familienzusammenkünften, das Anhören eines geistlichen Konzerts, einer ernsten Oper oder eines ebensolchen Schauspiels wohl gestatten, ohne bei der Welt Anstoß zu erregen.

Daß bei Hochzeiten, Taufen und ähnlichen Anlässen die Trauer abgelegt wird, dürfte allgemein bekannt sein. In Freudenfeste sollen keine Trauerklänge hinübertönen, und wer sich nicht entschließen kann, das schwarze Gewand auf Stunden mit einem farbigen oder doch weißen Kleide zu vertauschen, der bleibe lieber fern und nehme nur in Gedanken teil an dem Glück der andern. —

Schließlich noch ein Wort über den Anzug der Dienstboten. Es liegt in unserem eigenen Interesse, die Dienerschaft so nett und sauber als möglich zu kleiden, denn sie ist gewissermaßen das Aushängeschild für den gesamten Haushalt. Die hübscheste Tracht für das aufwartende und anmeldende Mädchen ist das schwarze, glatte Kleid, weiße Achselschürze, weiße Kragen- und Manschettengarnitur und das flache Hamburger oder das gekrauste englische Häubchen. Manche Hausfrau läßt auch in hellen Waschkleidern servieren; vornehmer aber ist unbedingt das schwarze Servierkleid. Auch während der Morgenarbeit soll das Mädchen dazu angehalten werden, sich sauber und anständig zu tragen. Alte Straßenkleider, vertragene Seidenblusen, fettige und schmutzige Sachen darf die Hausfrau bei ihren Dienstboten nie dulden; ebensowenig Pantoffeln oder niedergetretene Schuhe, sog. Schlurren. Eine leichte Schuhbekleidung, die weder „tappst" noch knarrt, ist zumal für den Zimmerdienst sehr angenehm. Auch darf das Mädchen die Herrschaftszimmer nur betreten, wenn sie die Arbeitsschürze mit einer weißen vertauscht und — bei unbefohlenem Eintritt — leise an die Tür geklopft hat. Für den Burschen wird die Hausfrau zur Hausarbeit waschbare Drillichanzüge oder blau-weiß gestreifte Köperjacken, blaue und weiße Schürzen und ebenfalls leichtes Schuhzeug bestimmen . . .

Einen wichtigen Abschnitt im Leben des jungen Mädchens, des jungen Mannes bedeutet ihre Einführung in die Gesellschaft. Der erste Schritt dazu ist die sogenannte Vorstellung durch Morgenbesuche bei Freunden und Bekannten. Das junge Mädchen führt diese Visiten im Beisein ihrer Mutter aus, der junge Mann allein, angetan mit schwarzem Überrock, Zylinder, halbhellen Handschuhen, feinen Stiefeln und tadelloser Wäsche. Frack ist nur bei hohen Vorgesetzten oder ganz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vornehmen Persönlichkeiten vonnöten. Offizieren kommt bei allen Anstandsvisiten Helm und Waffenrock zu. Auf die einführenden Besuche hat eine Einladung der jungen Leute zu erfolgen; meist wählt man als erste Festlichkeit einen Ball.

Die Toilette sei in diesem Falle für das junge Mädchen so einfach wie möglich; sein schönster Schmuck sei Anmut und Bescheidenheit. Luftige, weiße Stoffe, leichte Seide, jugendlicher Blumenschmuck passen am besten hierher. Einfach und bescheiden, dabei aber nicht verlegen und linkisch soll auch das Benehmen der kleinen Ballnovize sein. Vor allem befleißige sie sich einer korrekten Haltung beim Stehen und Gehen; sie schlenkre nicht mit den Armen, setze die Füße auswärts, sitze frei und aufrecht auf dem Stuhle, ohne sich anzulehnen, zu wippen oder lässig herumzudehnen. Aber auch ein ängstliches oder unruhiges Hin- und Herrutschen auf dem Stuhle ist verboten, ebenso das Übereinanderschlagen der Füße oder Kniee und das so beliebte klirrende Spiel mit Armbändern und Ketten, das leicht den Anschein weckt, als wolle man gewaltsam die Aufmerksamkeit aller auf seine Kostbarkeiten lenken. Eine üble Angewohnheit ist es ferner, sich lange bitten zu lassen, ehe man sich ans Klavier setzt, ein Lied singt oder ein Gedichtchen vorträgt. Das Zaudern und Sträuben nimmt den Zuhörern nicht nur von vorn herein die rechte Stimmung, sondern spannt auch die Erwartungen unwillkürlich höher, sodaß eine Enttäuschung selten ausbleibt, wo es sich nur um liebenswürdige, aber dilettantische Darbietungen handelt.

Daß junge Mädchen bei Tische im Essen, vornehmlich aber im Trinken äußerst mäßig sein müssen, bedarf wohl keiner Erwähnung; Likör sollten sie überhaupt nicht genießen, das macht immer einen burschikosen Eindruck. Auch sollten ganz junge Mädchen sich in Gesellschaft des Rauchens, das bei der Damenwelt immer mehr Anklang findet, streng enthalten. Zigarren zu rauchen, ist für eine Dame, gleichviel ob jung oder alt, einfach unästhetisch.

Junge Mädchen suchen bisweilen etwas darin, in Kraftausdrücken und lässigen Manieren es der männlichen Jugend gleichzutun. Beides dürfte ihnen in den Augen fein empfindender Menschen aber kaum zum Vorteil gereichen. Worte wie „kolossal, pyramidal, scheußlich, eklig, riesig" und dergl. gehören nicht in einen rosigen Mädchenmund; nicht minder abstoßend wirkt es, wenn junge Damen fluchen oder bei jeder Gelegenheit triviale Redensarten gebrauchen, wie „nein, aber sowas", „au Backe", „das durfte nicht kommen" oder dergl.

Die Jugend muß warten, bis sie angeredet wird; dann soll sie bescheiden und höflich antworten, aber nicht nur mit ja und nein, die ein eingehendes Gespräch beinahe unmöglich machen und sie in den Verdacht der Beschränktheit bringen. Übrigens sind ein nacktes ja und nein, auch dort, wo eine knappe Antwort berechtigt ist, als Verstoß gegen den guten Ton anzusehen; man sagt daher „ja, Mama", „nein, lieber Onkel" oder umschreibt wohl auch in Form eines: „gern, Papachen", „gewiß, gnädige Frau" ꝛc.

Damen mit den Titeln ihres Gatten anzureden, kommt in der guten Gesellschaft, weil unrichtig und lächerlich, mehr und mehr ab. Statt Frau Geheimrat, Frau Apotheker, Frau Professor zu sagen, wendet man das verbindliche „gnädige Frau" an. Solange jedoch die Sitte oder vielmehr Unsitte der Titulaturen noch nicht allgemein abgeschafft ist, tut namentlich ein junges Mädchen gut, sich den Gepflogenheiten ihres Kreises anzupassen und nicht unnütz Anstoß zu erregen.

Fast alle der eben erwähnten Vorschriften finden auch auf den neugebackenen Kavalier Anwendung. Befindet er sich in Damengesellschaft, so hat er sich aller

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unschönen Kraftausdrücke zu enthalten, darf weder Füße oder Kniee übereinanderschlagen, noch rauchen, wenn er nicht besonders dazu aufgefordert wird oder doch die Erlaubnis dazu erbeten hat. Mit der Zigarre im Munde zu sprechen oder Klavier zu spielen, gilt mit Recht für eine häßliche Unart, auch ist es rücksichtslos, beim Rauchen sich so zu setzen, daß der Qualm der Zigarre die Nachbarin belästigt. Wenn bei Gesellschaften nach Tisch Zigarren angeboten werden, soll der junge, unverheiratete Herr sich nur eine, höchstens zwei im Rauchzimmer zu Gemüte führen, dann aber wieder im Salon erscheinen und sich den Damen widmen. Er wird den Ruf eines liebenswürdigen, aufmerksamen Kavaliers dafür ernten. Ehe man sich in Gesellschaft verabschiedet, ist die Zigarre fortzulegen; sie darf auch später nicht wieder aufgenommen und weiter geraucht werden. Bietet der Wirt noch „eine Zigarre zum Mitnehmen" an, so hat man sich eben nur auf diese eine zu beschränken und nicht etwa noch zwei oder drei andere „zur Reserve" einzustecken.

Zum Tanz haben sowohl Herr als Dame mit Handschuhen anzutreten; für den Herrn ist es praktisch, sich zum Ball mit zwei Paar Glacés zu versehen, da feuchte, zerrissene oder beschmutzte Handschuhe einen wenig erquicklichen Anblick bieten. Unschicklich ist es, mit einer Dame zu tanzen, der man sich nicht hat vorstellen lassen; auch einander unbekannte Damen, die zusammen in einem Karree tanzen, sollten diese kleine Höflichkeit nicht verabsäumen.

Die Aufforderung zum Tanzen kleidet man etwa in die Form: „Darf ich um den Vorzug (die Ehre rc.) bitten, gnädige Frau?", worauf die Antwort lautet: „Sehr gern", „Mit Vergnügen" oder „Ich bedaure lebhaft, ich bin für diesen Tanz schon versagt" rc. Nach dem Tanz hat der Herr seine Dame auf ihren Platz zurückzuführen und sich durch eine Verbeugung zu verabschieden. Ein Dank seitens der Dame ist unter keinen Umständen gestattet. Bei der Damenwahl hat das junge Mädchen in erster Linie ihre bisherigen Tänzer zu berücksichtigen und sich dem in Aussicht genommenen Herrn langsam und gemessen zu nähern. Sieht es dabei, daß eine andere Dame ihm zuvorkommt, so hat es stillschweigend zurückzutreten. Damenaufforderungen müssen von den Herren stets angenommen werden; auch tanzt man bei Damentouren nur einmal im Saal herum.

Die Annahme einer Einladung zum Balle legt dem jungen Manne die Verpflichtung auf, fleißig zu tanzen. Hausfrau und Töchter hat er mindestens einmal aufzufordern, ebenso darf man von ihm erwarten, daß er mit jeder anderen anwesenden Dame einmal herumtanzt, eine Höflichkeit, die der wohlerzogene junge Mann übrigens auch auf öffentliche Bälle ausdehnen wird . . .

Wie im Salon sind auch im öffentlichen Verkehr allerlei Vorschriften zu beachten. Als erste Regel gilt, daß der Dame stets der Vortritt gebührt, nur treppauf geht der Herr voran; treppab dagegen bleibt er mit der Dame auf einer Stufe, höchstens eine Stufe niedriger.

Auf der Treppe von Privathäusern hat man Entgegenkommende zu grüßen; der Herr tritt dabei zur Seite und wartet, bis die Dame vorübergegangen ist.

Auf der Straße geht der Herr an der linken Seite der Dame; hat er zwei Begleiterinnen, so geht die ältere Dame in der Mitte, die jüngere links, der Herr rechts. Beim Ausweichen überläßt man Damen, Kindern und älteren Personen den Bürgersteig, namentlich die an den Häusern entlang laufende Seite. Stößt man jemanden an, so hat man als Herr den Hut mit einem „bitte um Verzeihung" zu lüften, als Dame sich wenigstens zu verneigen. Beim Grüßen ist zu beachten, daß gleichaltrige und gleichstehende Personen sich stets gleichzeitig grüßen; Herren grüßen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Damen, die Jugend das Alter zuerst. Beim Gruß hat die Dame sich leicht zu verneigen, der Herr nimmt den Hut mit der rechten Hand vom Kopfe; links darf er nur dann grüßen, wenn er eine Dame am Arme führt. Geht ein Herr in Gesellschaft eines anderen und dieser grüßt Bekannte, so hat er gleichfalls den Hut zu lüften. Spricht sein Begleiter, indem er stehen bleibt, mit vorübergehenden Damen, so hat der Herr, falls keine Vorstellung stattfand, in einiger Entfernung zu warten, wobei er den Hut in der Hand behält und zu grüßen hat, sobald sein Begleiter sich von den Damen verabschiedet. Geht dagegen eine Dame in Begleitung eines Herrn und dieser grüßt einen anderen Herrn, so hat sie nicht mitzugrüßen, grüßt er jedoch eine Dame, so verneigt sie sich ebenfalls. Grüßt sie ihrerseits Bekannte, so hat der sie begleitende Herr stets mitzugrüßen, auch wenn die Herrschaften ihm völlig fremd sind. Vor den Mitgliedern des Königshauses und vor hochgestellten Persönlichkeiten, denen man besondere Ehrfurcht bezeugen will, tritt man zur Seite, wendet ihnen Körper und Gesicht voll zu und macht eine regelrechte Verbeugung wie im Salon. Beim Grüßen haben die Herren die Zigarre aus dem Munde und die Hände aus den Paletottaschen zu nehmen. Radelnde Damen grüßen nur durch Neigen des Kopfes; die Hand nach Art des Militärs an die Kopfbedeckung zu legen, gilt als unschicklich. Beim Grüßen im Freien, in Konzert- und Kaffeegärten ꝛc. erhebt sich die Dame ein wenig von ihrem Sitz, wobei die Verneigung zugleich wieder die Bewegung zum Niedersetzen ist; nur bei Hochgestellten oder fürstlichen Personen erhebt sie sich vollständig und grüßt durch regelrechte Verneigung. Herren grüßt sie nur durch eine leichte Verbeugung.

Das elegante Tragen von Stock und Schirm ist eine Kunst, in der nur wenige Meister sind. Die einen wirbeln mit ihnen in der Luft herum, die anderen stoßen sie so energisch aufs Pflaster, daß es weithin schallt. Wieder andere köpfen jedes Hälmchen und Gräschen am Wege, prellen Steine damit vor sich her oder tragen Stock oder Schirm wagerecht unterm Arm. Alles das verstößt nicht nur gegen die gute Sitte, sondern bringt auch erhebliche Gefahren für Augen und Gliedmaßen der Nebenmenschen mit sich, ist also von einem Manne, der Anspruch auf gesellschaftliche Bildung macht, zu unterlassen.

Lautes Lachen, Arm in Armgehen zu Dreien oder Vieren oder Stehenbleiben mitten auf dem belebten Bürgersteige gilt gleichfalls nicht als fein. Will man mit einem Bekannten sprechen, so soll man zur Seite an ein Haus treten oder gemeinschaftlich mit ihm den Weg fortsetzen.

Auf Reisen hält man sich natürlich nur an die allgemeinen Regeln des guten Tons, und manche Rücksicht, wie sie unter Bekannten üblich ist, fällt fort, sobald wir uns als Fremder unter Fremden bewegen. Verkehrt aber wäre es, wollten wir alle Höflichkeit und Rücksichtnahme beiseite setzen; die Welt ist klein, und manchen schnöde behandelten Reisegefährten können wir im Winter im Salon befreundeter Familien wiedertreffen. Etwa begangene Taktlosigkeiten oder Unterlassungssünden würden wir dann gewiß bitter bereuen. Wollen wir als Leute von Erziehung gelten, so haben wir z. B. beim Betreten und Verlassen eines Eisenbahnabteils die bereits anwesenden Insassen höflich zu grüßen, alten oder kränklichen Herrschaften den besten und geschütztesten Platz zu überlassen, ihnen beim Einsteigen und Ablegen des Handgepäcks behilflich zu sein, auf ihre Bitte das Fenster zu schließen und was der kleinen Dienste mehr sind. Haben wir eine lange Reise vor uns und die Absicht, Mundvorrat mitzunehmen, so sollten wir diesen stets zierlich und appetitlich vorrichten, in weißes, undurchlässiges Papier hüllen und alles davon ausschließen, was durch die Länge der Zeit und den Einfluß der Wärme

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unansehnlich wird, ebenso stark riechende Sachen, wie Käse, Bücklinge und dergl. Eine saubere Serviette, ein Reisebesteck, Reiseflasche und Gläschen mitzuführen, ist für den Speisenden wie für den Zuschauer gleich angenehm. Auch ein Handtuch, Seife und Kamm, — fährt man mit Kindern, an Stelle eines Schwammes noch etwas gereinigte Watte — erweisen sich für lange Touren als äußerst praktisch.

Mit dem Anknüpfen von Reisebekanntschaften sollten Damen, besonders junge Mädchen, sehr vorsichtig sein; überhaupt sei ihr ganzes Auftreten unterwegs und auch im Hotel oder Kurort ein unauffälliges und zurückhaltendes. Junge Mädchen sollten nie allein im Hotel logieren. Läßt sich in einzelnen Fällen jedoch das Übernachten im Hotel durch Verlegen der Reiseroute nicht umgehen, dann mögen vorsichtige Eltern wenigstens schriftlich die Ankunft der Dame melden und eine Vertrauensperson zum Abholen auf die Bahn bestellen. Auch bieten die allenthalben vorhandenen christlichen Vereinshäuser gute und sichere Unterkunft für alleinreisende Damen. Ganz junge Mädchen sind in Badeorten in Familien- und nicht in öffentliche Pensionen zu geben.

Wie das Benehmen der reisenden Dame sei auch das Äußere fein und einfach zugleich. Die früher durchweg übliche Sitte, sich für das Koupee die schlechteste Kleidung auszuwählen, kommt glücklicherweise mehr und mehr ab. Das Reisekleid soll im Gegenteil sehr chic sein, vom Hut bis herab zu den Stiefelchen und den Handschuhen. Am hübschesten und praktischsten sind die sog. Schneiderkleider mit passendem Jäckchen, auch die Jackenkostüme mit mittelfarbigen Hemdblusen aus Seide sehen elegant und kleidsam aus. Unbestimmte Farben wie grau, mode, grüngrau sind den ausgesprochenen Tönen vorzuziehen, schwedische Handschuhe vorteilhafter als solche von Glace.

Bei der table d'hôte ist im großen Ganzen etwas elegantere Toilette geboten. Bevor wir uns auf dem uns zugewiesenen Platze niederlassen, haben wir die Zunächstsitzenden mit leichter Verbeugung zu begrüßen. Ein Vorstellen ist überflüssig und nur bei längerem Beisammensein mit denselben Nachbarn angebracht. Finden wir es für nötig, Teller und Bestecke mit der Serviette nachzuwischen, so soll es so unauffällig als möglich geschehen. Die Speisen reichen wir höflich weiter, bitten auch den Zunächstsitzenden um diese oder jene Schüssel, die Wasserflasche ꝛc, wenn wir selbst sie nicht erlangen können. Nach beendigter Mahlzeit legen wir die Serviette, ohne sie zusammenzufalten, auf den Tisch und verbeugen uns wie zu Anfang gegen die nächsten Nachbarn.

Das Unangenehmste beim Reisen wie auch bei der häuslichen Geselligkeit ist die Trinkgeldfrage. Viel und oft ist darüber debattiert worden und doch bleibt sie in unverminderter Frische bestehen. Trinkgelder müssen wir alle zahlen, wo immer wir Dienste in Anspruch nehmen, im Haus wie im Hotel, bei den Freunden und im Restaurant. Nur das junge Mädchen, das noch unter der Obhut der Eltern steht, ist davon ausgenommen. Selbst wenn es allein, ohne elterliche Begleitung eine Gesellschaft bei Bekannten mitmacht, ist es vom Trinkgeldzwange befreit, ja, es würde nicht einmal für passend gelten, wollte es trotzdem generös sein. Alle andern Damen aber, die verheirateten so gut wie das „ältere, junge Mädchen" und die beruflich tätige oder sonst im Erwerbsleben stehende Unverheiratete müssen ihren Obolus opfern gleich den Herren. Ein Normalsatz läßt sich dafür nicht gut angeben. Durchschnittlich wird bei einem Damenkaffee von jeder Besucherin ein Fünfzig-Pfennigstück gespendet, ebenso bei einem größeren Abendessen. Herren zahlen fünfzig Pfennige bis eine Mark; höher hinaus sollte keiner gehen, um für die andern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„die Preise nicht zu verderben". Bei Ehepaaren oder ganzen Familien gibt selbstverständlich nur der Gatte und Vater ein Trinkgeld; in ersterem Falle genügt eine Mark, bei viel Köpfen erhöht es sich auf zwei, will man sehr splendid sein, auch auf drei Mark. Bei Logierbesuch rechnet man im allgemeinen für einen vierwöchigen Aufenthalt für die Person drei bis vier Mark; bei kürzerem Besuch und wenn mehrere Dienstleute im Hause sind, verschlechtern sich die Chancen des Gastes insofern, als er jedem wenigstens eine bis zwei Mark in die Hand drücken muß; schon für eine einzige Nacht ist das Minimum für einen Herrn eine volle Reichsmark.

Im Hotel verteilen sich die Trinkgelder naturgemäß auf eine mehr oder minder große Reihe von Empfängern. Haben wir wochenlang im Hotel zugebracht und infolgedessen eine größere Summe für die Trinkgelder ausgesetzt, so ist es am einfachsten, diese dem Oberkellner zur Verteilung auszuhändigen. Kleinere Summen überweisen wir besser selbst, „nach Verdienst und Würdigkeit". Um einen Anhalt für das Maß des Trinkgeldes zu haben, rechnet man bei Begleichung der Rechnungen durchschnittlich 10 % der Gesamtsumme für die Trinkgelder. Haben wir aber von diesem oder jenem besondere Dienstleistungen in Anspruch genommen, so ist es nicht mehr als billig, daß wir ihm dafür eine Extra-Entschädigung zukommen lassen, nach dem Grundsatz „wie Du mir, so ich Dir!" Alleinreisenden Damen ist im übrigen ein wenig Generosität nur von Vorteil; wer im rechten Augenblick die Hand zu öffnen versteht, findet überall willige Gemüter und ein freundliches Gesicht, das die Frau und auch der Mann „mit zugeknöpften Taschen" vergeblich suchen wird.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Am Schreibtisch.

Wir modernen Menschen kranken daran, daß wir nie Zeit haben. Die tausenderlei Anforderungen des Alltags absorbieren den Hauptteil unserer Kräfte. Wir haben keine Zeit mehr, dies und jenes zu tun, was uns lieb ist; nicht Zeit, nach innen zu leben, nicht Zeit, mit ungeteiltem Herzen an den Leiden und Freuden unserer Mitmenschen teilzunehmen. Alles geschieht in einer gewissen Hast, ohne die behagliche Ruhe, wie sie unseren Großeltern und Urgroßeltern noch eigen war. So ist es auch eine Folge unseres vielseitigen und beweglichen Lebens, daß wir keine Zeit mehr haben, uns einem ausgedehnten, liebevoll eingehenden, schriftlichen Gedankenaustausch hinzugeben. Freilich spricht auch noch ein anderes mit.

Früher, als die Verbindungen noch schlecht, die Reisen umständlich und teuer waren, mußte der Brief den persönlichen Verkehr ersetzen, und da auch das Porto sich ziemlich hoch stellte, so suchte es der Briefschreiber nach Möglichkeit auszunützen und seine Ergüsse schwollen oft zu kleinen Büchern an, die sein inneres und äußeres Leben getreu wiederspiegelten. Männer und Frauen handhabten die Feder mit gleicher Lust und Ausdauer, und mancher Briefwechsel bedeutender Persönlichkeiten ist uns Kindern von heute zum köstlichen Dokument geworden; eine unerschöpfliche Quelle interessanter Studien.

Unsere Zeit weist nur noch wenige schreibfröhliche Männer auf. Die Last der Familien- und Freundeskorrespondenz ruht zumeist auf den Schultern der Frauen, die sie in der Mehrzahl so schnell als möglich abzutun suchen. Bogenlange Episteln ohne Ende wandern eigentlich nur noch zwischen schwärmerischen Backfischen und verliebten Leuten in der Welt umher. Der Durchschnittsbrief ist kurz, flüchtig; „in Eile" oder „weiteres mündlich" heißt es oft, wie zur Entschuldigung auf seiner letzten Seite. Wir können heute eben einander in ein paar Stunden erreichen; sehen und sprechen uns während des Jahres ein paar Mal für längere oder kürzere Zeit, und auch aus diesem dritten Grunde hat der Brief viel von seiner früheren Bedeutung verloren; er ist alles in allem gewissermaßen zum „Lebenszeichen" herabgesunken. Das ist im Grunde genommen traurig, denn oft bilden Briefe den einzigen Zusammenhalt zwischen weitverstreuten Familiengliedern, ein unsichtbares Band, das uns mit befreundeten Herzen verknüpft. Hier wie da wird ein lieber, ausführlicher Brief mit Freuden aufgenommen werden, und wenn irgend die Verhältnisse es gestatten, sollten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir uns und anderen — selbst mit etwas Mühe und Selbstüberwindung — dies Glück öfter als üblich bereiten. Bei ausgedehnten Familien ist es nicht einmal nötig, jedem einzelnen Bericht zu geben; der Brief kann von einem zum andern reisen, vom jeweiligen Empfänger mit den eigenen Erlebnissen ergänzt und dann weiter befördert werden. Diese Rundreisebriefe sind die einfachste und gründlichste Art der Familienkorrespondenz.

Viele behaupten, zum Briefe schreiben gehöre Talent. Es ist hierbei wohl aber wie überall: Lust und Liebe zur Sache bringen das Gelingen mit sich. Wer sich freilich mit dem Seufzer „einmal muß es ja doch sein!" am Schreibtisch niederläßt und ohne seine Gedanken zu sammeln, alles, was ihm gerade durch den Kopf schießt, zu Papier bringt, dabei wohl gar noch mit einem Ohr nach der Küche hinauslauscht, ob auch die Milch nicht überkocht, mit dem andern ins Kinderzimmer hinüberhorcht, wo die Jungen so unheimlich ruhig sind, der wird es zu keinem ordentlichen Briefe bringen. Sind wir uns aber klar darüber, was wir schreiben wollen, haben wir auch Ort und Stunde so günstig gewählt, daß wir ungestört mit unseren fernen Lieben plaudern können, bringen wir die nötige Lust und Fröhlichkeit dazu mit, dann sind alle Vorbedingungen für einen guten Brief geschaffen.

Der Brief stellt sich als Vertreter unserer eigenen Person im fremden Hause ein. Es ist daher nicht gleichgültig, in welchem Gewand er erscheint. Der erste Eindruck ist auch hier maßgebend, und das bestilisierte Schreiben, der warmherzigste Brief verliert, wenn man mühsam Wort für Wort aus dem Gekritzel entziffern muß. Ob das Papier weiß oder farbig, glatt oder mit Emblemen geschmückt, ob das Format groß oder klein gewählt wird, das hängt zumeist vom persönlichen Geschmack ab. Je feiner ausgebildet dieser ist, desto mehr wird er darauf bedacht sein, alles Auffällige und Widersinnige zu vermeiden. Dem braven Hausmütterchen, das nie in seinem Leben noch hoch zu Roß durchs Land trabte, würden sportliche Embleme auf ihrem Briefbogen, wie Jockeymütze, Peitschen und Hufeisen gewiß nicht anstehen, so wenig wie ein rauher Seemann seine kräftigen Schriftzüge auf einen mit Rosen und Vergißmeinnicht übersäten Bogen setzen wird. Haben wir ernste Angelegenheiten in unserem Briefe zu verhandeln, so tun wir gut, auch äußerlich alles Spielerische zu vermeiden; nicht zu winzige Bogen zu wählen, die Hülle nicht mit kokketten Siegelmarken zu verschließen und was dergleichen Torheiten mehr sind. Auch zu dünn darf das Papier nicht sein, wenn unser Schreiben von vornherein einen guten Eindruck machen soll. Wer aber viel mitzuteilen hat und Porto sparen will, mag immerhin das überseeische Papier benutzen, das zwar dünn, jedoch fest und undurchlässig ist.

Unsere Handschrift umzumodeln, geht nicht gut an; soviel läßt sich indeß bei einiger Mühe wohl erreichen, daß sie sauber und leserlich ist. Zumal ältere Leute lieben es nicht, den Brief als Rätsel aufzufassen, dessen Lösung Stunden in Anspruch nimmt. Keinem aber wird es gefallen, einen Brief studieren zu müssen, der mit Tinte „blaß wie Luisens Limonade" geschrieben wurde; eher nimmt man noch einen kräftigen Spritzer mit in den Kauf (obgleich auch der durchaus nicht bon ton ist), selbst wenn er nicht die bei Kindern so beliebte Entschuldigung aufweist: „Dieser Kleks ist ein Kuß."

Daß wir beim Schreiben den Bogen mit der geschlossenen Seite nach links vor uns liegen haben, ist wohl allgemein bekannt. Das erste was wir darauf setzen, ist die Angabe des Absendungsortes und das Datum. Beides wird häufig vergessen, ist aber eine Höflichkeit gegen den Empfänger, der sich bei unserem modernen Nomadenleben unmöglich die Adressen aller Bekannten zu merken vermag

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und durch diese kleine Aufmerksamkeit beim Beantworten unseres Briefes der Mühe des Suchens und Nachschlagens enthoben ist. Leben wir in einer kleinen Stadt, in der die Postboten über jeden Briefempfänger orientiert sind, so genügt die einfache Ortsangabe; für Großstadtbewohner empfiehlt es sich aber, darunter auch Straßennamen und Hausnummer und dann erst das Datum zu schreiben. Zwischen erstem und zweitem Drittel des Bogens steht die Anrede. Angehörigen und Freunden gegenüber werden wir dafür mit den richtigen Worten nie in Verlegenheit sein; schwerer ists, auch bei Fremden stets das Rechte zu treffen. Gesellschaftlich Gleichstehende reden wir mit „Sehr geehrter Herr", „Sehr geehrte Frau" oder „Sehr geehrte gnädige Frau" an. Größere Ehrerbietung liegt schon in „Verehrter Herr" und „Sehr verehrte gnädige Frau!" Bekleidet der Adressat einen besonders hohen Rang, ist er geistig hoch bedeutend und vielleicht auch noch hoch bejahrt, so dürfen wir ihn, ohne uns etwas zu vergeben, mit „Hochverehrter Herr" anreden; die Titulatur „Gnädiger Herr" dagegen wird nur vom dienenden Personal gebraucht. Bei Fürstlichkeiten, der hohen Geistlichkeit, Behörden ꝛc. herrschen für die briefliche Anrede bestimmte Vorschriften, auf die wir später noch zurückkommen.

Mit der Einleitung des Briefes beginnen wir ungefähr zwei Finger breit unter der Anrede und lassen links am Bogen einen 2—3 cm messenden, freien Rand stehen, dessen größere oder geringere Breite zugleich den Grad unserer Hochachtung für den Adressaten anzeigt. Wie wir unsere eigene Person nie in den Vordergrund stellen sollen, so dürfen wir auch unseren Brief nicht mit „Ich" beginnen; es läßt sich da leicht eine Umschreibung finden. Eine gute Einleitung ist gewissermaßen ein Kunststück; nicht jedem gelingt sie. Geschickt gemacht, weckt sie Interesse für den ganzen, nachfolgenden Brief.

Über dessen Inhalt lassen sich nun freilich keine Regeln aufstellen; das aber ist gewiß, je natürlicher und ungezwungener wir schreiben, um so lebhafter wird das Echo sein, das wir im Herzen des Empfängers wecken. Manche Menschen machen im schriftlichen Verkehr einen vollständig anderen Eindruck, als wenn man persönlich mit ihnen verhandelt. Sie schreiben anders, als sie sprechen: gezierter, gesucht elegant. Ihre Briefe sind nicht ein „Plaudern mit der Feder", es sind schön stilisierte Aufsätze ohne Eigenart und Wärme. Das beste Mittel, natürlich zu schreiben ist der Gedanke, wir sitzen dem Freunde gegenüber und erzählen ihm, was unser Herz bewegt. Daß wir dabei nicht nur von uns und unseren Erlebnissen plaudern, sondern auch die Interessen des anderen im Auge behalten und liebevoll darauf eingehen sollen, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Jedenfalls ist es zweckmäßig, den betreffenden Brief, den wir gerade beantworten wollen, noch einmal durchzulesen, ehe wir mit dem Schreiben beginnen. Das bringt uns in die richtige Stimmung und frischt manches schon Vergessene wieder auf.

Zwei Dinge, denen beim Schreiben besonders Achtung gezollt werden sollte, — aber leider nicht immer gezollt wird — sind Stil und Interpunktion. Selbst beim vertraulichsten Brief dürfen wir uns damit nicht gehen lassen, so wenig als uns orthographische Fehler zum Ruhme gereichen werden. Nicht jeder Empfänger ist tolerant genug, sie uns nur als „Flüchtigkeitsschnitzer" anzurechnen, und oft können die Folgen solcher unscheinbaren Vergehen — z. B. bei Stellenbewerbungen — recht unangenehme für uns sein. An Ausländer bedienen wir uns am besten der lateinischen Schrift, da ihnen diese — auch wenn sie unsere Muttersprache beherrschen, — geläufiger ist als die deutschen Lettern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Richtet ein Höhergestellter brieflich eine Frage an uns, so haben wir dieselbe umgehend zu beantworten oder — falls Erkundigungen nötig sind — ihm wenigstens sofort Nachricht zu geben, daß wir seinen Wunsch erfüllen werden. Mit dem Beantworten von Geschäftsbriefen werden wirs, wenn wir klug sind, ebenso halten. Auch Bittgesuche von Leuten, die unter uns stehen, verlangen schleunige Erledigung, gleichviel, ob wir gewähren oder abschlagen. Für den Armen, der zwischen Furcht und Hoffnung auf unseren Bescheid harrt, wird jedes Zögern zur aufreibenden Marter, und ein schnelles „Nein" ist immer noch barmherziger als ein schweigendes Übergehen oder wochenlanges Hinziehen.

An Untergebene schreibe man seine Wünsche und Befehle knapp und deutlich, ohne in einen übertrieben herablassenden oder hochmütigen Ton zu verfallen. Unsere Leute haben ein sehr feines Empfinden für wahre Freundlichkeit und Herzensgüte; kehren wir den Vorgesetzten allzu scharf heraus, so erreichen wir meist das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung. Das Gleiche würde der Fall sein, wollten wir unangenehme Briefe, die ja leider keinem erspart bleiben, in der ersten Aufwallung beantworten. Der Rat vom „beschlafen" ist hier mehr am Platze als anderswo. Am nächsten Morgen sehen wir die Sache schon viel ruhiger an; die Hitze ist verraucht, das Urteil klarer, und beides wird für unsere Antwort von Vorteil sein. Nicht allemal gehört „auf einen groben Klotz auch ein grober Keil". Je sachlicher wir Anschuldigungen widerlegen, je höflicher wir unsere Worte fassen, je vorsichtiger wir mit Vorwürfen und Verdächtigungen sind, umso mehr werden wir unserer Sache dienen.

Überhaupt sollten wir der Feder nicht gar zu viel Freiheit lassen, auch in intimeren Briefen nicht. „Gesprochenes Wort verweht, geschriebenes aber besteht", und oft kann es als bitterer Ankläger gegen uns auftreten. Selbst den besten Freunden gegenüber ist eine gewisse Vorsicht geboten, und Verdächtigungen, Verurteilungen behalten wir, wenn wir sie nun einmal unbedingt aussprechen müssen, besser auf dem Herzen, bis wir sie mündlich kundgeben können. Nie auch dürfen wir uns zu anonymen Anschuldigungen hinreißen lassen. Anonyme Briefe sind eines anständigen Menschen unwürdig!

Glückwünsche und Kondolenzbriefe verlieren an Wärme, wenn sie allzubreit ausgesponnen werden. Vor allem kranken sie an der „Phrase". Kurz, aber herzlich! sei die Devise. Glückwünsche fallen uns in der Regel leichter als Beileidsschreiben, und wo das eigene Gefühl versagt, schmückt man sich mit fremden Federn und zitiert Spruch- und Liederverse. Wer selbst schon Leid um liebe Verstorbene trug, weiß aber, daß solche Worte leerer Schall sind und daß auch der wohlfeile Hinweis auf die lindernde Zeit keinen Trost gewährt. Dagegen legt sich ein freundliches Erinnern an die Hingeschiedenen, ein liebes Wort über ihre Vorzüge, ein Ausdruck aufrichtigen Schmerzes wie Balsam auf die brennende Wunde.

Für derartige kurze Mitteilungen, auch für Einladungen haben sich die länglichen oder quadratischen Billetkarten mehr und mehr eingebürgert. Auch die Benutzung der Besuchskarte ist zulässig. Einladungen erfolgen meist auf vorgedruckten Karten, nur bei freundschaftlichen, kleinen Festlichkeiten bitten wir eigenhändig „um das Vergnügen", diesen oder jenen bei uns zu sehen. (Siehe Kapitel „Geselligkeit".)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle Schriftstücke, die wir aus der Hand geben, seien es Karten oder Briefe, verlangen eine Unterschrift, d. h. neben unserem Namen noch eine kurze Zusicherung der Achtung, Verehrung, Freundschaft ꝛc. Darüber herrschen ebenfalls bestimmte Vorschriften. Am gebräuchlichsten sind die Formeln: „Hochachtungsvoll", kühler: „Ergebenst" mit dem einfachen Zusatz des Namens. Im übrigen richtet sich die Unterschrift nach der Art der Anrede und kann sich steigern auf: „Ihre hochachtungsvoll ergebene —" „Mit vorzüglicher" oder „ausgezeichneter Hochachtung Ihre ergebene —", „Hochachtungsvoll grüßend", „Verehrungsvoll" ꝛc. ꝛc. Im allgemeinen gilt die Sitte, daß wir Gleichstehende und ungefähr Gleichaltrige in unserem Antwortschreiben genau so anreden, wie sie uns tituliert haben. Das beseitigt alle Bedenken und Erwägungen. Eine Nachschrift (Post skriptum) ist eigentlich nur bei freundschaftlichen Briefen gestattet und soll eine spezifisch weibliche „Unart" sein. Da sie sich aber auch in Männerbriefe und selbst in geschäftliche Schreiben einzuschleichen weiß, darf uns dieser Vorwurf nicht allzu hart drücken.

Nun das Kuvert, die äußere Hülle des Briefes. Es dient dazu, unser Schreiben sicher an Ort und Stelle zu befördern. Das kann es aber nur, wenn es, vorschriftsmäßig ausgestattet, seine Wanderung antritt. Zu seiner Ausrüstung gehört vor allem der deutlich geschriebene Name des Empfängers und dessen Titel, falls er einen hat. Ein wenig Achtsamkeit kann bei beiden nicht schaden; viele Menschen sind überaus empfindlich gegen jede Verstümmelung ihres Namens, und ein „Hermann Meyer" wird es uns unter Umständen nie verzeihen, wenn wir ihm ein zweites r und vielleicht gar noch ein i statt des vornehmen y andichten. Ebenso steht es mit den Titulaturen, bei denen „Übergriffe" schließlich immer noch eher ein nachsichtiges Lächeln finden als „Verkleinerungen". Sind wir uns über Namen und Titel völlig klar, so schreiben wir sie in die Mitte des Briefumschlags und bemessen den Raum derartig, daß jeder Buchstabe zu seinem Recht gelangt und die letzte Silbe nicht etwa bis zur Unkenntlichkeit zusammenschrumpfen muß. Orts- und Straßenangabe finden rechts unter dem Namen Platz. Städte, die in verschiedenen Provinzen vorkommen, sind deutlich zu bezeichnen; so muß neben Frankfurt — um nur ein Beispiel herauszugreifen — a. O. oder a. M. stehen, je nachdem der Brief an die Oder oder an den Main wandern soll. Bei Großstädten ist es ratsam, auch die Richtung und Nummer des Postbezirkamts anzugeben, ferner Straße, Hausnummer und Stockwerk. Beispiel:

Herrn Professor Dr. Emil Hoffmann

Berlin NW. 23.
fr. Lessingstraße 17. III. rechts.

Die Marke steht rechts oben in der Ecke des Umschlags, links unten der kleine Sicherheitsvermerk: „frei". Haben wir schließlich auf der Rückseite des Kuverts auch noch unsere eigene Adresse und unseren Namen als Absender notiert, so ist alles Notwendige geschehen, daß der Brief pünktlich in die Hände des Empfängers oder — wenn dieser verzogen, gestorben oder sonstwie nicht aufzufinden sein sollte — ohne amtliche Öffnung wieder an uns zurückgelangt.

Die Zusätze Wohlgeboren, Hoch- und Hochwohlgeboren sind im gewöhnlichen Briefverkehr nicht mehr recht üblich; spekulative Geschäftsleute setzen sie freilich noch immer gern auf ihre Zuschriften, wenn sie dem Empfänger besonders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmeicheln wollen, und bei vielen Menschen bedeutet das Wohl- noch mehr das Hochwohlgeboren auch nur eine Formel, die ihrer Ansicht nach zu jeder richtigen Adresse gehört.

Viel wichtiger als solch eine nichtssagende Beigabe ist die genügende Frankatur unseres Briefes. Strafporto zahlen wir alle wohl nicht gern und es läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit auch recht gut vermeiden. Besitzen wir selbst keine Briefwage, so sollten wir in zweifelhaften Fällen den Brief auf der Post wiegen lassen oder lieber eine Marke zu viel als zu wenig aufkleben.

Wichtige Schriftstücke senden wir „eingeschrieben" oder „gegen Rückschein", d. h. gegen Empfangsbestätigung des Adressaten. In beiden Fällen muß der Vermerk „Eingeschrieben" und „Rückschein" deutlich lesbar auf dem Umschlag verzeichnet sein.

Eilige Sendungen sind „Durch Eilboten zu bestellen", wie der Vermerk lautet. Tragen wir selbst die Kosten dieser Sonderbestellung, so erfolgt der Zusatz „Bote bezahlt".

Schriften und Urkunden, „die nicht die Eigenschaft einer eigentlichen oder persönlichen Korrespondenz tragen" (Manuskripte, geschriebene Partituren, Rechnungen, Lohn-, Dienst- und Arbeitsbücher, Frachtbriefe ꝛc.) können als „Geschäftspapiere", durch Aufschrift als solche gekennzeichnet, ins In- und Ausland verschickt werden.

Frische Blumen gehen in Pappschachteln als „Muster ohne Wert", doch darf ihnen nichts Geschriebenes beiliegen.

Drucksachen werden in Brief- und Rollenform, unverschlossen und mit entsprechendem Vermerk, aufgegeben.

Geld ist am sichersten mittels Postanweisung zu senden und kann auf Wunsch auch telegraphisch überwiesen werden. Größere Summen sind in Briefen mit Wertangaben zu befördern. Solche Briefe müssen mit haltbarem, aus einem Stück gefertigtem Umschlage versehen und mit mehreren, durch dasselbe Petschaft mit gutem Lack hergestellten Siegelabdrücken sicher verschlossen sein. Geldstücke, welche in Briefe eingeschlossen sind, müssen in Papier eingeschlossen und derart befestigt sein, daß sie ihre Lage während der Beförderung nicht ändern können.

Sendungen, auf denen ein Nachnahmebetrag haftet, haben in der Aufschrift den Betrag in Worten und Zahlen, sowie Namen und Wohnung des Absenders zu enthalten. Die Angabe des Nachnahmebetrags hat in der deutschen Reichswährung zu erfolgen.

Von wichtigen Schriftstücken, Kontrakten, Eingaben, Briefen werden sicherheitshalber Duplikate oder Kopien zurückbehalten.

Wollen wir ein Schreiben an Behörden oder höhere Beamte richten, so nehmen wir einen ganzen Bogen weißes Papier in Reichsformat (33 cm hoch, 21 cm breit), falten ihn der Länge nach und beschreiben sodann nur die rechts vom Bruch liegende Hälfte der Seite. Oben und unten soll ein zwei bis drei Finger breiter Raum frei bleiben. Die Entfernung der einzelnen Linien untereinander richtet sich nach der Größe unserer Handschrift, die sich deutlich und klar abheben soll. Die Benutzung eines Linienblattes ist zu empfehlen. Die Zeilen müssen dicht am Bruch beginnen; das erste Wort des Schreibens und das erste jedes Absatzes ist ca. 2 cm einzurücken.

Auf der ersten Seite oben rechts bringen wir Orts- und Zeitangabe ohne Abkürzung an, oben links um 3 cm tieferstehend, die knappe aber genaue Bezeichnung des Gegenstandes, um den es sich handelt. Bei Antwortschreiben sind darunter auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch Tag und Geschäftsnummer des Schreibens der Behörde, event. die Zahl der Anlagen zu vermerken. Wieder 3 cm tiefer beginnen wir dann rechts vom Bruch ohne jede Einleitung mit dem Text. Ebenso setzen wir unmittelbar hinter den Schluß des Schreibens unseren voll ausgeschriebenen Namen, darunter den Stand. Die Adresse der Behörde oder sonstigen Adressatin hat auf dem ersten Bogen links unten zu stehen.

Mehrere Bogen einer Eingabe sind auf ihren Seiten zu numerieren und zusammenzuheften, ebenso die einzelnen Anlagen und nach Nummern, Ort, Datum und Inhalt aufzuführen und an der Seite durch Striche kenntlich zu machen.

Mustertafel

für das schriftliche Ceremoniell im Verkehr mit Fürstlichkeiten, Aristokraten, Behörden usw.

Titel	Anrede	Textanrede	Unterschrift	Adresse
Kaiser und König	Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König! Allergnädigster Kaiser, König und Herr!	Eure Kaiserliche und Königliche Majestät — Allerhöchstdieselbe — Allergnädigst —	Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät alleruntertänigster	An des Kaisers und Königs Majestät in . oder: Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und Könige von Preußen
Kaiserin und Königin	Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Kaiserin und Königin! Allergnädigste Kaiserin, Königin und Frau!	do.	do.	Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin und Königin von Preußen
König	Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!	Eure Königliche Majestät — Allerhöchst Sie — Allerhöchstdieselbe —	Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigster	Seiner Majestät dem König von — oder: An des Königs von . . . Majestät
Kronprinz	Durchlauchtigster Kronprinz, Gnädigster Prinz und Herr!	Eure Kaiserliche und Königliche Hoheit — huldvoll, gnädigst —	Eurer Kaiserlichen, Königlichen Hoheit untertänigster	An Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen des deutschen Reichs und von Preußen
Prinzen des Königlichen Hauses	Durchlauchtigster Prinz, Gnädigster Prinz und Herr!	Eure Königliche Hoheit!	Eurer Königlichen Hoheit untertänigster	An Seine Königliche Hoheit den Prinzen (Vorname) von . . .
Prinzessinnen des Königlichen Hauses. (Auch Unvermählte)	Durchlauchtigste Prinzessin, Gnädigste Prinzessin (und Frau!)	do.	do.	An Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin (Vorname) von . .
Großherzog, Erbgroßherzog, Souveräner Herzog, Landgraf	Mit entsprechender Titeländerung ebenso	do.	do.	do.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Titel	Anrede	Textanrede	Unterschrift	Adresse
Souveräner Fürst	Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr!	Eure Durchlaucht — gnädigst	Eurer Durchlaucht untertänigster	An des Fürsten zu . . Durchlaucht
Graf oder Gräfin	Hochgeborener Herr Graf, Frau Gräfin!	Euer Hochgeboren — geneigtest	Eurer Hochgeboren gehorsamster — ganz ergebenster	Seiner Hochgeboren dem Grafen von . . . (Ihrer — der Gräfin von . . .)
Unvermählte Gräfin	Euer Hochgeboren! oder: Gräfin!	do.	do.	Ihrer Hochgeboren der Gräfin (Vorname) von . .
Freiherr, Baron, (Freifrau, Baronin)	Euer Hochwohlgeboren!	Euer Hochwohlgeboren!	Eurer Hochwohlgeboren ganz ergebenster	Freiherrn von . . Baronesse von . . oder: Seiner Hochwohlgeboren dem Freiherrn von . .
Reichskanzler, Staats- und Kabinetsminister Generalfeldmarschall, General, Generalleutnant	Eure Exzellenz!	Eure Exzellenz — gehorsamst	Eurer Exzellenz gehorsamster	An Seine Exzellenz usw., oder: Seiner Exzellenz dem . . .
Generalmajor, bis herab zum Leutnant	Hochwohlgeborener Herr! Euer Hochwohlgeboren! Sehr geehrter Herr!	Eure Hochwohlgeboren!	Eurer Hochwohlgeboren ergebenster	An Herrn (Name) Hochwohlgeboren
Papst	Heiligster Vater!	Eure Heiligkeit — allergnädigst	Eurer Heiligkeit gehorsamster Sohn — oder bei Nichtkatholiken: untertänigster	Seiner Heiligkeit dem Papst.
Kardinäle, fürstliche Bischöfe, Erzbischöfe usw.	Eure Eminenz! Hochwürdigster Herr! Hochfürstliche Gnaden! Erzbischöfliche Gnaden!	Eure Eminenz! Eure hochfürstliche Gnaden! Eure bischöfliche Gnaden!	untertänigster	Seiner Eminenz oder: An den Hochwürdigsten Herrn Kardinal usw.
Prälaten, Erzäbte, Äbte, Pröbste, Konsistorialräte, überhaupt die höbere Geistlichkeit	Eure Gnaden! Hochwürdigster Herr Probst, Konsistorialrat usw.	Eure Gnaden! Eure Hochwürden — ehrfurchtsvoll	untertänigster, gehorsamster	Seiner Hochwürden dem Herrn . .
Pfarrer, Prediger, Kapläne usw.	Eure Hochwürden! Hochwürdiger Herr!	Eure Hochwürden!	Eurer Hochwürden gehorsamster — ergebener	Seiner Hochwürden dem Herrn Pfarrer . .

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Titel	Anrede	Textanrede	Unterschrift	Adresse
Rabbiner	Eure Hochwürden!	Eure Hochwürden!	Eurer Hochwürden gehorsamster — ergebener	Seiner Hochwürden dem Herrn Rabbiner
Oberbürgermeister	Eure Hochwohlgeboren!	Eure Hochwohlgeboren!	Eurer Hochwohlgeboren ergebenster	Seiner Hochwohlgeboren
Regierende Bürgermeister der freien Städte	Eure Magnifizenz!	Eure Magnifizenz!	Eurer Magnifizenz gehorsamster.	An Seine Magnifizenz, den regierenden Bürgermeister von Hamburg usw.
Rektor der Universität, Prorektor	do.	do.	do.	An Seine Magnifizenz den . . .

Hauptbestimmungen über die Post- und Telegraphen-Gebühren.

I. Briefsendungen.

Gebührentarif für:	Ortsverkehr Pfg.	Deutschland u. Österreich-Ungarn Pfg.	Ausland Pfg.
Gewöhnliche Briefe bis 20 g Gewicht einschließlich	5	10	je 15 g 20 Pfg. Meistgewicht
über 20 g bis 250 g Meistgewicht	5	20	unbegrenzt
Postkarten	2	5	10
Drucksachen (höchste zulässige Form in Rollenform 75 cm Länge, 10 cm Durchmesser. Meistgewicht für Deutschland 1 kg, nach dem Ausland 2 kg) bis 50 g	2	3	je 50 g 5 Pfg.
über 50— 100 g	3	5	
„ 100— 250 „	5	10	
„ 250— 500 „	10	20	
„ 500—1000 „	15	30	
Geschäftspapiere sind für Oesterreich-Ungarn nicht zugelassen (Frankierungszwang. — Meistgewicht für den inneren Verkehr 1 kg, für das Ausland 2 kg)		Nur für Deutschland	je 50 g 5 Pfg. mindestens 20 Pfg. Deutsche Schutzgebiete
bis 250 gr	5	10	10
über 250—500 g	10	20	20
„ 500—1 kg	15	30	30
„ 1 kg—2 kg	—	—	60

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gebührentarif für:	Ortsverkehr Pfg.	Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Pfg.	Ausland Pfg.
Warenproben dürfen 30 cm in der Länge, 20 cm in der Breite, 10 cm in der Höhe — bei Rollenform 30 cm Länge und 15 cm Durchmesser — sowie das Gewicht von 350 g nicht überschreiten (Frankierungszwang) bis 250 g	5	10	für je 50 g 5 Pfg. mindestens 10 Pfg.
über 250—350 g	10	20	
Zusammengepackte Gegenstände (Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere) bis 250 g	5	10	für je 50 g 5 Pfg. (Meistgewicht 2 kg). Wenn Geschäftspapiere darin enthalten, mindestens 20 Pfg., wenn Drucksachen u. Warenproben, mindestens 10 Pfg.
über 250—500 g	10	20	
„ 500—1 kg	15	30 (für Österreich-Ungarn Geschäftspapiere ausgeschlossen.)	
Einschreibsendungen — außer dem Porto für die gewöhnliche Sendung . .	20	20	20
Rückscheingebühr (siehe Seite 814) . . .	20	20	20

II. Telegramme.

Die größte Länge jedes zur Berechnung kommenden Wortes, Tarwortes, ist auf 15 Buchstaben festgesetzt. Ein etwa übrig bleibender Rest von weniger als 15 Buchstaben, gilt für je ein Wort. Bei mehrstelligen Zahlen werden je 5 Ziffern als ein Wort gerechnet. Bei Verbindung von Wörtern durch Bindestriche werden die einzelnen Wörter gezählt (z. B. Klub-Haus). Jedes einzeln stehende Schriftzeichen, Buchstabe oder Ziffer, Unterstreichungszeichen, Klammer und Anführungszeichen gelten als je ein Wort. Dagegen werden zum Worttext des Telegramms gehörige Interpunktionszeichen, Apostrophe, Bindestriche nicht mitgerechnet. Es werden an Gebühren erhoben für:

Gewöhnliche Stadttelegramme 3 Pfg. für jedes Wort, mindestens aber der Betrag von 30 Pfg.

Telegramme im übrigen Verkehr innerhalb Deutschlands 5 Pfg. für jedes Wort; Mindestbetrag 50 Pfg.

Telegramme nach dem europäischen Ausland:

Belgien	10	Pfg.	für	jedes	Wort.	
Bosnien-Herzegowina	20	„	„	„	„	
Bulgarien und Ost-Rumelien	20	„	„	„	„	
Dänemark	10	„	„	„	„	
Frankreich	12	„	„	„	„	
Griechenland	30	„	„	„	„	
Großbritannien und Irland	15	„	„	„	„	(Mindestbetrag 80 Pfg.)
Italien	15	„	„	„	„	
Niederlande	10	„	„	„	„	
Norwegen	15	„	„	„	„	

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Österreich-Ungarn	5	Pfg.	für	jedes	Wort.
Portugal	20	„	„	„	„
Rumänien	15	„	„	„	„
Rußland	20	„	„	„	„
Schweden	15	„	„	„	„
Schweiz	10	„	„	„	„
Spanien	20	„	„	„	„
Türkei	45	„	„	„	„

Die Gebühren für die übrigen, auch außereuropäischen Länder sind bei der Post zu erfragen.

Dringende Telegramme (Aufschrift D. oder „Dringend"), die bei der Beförderung und Bestellung den Vorrang vor den übrigen Privattelegrammen haben, werden mit der dreifachen Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms belastet.

Vorausbezahlte Antwort-Telegramme (Vermerk vor der Adresse: Antwort bezahlt oder R. P.) kosten dasselbe wie ein gewöhnliches Telegramm von 10 Worten. Soll eine andere Wortzahl vorausbezahlt werden, so ist dies besonders anzugeben; z. B. R. P. 17 oder: 17 Worte Antwort bezahlt. Die Vorausbezahlung darf aber die Gebühr eines Telegramms beliebiger Art von 30 Wörtern nicht überschreiten.

Weiter zu befördernde Telegramme können im Verkehr innerhalb Deutschlands ohne Rücksicht auf die Entfernung mit 40 Pfg. für jedes Telegramm durch den Absender vorausbezahlt werden. Die Beförderung geschieht durch Eilboten oder durch die Post; die Telegramme tragen den Vermerk X. P. (Eilbote bezahlt).

III. Postpaket-Tarif

für Deutschland und Österreich-Ungarn.

Gewicht:	Zone: 1 bis 10 Meilen	2 10—20 Meilen	3 20—50 Meilen	4 50—100 Meilen	5 100—150 Meilen	6 über 150 Meilen
bis 5 kg einschließlich . .	25	50	50	50	50	50
über 5— 6 kg	30	60	70	80	90	100
„ 6— 7 „	35	70	90	110	130	150
„ 7— 8 „	40	80	110	140	170	200
„ 8— 9 „	45	90	130	170	210	250
„ 9—10 „	50	100	150	200	250	300
„ 10—11 „	55	110	170	230	290	350
„ 11—12 „	60	120	190	260	330	400
„ 12—13 „	65	130	210	290	370	450
„ 13—14 „	70	140	230	320	410	500
„ 14—15 „	75	150	250	350	450	550
für jedes weitere kg . .	5	10	20	30	40	50

Für unfrankierte Pakete bis einschl. 5 kg wird ein Portozuschlag von 10 Pfg. erhoben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für Sperrgut erhöht sich das Porto (nicht aber auch Portozuschlag und Versicherungsgebühr), um die Hälfte. Als Sperrgut gelten alle Pakete, die in irgend einer Ausdehnung 1½ m überschreiten und dabei weniger als 10 kg wiegen; ferner solche Gegenstände, die besonders viel Raum oder sorgsame Behandlung erfordern, wie Körbe mit Pflanzen, Käfige, Möbel, Fahrräder 2c.

Dringende Pakete kosten außer dem Porto noch 1 Mk. und werden sofort befördert. Geschieht dies außerhalb der Dienststunden, so kommen noch 20 Pfg. Extragebühr hinzu.

IV. Postanweisungen

sind innerhalb Deutschland bis 800 Mk. einschließlich zulässig. Die Gebühr beträgt auf alle Entfernungen bis 5 Mk.: 10 Pfg. — über 5—100 Mk.: 20 Pfg. — über 100—200 Mk.: 30 Pfg. — über 200—400 Mk.: 40 Pfg. — über 400—600 Mk.: 50 Pfg. — über 600—800 Mk.: 60 Pfg.

V. Postnachnahmesendungen

sind in Deutschland bis 800 Mk. zulässig. An Gebühren werden erhoben:

1) Das Porto für gleichartige Sendungen ohne Nachnahme.
2) Eine Vorzeigegebühr von 10 Pfg. (wird zugleich mit dem Porto bezahlt).
3) Die Postanweisungsgebühr für Übermittelung des eingezogenen Betrags an den Absender; wird bei Bestellung des Betrages erhoben.

VI. Eilbestellungen.

Gebühr im Ortsbestellbezirk	— im Landbestellbezirk.
a. für Briefe 25 Pfg.	60 Pfg.
b. für Pakete 40 Pfg.	90 Pfg.

VII. Sendungen gegen Rückschein

nach Orten Deutschlands und der deutschen Schutzgebiete.

Wünscht der Absender eines Paketes ohne Wertangabe, einer Einschreibsendung oder einer Sendung mit Wertangabe eine von dem Empfänger auszustellende Empfangsbestätigung (Rückschein) zu erhalten, so muß auf dem Briefumschlag, bei Paketen außer in der Aufschrift auch auf der Paketadresse das Wort „Rückschein" stehen. Der Absender muß sich namhaft machen oder angeben, an wen sonst der Rückschein abzuliefern ist. Sendungen gegen Rückscheine müssen frei gemacht werden. Für Beschaffung des Rückscheins ist im Voraus eine Gebühr von 20 Pfg. zu entrichten.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verpacken und Verschicken.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die wenigsten Hausfrauen, auch die ordnungsliebendsten, ein wirklich tadelloses Paket packen können, die Post kann davon manch' Liedlein singen! Und doch ist sachgemäßes und ordentliches Packen eine Kunst — die leicht gelernt werden kann, wenn die Hausfrau nur eins vermeidet — eine übel angebrachte Sparsamkeit beim Verpackungsmaterial. Hier liegt meist der Hauptfehler. Eine unsolide Kiste, wenn es sich um das Verschicken zerbrechlicher Dinge handelt, trägt in den meisten Fällen die Schuld, daß diese Sachen zerbrochen ankommen, zu dünnes Packpapier oder eingerissene Pappkartons und nachlässig geknoteter Bindfaden veranlassen das Verderben manches Paketinhaltes. Dann aber schilt man auf die böse Post und sucht nicht die Schuld in sich selbst.

Daß alles Packmaterial, das gut und brauchbar ist und welches uns in vielen Fällen durch auswärtige Sendungen ins Haus kommt, seinen bestimmten Aufbewahrungsort haben muß, habe ich schon in dem Kapitel über die Bodenräume gesagt, ich brauche hier nur darauf hinzuweisen. Als sehr praktisch für Hausherrn und Hausfrau aber möchte ich hier noch die Einrichtung eines Packkastens empfehlen. Wer brennt oder malt, kann einen solchen Kasten mit hübschem Äußeren herstellen und zu einem hübschen Gelegenheitsgeschenk gestalten, man kann aber diese Kasten auch nur aus einfach poliertem Holz, mit der nötigen Einteilung versehen, kaufen und sie dann ganz nach Belieben einrichten. Ein solcher Packkasten muß schlechterdings alles enthalten, was man zum Packen braucht: Bindfaden in verschiedener Stärke, Siegellack, Wachstuch, Petschaft, Tintenfaß mit luftdichtem Verschluß, Federhalter und Federn, Bleistift und Buntstift, Nägel und Schrauben in verschiedenen Größen, Schere, Packnadel, starkes Garn, Nähnadeln, Zwicken, kleine Stifte, Hammer, Drahtzieher, Kneifzange, Postpaketadressen, Postaufklebeadressen, Frachtbriefe und weißes Schreibpapier. Das ermüdende, zeitraubende Herbeiholen der einzelnen Dinge fällt dann völlig fort, man hat alles immer beisammen, nur darf man nicht versäumen, das Verbrauchte stets zu ersetzen.

Was das Verpacken selbst betrifft, so ist es eine Hauptregel für gute Pakete, daß sie in der ihrem Inhalt entsprechenden Größe gewählt werden; in zu großen Kisten und Kasten rüttelt der Inhalt hin und her, in zu kleinen wird er zerdrückt und zerquetscht. Es empfiehlt sich stets, Kisten sowohl wie Kartons noch einmal in Packpapier, das in diesem Falle nicht allzu dick zu sein braucht, einzuhüllen, für Pakete aber, die nur in Packpapier verhüllte Gegenstände enthalten, muß man es sich zur Regel machen, oben und unten ein Stück Pappe als Schutz gegen Druck und Stoß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch gegen Nässe auf die einzupackenden Sachen zu legen und mit Bindfaden kreuzweise überschnürt, darauf festzuhalten. Wenn man übrigens bessere Kleidungsstücke in Packpapier oder Pappkartons verschicken will, tut man gut, diese Verhüllungen wasserdicht zu machen, was man leicht bewerkstelligen kann. Für Packpapier löst man 250 g Alaun und 50 g Seife in ½ Liter Wasser auf, in ebensoviel Wasser löst man dann auch 30 g arabischen Gummi und 60 g Leim. Beide Lösungen werden vermischt und etwas erwärmt. Man taucht die Bogen Packpapier hinein und hängt sie danach an warmem Ort zum Trocknen über aufgespannte Bindfäden. — Anders verfährt man mit Pappkartons. Für diese nimmt man einen Teil Zinnsalz und sechs Teile Wasser, rührt beides so lange, bis das Salz völlig gelöst ist und stellt dann noch eine satte Seifenlösung her. Man tränkt die Pappkartons darauf mit einem Schwamm gut mit der Zinnsalzlösung, bestreicht sie dann mit der Seifenlauge und trocknet sie möglichst rasch an einem warmen Ort.

Niemals soll man den Boden und die Seitenwände, sowohl die von Kisten wie die von Kartons unausgelegt lassen. Bei Kisten breitet man erst eine leichte Schicht Holzwolle auf dem Boden aus und legt die Wände ebenfalls damit aus, dann bedeckt man die Schicht mit leichtem Packpapier und darauf mit Seidenpapier. Bei Pappkartons nimmt man statt Holzwolle Seidenpapierschnitzel. Vielfach ist es sehr nützlich, Bänder zum Festbinden zerbrechlicher Gegenstände oder Konfektionssachen in Kisten und Kartons zu haben, man bringt diese an den vier Ecken leicht selbst an. Man versieht den Boden mit einem nicht zu großen Loch, leitet ein Doppelband von außen nach innen hindurch und versieht dies unter dem Boden außen mit genügend dickem Knoten, damit es nicht herausgleiten kann.

Zum Zunageln von Kisten sollte man nie unnötig dicke Nägel nehmen, man erschwert sich dadurch selbst das Schließen, dem Empfänger aber das Öffnen der Kisten. Am besten ist es, wenn man kleine Kisten mit Schiebedeckeln besitzt, welche am praktischsten sind, die vier Ecken der Deckel mit kleinen Schrauben zu schließen, man braucht dann nur noch einige wenige Nägel einzuschlagen.

Bindfaden muß stets in der Dicke nach dem Gewicht und der Größe des Inhalts gewählt werden, man schlingt ihn recht fest um die Pakete und sichert Anfang und Ende des Bindfadens sorglich. Wenn man Pakete siegelt, muß dies sorgfältig geschehen, das Siegel soll deutlich erkennbar sein. Deutlich erkennbar aber soll auch vor allem die Adresse auf dem Paket sein, es ist niemals ratsam, sie einfach auf die Packpapierhülle zu schreiben. Wenn man keine Postpaketaufklebeadressen zur Hand hat, muß man sich durch Aufkleben von weißem Papier helfen. Wenn man Kisten ohne Packpapierumhüllung schickt, kann man, falls der Deckel der Kiste sauber und glatt ist, die Adresse sehr gut mit Rot- oder Blaustift in großen Buchstaben aufschreiben, sonst muß man ein weißes Pappschild auf dem Deckel befestigen, das die deutliche Adresse trägt.

Manche Sachen, die wir verschicken, beanspruchen eine besondere Verpackung, dies gilt besonders von frischen Blumen, Gemüsen, Früchten, Wild und Geflügel.

Bei frischen Blumen kommt es darauf an, sie gegen Witterungseinflüsse zu schützen, man muß sie im Winter vor Frost, im Sommer vor Hitze möglichst bewahren. Leichte Kistchen oder während der warmen Jahreszeit leichte Blechkasten sind am besten. Die Kisten darf man nicht mit Löchern versehen, weil die Pflanzen dann sehr leicht völlig vertrocknet ankommen. Bei starkem Frost muß man das mit den Blumen gefüllte Kistchen in ein zweites größeres stellen und den Zwischenraum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Sägespänen, Watte oder dergleichen ausfüllen. Blumen, die man im Sommer verschicken will, müssen halbgeöffnet so früh wie möglich am Morgen bei Tau geschnitten werden. Man legt die Kiste mit Papier aus, legt darauf eine Lage feuchtes Moos und dann eine Schicht lose Blumen. Mehr wie drei Schichten Blumen darf des Druckes wegen keine Kiste enthalten; dazwischen legt man stets eine Lage feuchtes Seiden- oder Löschpapier, der Schluß wird dann wieder durch eine Schicht feuchtes Moos gebildet. Die Kisten müssen so gefüllt werden, daß die Blumen nicht hin- und herrütteln können, Blumensträuße muß man durch Bänder festbinden, damit sie sich nicht verschieben können, man besprengt sie vorher und umgibt sie fest mit doppeltem Seidenpapier. Sehr zweckmäßig kann man lose Blumen, die man verschicken will, in der Kiste festhalten, wenn man sie an beiden Seiten der Schachtel so ordnet, daß ihre Stengel in der Mitte übergreifen, worauf man ein kleines Stäbchen, das nur ganz wenig länger als die innere Breite der Kiste ist, auf die Enden der Stengel preßt.

Will man Blumenzweige verschicken, die okuliert werden sollen, so erhält man diese frisch, wenn man das abgeschnittene Ende 2—3 cm tief in eine rohe Kartoffel steckt, die Zweige dann behutsam mit Papier verhüllt und in feuchtes Moos packt.

Auch frische Gemüse soll man niemals in Pappkasten packen, sondern für sie Spankörbe oder Kisten nehmen, die man mit angefeuchtetem Pergamentpapier auslegt. Wo es angeht, werden die Gemüse einzeln in Seidenpapier eingewickelt und so gepackt, daß sie nicht schütteln und rütteln können. Obenauf legt man ebenfalls angefeuchtetes Pergamentpapier. Moos darf man beim Versenden von Gemüsen nicht verwenden, da durch dieses den letzteren leicht ein dumpfiger Geschmack mitgeteilt wird.

Für frisches Obst kann man nicht zu große Kistchen oder auch dichte Spankörbchen zum Verschicken nehmen. Als Unterlage dient feine Holzwolle, die mit Seidenpapier bedeckt wird. Die Früchte werden einzeln in Seidenpapier gewickelt und fest nebeneinandergelegt, aber nicht gepreßt. Die Zwischenräume muß man mit Papierschnitzeln so fest ausfüllen, daß sich die Früchte nicht bewegen können. Bei Pflaumen, Pfirsichen und dergleichen breitet man zwischen jede Schicht eine Lage trockener Weinblätter, bei festerem Obst nimmt man zur Trennung der einzelnen Schichten feine Holzwolle, die man zwischen zwei Seidenpapierbogen legt; den Abschluß muß Weinlaub oder Holzwolle bilden.

Ganz besonders vorsichtig müssen Trauben verpackt werden, die man nicht, wie es oft geschieht, schichtweise mit Weinlaub einpacken darf, sondern die man möglichst dicht, ohne jegliche „vermeintliche" Schutzschicht ineinanderlegen muß. Die Trauben werden am besten in später Abendstunde fortgeschickt, damit sie möglichst nur in kühler Nacht auf der Bahn sind und erst kurz vor dem Einpacken geschnitten. Man nimmt zum Einpacken eine passende Kiste, legt diese unten fest mit einer Schicht Holzwolle aus, breitet Pergamentpapier darüber und schichtet nun die Trauben möglichst dicht aneinanderliegend in die Kiste. Obenauf wird wieder, nachdem man die Kiste einige Male leicht auf den Tisch gestoßen hat, damit die Trauben wirklich fest zusammenliegen, eine Schicht zwischen Pergamentpapier gelegte Holzwolle getan, sodaß die Trauben beim Transport nicht gerüttelt werden können. An den Seiten der Kiste muß man vor dem Einpacken einige Löcher einbohren, da sonst bei völligem Luftabschluß die Trauben leichter faulen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beim Versenden von zahmem und wildem Geflügel muß man verschieden verfahren. Bei zahmem, geschlachteten Geflügel achte man darauf, daß es am Tage vor dem Schlachten nur mit gesalzener Milch gefüttert wird, damit der Kropf beim Schlachten leer ist. Alles zum Versand bestimmte Geflügel muß, während es noch warm ist, gerupft werden, es darf aber niemals gesengt oder gebrüht werden; in beiden Fällen verträgt es das Verschicken nicht gut. Man zieht mit spitzem Häkchen den Darm des Geflügels heraus, schlägt dann jedes Stück sauber in Pergamentpapier und legt es in einen leichten, mit Pergamentpapier ausgelegten Spankorb.

Bei Wildgeflügel soll man niemals etwa warten, bis ein Postkolli zusammen ist und an verschiedenen Tagen geschossenes Geflügel zusammen versenden, das alte Geflügel verdirbt dann beim Versandt auch das tadellose, frische. Hauptsache ist bei allem Wildgeflügel, daß es so bald und so frisch wie möglich versandt wird. Man tut bei Wildgeflügel immer gut, wenn man die Gedärme mit einem Häkchen herauszieht und statt ihrer reine, mit Salicylsäure bestäubte Papierschnitzel in den Leib steckt. Dann wickelt man jedes Geflügel in Papier und verpackt es zwischen grobgestoßenen Holzkohlen in einen dichtgeflochtenen Korb. Auch bei größeren Entfernungen kommt dergestalt verpacktes Geflügel gut an. Noch besser als mit Papier bewickelt man das Wildgeflügel erst mit Brennesselblättern, die eine fäulnishindernde Wirkung ausüben und dann mit Papier; zwischen die einzelnen Stücke legt man einen locker gebundenen Strohwisch, damit ein gegenseitiger Druck, welcher das Verderben befördert, vermieden wird.

Wild endlich, das meist in einzelnen Stücken verschickt wird, reibt man leicht mit Konservensalz ein und wickelt es dann in Pergamentpapier, das recht dick sein muß. Ein dichter Spankorb wird darauf mit Pergamentpapier ausgelegt, er wird mit einer dichten Schicht Sägespäne, die man mit Eisstückchen vermischt und dann mit Pergamentpapier einhüllt, am Boden ausgelegt, das Wild darauf gelegt und fest verschnürt an den Seiten. Obenauf kommt wieder eine Lage mit Eis vermischte in Pergament gewickelte Sägespäne. Auch weite Reisen bei Sommerwärme übersteht bei dieser Verpackung das Wild, von dem natürlich vorausgesetzt wird, daß es frisch geschossen versandt wird.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Praktische Winke für Ausflüge.



Die Ausflüge, die größeren Landpartieen und die Picknicks im Freien, denen Alt und Jung zur gold'nen Sommerzeit hold gesinnt ist, erfordern der Hausfrau Umsicht und bringen der Hausmutter manche Arbeit.

Die kleineren Ausflüge sind nicht umständlich, hier hat man für reichlich Kuchen und gestrichene Butterbröte zu sorgen; die letzteren werden in die praktischen Picknickrollen aus Blech gepackt und die Kuchen für sich auf einen Teller oder Schale in ein rundes, zierliches Körbchen gepackt, das beim Heimweg die eingeheimsten Blumenschätze, Beerenfrüchte oder Pilze aufnimmt. Die Picknickrolle kann man sehr gut aus einer großen, leeren Konservenbüchse herstellen oder man läßt sich vom Klempner eine einfache Blechbüchse mit Deckel machen. Dann schneidet man aus Tuch ein Stück von der Weite der Büchse, aber von größerer Länge als diese, sodaß man die Hülle oben und unten gut über die Büchse zusammenziehen kann, wobei ein 4—5 cm breites Köpfchen stehen bleiben muß. Der Stoff wird in beliebiger Weise bestickt und der Länge nach zusammengenäht. An den beiden Breitseiten versieht man ihn mit festonnierten Löchern, durch die man ein buntes Band oder eine Schnur zieht. Die Büchse wird einfach in die Hülle hineingesteckt und die letztere dann an beiden Seiten geschlossen. Zum bequemen Tragen umgibt man die Rolle mit einem kleinen Reiseriemen.

Anders gestaltet sich die Arbeit, wenn man größere Landpartien unternimmt, bei ihnen gilt es, größere Vorsorge für das leibliche Wohl der Teilnehmer zu treffen, zumal wenn man einen Ausflug nach Gegenden macht, in welchen nicht alle Viertelstunde ein Gasthaus zur Einkehr einladet. Dann gilt es für ein Frühstück zu sorgen, Kaffeegebäck mitzunehmen, wohl selbst für den Kaffe Sorge tragen zu müssen und zuletzt noch einen Abendimbiß bereit zu halten. Es ist am ratsamsten, jede der Mahlzeiten gesondert zu verpacken, da alsdann kein Verwühlen der Körbe stattfindet und das Tragen sich leichter gestaltet. Für das Frühstück ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Speisekörbchen sehr praktisch, man stellt es aus einem Spankörbchen mit übergreifendem Deckel her. Man fertigt für den Korb einen grauleinenen Bezug und füttert auch den Korb im Innern mit Leinen aus, wobei man in halber Höhe des Korbes, etwas von den Ecken entfernt, flache Knöpfe festnäht, welche zum Aufknöpfen von für sich hergestellten Stoffspangen aus Leinen dienen. Auch die Innenseite des Deckels erhält vier Knöpfe, über die man kreuzweise Stoffspangen knöpft. Die Spangen am Deckel halten zwei flache Emailleteller und japanische Servietten fest, die Spangen im Korbe halten die verschiedenen Frühstücksbrötchen, die in Pergamentpapier gepackt werden, eine Schüssel mit gekochten Eiern, eine in eine Hülse gesteckte Flasche Rotwein und Fruchtlimonade, eine Tüte mit Salz und dergleichen fest. Über die so vollgepackte untere Hälfte des Körbchens legt man doppelte Lagen von Pergamentpapier und packt oben ein Paket mit Eierlöffelchen, zusammengeschobenen Trinkbechern, einem Korkzieher und einigen kleinen Bestecken an die eine Seite des Körbchens, während die zweite Hälfte mit auf einem Pappteller geordnetem, frischen Obst angefüllt wird. Über das Ganze wird wiederum eine Lage Pergamentpapier gelegt und das Körbchen geschlossen; man legt zum bequemen Tragen einen Plaidriemen mit festem Griff herum.

Für den Kaffeezubehör ist ein runder Korb mit festem Deckel und gutem Griff praktisch. Muß man den Kaffee selbst kochen, so ist es besser, statt des gemahlenen Kaffees eine Kaffeeessenz mitzunehmen, die man an Ort und Stelle nur einfach mit kochendem Wasser entsprechend verdünnen muß. Zu dieser Essenz macht man 1½ Lot Kaffee für die Person, tut den Kaffee in die Maschine, wobei man den Ausfluß mit einigen Lagen Filtrierpapier belegt, damit der Kaffee nur tropfenweise abfließen kann. Für jedes Lot Kaffee rechnet man einen Teelöffel Wasser. Man läßt die Essenz ganz langsam in eine in kochendem Wasser stehende Kanne filtrieren, wobei man die durchfiltrierte Essenz alle paar Minuten wieder in die Maschine gibt. Nach einer Viertelstunde ist der Kaffee genügend filtriert, die gewonnene Essenz wird in eine Flasche — am besten eine solche mit luftdichtem Verschluß — gefüllt und eine halbe Stunde in langsam kochendes Wasser gestellt. Die fertige Kaffeeessenz wird in eine gestrickte Flaschenhülle gesteckt und zu unterst in den Kaffeekorb gelegt, neben ihr bringt man zwei ebenso eingehüllte Flaschen Sahne unter, die man bis zum Einfüllen in Eis hat stehen lassen, und eine kleine Dose mit Zucker. Obenauf breitet man den Kuchen auf passender flacher Pappschale aus und deckt ihn mit Pergamentpapier zu.

Für den Abendimbiß sind nur verschiedenartig belegte Butterbröte nötig, die in einigen der bereits beschriebenen Picknickrollen untergebracht werden und sich dort trefflich frisch halten; Getränke, die den Durst ausreichend löschen, kann man nicht mitnehmen, man wird aber auch seinen Ausflug so einrichten, daß man zur rechten Zeit die rechte Schankstätte finden wird.

Für ein Picknick endlich ist eine Beförderung mit Wagen an die Stelle, wo das Picknick stattfinden kann, unbedingt erforderlich. Die Hausfrau hat ihre Aufmerksamkeit vor allem auf ein richtiges Verpacken zu richten und die Wahl der Speisen so zu treffen, daß sie einen Transport ohne Schaden ertragen können. Wo es sich um Sülzen, süße Speisen, Pasteten und dergleichen handelt, muß man sie ungestürzt in der Form mitnehmen, diese schützt man durch Tücherumhüllung und Zwischenlagen von Holzwolle oder Papierschnitzeln vor gegenseitiger Berührung und heftiger Bewegung. Eine Kühlvorrichtung ist für die kalten Speisen sehr nötig. Man nimmt am besten eine Emaillewanne, legt sie am Boden mit Pergamentpapier aus,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

füllt eine zweifingerdicke Schicht Sägespäne hinein und legt ganz klein geschlagenes Eis darauf, welches man wieder mit Sägespänen und Pergamentpapier bedeckt. Auf diese Unterlage stellt man die Speisen, welche der Kühlung bedürfen, wobei mehrere Schichten zu vermeiden sind. Alle Behälter müssen mit Pergamentpapier überbunden werden, kalte Saucen, Mayonnaisen füllt man in Dosen mit kleiner Halsöffnung, um die Gefahr des Überschüttens zu verringern; alles muß sehr fest stehen und nicht zu voll gefüllt werden. Für Butterbröte empfiehlt sich ein mit angefeuchtetem Pergamentpapier ausgelegter Blechkasten, die verschiedenen Sorten trennt man durch passend zurechtgeschnittene, stumpf abgeschliffene Glasscheiben.

Die Kuchen und Torten müssen in Tortenschachteln sicher verpackt werden, Obst wird in Porzellanbehältern auf frische Blätter gelegt und recht fest zwischen anderen Dingen verstaut. Die verschiedenen Getränke müssen in Körbe möglichst mit Kühlvorrichtung gepackt werden, auch einige Eimer mit Eis, das in Flanell und dicke Wolldecken gehüllt wird, nicht vergessen werden. Das nötige Geschirr wird in einen Korb zwischen Tücher, die nachher zum Abtrocknen dienen, gepackt, alle Bestecke kommen in einen kleinen Korb für sich; auch die Papierservietten und einige japanische Papiertischdecken, welche aus sehr weichem, starken Papier sind und mit großen Blumenkanten bemalt, sehr hübsch aussehen, kommen für sich in einen Korb. Soll es einige warme Gerichte geben, so sind diese, wenn man sie in einen Selbstkocher oder eine Heukiste (siehe Küche) kochend heiß einstellt, am sichersten heiß an Ort und Stelle zu schaffen; doch sorge man beim Transport dafür, daß nicht etwa die heiß und die kalt zu bewahrenden Dinge nahe beieinander stehen.

Den Eisvorrat muß man sich sofort, wenn an Ort und Stelle angelangt, erhalten; man macht dazu im Boden eine Vertiefung, legt das Eis hinein, den zu kühlenden Wein oder das Bier darauf und deckt dies gut mit Woll- und Pferdedecken zu. Alle anderen Sachen bleiben am besten bis zum Gebrauch im Wagen, der möglichst im Schatten stehen muß.

Sehr praktisch sind die Thermophorgefäße, um heißes Wasser gleich zur Hand zu haben; sonst ist es sehr zweckmäßig, einen Spirituskocher mit Hartspiritus mitzunehmen, damit man sich kochendes Wasser verschaffen kann. Bei einem Witterungsumschlag ist oft nichts erwünschter als ein Glas heißer Punsch, Kaffee oder Fleischbrühe; einige Flaschen Punschextrakt, die nötige Kaffee-Essenz und einige Tuben Liebig's Fleischextrakt sollte die vorsichtige Hausfrau deshalb stets mitnehmen. Eine vorsichtige Hausmutter denkt bei der Veranstaltung eines Picknicks aber nicht nur an die Verpflegung der Ihren und ihrer Gäste, sie sorgt auch, daß bei der Heimfahrt Laternen, Lampions oder die reizenden Blumen mit den erleuchteten Kelchen, den Wagen erhellen, und Tücher und Decken zur Hand sind, um bei eintretender Nachtkühle Schutz gegen Frost zu gewähren.

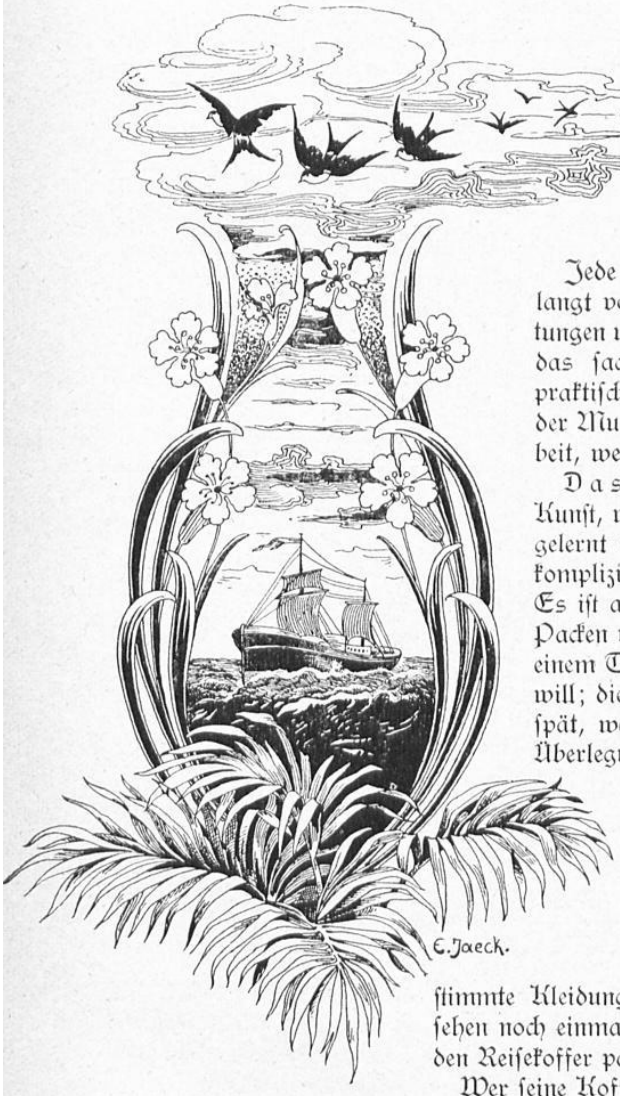
Endlich sind auch als kleine Vorsichtsmaßregel stets etwas Englisches Pflaster, ein Fläschchen Arnika, Salmiakgeist, etwas Verbandwolle, eine Binde, Leinwand, Hoffmann's und Choleratropfen, Pfefferminzplätzchen und Eisenschokolade mitzuführen und ein Kästchen mit Nähgarn und Nadeln nicht zu vergessen, damit bei kleinen Unglücksfällen oder plötzlichem Unwohlsein, bei kleinen Rissen und Löchern Hilfe zur Hand ist.

Diese letzten Kleinigkeiten nehmen den geringsten Raum in Anspruch, sie geben aber der Hausfrau ein angenehmes Ruhegefühl, sie hat das Bewußtsein, für alles gesorgt zu haben.

Luise Holle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reisevorbereitungen.



Jede längere Abwesenheit von Hause verlangt von der Hausfrau mancherlei Vorbereitungen und vor Antritt der Sommerreise bringt das sachgemäße Einpacken der Koffer, das praktische Verwahren der Wohnung und endlich der Mundvorrat für die Reise gar manche Arbeit, welche eine ruhige Überlegung erfordern.

Das Packen der Koffer ist eine Kunst, welche nur durch praktische Erprobung gelernt werden, die man leider nicht wie ein kompliziertes Gericht genau beschreiben kann. Es ist auf jeden Fall verfehlt, wenn man das Packen von vielleicht gar mehreren Koffern an einem Tage von Anfang bis Ende vornehmen will; dies bedeutet nur eine Hetze von früh bis spät, welche der Hausfrau die Kraft ruhiger Überlegung raubt. Am besten macht man sich schon eine Woche vor der Reise eine Liste der Sachen, die man mitnehmen will und legt die fertigen Dinge in die Schrankstube oder das Fremdenzimmer geordnet an einen bestimmten Platz. Man kann dann sicher sein, daß man zur Reise bestimmte Kleidungs- oder Wäschestücke nicht aus Versehen noch einmal herausgibt. Zwei Tage, bevor man den Reisekoffer packt, soll alles nötige bereit liegen.

Wer seine Koffer nicht nach jeder Reise nachsieht und in Ordnung bringt, muß dies in den acht Tagen der Reisevorbereitungen tun. Vor allem sind die Koffer und Körbe gut zu reinigen und die Schlösser auf ihre Brauchbarkeit zu untersuchen. Wer moderne Reisekoffer besitzt, wird diese mit allen praktischen Einrichtungen versehen finden; anders ist es bei einfachen Reisekörben und Koffern, die nur einen Raum aufweisen. Diese Koffer muß man sich selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

praktischer gestalten. Durch breite Bänder, die man im Koffer befestigt, kann man sich Einsätze verschaffen, damit man die Sachen in verschiedenen Absätzen festschnüren kann. Auch stellt man durch ein glatt poliertes Brett, welches nach der Breite des Korbes zugeschnitten und mit beweglichen Scharnieren an ihm befestigt ist, eine Teilung bis zur Hälfte des Koffers her, die sehr praktisch ist. Reisekörbe sollen stets mit Wachstuch ausgeschlagen sein, um ein Eindringen von Feuchtigkeit zu verhindern; jeglicher Koffer aber muß vor dem Packen mit einem großen Nesseltuch ausgelegt werden, welches man mit Zwicken an den passenden Stellen festhält.

Neben dem großen Koffer wird ein Handkoffer, der das Notwendigste aufnimmt und sich als ein Helfer in der Not in Fällen erweist, wo das große Reisegepäck einmal falsch geleitet wurde oder sich verspätete, — Fälle, die gar nicht allzu selten in der Reisehochflut sind — unentbehrlich sein. Wer diesen nicht besitzt, kann sich aus großem eckigen Spankorb mit Deckel oder aus festem Pappkasten Ersatz schaffen, nur muß dieser Ersatz durch praktische Umhüllung ein ordentliches Ansehen gewinnen. Den Spankorb bezieht man innen und außen nebst seinem Deckel mit grauer Leinwand. Außerhalb an den beiden Schmalseiten des Korbes näht man je eine in Falten gelegte Tasche aus Leinen, die man an allen Seiten mit braunem Band einfaßt und am oberen Rande durch kleine Metallringe, durch die man schmales, braunes Band zieht, zum Enger- und Weiterziehen einrichtet. An beiden Seiten des Körbchens steppt man zwei Patten auf, in denen man den Plaidriemen festhält, welcher zum bequemen Tragen des Körbchens dient. Dieser Korbhandkoffer ist sehr leicht und bequem und nimmt mit Leichtigkeit das Nötige auf. Für den aus einem 54 cm langen, 35 cm breiten und 13 cm hohen Karton hergestellten Handkoffer macht man aus Schifferleinen eine passende Hülle.

Man versieht ein Leinenstück von 110 cm Länge und 82 cm Breite ringsherum mit 3½ cm breitem Saum, an dessen beiden Schmalseiten man je 7 Perlmutterknöpfe und Knopflöcher anbringt. Wenn der Bezug soweit fertig ist, so überzieht man den Karton damit. Die Seitenwände schließt man alsdann auf folgende Weise. Neben den beiden äußersten Knöpfen näht man ein farbiges, etwa 30 cm langes Band an und befestigt ein ebensolches je in der Mitte des Saumes der Längsseite. Diese Bänder bindet man zu, wobei man den Stoff in ähnlicher Weise zusammenknifft, als wollte man ein Paket machen, und zuletzt noch die Seitenwände mit 3 Knöpfen zusammenschließt. Durch einen Bügel verbundene Lederriemen von 120 cm Länge erhält man die Möglichkeit, den Kartonhandkoffer bequem tragen zu können.

Mit dem Einpacken der Koffer kann man schon drei Tage vor der Abreise beginnen; man packt am ersten Tag: Wäsche, Schuhzeug, Bücher und dergleichen ein, verwahrt am andern Tage seine Wohnung und packt am letzten Abend die Kleider und den Mundvorrat ein. Bücher und Wäsche lassen sich verhältnismäßig leicht einpacken, man muß nur stets dafür sorgen, daß alle entstehenden Lücken ausgefüllt werden, wozu sich eng zusammengerollte Strümpfe, Halstücher, kleine Handarbeiten und Taschentücher am besten eignen. Stiefel müssen sehr sorgfältig verpackt werden, damit sie nicht zuviel Raum verschlucken. Man legt sie mit der Oberseite so übereinander, daß sich bei jedem Paar der Stiefel der Absatz des einen mit der Spitze des andern eingewickelten Stiefels an einer Seite trifft, worauf man beide einwickelt. Das Einwickeln soll nie in Papier geschehen, sondern in Schuh-

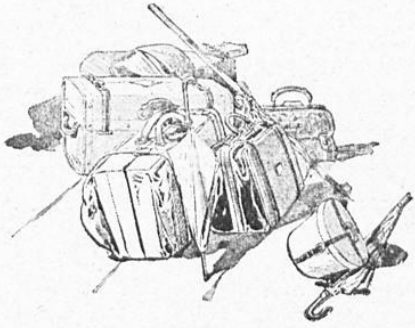
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tüchern. Diese Tücher stellt man aus ungebleichter Leinwand her und zwar in Viereckform von 40 × 40 cm. Sie werden ringsum mit rotem Band eingefaßt und an einer Ecke zwei Bänder zum Zuschnüren festgenäht.

Vielfach werden Fläschchen aller Art in Stiefeln verpackt, die aber durch dies Verfahren unförmlich an Gestalt werden und beim Einpacken viel Platz schlucken. Es ist viel ratsamer, zum Verwahren von Fläschchen kleine, leere Biskuitdosen zu nehmen, die verschiedenen Flaschen gut zu verkorken und den Stöpsel erst mit Watte, dann mit einem Leinenläppchen zu überbinden. Man steckt die Flaschen in Kinderstrümpfchen und packt sie eng in die Biskuitdosen. Die so verpackten Fläschchen können, sollten sie wider Erwarten einmal entzwei gehen, keinen Schaden bei dem Inhalt des Koffers anrichten.

Für die verschiedensten Kleinigkeiten, wie: Nähzeug, Bänder, Schleifen, Kravatten, Handschuhe, Einsätze, Schleier, Gürtel und dergleichen nimmt man Pappschachteln in verschiedener Größe. In ihnen werden diese kleinen Dinge nicht gedrückt und lassen sich gut geordnet in der Sommerfrische aufheben. Für Schmucksachen ist am besten ein rollenförmiges Täschchen. Man fertigt es in 50 cm Länge aus 10 cm breitem rosa Seidenband, das man mit einem 9 cm breiten Streifen Flanell als Futter versieht. Die Ränder schlägt man um und verbindet sie mit einer Ziernat, während man das untere Ende als kleines Täschchen zurückbiegt und mit einem Zierstich festnäht. An dem dem Täschchen entgegengesetzten Ende näht man schmale Seidenbänder zum Zubinden fest.

Arbeitskasten, Nähnecessaire, Etuis und dergleichen soll eine praktische Hausfrau ruhig fortlassen, sie nehmen viel Platz im Koffer ein und machen das Einpacken während der Reise außerordentlich umständlich. Dagegen gibt es einige Kleinigkeiten, welche die meisten Hausfrauen nicht mitnehmen, die als sehr praktisch sich bewährt haben.



Schutztaschen für Hüte sind sehr zu empfehlen; man kann während der Reise, besonders wenn es sich um Nachtfahrten handelt, seinen Hut darin vor Staub schützen und auch in der Sommerfrische ihn darin aufheben, man spart also die Hutschachtel. Die Tasche wird aus leichtem Baumwollstoff verfertigt. Der Hauptteil ist 92 cm lang und 42 cm breit, er wird an einem Querrand 40 cm hoch zu einer Tasche umgelegt und hier an jeder Seite ein gerader, 35 cm langer, 10 cm breiter Stoffteil eingesetzt. An dem überstehenden Klappenteil rundet man die Ecken ab und versieht sie mit zwei Knopflöchern, denen man auf der Tasche zwei Knöpfe an richtiger Stelle gegenüber aufnäht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für den Schwamm muß man aus Wachstaffet ein Schutztuch haben, das man in Viereckform herstellt, mit Band einfaßt und an einer Ecke mit Bändern zum Zubinden versieht.

Niemals fehlen sollten Fleckwasser und Seifensäckchen. Das Fleckwasser, dem jeglicher Fleck aus gutem Wollstoff weicht, kann man selbst herstellen. Man löst in ¼ Liter lauwarmem Wasser 50 g Salmiakspiritus, 30 g Essigäther und 10 g Lavendelspiritus, schüttelt alles gut und füllt davon ein kleines Medizinfläschchen, das man mit genau passendem Kork versieht. Über den Kork zieht man eine kleine Gummihülse. Man nimmt eine kleine Extrabürste für das Fleckwasser mit, taucht diese in die Flüssigkeit und bürstet die Flecke so lange gründlich damit, bis sie verschwunden sind.

Zu den Seifensäckchen sind kleine Reste der Toilettenseifen trefflich zu verwenden; man näht sie fest in kleine, weiße Mullsäckchen, die sich leicht beim Packen des Koffers unterbringen lassen.

Alle bisher genannten Dinge gehören in die untere Abteilung des Koffers oder Korbes. Man breitet über sie, wenn sie fertig gepackt sind, ein glattes Leinentuch und schnallt sie fest. Der noch vorhandene Platz unter dem herausnehmbaren Einsatz ist zur Aufnahme der schwereren Kleider und Anzüge bestimmt.

Die Kleiderröcke werden beim Einpacken möglichst hoch von einer Person am Gürtel gehalten, während eine zweite Person, den unteren Saum ergreifend, die Weite des Kleides nach der Breite des Koffers von oben bis unten gleichmäßig einige Male übereinander schlägt. Beide fassen dann oben und unten an, legen den Rock auf ein Brett oder einen Tisch, streichen die Falten glatt und legen dann das Kleid in den Koffer, nach dessen Länge der Gurtteil zurückgeschlagen wird. Leicht zerdrückbare Garnituren tut man gut, mit losen Stichen festzuhalten, während man zartfarbige Kleider in alte Mullvorhänge hüllt, die dann in der Sommerfrische gleich eine gute Schutzhülle gegen Staub bilden. Die Mitnahme einiger zusammenlegbarer Kleiderbügel ist für die Erhaltung der Form der Kleider und Anzüge unentbehrlich. Auch über die schwere Kleiderlage wird ein Tuch gebreitet und festgeschnallt und der Einsatz nun für die ganz leichten Waschkleider, Blusen, Taillen und Schürzen benutzt. Blusen und Taillen breitet man mit dem Rückenteil, die Futterseite nach unten liegend, im Koffer aus; die Ärmel werden leicht mit Seidenpapier ausgestopft, glatt gezogen, auf den Rückenteil gelegt und die Vorderteile darüber geschlagen. Um Knöpfe, Haken, Ösen, um Schlösser und Schnallen wird ungeleimtes Seidenpapier befestigt, damit der Stoff nicht zerrieben werden kann. Eine Unterlage von Seidenpapier ist auch für Spitzengarnierungen an Kleidern nicht zu vergessen.

Über diesen gepackten Einsatz legt man ein nach der Form des Koffers oder Korbes geschnittenes Stück Wachstuch, welches in der Mitte den Namen des Besitzers trägt; dann schließt man den Korb und befestigt deutlich sichtbar einen Namen in einer Lederhülle an einem Henkel des Koffers.

Beim Auspacken dieses Koffers wird man über zerdrückte Kleider kaum zu klagen haben, immerhin aber tut mant gut, Wollkleider über Nacht in feuchte Luft, Waschkleider trocken frei aufzuhängen, sie lassen dann nicht merken, daß sie in enger Kofferhaft gewesen.

Mundvorrat habe ich absichtlich unberücksichtigt gelassen, er gehört, wenn man ihn mitnimmt, nicht in den Reisekoffer, sondern wird besser und appetitlicher in ein Kistchen gepackt und mit der Post an den Bestimmungsort gesandt. Das Mitnehmen von Reiseproviant rate ich auf ein Minimum einzuschränken, sehr oft hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man am Orte selbst Gelegenheit zum Kauf; rückhaltlos zu empfehlen ist das Mitnehmen guter Schokolade, Nährkakes, Biskuits, Fruchtsaft, Kognak und einiger Tuben Liebig's Fleischextrakt. Diese Dinge sind für keine Sommerfrische zu entbehren und dort in guter Qualität nicht immer zu haben. Beim Verpacken in das Kistchen — am besten nimmt man Schiebekistchen oder die festen, praktischen Pappkoffer dazu — müssen die Flaschen in Strohhülsen gesteckt, die Kakes und Biskuits in Blechdosen gefüllt werden.

Was nun den Mundvorrat während der Reise selbst anbetrifft, so ist dieser bei kürzeren Reisen, wenn keine Kinderschar mit uns reist, völlig überflüssig, aber auch bei längeren Reisen nur in beschränkter Menge ratsam. Es ist unterwegs völlig unnötig, zu Tageszeiten zu essen, wo man daheim nichts genießt und ein großer Eßkorb wirklich überflüssig. Muß man einen solchen aber bei großer Reise packen, so soll man ihn wenigstens verständig packen. Bei Butterbroten darf das Brot nie älter als einen Tag sein, die Scheiben müssen genau aufeinander passen und die Butter zum Aufstreichen muß hart sein. Den besten Aufschnitt für Reisebutterbrote bildet feinstreifig geschnittener Schinken, weiche Mettwurst und Pökelzunge, Braten wird leicht zähe, harte Eier zerkrümeln und Käse teilt seinen Geschmack leicht anderen, mit ihm im Korbe befindlichen Dingen mit. Damit die Butterbrote saftig bleiben, schlägt man sie erst in leicht angefeuchtetes Pergamentpapier, dann in weißes Papier und darauf in eine kleine Serviette, die zugleich zum Abwischen der Finger dient. Als Getränk ist unvermischter Portwein oder eine Mischung von Rotwein, Fruchtsaft und Wasser am besten, wer einen schweren Wein liebt, wählt Sher? oder Madeira, die nicht so süß wie Portwein sind. Außerdem ist nur noch Schokolade, Leibnitzbiskuits, ein Gläschen Erfrischungsbonbons und einiges hartes Obst zum Mitnehmen zu empfehlen. Selbst für weitere Reisen genügt ein solcher Vorrat, um Hunger- und Durstgefühl nicht aufkommen zu lassen. Ein Mitnehmen von Kuchen und reichlich Obst ist nicht anzuraten, Kuchen erweckt zuviel Durst, Obst bekommt, in reichlicher Menge genossen, niemals auf Reisen.

Ebenso wichtig, ja fast noch wichtiger als das richtige Einpacken der Koffer, ist das sachgemäße Verwahren der Wohnung, das auch nötig ist, wenn man einen Dienstboten zurückläßt, welcher, wenn wir nicht als Aufsicht da sind, seine Pflichten in den weitaus meisten Fällen außerordentlich nachlässig ausübt. Vorsorgen ist dann immer das Richtigste.

Silber-, Schmuck-, Gold- und Wertsachen, sowie wichtige Papiere soll man während der Reise, wenn man keinen diebessicheren, feuerfesten Schrank hat, in Verwahrung geben, entweder einer Bank oder Verwandten. Man siegelt alles ein und stellt eine Liste des Inhalts auf, auch kann man seine Wohnung für die Reisezeit gegen Einbruch versichern. Blumen und Vögel muß man, bleibt niemand in der Wohnung zurück, in Pflege geben.

Einige Tage vor der Reise läßt man Polstermöbeln, Teppiche und Vorhänge gründlich ausklopfen. Die Teppiche werden gerollt in einen dunkeln Raum gelegt, sie dürfen nicht zusammengefaltet werden, da die durch längeres Liegen entstehenden Falten schwer wieder glatt werden. Beim Aufrollen streut man reichlich Abfälle von russischem Juchtenleder oder die zu Staub geriebenen Blüten der wilden Kamille als Mottenschutzmittel zwischen die Teppiche, die zuletzt mit groben Leinwandlaken umhüllt werden. Kleine Bettvorleger und Schreibtischvorlagen werden mit Kamillenblütenstaub durchstreut, schichtweise in eine mit Leinen gut ausgelegte Kiste gelegt, die an einen dunklen Ort gestellt wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Sitze der Polstermöbeln belegt man mit Zeitungspapier, auf welches man Juchtenlederstückchen und Pfeffer streut und bezieht sie dann mit den passenden Schutzhüllen, die man mottensicher imprägniert (siehe „Ungeladene Gäste"), sie müssen von dem dienstbaren Geiste einige Tage vor der Rückkehr in scharfer Zugluft geklopft werden. Über die Übergardinen deckt man am besten Zeitungen und hängt dann Leinwandtücher darüber. Spiegel, Bilder, Kronen und dergleichen umhüllt man mit dünnen Nullbezügen, Ölbilder nimmt man am besten von den Wänden. Die Betten werden am Tage der Abreise nicht mehr gemacht, die Matratzen werden im Bett aufgestellt und die abgezogenen Kissen und Decken auseinander gebreitet. Man legt frische Bettwäsche ins Bett, um diese gleich zur Hand zu haben und deckt alte Leinwandtücher über die Betten. Wasch- und Nachtgeschirre müssen gründlich gereinigt werden, sie werden mit einem Tuche bedeckt.

Kunstsachen und alle die verschiedenen kleinen Nichtse reinigt man und schließt sie in die durch die eingepackten Sachen leerer gewordenen Schränke ein. Die Schränke müssen dicht geschlossen und mit Mottenpulver ausgestreut werden.

Ganz besonders nötig ist eine genaue Revision der Speisekammer und der Vorratsschränke vor der Reise. Alle Reste müssen vor der Reise verbraucht werden, die Schränke werden mit Salizylwasser ausgewaschen, gut ausgetrocknet und gelüftet und dann geschlossen. Ein etwa das Haus hütendes Mädchen braucht keine größeren Vorräte; sie holt sich am besten ihren Tagesgebrauch und kann kleine Reste am folgenden Tage verbrauchen. Etwaige eingemachte Sachen müssen während unserer Abwesenheit möglichst kühl, luftig und hoch stehen. Vorräte, die dem Verderben nicht ausgesetzt sind, werden im Schranke in passenden Behältern bewahrt.

In der Küche muß man streng darauf achten, daß der Herd von Asche und Feuerungsresten gereinigt, bei Gas, daß der Haupthahn fest geschlossen ist; auch die Küchenschränke müssen vorher gereinigt werden. Blankes Geschirr packt man einzeln in Seidenpapier in einen Korb und deckt es zu. Auch auf das Schließen des Wasserhahns muß die Hausfrau achten; Gußstein und Kloset müssen vor der Reise gründlich desinfiziert werden, man verwendet dazu eines der käuflichen Desinfizierungsmittel.

Auf dem Boden müssen in den verschiedenen Kammern die Fenster fest geschlossen sein; bei den Mottenkisten muß man den dichten Verschluß prüfen, läßt man schmutzige Wäsche zurück, so muß man sie auf hochgespannte Leinen hängen. Für gut verschlossene Boden- und Kellertüren ist ganz besonders Sorge zu tragen.

Bleibt das Mädchen daheim, so ist ein Arbeitsplan für das Mädchen ganz unerläßlich, will man nicht bei der Heimkehr allerhand Ärger haben. Ich rate aber, nur auf die letzte Zeit vor der Heimkunft die Arbeiten zu legen, in der Zwischenzeit diese nur auf das unbedingt Notwendige zu beschränken, damit die Mädchen auch eine Zeit der Erholung haben. Eine Woche genügt, selbst bei langsam arbeitenden Mädchen, um die Wohnung wieder in den gewohnten Stand zu setzen, sodaß man bei der Rückkehr nur das Aufhängen der Bilder und Aufstellen der Nippsachen zu besorgen hat, um das alte behagliche Heim wieder zu haben. Wir finden bei solcher Einrichtung auch Zeit, dann gleich nach der Reise unsere Koffer gründlich nachzusehen und wenn es not tut, ausbessern zu lassen. Alle Lederkoffer und -Taschen werden trocken abgebürstet und dann mit Öl und Eiweiß, das man gut miteinander vermischt, eingerieben. Wo der Glanz trotzdem nicht zurückkehrt, muß man den in einschlägigen Geschäften käuflichen Lederauffrischungscreme holen und damit die Sachen einreiben, und danach die Schlösser und Beschläge putzen. Wenn Reisekörbe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wachstuchüberzüge haben, werden sie erst abgestreift, dann trocken und mit Öl eingerieben, das Wachstuch wird dann nicht rissig. Reisekörbe aus Weidengeflecht seift man, spült sie, schwefelt sie aus und läßt sie im Schatten trocknen. Alle sonstigen Reisesachen wie Bürsten, Seifensäckchen, Schwammtaschen, Plaidhüllen, Schuhtaschen und dergleichen säubert man und packt die Sachen in eine der kleineren Handtaschen, sodaß man bei der nächsten Reise alles beieinander hat. Alle Schlüssel müssen kleine Schilder erhalten, sie werden in ein passendes Kästchen gelegt und in eine der kleineren Reisetaschen gepackt. Die großen Koffer füllt man mit den verschiedenen kleineren Sachen, schlägt die Koffer in alte große Tücher und stellt sie in die bestimmte Bodenkammer.

Luise Holle.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Wissenswertes

aus dem

Bürgerlichen Gesetzbuche.*)

Inhaltsübersicht:

Erstes Kapitel. Minderjährigkeit und Volljährigkeit. — Entmündigung. — Geschäftsfähigkeit.
(B. G. B. §§ 2—6, 104—115.)

Zweites Kapitel. Verjährung.
(B. G. B. §§ 194—225.)

Drittes Kapitel. Kauf.
(B. G. B. §§ 433—493.)
A. Abschluß des Kaufvertrages.
B Übergang der Gefahr, Nutzungen und Lasten.
C. Gewährleistung wegen Mängel.

Viertes Kapitel. Miete und Pacht.
(B. G. B. §§ 535—597.)
Erster Abschnitt. Miete.
A. Abschluß des Mietvertrages.
B. Verpflichtungen des Vermieters und Rechte des Mieters.
C. Verpflichtungen des Mieters und Rechte des Vermieters.
D. Endigung des Mietverhältnisses.
E. Kauf bricht nicht Miete.
Zweiter Abschnitt. Pacht.

*) Die mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum knappe Darstellung dieses Abschnittes, lehnt sich an die ausführliche meines Buches:
„Was jeder vom Bürgerlichen Gesetzbuche wissen muß. Übersichtlich und gemeinverständlich dargestellt von A. Stegemann, Rechtsanwalt und Notar. Leipzig, Kiepert'sche Verlagsbuchhandlung 1900."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fünftes Kapitel. Darlehn.
(B. G. B. §§ 607—610.)

Sechstes Kapitel. Dienstvertrag. — Gesinderecht.
(B. G. B. §§ 611—630.)

Siebentes Kapitel. Werkvertrag.
(B. G. B. §§ 631—651.)

Achtes Kapitel. Haftung der Gastwirte.
(B. G. B. §§ 701—704.)

Neuntes Kapitel. Bürgschaft.
(B. G. B. §§ 765—778.)

Zehntes Kapitel. Haftpflicht.
(B. G. B. §§ 823—853.)

Elftes Kapitel. Eigentum — Nachbarrechte.
(B. G. B. §§ 903—928, 1018—1029.)

Zwölftes Kapitel. Verlöbnis.
(B. G. B. §§ 1297—1302.)

Dreizehntes Kapitel. Ehe.
(B. G. B. §§ 1303—1362, 1564—1587.)

A. Ehehindernisse.
B. Eheschließung.
C. Wirkungen der Ehe.
D. Scheidung der Ehe.

Vierzehntes Kapitel. Eheliches Güterrecht.
(B. G. B. §§ 1363—1563.)

Erster Abschnitt. Allgemeines.

Zweiter Abschnitt. Der gesetzliche Güterstand.

A. Der ordentliche gesetzliche Güterstand (Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut.)
1. Eingebrachtes Gut und Vorbehaltsgut.
2. Verwaltung und Nutznießung.
3. Schuldenhaftung.
4. Beendigung der Verwaltung und Nutznießung.

B. Der außerordentliche gesetzliche Güterstand (Gütertrennung).

Dritter Abschnitt. Der vertragsmäßige Güterstand.

A. Allgemeine Gütergemeinschaft.
1. Gesamtgut und Vorbehaltsgut.
2. Verwaltung des Gesamtguts.
3. Schuldenhaftung.
4. Beendigung der allgemeinen Gütergemeinschaft und Auseinandersetzung.
5. Fortgesetzte Gütergemeinschaft.

B. Errungenschaftsgemeinschaft.
C. Fahrnisgemeinschaft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fünfzehntes Kapitel. Elterliche Gewalt.
(B. G. B. §§ 1626—1698.)
A. Elterliche Gewalt des Vaters.
B. Elterliche Gewalt der Mutter.

Sechzehntes Kapitel. Annahme an Kindesstatt.
(B. G. B. §§ 1741—1772.)

Siebenzehntes Kapitel. Vormundschaft. Pflegschaft.
(B. G. B. §§ 1773—1921.)
Erster Abschnitt. Vormundschaft.
A. Vormundschaft über Minderjährige.
B. Vormundschaft über Volljährige.
Zweiter Abschnitt. Pflegschaft.

Achtzehntes Kapitel. Erbfolge.
(B. G. B. §§ 1922—1966.)

Neunzehntes Kapitel. Testament und Erbvertrag.
(B. G. B. §§ 2064—2338.)
A. Testament.
B. Erbvertrag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Kapitel.

Minderjährigkeit und Volljährigkeit. — Entmündigung. — Geschäftsfähigkeit.

(B. G. B. §§ 2—6, 104—115.)

Minderjährigkeit und Volljährigkeit. Die Minderjährigkeit endigt mit der Vollendung des 21. Lebensjahres (d. h. mit dem Beginn des 21. Geburtstages); mit dem Ende der Minderjährigkeit tritt die Volljährigkeit ein. Doch können Minderjährige ohne Unterschied des Geschlechts, welche das 18. Lebensjahr vollendet haben, mit ihrer Einwilligung, und, wenn sie unter elterlicher Gewalt stehen, mit Einwilligung ihrer Eltern, durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts für volljährig erklärt werden. Diese Volljährigkeitserklärung soll aber nur erfolgen, wenn sie das Beste des Minderjährigen befördert.

Entmündigung. Entmündigt kann werden:

1) wer infolge von Geisteskrankheit oder von Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag;

2) wer durch Verschwendung sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt;

3) wer infolge von Trunksucht (d. h. krankhaften Hanges zum Trinken) seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt oder die Sicherheit anderer gefährdet.

Die Entmündigung erfolgt auf Antrag des Ehegatten oder eines Verwandten durch Beschluß des Amtsgerichts; in den Fällen der Geisteskrankheit oder Geistesschwäche ist auch der Staatsanwalt zur Stellung des Antrags befugt.

Der Entmündigte erhält einen Vormund.[1])

Geschäftsfähigkeit. Unter Geschäftsfähigkeit versteht man die Fähigkeit, Rechtsgeschäfte vorzunehmen. Nicht jeder ist geschäftsfähig. Es gibt Klassen von Personen, die geschäftsunfähig sind und solche, die beschränkt geschäftsfähig sind. Nur derjenige, welcher nicht zu einer dieser Klassen gehört, ist geschäftsfähig.

Geschäftsunfähig, also unfähig, irgend ein giltiges Rechtsgeschäft vorzunehmen, sind:

1) Kinder, welche das siebente Lebensjahr noch nicht vollendet haben;

2) die wegen Geisteskrankheit Entmündigten für die Dauer der Entmündigung;

3) diejenigen, welche sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befinden, sofern nicht der Zustand seiner Natur nach ein vorübergehender ist (so z. B. Geisteskranke vor erfolgter Entmündigung).

Beispiel: Wird einem sechsjährigen Kinde etwas geschenkt, so wird das Geschenkte nicht Eigentum des Kindes.

[1]) Vergl. Kap. 17, 1. Abschn. B.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Beschränkt geschäftsfähig", d. h. fähig zu Willenserklärungen, durch welche lediglich rechtliche Vorteile erlangt werden, zu andern Willenserklärungen aber nur fähig mit vorheriger Zustimmung des gesetzlichen Vertreters (Vaters, Vormunds) sind:

1) diejenigen Minderjährigen, welche das siebente Lebensjahr vollendet haben;
2) die wegen Geistesschwäche Entmündigten;
3) die wegen Verschwendung Entmündigten;
4) die wegen Trunksucht Entmündigten;
5) die unter vorläufige Vormundschaft Gestellten.[1])

Beispiel: Wird einem achtjährigen Kinde etwas geschenkt, so wird das Geschenkte Eigentum des Kindes. Verschenkt aber das Kind etwas ohne Einwilligung seines Vertreters, so bleibt das Verschenkte sein Eigentum.

Die Minderjährigen, welche das siebente Lebensjahr vollendet haben, erhalten jedoch in zwei Ausnahmefällen eine erweiterte Geschäftsfähigkeit. Diese beiden Fälle sind folgende:

a) Minderjährige, die von ihrem gesetzlichen Vertreter mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts zum selbständigen Betriebe eines Erwerbsgeschäftes ermächtigt werden, sind für solche Rechtsgeschäfte unbeschränkt geschäftsfähig, welche der Geschäftsbetrieb mit sich bringt;

b) Minderjährige, welche von ihrem gesetzlichen Vertreter ermächtigt sind, in Dienst oder Arbeit zu treten (z. B. als Knechte, als Dienstmädchen), sind für solche Rechtsgeschäfte unbeschränkt geschäftsfähig, welche die Eingehung oder Aufhebung eines Dienst- oder Arbeitsverhältnisses der gestatteten Art oder die Erfüllung der sich aus einem solchen Verhältnis ergebenden Verpflichtungen betreffen.

In beiden Fällen sind aber solche Rechtsgeschäfte ausgenommen, zu denen der Vertreter selbst der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts bedarf.[2])

Zweites Kapitel.

Verjährung.

(B. G. B. §§ 194—225.)

Die regelmäßige Verjährungsfrist beträgt dreißig Jahre. Doch ist für eine Anzahl gerade von solchen Ansprüchen, welche sich aus den Geschäften des täglichen Lebens ergeben, eine kürzere Verjährung (zwei und vier) Jahre festgesetzt.

In zwei Jahren verjähren die Ansprüche:

1) der Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker und derjenigen, welche ein Kunstgewerbe betreiben für Lieferung von Waren, Ausführung von Arbeiten und Besorgung fremder Geschäfte, mit Einschluß der Auslagen, es sei denn, daß die Leistung für den Gewerbebetrieb des Schuldners erfolgt;

2) derjenigen, welche Land- oder Forstwirtschaft betreiben, für Lieferung von land- oder forstwirtschaftlichen Erzeugnissen, sofern die Lieferung zur Verwendung im Haushalte des Schuldners erfolgt;

[1]) Über „vorläufige Vormundschaft" vergl. Kap. 17, 2. Abschn. B. [2]) Vergl. Kap. 17, 1. Abschn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

3) der Eisenbahnunternehmungen, Frachtfuhrleute, Schiffer, Lohnkutscher und Boten, wegen des Fahrgeldes, der Fracht, des Fuhr- und Botenlohnes, mit Einschluß der Auslagen;

4) der Gastwirte und derjenigen, welche Speisen oder Getränke gewerbsmäßig verabreichen, für Gewährung von Wohnung und Beköstigung, sowie für andere den Gästen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährte Leistungen, mit Einschluß der Auslagen;

5) derjenigen, welche Lotterielose vertreiben, aus dem Vertriebe der Lose, es sei denn, daß die Lose zum Weitervertriebe geliefert werden;

6) derjenigen, welche bewegliche Sachen — z. B. Bücher, Noten, Zeitschriften — gewerbsmäßig vermieten, wegen des Mietzinses;

7) derjenigen, welche ohne zu den in Nr. 1 bezeichneten Personen zu gehören, die Besorgung fremder Geschäfte oder die Leistung von Diensten gewerbsmäßig betreiben, — z. B. Gesindevermieter, Lohndiener, Wäscherinnen, — wegen der ihnen aus dem Gewerbebetriebe gebührenden Vergütungen mit Einschluß der Auslagen;

8) derjenigen, welche im Privatdienste stehen, — z. B. Beamte der Großgrundbesitzer, Handlungsgehilfen, Erzieherinnen, Gesellschafterinnen, Hauslehrer, Gesinde — wegen des Gehaltes, Lohnes oder anderer Dienstbezüge, mit Einschluß der Auslagen, sowie der Dienstberechtigten wegen der auf solche Ansprüche gewährten Vorschüsse;

9) der gewerblichen Arbeiter — Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter — der Tagelöhner und Handarbeiter wegen des Lohnes und anderer anstelle oder als Teil des Lohnes vereinbarter Leistungen, mit Einschluß der Auslagen, sowie der Arbeitgeber wegen der auf solche Ansprüche gewährten Vorschüsse;

10) der Lehrherren und Lehrmeister wegen des Lehrgeldes und anderer im Lehrvertrage vereinbarter Leistungen, sowie wegen der für die Lehrlinge bestrittenen Auslagen;

11) der öffentlichen Anstalten, welche dem Unterrichte, der Erziehung, Verpflegung oder Heilung dienen, sowie der Inhaber von Privatanstalten solcher Art für Gewährung von Unterricht, Verpflegung oder Heilung und für die damit zusammenhängenden Aufwendungen;

12) derjenigen, welche Personen zur Verpflegung oder zur Erziehung aufnehmen, für Leistungen und Aufwendungen der in Nr. 11 bezeichneten Art;

13) der öffentlichen Lehrer und der Privatlehrer wegen ihrer Honorare, die Ansprüche der öffentlichen Lehrer jedoch nicht, wenn sie auf Grund besonderer Einrichtung gestundet sind;

14) der Ärzte, insbesondere auch der Wundärzte, Geburtshelfer, Zahnärzte und Tierärzte, sowie der Hebammen für ihre Dienstleistungen, mit Einschluß der Auslagen;

15) der Rechtsanwälte, Notare und Gerichtsvollzieher, sowie aller Personen, die zur Besorgung gewisser Geschäfte öffentlich bestellt oder zugelassen sind, wegen ihrer Gebühren und Auslagen, soweit nicht diese zur Staatskasse fließen;

16) der Parteien wegen der ihren Rechtsanwälten geleisteten Vorschüsse;

17) der Zeugen und Sachverständigen wegen ihrer Gebühren und Auslagen.

Soweit die im vorstehenden Absatz unter Nr. 1, 2, 5 bezeichneten Ansprüche nicht der Verjährung von zwei Jahren unterliegen, verjähren sie in vier Jahren.

In vier Jahren verjähren die Ansprüche auf Rückstände von Zinsen, mit Einschluß der als Zuschlag zu den Zinsen zum Zwecke allmählicher Tilgung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kapitals zu entrichtenden Beträge, die Ansprüche auf Rückstände von Miet- und Pachtzinsen, soweit sie nicht unter die Vorschrift der obigen Nummer 6 fallen, und die Ansprüche auf Rückstände von Renten, Auszugsleistungen, Besoldungen, Wartegeldern, Ruhegehalten, Unterhaltsbeiträgen und allen andern regelmäßig wiederkehrenden Leistungen.

Die Verjährung beginnt im allgemeinen mit der Entstehung des Anspruchs. Wenn also z. B. der Käufer eines Grundstücks sich verpflichtet hat, den Kaufpreis am 1. April 1903 zu bezahlen, so verjährt der Anspruch des Verkäufers auf Zahlung des Kaufpreises am 1. April 1933. Klagt er das Kaufgeld am 2. April 1933 ein, so kann sich der Käufer auf Verjährung berufen.

Anders verhält es sich aber mit der zwei- oder vierjährigen Verjährung. Hier beginnt die Verjährung erst mit dem Schlusse des Jahres, in welchem der Anspruch entstanden ist. Wenn z. B. ein Kaufmann am 1. April 1903 an einen Kunden Waren verkauft, so beginnt die Verjährung seines Anspruchs auf Zahlung nicht schon mit diesem Tage, sondern erst am 31. Dezember 1903. Er kann also bis 31. Dezember 1905 den Kaufpreis einklagen, ohne die Einrede der Verjährung fürchten zu müssen. Erst vom 1. Januar 1906 an kann sich der Käufer auf Verjährung berufen.

Die Verjährung kann unterbrochen werden, d. h. der bisherige Lauf der Verjährung hört auf und es beginnt nach Beendigung der Unterbrechung die Verjährung von neuem. Dies ist der Fall:

1) Wenn der Verpflichtete dem Berechtigten gegenüber den Anspruch durch Abschlagszahlung, Zinszahlung, Sicherheitsleistung oder in anderer Weise anerkennt;

2) wenn der Berechtigte seinen Anspruch gerichtlich geltend macht.

Dagegen unterbricht eine gewöhnliche Mahnung die Verjährung nicht.

Die Vollendung der Verjährung begründet für den Schuldner immer nur eine Einrede. Das bedeutet, daß der Richter einen Kläger, der eine verjährte Forderung einklagt, nur dann mit der Klage abweisen darf, wenn der Beklagte sich auf Verjährung beruft. Tut der Beklagte das nicht, so darf der Richter den Umstand, daß die Klage verjährt ist, nicht berücksichtigen.

Drittes Kapitel.

Kauf.

(B. G. B. §§ 433—493.)

A.

Abschluß des Kaufvertrages.

Der Kaufvertrag wird durch mündliche Einigung über Preis und Ware geschlossen. Eine Ausnahme hiervon macht der Kaufvertrag über Grundstücke, welcher gerichtliche oder notarielle Beurkundung erfordert. Doch wird auch ein ohne Beobachtung dieser Form über ein Grundstück geschlossener Kaufvertrag seinem ganzen Inhalt nach gültig, wenn die zum Übergange des Eigentums an einem Grundstücke erforderlichen Voraussetzungen, nämlich die Auflassung und die Eintragung im Grundbuche, erfolgt sind. Die Auflassung muß bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor dem Grundbuchbeamten erklärt werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

B.

Übergang der Gefahr, Nutzungen und Lasten.

Die Gefahr des zufälligen Unterganges und einer zufälligen Verschlechterung der verkauften Sache geht mit der Übergabe auf den Käufer über. Bis zur Übergabe hat der Verkäufer von neuem zu liefern, wenn die verkaufte Sache untergeht (z. B. wenn der vom Fischhändler verkaufte Fisch verdirbt) resp. Ersatz zu leisten, wenn die Sache sich verschlechtert (z. B. der vom Gärtner verkaufte Samen feucht wird). Mit der Übergabe gehen auch die Nutzungen und Lasten der verkauften Sache auf den Käufer über. Ferner muß der Käufer von diesem Zeitpunkte an den Kaufpreis verzinsen, sofern nicht etwa der Kaufpreis gestundet ist.

Wenn der Verkäufer auf Verlangen des Käufers die verkaufte Sache nach einem anderen Orte als dem Erfüllungsorte[1]) versendet, so geht die Gefahr schon dann auf den Käufer über, sobald der Verkäufer die Sache dem Spediteur, dem Frachtführer oder der sonst zur Ausführung der Versendung bestimmten Person oder Anstalt (Post, Eisenbahn) ausgeliefert hat.

Beispiel: Der in M. wohnende Käufer kauft einen Fisch bei dem in O. wohnenden Verkäufer und bestimmt, daß der Fisch ihm nicht am Erfüllungsorte, d. i. in O., geliefert, sondern daß er ihm nach M. geschickt wird. Dann geht die Gefahr in dem Augenblick auf den Käufer über, in dem der Fisch der Eisenbahn übergeben ist. Verdirbt der Fisch auf dem Bahntransport, so hat also der Käufer den Schaden zu tragen.

Etwas anders als bei dem Verkauf von Sachen verhält es sich mit dem Übergang der Gefahr, sowie auch der Nutzungen und Lasten beim Grundstücksverkauf. Hier tritt nämlich für den Fall, daß die Eintragung des Käufers als Eigentümer im Grundbuch schon früher als die Übergabe des Grundstücks erfolgt, der Übergang von Gefahr, Nutzungen und Lasten bereits mit der Eintragung ein.

C.

Gewährleistung wegen Mängel.

Wenn eine verkaufte Sache zu der Zeit, zu welcher die Gefahr des Unterganges oder der Verschlechterung auf den Käufer übergeht, mit Mängeln behaftet ist, d. h. wenn die Sache

1) entweder mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern;

2) oder die vom Verkäufer zugesicherten Eigenschaften nicht hat,

so kann der Käufer, wenn er diese Mängel beim Abschlusse des Kaufes nicht kannte, nach seiner Wahl Rückgängigmachung des Kaufes — sog. Wandelung — oder Herabsetzung des Kaufpreises — sog. Minderung — verlangen. Wenn dem Käufer infolge grober Fahrlässigkeit ein Mangel der oben unter 1 bezeichneten Art unbekannt geblieben ist, so hat er die Ansprüche auf Wandelung und Minderung nur dann gegen den Verkäufer, wenn dieser die Abwesenheit des Fehlers zugesichert oder den Fehler arglistig verschwiegen hat.

Fehlt der verkauften Sache zur Zeit des Kaufs eine zugesicherte Eigenschaft oder hat der Verkäufer einen Fehler arglistig verschwiegen, so kann der Käufer statt der Wandelung oder der Minderung Schadensersatz wegen Nichterfüllung verlangen.

[1]) D. i. im Allgemeinen der Ort, an welchem der Schuldner seinen Wohnsitz, der Kaufmann seine gewerbliche Niederlassung hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn der Käufer eine mangelhafte Sache annimmt, obwohl er den Mangel kennt, so verliert er damit seine vorstehend dargelegten Ansprüche auf Wandelung, Minderung oder Schadensersatz. Er ist aber berechtigt, sich seine Rechte wegen des Mangels bei der Annahme vorzubehalten; macht er von diesem Rechte Gebrauch, so bleiben ihm die Ansprüche.

Der Anspruch auf Wandelung oder auf Minderung, sowie der Anspruch auf Schadensersatz wegen Mangels einer zugesicherten Eigenschaft verjährt, sofern nicht der Verkäufer den Mangel arglistig verschwiegen hat — in diesem Falle tritt die gewöhnliche dreißigjährige Verjährung[1]) ein —, bei beweglichen Sachen in sechs Monaten von der Ablieferung, bei Grundstücken in einem Jahre von der Übergabe an.

Besondere Vorschriften gelten hinsichtlich der Gewährleistung von Mängeln im Viehhandel, insoweit es sich um den Verkauf von Pferden, Eseln, Mauleseln und Maultieren, von Rindvieh, Schafen und Schweinen handelt. Hier haftet der Verkäufer nur für bestimmte Fehler (sog. Hauptmängel) und auch nur dann, wenn sich diese Fehler innerhalb bestimmter Fristen (sog. Gewährfristen) zeigen. Die einzelnen Hauptmängel und Gewährfristen sind nicht im Bürgerlichen Gesetzbuche, sondern in der Kaiserlichen Verordnung vom 27. März 1899[2]) bestimmt.

Der Käufer kann wegen eines Hauptmangels, den er übrigens spätestens binnen 2 Tagen nach dem Ablauf der Gewährfrist dem Verkäufer anzeigen oder gerichtlich gegen ihn geltend machen muß, nur Wandelung, nicht Minderung, verlangen. Der Wandelungsanspruch verjährt bereits in sechs Wochen vom Ende der Gewährfrist an.

Viertes Kapitel.

Miete und Pacht.

(B. G. B. §§ 533—597.)

Durch den Mietvertrag wird der Vermieter verpflichtet, dem Mieter den Gebrauch der vermieteten Sache während der Mietzeit zu gewähren. Der Mieter ist verpflichtet, dem Vermieter den vereinbarten Mietzins zu entrichten.

Durch den Pachtvertrag wird der Verpächter verpflichtet, dem Pächter den Gebrauch des verpachteten Gegenstandes und den Genuß der Früchte, soweit sie nach den Regeln einer ordnungsmäßigen Wirtschaft als Ertrag anzusehen sind, während der Pachtzeit zu gewähren. Der Pächter ist verpflichtet, dem Verpächter den vereinbarten Pachtzins zu entrichten.

Hiernach besteht das wesentliche Unterscheidungs-Merkmal zwischen Miete und Pacht in der Verpflichtung des Verpächters, dem Pächter neben dem Gebrauch den Fruchtgenuß zu gewähren, während der Vermieter nur den Gebrauch zu gewähren hat.

[1]) Vergl. Kap. 2. [2]) Reichs-Gesetz-Blatt von 1899, Seite 219.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abgesehen von diesem wesentlichen Unterschiede und den sich daraus weiter ergebenden Verschiedenheiten haben indessen Miete und Pacht viel Ähnlichkeit miteinander und daher unterliegen sie größtenteils den gleichen Vorschriften; nur in einzelnen Beziehungen gelten für die Pacht abweichende bezw. besondere Bestimmungen.

Im folgenden werden in einem ersten Abschnitt die Vorschriften über Miete, in einem zweiten die davon abweichenden und zusätzlichen Vorschriften über Pacht besprochen.

Erster Abschnitt.

Miete.

A.

Abschluß des Mietvertrages.

Der Mietvertrag wird durch mündliche Einigung über Mietsache und Mietzins geschlossen. Jedoch bedarf ein Mietvertrag über ein Grundstück, einen Wohnraum oder andere Räume, welcher für längere Zeit als ein Jahr geschlossen wird, der schriftlichen Form. Wird diese Form nicht beobachtet, so ist der Vertrag zwar nicht ungiltig, gilt jedoch als für unbestimmte Zeit geschlossen.

B.

Verpflichtungen des Vermieters und Rechte des Mieters.

Der Vermieter hat die vermietete Sache dem Mieter in einem zu dem vertragsmäßigen Gebrauche geeigneten Zustande zu überlassen und sie während der Mietzeit in diesem Zustande zu erhalten. Auch hat er die auf der vermieteten Sache ruhenden Lasten (Abgaben, Einquartierung) zu tragen.

Wenn die vermietete Sache mit einem Fehler behaftet wird, der ihre Tauglichkeit zu dem vertragsmäßigen Gebrauch aufhebt oder mindert, so ist der Mieter für die Zeit der gänzlichen Untauglichkeit von der Entrichtung des Mietzinses ganz, für die Zeit der teilweisen Untauglichkeit teilweise befreit. Wird also z. B. das Dach des vermieteten Hauses undicht, so braucht der Mieter für die Dauer der Undichtigkeit, wenn dadurch das ganze Haus unbewohnbar wird, überhaupt keinen Mietzins zu bezahlen; wird nur eine einzelne Stube unbewohnbar, so braucht er den auf diese Stube entfallenden Anteil des Mietzinses nicht zu entrichten.

Wenn der Vermieter mit der Beseitigung des Mangels in Verzug kommt, d. h. wenn er einer Mahnung des Mieters ungeachtet den Mangel nicht beseitigt, so kann der Mieter Schadenersatz wegen Nichterfüllung fordern. Er ist in diesem Falle aber auch berechtigt, den Mangel selbst zu beseitigen und Ersatz der dadurch erforderlich gewordenen Aufwendungen vom Vermieter zu verlangen.

Wird dem Mieter der vertragsmäßige Gebrauch der vermieteten Sache ganz oder zum Teil nicht rechtzeitig gewährt oder wieder entzogen, so kann der Mieter ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist das Mietverhältnis dann kündigen, wenn

1) der Vermieter eine ihm von dem Mieter bestimmte, angemessene Frist hat verstreichen lassen, ohne Abhilfe zu schaffen, und wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2) nicht nur eine unerhebliche Hinderung oder Vorenthaltung des Gebrauchs vorliegt.

Nimmt der Mieter eine mangelhafte Sache an, obwohl er den Mangel kennt, so hat er die vorstehend besprochenen Rechte auf Befreiung von der Mietzinszahlung bezw. auf Schadenersatz bezw. auf Kündigung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist nur, wenn er sich diese seine Rechte bei der Annahme vorbehält.

Wenn eine Wohnung oder ein anderer zum Aufenthalte von Menschen bestimmter Raum (z. B. ein Laden, ein Bureau, eine Werkstatt) so beschaffen ist, daß die Benutzung mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist, so kann der Mieter ebenfalls das Mietverhältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen. In diesem Falle bedarf es nicht einmal einer Fristbestimmung zur Beseitigung des gesundheitgefährdenden Zustandes und es kann sogar dann von diesem Kündigungsrecht Gebrauch gemacht werden, wenn der Mieter die gefahrbringende Beschaffenheit bei dem Abschlusse des Vertrages kannte oder wenn er auf die Geltendmachung des ihm dieserhalb zustehenden Kündigungsrechts verzichtet hatte.

Für Veränderungen oder Verschlechterungen der gemieteten Sache, die durch den vertragsmäßigen Gebrauch der Sache herbeigeführt werden, braucht der Mieter nicht aufzukommen.

C.

Verpflichtungen des Mieters und Rechte des Vermieters.

Der Mieter ist verpflichtet, dem Vermieter den vereinbarten Mietzins zu entrichten. Der Mietzins braucht nicht notwendig in Geld, sondern kann in Gegenleistungen jeder Art, z. B. auch in Diensten bestehen. Zu welcher Zeit der Mietzins zu entrichten ist, bestimmt sich in erster Linie nach dem ausdrücklich erklärten, dann nach dem mutmaßlichen Willen der Parteien, wobei auch der Ortsgebrauch zu berücksichtigen ist. Wenn in dieser Beziehung der Wille der Parteien nicht erklärt ist oder aus anderen Umständen sich nicht ergibt, so ist der Mietzins nachträglich zu entrichten und zwar:

1) bei der Miete von Grundstücken, Wohnräumen und anderen Räumen

a. wenn der Mietzins nach kürzeren Zeitabschnitten als Vierteljahren bemessen ist, nach dem Ablauf der einzelnen Zeitabschnitte;

b. wenn der Mietzins nach Vierteljahren oder längeren Zeitabschnitten bemessen oder wenn er für die ganze ein Vierteljahr übersteigende Mietzeit bestimmt ist, mit dem Ablaufe eines jeden Kalendervierteljahres;

c. wenn der Mietzins für die ganze, ein Vierteljahr nicht erreichende Mietzeit bestimmt ist, am Ende der Mietzeit;

2) bei der Miete von beweglichen Sachen

a. wenn der Mietzins nach Zeitabschnitten bemessen ist, mit dem Ablauf der einzelnen Zeitabschnitte;

b) sonst am Ende der Mietzeit.

Wenn der Mieter durch einen in seiner Person liegenden Grund, z. B. durch Krankheit, verhindert wird, von der Mietsache Gebrauch zu machen, so muß er dennoch den Mietzins entrichten. Er ist aber, wenn der Vermieter während dieser Zeit in anderer Weise (z. B. durch anderweite Vermietung) Nutzen aus der Mietsache ziehen kann, berechtigt, den Wert dieses Nutzens dem Vermieter abzuziehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn sich im Laufe der Miete ein Mangel an der vermieteten Sache zeigt oder ein Dritter sich ein Recht an der Sache anmaßt, so ist der Mieter verpflichtet, dem Vermieter hiervon unverzüglich Anzeige zu machen, widrigenfalls er für den aus dem Unterlassen der Anzeige entstehenden Schaden aufzukommen hat.

Ohne Erlaubnis des Vermieters ist der Mieter nicht berechtigt, zu aftervermieten, d. h. an einen Dritten die gemietete Sache oder einen Teil derselben weiter zu vermieten. Bei unbefugter Aftervermietung kann der Vermieter nach fruchtlos erfolgter Abmahnung das Mietverhältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen.

Dasselbe Recht steht ihm zu, wenn der Mieter ungeachtet einer Abmachung des Vermieters einen vertragswidrigen Gebrauch der Sache fortsetzt, der die Rechte des Vermieters in erheblichem Maße verletzt, ferner, wenn der Mieter für zwei aufeinander folgende Termine mit der Entrichtung des Mietzinses ganz oder teilweise in Verzug ist. Im letzteren Falle ist die Kündigung jedoch ausgeschlossen, wenn der Mieter den Vermieter befriedigt, ehe noch die Kündigung erfolgt ist.

Nach der Beendigung des Mietverhältnisses muß der Mieter die gemietete Sache zurückgeben; tut er dies nicht, so kann der Vermieter für die Dauer der Vorenthaltung als Entschädigung den vereinbarten Mietzins verlangen, ohne daß damit die Geltendmachung eines weiteren Schadens ausgeschlossen ist. Damit sich nach der Beendigung des Mietverhältnisses Vermieter und Mieter über ihre beiderseitigen etwaigen Ersatzansprüche baldigst auseinandersetzen, ist bestimmt, daß die Ersatzansprüche des Vermieters wegen Veränderungen oder Verschlechterungen der vermieteten Sache, sowie die Ansprüche des Mieters auf Ersatz von Verwendungen schon in sechs Monaten verjähren. Die Verjährung der Ersatzansprüche des Vermieters beginnt mit dem Zeitpunkte, in welchem er die Sache zurückerhält; die Verjährung der Ansprüche des Mieters beginnt mit der Beendigung des Mietverhältnisses.

D.

Endigung des Mietverhältnisses.

Das Mietverhältnis endigt, wenn es für eine bestimmte Zeit eingegangen ist, ohne weiteres mit dem Ablaufe dieser Zeit; ist es für unbestimmte Zeit eingegangen, so kann es von beiden Seiten gekündigt werden.

Die Kündigung muß, mangels anderer Vereinbarung, in folgender Weise geschehen:

1) bei Grundstücken, Wohnräumen und anderen Räumen:

a. wenn der Mietzins nach Tagen bemessen ist, von einem Tag auf den andern;

b. wenn der Mietzins nach Wochen bemessen ist, spätestens am ersten Werktage der Woche auf den Schluß dieser Woche (die Woche endigt mit Sonntag);

c. wenn der Mietzins nach Monaten bemessen ist, spätestens am fünfzehnten des Monats auf den Schluß des Monats;

d. wenn der Mietzins nach längeren als einmonatlichen Zeiträumen bemessen ist, spätestens am dritten Werktage eines Kalendervierteljahres auf den Schluß dieses Kalendervierteljahres;

2) bei beweglichen Sachen:

a. wenn der Mietzins nach Tagen bemessen ist, von einem Tage auf den andern;

b. in allen anderen Fällen am dritten Tage vor dem Tage, an welchem das Mietverhältnis endigen soll.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ist bei einem Mietvertrag über ein Grundstück, einen Wohnraum oder andere Räume, der für längere Zeit als ein Jahr geschlossen ist, die erforderliche schriftliche Form[1]) nicht beobachtet, so ist die Kündigung dieses Mietvertrages nicht für eine frühere Zeit als für den Schluß des ersten Jahres zulässig.

Wird ein Mietvertrag für eine längere Zeit als dreißig Jahre geschlossen, so kann, auch wenn der Mietvertrag schriftlich errichtet war, nach dreißig Jahren jeder Teil das Mietverhältnis unter Einhaltung der gesetzlichen Frist kündigen. Nur, wenn der Vertrag für die Lebenszeit des Vermieters oder Mieters geschlossen ist, ist die Kündigung unzulässig.

Wenn nach dem Ablaufe der Mietzeit der Mieter wohnen bleibt, so gilt das Mietverhältnis stillschweigend als auf unbestimmte Zeit verlängert, sofern nicht der Vermieter oder der Mieter seinen entgegenstehenden Willen binnen einer Frist von zwei Wochen dem anderen Teile gegenüber erklärt. Stirbt der Mieter, so ist, auch wenn er auf eine bestimmte Zeit gemietet hatte, sein Erbe sowohl wie der Vermieter berechtigt, das Mietverhältnis unter Einhaltung der gesetzlichen Frist auf den ersten zulässigen Kündigungstermin zu kündigen. Hat z. B. der Mieter eine Wohnung für die Zeit vom 1. Januar 1903 bis 1. Januar 1907 mit der Bedingung gemietet, daß der Mietzins vierteljährig zu zahlen sei, so kann, wenn der Mieter am 10. September 1904 stirbt, sowohl sein Erbe als der Vermieter bis zum 3. Oktober 1904 das Mietverhältnis auf den 31. Dezember 1904 kündigen.

Militärpersonen, Beamte, Geistliche und Lehrer an öffentlichen Unterrichtsanstalten können im Falle der Versetzung nach einem anderen Orte das Mietverhältnis in Ansehung der Räume, welche sie für sich oder ihre Familie an dem bisherigen Garnison- oder Wohnorte gemietet haben, unter Einhaltung der gesetzlichen Frist auf den ersten zulässigen Kündigungstermin kündigen. Hat also ein Beamter für die Zeit vom 1. Juli 1903 bis 1. Juli 1906 eine Wohnung mit der Bedingung gemietet, daß der Mietzins vierteljährlich zu zahlen sei, so kann er, wenn er am 1. Januar 1904 versetzt wird, bis zum 3. Januar 1904 das Mietverhältnis auf den 31. März 1904 kündigen.

E.

Kauf bricht nicht Miete.

Wenn das vermietete Grundstück, nachdem es bereits an den Mieter überlassen ist, von dem Vermieter an einen Dritten veräußert wird, so tritt dieser Erwerber des Grundstücks an Stelle des Vermieters in die Rechte und Verpflichtungen aus dem Mietverhältnis ein. Erfüllt der Erwerber seine Verpflichtungen nicht, so kann sich der Mieter wegen des ihm dadurch entstehenden Schadens an seinen früheren Vermieter, der wie ein selbstschuldnerischer Bürge haftet, halten. Von dieser Haftung ist aber der frühere Vermieter frei, wenn er dem Mieter den Übergang des Eigentums an den Dritten anzeigt und der Mieter dann das Mietverhältnis nicht auf den ersten zulässigen Termin kündigt.

Wenn ein vermietetes Grundstück, noch bevor es dem Mieter überlassen ist, veräußert wird, so tritt der Erwerber in die Rechte und Pflichten aus dem Mietvertrage nur dann ein, wenn er dem bisherigen Vermieter gegenüber die Erfüllung der sich aus dem Mietverhältnis ergebenden Verpflichtungen übernommen hat.

---

[1]) Vergl. oben unter A.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweiter Abschnitt.

Pacht.

Der Pächter eines landwirtschaftlichen Grundstücks hat die gewöhnlichen Ausbesserungen, insbesondere die der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, der Wege, Gräben und Einfriedigungen auf seine Kosten zu bewirken. Ohne Erlaubnis des Verpächters darf er Änderungen in der wirtschaftlichen Bestimmung des Grundstücks, die auf die Art der Bewirtschaftung über die Pachtzeit hinaus von Einfluß sind, nicht vornehmen. Der Pachtzins wird in derselben Weise, wie der Mietzins[1]) fällig; wenn jedoch bei der Pacht eines landwirtschaftlichen Grundstücks der Pachtzins nach Jahren bemessen ist, so ist er erst nach dem Ablaufe je eines Pachtjahres am ersten Werktage des folgenden Jahres zu entrichten.

Nach Beendigung der Pacht muß der Pächter das Grundstück in dem Zustande, in welchem es sich bei ordnungsmäßiger Bewirtschaftung, insbesondere auch hinsichtlich der Bestellung befinden muß, zurückgeben. Endigt die Pacht im Laufe eines Pachtjahres, so hat der Verpächter die Kosten, die der Pächter auf die noch nicht von ihm geernteten, aber vor dem Ende des Pachtjahres noch zu erntenden Früchte verwendet hat, insoweit zu ersetzen, als sie einer ordnungsmäßigen Wirtschaft entsprechen und den Wert dieser Früchte nicht übersteigen.

Der Pächter eines „Landguts", d. h. eines zum selbständigen Betriebe der Landwirtschaft eingerichteten Grundstückes oder Grundstückkomplexes hat von den bei der Beendigung der Pacht vorhandenen landwirtschaftlichen Erzeugnissen ohne Rücksicht darauf, ob er bei dem Antritt der Pacht solche Erzeugnisse übernommen hat, soviel zurückzulassen, als zur Fortführung der Wirtschaft bis zu der Zeit erforderlich ist, zu welcher gleiche oder ähnliche Erzeugnisse voraussichtlich gewonnen werden. Soweit hiernach der Pächter landwirtschaftliche Erzeugnisse in größerer Menge oder besserer Beschaffenheit zurückzulassen verpflichtet ist, als er bei dem Antritte der Pacht übernommen hat, kann er von dem Verpächter Ersatz des Wertes verlangen. Den vorhandenen, auf dem Gute gewonnenen (nicht künstlichen) Dünger hat der Pächter eines Landguts zurückzulassen, ohne daß er Ersatz des Wertes verlangen kann.

Wenn bei der Pacht eines (landwirtschaftlichen oder anderen) Grundstücks die Pachtzeit nicht bestimmt ist, so ist die Kündigung nur für den Schluß eines Pachtjahres, mag dies nun mit dem sog. Wirtschaftsjahr zusammenfallen oder nicht, zulässig und hat spätestens am ersten Werktage des halben Jahres zu erfolgen, mit dessen Ablaufe die Pacht endigen soll.

Wenn der Pächter während der Pacht stirbt, so ist dessen Erbe, nicht aber der Verpächter berechtigt, das Pachtverhältnis unter Einhaltung der gesetzlichen Frist, (also eines halben Jahres) auf den ersten zulässigen Kündigungstermin (also auf den Schluß des laufenden Pachtjahres, wenn dieses aber schon mehr als zur Hälfte verstrichen war, auf den Schluß des nächsten Pachtjahres) zu kündigen.

Wegen Versetzung des Pächters ist derselbe nicht berechtigt, zu kündigen.

[1]) Vergl. oben Abschn. 1 unter C.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fünftes Kapitel.

Darlehn.

(B. G. B. §§ 607—610.)

Wer ein Darlehn erhalten hat, ist zur Zahlung von Zinsen nur dann verpflichtet, wenn solche bedungen sind. Ist letzteres der Fall, so müssen, vorbehaltlich einer anderen Vereinbarung, die Zinsen je nach Ablauf eines Jahres und, wenn das Darlehen vor dem Ablaufe eines Jahres zurückzuerstatten ist, bei der Rückerstattung bezahlt werden.

Wenn über die Rückzahlung des Darlehnskapitals nichts vereinbart ist, so hängt die Fälligkeit davon ab, daß der Gläubiger oder Schuldner kündigt. Die Kündigungsfrist beträgt bei Darlehen von mehr als dreihundert Mark, drei Monate, bei Darlehen von geringerem Betrag, einen Monat. War das Darlehn unverzinslich, so kann der Schuldner auch ohne Kündigung das Darlehn zurückzahlen; der Gläubiger muß aber auch in diesem Falle kündigen.

Sechstes Kapitel.

Dienstvertrag. — Gesinderecht.

(B. G. B. §§ 611—630.)

Der Dienstvertrag hat zum Gegenstande die Leistung von Diensten aller Art gegen Vergütung. Die Dienste können in körperlicher Arbeit, aber auch in geistiger Arbeit bestehen. In letzterer Beziehung fallen z. B. unter die Dienstverträge die Engagementsverträge der Lehrer und Privatbeamten, die Hilfeleistungen der Ärzte und anderer Medizinalpersonen, die Verträge der Rechtsanwälte und Notare mit ihren Klienten. Wenn die Dienstleistung den Umständen nach nur gegen eine Vergütung zu erwarten ist, so gilt eine Vergütung als stillschweigend vereinbart und zwar, wenn über die Höhe nichts abgemacht ist, die tarmäßige Vergütung, bezw., wenn eine Taxe nicht besteht, die übliche Vergütung.

Das Dienstverhältnis endigt mit Ablauf der Zeit, für die es eingegangen ist. Ist über die Dauer nichts bestimmt, so kann von beiden Seiten unter Innehaltung gewisser Kündigungsfristen gekündigt werden. Insbesondere kann das Dienstverhältnis der mit festen Bezügen zur Leistung von Diensten höherer Art Angestellten, deren Erwerbstätigkeit durch das Dienstverhältnis vollständig oder hauptsächlich in Anspruch genommen wird, so der Lehrer, Erzieher, Privatbeamten, Gesellschafterinnen, nur für den Schluß eines Kalendervierteljahres und nur unter Einhaltung einer sechswöchentlichen Kündigungsfrist gekündigt werden.

Den Vorschriften über den Dienstvertrag würden an und für sich auch die Gesindeverträge (Verträge zwischen Herrschaften und Dienstboten) unterliegen. Da jedoch nach dem Einführungsgesetze zum B. G. B. die landesgesetzlichen Vorschriften, welche dem Gesinderecht angehören,[1]) im allgemeinen in Kraft

[1]) Bei der Mannigfaltigkeit dieser Vorschriften (in Preußen allein sind 16 verschiedene Dienstbotenordnungen in Geltung) kann hier nicht näher auf diese eingegangen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geblieben sind, so finden nur einige wichtige Bestimmungen des B. G. B. auf die Gesindeverträge Anwendung. Es sind dies insbesondere:

1) die Vorschriften über Geschäftsfähigkeit,[1])

2) die folgenden (allgemein für den Dienstvertrag geltenden) Vorschriften.

Der Dienstberechtigte (die Herrschaft) muß dem in einem dauernden Dienstverhältnis bei ihm stehenden und in die häusliche Gemeinschaft aufgenommenen Dienstpflichtigen (Knecht, Köchin usw.) im Falle der Erkrankung die erforderliche Verpflegung und ärztliche Behandlung bis zur Dauer von sechs Wochen, jedoch nicht über die Beendigung des Dienstverhältnisses hinaus, gewähren. Der Dienstherr ist auch berechtigt, aber nicht verpflichtet, die Verpflegung und ärztliche Behandlung durch Aufnahme in ein Krankenhaus zu gewähren. Die Kosten können auf den Lohn, welcher dem Dienstpflichtigen *für die Zeit der Erkrankung* geschuldet wird, in Anrechnung gebracht werden.

Der Dienstherr hat ferner Räume, Vorrichtungen und Gerätschaften, auch die Zugänge zu den Arbeitsräumen, Treppen, Leitern usw. so einzurichten und imstande zu halten, daß der Dienstpflichtige tunlichst gegen Gefahr für Leib und Leben sicher gestellt ist.

Wenn der Dienstpflichtige in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen ist, so hat ferner der Dienstherr in Ansehung des Wohn- und Schlafraumes, der Verpflegung, sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, welche mit Rücksicht auf die *Gesundheit*, die *Sittlichkeit* und die *Religion* des Dienstpflichtigen erforderlich sind.

Alle vorstehend unter 2) aufgeführten Verpflichtungen des Dienstherrn können *nicht* im Voraus durch Vertrag aufgehoben oder beschränkt werden.

Siebentes Kapitel.

Werkvertrag.

(B. G. B. §§ 631—651.)

Durch den „Werkvertrag" wird der Unternehmer verpflichtet, das versprochene Werk herzustellen, der Besteller, die vereinbarte Vergütung zu bezahlen. Ein Werkvertrag liegt z. B. vor, wenn die Erbauung eines Hauses, die Fertigung eines Anzuges, das Färben von Tuch, das Mahlen von Korn vergeben oder übernommen wird. Wenn die Herstellung des Werkes den Umständen nach nur gegen eine Vergütung zu erwarten ist, so gilt eine Vergütung als stillschweigend vereinbart und zwar, wenn über die Höhe nichts abgemacht ist, die tarmäßige Vergütung, bezw. wenn eine Taxe nicht besteht, die übliche Vergütung.

Der Unternehmer muß das Werk so herstellen, daß es die zugesicherten Eigenschaften hat und nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder dem nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern. Wenn das Werk einen Mangel zeigt, so ist der Besteller befugt, die Beseitigung des Mangels zu verlangen und, wenn der Unternehmer mit der Beseitigung des Mangels im Verzuge ist, den Mangel selbst auf Kosten des Unter-

[1]) Vergl. Kap. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nehmers zu beseitigen. Der Besteller kann aber auch dem Unternehmer zur Beseitigung des Mangels eine angemessene Frist setzen und nach dem fruchtlosen Ablaufe derselben statt der Beseitigung des Mangels Wandelung (Rückgängigmachung des Vertrages) oder Preisminderung oder — bei Verschulden des Unternehmers — Schadensersatz wegen Nichterfüllung verlangen.

Die Ansprüche des Bestellers auf Beseitigung eines Mangels, auf Wandelung, Minderung oder Schadensersatz verjähren, sofern nicht der Unternehmer den Mangel arglistig verschwiegen hat — in diesem Falle tritt die gewöhnliche dreißigjährige Verjährung[1]) ein —, in sechs Monaten, bei Arbeiten an einem Grundstück in einem Jahre, bei Bauwerken in fünf Jahren, von der Abnahme des Werkes an gerechnet.

Die Vergütung muß, wenn nichts anders vereinbart ist, der Besteller an den Unternehmer bei der Abnahme des Werks entrichten. Abschlagszahlungen kann mangels anderer Vereinbarungen der Unternehmer nur dann verlangen, wenn das Werk in Teilen abzunehmen und die Vergütung für die einzelnen Teile bestimmt ist.

Wenn der Unternehmer bei der Ausführung des Werkes willkürliche Änderungen vornimmt oder Zusätze anbringt, so kann er für die etwaigen Mehraufwendungen Ersatz nur dann verlangen, wenn die vorgenommenen Änderungen und Zusätze dem Interesse und dem Willen des Bestellers entsprechen. Werden, wie dies bei größeren Bauwerken häufig der Fall ist, solche Änderungen und Zusätze von dem Bauherrn genehmigt, so ist selbstverständlich die vereinbarte, bezw. angemessene Vergütung dafür zu entrichten.

Achtes Kapitel.

Haftung der Gastwirte.

(B. G. B. §§ 701—704.)

Ein Gastwirt, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, hat einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Die Ersatzpflicht tritt nur dann nicht ein, wenn der Gastwirt nachweisen kann, daß der Schaden von dem Gaste selbst oder einem Begleiter desselben verursacht wird oder durch die Beschaffenheit der Sache (z. B. explosible Stoffe explodieren) oder durch höhere Gewalt (z. B. Brand infolge von Blitzschlag) entsteht. Ein Anschlag, durch den der Gastwirt seinen Gästen allgemein bekannt gibt, daß er die Haftung für Schaden ablehne, ist ohne Wirkung. Doch kann durch Vereinbarung mit dem einzelnen Gaste die Haftung ausgeschlossen werden.

Für Geld, Wertpapiere und Kostbarkeiten haftet der Gastwirt nur bis zur Höhe von eintausend Mark, es sei denn, daß er diese Gegenstände in Kenntnis ihrer Eigenschaft als Wertsachen zur Aufbewahrung übernimmt oder daß er die erbetene Aufbewahrung ablehnt, oder daß der Schaden von ihm selbst oder seinen Leuten verschuldet wird.

[1]) Vergl. Kap. 2.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der auf Grund der Haftung der Gastwirte dem Gaste zustehende Schadensersatzanspruch erlischt, wenn nicht der Gast unverzüglich, nachdem er von dem Verluste oder der Beschädigung Kenntnis erlangt hat, dem Gastwirte Anzeige macht. Der Anspruch erlischt nicht, wenn die Sachen dem Wirt zur Aufbewahrung übergeben waren.

Neuntes Kapitel.

Bürgschaft.

(B. G. B. §§ 765—778.)

Durch den Bürgschaftsvertag verpflichtet sich der Bürge gegenüber dem Gläubiger eines Dritten, für die Erfüllung der Verbindlichkeit des Dritten einzustehen.

Zur Giltigkeit eines Bürgschaftsvertrages ist schriftliche Erteilung der Bürgschaftserklärung erforderlich. Soweit indes der Bürge die Verbindlichkeit, für die er sich verbürgt hat, erfüllt (also die Schuld des Hauptschuldners bezahlt), wird der Mangel der Form geteilt, sodaß der Bürge das Gezahlte auf Grund der Behauptung, die Bürgschaft sei wegen Nichtschriftlichkeit ungiltig, nicht zurückfordern kann.

Wenn sich mehrere für dieselbe Schuld verbürgen, so haften sie, auch wenn sie die Bürgschaft nicht gemeinschaftlich übernehmen, als Gesamtschuldner. Der Gläubiger kann sich also wegen der ganzen Forderung nach seiner Wahl an jeden einzelnen der Bürgen, der freilich seinerseits von seinen Mitbürgen Ausgleichung verlangen kann, halten.

Der Bürge hat die Einrede der Vorausklage, d. h. er kann die Befriedigung des Gläubigers verweigern, solange nicht der Gläubiger eine Zwangsvollstreckung gegen den Hauptschuldner ohne Erfolg versucht hat. Besteht die Bürgschaft für eine Geldforderung, so muß die Zwangsvollstreckung in die beweglichen Sachen des Hauptschuldners an seinem Wohnsitz und eventuell auch an dem Orte seiner gewerblichen Niederlassung versucht sein.

Ausgeschlossen ist die Einrede der Vorausklage:

1) wenn sich der Bürge als Selbstschuldner verbürgt hat;

2) wenn die Rechtsverfolgung gegen den Hauptschuldner wegen Änderung des Wohnsitzes oder der gewerblichen Niederlassung desselben wesentlich erschwert ist;

3) wenn über das Vermögen des Hauptschuldners Konkurs eröffnet ist;

4) wenn anzunehmen ist, daß die Zwangsvollstreckung in das Vermögen des Hauptschuldners nicht zur Befriedigung des Gläubigers führen wird.

Soweit der Bürge den Gläubiger befriedigt, geht die Forderung des Gläubigers gegen den Hauptschuldner auf ihn über.

Zehntes Kapitel.

Haftpflicht.

(B. G. B. §§ 823—853.)

Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum, oder ein sonstiges Recht eines Andern widerrechtlich verletzt, ist dem Anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber auch wer, ohne widerrechtlich zu handeln, in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem Andern vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem Andern schadensersatzpflichtig. Nicht oder doch nur beschränkt verantwortlich ist jedoch:

1) wer im Zustande der Bewußtlosigkeit oder in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit einem Andern Schaden zufügt;

2) wer nicht das siebente Lebensjahr vollendet hat;

3) wer das siebente, aber nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, w e n n er bei der Begehung der schädigenden Handlung nicht die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht hat.

An Stelle dieser nicht oder doch nur beschränkt Verantwortlichen sind jedoch diejenigen schadensersatzpflichtig, welche kraft des Gesetzes (z. B. Eltern, Vormünder) zur Führung der Aufsicht über diese Personen verpflichtet sind, oder die Führung der Aufsicht durch Vertrag (z. B. Lehrer, Erzieher) übernommen haben, sie müßten denn beweisen, daß sie ihrer Aufsichtspflicht genügt, oder daß der Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden sein würde. —

Wird durch ein T i e r ein Mensch getötet, oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt, oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, schadensersatzpflichtig. Gleichgiltig ist dabei, ob demjenigen, welcher das Tier hält, ein Verschulden trifft oder nicht; nur wenn der Verletzte oder Beschädigte selbst die Verletzung oder Beschädigung verursacht hat (jemand hat einen Hund gereizt und wird infolgedessen gebissen), fällt die Schadensersatzpflicht fort.

Hat jemand für denjenigen, welcher ein Tier hält, die Führung der Aufsicht über das Tier durch Vertrag übernommen, so ist dieser in erster Linie verantwortlich, er müßte denn beweisen, daß er bei der Führung der Aufsicht die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet habe oder daß der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde.

Der Anspruch auf Ersatz des zugefügten Schadens verjährt in drei Jahren von dem Zeitpunkt an, in welchem der Verletzte von dem Schaden und der Person des Ersatzpflichtigen Kenntnis erlangt, längstens aber in dreißig Jahren von der Begehung der schädigenden Handlung an.

Elftes Kapitel.

Eigentum. — Nachbarrechte.

(B. G. B. §§ 903—928, 1018—1029.)

Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen. Das Recht des Eigentümers eines Grundstücks erstreckt sich auf den Raum über der Oberfläche und auf den Erdkörper unter der Oberfläche. Der Eigentümer kann jedoch Einwirkungen nicht verbieten, die in solcher Höhe oder Tiefe vorgenommen werden, daß er an der Ausschließung kein Interesse hat.

Auch die Zuführung von Gasen, Dämpfen, Gerüchen, Rauch, Ruß, Wärme, Geräusch, Erschütterungen kann der Eigentümer d a n n nicht verbieten, wenn dadurch die Benutzung seines Grundstückes nicht oder nur unwesentlich beeinträchtigt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird oder wenn, wie z. B. in Fabrikstädten oder Fabrikvierteln, die Beeinträchtigung durch eine Benutzung des andern Grundstückes herbeigeführt wird, die nach den örtlichen Verhältnissen bei Grundstücken dieser Lage gewöhnlich ist.

Der Eigentümer eines Grundstücks braucht nicht zu dulden, daß ein Nachbargrundstück in der Weise vertieft wird, daß der Boden seines Grundstückes die erforderliche Stütze verliert, es sei denn, daß für eine genügende, anderweitige Befestigung gesorgt ist. Ferner kann der Eigentümer eines Grundstückes Wurzeln eines Baumes oder eines Strauches, die von einem Nachbargrundstück eingedrungen sind, abschneiden und behalten. Das Gleiche gilt von herüberragenden Zweigen, wenn der Eigentümer dem Besitzer des Nachbargrundstücks eine angemessene Frist zur Beseitigung bestimmt hat und die Beseitigung nicht innerhalb der Frist erfolgt. Dies Recht steht dem Eigentümer aber nur dann zu, wenn die Wurzeln oder die Zweige die Benutzung des Grundstückes beeinträchtigen.

Früchte, die von einem Baume oder einem Strauche auf ein Nachbargrundstück hinüberfallen, gehören dem Nachbar; solange sie nicht abgefallen sind, sondern nur auf das Nachbargrundstück hinüberhängen, sind sie Eigentum des Baumeigentümers. Ist aber das Nachbargrundstück für den öffentlichen Gebrauch bestimmt (z. B. eine Straße), so gehören auch die hinüberfallenden Früchte dem Eigentümer des Baumes, nicht dem Publikum.

Wenn einem Grundstücke die zur ordnungsmäßigen Benutzung notwendige Verbindung mit einem öffentlichen Wege fehlt, so kann der Eigentümer von den Nachbarn verlangen, daß sie bis zur Hebung des Mangels die Benutzung ihrer Grundstücke zur Herstellung der erforderlichen Verbindung dulden. Die Richtung des Notwegs und der Umfang des Benutzungsrechts werden erforderlichenfalls durch Urteil bestimmt. Die Nachbarn, über deren Grundstücke der Notweg führt, sind durch eine jährlich im voraus zu entrichtende Geldrente zu entschädigen. Wenn der Eigentümer eines Grundstücks den Verlust der bisherigen Verbindung desselben mit dem öffentlichen Wege selbst verschuldet hat, so tritt die Verpflichtung der Nachbarn zur Duldung des Notwegs nicht ein.

Der Eigentümer eines Grundstücks kann verlangen, daß der Nachbar zur Errichtung fester Grenzzeichen (Grenzsteine), und wenn ein Grenzstein fortgerückt oder unkenntlich geworden ist, zur Wiederherstellung desselben mitwirkt. Die dadurch entstehenden Kosten sind, falls nicht eine andere Vereinbarung getroffen ist, von den Nachbarn zu gleichen Teilen zu tragen. Wenn ein Streit über die richtige Grenze entsteht und diese nicht ermittelt werden kann, so hat der Richter auszusprechen, daß jedem das gehören soll, was er bisher besessen hat. Läßt sich aber auch dieser Besitzstand nicht feststellen, so soll der Richter jedem eine gleichgroße Fläche des streitigen Teils zusprechen.

Werden zwei Grundstücke durch einen Zwischenraum, Rain, Winkel, einen Graben, eine Mauer, Hecke, Planke oder eine ähnliche Einrichtung, die nachweisbar weder dem einen noch dem anderen Nachbar gehört und die zum Vorteile beider Stücke dient, voneinander geschieden, so wird vermutet, daß die Nachbarn zur Benutzung der Einrichtung gemeinschaftlich berechtigt seien. Jeder der gemeinsam berechtigten Nachbarn kann die Grenz-Einrichtung insoweit benutzen, als nicht die Mitbenutzung des andern beeinträchtigt wird. Die etwaigen Unterhaltungskosten sind von den Nachbarn zu gleichen Teilen zu tragen. So lange einer der Nachbarn an dem Fortbestande der Einrichtung ein Interesse hat, darf sie nicht ohne seine Zustimmung beseitigt oder geändert werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn auf der Grenze, d. h. gemeinsam auf zwei Nachbargrundstücken, ein Baum oder Strauch steht, so gebühren die Früchte und, wenn der Baum oder Strauch gefällt wird, auch dieser den Nachbarn zu gleichen Teilen. Jeder der Nachbarn kann die Beseitigung des Baumes oder Strauches verlangen. Die Kosten der Beseitigung fallen den Nachbarn zu gleichen Teilen zur Last. Jedoch hat der Nachbar, der die Beseitigung verlangt, die Kosten allein zu tragen, wenn der andere auf sein Recht an dem Baume oder Strauche verzichtet.

Wenn der Baum oder Strauch als Grenzzeichen dient und den Umständen nach nicht durch ein anderes zweckmäßiges Grenzzeichen ersetzt werden kann — z. B. bei Weideland in Überschwemmungsgebieten — so kann die Beseitigung des Baumes von keinem der Nachbarn verlangt werden.

Ein Grundstück kann zu gunsten des jeweiligen Eigentümers eines andern Grundstücks in der Weise belastet werden, daß dieser das Grundstück in einzelnen Beziehungen benutzen darf (Grunddienstbarkeit). Zur Entstehung einer Grunddienstbarkeit ist die Einigung der Beteiligten und die Eintragung im Grundbuche erforderlich. Das Grundstück, dessen Eigentümer das andere Grundstück benutzen darf, pflegt man das „herrschende" Grundstück — das Grundstück, welches benutzt wird, das „dienende" Grundstück zu nennen. Die häufigst vorkommende Grunddienstbarkeit ist die Wegegerechtigkeit.

Eine Grunddienstbarkeit kann nur in einer Belastung bestehen, die für die Benutzung des herrschenden Grundstücks einen berechtigten Vorteil — nicht etwa eine bloße Annehmlichkeit — bietet. Auch ist bei der Ausübung der Grunddienstbarkeit der Berechtigte verpflichtet, das Interesse des Eigentümers des dienenden Grundstücks nach Möglichkeit zu schonen. Wenn dem Eigentümer des dienenden Grundstücks die Ausübung einer Grunddienstbarkeit an der Stelle, wo sie bisher ausgeübt wurde, besonders beschwerlich ist, so kann er verlangen, daß die Ausübung auf eine andere Stelle, die für den Berechtigten ebenso geeignet ist, wie die bisherige, verlegt wird; nur muß er selbst die Kosten der Verlegung tragen.

Zwölftes Kapitel.

Verlöbnis.

(B. G. B. §§ 1297—1302.)

Für ein gültiges Verlöbnis ist eine besondere Form nicht erforderlich, insbesondere nicht die Beobachtung der gewöhnlichen Förmlichkeiten, wie das Wechseln der Ringe, die Anzeige an Verwandte und Bekannte. Wesentlich ist aber, daß beide Teile darüber einig sind, daß sie sich ehelichen wollen.

Aus einem Verlöbnisse kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden; auch das Versprechen einer Strafe für den Fall, daß die Eingehung der Ehe unterbleibt, ist nichtig. Doch hat das Verlöbnis u. a. folgende Rechtswirkungen:

1. Tritt einer der Verlobten ohne wichtigen Grund von dem Verlöbnis zurück oder veranlaßt er durch sein Verschulden den Rücktritt des andern Teils, so hat er dem andern Verlobten und dessen Eltern sowie dritten Personen, welche anstelle der Eltern gehandelt haben, den Schaden zu ersetzen, der daraus entstanden ist, daß sie in Erwartung der Ehe angemessene Aufwendungen gemacht, z. B. eine Aussteuer beschafft, ein Festmahl gegeben haben. Dem andern Verlobten muß auch der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schaden ersetzt werden, den dieser dadurch erleidet, daß er in Erwartung der Ehe sonstige, sein Vermögen oder seine Erwerbsstellung berührende Maßnahmen getroffen hat.

2. Unterbleibt die Eheschließung, so kann jeder Verlobte von dem andern die Herausgabe desjenigen, was er ihm geschenkt oder zum Zeichen des Verlöbnisses gegeben hat (z. B. den Verlobungsring), zurückfordern. Im Zweifel ist anzunehmen, daß die Rückforderung ausgeschlossen sein soll, wenn das Verlöbnis durch den Tod eines der Verlobten aufgelöst wird.

Die nach Ziffer 1 und 2 aus dem Verlöbnis entstehenden Ansprüche verjähren in zwei Jahren von der Auflösung des Verlöbnisses an.

Dreizehntes Kapitel.

Ehe.

(B. G. B. §§ 1303—1362, 1564—1587.)

A.

Ehehindernisse.

Das Gesetz verbietet die Eheschließung, wenn eines der folgenden Ehehindernisse vorliegt:

1. Mangel der Ehemündigkeit. Ein Mann darf nicht vor erlangter Volljährigkeit, also nicht, bevor er das 21. Lebensjahr vollendet hat oder bevor er für volljährig erklärt ist, eine Ehe eingehen, eine Frau darf nicht vor der Vollendung des 16. Lebensjahres heiraten. Doch kann einer Frau Befreiung von dieser Vorschrift durch den Bundesstaat, welchem sie angehört, bewilligt werden.

2. Mangel der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters. Wer in der Geschäftsfähigkeit beschränkt ist,[1]), bedarf zur Eingehung einer Ehe der Einwilligung seines gesetzlichen Vertreters (des Vaters, der Mutter, des Vormundes). Ist der gesetzliche Vertreter ein Vormund, so kann die Einwilligung, wenn sie von ihm verweigert wird, auf Antrag des Mündels durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden. Dieses muß die Einwilligung erteilen, wenn die Eingehung der Ehe im Interesse des Mündels liegt.

3. Mangel der Einwilligung der Eltern. Ein eheliches Kind bedarf bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres — auch dann, wenn es schon vorher für volljährig erklärt ist — zur Eingehung der Ehe der Einwilligung des Vaters bezw., wenn dieser gestorben ist, der Einwilligung der Mutter.

4. Eine noch bestehende Ehe. Niemand darf eine Ehe eingehen, bevor seine frühere Ehe aufgelöst oder für nichtig erklärt worden ist.

5. Verwandtschaft oder Schwägerschaft. Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen Verwandten in gerader Linie (Eltern und Kinder, Großeltern und Enkel, zwischen vollbürtigen oder halbbürtigen Geschwistern, sowie zwischen Verschwägerten in gerader Linie (Schwiegervater und Schwiegertochter, Schwiegermutter und Schwiegersohn, Stiefvater und Stieftochter, Stiefmutter und Stiefsohn).

6. Verbindung durch Annahme an Kindesstatt. Wer einen andern an Kindesstatt angenommen hat, darf mit ihm oder dessen Abkömmlingen eine Ehe nicht eingehen, so lange das durch die Annahme begründete Rechtsverhältnis besteht.

[1]) Vergl. Kap. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Ehebruch. Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Ehegatten und demjenigen, mit welchem der geschiedene Ehegatte den Ehebruch begangen hat, wenn dieser Ehebruch in dem Scheidungsurteil als Grund der Scheidung festgestellt ist. Von dieser Vorschrift kann dem geschiedenen Ehegatten durch den Bundesstaat, welchem er angehört, Befreiung bewilligt werden.

8. Wartezeit. Eine Frau darf erst zehn Monate nach der Auflösung ihrer früheren Ehe eine neue Ehe eingehen, es sei denn, daß sie inzwischen geboren hat. Von dieser Vorschrift kann der Frau durch den Bundesstaat, welchem sie angehört, Befreiung bewilligt werden.

9. Ermangelung eines Zeugnisses des Vormundschaftsgerichts über Erfüllung der einem Wiederheiratenden obliegenden Verpflichtungen. Wer ein eheliches, minderjähriges Kind hat, darf eine neue Ehe erst eingehen, nachdem ihm das Vormundschaftsgericht ein Zeugnis darüber erteilt hat, daß er die ihm für die Wiederheirat obliegenden Verpflichtungen erfüllt hat. Diese Verpflichtungen bestehen in folgendem: Wer wieder heiraten will, hat seine Absicht dem Vormundschaftsgerichte anzuzeigen, auf seine Kosten ein Verzeichnis des seiner Verwaltung unterliegenden Vermögens einzureichen und soweit in Ansehung dieses Vermögens eine Gemeinschaft zwischen ihm und dem Kinde (z. B. gemeinsame Beerbung der Mutter) besteht, die Auseinandersetzung herbeizuführen. Bei fortgesetzter Gütergemeinschaft[1]) ist ein Verzeichnis des Gesamtguts einzureichen, die Gütergemeinschaft aufzuheben und die Auseinandersetzung zu bewirken.

10. Ermangelung der vorgeschriebenen Erlaubnis. Militärpersonen und solche Landesbeamte, für die nach den Landesgesetzen zur Eingehung einer Ehe eine besondere Erlaubnis erforderlich ist, dürfen nicht ohne die vorgeschriebene Erlaubnis eine Ehe eingehen.

B.
Eheschließung.

Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß die Verlobten vor einem Standesbeamten persönlich und bei gleichzeitiger Anwesenheit erklären, die Ehe miteinander eingehen zu wollen. Der Standesbeamte muß zur Entgegennahme der Erklärungen bereit sein.

Diese Förmlichkeiten allein sind die wesentlichen Förmlichkeiten der Eheschließung, d. h. die Ehe ist nichtig, wenn nicht diese Vorschriften gewahrt sind.

Neben diesen wesentlichen Förmlichkeiten schreibt das Gesetz noch folgende, jedoch nicht wesentliche Förmlichkeiten vor:

Der Standesbeamte soll bei der Eheschließung in Gegenwart von zwei volljährigen Zeugen, welche übrigens mit den Verlobten, dem Standesbeamten und miteinander verwandt oder verschwägert sein dürfen, an die Verlobten einzeln und nacheinander die Frage richten, ob sie die Ehe miteinander eingehen wollen, und, nachdem die Verlobten die Frage bejaht haben, aussprechen, daß sie kraft des Gesetzes nunmehr rechtmäßig verbundene Eheleute seien. Der Standesbeamte soll die Eheschließung in das Heiratsregister eintragen.

Der Eheschließung soll ein Aufgebot vorhergehen. Das Aufgebot verliert seine Kraft, wenn die Ehe nicht binnen sechs Monaten nach der Vollziehung des Aufgebots geschlossen wird.

---

[1]) Vergl. hierüber Kap. 14, Abschn. 3. A. 5

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C.

Wirkungen der Ehe.[1])

Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet.

Dem Manne steht die Entscheidung in allen, das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung.

Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes. Sie ist berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten. Sie hat ferner die sog. Schlüsselgewalt, d. h. das Recht, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes zu besorgen und ihn zu vertreten (z. B. die Anschaffungen für den täglichen Haushalt zu besorgen, weibliche Dienstboten anzustellen und zu entlassen). Macht sie von dieser Befugnis Gebrauch, so wird der Mann durch die Geschäfte berechtigt und verpflichtet. Der Mann kann jedoch die Schlüsselgewalt der Frau beschränken oder ausschließen, wenn dazu ausreichende Gründe vorliegen. Dritten gegenüber hat diese Beschränkung oder Ausschließung nur Wirksamkeit, wenn sie ihnen bekannt oder auf Antrag des Mannes in das Güterrechtsregister[2]) eingetragen ist.

Der Mann hat der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren. Andererseits hat auch die Frau, falls der Mann außerstande ist, sich selbst zu unterhalten, d. h. wenn er vermögenslos und erwerbsunfähig ist, diesem den seiner Lebensstellung entsprechenden Unterhalt nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren.

Zu gunsten der Gläubiger des Mannes gilt die Vermutung, daß die im Besitze eines der Ehegatten befindlichen beweglichen Sachen dem Manne gehören. Hinsichtlich der ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmten Sachen, insbesondere der Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte, wird jedoch angenommen, daß die Sachen der Frau gehören.

D.

Scheidung der Ehe.

Die Scheidung der Ehe erfolgt durch Urteil. Auf Scheidung der Ehe kann ein Ehegatte nur klagen,

1) wenn der andere Ehegatte sich des Ehebruchs, der Bigamie oder der widernatürlichen Unzucht schuldig macht;

2) wenn der andere Ehegatte ihm nach dem Leben trachtet;

3) wenn der andere Ehegatte ihn böslich verlassen hat.

Bösliche Verlassung liegt nur vor:

a. wenn ein Ehegatte sich ein Jahr lang gegen den Willen des andern Ehegatten in böslicher Absicht von der häuslichen Gemeinschaft fern gehalten hat und sein Aufenthalt seit Jahresfrist unbekannt gewesen ist,

b. wenn ein Ehegatte, nachdem er zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft rechtskräftig verurteilt worden ist, ein Jahr lang gegen den Willen des andern Ehegatten in böslicher Absicht dem Urteile nicht Folge geleistet hat;

4) wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten (insbesondere auch durch grobe Mißhandlung) oder durch ehrloses oder

[1]) Die vermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe, welche in erster Linie durch das in der Ehe geltende Güterrecht bedingt sind, werden im nächsten Kapitel (Eheliches Güterrecht) behandelt.

[2]) Vergl. hierüber Kap. 14, Abschn. 2 B.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann;

5) wenn der andere Ehegatte in Geisteskrankheit verfallen ist, die Krankheit während der Ehe mindestens drei Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, daß die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ausgeschlossen ist.

Das Recht auf Scheidung erlischt in den Fällen der Ziffer 1—4 durch Verzeihung.

Der Ehegatte, der auf Scheidung zu klagen berechtigt ist, kann statt auf Scheidung auf Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft klagen. Beantragt aber der andere Ehegatte, daß die Ehe, falls die Klage begründet ist, geschieden wird, so muß auf Scheidung erkannt werden.

Die geschiedene Frau behält den Familiennamen des Mannes, kann aber auch ihren früheren Mädchen- oder Witwennamen wieder annehmen. Ist die Frau in dem Scheidungsurteil für den allein schuldigen Teil erklärt, so kann der Mann ihr die Führung seines Namens untersagen.

Der allein für schuldig erklärte Ehegatte hat dem andern Teile durch Zahlung einer Geldrente nach Maßgabe näherer im Gesetzbuch festgelegter Bestimmungen Unterhalt zu gewähren.

Ist ein Kind aus der Ehe vorhanden, so steht, so lange die geschiedenen Ehegatten leben, die Sorge für die Person des Kindes, wenn ein Ehegatte allein für schuldig erklärt ist, dem andern Ehegatten zu; sind beide Ehegatten für schuldig erklärt, so stehe die Sorge für einen Sohn unter sechs Jahren oder für eine Tochter der Mutter, für einen Sohn, der über sechs Jahre alt ist, dem Vater zu. Das Vormundschaftsgericht kann jedoch eine abweichende Anordnung treffen, wenn eine solche aus besonderen Gründen im Interesse des Kindes geboten ist. Der Ehegatte, dem hiernach die Sorge für die Person des Kindes nicht zusteht, behält die Befugnis, mit dem Kinde persönlich zu verkehren. Das Vormundschaftsgericht kann den Verkehr näher regeln.

Vierzehntes Kapitel.

Eheliches Güterrecht.

(B. G. B. §§ 1363—1563.)

Erster Abschnitt.

Allgemeines.

Das eheliche Güterrecht, d. h. das Recht, nach welchem die Eheleute in vermögensrechtlicher Beziehung leben, nennt das B. G. B. den „Güterstand". Der Güterstand kann ein gesetzlicher, d. h. ein kraft Gesetzes eintretender, oder ein vertragsmäßiger, d. h. ein kraft Vertrages eintretender sein.

Als gesetzlichen Güterstand kennt das B. G. B.:

1) den ordentlichen gesetzlichen Güterstand, d. i. die Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut;[1])

2) den außerordentlichen gesetzlichen Güterstand (der jedoch auch vertragsmäßig sein kann), d. i. Gütertrennung.[2])

[1]) Hiervon handelt Abschn. 2 A. [2]) Hiervon handelt Abschn. 2 B.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als vertragsmäßigen Güterstand regelt das B. G. B.

1) den Güterstand der allgemeinen Gütergemeinschaft;[1])

2) den Güterstand der Errungenschaftsgemeinschaft;[2])

3) den Güterstand der Fahrnisgemeinschaft.[3])

In jeder Ehe gilt, wenn kein Ehevertrag errichtet wird, der ordentliche gesetzliche Güterstand, also Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut. Soll dieser ordentliche gesetzliche Güterstand nicht eintreten, so muß ein Ehevertrag geschlossen werden. Der Ehevertrag, welcher vor oder nach Eingehung der Ehe errichtet werden kann, muß bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor Gericht oder vor einem Notar geschlossen werden. Durch einen solchen Ehevertrag kann bestimmt werden:

1) daß der ordentliche gesetzliche Güterstand aufgehoben sein soll, ohne daß gesagt wird, was an dessen Stelle gelten soll. Dann tritt der außerordentliche gesetzliche Güterstand, also Gütertrennung, ein;

2) daß Gütertrennung gelten solle. Dann gilt Gütertrennung;

3) daß allgemeine Gütergemeinschaft gelten solle. Dann gilt die allgemeine Gütergemeinschaft des B. G. B.;

4) daß Errungenschaftsgemeinschaft gelten solle. Dann gilt die Errungenschaftgemeinschaft des B. G. B.;

5) daß Fahrnisgemeinschaft gelten solle. Dann gilt die Fahrnisgemeinschaft des B. G. B.;

6) daß der kraft Gesetzes oder Vertrages in Geltung gewesene Güterstand der Gütertrennung wieder aufgehoben sein solle, ohne daß gesagt wird, was an dessen Stelle gelten solle. Dann tritt der ordentliche gesetzliche Güterstand, also Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut, ein;

7) daß einer der unter 3), 4) und 5) bezeichneten, ursprünglich vereinbarten Güterstände wieder aufgehoben sein solle, ohne daß gesagt wird, was an dessen Stelle gelten solle. Dann tritt Gütertrennung ein;

8) daß der kraft Gesetzes oder Vertrages eingetretene Güterstand in gewissen Beziehungen geändert werde. Dann gilt der betreffende Güterstand mit den festgesetzten Änderungen;

9) daß die und die — im einzelnen genau festzulegenden — Bestimmungen als Güterstand gelten sollen. Dann gelten die von den Vertragsschließenden festgesetzten Bestimmungen.

Dagegen kann der Güterstand nicht durch Verweisung auf ein nicht mehr geltendes oder auf ein ausländisches Gesetz bestimmt werden.

Zweiter Abschnitt.

Der gesetzliche Güterstand.

A.

Der ordentliche gesetzliche Güterstand.

(Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut.)

1. Eingebrachtes Gut und Vorbehaltsgut.

Das Vermögen der Frau und zwar sowohl das ihr zur Zeit der Eingehung der Ehe gehörende, als auch das während der Ehe von ihr erworbene Vermögen wird durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des

[1]) Hiervon handelt Abschn. 3 A. [2]) Hiervon handelt Abschn. 3 B. [3]) Hiervon handelt Abschn. 3 C.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mannes unterworfen. Dies der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterliegende Vermögen der Frau heißt „eingebrachtes Gut" im Gegensatze zu dem „Vorbehaltsgut", welches nicht der Nutznießung und Verwaltung des Mannes anheimfällt, sondern zur freien Verfügung der Frau bleibt.

Vorbehaltsgut ist:

1) dasjenige, was ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmt ist, insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte;

2) dasjenige, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt;

3) dasjenige, was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut erklärt ist;

4) dasjenige, was die Frau erbt oder was ihr unentgeltlich zugewendet wird, vorausgesetzt, daß der Erblasser oder der Zuwendende bestimmt hat, daß das Zugewendete Vorbehaltsgut sein soll;

5) dasjenige, was die Frau als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung von Gegenständen des Vorbehaltsguts erwirbt.

Alles, was nicht Vorbehaltsgut ist, ist eingebrachtes Gut. Damit demnächst keine Zweifel entstehen, was Vorbehaltsgut und was eingebrachtes Gut ist, kann jeder Ehegatte verlangen, daß der Bestand des eingebrachten Gutes durch Aufnahme eines Verzeichnisses unter Mitwirkung des anderen Ehegatten festgestellt wird.

2. Verwaltung und Nutznießung.

Der Mann ist berechtigt, die zum eingebrachten Gute gehörenden Sachen in Besitz zu nehmen und die darauf bezüglichen Rechte im eigenen Namen gerichtlich geltend zu machen. Er muß das eingebrachte Gut ordnungsmäßig verwalten und über den Stand der Verwaltung der Frau auf Verlangen Auskunft erteilen. Haushaltsgegenstände, die der Mann anstelle der von der Frau eingebrachten, nicht mehr vorhandenen oder wertlos gewordenen Stücke anschafft, werden eingebrachtes Gut.

Das Verwaltungsrecht des Mannes umfaßt nicht die Befugnis, über eingebrachtes Gut ohne Zustimmung der Frau zu verfügen, insbesondere darf der Mann Gegenstände des eingebrachten Gutes nicht veräußern. Doch kann er zwecks ordnungsmäßiger Verwaltung des eingebrachten Gutes ohne Zustimmung der Frau über Geld und andere verbrauchbare Sachen[1]) der Frau verfügen.

Der Mann ist berechtigt, die Nutzungen des eingebrachten Gutes zu ziehen. Andererseits ist er verpflichtet, außer den durch die Gewinnung der Nutzungen entstehenden Kosten auch die Kosten der ordnungsmäßigen Erhaltung der zum eingebrachten Gut gehörenden Gegenstände zu bestreiten. Er hat den ehelichen Aufwand zu tragen und auf Verlangen der Frau den Reinertrag des eingebrachten Gutes zu seinem und seiner Familie Unterhalt in erster Linie zu verwenden.

Wird durch das Verhalten des Mannes die Besorgnis begründet, daß die Rechte der Frau in einer das eingebrachte Gut erheblich gefährdenden Weise verletzt werden, so kann die Frau von dem Manne Sicherheitsleistung verlangen. Die Frau bedarf zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Einwilligung des Mannes. Erteilt der Mann der Frau die Einwilligung zum selbständigen Betriebe eines Erwerbsgeschäfts, so ist seine Zustimmung zu solchen Rechtsgeschäften und Rechts-

[1]) D. s. Sachen deren bestimmungsmäßiger Gebrauch in dem Verbrauch oder in der Veräußerung besteht (z. B. Nahrungsmittel, Kohlen, das Warenlager eines eingebrachten Kaufmannsgeschäfts).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

streitigkeiten nicht erforderlich, die der Geschäftsbetrieb mit sich bringt. Der Einwilligung des Mannes in den Geschäftsbetrieb steht es gleich, wenn die Frau mit Wissen und ohne Einspruch des Mannes das Erwerbsgeschäft betreibt.

3. Schuldenhaftung.

Die Gläubiger des Mannes können nicht Befriedigung aus dem eingebrachten Gute verlangen; denn dieses ist Eigentum der Frau. Wohl aber können sie sich an die von dem Manne erworbenen Nutzungen des eingebrachten Gutes (von gewissen Einschränkungen abgesehen) halten, denn diese gehören dem Manne.

Die Gläubiger der Frau können, soweit es sich um voreheliche Schulden der Frau handelt, ohne Rücksicht auf die Verwaltung und Nutznießung des Mannes Befriedigung aus dem eingebrachten Gute verlangen; soweit es sich aber um Schulden aus Rechtsgeschäften handelt, die die Frau während der Ehe abgeschlossen hat, können sie das eingebrachte Gut nur dann zu ihrer Befriedigung in Anspruch nehmen, wenn der Mann zu dem Rechtsgeschäfte seine Zustimmung, soweit diese erforderlich war, erteilt hat.

4. Beendigung der Verwaltung und Nutznießung.

Die Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gute endigt:

1) mit der Auflösung der Ehe durch Tod oder Scheidung;

2) mit der Rechtskraft des Beschlusses, durch den der Konkurs über das Vermögen des Mannes (nicht der Frau) eröffnet wird;

3) mit dem Zeitpunkt, welcher in einem die Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung bestimmenden Ehevertrage festgesetzt ist;

4) mit der Rechtskraft des Urteils, durch welches die Beendigung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes auf die Klage der Frau ausgesprochen wird. Es kann nämlich die Frau auf Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung klagen, wenn der Mann das eingebrachte Gut durch seine Verwaltung erheblich gefährdet, wenn er die ihm gegen Frau und Kinder obliegende Unterhaltspflicht verletzt und endlich, wenn er unter Vormundschaft[1]) oder Pflegschaft[1]) oder unter mutmaßlich längere Zeit dauernde Abwesenheitspflegschaft[1]) gestellt wird.

Bei Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung durch Konkurs des Mannes, durch Urteil auf die Klage der Frau oder durch Ehevertrag tritt, soweit nicht im letzteren Falle anderes vereinbart ist, Gütertrennung ein.

Nach der Beendigung der Verwaltung und Nutznießung hat der Mann das eingebrachte Gut der Frau herauszugeben und ihr über die Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Endigt die Verwaltung und Nutznießung infolge des Todes der Frau, so hat die Herausgabe an die Erben der Frau zu erfolgen; der Mann ist jedoch verpflichtet, diejenigen zur Verwaltung gehörenden Geschäfte, mit deren Aufschube Gefahr verbunden ist, zu besorgen, bis die Erben anderweite Fürsorge treffen können.

B.

Der außerordentliche gesetzliche Güterstand.

(Gütertrennung.)

Das Vermögen der Frau wird der Verwaltung und Nutznießung des Mannes nicht unterworfen, sondern die Frau verwaltet ihr Vermögen selbst. Doch kann

[1]) Hierüber vergl. Kap. 17.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

natürlich die Frau ihr Vermögen ganz oder teilweise der Verwaltung des Mannes überlassen, der dann die Einkünfte dieses Vermögens im allgemeinen nach freiem Ermessen verwenden kann.

Der Mann hat den ehelichen Aufwand zu tragen; doch hat die Frau dazu einen angemessenen Beitrag aus den Einkünften ihres Vermögens beizusteuern.

Der Mann haftet nicht für die Schulden der Frau. Die Frau haftet nicht für die Schulden des Mannes. Damit jedoch aus dieser Ausschließung der gegenseitigen Schuldenhaftung für gutgläubige Dritte keine Nachteile erwachsen, bestimmt das Gesetz, daß einem Dritten gegenüber aus dieser Ausschließung Einwendungen gegen ein zwischen ihm und einem der Ehegatten vorgenommenes Rechtsgeschäft nur dann hergeleitet werden können, wenn die Ausschließung dem Dritten bekannt oder aber in das Güterrechtsregister eingetragen war.

Die Eintragung in das Güterrechtsregister erfolgt auf öffentlich beglaubigten Antrag der Ehegatten bei dem Amtsgerichte, in dessen Bezirk der Mann seinen jeweiligen Wohnsitz hat.

Dritter Abschnitt.

Der vertragsmäßige Güterstand.

A.

Allgemeine Gütergemeinschaft.

1. Gesamtgut und Vorbehaltsgut.

Durch die allgemeine Gütergemeinschaft wird das Vermögen des Mannes und das Vermögen der Frau gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten, sog. Gesamtgut. Zu dem Gesamtgute gehört auch das Vermögen, welches der Mann oder die Frau während der Gütergemeinschaft erwirbt.

Ein Ehegatte kann nicht über seinen Anteil an dem Gesamtgute und an den einzelnen dazu gehörenden Gegenständen verfügen, auch nicht Teilung des Gesamtguts verlangen.

Ausgeschlossen von dem Gesamtgut ist das Vorbehaltsgut der Ehegatten.

Vorbehaltsgut ist:

1) dasjenige, was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut eines der Ehegatten erklärt ist;

2) dasjenige, was einer der Ehegatten erbt, oder was ihm unentgeltlich zugewendet wird, vorausgesetzt, daß der Erblasser oder der Zuwendende bestimmt hat, daß das Zugewendete Vorbehaltsgut sein solle;

3) dasjenige, was einer der Ehegatten als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung von Gegenständen seines Vorbehaltsguts erwirbt.

2. Verwaltung des Gesamtgutes.

Das Gesamtgut unterliegt der Verwaltung des Mannes. Derselbe ist insbesondere berechtigt, die zu dem Gesamtgut gehörenden Sachen in Besitz zu nehmen, über das Gesamtgut zu verfügen, sowie Rechtsstreitigkeiten, die sich auf das Gesamtgut beziehen, im eigenen Namen zu führen. Doch muß er zu Rechtsgeschäften über das Gesamtgut im ganzen, sowie zu Verfügungen über ein zu dem Gesamtgut gehöriges Grundstück die Einwilligung der Frau einholen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Frau kann über das Gesamtgut nur mit Zustimmung des Mannes verfügen. Erteilt der Mann der Frau die Einwilligung zum selbständigen Betriebe eines Erwerbsgeschäftes, so ist seine Zustimmung zu solchen Rechtsgeschäften nicht erforderlich, die der Geschäftsbetrieb mit sich bringt. Der Einwilligung des Mannes in den Geschäftsbetrieb steht es gleich, wenn die Frau mit Wissen und ohne Einspruch des Mannes das Erwerbsgeschäft betreibt.

Der eheliche Aufwand fällt dem Gesamtgute zur Last.

3. Schuldenhaftung.

Aus dem Gesamtgute können die Gläubiger des Mannes unbedingt Befriedigung verlangen, wogegen das Gesamtgut für eine Verbindlichkeit der Frau, die aus einem nach dem Eintritte der Gütergemeinschaft vorgenommenen Rechtsgeschäfte entsteht, in der Regel nur dann haftet, wenn der Mann seine Zustimmung zu dem Rechtsgeschäfte erteilt hat, oder wenn das Rechtsgeschäft ohne seine Zustimmung für das Gesamtgut wirksam ist.

4. Beendigung der allgemeinen Gütergemeinschaft und Auseinandersetzung.

Die allgemeine Gütergemeinschaft der Ehegatten endigt:

1) mit der Auflösung der Ehe (durch Tod oder Scheidung);

2) mit dem Zeitpunkt, welcher in einem, die Aufhebung der allgemeinen Gütergemeinschaft bestimmenden Ehevertrage festgesetzt ist;

3) mit der Rechtskraft des Urteils, durch welches die Aufhebung der allgemeinen Gütergemeinschaft auf die Klage der Frau oder des Mannes ausgesprochen wird. Es kann nämlich die Frau auf Aufhebung der Gütergemeinschaft klagen, wenn der Mann das Gesamtgut durch schlechte Verwaltung erheblich gefährdet oder es in der Absicht, die Frau zu benachteiligen, vermindert hat, wenn er die ihm gegen Frau und Kinder obliegende Unterhaltspflicht verletzt und endlich, wenn er wegen Verschwendung entmündigt ist. Der Mann kann auf Aufhebung der Gütergemeinschaft in gewissen Fällen klagen, in denen eine auf die Frau zurückzuführende derartige Überschuldung des Gesamtguts eingetreten ist, daß ein späterer Erwerb des Mannes erheblich gefährdet wird.

Bei Aufhebung der Gütergemeinschaft durch Urteil auf die Klage eines der Ehegatten oder durch Ehevertrag tritt, soweit nicht im letzteren Falle anderes bestimmt ist, Gütertrennung ein. Bei Beendigung der Gütergemeinschaft durch Tod des einen Ehegatten gehört, sofern nicht die Gütergemeinschaft zwischen dem überlebenden Ehegatten und den gemeinschaftlichen Abkömmlingen fortgesetzt wird,[1]) der Anteil des verstorbenen Ehegatten an dem Gesamtgute zum Nachlaß[2]) desselben.

Nach der Beendigung der Gütergemeinschaft findet in Ansehung des Gesamtguts die Auseinandersetzung derart statt, daß der nach Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten verbleibende Überschuß zu zwei gleichen Teilen geteilt wird.

5. Fortgesetzte Gütergemeinschaft.

Sind bei dem Tode eines Ehegatten gemeinschaftliche Abkömmlinge vorhanden, so wird zwischen dem überlebenden Ehegatten und den gemeinschaftlichen Abkömmlingen, die im Falle der gesetzlichen Erbfolge[3]) als Erben berufen sind, die Gütergemeinschaft fortgesetzt. (Fortgesetzte Gütergemeinschaft.)

---

[1]) Vergl. hierüber Ziffer 5 dieses Abschnitts „Fortgesetzte Gütergemeinschaft". [2]) Dieser vererbt sich nach den allgemeinen Vorschriften (vergl. Kap. 18.) [3]) Vergl. Kap. 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Anteil des verstorbenen Ehegatten gehört in diesem Falle nicht zum Nachlasse. Der überlebende Ehegatte kann jedoch die Fortsetzung der Gütergemeinschaft ablehnen. Die Ablehnung kann nur binnen sechs Wochen erfolgen und ist in öffentlich beglaubigter Form dem Nachlaßgericht gegenüber zu erklären.

Das Gesamtgut der fortgesetzten Gütergemeinschaft besteht aus dem ehelichen Gesamtgute und aus dem Vermögen, das der überlebende Ehegatte aus dem Nachlasse des verstorbenen Ehegatten oder nach dem Eintritt der fortgesetzten Gütergemeinschaft erwirbt. Dagegen gehört das Vermögen, das ein gemeinschaftlicher Abkömmling zur Zeit des Eintritts der fortgesetzten Gütergemeinschaft oder später erwirbt, nicht zum Gesamtgute.

Vorbehaltsgut des überlebenden Ehegatten ist, was er bisher als Vorbehaltsgut gehabt hat und was er von Todeswegen oder durch Zuwendung unter Lebenden seitens eines Dritten unentgeltlich mit solchem Vorbehalte erwirbt, endlich, was er als Ersatz für Vorbehaltsgegenstände erwirbt.

Die Verwaltung des Gesamtguts führt der überlebende Ehegatte nach den während der ehelichen Gütergemeinschaft für die Verwaltung des Ehemanns geltenden Grundsätzen; die Abkömmlinge erhalten die rechtliche Stellung der Frau.

Die fortgesetzte Gütergemeinschaft endigt:

1) mit der Aufhebung seitens des überlebenden Ehegatten, welche durch öffentlich beglaubigte Erklärung gegenüber dem Nachlaßgericht zu erfolgen hat. Zu dieser Aufhebung ist der überlebende Ehegatte jederzeit berechtigt;

2) mit der Aufhebung durch gerichtlichen oder notariellen Vertrag zwischen dem überlebenden Ehegatten und den übrigen anteilsberechtigten Abkömmlingen;

3) mit der Wiederverheiratung des überlebenden Ehegatten;

4) mit dem Tode des überlebenden Ehegatten;

5) mit der Rechtskraft des Urteils, durch welches die Aufhebung der fortgesetzten Gütergemeinschaft auf die Klage eines der Abkömmlinge ausgesprochen wird. Es kann nämlich ein Abkömmling auf Aufhebung der fortgesetzten Gütergemeinschaft klagen, wenn in der Person des überlebenden Ehegatten die Voraussetzungen vorliegen, unter welchen bei ehelicher Gütergemeinschaft die Frau auf Aufhebung der Gütergemeinschaft klagen kann, sowie, wenn der überlebende Ehegatte die elterliche Gewalt[1]) über den Abkömmling verwirkt hat oder, falls sie ihm zugestanden hätte, verwirkt haben würde.

Nach der Beendigung der fortgesetzten Gütergemeinschaft findet in Ansehung des Gesamtguts die Auseinandersetzung derart statt, daß der nach Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten verbleibende Überschuß zur Hälfte dem überlebenden Ehegatten, zur andern Hälfte den Abkömmlingen zugeteilt wird.

Die Fortsetzung der Gütergemeinschaft kann von den Ehegatten durch (gerichtlichen oder notariellen) Ehevertrag ausgeschlossen werden. Dagegen können Anordnungen, welche mit den Vorschriften des B. G. B. über die fortgesetzte Gütergemeinschaft in Widerspruch stehen, von den Ehegatten weder durch letztwillige Verfügung, noch durch Vertrag getroffen werden.

B.

Errungenschaftsgemeinschaft.

Durch die Errungenschaftsgemeinschaft wird das Vermögen, welches der Mann oder die Frau während der Ehe, in welcher Errungenschaftsgemein-

[1]) Vergl. Kap. 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaft gilt, erwirbt, gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten, sog. Gesamtgut. Dem Gesamtgut stehen gegenüber das eingebrachte Gut der Ehegatten und das Vorbehaltsgut der Frau.

Eingebrachtes Gut eines Ehegatten ist:

1) dasjenige, was ihm bei dem Eintritt der Errungenschaftsgemeinschaft gehört;

2) dasjenige, was er von Todeswegen oder durch Schenkung oder als Ausstattung erwirbt;

3) dasjenige, was durch Ehevertrag für eingebrachtes Gut erklärt ist;

4) dasjenige, was der Ehegatte als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung von Gegenständen seines eingebrachten Guts erwirbt.

Vorbehaltsgut der Frau ist dasjenige, was bei allgemeiner Gütergemeinschaft ihr Vorbehaltsgut sein würde.[1]) Vorbehaltsgut des Mannes ist ausgeschlossen.

Für die Verwaltung des Gesamtguts gelten im wesentlichen dieselben Vorschriften, wir für die Verwaltung des Gesamtguts bei allgemeiner Gütergemeinschaft.[1])

Das eingebrachte Gut wird für Rechnung des Gesamtguts in der Weise verwaltet, daß die Nutzungen, welche nach den für den ordentlichen gesetzlichen Güterstand (Verwaltung und Nutznießung des Mannes am eingebrachten Gut) geltenden Vorschriften[2]) dem Manne zufallen, zu dem Gesamtgut gehören. Auf das eingebrachte Gut der Frau finden dieselben Bestimmungen Anwendung, welche im ordentlichen gesetzlichen Güterstande (Verwaltung und Nutznießung des Mannes) dafür gelten.[2])

Der eheliche Aufwand fällt dem Gesamtgute zur Last. Das Gesamtgut hat auch die Lasten des eingebrachten Gutes beider Ehegatten in dem Umfange zu tragen, wie dies bei dem gesetzlichen Güterstande der Verwaltung und Nutznießung dem Manne obliegt. Aus dem Gesamtgut können die Gläubiger des Mannes unbedingt Befriedigung verlangen, wogegen das Gesamtgut für eine Verbindlichkeit der Frau, die aus einem nach dem Eintritte der Errungenschaftsgemeinschaft vorgenommenen Rechtsgeschäft entsteht, regelmäßig nur dann haftet, wenn der Mann seine Zustimmung zu dem Rechtsgeschäfte erteilt hat, oder wenn das Rechtsgeschäft ohne seine Zustimmung für das Gesamtgut wirksam ist.

Die Errungenschaftsgemeinschaft endigt:

1) mit der Auflösung der Ehe (durch Tod oder Scheidung);

2) mit der Rechtskraft des Beschlusses, durch den der Konkurs über das Vermögen des Mannes (nicht der Frau) eröffnet wird;

3) mit dem Zeitpunkt, welcher in einem die Aufhebung der Errungenschaftsgemeinschaft bestimmenden Ehevertrage festgesetzt ist;

4) mit der Rechtskraft des Urteils, durch welches die Aufhebung der Errungenschaftsgemeinschaft auf die Klage der Frau oder des Mannes ausgesprochen wird. Es kann nämlich die Frau auf Aufhebung der Errungenschaftsgemeinschaft klagen, wenn die Voraussetzungen vorliegen, unter welchen sie bei allgemeiner Gütergemeinschaft auf deren Aufhebung klagen könnte,[1]) ferner wenn das eingebrachte Gut der Frau durch die Verwaltung des Mannes erheblich gefährdet wird, und wenn der Mann unter Vormundschaft oder mutmaßlich längere Zeit dauernde Abwesenheitspflegschaft gestellt ist. Der Mann kann unter gleichen Voraussetzungen wie bei der allgemeinen Gütergemeinschaft[1]) auf Aufhebung der Errungenschaftsgemeinschaft klagen.

[1]) Vergl. Abschn. 3 A. [2]) Vergl. Abschn. 2 A.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei Aufhebung der Errungenschaftsgemeinschaft durch Konkurs des Mannes, durch Urteil auf die Klage eines der Ehegatten hin oder durch Ehevertrag tritt, soweit nicht im letzteren Falle anderes bestimmt ist, Gütertrennung ein.

Nach der Beendigung der Errungenschaftsgemeinschaft findet in Ansehung des Gesamtguts die Auseinandersetzung derart statt, daß der nach Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten verbleibende Überschuß zu zwei gleichen Teilen geteilt wird. Hinsichtlich des eingebrachten Guts der Frau gelten die Bestimmungen, welche im gesetzlichen Güterstande der Verwaltung und Nutznießung bei Beendigung derselben maßgebend sind.[1])

C.

Fahrnisgemeinschaft.

Durch die Fahrnisgemeinschaft wird das bewegliche Vermögen des Mannes und der Frau und die Errungenschaft, d. h. dasjenige, was bei Errungenschaftsgemeinschaft Gesamtgut sein würde, gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten, sog. Gesamtgut.

Dem Gesamtgut stehen gegenüber das eingebrachte Gut der Ehegatten und das Vorbehaltsgut der Frau.

Eingebrachtes Gut eines Ehegatten ist:

1) das unbewegliche Vermögen, das er bei dem Eintritt der Fahrnisgemeinschaft hat oder während der Gemeinschaft durch Erbfolge, Vermächtnis, Schenkung oder als Ausstattung erwirbt. Hypotheken, Grundschulden und Rentenschulden gehören hierbei nicht zum unbeweglichen Vermögen;

2) dasjenige, was durch Ehevertrag für eingebrachtes Gut erklärt ist;

3) dasjenige, was der Ehegatte erbt oder was ihm unentgeltlich zugewendet wird, vorausgesetzt, daß der Erblasser oder der Zuwendende bestimmt hat, daß das Zugewendete eingebrachtes Gut sein solle;

4) dasjenige, was der Ehegatte als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung von Gegenständen seines eingebrachten Guts erwirbt.

Vorbehaltsgut der Frau ist dasjenige, was bei allgemeiner Gütergemeinschaft ihr Vorbehaltsgut sein würde.[2]) Vorbehaltsgut des Mannes ist ausgeschlossen.

Auf das Gesamtgut finden die bei allgemeiner Gütergemeinschaft[2]) für das Gesamtgut geltenden Vorschriften Anwendung. Doch tritt fortgesetzte Gütergemeinschaft nur ein, wenn sie durch Vertrag vereinbart ist.

Auf das eingebrachte Gut finden die bei der Errungenschaftsgemeinschaft[3]) für das eingebrachte Gut geltenden Vorschriften Anwendung.

Fünfzehntes Kapitel.

Elterliche Gewalt.

(B. G. B. §§ 1626—1698).

Das Kind steht, solange es minderjährig ist, unter „elterlicher Gewalt". Die elterliche Gewalt umfaßt:

1) das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen;

2) das Recht und die Pflicht, für das Vermögen des Kindes zu sorgen;

3) das Recht der Nutznießung an dem Vermögen des Kindes.

[1]) Vergl. Abschn. 2 A. [2]) Vergl. Abschn. 3 A. [3]) Vergl. Abschn. 3 B.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die elterliche Gewalt steht im allgemeinen den Eltern nicht gemeinschaftlich zu, sondern in erster Linie dem Vater allein und erst in zweiter Linie, wenn nämlich der Vater gestorben oder an der Ausübung der elterlichen Gewalt behindert ist, der Mutter allein zu. Nur für die Person des Kindes hat die Mutter neben dem Vater zu sorgen, wobei sie sich jedoch bei einer Meinungsverschiedenheit der Meinung des Vaters zu unterwerfen hat.

A.

Elterliche Gewalt des Vaters.

Die Sorge für Person und Vermögen des Kindes umfaßt die Vertretung des Kindes. Der Vater ist daher z. B. berechtigt, für das Kind zu klagen; Klagen gegen das Kind sind gegen ihn zu richten.

Die Sorge für die Person des Kindes umfaßt das Recht und die Pflicht, das Kind zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen. Kraft des Erziehungsrechts kann der Vater angemessene Zuchtmittel gegen das Kind anwenden und ist auf seinen Antrag vom Vormundschaftsgericht durch Anwendung geeigneter Zuchtmittel zu unterstützen.

Für die religiöse Erziehung der Kinder sind die landesgesetzlichen Vorschriften maßgebend.

Das Recht und die Pflicht der Vermögensverwaltung erstreckt sich nicht auf das Vermögen, welches das Kind erbt oder welches ihm unentgeltlich zugewendet wird, vorausgesetzt daß der Erblasser oder der Zuwendende bestimmt hat, daß das Zugewendete der Verwaltung des Vaters entzogen sein soll. Hat der Erblasser oder der Zuwendende Anordnungen getroffen, nach denen der Vater das dem Kinde zugewendete Vermögen verwalten solle, so hat der Vater diese Anordnungen zu befolgen und kann nötigenfalls dazu vom Vormundschaftsgericht angehalten werden. Er kann aber von diesen Anordnungen mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts abweichen, wenn ihre Befolgung das Interesse des Kindes gefährden würde.

Der Vater hat das Geld des Kindes nach den für die Anlegung von Mündelgeldern geltenden Vorschriften[1]) verzinslich anzulegen, soweit es nicht zur Bestreitung von Ausgaben bereit zu halten ist.

Zu gewissen Rechtsgeschäften, insbesondere zur Verfügung über ein Grundstück des Kindes, zu Rechtsgeschäften über das Kindesvermögen im ganzen, zum entgeltlichen Erwerb oder zur Veräußerung eines Erwerbsgeschäftes, zur Aufnahme von Geld auf den Kredit des Kindes, zur Eingehung einer Wechselverbindlichkeit, zur Übernahme einer Bürgschaft, zur Erteilung einer Prokura bedarf der Vater der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. Beim Tode der Mutter hat der Vater das dann vorhandene, seiner Verwaltung unterliegende Vermögen des Kindes zu verzeichnen und das Verzeichnis mit der Versicherung der Richtigkeit dem Vormundschaftsgerichte einzureichen; bei Haushaltsgegenständen genügt dabei die Angabe des Gesamtwerts.

Das Nutznießungsrecht des Vaters erstreckt sich auf das gesamte Vermögen des Kindes mit Ausschluß des sog. freien Vermögens.

---

1) Vergl. Kap. 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freies Vermögen des Kindes ist:

1) dasjenige, was ausschließlich zum persönlichen Gebrauche des Kindes bestimmt ist, insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte;

2) dasjenige, was das Kind durch seine Arbeit oder durch den ihm vom Vater mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts gestatteten selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt;

3) dasjenige, was das Kind erbt oder was ihm unentgeltlich zugewendet wird, vorausgesetzt, daß der Erblasser oder der Zuwendende bestimmt hat, daß das Zugewendete der Nutznießung des Vaters entzogen sein soll;

4) dasjenige, was das Kind als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung von Gegenständen des freien Vermögens erwirbt.

Der Vater darf verbrauchbare Sachen,[1]) die zu dem seiner Nutznießung unterliegenden Vermögen gehören, für sich veräußern oder verbrauchen, Geld jedoch nur mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts; bei Beendigung der Nutznießung muß er dann aber den Wert ersetzen.

Der Vater hat die Lasten des seiner Nutznießung unterliegenden Vermögens zu tragen. Die Gläubiger des Kindes können ohne Rücksicht auf die elterliche Nutznießung Befriedigung aus dem Vermögen des Kindes verlangen.

Die Nutznießung endigt:

1) wenn sich das Kind verheiratet, es müßte denn die Ehe ohne die erforderliche elterliche Einwilligung[2]) geschlossen sein;

2) wenn der Vater auf die Nutznießung verzichtet. Der Verzicht ist in öffentlich beglaubigter Form gegenüber dem Vormundschaftsgerichte zu erklären.

Wenn der Vater die mit der Sorge für die Person des Kindes oder die mit der Vermögensverwaltung oder die mit der Nutznießung verbundenen Pflichten verletzt, sodaß das geistige oder leibliche Wohl des Kindes oder das Vermögen desselben gefährdet wird, so hat das Vormundschaftsgericht einzugreifen und die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln anzuordnen. Der Gemeindewaisenrat hat, wenn ihm ein Fall bekannt wird, der das Einschreiten des Vormundschaftsgerichts nötig macht, diesem Anzeige zu machen.

Der Vater verwirkt die elterliche Gewalt, wenn er wegen eines an dem Kinde verübten Verbrechens oder vorsätzlich verübten Vergehens zu Zuchthausstrafe oder zu einer Gefängnisstrafe von mindestens sechs Monaten verurteilt wird. Die Verwirkung der elterlichen Gewalt tritt mit der Rechtskraft des Urteils ein.

B.

Elterliche Gewalt der Mutter.

Auf die elterliche Gewalt der Mutter finden die für die elterliche Gewalt des Vaters geltenden Vorschriften Anwendung, soweit sich nicht aus den folgenden besonderen Vorschriften ein anderes ergibt.

Das Vormundschaftsgericht hat der Mutter einen Beistand zu bestellen:

1) wenn der Vater die Bestellung eines solchen durch letztwillige Verfügung angeordnet hat;

2) wenn die Mutter die Bestellung beantragt;

---

[1]) Über den Begriff „verbrauchbare Sachen" vergl. die Note S. 855. [2]) Vergl. Kap. 13 A.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3) wenn das Vormundschaftsgericht aus besonderen Gründen, insbesondere wegen des Umfangs oder der Schwierigkeit der Vermögensverwaltung oder weil eine Gefährdung des geistigen oder leiblichen Wohls oder des Vermögens des Kindes zu besorgen ist, die Bestellung im Interesse des Kindes für nötig erachtet.

Der Beistand kann für alle oder auch nur für einzelne Angelegenheiten bestellt werden. Er hat innerhalb seines Wirkungskreises die Mutter bei der Ausübung der elterlichen Gewalt zu unterstützen und zu überwachen. Es bedarf seiner Genehmigung zu solchen Rechtsgeschäften, zu denen ein Vormund der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts oder des Gegenvormundes bedürfen würde.[1]) Auf Antrag der Mutter kann dem Beistande vom Vormundschaftsgerichte die Vermögensverwaltung ganz oder teilweise übertragen werden. Auf die Berufung und Bestellung des Beistandes finden die für Berufung und Bestellung eines Vormunds geltenden Vorschriften Anwendung.[1])

Die Mutter verliert die elterliche Gewalt, wenn sie eine neue Ehe eingeht. Sie behält jedoch das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen. Zur Vertretung des Kindes ist sie nicht berechtigt; diese fällt dem Vormund zu.

Sechzehntes Kapitel.

Annahme an Kindesstatt.

(B. G. B. §§ 1741—1772.)

Wer keine ehelichen Abkömmlinge hat und das fünfzigste Lebensjahr bereits vollendet hat, kann durch Vertrag mit einem andern diesen an Kindesstatt annehmen, vorausgesetzt, daß er achtzehn Jahre älter ist als der Anzunehmende.

Von dieser letzteren Voraussetzung, sowie von dem Erfordernis der Vollendung des fünfzigsten Jahres kann jedoch durch den Bundesstaat, welchem der Annehmende angehört, Befreiung bewilligt werden.

Wer verheiratet ist, kann nur mit Einwilligung seines Ehegatten an Kindesstatt annehmen oder angenommen werden. Bis zur Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres kann ein Kind nur mit Einwilligung der Eltern an Kindesstatt angenommen werden. Als gemeinschaftliches Kind kann ein Kind nur von einem Ehepaar angenommen werden. Unter einer Bedingung oder einer Zeitbestimmung darf die Annahme an Kindesstatt nicht erfolgen.

Der Annahmevertrag muß bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor Gericht oder vor einem Notar geschlossen werden und bedarf der Bestätigung durch das Amtsgericht, in dessen Bezirk der Annehmende wohnt. Soweit die Einwilligung des Ehegatten oder der Eltern oder der Mutter erforderlich ist, hat sie dem Annehmenden oder dem Kinde oder dem Amtsgerichte gegenüber zu erfolgen. Sie ist unwiderruflich und bedarf der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile.

Durch die Annahme an Kindesstatt erlangt das Kind die rechtliche Stellung eines ehelichen Kindes des Annehmenden. Es erhält den Familiennamen des Annehmenden, darf aber dem neuen Namen seinen früheren Familiennamen hinzufügen, sofern nicht in dem Annahmevertrag ein anderes bestimmt ist. Während durch

[1]) Vergl. Kap. 17.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Annahme an Kindesstatt für den Annehmenden ein Erbrecht gegenüber dem Angenommenen nicht begründet wird, bekommt der letztere Kindeserbrecht gegenüber dem Annehmenden, es müßte denn dies Kindeserbrecht in dem Annahmevertrage ausgeschlossen sein.

Das durch die Annahme an Kindesstatt begründete Rechtsverhältnis kann durch Vertrag zwischen dem Annehmenden und dem Kinde wieder aufgehoben werden. Der Aufhebungsvertrag bedarf der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile und der Bestätigung durch das Amtsgericht.

Siebenzehntes Kapitel.

Vormundschaft. — Pflegschaft.

(B. G. B. §§ 1773—1921.)

Erster Abschnitt.

Vormundschaft.

Einen Vormund erhält:

1) ein Minderjähriger, wenn er nicht unter elterlicher Gewalt steht;

2) ein Volljähriger, wenn er entmündigt[1]) ist.

A.

Vormundschaft über Minderjährige.

Das Vormundschaftsgericht, d. i. dasjenige Amtsgericht, in dessen Bezirk der Mündel zur Zeit der Einleitung der Vormundschaft wohnt, hat die Vormundschaft von Amtswegen anzuordnen.

Als Vormünder sind in nachstehender Reihenfolge berufen:

1) wer von dem Vater des Mündels durch letztwillige Verfügung als Vormund benannt ist;

2) wer von der ehelichen Mutter des Mündels durch letztwillige Verfügung als Vormund benannt ist;

3) der Großvater des Mündels von väterlicher Seite;

4) der Großvater des Mündels von mütterlicher Seite.

Für eine Ehefrau darf der Mann vor den hiernach Berufenen zum Vormunde bestellt werden. Neben dem Berufenen darf nur mit dessen Zustimmung ein Mitvormund bestellt werden.

Wenn einem dieser berufenen Vormünder die Vormundschaft nicht übertragen werden kann, so hat das Vormundschaftsgericht nach Anhörung des Gemeindewaisenrats eine geeignete Persönlichkeit als Vormund, in erster Linie aus dem Kreise der Verwandten oder Verschwägerten, auszuwählen, wobei auf das religiöse Bekenntnis des Mündels Rücksicht zu nehmen ist. Der Ausgewählte muß die Vormundschaft übernehmen, sofern er nicht ablehnungsberechtigt ist. Ablehnungsberechtigt ist:

[1]) Vergl. Kap. 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1) eine Frau;
2) wer das sechzigste Lebensjahr vollendet hat;
3) wer mehr als vier minderjährige eheliche Kinder hat;
4) wer durch Krankheit oder durch Gebrechen verhindert ist, die Vormundschaft ordnungsmäßig zu führen;
5) wer wegen Entfernung seines Wohnsitzes von dem Sitze des Vormundschaftsgerichts die Vormundschaft nicht ohne besondere Belästigung führen kann;
6) wer mit einem andern zur gemeinschaftlichen Führung der Vormundschaft bestellt werden soll;
7) wer mehr als eine Vormundschaft oder Pflegschaft oder mehr als zwei Gegenvormundschaften führt.

Das Ablehnungsrecht erlischt, wenn es nicht vor der Bestellung bei dem Vormundschaftsgerichte geltend gemacht wird.

Der Vormund erhält, nachdem er von dem Vormundschaftsgerichte mittels Handschlags an Eidesstatt zu treuer und gewissenhafter Führung der Vormundschaft verpflichtet ist, eine Bestallung.

Neben dem Vormunde kann ein Gegenvormund bestellt werden. Dies soll geschehen, wenn mit der Vormundschaft eine erhebliche Vermögensverwaltung verbunden ist. Für die Berufung und Bestellung des Gegenvormundes gelten die gleichen Vorschriften wie für die Berufung und Bestellung des Vormundes.

Der Vormund hat das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Mündels zu sorgen, insbesondere den Mündel zu vertreten; der Gegenvormund hat darauf zu achten, daß der Vormund die Vormundschaft pflichtmäßig führt und dem Vormundschaftsgerichte von Pflichtwidrigkeiten, sowie andern Ereignissen, welche das Einschreiten des Gerichts nötig machen, insbesondere vom Tode des Vormundes, Anzeige zu machen.

Die Sorge des Vormundes für die Person des Mündels umfaßt das Recht und die Pflicht, den Mündel zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen. Kraft des Erziehungsrechts kann der Vormund angemessene Zuchtmittel gegen den Mündel anwenden und ist auf seinen Antrag vom Vormundschaftsgericht durch Anwendung geeigneter Zuchtmittel zu unterstützen. Die Sorge für die religiöse Erziehung des Mündels kann dem Vormunde von dem Vormundschaftsgerichte entzogen werden, wenn der Vormund nicht dem Bekenntnis angehört, in dem der Mündel zu erziehen ist.

Das Vermögen des Mündels, welches bei Beginn der Vormundschaft vorhanden ist oder später dem Mündel zufällt, hat der Vormund — event. unter Zuziehung des Gegenvormundes — zu verzeichnen und das Verzeichnis, nachdem es mit seiner — und event. des Gegenvormundes — Versicherung der Richtigkeit und Vollständigkeit versehen ist, dem Vormundschaftsgerichte einzureichen. Was der Mündel erbt oder was ihm unentgeltlich zugewendet wird, hat der Vormund nach den Anordnungen, welche von dem Erblasser oder dem Zuwendenden etwa getroffen sind, zu verwalten. Doch darf er von diesen Anordnungen mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts abweichen, wenn ihre Befolgung das Interesse des Mündels gefährden würde.

Der Vormund hat das zum Vermögen des Mündels gehörende Geld verzinslich anzulegen, soweit es nicht zur Bestreitung von Ausgaben bereit zu halten ist. Die Anlegung von Mündelgeld soll nur erfolgen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1) in Forderungen, für die eine sichere Hypothek an einem inländischen Grundstücke besteht, oder in sicheren Grundschulden oder Rentenschulden an inländischen Grundstücken;

2) in verbrieften Forderungen gegen das Reich oder einen Bundesstaat, sowie in Forderungen, die in das Reichsschuldbuch oder in das Staatsschuldbuch eines Bundesstaates eingetragen sind;

3) in verbrieften Forderungen, deren Verzinsung von dem Reiche oder einem Bundesstaate gewährleistet ist;

4) in Wertpapieren, insbesondere Pfandbriefen, sowie in verbrieften Forderungen jeder Art gegen eine inländische kommunale Körperschaft oder die Kreditanstalt einer solchen Körperschaft, sofern die Wertpapiere oder die Forderungen von dem Bundesrate zur Anlegung von Mündelgeld für geeignet erklärt sind;

5) bei einer inländischen öffentlichen Sparkasse, wenn sie von der zuständigen Behörde des Bundesstaats, in welchem sie ihren Sitz hat, zur Anlegung von Mündelgeld für geeignet erklärt ist.

Die Landesgesetze können für die innerhalb ihres Geltungsbereichs belegenen Grundstücke die Grundsätze bestimmen, nach denen die Sicherheit einer Hypothek, einer Grundschuld oder einer Rentenschuld festzustellen ist.

Kann die Anlegung den Umständen nach nicht in der vorstehenden Weise erfolgen, so ist das Geld bei der Reichsbank, bei einer Staatsbank oder bei einer anderen durch Landesgesetz dazu für geeignet erklärten inländischen Bank oder bei einer Hinterlegungsstelle anzulegen.

Zu vielen Rechtsgeschäften, insbesondere zur Verfügung über ein Grundstück des Mündels, zu Rechtsgeschäften über das Mündelvermögen im ganzen, zum entgeltlichen Erwerb oder zur Veräußerung eines Erwerbsgeschäftes, zu einem Pachtvertrage über ein Landgut oder einen gewerblichen Betrieb, zu einem Lehr- oder Dienstvertrage auf längere Zeit als ein Jahr, zur Aufnahme von Geld auf Kredit des Mündels, zur Eingehung einer Wechselverbindlichkeit; zur Übernahme einer Bürgschaft, Erteilung einer Prokura und dergleichen mehr bedarf der Vormund der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts.

Über die Führung der Vormundschaft und über die persönlichen Verhältnisse des Mündels hat der Vormund — sowie auch der Gegenvormund — dem Vormundschaftsgericht auf Verlangen jederzeit Auskunft zu erteilen.

Über die Vermögensverwaltung muß der Vormund jährlich dem Vormundschaftsgericht Rechnung legen. Ist ein Gegenvormund vorhanden, so hat dieser zunächst die Rechnung zu prüfen und mit den Bemerkungen, zu denen ihm die Prüfung Anlaß gibt, zu versehen. Das Vormundschaftsgericht prüft dann die Rechnung rechnungsmäßig und sachlich und führt, soweit erforderlich, ihre Berichtigung und Ergänzung herbei.

Die Vormundschaft wird unentgeltlich geführt, doch kann das Vormundschaftsgericht dem Vormunde und aus besonderen Gründen auch dem Gegenvormunde eine angemessene Vergütung bewilligen, wenn das Vermögen des Mündels, sowie der Umfang und die Bedeutung der vormundschaftlichen Geschäfte dies rechtfertigen.

Über das pflichtmäßige Verhalten der Vormünder hat der Gemeindewaisenrat in Unterstützung des Vormundschaftsgerichts zu wachen. Er hat dem Gerichte etwa wahrgenommene Mängel und Pflichtwidrigkeiten anzuzeigen und auf Erfordern über das persönliche Ergehen und das Verhalten eines Mündels

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auskunft zu erteilen. Insbesondere hat er auch, wenn er von einer Gefährdung des Vermögens eines Mündels Kenntnis erlangt, dem Vormundschaftsgerichte Anzeige zu machen.

Den Eltern ist das Recht eingeräumt, gewisse, von den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften abweichende Bestimmungen zu treffen. So können der Vater oder die eheliche Mutter bei der Benennung eines Vormundes die Bestellung eines Gegenvormundes ausschließen. Sie können ferner den von ihnen benannten Vormund von der Verpflichtung entbinden, während der Dauer seines Amtes Rechnung zu legen. Endlich können sie die Einsetzung eines Familienrats anordnen, welcher die Rechte und Pflichten des Vormundschaftsgerichts hat und unter Vorsitz des Vormundschaftsrichters Beschlüsse faßt. —

Nach der Beendigung seines Amts hat der Vormund dem Mündel das verwaltete Vermögen herauszugeben und über die Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Ist ein Gegenvormund vorhanden, so hat der Vormund ihm die Rechnung vorzulegen und nach Prüfung durch denselben dem Vormundschaftsgericht einzureichen. Das Vormundschaftsgericht prüft die Rechnung rechnungsmäßig und sachlich und vermittelt deren Abnahme durch Verhandlung mit den Beteiligten unter Zuziehung des Gegenvormundes. Soweit die Rechnung als richtig anerkannt wird, hat das Vormundschaftsgericht das Anerkenntnis zu beurkunden.

Die Bestallung muß der Vormund dem Vormundschaftsgerichte zurückgeben.

B.

Vormundschaft über Volljährige.

Auf die Vormundschaft über einen Volljährigen finden die für die Vormundschaft über einen Minderjährigen geltenden Vorschriften Anwendung, soweit sich nicht aus den folgenden besonderen Vorschriften ein anderes ergibt.

Der Vater und die Mutter des Mündels sind nicht berechtigt, einen Vormund zu benennen oder jemanden von der Vormundschaft auszuschließen.

Vor den Großvätern ist der Vater und nach ihnen die eheliche Mutter des Mündels als Vormund berufen. Der Ehegatte des Mündels darf vor den Eltern und den Großvätern zum Vormunde bestellt werden.

Der Vormund hat für die Person des Mündels nur insoweit zu sorgen, als der Zweck der Vormundschaft es erfordert. Wird der Vater oder die eheliche Mutter des Mündels zum Vormunde bestellt, so unterbleibt die Bestellung eines Gegenvormundes und es bedarf nicht der Rechnungslegung. Der Mutter ist jedoch auf ihren Antrag oder wenn dies im Interesse des Mündels nach der Meinung des Vormundschaftsgerichts erforderlich ist, ein Gegenvormund zu bestellen. —

Vorläufige Vormundschaft. Ein Volljähriger, dessen Entmündigung beantragt ist, kann unter vorläufige Vormundschaft gestellt werden, wenn das Vormundschaftsgericht es zur Abwendung einer erheblichen Gefährdung der Person oder des Vermögens des Volljährigen für erforderlich erachtet. Für die vorläufige Vormundschaft gelten die Vorschriften über die Berufung zur Vormundschaft nicht. Die vorläufige Vormundschaft endigt, wenn der Antrag auf Entmündigung zurückgenommen oder rechtskräftig abgewiesen ist oder wenn nach erfolgter Entmündigung ein Vormund bestellt wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweiter Abschnitt.

Pflegschaft.

Wer unter elterlicher Gewalt oder unter Vormundschaft steht, erhält für diejenigen Angelegenheiten, an deren Besorgung der Gewalthaber oder der Vormund verhindert ist, einen Pfleger.

Ein Volljähriger, der nicht unter Vormundschaft steht, kann einen Pfleger für seine Person und sein Vermögen erhalten, wenn er infolge körperlicher Gebrechen, insbesondere weil er taub, blind oder stumm ist, seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag. Wenn er nur einzelne seiner Angelegenheiten, insbesondere seine Vermögensangelegenheiten nicht besorgen kann, so kann er für diese Angelegenheiten einen Pfleger erhalten. Die Pflegschaft darf jedoch nur mit Einwilligung des Gebrechlichen angeordnet werden, es sei denn, daß eine Verständigung mit ihm nicht möglich ist.

Ein Abwesenheitspfleger wird für einen abwesenden Volljährigen, dessen Aufenthalt unbekannt ist, für seine Vermögensangelegenheiten, soweit sie der Fürsorge bedürfen, bestellt. Das Gleiche gilt von einem Abwesenden, dessen Aufenthalt zwar bekannt, der aber an der Rückkehr und der Besorgung seiner Vermögensangelegenheiten verhindert ist.

Auf die Pflegschaft finden im allgemeinen die für die Vormundschaft geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung. Die Bestellung eines Gegenvormundes ist nicht erforderlich.

Achtzehntes Kapitel.

Erbfolge.

(B. G. B. §§ 1922—1966.)

Mit dem Tode einer Person (Erbfall) geht deren Vermögen (Erbschaft) als Ganzes auf eine oder mehrere andere Personen (Erben) über. Erbe kann nur werden, wer zur Zeit des Erbfalls lebt. Wer zur Zeit des Erbfalls noch nicht lebte, aber bereits erzeugt war, gilt als vor dem Erbfalle geboren.

Der Erblasser kann den Erben durch Testament[1]) oder Erbvertrag[2]) bestimmen. Wenn und soweit der Erblasser einen Erben in dieser Weise nicht bestimmt hat, tritt die gesetzliche Erbfolge ein.[3]) Gesetzliche Erben sind die Verwandten des Erblassers, neben und teils vor diesen der Ehegatte des Erblassers, endlich, wenn weder ein Verwandter noch ein Ehegatte vorhanden ist, der Fiskus des Bundesstaates, dem der Erblasser zur Zeit des Todes angehört hat.

---

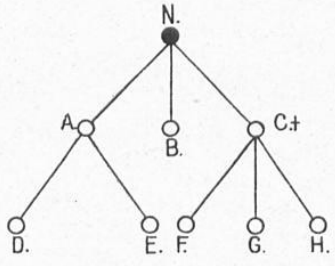
[1]) Vergl. Kap. 19 A. [2]) Vergl. Kap. 19 B. [3]) Unberührt sind jedoch die landesgesetzlichen Vorschriften über das Anerberecht in Ansehung landwirtschaftlicher und forstwirtschaftlicher Grundstücke nebst deren Zubehör geblieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Verwandten sind in Ordnungen eingeteilt, derart, daß in erster Linie die Verwandten der ersten Ordnung, in zweiter die der zweiten Ordnung und so fort erben. Ist also ein Verwandter der ersten Ordnung vorhanden, so kommen die folgenden Ordnungen nicht in Betracht.

1. Gesetzliche Erben der ersten Ordnung sind die Abkömmlinge des Erblassers. Ein zur Zeit des Erbfalls lebender Abkömmling schließt die durch ihn mit dem Erblasser verwandten Abkömmlinge von der Erbfolge aus. An die Stelle eines zur Zeit des Erbfalls nicht mehr lebenden Abkömmlings treten die durch ihn mit dem Erblasser verwandten Abkömmlinge (Erbfolge nach Stämmen). Kinder erben zu gleichen Teilen.

Schema und Beispiel:



N. ist der Erblasser. Er hat drei Kinder, A., B. und C., von denen C. bereits vor ihm verstorben war. A. hat seinerseits zwei Kinder, D. und E., B. hat keine Kinder, C. hat drei Kinder, F., G. und H., bei seinem Tode hinterlassen. Dann verteilt sich die Erbschaft des Erblassers N. — vorbehaltlich des hier einstweilen außer Betracht gelassenen Erbteils seines Ehegatten — folgendermaßen:

A. erhält 1/3.

B. erhält 1/3.

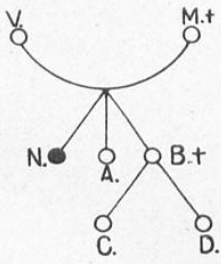
F., G. und H. erhalten zusammen das Erbteil ihres verstorbenen Vaters C. (1/3) also jeder ein Neuntel.

D. und E. erhalten nichts.

2. Gesetzliche Erben der zweiten Ordnung sind die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Leben zur Zeit des Erbfalls die Eltern, so erben sie allein und zu gleichen Teilen.

Lebt zur Zeit des Erbfalls der Vater oder die Mutter nicht mehr, so treten an die Stelle des Verstorbenen dessen Abkömmlinge nach den für die Berufung in der ersten Ordnung geltenden Vorschriften. Sind Abkömmlinge nicht vorhanden, so erbt der überlebende Teil allein.

Schema und Beispiel:



N. ist Erblasser. Bei seinem Tode lebt von seinen Eltern noch der Vater, V., während die Mutter, M., gestorben ist. Von seinen Geschwistern lebt noch A., während B. unter Hinterlassung von zwei Kindern, C. und D., gestorben ist.

Dann verteilt sich die Erbschaft des Erblassers N. — vorbehaltlich des Erbteils seines Ehegatten — folgendermaßen:

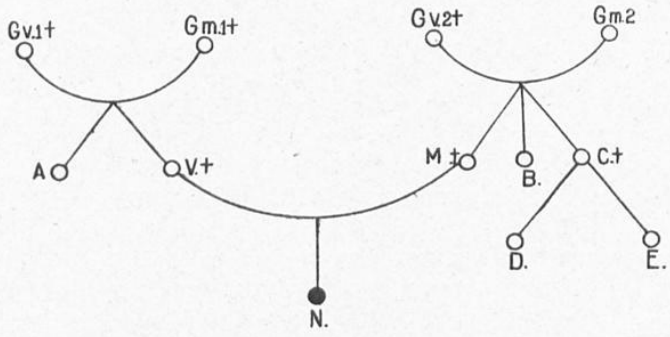
Der Vater, V., erhält 1/2, A. und die Kinder des verstorbenen B. erhalten zusammen 1/2, nämlich A. 1/4, C. 1/8 und D. 1/8.

3. Gesetzliche Erben der dritten Ordnung sind die Großeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Leben zur Zeit des Erbfalls die Großeltern, so erben sie allein und zu gleichen Teilen. Lebt zur Zeit des Erbfalls von den väterlichen oder von den mütterlichen Großeltern der Großvater oder die Großmutter nicht mehr,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so treten an die Stelle des Verstorbenen dessen Abkömmlinge. Sind Abkömmlinge nicht vorhanden, so fällt der Anteil des Verstorbenen dem anderen Teile des Großelternpaares und, wenn dieser nicht mehr lebt, dessen Abkömmlingen zu. Leben zur Zeit des Erbfalls die väterlichen oder die mütterlichen Großeltern nicht mehr und sind Abkömmlinge des Verstorbenen nicht vorhanden, so erben die andern Großeltern oder ihre Abkömmlinge allein. Soweit Abkömmlinge an die Stelle ihrer Eltern oder ihrer Voreltern treten, finden die für die Beerbung in der ersten Ordnung geltenden Vorschriften Anwendung.

Schema und Beispiel:



N. ist Erblasser. Bei seinem Tode sind seine Eltern, V. und M., bereits verstorben. Seine Großeltern väterlicherseits, Gv. 1 und Gm. 1, sind ebenfalls verstorben, doch lebt noch ein Bruder seines Vaters, A. Von den mütterlichen Großeltern, Gv. 2 und Gm. 2, ist der Großvater ebenfalls verstorben, während die Großmutter noch lebt. Ferner lebt noch ein Bruder der Mutter, B., und zwei Neffen der Mutter, D. und E., Kinder des verstorbenen C.

Dann verteilt sich die Erbschaft des Erblassers N. — vorbehaltlich des Erbrechts seines Ehegatten — folgendermaßen:

Der einzige Abkömmling der Großeltern väterlicherseits, A., erhält ½.

Die Großmutter mütterlicherseits, Gm. 2, erhält ¼.

Die Abkömmlinge des Großvaters mütterlicherseits erhalten zusammen ¼, nämlich B. ⅛ und D. und E. je ein Sechzehntel.

4. Gesetzliche Erben der vierten Ordnung sind die Urgroßeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern, so erben sie allein; mehrere erben zu gleichen Teilen, ohne Unterschied, ob sie derselben Linie oder verschiedenen Linien angehören. Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern nicht mehr, so erbt von ihren Abkömmlingen derjenige, welcher mit dem Erblasser dem Grade nach am nächsten verwandt ist; mehrere gleich nahe Verwandte erben zu gleichen Teilen.

5. Gesetzliche Erben der fünften Ordnung und der ferneren Ordnungen sind die entfernteren Voreltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Auf die Vererbung finden die vorstehend unter Ziffer 4 enthaltenen Vorschriften entsprechende Anwendung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben Verwandten der ersten Ordnung ist der überlebende Ehegatte zu einem Vierteile, neben Verwandten der zweiten Ordnung oder neben Großeltern ist er zur Hälfte der Erbschaft als gesetzlicher Erbe berufen. Treffen mit Großeltern Abkömmlinge von Großeltern zusammen, so erhält der Ehegatte außer jener Hälfte noch den Teil ganz, welcher nach Ziffer 3 den Abkömmlingen zufallen würde. Ist der überlebende Ehegatte neben Verwandten der zweiten Ordnung oder neben Großeltern gesetzlicher Erbe, so gebühren ihm außer dem Erbteile die zum ehelichen Haushalte gehörenden Gegenstände, soweit sie nicht Zubehör eines Grundstückes sind, und die Hochzeitsgeschenke als Voraus.

Sind weder Verwandte der ersten oder der zweiten Ordnung noch Großeltern vorhanden, so erhält der überlebende Ehegatte die ganze Erbschaft.

Die Erbschaft geht auf den berufenen Erben ohne weiteres kraft Gesetzes über (Anfall der Erbschaft); jedoch hat der Erbe das Recht, die Erbschaft auszuschlagen. Die Ausschlagung kann nur binnen einer Frist von sechs Wochen erfolgen, welche mit dem Zeitpunkte beginnt, in welchem der Erbe von dem Anfall und Grunde der Berufung (Testament, Erbvertrag, Gesetz) Kenntnis erlangt. Die Ausschlagung kann nur durch eine öffentlich beglaubigte Erklärung gegenüber dem Nachlaßgericht bewirkt werden. Hat der Erbe die Erbschaft einmal angenommen oder die Ausschlagungsfrist unbenutzt verstreichen lassen, so kann er die Erbschaft nicht mehr ausschlagen. Die Annahme sowohl wie die Ausschlagung können nicht unter einer Bedingung oder einer Zeitbestimmung erfolgen. Auch können sie nicht auf einen Teil der Erbschaft beschränkt werden; die Annahme oder Ausschlagung eines Teils ist unwirksam.

Wird die Erbschaft ausgeschlagen, so gilt der Anfall an den Ausschlagenden als nicht erfolgt; die Erbschaft fällt dann demjenigen an, welcher berufen sein würde, wenn der Ausschlagende zur Zeit des Erbfalls nicht gelebt hätte. Das Nachlaßgericht soll die Ausschlagung demjenigen mitteilen, welchem die Erbschaft infolge der Ausschlagung angefallen ist.

Neunzehntes Kapitel.

Testament und Erbvertrag.

(B. G. B. §§ 2064—2338.)

Der Erblasser kann durch Testament oder Erbvertrag im allgemeinen über sein Vermögen letztwillig verfügen, wie er will. Beschränkt wird er hierin nur durch das Pflichtteilsrecht. Pflichtteilsrecht ist das gewissen nahen Angehörigen des Erblassers zustehende Recht, von dem Verpflichteten (meist dem Erben) den Pflichtteil, d. h. die Hälfte des Wertes des gesetzlichen Erbteils[1]), zu verlangen. Die Angehörigen, welchen dies Recht zusteht, sind die Abkömmlinge, die Eltern und der Ehegatte des Erblassers; entferntere Abkömmlinge und die Eltern des Erblassers

[1]) Vergl. Kap. 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind aber insoweit nicht pflichtteilsberechtigt, als ein Abkömmling, der sie im Falle der gesetzlichen Erbfolge ausschließen würde[1]), den Pflichtteil verlangen kann oder das ihm Hinterlassene annimmt.

Die Pflichtteilsberechtigten können den Pflichtteil von dem Erben verlangen, wenn sie durch Verfügung von Todeswegen von der Erbfolge ausgeschlossen sind.

Ist einem Pflichtteilsberechtigten ein Erbteil hinterlassen, der geringer ist als die Hälfte des gesetzlichen Erbteils, so kann der Pflichtteilsberechtigte von den Miterben als Pflichtteil den Wert des an der Hälfte fehlenden Teiles verlangen.

A.

Testament.

Der Erblasser kann im Testament Erben, Ersatzerben und Nacherben einsetzen. Ersatzerbe ist derjenige, welcher für den Fall, daß der Erbe vor oder nach dem Eintritte des Erbfalles wegfällt, als Erbe eingesetzt ist. Nacherbe ist, wer in der Weise als Erbe eingesetzt ist, daß er erst Erbe wird, nachdem zunächst ein anderer Erbe geworden ist. Hat der Erblasser einen Nacherben eingesetzt, ohne den Zeitpunkt oder das Ereignis zu bestimmen, mit dem die Nacherbfolge eintreten soll, so fällt die Erbschaft dem Nacherben mit dem Tode des Vorerben an.

Der Erblasser kann den Erben mit einem Vermächtnis beschweren, ebenso einen Vermächtnisnehmer. Durch das Vermächtnis wird für den Bedachten das Recht begründet, von dem Beschwerten die Leistung des vermachten Gegenstandes zu fordern. Die Forderung des Bedachten aus dem Vermächtnis kommt mit dem Erbfall zur Entstehung; doch kann der Bedachte das Vermächtnis ausschlagen. Hat er es einmal angenommen, so kann er es nicht mehr ausschlagen.

Der Erblasser kann durch Testament einen oder mehrere Testamentsvollstrecker ernennen. Der Testamentsvollstrecker hat die letztwilligen Verfügungen des Erblassers zur Ausführung zu bringen, den Nachlaß zu verwalten und die Auseinandersetzung unter den Miterben zu bewirken. Er hat unverzüglich nach der Annahme des Amts ein Verzeichnis der Nachlaßgegenstände und -Verbindlichkeiten aufzustellen und dem Erben mitzuteilen. Für die Führung seines Amts, das er jederzeit durch Erklärung gegenüber dem Nachlaßgericht kündigen kann, kann er eine angemessene Vergütung verlangen.

Der Erblasser kann ein Testament nur persönlich errichten. Fähig zur Testamentserrichtung ist im allgemeinen jeder. Ausgenommen sind nur:

1) Geschäftsunfähige[2]) und vorübergehende Sinnlose, so lange der Zustand der Bewußtlosigkeit oder Störung der Geistestätigkeit dauert;

2) Personen unter sechzehn Jahren. Wer das sechszehnte Lebensjahr vollendet hat, kann dagegen, ohne daß er dazu der Zustimmung seines gesetzlichen Vertreters bedarf, ein Testament errichten;

3) die wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht Entmündigten. Die Unfähigkeit tritt schon mit der Stellung des Antrages ein, auf Grund dessen die Entmündigung erfolgt.

---

[1]) Vergl. Kap. 18. [2]) Vergl. Kap. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Testament kann in ordentlicher Form errichtet werden:

1) vor einem Richter oder einem Notar. Dazu muß der Richter einen Gerichtsschreiber oder zwei Zeugen, der Notar einen zweiten Notar oder zwei Zeugen zuziehen. Die Errichtung des Testaments erfolgt in der Weise, daß der Erblasser dem Richter oder dem Notar seinen letzten Willen mündlich erklärt oder eine — offene oder verschlossene — Schrift mit der mündlichen Erklärung übergibt, daß die Schrift seinen letzten Willen enthalte. Über die Errichtung des Testaments wird ein Protokoll aufgenommen. Es muß vorgelesen, vom Erblasser genehmigt und von ihm eigenhändig unterschrieben werden. Es wird dann von dem Richter oder Notar in Gegenwart der übrigen mitwirkenden Personen und des Erblassers mit dem Amtssiegel verschlossen, mit einer das Testament näher bezeichnenden Aufschrift, die von dem Richter oder dem Notar zu unterschreiben ist, versehen und in besondere amtliche Verwahrung gebracht. Der Erblasser erhält darüber einen Hinterlegungsschein;

2) durch eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung. Auch das in dieser Weise errichtete Testament ist auf Verlangen des Erblassers in amtliche Verwahrung zu nehmen und ihm darüber ein Hinterlegungsschein zu erteilen.

Minderjährige können ein Testament nur durch mündliche Erklärung vor Richter und Notar errichten.

Wenn zu besorgen ist, daß der Erblasser früher sterben werde, als die Errichtung eines Testaments vor einem Richter oder vor einem Notar möglich ist, so kann das Testament auch vor dem Gemeindevorsteher errichtet werden. Für ein derartiges Testament sind ähnliche Förmlichkeiten wie für ein notarielles Testament vorgeschrieben. Es gilt jedoch als nicht errichtet, wenn seit der Errichtung drei Monate verstrichen sind und der Erblasser dann noch lebt.

Ein Testament, sowie eine einzelne in einem Testament enthaltene Verfügung kann von dem Erblasser jederzeit widerrufen werden. Der Widerruf erfolgt durch Testament, kann aber auch dadurch erfolgen, daß der Erblasser in der Absicht, das Testament aufzuheben, die Testamentsurkunde vernichtet oder an ihr Veränderungen vornimmt, durch die der Wille, eine schriftliche Willenserklärung aufzuheben, ausgedrückt zu werden pflegt. Ein vor einem Richter oder vor einem Notar oder vor einem Gemeindevorsteher errichtetes Testament gilt als widerrufen, wenn die in amtliche Verwahrung genommene Urkunde dem Erblasser, welcher die Rückgabe jederzeit verlangen kann, zurückgegeben wird.

Wenn der Erblasser mehrere Testamente errichtet, so wird durch die Errichtung des späteren Testaments ein früheres insoweit aufgehoben, als das spätere Testament mit dem früheren in Widerspruch steht.

Wer ein Testament, das nicht in amtliche Verwahrung gebracht ist, im Besitze hat, ist verpflichtet, es unverzüglich, nachdem er von dem Tode des Erblassers Kenntnis erlangt hat, an das Nachlaßgericht abzuliefern. Das Nachlaßgericht hat, sobald es den Tod des Erblassers erfahren hat, zur Eröffnung eines in seiner Verwahrung befindlichen Testaments einen Termin zu bestimmen und dazu die gesetzlichen Erben und sonstigen Beteiligten, soweit tunlich, zu laden. In dem Termine wird das Testament eröffnet und verkündet. Die nicht anwesenden Beteiligten werden von dem sie betreffenden Inhalt des Testaments in Kenntnis gesetzt. Eine Anordnung des Erblassers, durch die er verbietet, das Testament alsbald nach seinem Tode zu eröffnen, ist nichtig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein gemeinschaftliches Testament kann nur von Ehegatten errichtet werden. Die Errichtung kann vor dem Gemeindevorsteher auch dann erfolgen, wenn nur für das Leben eines der Ehegatten Besorgnis vorhanden ist. Zur Errichtung in der Form eines eigenhändig ge- und unterschriebenen Testaments genügt es, wenn einer der Ehegatten das Testament in der vorgeschriebenen Form errichtet und der andere Ehegatte unter Angabe des Orts und Tages die eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung beifügt, daß das Testament auch als sein Testament gelten solle.

Ein in amtliche Verwahrung gegebenes gemeinschaftliches Testament kann nur von beiden Ehegatten zurückgenommen werden. Bei der Eröffnung eines gemeinschaftlichen Testaments sind die Verfügungen des überlebenden Ehegatten, soweit sie sich sondern lassen, weder zu verkünden, noch sonst zur Kenntnis der Beteiligten zu bringen. Das Testament wird, nachdem von den Verfügungen des verstorbenen Ehegatten eine beglaubigte Abschrift genommen ist, wieder verschlossen und in amtliche Verwahrung zurückgebracht.

B.

Erbvertrag.

Der Erblasser kann einen Erbvertrag nur persönlich abschließen. Fähig zur Abschließung eines Erbvertrages als Erblasser ist nur, wer unbeschränkt geschäftsfähig[1]) ist. Ein Ehegatte kann jedoch als Erblasser mit seinem Ehegatten einen Erbvertrag schließen, auch wenn er in der Geschäftsfähigkeit beschränkt[1]) ist. Er bedarf aber dazu der Zustimmung seines gesetzlichen Vertreters und, wenn dieser ein Vormund ist, auch der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. Was hiernach von Ehegatten gilt, gilt auch von Verlobten.

Ein Erbvertrag kann nur vor einem Richter oder vor einem Notar bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile geschlossen werden. Bei der Abschließung müssen die für die Errichtung eines gerichtlichen oder notariellen Testaments vorgeschriebenen Formen gewahrt werden. Die über einen Erbvertrag aufgenommene Urkunde soll jedoch nur, wenn die Parteien nicht das Gegenteil verlangen, mit dem Amtssiegel verschlossen, mit Aufschrift versehen und in amtliche Verwahrung gebracht werden. Für einen Erbvertrag zwischen Ehegatten oder zwischen Verlobten, der mit einem Ehevertrag in derselben Urkunde verbunden wird, genügt die für den Ehevertrag vorgeschriebene Form, also Schließung vor Gericht oder Notar bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile ohne weitere Förmlichkeiten.[2])

Durch den Erbvertrag wird das Recht des Erblassers, über sein Vermögen durch Rechtsgeschäfte unter Lebenden zu verfügen, nicht beschränkt.

Ein Erbvertrag, sowie eine einzelne vertragsmäßige Verfügung kann durch Vertrag von den Personen aufgehoben werden, die den Erbvertrag geschlossen haben. Diesen Aufhebungsvertrag kann der Erblasser nur persönlich schließen; der Vertrag bedarf der für den Erbvertrag vorgeschriebenen Form. Ein zwischen Ehegatten geschlossener Erbvertrag kann auch durch ein gemeinschaftliches Testament der Ehegatten aufgehoben werden.

---

[1]) Vergl. Kap. 1. [2]) Vergl. Kap. 14. Abschn. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Erblasser kann im allgemeinen von dem Erbvertrage nur dann zurücktreten, wenn er sich den Rücktritt im Vertrage vorbehalten hat. Der Rücktritt erfolgt durch gerichtlich oder notariell zu beurkundende Erklärung gegenüber dem andern Vertragschließenden.

Jeder der Vertragschließenden kann in dem Erbvertrag einseitig jede Verfügung treffen, die durch Testament getroffen werden kann. Für eine Verfügung dieser Art gilt das Gleiche, wie wenn sie durch Testament getroffen wäre.

Für die Eröffnung des Erbvertrages gelten dieselben Vorschriften, wie für die Eröffnung eines Testaments.

Ein Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, eine Verfügung von Todeswegen zu errichten oder nicht zu errichten, aufzuheben oder nicht aufzuheben, ist nichtig.

A. Stegemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Vermögens-Verwaltung.

Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles! Diese Wahrheit unseres größten Dichters ist in unserer materialistischen Zeit sicherlich noch stärker in Geltung, als in jenen Tagen, in denen Goethe seine Meisterwerke schuf. Die moderne Entwickelung hat den Kampf ums Dasein so verschärft, daß wir heute in dem berühmten Goetheschen Wort einen Tadel kaum noch erkennen möchten. Selbst Berufsstände, welche früher allen materiellen Fragen gegenüber reserviert und weltfremd blieben, wie Gelehrte, Offiziere, Beamte, sind heute genötigt, den geldlichen Interessen volle Aufmerksamkeit zu schenken. Die neueste Zeit, welche auch der Frau selbständige Berufe erschließt, bringt es mit sich, daß auch das „zarte Geschlecht" in der Disposition über Geld und Geldeswert nicht mehr vom Mann abhängig geblieben ist. Markant ist insbesondere die Tatsache, daß die oben bezeichneten, dem Erwerbsleben fern stehenden Berufe heute kaum noch die Möglichkeit haben, mit ihrem Amtseinkommen den standesgemäßen Unterhalt, die Erziehung von Söhnen und Töchtern zu bestreiten. Gerade für diese Kreise ergibt sich daher die Notwendigkeit, für ihr etwaiges Privatvermögen eine möglichst rentable Ausnutzung zu finden. Selbstverständlich muß gerade für diese Kreise das Gebot der Sicherheit an erster Stelle stehen. Es wird daher dem Rahmen dieses Buches, das für die deutsche Familie bestimmt ist, entsprechen, wenn wir der Vermögensverwaltung im Nachfolgenden unsere Aufmerksamkeit widmen.

Der Kapitalist ist im allgemeinen gewöhnt, seine Vermögensangelegenheiten dem Bankier anzuvertrauen. Anstelle des Bankiers ist mit dem Fortschritt der Zeit vielfach das große Bankinstitut getreten. So sehr der deutsche Bankierstand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das öffentliche Vertrauen verdient, ist es doch wünschenswert, daß das große Publikum mehr Sachkenntnis in finanziellen Dingen sich erwirbt und dem Bankier nicht die Bestimmung überläßt. Der Bankier hat nicht allein das Interesse seines Klienten, er hat auch das eigene Geschäftsinteresse wahrzunehmen, es ist daher wünschenswert, daß das Publikum auch mit eigenem Urteil den Bankier kontrollieren kann. Sehr viel zur Orientierung des Publikums wird eine sachliche und unparteiische Presse beitragen können, indessen auch sie muß beim Publikum eine gewisse Sachkenntnis voraussetzen.

Zu unterscheiden ist in erster Linie Spekulation und Anlage. Es ist völlig verfehlt, in jeder Spekulation etwas verwerfliches oder unsolides zu finden. Der Kapitalist mit größeren, verfügbaren Mitteln hat ein volles Recht durch Spekulation das Auf und Nieder der wirtschaftlichen Konjunkturen auszunutzen. Auf der anderen Seite muß es allerdings als oberster Grundsatz einer soliden Vermögensverwaltung hingestellt werden, daß Personen mit begrenztem Einkommen sich von Spekulationen fernhalten. Es wird immerhin Fälle auch für diesen Kreis geben, in denen sich die solide Anlage mit einer kleinen Dosis vernünftiger Spekulation verbinden läßt. Es gibt eben im Wirtschaftsleben verschiedenartige Konstellationen, welche am Wertpapiermarkt die Entscheidung leicht auf ein bestimmtes Gebiet hinlenken. In Perioden darniederliegender Industrie ist es naturgemäß das Gebiet der staatlichen und der kommunalen Anleihen, dem sich die Kapitalisten zuwenden. Bei den Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanleihen ist ja selbstverständlich jede Sicherheit gewährleistet. Das Deutsche Reich und in ihm an erster Stelle der Preußische Staat, daneben alle Bundesstaaten sind untereinander so fest gefügt und so unauflöslich verbunden, daß die Besitzer deutscher Anleihewerte, oder wie der Börsenausdruck lautet, deutscher Fonds, selbst bei ernsten, politischen Erschütterungen über die Sicherheit ihres Besitzes nie in Sorge zu sein brauchen. Auch die Kommunalen Anleihen können als sichere im Hinblick darauf bezeichnet werden, als die staatlichen Aufsichtsbehörden nach ihrer gesetzlichen Befugnis darüber wachen, daß die Finanzwirtschaft der Kommunen in den richtigen Grenzen bleibt. Es kann also als eine, auch für den bescheidenen Kapitalisten erlaubte Spekulation gelten, wenn zur Zeit industrieller Depression Anleihewerte mit der stillen Hoffnung auf Kursgewinne erworben werden. Hier heißt es insbesondere auf die Termine achten, in welchen Anlage-Bedürfnis an den Markt tritt. Diese Termine sind namentlich die Quartalsbeginne. Hier erhält der Hausbesitzer Mietseingänge, der Beamte sein Gehalt, die Rentenbesitzer ihre Zinsen, die Industrieaktionäre ihre Dividenden. Diese Eingänge drängen natürlich zu Anlagen und die Anleihewerte geraten in eine steigende Tendenz. Aber auch hier schlägt der Wind schnell um, sowie ein anderes wirtschaftliches Wetter heraufzieht. Eine Belebung in der Industrie, irgend ein Ereignis im Ausland, lenken plötzlich die Beachtung der Börse und der Kapitalisten auf die neu erwachenden Chancen am Aktienmarkt, auf dem Anleihegebiete wird es still und stiller. Nicht daß die Sicherheit der Anleihewerte die geringste Schwankung erfahren hätte, aber das spekulative Interesse für Renten hört auf und die Kurse bröckeln ab. In diesem Falle also würde jemand, der in spekulativer Erwartung sich Deutsche Reichsanleihen gekauft hat und aus irgendwelchen, vielleicht familiären Gründen sich zu einem plötzlichen Verkauf genötigt sieht, einen empfindlichen Verlust an dem ersten deutschen Staatspapier erleiden können. Der Beruf des staatlichen Papiers ist eben die Sicherheit bei mäßiger Verzinsung und nicht die Kurs-Chance. Es fehlt überdies nicht an Stimmen, welche mit der Politik der Reichsregierung in Bezug auf die staatlichen Anleihen nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einverstanden sind. Viele Volkswirtschaftler haben die konstante Normierung auf den 3½ prozentigen Zinsfuß im Interesse des deutschen Sparers gefordert. Feststehend erscheint, daß die Fühlung der Regierung mit der deutschen Bankwelt in Bezug auf Anleihefragen nicht so intim und vertraulich ist, wie dies im Interesse des deutschen Sparers zu wünschen wäre. Es wird mit Recht über bureaukratische Handhabe bei den Anleihe-Entschließungen geklagt.

Die Begebung einer deutschen Anleihe ist ein so wichtiges wirtschaftliches Ereignis, daß sie nur erfolgen soll im engen Kontakt mit dem Pulsschlag unseres nationalen Erwerbslebens, und dieser Kontakt ist in den letzten Jahren recht schmerzlich und zum Schaden des sparenden Publikums vermißt worden. Besonders wertvoll für das sparende Publikum bleibt es, daß an den deutschen Börsen ein kräftiger Markt für die staatlichen Anleihewerte bestehen kann. Es würde der Bedeutung Deutschlands für den Welthandel entsprechen, wenn der deutsche Anleihemarkt eine Stellung erringen würde, wie der Londoner Markt der englischen Konsols. Der englische Konsol ist wie das Leuchtturmsignal für das politische und wirtschaftliche Leben in internationaler Hinsicht. Wenn es in irgend einem Wetterwinkel politisch oder gewerblich zuckt, fängt der englische Konsol an zu vibrieren. Steht aber der englische Konsol fest, dann kann man wie im Soldatenliede sagen: „Europa hat Frieden".

Der deutsche Anleihemarkt ist leider von dieser Beachtung noch weit entfernt, obwohl das deutsche Wertpapier dem englischen durchaus ebenbürtig genannt werden kann.

Es bleibt übrig, über das Wesen der staatlichen Anleihen einige Erläuterungen zu geben. Der Staat soll Anleihen aufnehmen zu produktiven Zwecken, die Anleihen sollen Verwendung finden zum Bau von Eisenbahnen, Landstraßen und Kanälen, kurz zu Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt, welche der lebenden Generation und auch kommenden Geschlechtern zum Nutzen gereichen. Der Staat muß sich hüten, Anleihen zu unbestimmten Zwecken aufzunehmen, deren Verzinsung der Allgemeinheit zur Last fällt, ohne Nutzen zu stiften.

Man wird also die Güte staatlicher Anleihen nach der Produktivität ihrer Verwendung beurteilen können. Die Tilgung der Anleihen geschieht durch Rückkauf oder Auslosung. Man unterscheidet vorübergehenden oder dauernden Geldbedarf des Staates. Der vorübergehende Geldbedarf wird durch sogenannte „schwebende" Schuld, der dauernde oder feste Bedarf durch die sogenannte „fundierte" Schuld gedeckt. Für die schwebende Schuld werden Schatzanweisungen ausgegeben, für die fundierte Schuld die sogenannten Anleihen. Nach dem Etat von 1902 betragen die fundierten Schulden des Deutschen Reiches 2813,5 Millionen Mark und erfordern zu ihrer Verzinsung jährlich etwa 96 Millionen Mark. Da das Deutsche Reich als Staatsform bekanntlich jünger ist als Preußen, kann es nicht auffallen, daß die Schuld des Königreichs Preußen 6889 Millionen Mark beträgt und zur Verzinsung jährlich ca. 225 Millionen Mark erfordert. Es spricht aber für die Güte der Preußischen Staatsanleihen, daß allein die preußischen Eisenbahneinnahmen jährlich das Doppelte einbringen, als die Verzinsung der Schuld erfordert. Wir haben bereits oben auf die Gründe hingewiesen, aus denen der deutsche Anleihemarkt zu einer Stellung verurteilt ist, welche hinter seiner Bedeutung zurückbleibt. Es ist sehr charakteristisch, daß die Kurse unserer heimischen Anleihen hinter denen solcher auswärtiger Staaten zurückstehen, welche an innerer finanzieller Kraft sich mit Deutschland nicht messen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir kommen hiermit zu dem Kapitel der ausländischen Staatsanleihen. Es hat in Deutschland stets extreme Parteien gegeben, welche die Anlage deutschen Kapitals in ausländischen Staatsanleihen als unpatriotisch bekämpft haben. Es ist ja auch zweifellos, daß in gewissen Fällen die Geldanlage deutschen Kapitals in ausländischen Werten sich verbietet. Um ein krasses Beispiel zu nehmen, so würde die Zeichnung französischer Anleihen zur Zeit der Kriegserklärung 1870 an Hochverrat gestreift haben. Wenn wir uns recht erinnern, ist ein Strafprozeß in diesem Sinne 1870 vorgekommen. Auch bei wirtschaftlichen Gegensätzen zwischen zwei Nationen wird die Anlage heimischen Kapitals zugunsten des feindlichen Landes zu bekämpfen sein.

In Erinnerung ist noch das energische Vorgehen Bismarcks gegen die Einführung russischer Anleihen, als die Wirtschaftspolitik des Zarenreiches unser nationales Erwerbsleben beunruhigte.

In einer anderen Linie stehen die schweren Enttäuschungen, welche deutsche Kapitalisten durch wirtschaftlichen Niedergang, oder sogar durch Treubruch solcher Nationen erlitten haben, denen sie ihr Kapital anvertraut hatten. Gebrandmarkt sind durch solche Pflichtvergessenheit für immer Griechenland und Portugal. Noch heute leiden die Anleihen dieser Staaten Not. Es soll nicht verkannt werden, daß beispielsweise die Bank für Handel und Industrie, welche seinerzeit das unglückselige portugiesische Finanzgeschäft vermittelt hat, ernstlich und erfolgreich in neuerer Zeit bemüht gewesen ist, eine Gesundung der portugiesischen Werte zu bewirken.

Die Gerechtigkeit erfordert es auch anzuerkennen, daß Serbien und Argentinien, welche früher zu den unsicheren Kantonisten gehörten, namentlich durch die Fürsorge beteiligter deutscher Bankinstitute zu einer geregelten Finanzwirtschaft gelangt sind. Erfolgreich sind in neuerer Zeit die Schutzvereinigungen gewesen, welche sich zur Wahrnehmung der Rechte der Gläubiger unzuverlässiger auswärtiger Staaten gebildet haben.

Mit der großen Entwickelung unserer heimischen Banken hat sich das Vertrauen wieder gestärkt, welches ausländischen Wert-Emissionen entgegengebracht wird, wenn sie unter Bürgschaft eines angesehenen deutschen Instituts erfolgen. Wir nennen aus der letzten Zeit die Ottomanische Staatsanleihe von 1903, welche bei der deutschen Bank im April ds. Js. zur Zeichnung aufgelegt wurde. Man wird also, ehe man sich zur Anlage in ausländischen Werten entschließt, die Grundlagen der Anleihe auf's Sorgfältigste zu prüfen haben und namentlich die Qualität der vermittelnden Bank beachten müssen. Den Anreiz zur Anlage in ausländischen Werten gibt die höhere Verzinsung und auch die spekulative Chance, welche schon durch den internationalen Börsenverkehr bewirkt wird, in dem die exotischen Werte zu stehen pflegen.

Am tiefsten sind in deutsche Kapitalskreise die russischen Staats- und Eisenbahnwerte eingedrungen. Die russische Regierung kann hierfür ihren Dank dem Hause Mendelssohn u. Co. abstatten, welches sich der Einführung der russischen Werte mit Geschick und Solidität gewidmet hat. Die alte Wahrheit: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich", wird im allgemeinen auch für die Vermögensverwaltung, namentlich des bescheidenen Kapitalisten zutreffend bleiben. Es wird jedoch aus unserer Darlegung hervorgegangen sein, daß auch hier Ausnahmen die Regel bestätigen und daß im Prinzip dem Geldverkehr nicht die Grenzen der Landesfarben gezogen sind.

Wenn wir somit in das schwarz-weiß-rote Gebiet zurückkehren, so mögen einige Worte noch denjenigen heimischen festverzinslichen Werten gewidmet sein, die n e b e n den Staatsanleihen rangieren. Hierzu gehören zunächst die Anleihen von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Provinzen, Kreisen und Städten. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist diesen Anleihen die Mündelsicherheit zugesichert. Der Börsenverkehr in diesen Anleihen ist naturgemäß ein begrenzter, wir haben über die Kommunalanleihen bereits oben einige Gesichtspunkte gegeben. Für den kleinen Sparer, namentlich aus landwirtschaftlichen Kreisen, kommt die Anlage in landwirtschaftlichen Pfandbriefen in Betracht.

Als nach dem siebenjährigen Kriege besonders der schlesische Gutsbesitzeradel verschuldet und in Not geraten war, wurde unter der Autorität keines Geringeren als Friedrichs des Großen die erste schlesische Landschaft gebildet.

Auf dieser Grundlage hat sich das Institut der Landschaften aufgebaut, in denen der vereinigte Grundbesitz der landwirtschaftlichen Eigentümer einer Provinz als Gesamtsicherheit für die auszugebenden Pfandbriefe haftet. In diese Kategorie fallen auch die unter Garantie des Staates ausgegebenen preußischen Rentenbriefe und die Schuldverschreibungen der Landeskultur-Rentenbanken.

Eine verbreitete weitere Art der Kapitalsanlagen sind die Hypothekenpfandbriefe. Die Grundlage dieser Pfandbriefe beruht darauf, daß die Hypothekenbanken ihre Kapitalien zum Erwerb von Terrains und zum Bau von Häusern geben und für die auf diese Weise erworbenen Hypotheken Pfandbriefe emittieren. Der Hypothekenpfandbrief-Umlauf hat in Deutschland einen immensen Umfang angenommen und beträgt nahezu 6 Milliarden Mark und der Staat hat seit langem das Bedürfnis empfunden, eine rechtliche Sicherstellung der Pfandbriefgläubiger zu bewirken. Die Schwierigkeit dieses Gebietes hat indessen manchen Gesetzentwurf scheitern lassen, bis im Jahre 1900 das neue Hypothekenbankgesetz in Kraft getreten ist. Auch hier bewahrheitet sich das alte Sprichwort, daß der Brunnen zugedeckt wird, nachdem das Kind hineingefallen ist. Im Jahre 1900 begann das Wanken derjenigen beiden Hypothekeninstitute, die es verstanden haben, äußerlich zu den populärsten Deutschlands zu werden. Wir meinen die Preußische und die Pommersche Hypothekenbank, deren Namen in vielen Volkskreisen schmerzliche Erinnerungen an schwere Verluste wachrufen. Das große Publikum hatte vielfach in der Bezeichnung „Preußische" oder „Pommersche" den Begriff staatlicher Autorität erblickt. Als die denkwürdigen Versammlungen stattfanden, in denen Kommerzienrat Sanden, der Leiter der Preußen-Bank vor dem Sturm der geschädigten Aktionäre und Pfandbriefgläubiger zusammenbrach, hörte man manchen kleinen Sparer aus der Provinz den Glauben aussprechen, daß ja Preußen für seine Pfandbriefe bürgen müsse.

Das Publikum wird also die Lehre aus diesem trüben Kapitel der Bankgeschäfte ziehen, daß gerade für Kapitalanlagen prunkende Namen auch nur Schall und Rauch sind. Geld ist eine nüchterne Sache; und speziell bei der Auswahl der Anlage in Hypotheken-Pfandbriefen muß auf das Sorgfältigste die Grundlage der emittierenden Hypothekenbank geprüft werden. Die Sicherheiten, die das neue Hypothekenbankgesetz dem Publikum bietet, sind nicht zu unterschätzen, indessen können sie keine Garantie vor Schädigungen bieten. Das Schwierige für die Gesetzgebung besteht ja darin, daß einerseits der Unreelle darnieder gehalten werden soll, andererseits aber die reelle, freie Entfaltung des Hypothekenbankwesens nicht eingeschränkt werden darf. Durch das Gesetz ist das staatliche Aufsichtsrecht verschärft worden, namentlich durch die Bestellung staatlicher und sachverständiger Bankinspektoren. Erwähnenswert ist ferner die Institution des Treuhänders, welcher verpflichtet ist, zu untersuchen, ob die gesetzliche Deckung für die Pfandbriefe jederzeit vorhanden ist. Es erübrigt, das Wesentliche über die Ausgabe und Sicherstellung der Pfandbriefe nach dem neuen Gesetze zu sagen. Danach sind die Hypothekenbanken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berechtigt, Pfandbriefe bis zum fünfzehnfachen Betrage ihres eingezahlten Aktienkapitals zu emittieren. Der Gesamtbetrag der Pfandbriefe muß in der Höhe des nominalen Wertes jederzeit durch Hypotheken in gleicher Höhe und in gleichem Zinsbetrage gedeckt sein. Die Beleihung der Grundstücke soll nach zuverlässigen Taxen erfolgen und die Beleihung zur ersten Stelle soll das Reguläre sein. Die Beleihung darf dreifünftel des Wertes des gesamten Grundstückes nicht übersteigen. Bei der Tendenz unserer Gesetzgebung, die Landwirtschaft zu bevorzugen, dürfen landwirtschaftliche Grundstücke ausnahmsweise mit zweidrittel beliehen werden. Zur Sicherung der Pfandbriefgläubiger beim Konkurse der Bank dient die Bestimmung, daß die Forderung der Pfandbriefgläubiger allen anderen Forderungen voransteht.

Wenn wir die Kapitalanlagen in festverzinslichen Werten noch einmal zusammenfassen, so kann kein Zweifel sein, daß unter allen Anlagen die preußischen und deutschen Staatspapiere für den sorgfältigen Kapitalisten in erster Linie stehen müssen. Der bescheidene Zinsfuß der deutschen Anleihen wird den Kapitalisten weniger empfindlich sein, wenn er bedenkt, daß der Zinsfuß des englischen Konsol hinter dem der deutschen Anleihen erheblich zurücksteht. Die Neigung zur Reduktion der Verzinsung ist bei den führenden Staaten allgemein. Die höhere Verzinsung, wie sie von kleineren, ausländischen Staaten geboten wird, bringt naturgemäß die geringe Sicherheit mit sich. Für die Anlage in landschaftlichen Pfandbriefen und in Kreis- und Stadtobligationen ist das wesentliche Moment die Mündelsicherheit, über welche die Entscheidung des Bundesrats zu erfolgen hat.

Als mündelsicher gelten ferner die Kommunalobligationen einer preußischen Hypothekenbank, im allgemeinen *jedoch nicht* deren Pfandbriefe. Für die Schätzung der Hypotheken-Pfandbriefe ist es wesentlich, ob ihnen die Reichsbank die *Lombardfähigkeit* in Masse I zuerkannt hat, in der sie die Reichsbank mit drei Viertel des Kurswertes beleiht.

Es ist zu einem alten Schema geworden, das Publikum zur Anlage in *festverzinslichen* Werten zu ermahnen und es gibt heute noch unter den Universitätslehrern und in der Presse Stimmen, welche dem Worte „Industriepapier" einen unsoliden Beigeschmack anheften möchten. Je mehr aber Deutschland sich zu einem großen Industrie- und Handelsstaat entwickelt, um so mehr ist es notwendig, daß das große Kapital anlegende Publikum Verständnis und Interesse für den deutschen Industrie-Aktienmarkt gewinnt, von dessen Gestaltung so große wirtschaftliche und soziale Interessen abhängen. Die Bergwerks- und Hüttenindustrie, die Maschinenfabriken, die Textilindustrie, die Elektrizitäts-Unternehmung, alle diese großen Erwerbszweige werden bevorzugt in der Form der Aktiengesellschaft betrieben. Die überwiegende Mehrzahl der Kohlen-Bergwerksgesellschaften steht finanziell auf einer so soliden Basis und ist durch die Fügung in Syndikate und Konventionen derart gesichert, daß man die Aktien dieser Gesellschaften nahezu als Anlagewerte bezeichnen kann. Es muß hervorgehoben werden, daß gerade durch die deutsche Bergwerks- und Hüttenunternehmung ein solider Grundzug geht, der nichts mehr zu tun hat mit jenen Gründerphantasien, welche in den siebziger Jahren erst zu taumelnder Höhe und dann zu jähem Sturze führten. Es wird im großen Publikum noch nicht hinreichend gewürdigt, daß unsere leitenden Bergwerke und Hütten seit Jahren eine Politik gesunder Abschreibung und Rückstellung üben, welche bei fast allen diesen Werken große, über die gesetzliche Erfordernis hinausgehende Kapitalreserven geschaffen hat. Solche Reserven geben den Werken einen starken Rückhalt auch gegenüber dem Ansturm ungünstigster Konjunkturen. Wir haben in Deutschland knapp eine Eisenkrisis hinter uns, wie sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schärfer kaum gedacht werden kann, die Aktionäre haben teilweise auf Erträgnisse völlig Verzicht leisten müssen, indessen keins der Werke, welche an der Spitze der deutschen Eisenindustrie stehen, hat eine ernstliche Erschütterung erlitten. Das ist eine Kraftprobe, welche den deutschen Industrie-Aktiengesellschaften zur Zierde gereicht. Es muß aber hervorgehoben werden, daß es im wesentlichen zwei Faktoren gewesen sind, welche die Industrie während der Krisis gestützt haben und zwar die Syndikate und die Banken.

Über die Berechtigung der Syndikate ist viel gestritten worden. Auf den ersten Blick steht der Konsument, beispielsweise für Kohle, besser da, wenn alle produzierenden Gesellschaften in Konkurrenz stehen, so daß dadurch die Preise herabgedrückt werden. Das Syndikat dagegen faßt die Konkurrenten zu einer einheitlichen Verkaufsorganisation zusammen, welche den Preis für den Konsumenten diktiert. Der Syndikatsgegner pflegt aber zu vergessen, daß zu einer Zeit der Kohlenknappheit, bei freiem Wettbewerb die Preise ins Schrankenlose gesteigert werden können. Es muß namentlich dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, der größten und stärksten industriellen Organisation, nachgesagt werden, daß es zur Zeit der Kohlennot Maß gehalten hat. Man darf wohl aussprechen, daß das weitere Gedeihen der Bergwerksindustrie abhängig ist von dem Wachstum und der Ausdehnung der Syndikate.

Namentlich tut eine Einigung der Industrieen für den Export not. Als im Herbst 1902 Amerika mit einem gewaltigen Bedarf an Eisenmaterial hervortrat, hätte eine einige deutsche Eisenindustrie Preise erzielen können, die dem gesamten deutschen Nationalwohlstand zugute gekommen wären. Durch die Zersplitterung der Eisenindustrie hat Amerika seinen Bedarf zu billigsten Preisen decken können. So haben unsere Eisenwerke durch den Export zwar Beschäftigung aber keinen Profit gehabt. Hier liegt also der Nutzen der Syndikate für die Allgemeinheit auf der Hand, denn es ist klar, daß weite Kreise Vorteil daraus gezogen hätten, wenn amerikanisches Gold in größerem Maße dem deutschen Markte zugeflossen wäre.

Es ist bereits oben betont worden, daß die Industrie ihre Stütze in der schweren Krisis namentlich bei den deutschen Großbanken gefunden hat. Es ist bemerkenswert, daß unsere führenden heimischen Banken in engster Fühlung mit der Industrie stehen und während des schweren Ringens, welches einzelne industrielle Werke durchzumachen hatten, hat sich die Bankverbindung als der getreue Ekkehard erwiesen. Die Aktienbanken nehmen heute auf dem Gebiete der Vermögensverwaltung unbedingt die führende Stellung ein; die Spezies des Privatbankiers ist im Aussterben. Dies gilt namentlich für die großen Städte und für die Mittelpunkte industrieller und handeltreibender Bezirke. Es wird dies von historischen und praktischen Gesichtspunkten bedauert werden müssen. Der Privatbankier der alten Zeit war der intime Vertrauensmann des Kapitalisten und sein Ratgeber weit über das Interesse des Tages hinaus. In Anekdoten erzählt man sich heute noch von den vertraulichen Beziehungen des alten Kaiser Wilhelm zu seinem Hofbankier, Baron von Cohn, und auch das Verhältnis zwischen Bismarck und dem alten Bleichröder kann als typisch für die Bedeutung des Privatbankiers bezeichnet werden. Es gibt heute kaum einen Privatbankier, welcher durch seine Persönlichkeit allein eine ausschlaggebende Stellung beansprucht. Das Haus Rotschild ist in Deutschland nicht mehr vertreten; die Diskontogesellschaft hat das ehrwürdige Frankfurter Stammhaus übernommen. Die Firma

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. Bleichröder zeigt nur noch im Namen den Charakter des Privatbankiers, in der Tat ähnelt das Haus mit seinen verschiedenen Inhabern der Verwaltung einer Aktienbank. Das Berliner Bankhaus Mendelssohn u. Co. hat den Privatcharakter noch am unabhängigsten bewahrt. Dieses Bankhaus dient indessen vornehmlich den großen russischen Kreditoperationen und hat sich vom Verkehr mit den mittleren Schichten ganz zurückgezogen. Das alte Berliner Bankhaus Robert Warschauer ist heute eine Kommandite der Darmstädter Bank.

Andere alte Privatfirmen widmen sich heute in erster Linie ihrer eigenen Vermögensverwaltung, so die Herren von Krause in Berlin, von Waldenberg-Pachaly in Breslau, Grunelius in Frankfurt a. M. u. a. Die wechselnde Schwierigkeit für den Privatbankier, mit dem Großbetriebe der Aktienbank zu konkurrieren, hat vielfach auch zu Auflösungen alter angesehener Firmen geführt. Die Schwere des Kampfes der Privatfirmen um ihre Existenz läßt sich daran ermessen, daß mancher alte klangvolle Name nur mit Mühe vor dem Sturz bewahrt werden konnte. In diesem Sinne ist die Liquidation des Hauses Suermondt und eines angesehenen Krefelder Geschäfts charakteristisch. Ebenso ist bemerkenswert, daß gerade die besten und lebenskräftigsten Privatfirmen von den Aktienbanken aufgekauft und zu Filialen umgestaltet werden. Diejenigen Aktienbanken, welche heute die Führung des Bankgeschäfts in Händen haben und von denen auch die Provinzinstitute mehr oder weniger abhängen, domizilieren in Berlin. Es sind dies die Deutsche Bank, Diskonto-Gesellschaft, Bank für Handel und Industrie, Dresdener Bank, der Schaaffhausensche Bankverein und die Berliner Handelsgesellschaft.

An diese führenden Institute schließen sich die Mittelbanken in Berlin und im Reich, die indessen meistens Gemeinschaft bei allen großen Transaktionen mit den genannten leitenden Instituten suchen. Der Schaaffhausensche Bankverein steht zwar chronologisch an erster Stelle, blieb aber zunächst auf lokale Bedeutung beschränkt. Eine glänzende Entwickelung hat die von David Hansemann, dem Finanzminister des Revolutionsjahres 1848, gegründete Diskonto-Gesellschaft genommen. Noch heute steht der Sohn des Begründers, der greise Geheime Kommerzienrat von Hansemann an der Spitze des Instituts. Die Darmstädter Bank hat bereits ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Die Berliner Handelsgesellschaft ist im Jahre 1856 gegründet; am jüngsten ist die 1872 entstandene Dresdener Bank; ihr voran geht die gleichzeitig mit dem Deutschen Reich ins Leben gerufene Deutsche Bank, welche heute, nach dem Kredit Lyonnais, als das erste Europäische Kreditinstitut gelten kann. Allen diesen großen Banken sind schwere Verluste nicht erspart geblieben. Die Diskonto-Gesellschaft hat durch Interessen in Venezuela und in Paris namentlich auch in der Gründerzeit durch Strusberg schwere Einbußen erlitten. Die Berliner Handelsgesellschaft stand zweimal vor ernsten Erschütterungen, und die Dresdener Bank hatte durch die jüngste sächsische Krise schwer zu kämpfen. Wenn man aber bedenkt, wie mit Geschick und Solidität diese Institute die Gefahren überwunden und eine gesicherte Stellung errungen haben, so darf man selbst bei unausbleiblichen Wechselfällen Vertrauen zu der Stabilität unserer Großbanken behalten.

Das wesentliche Bindemittel der Aktienbank mit dem Publikum ist der Depositenverkehr. Es sei gestattet, dieser Einrichtung einige Worte zu widmen. Wir nehmen an, der Kaufmann X. beabsichtigt bei der Deutschen Bank ein Konto einzurichten. Als Bedingung für den Depositenverkehr pflegt eine erste Einlage von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mindestens 100 Mark zu dienen. Diese Einlage wird je nach der vereinbarten Kündigung verzinst, also beispielsweise:

bei täglicher Kündigung mit 2 % pro Jahr,
bei einmonatlicher Kündigung mit 2½ % pro Jahr,
bei quartalsweiser Kündigung mit 3 % pro Jahr,

naturgemäß ändert sich die Verzinsung auch nach dem Stande des Geldmarktes. Bei großen Einlagen, etwa von 30 000 Mark ab, pflegt besondere Vereinbarung über den Zinsfuß vorbehalten zu sein.

Die Depositäre pflegen von den Banken ein Rechnungsbuch zu erhalten, durch welches die Ein- und Auszahlungen bewirkt werden. Die Gelderhebungen können auch durch die, von der Bank ausgestellten Checkformulare geschehen. Bei dauernder Kontoverbindung besorgt die Bank die Einlösung von Wechseldomizilen und die Versendung von Geldern und Rimessen. In einem gewissen Gegensatz zu diesem Depositenverkehr bei den Aktienbanken steht der sogenannte Giroverkehr bei der Reichsbank. Die Reichsbank vergütet im Gegensatz zu den Privatbanken für Depositen keine Zinsen. Die Gegenleistungen der Reichsbank ruhen auf anderen Gebieten, wie aus dem Nachfolgenden hervorgehen wird. Die Reichsbank verwaltet die Gelder der Kontoinhaber kostenfrei. Die Kontoinhaber müssen ein gewisses Minimum als Guthaben besitzen, über welches nicht verfügt werden darf. Dieses Guthaben beträgt bei kleinen Firmen mindestens tausend Mark, bei den Großbanken, welche die Einrichtung der Reichsbank benutzen, etwa eine bis zwei Millionen Mark. Es würde zu weit führen, die Einrichtung der Reichsbank bis in die Details zu erörtern; jedenfalls besteht darüber nur eine Stimme, daß die Institution der Reichsbank sich für den gesamten deutschen Geschäftsverkehr als außerordentlich segensreich erwiesen hat. Die Aufgaben der Reichsbank, die in § 12 des Bankgesetzes niedergelegt sind, sind auf das Glänzendste erfüllt worden. Bei den Abrechnungsstellen der deutschen Reichsbank, welche an allen großen deutschen Plätzen bestehen, geschieht der Austausch der Checks, Anweisungen, Wechseln, Domizile. Der Giroverkehr bei der Reichsbank, den wir oben bereits besprochen haben, gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, so daß heute Deutschland tatsächlich durch die Reichsbank ein Giroplatz geworden ist. Die wichtigste Aufgabe der Reichsbank ist die Diskontierung von Wechseln. Der Volksmund sagt, daß die Reichsbank immer Geld haben muß und diese stete Geldbereitschaft ist in der Tat die Stärke der Reichsbank. Bei großer angespannter Beschäftigung von Industrie und Handel, bei Festlegung von Kapitalien in großen Produktionen, die nicht leicht zu Geld zu machen sind, bei Überspekulation an der Börse pflegt allgemeine Geldknappheit einzutreten.

Auch die Aktienbanken haben Schwierigkeiten in solchen Zeiten, dem zuströmenden Material von Wechseln zu genügen. In solchen schwierigen wirtschaftlichen Perioden tritt die Reichsbank als die Schützerin nationaler Arbeit in Aktion. Die Reichsbank nimmt von den Privatbanken die Wechsel auf und behält sie, im Gegensatz zu dem Privat-Bankier, bis zur Fälligkeit im Portefeuille.

Die Aufgabe der Reichsbank ist es, durch eine kluge Politik, welche allen Symptomen des Marktes gerecht wird, den Zinsfuß zu regeln. Freilich wird es der Reichsbank schwer sein, mit ihrer Zinsfestsetzung es Allen recht zu machen. Die Allgemeinheit wünscht natürlich billiges Geld; wenn aber im Ausland die Unternehmung blüht, sodaß für Geld im Auslande hohe Zinssätze bewilligt werden, so würde deutsches Gold dem Auslande im Übermaße zuströmen, was natürlich nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Interesse der deutschen Wirtschaft liegen kann. Hier also muß die Reichsbank mit der Diskontoschraube das Ventil schließen. Auf der anderen Seite wird die Reichsbank bei einer freundlichen Gestaltung des internationalen Geldmarktes den Zinsfuß niedrig halten, so daß Handel und Wandel von den billigen Geldsätzen profitieren können. Auch an dieser Stelle mag betont werden, daß die Reichsbank dem öffentlichen Empfinden sich überwiegend angepaßt hat.

Durch diese Arbeit zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß in unserem heutigen industriellen Zeitalter die Kapitalanlage in industriellen Werten als gleichberechtigt derjenigen in Renten gelten muß. Voraussetzung bleibt die solide Grundlage, für deren Beurteilung wir im nachstehenden einige Fingerzeige geben möchten. Zunächst ist maßgebend, daß die Gründung nach soliden kaufmännischen Prinzipien erfolgt ist. Hierzu gehört die maßvolle Einbringung der Einstandswerte.

Beispielsweise bei einem Fabrik-Etablissement dürfen die Maschinen niemals in die neu gegründete Aktien-Gesellschaft mit demjenigen Werte eingeschätzt werden, der ihnen vielleicht nach neuer Anschaffung und in einem erfolgreichen Geschäftsjahr zuzumessen ist; vielmehr muß der Möglichkeit Rechnung getragen werden, daß ein neues Patent oder eine veränderte Mode, die eben noch im vollsten Wirken befindliche Anlage zum alten Eisen werfen kann. Namentlich muß man sich bei der Gründung auch hüten, Häuser oder Grundstücke zu hoch einzusetzen, da der Charakter der Terrain-Bewertung empfindlich mit dem Wechsel der wirtschaftlichen Konjunkturen schwankt. Es ist selbstverständlich, daß bei der Einbringung von Waren und Vorräten und bei Abschätzung von Schuldnern vorsichtig verfahren werden muß. Eine übertriebene Bewertung der Vermögensstücke einer neu gegründeten Gesellschaft nennt man eine Übergründung und an einer solchen pflegen industrielle Unternehmen während ihrer ganzen Lebensdauer zu kranken.

Ein weiterer, wichtiger Faktor ist die Ausstattung einer Gesellschaft mit genügenden baaren Betriebsmitteln. Wenn es für eine Gesellschaft auch unumgänglich notwendig ist, daß sie eine kapitalkräftige Bankverbindung besitzt, so ist doch finanzielle Selbständigkeit eine der wichtigsten Erfordernisse. Denn der Mangel an Betriebsmitteln ist für die Gesellschaft der Zwang zur Schuldenwirtschaft, bei der die Aktionäre schließlich die Zeche zu bezahlen haben.

Dies sind einige Gesichtspunkte, welche für das Publikum von Bedeutung sind, wenn es sich bei Subskriptionen auf industrielle Werte beteiligen will. Wichtig ist es für das Publikum, auch die Qualität des Emissionshauses zu prüfen. Die Wertschätzung unserer ersten Institute und Privathäuser richtet sich nach dem Emissionskredit, den sie genießen. Es ist Ehrensache eines angesehenen Bankiers, nur solche Industriewerte zu emittieren, bei denen Enttäuschungen des Publikums ausgeschlossen sind. Es fehlt aber leider auch nicht an wenig gewissenhaften Firmen, welche große Konjunkturen benutzen, um Werte an der Börse einzuführen, welche keine Garantien für eine regelmäßige Rentabilität bieten. Wenn dann Rückschläge eintreten und das Publikum Aktien verkaufen will, fehlt dem emittierenden Bankier die Kapitalkraft, die von ihm eingeführten Werte zu stützen und so entstehen Kursstürze, welche dem Publikum unersetzliche Verluste beibringen. Wir haben Börsenwerte, die sich jahrelang von Sanierung zu Sanierung schleppen, ohne jemals für die Aktionäre eine Rente abzuwerfen. Das Publikum hat vor einer etwaigen leichtfertigen Ausbeutung durch gewissenlose Emissionshäuser einen Schutz in der gesetzlichen Haftung der Emittenten. Nach dem Handels-Gesetzbuch haftet den Aktionären

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Emittent bei unrichtigen oder unvollständigen Angaben des Prospektes, wenn er diese Unrichtigkeit oder die Absicht böslicher Schädigung kannte, beziehungsweise bei Anwendung der Sorgfalt des ordentlichen Geschäftsmannes kennen mußte. Ein weiterer Schutz für das Publikum liegt in der Einführung der Zulassungsstelle an der Börse. Die Zulassungsstelle hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurteilung des Emissionspapiers geeigneten Verhältnisse informiert wird und nach Prüfung der Grundlage des zu emittierenden Papiers dafür zu sorgen, daß Emissionen unterbleiben, welche Allgemein-Interessen schädigen und zu einer Übervorteilung des Publikums führen können. Der Prüfung durch das Publikum, bevor es sich bei einer Subskription beteiligt, bedarf der im Prospekt angekündigte Subskriptionspreis. Der Subskriptionskurs soll den Wert des Papiers zum Ausdruck bringen. Man möge alsdann an dem Durchschnitt der Erträgnisse der letzten Jahre berechnen, ob die Höhe des Kurses sich rechtfertigt, wobei man dem emittierenden Bankhause gerne einen reellen Vermittlergewinn konzedieren soll.

Als wenig im Interesse des Publikums kann die Sitte gelten, Werte ohne Nennung des Subskriptionskurses an der Börse einzuführen. Das Publikum ist alsdann verpflichtet, zum ersten Kurse zu kaufen, dessen Gestaltung es nicht kennt. Schon der nächste Tag kann den empfindlichsten Rückschlag bringen. Es muß daher die Forderung des Publikums bleiben, daß ein Subskriptionskurs regelmäßig bei Emissionen angekündigt wird.

Beteiligt sich das Publikum bei einer bestehenden, an der Börse eingeführten Aktiengesellschaft, so wird es namentlich der Direktion und dem Aufsichtsrat der Gesellschaft sein Interesse entgegenbringen müssen. Wünschenswert ist, daß in der Direktion ein tüchtiger Kaufmann und ein geschickter Fachmann sich ergänzen. Von hohem Werte ist ein Aufsichtsrats-Kollegium, welches sich wirklich mit Eifer und Sorgfalt den Geschäften der Gesellschaft widmet. Persönlichkeiten zur Repräsentation werden nicht ganz zu entbehren sein. Es erscheint daher verfehlt, wenn sich gewisse Stimmen gegen die Aufnahme von hohen Würdenträgern in die Aufsichtsratskollegien erklären. Aktien-Gesellschaften sind Erwerbs-Gesellschaften und sie sollen die Vorteile mitnehmen, welche oft in Beziehungen zu Behörden oder Hofkreisen zu finden sind.

In neuerer Zeit sind daher gerade in unsere bedeutendsten Aktien-Gesellschaften hohe Staatswürdenträger eingetreten, welche sich vom aktiven Dienst zurückgezogen haben und es bleibt wünschenswert, daß die hohe Aristokratie, soweit sie große Vermögensverwaltungen vertritt, sich noch in reicherem Maße an der Industrie beteiligt, um mit dem Pulsschlag des modernen Erwerbslebens in Fühlung zu bleiben.

Zum Schlusse mag noch eine kurze Darlegung der Börse und ihren Gebräuchen gewidmet sein. An der Börse werden nur diejenigen Werte notiert, welche die Prüfung der oben besprochenen Zulassungsstelle passiert haben. Der Börsen-Kurs hat eine amtliche Eigenschaft und es ist gesetzlich untersagt, andere Kurse zu verbreiten oder zu vervielfältigen, als die amtlich an der Börse festgestellten. Die Kurs-Feststellung erfolgt unter Mitwirkung des Börsen-Vorstandes und unter Aufsicht des Staatskommissars durch die vereideten, von der Landes-Regierung ernannten Kursmakler. Die Geschäfte an der Börse sind geteilt in Kasse-Geschäfte und in Termin-Geschäfte. Das Börsen-Termin-Geschäft ist stets der Gegenstand heftiger Anfeindungen seitens rückschrittlicher Parteien gewesen, welche dasselbe als reines Spiel hinstellen wollten. Das Börsen-Gesetz hat daher unter der Einwirkung dieser Parteien das Termin-Geschäft in Getreide, sowie in Aktien und Kuxen von Bergwerks- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fabrik-Unternehmungen untersagt. Das Termin-Geschäft ist nur noch zulässig in Aktien solcher Gesellschaften, welche ein Kapital von mindestens 20 Millionen besitzen. Das Termin-Geschäft ist ein Geschäft mit festbestimmter Lieferungsfrist. Wer zum Beispiel am 1. Januar der Ansicht ist, daß die Entwickelung des Bankgeschäftes eine rückgängige ist, kann zum Kurse des 1. Januar per Ultimo März so und so viel Aktien der X.-Bank verkaufen, auch wenn er diese Aktien garnicht besitzt. Behält er mit seiner pessimistischen Ansicht recht, so wird er die verkauften Aktien Ultimo März zu einem billigeren Kurse bekommen können, als wie er sie zu liefern hat, die Differenz ist alsdann sein Verdienst. Täuscht sich aber die pessimistische Erwartung des Spekulierenden und steigt der Kurs, so ist die Differenz der Schaden. Das gewählte Beispiel ist ein Beispiel einer Spekulation, allein es beweist immerhin, daß das Termingeschäft dem Kaufmann und dem Kapitalisten Gelegenheit bietet, seinen Ansichten über die wirtschaftliche Zukunft durch terminmäßigen Kauf oder Verkauf von Effekten Ausdruck zu geben. Beispielsweise der Eisenwerks-Besitzer, der in seinem Betriebe eine Verschlechterung der Konjunktur bemerkt, kann sich durch den Vorverkauf von Eisen-Aktien gewissermaßen gegen Betriebsverluste versichern. Die Wiederherstellung des Termin-Geschäfts wäre daher durchaus zu wünschen. Die Kasse-Geschäfte werden per Kasse, per Morgen oder per einige Tage abgeschlossen. Per Kasse bedingt als Fälligkeit den Tag des Vertragsabschlusses; per Morgen den nächsten Börsentag; per einige Tage wird durchschnittlich der dritte Börsentag als Fälligkeitstag angenommen.

Unsere Arbeit hat sich vornehmlich an Kreise gerichtet, welche dem eigentlichen Erwerbsleben fernstehen. In Berlin hat die angesehene „Vermögens-Verwaltungsstelle für Offiziere und Beamte" sich die Pflege der Interessen dieser Kreise zur besonderen Aufgabe gemacht. Wenn unsere Arbeit dazu beiträgt, das Interesse der Leser dieses Buches für unser aufstrebendes nationales Erwerbsleben zu erweitern und zu vertiefen, so hat sie ihr Ziel erreicht.

Karl Bratz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Versicherungswesen.

Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell!

Mit diesen Worten deutet Schiller die verheerende Macht der Feuersbrunst an, die Hab und Gut, Leib und Leben der Menschen nicht schont. Der Schweiß jahrelanger Mühe und Sorge, das Ergebnis eines lebenslangen Ringens und Kämpfens wird in wenigen Augenblicken von den gefräßigen Flammen, deren gierige Zungen sich mit unheimlicher Schnelligkeit weiter verbreiten und vor keinem Hindernis zurückschrecken, vernichtet und in Rauch und Asche verwandelt.

Die mühselige und anstrengende Arbeit des Landmannes, der den Boden eggt und pflügt, seinen Samen streut und geduldig auf den Früh- und Spätregen hofft, der seinen Saaten Erquickung und Labung bringen soll, um sie der Reife immer näher zu bringen, wird oft in wenigen Augenblicken zu nichte. Der klare Himmel des Sommers verfinstert sich plötzlich, dunkle Gewitterwolken häufen sich schwarz aufeinander, aber statt des erhofften, erquickenden Regens schlagen mächtige Schloßen und Eisstücke nieder und vernichten die Hoffnung und den Lohn des fleißigen Landmanns.—

Ja, die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand!

Siehe den kräftigen, jungen und fleißigen Nachbar, eine wahre Hünengestalt! Vom grauenden Morgen bis in die Nacht hinein steht er vor seinem mächtigen Schmiedefeuer und schwingt den wuchtigen Hammer auf das glühende Eisen nieder, daß die Funken weit umher stieben. Sieht er nicht aus, als ob Krankheit und Sorge ihm unbekannte Dinge seien und als schwinge er den Hammer nur zu seinem Vergnügen? Aber nach kurzer Zeit, welche unheilvolle Veränderung ist in seinem ganzen Wesen vorgegangen und hat dasselbe so unheimlich verwandelt! Ein unbedachter, kalter Trunk nach schwerer, heißer Arbeit ist nach seiner Meinung die Ursache des bald vorübergehenden Unwohlseins. Aber siehe, ein hitziges Fieber wirft ihn nieder, Hammer und Amboß ruhen für immer, denn der Schnitter Tod hat ihn unerbittlich dahingerafft und schon ruht er unter dem kühlen Rasen da draußen bei den müden Wanderern.

Dem einen rauben die entfesselten Elemente Hab und Gut, den Segen und Lohn seiner Arbeit und dem andern entreißt das widrige Geschick sogar den köstlichsten irdischen Schatz — das Leben. Gibt es kein Mittel, sich selbst und seine Angehörigen gegen solche Schicksalsschläge zu sichern? Hat der sonst so findige Menschengeist noch keine Mittel gefunden, ein so widriges Geschick zu beseitigen? Alle Kunst der Menschenklugheit wird wohl vergeblich diesem Problem nachspüren.

Wenn auch die Angriffe der Natur auf das Leben und die Gesundheit der Person sich nie befestigen lassen werden, so ist es doch heute möglich, den Schaden an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sachen, wenn auch nicht zu verhüten, so doch wirkungslos zu machen und damit die Schläge des Geschickes zu mildern und sich und die Seinen vor dem Ruin zu schützen. Da der einzelne Staatsbürger nicht allein imstande ist, sich selbst gegen den Schaden an Hab und Gut zu schützen, so vereinigen sich viele zu einer Versicherungsgesellschaft, um ihre Mitglieder gegen einen bestimmten Schaden bei Verlust zu entschädigen. Der Staat, welcher sich nur solche Aufgaben stellt, die der einzelne Staatsangehörige oder eine Verbindung von solchen nicht zu lösen vermag, läßt der wirtschaftlichen Tätigkeit seiner Bürger möglichst freien Spielraum und schützt und fördert alle Vereine, Genossenschaften ꝛc. und namentlich das Versicherungswesen, da dasselbe den wirtschaftlichen Wohlstand der Bürger zu heben sucht und ihn vor Verlusten sichern will.

Bei der Schaden- oder Sachversicherung steuern viele Menschen bei, um den Einzelnen im Falle eines zufällig oder unverschuldet eintretenden Verlustes zu entschädigen; bei der Personen- oder Lebensversicherung erwartet jeder Versicherte (wenn auch zu verschiedener Zeit) einen Ertrag aus der Arbeit des vereinigten Kapitals für sich oder seine Erben.

Eine Versicherungsgesellschaft kann nur bei einer großen Beteiligung gedeihen, weil es hierbei möglich ist, die Gefahr (Risiko) zu verteilen, bedeutende Überschüsse zu vereinen und das Gesamtvermögen durch eine solide Anlage und gute Verwaltung entsprechend zu vermehren. Die Versicherungsgesellschaften scheiden sich nach der Art ihrer Gründung und Verwaltung

a) in Versicherungsanstalten auf Aktien, deren Mitglieder die Aktionäre sind, welche den Gewinn und Verlust teilen; die Versicherten zahlen feste Versicherungssätze (Prämien);

b) in Versicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit. Die Versicherten sind die Mitglieder der Gesellschaft, sie haften nach der Höhe ihrer Versicherungssumme für die entstehenden Verluste, nehmen aber auch in demselben Maße an dem Gewinn teil und verwalten durch angestellte Vorstandsmitglieder ihr Vermögen. Jeder Versicherte ist zugleich Versicherer, daher ist im entstehenden Notfalle die Verpflichtung zu Nachschüssen vorhanden;

c) in Versicherungsanstalten mit gemischtem System. Der Versicherte ist berechtigt, durch Zahlung eines Zuschusses an dem Gewinn teilzunehmen; leistet er diesen Zuschuß nicht, so verzichtet er auf den Gewinn, und Verluste treffen nur die Aktionäre.

Da die Teilung der Gefahr Grundsatz jeder Versicherung ist, so ist die Verringerung derselben das Leitmotiv des Vorstandes und er sucht durch Vorsicht in der Wahl der zu versichernden Gegenstände und durch Ablehnung gefährlicher Gegenstände derselben gerecht zu werden. Jede einzelne Versicherung ist demnach ein Vertrag, welcher auf Grund der Statuten der Versicherungsgesellschaft abgeschlossen wird, um den Versicherten einen ev. Schaden zu ersetzen. Der Versicherte verpflichtet sich, als Gegenleistung eine Prämie zu entrichten, die nicht nur nach der Höhe der Gefahr bemessen ist, sondern auch noch einen Zuschlag zu den Geschäftsunkosten und zu dem Gewinn enthält. Das Dokument über eine abgeschlossene Versicherung wird Police genannt und bedarf einer sorgfältigen Aufbewahrung; sogar die Vorlage der Quittung über die letzte Prämienzahlung wird von vielen Gesellschaften bei der Regelung eines Schadens ꝛc. verlangt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schaden- oder Sachversicherungen.

Die Sachversicherung gewährt dem Versicherten eine Beruhigung gegen den Verlust seines Eigentums, regt die Selbsthilfe des Menschen an und trägt damit zur Belebung und Förderung des Verkehrs und Kredits wesentlich bei; ebensowenig kann der Einfluß auf die Weckung und Stärkung sittlicher Eigenschaften in der menschlichen Gesellschaft verkannt werden.

A. Feuerversicherung.

Die Feuerversicherungsanstalt ist eine echt deutsche Einrichtung, welche in sehr unvollständiger Art als Staatsanstalt kurz nach dem 30jährigen Kriege zum Schutze gegen Brandstiftungen errichtet wurde. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts traten auch in England Feuerversicherungskassen auf, denen im 18. und 19. Jahrhundert andere europäische Staaten folgen. Nachdem in Deutschland auch Privatgesellschaften entstanden waren, die aber in den Kriegszeiten bedeutende Schädigungen erlitten, wurde 1821 die Feuerversicherungsbank für Deutschland zu Gotha auf Gegenseitigkeit und mit Prämien errichtet durch den Fabrikanten Ernst Wilhelm Arnoldi. Die bedeutendsten Privatgesellschaften (18) haben sich mit ihr zu einem Verbande zusammengeschlossen, welcher bestimmte allgemeine Versicherungsbedingungen aufgestellt hat.

Der Anspruch auf Entschädigung bei Feuerschaden wird von gewissen Vorsichtsmaßregeln abhängig gemacht, um nach Möglichkeit Schaden zu verhüten. Kommen hohe Versicherungsbeträge in Betracht, oder hat die Versicherungsgesellschaft schon hohe Versicherungen in demselben Orte, so nehmen sie oft Rückversicherungen bei anderen, namentlich ausländischen Gesellschaften, die unbeteiligt sind an dem Orte, um bei einem eintretenden Brande die Entschädigung nicht allein aufbringen zu müssen.

Die Versicherungsprämie richtet sich nach der Gefahr der versicherten Gegenstände und der Versicherungssumme. Die angenommene Versicherungssumme gibt die äußerste Grenze der Ersatzpflicht an und wird nach einzelnen Posten namentlich aufgeführt z. B. Möbel ꝛc., Kleider ꝛc., Glas ꝛc. Gegenstände von höherem Werte werden namentlich aufgeführt; auch können Gegenstände, die zufällig außerhalb der Wohnung des Versicherten sich befinden (Außenversicherung), eingeschlossen werden (z. B. Wäsche, Reisegepäck ꝛc.). Tritt ein Schaden ein, so dürfen Maschinen, Warenlager und leicht zerbrechliche Gegenstände nicht ausgeräumt werden, weil sonst der Ersatzanspruch erlischt. Das Ausräumen der übrigen Gegenstände darf nur auf Befehl der zuständigen Behörde oder des Agenten der Gesellschaft geschehen. Nach einem Schadenfeuer wird durch einen Vertreter der Gesellschaft festgestellt, was vorhanden war, was gerettet und verloren ging und hiernach die Entschädigungssumme festgestellt, die auch die Kosten für zweckmäßig aufgewendete Rettung, sowie eine Vergütung für beim Retten und Bergen entwendete Gegenstände enthält.

Die Ersatzsumme wird von der Versicherungssumme abgezogen und die frühere Höhe derselben kann nur durch eine Nachversicherung erreicht werden. Wird jedoch die Hälfte der Versicherungssumme erlangt oder überschritten, so ist eine neue Versicherung zu beantragen.

Feuerversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit haben ihren Sitz z. B.: in Altona, Brandenburg, Dresden, Rostock, Stuttgart; Aktiengesellschaften in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, München ꝛc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

B. Seeversicherung.

Seit der Entdeckung Amerikas regte sich in den großen Hafenplätzen Englands das Verlangen Schiffe und ihre Ladung gegen Schaden zu versichern. Die entstandenen Versicherungsgesellschaften übernahmen die Versicherung der Seeschiffe, der Ladung auf der See, auf schiffbaren Flüssen und Kanälen. Die Transportversicherung auf Flüssen stellt sich niedriger als auf hoher See. — Die Versicherung der Güter auf dem Eisenbahntransporte und die Versicherung der Wertsendungen durch die Post, welche gegen eine Zuschlagsgebühr möglich sind, seien hierbei gleichzeitig erwähnt.

C. Hagelversicherung.

In Ländern mit viel Hagelschlag (z. B. Italien) und in solchen mit wenig Hagelschlag (z. B. England, Holland) hat die Hagelversicherung keinen festen Fuß zu fassen vermocht, da bei der ersten Gruppe die Gefahr (Risiko) zu groß ist für eine Gesellschaft und bei der zweiten Gruppe die Versicherten fehlen werden. Die Hagelversicherung gewährt nicht nur für Feldfrüchte den Versicherten eine Entschädigung, sondern nimmt auch Gärtnereien, Baumschulen, Wein, Obst, Hopfen ꝛc., selbst Glasdächer und Fensterscheiben, welche durch den Hagel vernichtet werden können, zur Versicherung an. Eine solche Versicherung kann also für den Landmann, der ohnehin schon genug unter der Ungunst der Witterung zu leiden hat, eine große Wohltat werden, eine Stütze des nationalen Wohlstandes. Der wahrscheinliche Ernteertrag, den der Versicherte zu bestimmen hat, wird gewöhnlich als Grundlage der Versicherung angenommen; doch gelten bei allen Versicherungsgesellschaften sogenannte Höchstsätze, über welche sie hinaus nicht versichern. Nach der Art des versicherten Gegenstandes wird bei Abschluß der Versicherung eine Vorprämie entrichtet, wozu auch im Falle einer Entschädigung eine prozentuale Kürzung der Entschädigungssumme tritt, nachdem der entstandene Schaden abgeschätzt und festgestellt wurde.

D. Glasversicherung.

Diese Versicherung ist nahe verwandt mit der vorhergehenden, da sie neben Schaufenstern, kostbaren Spiegeln und Spiegelscheiben, auch Glasdächer, Fensterscheiben ꝛc. zur Versicherung gegen Bruchschaden annimmt und dieselben entschädigt, falls sie vernichtet werden. Die Art der Vernichtung schließt die Entschädigung nicht aus. (Nur grobes Verschulden des Besitzers.) Die Größe der Gefahr (z. B. Scheiben in Vergnügungslokalen) bestimmt die Höhe der Prämiensätze.

E. Viehversicherung.

Sie nimmt alle Arten der Haussäugetiere an und entschädigt dieselben, wenn dem Besitzer an der Krankheit und dem Tode derselben keine Schuld beigemessen werden kann. Alte, kranke und in ungesunden Ställen stehende Tiere werden von der Versicherung ausgeschlossen. Verunglückte Tiere, die ganz oder teilweise noch zu verwerten sind, werden auf Beschluß der Versicherungsgesellschaft abgeschlachtet und nach Möglichkeit zu Geld gemacht. Auch die Versicherung gegen Trichinen bei Schweinen sei hier erwähnt; dieselbe sei in Gegenden mit Hausschlachterei den Besitzern sehr empfohlen, da nur minimale Prämiensätze zu zahlen sind.

Zum Schlusse sei auch noch auf die Versicherung gegen Einbruchdiebstähle und Wasserleitungsschäden, sowie auf die Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust bei der Auslosung aufmerksam gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Personenversicherung.

A. Lebensversicherung.

Die Personenversicherung hat den Zweck, ein Kapital oder eine Rente (für den Todes- oder Überlebensfall) zu sichern. Die Erreichung dieses Zieles ist durch Zahlung eines Kapitals oder durch regelmäßige Einzahlungen und deren Zinsen und Zinseszinsen möglich. Die letztere Art hat demnach am meisten Ähnlichkeit mit einer Sparkasse; nur beachte man, daß das Leben und die Gesundheit mancherlei Wechselfällen unterworfen ist, daß bei der Lebensversicherung im Voraus ein angenommenes Kapital auf jeden Fall gesichert ist und daß man zum Sparen gezwungen ist, während es in freistehendem Fall oft unterbleiben würde. Die Festsetzung der Prämiensätze erfolgt auf Grund sogenannter Sterblichkeitstafeln, die nach statistischen Aufzeichnungen über die Sterblichkeit der Versicherten von 17 englischen Versicherungsgesellschaften aufgestellt worden sind. In Deutschland werden die Londoner Sterblichkeitstafeln nicht mehr zu Grunde gelegt, sondern die deutschen Sterblichkeitstafeln, welche aus den Erfahrungen 23 deutscher Gesellschaften zusammengestellt sind. Jede Gesellschaft hat daher ihre besonderen Tarife, aus denen die zu leistenden Beiträge ersichtlich sind. Da die Prämie eines jeden Versicherten die Verwaltungskosten decken, die vorzeitigen Sterbefälle ausgleichen und die fällig werdenden Verpflichtungen erfüllen helfen muß, so ist ersichtlich, daß die Aufstellung der Tarife nicht blos eine Zinseszinsrechnung ist, sondern daß auch noch andere Faktoren berücksichtigt werden müssen. Da mit zunehmendem Alter die Wahrscheinlichkeit des Todes immer größer wird, so müßte eigentlich die Prämie alljährlich steigen; um dieses zu verhüten, fügt man daher der Nettoprämie einen Betrag zu, welcher das anfängliche Risiko übersteigt; dieses aufgespeicherte und durch Zinseszins vergrößerte Kapital heißt Prämienreservefond und kann zur Ausgleichung benutzt werden. Da nun viele Gesellschaften an den einmal aufgestellten Tarifen festhalten, so gewähren sie (alle Gegenseitigkeitsversicherungen) ihren Versicherten aus den Geschäftsüberschüssen Beiträge zurück, welche man Dividende nennt und die nach gleichbleibender oder steigender Art festgestellt werden. Durch die Gewährung der Dividende kann eine Versicherung, welche hohe Prämiensätze erhebt, doch billiger sein als eine andere mit niedrigen Sätzen. Bei der Beteiligung mit steigender Dividende kann nicht nur der Fall eintreten, daß diese die Höhe der Prämie erreicht, sondern noch übersteigt und eine Rückzahlung stattfindet.

Der Eintritt ist von einer ärztlichen Untersuchung abhängig, die der Arzt der Versicherungsgesellschaft vorzunehmen hat; eine Angabe der Gründe bei einer Zurückweisung des Antragstellers findet nicht statt. In manchen Fällen, z. B. bei früheren Krankheiten, erblicher Belastung, Berufsgefahr ꝛc. wird der Antrag nur angenommen unter einer Zuschlagprämie (Alterszuschlag).

Gesellschaften, welche auf Gegenseitigkeit versichern, bestehen in Berlin, Gotha, Halle, Hannover, Leipzig, Stuttgart u. a.; Aktiengesellschaften in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, Magdeburg, Stettin ꝛc. Auch altbewährte englische Gesellschaften haben noch Mitglieder in Deutschland.

Man unterscheidet 3 Arten der Lebensversicherung:

1. Einfache Lebensversicherung. Die Prämie ist lebenslänglich und alljährlich zu entrichten, das Kapital wird mit dem Tode des Versicherten fällig.
2. Versicherung mit abgekürzter Prämienzahlung. Die Prämie wird gezahlt bis zum 40., 45., 50. ꝛc. Jahre. (Bei früher eintretendem Tode hört auch die Prämienzahlung auf.) Das Kapital ist bei dem Tode fällig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Abgekürzte Versicherung. Das Kapital wird bei dem 50., 55., 60. ꝛc. Jahre ausgezahlt und bis zur Auszahlung ist die Prämie zahlbar. Tritt der Tod früher ein, so ist das Kapital zahlbar.

Die Höhe der Prämienzahlung wird bestimmt durch die Höhe des Kapitals, das Alter des Versicherten und die Dauer der Versicherung. Um eine Erleichterung den Versicherten einzuräumen, kann gegen eine geringe Zinsvergütung die Prämienzahlung ½jährlich und ¼jährlich erfolgen. Nach dem Fälligkeitstage wird noch eine 4wöchentliche Einlösungsfrist von den meisten Gesellschaften gewährt. Falls fernere Prämien nicht weitergezahlt werden können, kann die Versicherung in eine beitragslose umgewandelt werden. Auch beleihen viele Gesellschaften ihre ausgestellten Policen mit einem bestimmten Prozentsatze des Rückvergütungswertes.

B. Kapitalversicherung.

Sie dient sehr häufig als Aussteuer-, Kinder-, Altersversorgungs- und Sparversicherung. Gegen Zahlung einer festgesetzten jährl. Prämie erwirbt man das Recht, nach einer bestimmten Reihe von Jahren das mit Zinseszinsen angewachsene Kapital zu erheben. Die Einrichtung entspricht also einer Sparkasse, nur mit dem Unterschied, daß man zum Sparen gezwungen ist. Die Aufbringung der Kosten für die Ausbildung der Kinder (Studien- und Militärzeit), die Ausstattung für die Töchter ꝛc., die Erlangung eines bestimmten Kapitals im Alter wird auf diese Art ermöglicht.

C. Sterbekasse.

Eine besondere Art der Lebensversicherung ist die Einrichtung der Sterbekasse. Aus mancherlei Gründen (s. o.) wird oft die Annahme einer Lebensversicherung abgelehnt und doch würde ein kleines Kapital bei dem Tode des Ernährers der Familie erwünscht sein, um die entstandenen Kosten während der Krankheit ꝛc. zu decken, um ein kleines Geschäft zu gründen und dergl. Hier tritt die Einrichtung der Sterbekasse helfend ein. Sie sieht bei der Aufnahme von einer ärztlichen Untersuchung ab und verlangt nur einen amtlichen Altersnachweis. Die Versicherungssumme beträgt selten über 1000 Mk.; doch ist der Eintritt in mehrere Kassen gestattet. Einzelne Berufsstände haben sogar solche Kassen eingerichtet. Bei der Wahl der Kasse berücksichtige man jedoch nur solche, welche feste Prämien erheben (nach Art der Lebensversicherung), da die Kassen mit dem sogen. Umlageverfahren (Erhebung eines Beitrages bei jedem Sterbefall) gar leicht Enttäuschungen hervorrufen.

D. Rentenversicherung.

Sie will ein dauerndes Einkommen den Versicherten gewähren, wie ein solches durch Kapitalien, Verpachtungen ꝛc. erzielt wird. Die Rente kann erlangt werden durch einmalige Zahlung eines Kapitals oder durch regelmäßige Zahlung von Prämien. Die Rentenzahlung kann bei einem eingezahlten Kapitale sofort oder von einem bestimmten Termine ab erfolgen. Personen, welche ein Kapital aufbrauchen wollen, sich aber sichern möchten, daß dasselbe vor ihrem Tode zu Ende gehe, wählen diese Versicherung. Die Zahlung der Rente erfolgt gegen Rückgabe des betr. Rentenkoupons, der die Bescheinigung enthalten muß, daß der Rentenempfänger am Zahlungstermine noch lebt. Die Bescheinigung muß von einem Beamten unter Beidrückung des Dienstsiegels erfolgen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

E. Soziale Versicherungsanstalten.

Die soziale Gesetzgebung, welche für die wirtschaftlich schwachen Staatsangehörigen, d. h. die Arbeiter, sorgt, sucht die gesellschaftlichen Schäden zu bessern. Deutschland ging allen Staaten voran, da Kaiser Wilhelm I. in seiner Botschaft vom 17. November 1881 „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes zu hinterlassen" wünschte. Am 12. März 1888 erklärte Kaiser Friedrich III. in seiner Proklamation sein Einverständnis mit dieser wirtschaftlichen Anschauung und in der Thronrede am 25. Juni 1888 gab Kaiser Wilhelm II. der Zuversicht Ausdruck, daß eine „Ausgleichung ungesunder wirtschaftlicher Gegensätze" zu erreichen sei. Die Versicherungsgesetzgebung umfaßt die Krankenversicherung, Unfallversicherung und die Invaliditäts- und Altersversicherung.

a) Krankenversicherung.

(Gesetz vom 15. Juni 1883, 10. April 1892 und 25. Mai 1903.)

Alle Arbeiter und Betriebsbeamte mit einem Einkommen bis zu 2000 Mk. sind verpflichtet zur Versicherung; das Gesetz gibt jedoch den nicht Versicherungspflichtigen das Recht, sich freiwillig zu beteiligen. Die Gemeinden haben das Recht, für alle in ihrem Bezirke beschäftigten Versicherungspflichtige Ortskrankenkassen zu errichten und wenn auch in der Regel nur die in einem Gewerbszweige beschäftigten Personen vereinigt werden sollen, so können doch mehrere verwandte Gewerbe vereinigt werden, wenn die Zahl zu gering ist (unter 100). Mitglieder einer eingeschriebenen Hilfskasse, sofern diese den Versicherten dasselbe gewährt wie die Ortskrankenkassen, sind vom Beitritt zur Ortskrankenkasse entbunden. Versicherungspflichtige, welche keiner Ortskrankenkasse oder eingeschriebenen Hilfskasse angehören, müssen der Gemeindekrankenversicherung als Zwangsversicherung beitreten.

Die Leistungen, auf welche jeder Versicherte Anspruch hat, sind:

1. Freie ärztliche Behandlung und die erforderlichen Heilmittel vom Tage der Erkrankung an.
2. Für jeden Arbeitstag ein Krankengeld (vom 3. Tage nach der Erkrankung) in der Höhe der Hälfte des den Beiträgen zu Grunde liegenden Tagelohnes.
3. Ein Sterbegeld im 20fachen Betrage des durchschnittlichen Tagelohnes.

Das Krankengeld endet mit der 26. Woche nach der Erkrankung, jedoch gestattet das Gesetz Doppelversicherung, nach welcher Krankengeld bis zur Dauer eines Jahres, Erhöhung des Kranken- und Sterbegeldes und Ausdehnung auf Familienangehörige gewährt wird.

Die Beiträge belaufen sich auf 1—3 % des durchschnittlichen Tagelohnes, wovon der Arbeitgeber 1/3, der Arbeiter 2/3 zu zahlen hat. In den eingeschriebenen Hilfskassen zahlt der Arbeiter alle Beiträge.

b) Unfallversicherung.

(Gesetz vom 6. Juli 1884 und 30. Juni 1900.)

Sie will den Arbeitern und Betriebsbeamten bis zu 2000 Mk. Jahresverdienst Ersatz des Schadens bieten, der infolge eines Betriebsunfalles durch Körperverletzung oder Tötung entsteht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Fall eines Unfalles hat der Verletzte (von der 14. Woche ab) Anspruch auf:

1. Freie ärztliche Behandlung.

2. Eine Rente, die im Falle der völligen Erwerbsunfähigkeit $^2/_3$ des Jahresverdienstes beträgt (Vollrente); bei teilweiser Erwerbsfähigkeit wird eine Teilrente gewährt, die der Erwerbsunfähigkeit entspricht. Als Jahresverdienst wird das 300fache des durchschnittlichen Tagelohnes angenommen und die Beträge über 1500 Mk. werden nur mit $^1/_3$ angerechnet.

3. Tritt infolge des Unfalles der Tod ein, so erhalten die Hinterbliebenen als Sterbegeld $^1/_{15}$ des Jahresverdienstes (mindestens 50 Mk.) und eine Rente von je 20 % (Frau und jedes Kind, jedoch zusammen nicht über 60 %) des Jahresverdienstes. Wenn der Höchstbetrag (60 %) nicht für Ehegatten und Kinder in Anspruch genommen wird, können Eltern, Großeltern ꝛc. Rente erhalten.

Die Kosten werden von den Betriebsunternehmern allein getragen, welche sich zu Berufsgenossenschaften zusammenschließen, die nach Industriezweigen für begrenzte Wirtschaftsgebiete gebildet werden. Die Betriebsgenossenschaften zerfallen in Gefahrenklassen, jede mit einem besonderen Gefahrentarif, nach welchem die Unterstützungen und Kosten der Verwaltung von den Mitgliedern nach dem Maßstabe der in ihren Betrieben verdienten Löhne eingezogen werden.

Die Kosten des Heilverfahrens und die Sterbegelder sind binnen einer Woche nach ihrer Festsetzung, die monatlichen Renten durch die Postanstalt, in deren Bezirk der Empfangsberechtigte wohnt, im Voraus auszuzahlen.

Durch besondere Gesetze sind auch die Post, Eisenbahn, Telegraphenverwaltung, Heer und Marine, Transportgewerbe, Land- und Forstwirtschaft ꝛc. ebenso der Unfallversicherung unterworfen worden wie die industriellen Gewerbe.

c) Alters- und Invaliditätsversicherung.

(Gesetz vom 22. Juni 1889 und 13. Juli 1899.)

Die Alters- und Invaliditätsversicherung will die Versicherten sicherstellen, die durch Krankheit oder Gebrechen dauernd erwerbsunfähig werden oder die durch das Alter nicht mehr imstande sind, zu arbeiten.

Versicherungspflichtig sind nach vollendetem 16. Jahre alle Personen, die als Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten, Betriebsbeamte oder Angestellte nicht über 2000 Mk. Jahresverdienst haben. So lange die erwähnten Personen nicht das 40. Lebensjahr vollendet, aber 2—3000 Mark Jahreseinkommen haben, können sie freiwillig versichern (Selbstversicherung); auch Betriebsunternehmer und Gewerbetreibende, welche nicht mehr als zwei versicherungspflichtige Lohnarbeiter beschäftigen, und solche, die aus einem, die Versicherungspflicht begründenden Dienstverhältnis ausscheiden, können die Versicherung freiwillig fortsetzen oder neu beginnen.

Invalidenrente erhält jeder Versicherte, der dauernd erwerbsunfähig ist, d. h. dessen Erwerbsfähigkeit weniger als $^1/_3$ seines seitherigen Verdienstes beträgt und derjenige, welcher während 26 Wochen erwerbsunfähig war, für die fernere Zeit seiner Erwerbsunfähigkeit. Altersrente erhält jeder Versicherte, ohne Rücksicht auf die Erwerbsfähigkeit, vom zurückgelegten 70. Lebensjahre an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Beiträge werden nach Lohnklassen auf bestimmte Zeiträume (bis 31. Dezember 1910) im Voraus bestimmt und entfallen auf den Arbeitgeber und -nehmer zu gleichen Hälften.

Lohnkl.	I	mit einem	Jahreseinkommen	bis 350	Mk.	zahlt p. W.	14	Pf.
„	II	„	„	von 350— 550	„	„	„	20	„
„	III	„	„	„ 550— 850	„	„	„	24	„
„	IV	„	„	„ 850—1150	„	„	„	30	„
„	V	„	„	von mehr als 1150	„	„	„	36	„

Die Zugehörigkeit zu der betr. Lohnklasse wird durch den Jahresarbeitsverdienst, d. h. den 300fachen Betrag des ortsüblichen Tagelohnes, bestimmt. Der Versicherte kann zwar die Versicherung in einer höheren Lohnklasse beanspruchen, jedoch ist der Arbeitgeber nur zu dem Beitrag verpflichtet, den er nach der entsprechenden Lohnklasse zu zahlen hat; der Versicherte hat die Differenz selbst zu tragen. Der Arbeitgeber ist für die Zahlung des Wochenbeitrags haftbar, der den Versicherten in der Beitragswoche beschäftigt; dauert die Beschäftigung nicht während der ganzen Woche, so hat der erste Arbeitgeber den Beitrag zu entrichten. Ist es nicht geschehen, so hat der zweite Arbeitgeber diese Verpflichtung; jedoch kann er den Beitrag von dem ersten Arbeitgeber einfordern. Die Entrichtung der Beiträge erfolgt durch Einkleben der entsprechenden Versicherungsmarken in die Quittungskarte des Versicherten. Ohne Zahlung von Beiträgen werden diejenigen vollen Wochen in Anrechnung gebracht, in welchen der Versicherte zum Heer oder zur Marine eingezogen war oder in denen er durch vorübergehende Krankheit in seiner Berufstätigkeit verhindert gewesen ist.

Die zu gewährenden Rentenbeträge setzen sich zusammen bei der Invalidenrente:

a) aus dem Zuschuß des Reiches von 50 Mk.;

b) aus dem Grundbetrag für die einzelnen Lohnklassen, und

c) aus dem Steigerungssatze für jede Beitragswoche.

Der	Grundbetrag	der	Lohnklasse	I	beträgt	60	Mk.
„	„	„	„	II	„	70	„
„	„	„	„	III	„	80	„
„	„	„	„	IV	„	90	„
„	„	„	„	V	„	100	„

Der Berechnung des Grundbetrages werden stets 500 Beitragswochen zu Grunde gelegt; sind weniger als 500 Wochen vorhanden, so werden die fehlenden aus der Lohnklasse I ersetzt; sind es mehr, so werden die Beträge der höchsten Lohnklassen in Anrechnung gebracht. Kommen somit verschiedene Lohnklassen bei dieser Berechnung in Betracht, so wird der Durchschnitt der Grundbeträge angenommen und dieser beträgt für Lohnklasse I = 12 Pf., II = 14 Pf., III = 16 Pf., IV = 18 Pf., V = 20 Pf.

Der Steigerungssatz beträgt für jede Beitragswoche (nicht nur 500 Wochen): Lohnklasse I = 3 Pf., II = 6 Pf., III = 8 Pf., IV = 10 Pf., V = 12 Pf.

Ein Beispiel dürfte die Berechnung der Invalidenrente deutlicher zeigen:

A. hat 160 Wochen der Lohnklasse II, 250 Wochen der Lohnklasse III, 570 Wochen der Lohnklasse IV und 360 Wochen der Lohnklasse V angehört, als er erwerbsunfähig wurde. Wieviel Invalidenrente hat er zu beanspruchen?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1) Zuschuß des Reiches				50,00 Mk.
2) Grundbetrag	360 × 20 Pf.	= 72,00 Mk.		
	140 × 18 „	= 25,20 „		97,20 Mk.
Steigerungssatz	160 × 6 Pf.	= 9,60 Mk.		
	250 × 8 „	= 20,00 „		
	570 × 10 „	= 57,00 „		
	360 × 12 „	= 43,20 „		129,80 Mk.
				277,00 Mk.

ist die jährliche Rente; die monatliche beträgt 23,06 Mk; es werden aber 23,10 Mk. gezahlt, weil der Betrag abgerundet wird.

Altersrente. Auch bei der Festsetzung der Altersrente kommen in Betracht:

a) Zuschuß des Reiches (50 Mk.) und

b) Zuschuß der Versicherungsanstalt nach den Lohnklassen.

Der Zuschuß der Versicherungsanstalt beträgt in der Lohnklasse I = 60 Mk., II = 90 Mk., III = 120 Mk., IV = 150 Mk., V = 180 Mk.

Es werden bei der Berechnung des Grundbetrages der Altersrente 1200 Wochen angenommen. Sind mehr als 1200 Wochen vorhanden, so werden 1200 Wochen der höchsten Lohnklasse zu Grunde gelegt und kommen verschiedene Lohnklassen in Betracht, so wird der Durchschnitt dieser Beiträge gewährt. Somit beträgt der Grundbetrag für jede Beitragswoche

in der Lohnklasse	I	60 Mk.	: 1200 =	5 Pf.,
	II	90 „	: 1200 =	7½ „
	III	120 „	: 1200 =	10 „
	IV	150 „	: 1200 =	12½ „
	V	180 „	: 1200 =	15 „

Die Berechnung würde sich also gestalten: B. hat 160 Wochen Beiträge zur Lohnklasse I, 214 Wochen zur Lohnklasse II, 484 Wochen zur Lohnklasse III, 328 Wochen zur Lohnklasse IV und 442 Wochen zur Lohnklasse V geleistet. Wieviel Altersrente hat er zu beanspruchen?

1) Zuschuß des Reiches				50,00 Mk.
2) Zuschuß der Versicherungs-Anstalt:				
	442 W. der Lohnkl.	V à 15 Pf.	= 66,30 Mk.	
	328 „ „ „	IV à 12½ „	= 41,00 „	
	430 „ „ „	III à 10 „	= 43,00 „	
	1200 Wochen			150,30 Mk.
				200,30 Mk.

Die jährliche Altersrente beträgt 200,30 Mk., die monatliche 16,69 Mk., es werden aber 16,70 Mk. ausgezahlt, da die Abrundung nach oben stattfindet (um 5 Pfennig).

Haben weibliche Personen für mindestens 200 Wochen Beiträge geleistet, so steht ihnen bei dem Eingehen einer Ehe das Recht zu, die Erstattung der Hälfte der geleisteten Beiträge zu fordern; wenn sie nicht vorziehen, freiwillig weiter zu versichern. Wird der Anspruch nicht innerhalb eines Jahres nach der Verheiratung geltend gemacht, so erlischt derselbe. Stirbt eine männliche Person, für welche mindestens 200 Wochenbeiträge geleistet worden sind, so steht der hinterlassenen Witwe oder den ehelichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kindern unter 15 Jahre derselbe Anspruch auf Erstattung der Hälfte der Beiträge zu; auch haben nach dem Tode einer weiblichen Person die hinterlassenen mutterlosen Kinder unter 15 Jahren denselben Anspruch.

Die Erreichung einer Rente ist von einer Wartezeit abhängig, welche zur Erlangung der Invalidenrente, wenn mindestens 100 Beiträge geleistet sind, 200 Beitragswochen, andernfalls 500 Beitragswochen und zur Erlangung der Altersrente 1200 Beitragswochen beträgt. Nach den Übergangs-Bestimmungen wird jedoch auf die Wartezeit für die Invalidenrente die Dauer einer früheren Beschäftigung angerechnet, insofern die frühere Beschäftigung in die letzten 5 Jahre vor Eintritt der Erwerbsunfähigkeit fällt. Versicherten, welche bei Beginn der Versicherungspflicht das 40. Lebensjahr vollendet haben, wird auf die Wartezeit der Altersrente für jedes vollendete Jahr (über das 40.) 40 Wochen angerechnet. Sind weniger als 400 Wochen nachgewiesen, so werden für diese fehlenden Wochen Beiträge nach dem durchschnittlichen Jahresverdienste (wenigstens aber Beiträge der 1. Lohnklasse) angenommen. Sind mehr als 400 Beitragswochen nachgewiesen, so wird die Altersrente nach dem Durchschnitt der Beiträge festgesetzt.

Welche unendlich weittragende, wirtschaftliche Bedeutung das Versicherungswesen für das Leben unserer ganzen Nation hat, sehen wir am deutlichsten an der Entwickelung des Lebensversicherungswesens in Deutschland. In sämtlichen deutschen Versicherungsanstalten betrug am Anfang des Jahres 1902 das versicherte Kapital (einschließlich der Volks- und Arbeiterversicherung) ca. 8106 Millionen Mk.; die Prämien betrugen in einem Jahre ca. 339 Millionen Mk., denen jedoch 65 Millionen Mk. an Gewinnüberweisungen gegenüberstanden und zahlbar wurden an Versicherte durch Todesfälle 90½ Mill. Mk. und zahlbar bei Lebzeiten ca. 23¼ Millionen Mk. Wenn auch bei unserem deutschen Volk das Lebensversicherungswesen noch nicht so tief Wurzel geschlagen hat, wie bei den Engländern und Amerikanern, so ist doch durch die in den jüngsten Jahren verbreitete Volks- und Arbeiterversicherung ein weiterer Schritt hierzu getan.

Sollte es unserem Volke nicht möglich sein, den Hang zum Sparen in dieser Form noch weit mehr zu pflegen, um den Angehörigen zu zeigen, daß sie uns so lieb und teuer sind, daß wir für die Sicherung ihrer Zukunft Opfer zu bringen imstande sind, anstatt uns Zerstreuungen und Vergnügungen zu schaffen, die häufig Körper und Geist ruinieren? Es wäre wünschenswert, daß der Wert der Lebensversicherung in allen Schichten unseres Volkes so gewürdigt würde, daß man nicht erst den Zeitpunkt zum Abschluß einer Lebensversicherung abwartet, wo man den Entschluß faßt, ein liebes Wesen, die Gattin, an sich zu fesseln, sondern viel früher, ehe man sich an eine Lebensweise gewöhnt hat, die durch kostspielige Gewohnheiten, überflüssige Vergnügungen ꝛc. vom Sparen abwendig macht. Manches Familienleben, das sich auf diese Art früher an das Sparen und Erwerben gewöhnt hätte, würde sich glücklicher gestalten, mancher Konflikt mit dem Strafrichter würde vermieden und manche junge Witwe würde mit weniger Bangen und Sorgen mit ihren Waisen der Zukunft ins Auge sehen können. Das Dahinleben „über die Verhältnisse" würde mehr und mehr schwinden, geordnete Vermögensverhältnisse würden die Regel werden und manche Sterbestunde würde viel von ihrer Bitterkeit einbüßen. Wenn das Sparen anfangs auch schwer wird, bedenke:

„Viele Wenige machen auch ein Viel!"

Georg Ickler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mädchen- und Frauenberufe.

Die Frau ist längst aus dem stillen Wirkungskreise des Hauses, dem sie früher fast ausschließlich angehörte, auf den weiten Plan des Berufs- und Erwerbslebens hinausgetreten. Die Hauptursache für diese ungeheure Ausdehnung der Frauentätigkeit darf wohl in den allgemeinen sozialen Verhältnissen gesucht werden. Der Umstand, daß die moderne Frau, das moderne Mädchen in zahllosen Fällen gezwungen ist, sich selbst zu ernähren, sich selbst durchzubringen oder auch nur das Wissen davon, daß man heutzutage nicht auf den Mann warten k a n n, daß er nur allzu oft spät oder garnicht erscheint, jedenfalls hinsichtlich seines Auftretens völlig unberechenbar ist, sodaß sich dem Mädchen die öde Aussicht auftut, ziel- und beschäftigungslos sein Dasein, sei es auch materiell gesichert, hinbringen zu müssen, ohne zu nützen, ohne sich kräftig auszuleben — diese durch die Verhältnisse bedingte unfreiwillige Emanzipation vom Mann veranlaßt, nüchtern betrachtet, die meisten, sich selbständig zu machen, d. h. sich der Welt der Berufe zuzuwenden.

Daß daneben geistig besonders reich veranlagte Frauen aus rein idealen Gründen nach freister Betätigung ihrer Gaben drängen, ist Tatsache, aber wohl eine Tatsache, die sich zu allen Zeiten manifestierte. Der Unterschied zwischen dem Jetzt und Einst besteht vielleicht nur in der größeren Entwickelungsfreiheit, die man der modernen, geistig strebenden Frau neuerdings zugesteht und das wohl hauptsächlich unter dem Druck jener praktischen Forderungen und ihrer ideellen Folgen, aber auch im Banne des naturgemäßen Fortschritts der Dinge, der von Generation zu Generation das Kastenrecht der Bevormundung mehr und mehr verringert.

Der schönste und eigentlichste Beruf der Frau aber, der sie selbst am höchsten beglückt, wird immer wieder der Mutterberuf sein, und eine geistig vorgeschrittene, charakterstarke, pflichtgetreue Mutter steht stolz und selbstbewußt neben jeder beruflich tätigen Frau, die sich in den allermeisten Fällen ja selbst im tiefsten Herzen nach einem Leben als Gattin und Mutter sehnen wird. —

Im Folgenden berücksichtigen wir lediglich Berufe für Mädchen und Frauen g e b i l d e t e r Stände und berichten, sofern dies bei jedem Beruf möglich ist:

1. von den Anforderungen, die der Beruf an die Fähigkeiten des Geistes, des Körpers und an die des Geldbeutels und der Zeit (bezüglich der Vorbereitung) stellt ꝛc.;

2. von dem Weg und den Stadien der Ausbildung, die er verlangt und endlich

3. von den Aussichten, die er bietet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Häusliche Berufe.

1. Die Stütze der Hausfrau.

Bei den Hausfrauen ist die „Stütze" z. Z. etwas in Mißkredit geraten, da nur zu oft Mädchen, die anders nicht unterzukommen wissen, Stütze werden und zwar — was das Schlimmste dabei ist — ohne die nötigen Kenntnisse oder eine besondere Begabung für dieses weit verzweigte Arbeitsgebiet mitzubringen. Natürlich stellen sich dann bald Unzufriedenheit und Enttäuschung nach beiden Seiten hin ein, und auch die Gehaltsfrage leidet unter dem Andrange minderwertiger Kräfte.

Als Stütze muß das junge Mädchen vielseitigen Anforderungen genügen. Vor allem muß seine Gesundheit eine feste sein; eine gewisse Selbständigkeit, Umsicht und Menschenkenntnis dürfen auch nicht fehlen, da sie die Stellung in fremdem Hause sehr erleichtern. Ferner werden von einer Stütze verlangt: Kenntnisse im Kochen, Einlegen, Zimmerreinigen, Tischdecken; im Waschen, Plätten, Hand- und Maschinennähen, Ausbessern, Sticken, Handarbeiten, oft auch im Schneidern und Putzmachen; sie sollte weiter über das Hauptsächlichste der häuslichen Chemie, Gesundheits- und Ernährungslehre unterrichtet, in der einfachen Buchführung, in der Kinder- und Krankenpflege bewandert sein, und alle diese Kenntnisse mit einem taktvollen, bescheidenen und verträglichen Wesen und — falls sie Familienanschluß wünscht — mit guten, äußeren Formen zu verbinden wissen.

Es ist daher der angehenden Stütze nicht dringend genug zu raten, nach praktischer, grundlegender Anleitung im elterlichen Hause, noch einen vollständigen Kursus in einer anerkannt gut geleiteten Haushaltungsschule durchzumachen, wo sie die erworbenen Fertigkeiten weiter ausbilden und vertiefen und die — selbst bei der besten häuslichen Vorbereitung — noch vorhandenen Lücken in ihrem Wissen ausfüllen kann. Auf Grund dieser Vorbildung ist sie dann auch zu höheren Gehaltsansprüchen berechtigt und hat nicht nötig, wie ihre minder gut ausgerüsteten Schwestern, ihre Kräfte nur gegen „freie Station und Familienanschluß", der nebenbei noch manchmal recht zweifelhafter Natur ist, in fremdem Dienste aufzuopfern.

Kurse zur Ausbildung von „Stützen" haben fast alle größeren Haushaltungsschulen eingeführt, u. a. der Lette-Verein (Berlin W., Victoria-Luise-Platz 6), das Pestalozzi-Fröbelhaus (Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74), die Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen (Posen III), die „Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande" zu Reifenstein (Bahnstation Birkungen, Prov. Sachsen) und Obernkirchen (Bahnstation Rinteln) ꝛc. Diese Kurse dauern 1, 1½, auch 2 Jahre, je nach Vorbildung der Schülerin und schließen mit einer Prüfung ab, auf Grund deren ein Zeugnis erteilt wird. Die Kosten belaufen sich auf jährlich 150—500 Mk., wozu für Auswärtige noch die Bestreitung der Pension käme.

Das Gehalt der „Stütze" richtet sich nach den Verhältnissen des Hauses, in das sie eintritt und vor allem nach den Leistungen, die sie zu bieten vermag. Es schwankt durchschnittlich zwischen 150—300 Mk. jährlich bei vollständig freier Station, erhöht sich aber auch in besonderen Fällen bis auf 500 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allen „Stützen" ist der Beitritt zum „Verein für Hausbeamtinnen" anzuraten (Jahresbeitrag 1,00 Mk.), dessen Zweck in der Förderung des materiellen Wohls der Angestellten und in Hebung der Berufsbildung besteht. Der Verein hat eine vorzüglich verwaltete Stellenvermittlung. Die Zentralleitung befindet sich in Leipzig, Grassistr. 33, I; Agenturen und Sprechstellen sind in zahlreichen Städten eingerichtet worden.

2. Haushälterin, Wirtschafterin, Wirtschaftsfräulein.

Die Vorbildung ist die gleiche, wie bei der „Stütze". Hat sich das junge Mädchen als solche die Sporen verdient, einige Zeit in einem wohlgeordneten Haushalt unter Leitung der Hausfrau gearbeitet, sich Gewandtheit, Sicherheit und die nötige Erfahrung in der Wirtschaftsführung angeeignet, so kann sie zu der selbständigeren Stellung einer Haushälterin, Wirtschafterin oder eines Wirtschaftsfräuleins emporsteigen. Als letzteres hat sie auch fernerhin Anspruch auf Familienzugehörigkeit, als Haushälterin oder Wirtschafterin nimmt sie eine Zwischenstufe zwischen Dienstboten und Herrschaft ein und ist fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Dafür entschädigt sie das höhere Gehalt, das von 300 Mk. an steigt und die Selbständigkeit der Stellung. Besonders vorteilhaft ist der Posten einer Haushälterin oder Wirtschafterin in größeren Hotels, Pensionaten, Krankenhäusern, Sanatorien und Kliniken, in Erziehungs- und Irrenanstalten.

Wirtschaftsdamen sind für Kurpensionate, Heilanstalten und dergl. ebenfalls sehr gesucht, finden aber auch häufig in vornehmen, namentlich aristokratischen Familien angenehme und lohnende Tätigkeit. Ihr Gehalt beträgt im Durchschnitt 1000—1200 Mk., bei freier Station.

3. Repräsentantin oder Hausdame.

Von einer Hausdame wird erwartet, daß sie nach jeder Richtung hin, also gesellschaftlich und wirtschaftlich, die Hausfrau zu ersetzen vermag. Meist werden Hausdamen von Familien gesucht, in denen die Mutter fehlt und die Kinder einer leitenden Hand bedürfen, aber auch alleinstehende, ältere Herren vertrauen die Oberaufsicht über ihr Junggesellenheim gern einer gesetzten, gebildeten und gewandten Dame an. In beiden Fällen nimmt die Repräsentantin im Hause eine Vertrauensstellung ein, deren sie sich durch taktvolles Benehmen würdig zu zeigen hat. Sind Kinder vorhanden, so hat sie die Pflicht, wie eine Mutter über ihr geistiges und leibliches Wohl zu wachen und erzieherisch auf die jungen Seelen einzuwirken.

Kurz zusammengefaßt, erfordert die Stellung einer Hausdame Erfahrenheit in der Wirtschaftsführung, praktische Tüchtigkeit, gesellschaftlichen Takt und feine Formen, pädagogische Einsicht, Liebe zu Kindern und die Gabe, sich nach oben und unten hin Autorität zu verschaffen.

Das Gehalt einer Hausdame bewegt sich in sehr weiten Grenzen; es gibt Häuser, in denen jährlich nur 300—400 Mk. gezahlt werden und andere, in denen die Repräsentantin ein Salär von 2000 Mk. und mehr empfängt. Freie Station ist hier wie da selbstverständlich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine besondere Art der Repräsentantin ist die

4. Hotelrepräsentantin.

Diese hat die Verpflichtung, in größeren Kuranstalten, Pensionen, Hotels ꝛc. die Hausfrau gewissermaßen nach außen hin zu vertreten, d. h. an der gemeinsamen Tafel zu präsidieren, die Fühlung zwischen den einzelnen Gästen zu vermitteln, sich allein reisenden Damen zu widmen, Ausflüge zu arrangieren, die Führung in Museen ꝛc. zu übernehmen — kurz, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Daß zu einem solchen Amte sehr viel gesellschaftliche Gewandtheit und persönliche Liebenswürdigkeit, Takt, Umsicht, gute Allgemeinbildung und ein großes Konversationstalent gehört, ist ohne weiteres ersichtlich. Ebenso nötig sind aber auch Sprachkenntnisse und wirtschaftliche Tüchtigkeit, denn meist hat die Hotelrepräsentantin neben ihren gesellschaftlichen Pflichten auch solche praktischer Natur zu erfüllen, als da sind Überwachung des Silbers, des Wäschevorrats, der Zimmerreinigung und dergl. mehr.

Als Vorbereitung für diesen Beruf ist längere Lehrzeit in einer Haushaltungsschule zu empfehlen; daneben darf der Besuch von Vorlesungen verschiedener Art, von Konzerten, Theater ꝛc., fleißige Lektüre alter und neuer Schriftsteller und sprachwissenschaftliches Studium nicht versäumt werden.

Über das Gehalt lassen sich keine bestimmten Angaben machen; die Verhältnisse und die Persönlichkeit der Bewerberin geben dabei den Ausschlag. Die Stellung ist eine sehr geachtete, freilich auch eine schwierige, anstrengende und verantwortungsvolle, der nur welterfahrene und besonders tüchtige Damen gewachsen sein werden.

5. Gesellschafterin.

Das Los der Gesellschafterin fällt sehr verschieden und hängt von der Herrin ab, die sie findet. Oft fühlt sie sich wohl und glücklich in ihrem Wirkungskreise, oft ist sie nur ein Spielball nervöser Launen und eine Art besserer Dienstbote. Die Stellung verlangt fast vollständige Aufgabe der persönlichen Freiheit, Geduld, Umsicht, Anpassungsvermögen und heitere Gemütsart. Die Gesellschafterin hat vielerlei Pflichten zu erfüllen. Sie muß ihrer Herrin daheim und auf Reisen eine unterhaltende Gefährtin, praktische Stütze und Ratgeberin, Korrespondentin, Vorleserin und unter Umständen auch Krankenpflegerin sein, muß im Haushalt und mit Handarbeiten Bescheid wissen, eine gute Bildung und angenehme Umgangsformen haben und meist auch über musikalische Talente verfügen. Eine besondere Vorbildung ist allerdings nicht vonnöten. Dafür beschränkt sich aber das Gehalt nicht selten nur auf ein Taschengeld und selbst, wo das nicht der Fall ist, steigt es durchschnittlich kaum höher als auf 180—300 Mk. Doch gibt es auch bevorzugte Stellen mit 900 Mk. Gehalt und mehr.

6. Vorleserin.

Vorleserinnen werden gewöhnlich nur stundenweise beschäftigt. Sie müssen die Fähigkeit besitzen, gut und ausdauernd vorzulesen, am besten in mehreren Sprachen. Der Beruf wird meist nur als Nebenerwerb betrieben, da er sehr anstrengend ist. Gute Vorleserinnen werden von Kranken und Blinden besonders gern engagiert. Honorar mindestens 1,00 Mk. für die Stunde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Reisebegleiterin.

Im allgemeinen ein wenig dankbarer Berufszweig, der ein Hintenansetzen alles persönlichen Behagens und aller eigenen Wünsche bedeutet und bei seiner Vertreterin eine gewisse Welt- und Menschenkenntnis, Umsicht, Ruhe und Gewandtheit voraussetzt. Gehalt wird einer Reisebegleiterin selten gewährt, meist nur freie Reise und freier Aufenthalt.

8. Kinderpflegerin, Kinderfräulein.

Wie schon der Name sagt, muß die Kinderpflegerin mit der Wartung des kleinen und kleinsten Volkes Bescheid wissen und zwar in gesunden und kranken Tagen. Außerdem muß sie „kinderlieb" sein, wie der landläufige Ausdruck lautet, heiter, geduldig und erfinderisch, um ihre Pfleglinge auch unterhalten und beschäftigen zu können. Psychologische und pädagogische Kenntnisse sollten ebenfalls vorhanden sein, desgl. Erfahrung in hauswirtschaftlichen Dingen, da der Kinderpflegerin meist auch das Reinhalten des Kinderzimmers, Plätten und Ausbessern der Kinderwäsche zufällt.

Die Ausbildung erlangt man in besonders für diesen Zweck gegründeten Schulen, als da sind: Die Kinderpflegerinnenschule des Pestalozzi-Fröbelhauses (Schöneberg-Berlin, Barbarossastr. 74): Dauer des Kursus 1—2 Jahre, je nach Alter und Vorbildung der Schülerin. Honorar vierteljährlich 15 Mk. und 3 Mk. Eintrittsgeld. — Die Kinderpflegerinnenschule des Berliner Fröbel-Vereins (Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 54): Dauer des Kursus 1 Jahr; Honorar monatlich 3 Mk. — Kurse für Kinderpflegerinnen, Leipzig (Schriftliche Anfragen zu richten an Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41): Kursus 4 Monate; Honorar 45 Mk. — Kinderpflegerinnenschule des Frauenbildungsvereins zu Breslau (Katharinenstr. 18): Kursus ½ Jahr; Honorar 16 Mk. — Kinderpflegerinnenschule des Frauenbildungsvereins zu Frankfurt a. M. (Höchststr. 14): Kursus 1 Jahr; Honorar 36 Mk. u. a. m.

In diesen Anstalten wird gelehrt: — Deutsche Sprache — Das Wichtigste über Erziehung und Gesundheitspflege — Naturkunde — Zeichnen — Singen — Kindergartenbeschäftigungen nach Fröbelscher Art — Geschichten-Erzählen — Turnen und Bewegungsspiele — Handarbeiten — Häusliche Verrichtungen — Körperpflege der Kinder.

Geschulte Kinderpflegerinnen erhalten 30—50 Mk. im Monat, unter Umständen und wenn sie sehr tüchtig sind, aber auch noch höheres Gehalt; nebenbei freie Station.

Eine Abart der Kinderpflegerin ist das Kinderfräulein, oft kurzweg „Fräulein" genannt, das die Aufsicht und Pflege der Kleinen, ohne vorherige Ausbildung, übernimmt, die Schularbeiten der größeren Kinder überwacht, die Garderobe instand hält und mit ihren Schützlingen spazieren geht, spielt 2c. Außerdem hat „Fräulein" die Kinderzimmer aufzuräumen, die Kinderwäsche zu plätten und hier und da beizuspringen, wo ihre Hilfe gebraucht wird. Dafür erhält sie meist Familienanschluß, freie Station und je nach ihren Leistungen ein Gehalt von 120—1000 Mk. Durchschnitt ist 600 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9. Kindergärtnerin.

Wie die vorhergehenden, verlangt auch der Beruf einer Kindergärtnerin sehr viel Gewissenhaftigkeit und große Liebe zu Kindern. Die Ausbildung sucht man am besten in einem Kindergärtnerinnen-Seminar, wo Kindergärtnerinnen I. und II. Klasse ausgebildet werden. Letzteren liegt meistens die Beschäftigung der kleineren Kinder nach Fröbelscher Methode ab, während die Kindergärtnerinnen I. Grades die Berechtigung hat, schon schulpflichtigen Kindern den ersten Unterricht zu erteilen und sich zur Lehrerin an Kindergarten-Seminaren und zur Leiterin von Kindergärten weiterzubilden.

Nachfolgend seien einige Ausbildungsanstalten genannt und zwar in:

Berlin: Das Pestalozzi-Fröbelhaus (Barbarossastr. 74). Kursus für K. I. Grades 1—2 Jahre, je nach Alter, Vorbildung und Ziel der Schülerin. Honorar 30 Mk. vierteljährlich und 3 Mk. Eintrittsgeld.

Kindergärtnerinnen-Seminar des Berliner Fröbel-Vereins. Anmeldungen bei Frl. Anna Pappenheim, Alexandrinenstr. 70.) Kursus 1 Jahr; Honorar 120 Mk.

Breslau: Seminar des Kindergartenvereins. Kursus 1 Jahr; Honorar 120 Mk.

Kindergarten-Seminar des Frauenbildungsvereins (Katharinenstr. 18.) Kursus 1 Jahr; Honorar 120 Mk.

Hamburg: Kindergärtnerinnenschule der Gewerbeschule für Frauen und Mädchen. Kursus 1 Jahr; Honorar 150 Mk.

Königsberg: Seminar für Kindergärtnerinnen und -Pflegerinnen. (Burgstr. 2.) Kursus ½—1 Jahr; Honorar 60—120 Mk.

Leipzig: Seminar für Kindergärtnerinnen des Vereins für Familien- und Volkserziehung. (Weststr. 16.) Kursus 1½—2 Jahre; Honorar 100 Mk.

Wolfenbüttel: Kindergärtnerinnen-Seminar. Kursus 1 Jahr; Honorar 15 Mk. für das Quartal.

Das Gehalt einer Familien-Kindergärtnerin schwankt zwischen 200 und 600 Mark jährlich bei freier Station; Halbtagsstellen, die auch oft vergeben werden, bringen durchschnittlich 300—400 Mk. Gehalt.

Auf die Ausbildung zur Lehrerin an Kindergärtnerinnen-Seminaren und zur Leiterin von Kindergärten und Kinderhorten ist eine entsprechend längere Lehrzeit zu verwenden. Anstaltskindergärtnerinnen erzielen ein Gehalt von 600—1200 Mk. ohne freie Station.

II. Landwirtschaftliche Berufe.

1. Außenwirtin, Mamsell.

Für Damen reiferen Alters mit kräftiger Gesundheit, die Lust und Liebe für die Landwirtschaft haben, bietet der Posten einer Außenwirtin oder Mamsell auf größeren Gütern ein dankbares Arbeitsfeld. Freilich müssen sie tüchtig zugreifen können, sich vor keiner Arbeit scheuen, Umsicht und Zuverlässigkeit beweisen und zu disponieren verstehen. Die Außenwirtin bekleidet den am höchsten bezahlten Platz im Wirkungskreise der Wirtschaftsfräuleins. Ein Gehalt von 800—1200

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mark im Jahr, neben freier Station ist nichts Ungewöhnliches. Und das mit Recht! Verwaltet doch die Außenwirtin ein hohes Vermögensobjekt ihres Chefs; großen Nutzen kann sie ihm durch Umsicht und gewissenhafte Ausübung ihrer Pflichten gewähren, ungeheuren Schaden zufügen, wenn sie bei mangelnden Kenntnissen den Posten übernimmt. Die Außenwirtin hat die Haltung der Viehstände zu überwachen, oft auch die Verwertung der Milch, die Geflügelzucht und Mast, die Gartenarbeiten und den Verkauf resp. Versand dieser Erzeugnisse. Sie hat das diesbezügliche Gesinde direkt unter ihrer Leitung, und ein bestimmtes, streng zurückhaltendes, wenn auch freundliches Wesen ist Hauptbedingung, wenn sie dauernd ihren Platz behaupten will.

Ihre Ausbildung sucht die angehende Wirtin entweder als Lehrstütze auf einem größeren Mustergute oder in einer landwirtschaftlichen Schule. In ersterem Falle dauert die Lehrzeit 1—2 Jahre, wobei für den Anfang Leistung gegen Leistung steht, während im zweiten Jahre meist ein Taschengeld von ca. 100 Mk. für das Jahr gezahlt wird.

In den landwirtschaftlichen Schulen gesellt sich zur praktischen Unterweisung auch theoretischer Unterricht. Solche Schulen sind u. a.: „Erste Schlesische Lehranstalt für Landwirtschafterinnen", Neudorf b. Friedland, Bez. Breslau. Kursus 6 Monate ohne Buchführung; mit derselben 7 Monate. Auf Wunsch kann sich der Besuch der Anstalt auch über 1 Jahr erstrecken. Kostgeld für den Monat 30 Mark; Wohnungsgeld für den ganzen Kursus 30 Mark. Bei Aufenthalt von 1 Jahre sind 360 Mark Kostgeld und 60 Mark Wohnungsgeld zu zahlen. Der Unterricht ist unentgeltlich; Bücher ca. 10 Mk. „Landwirtschaftliche Haushaltungsschule für das Herzogtum Braunschweig" zu Helmstedt. Kursus 1 Jahr; Honorar inkl. Kost und Pension 550 Mk. — „Erste Haushaltungsschule der Landwirtschaftskammer der Provinz Sachsen" zu Nebra a. U. Kursus 1 Jahr. Honorar inkl. Kost und Pension 550 Mk. — „Die wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande" zu Reifenstein (Prov. Sachsen) und Obernkirchen (Station Rinteln). Kursus 1 Jahr. Preis für Pension und Unterricht für Deutsche vierteljährlich 250 Mk., für Ausländerinnen 300 Mk. In besonderen Fällen gewährt die Regierung Stipendien. —

2. Innenwirtin.

Die Innenwirtin hat den inneren ländlichen Haushalt zu leiten und einen hübschen, umschlossenen Beruf, den sehr wohl auch eine jüngere Kraft ausfüllen kann. Unter ihrer Aufsicht steht die Köchin oder das Küchenmädchen, das Stubenmädchen, die in der Milchkammer beschäftigte Schleußerin; auch die Obhut über die Hühner ist ihr oftmals übertragen. Sie hat die Wäsche zu ordnen, das Silber zu verwahren ꝛc, da sie die Vorratskammer verwaltet und alles unter Verschluß hält, auch die Deputate herauszugeben. Wenn sie genaue Kenntnis der zu beaufsichtigenden Arbeiten, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe mitbringt und die feinere Küche versteht, so werden ihre Leistungen gut bezahlt. Gehalt 240—400 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Wirtschaftsfräulein auf kleinem Gute.

Bei diesem Posten liegt Außen- und Innenwirtschaft in einer Hand. Unterstützt von der ländlichen Hausfrau, sieht das Fräulein überall zum Rechten, schließt weg und gibt heraus, was an Futter und im Haushalt gebraucht wird, hilft beim Backen, Schlachten, macht Konserven und kellert das Gemüse ein, legt und plättet Wäsche, hält im ganzen Hause Ordnung. Die Stellung ist vortrefflich zur Weiterbildung für die Anfängerin, die, wenn sie ihren Posten recht auffaßt, meist eine zweite Heimat und engsten Familienanschluß in ihrem Wirkungskreise findet. Gehalt 180—360 Mk.

4. Meierin.

Diese muß die Bereitung der Käsefabrikate, der feinen Tafelbutter aus dem Grunde verstehen. Meist hat sie auch über die Verarbeitung der Milch Buch zu führen und den Versand der Fabrikate zu leiten. Sie muß daher, wenigstens in kleineren Betrieben, imstande sein, die Rechnungen, Adressen 2c. auszufertigen und eine gewisse Geschäftsgewandtheit mitbringen. Die groben Arbeiten werden von Hilfskräften besorgt. Häufig ist der Meierin auch die Obhut über die Schweinezucht übertragen, da diese eng verknüpft ist mit der Käsefabrikation. Die Stellung ist eine sehr verantwortungsvolle und das Gehalt dementsprechend neben freier Station auf jährlich 300—1000 Mk., oft auch höher, festgesetzt; dazu kommen meist noch Tantiemen an den verkauften Fabrikaten. Bei kleinerem Betriebe gehört die freie Zeit der Meierin dem inneren Haushalt.

Die nötige fachwissenschaftliche Vorbereitung erlangt sie in einem der überall bestehenden Molkereibetriebe, wo sie 1—2 Jahre als Lernmeierin arbeitet oder in einer Meiereischule, wie solche in Erfurt, Proskau („Milchwirtschaftliches Institut"; achtwöchige Kurse à 10 Mk.), Neudorf bei Friedland, Bez. Breslau (Kurse 6 Monate, mit Buchführung 7 Monate; Unterricht ist unentgeltlich [Bücher ca. 10 Mark], nur Kost- und Wohnungsgeld sind zu zahlen; ersteres beträgt monatlich 30 Mark, letzteres für den ganzen Kursus 30 Mk.), Paese in Hannover, Rastede in Oldenburg, Friedland in Böhmen, kurz in allen Ländern und Provinzen bestehen. Nach beendeter Lehrzeit werden den jungen Mädchen in der Regel von der Direktion Stellen zugewiesen.

5. Gutssekretärin.

Die Gutssekretärin hat die schriftlichen Arbeiten, die in jedem größeren ländlichen Betriebe unerläßliche Führung der Bücher und die täglich zu erledigende Korrespondenz zu besorgen. Sie füllt damit zwei bis vier Stunden des Tages aus und widmet die übrige Zeit dem ländlichen Haushalt. Gehalt monatlich 20—50 Mark. In sehr großen Betrieben, in denen die Sekretärin während des ganzen Tages vollauf Beschäftigung im Bureau findet, werden auch wohl 100—150 Mk. für den Monat gezahlt. Im allgemeinen dürfte es vorteilhaft sein, wenn das ländliche Wirtschaftsfräulein sich gleichzeitig als Sekretärin betätigen könnte; sie würde dadurch eine besser bezahlte und auch in sozialer Hinsicht höher bewertete Stellung erlangen.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Preußen ist durch Ministerialverfügung vom 3. Dezember 1896 dem weiblichen Geschlecht der Zutritt zur landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin (N. 4, Invalidenstraße 42) unter denselben Bedingungen, die man den Hospitantinnen an den Universitäten stellt, freigegeben worden. (Die näheren Bedingungen sind beim Sekretariat der Hochschule zu erfragen.) Durch diesen Erlaß ist den Frauen die Möglichkeit geboten, sich auch auf wissenschaftlichem Wege und nicht nur praktisch für den landwirtschaftlichen Beruf vorbereiten und ihn gegebenenfalls in größerem Maßstabe und selbständig ausüben zu können. Der Lehrplan der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule umfaßt folgende Hauptabteilungen:

I. Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau.
II. Naturwissenschaften.
III. Staats- und Rechtswissenschaft.
IV. Veterinärkunde.
V. Kulturtechnik, Meliorationswesen und Baukunde.
VI. Geodäsie und Mathematik.

6. Geflügelzüchterin.

In der Nähe großer Städte bewähren sich rationell betriebene Geflügelzucht- und Mastanstalten meist ausgezeichnet. Der jährliche Verbrauch an Eiern ist in Deutschland ein ganz ungeheurer und muß zum Teil vom Ausland gedeckt werden. Naturgemäß entfällt davon ein großer Prozentsatz auf die großen Städte, in denen gute, frische Eier sowohl bei Händlern, als auch bei Privaten immer Absatz finden. Neben den Eiern liefert das Geflügel selbst eine gute Einnahmequelle, und schließlich läßt sich auch aus den Daunen und Federn jährlich noch ein ansehnliches Sümmchen erzielen.

Die meisten landwirtschaftlichen Schulen haben Kurse zur Erlernung der Geflügelzucht eingerichtet. Eine besondere Anstalt dafür ist die Geflügelzucht- und Mastanstalt von W. Canradt, „Haus Salzberg", Hochstein b. Winnweiler (Pfalz). Am gründlichsten ist alles Erforderliche zu lernen, wenn eine ganze Aufzuchtperiode durchgemacht wird, die 3—4 Monate umfaßt und inkl. Lehr- und Kostgeld ein Kapital von etwa 75—100 Mark erfordert. Gelehrt werden Wartung und Mästung des alten Geflügels, Kunstbrut von Enten und Hühnern, Aufzucht des Junggeflügels, Mästung desselben u. s. f. Aber nicht nur die praktische Geflügelzucht erlernen die Schülerinnen, sondern auch die Futtertheorie und die so außerordentlich wichtige Kalkulation. Will man sich gleich nach beendeter Lehrzeit selbständig machen, so empfiehlt es sich, diese über 6 Monate und mehr auszudehnen, um möglichst viel Übung und Erfahrung zu erlangen.

7. Imkerin.

Die Bienenzucht wird zwar weniger als selbständiger Beruf für Frauen in Aufnahme kommen, verdient aber als Nebenerwerb hohe Beachtung. An fast allen Landwirtschaftsschulen sind Kurse für Imkerinnen eingeführt, außerdem wird auch jeder erfahrene Imker sich bereit finden lassen, die nötigen praktischen Unter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weisungen zu erteilen. Das Theoretische kann man sich auf dem Wege der Selbstbelehrung aus einschlägigen Werken aneignen; denn ohne über das Wesen und die Lebensbedingungen des Bienenvolkes genau unterrichtet zu sein, ist ein ersprießliches Imkern nicht denkbar. Die Bienenzüchterei verlangt große Ruhe, Geduld und Sanftmut, Geschicklichkeit und Umsicht. Die Einrichtungskosten für einen kleinen Stand, und es empfiehlt sich, vorerst klein anzufangen, lassen sich mit ungefähr 50—60 Mk. bestreiten; spätere Anschaffungen machen sich mit dem Erlös aus Honig und Wachs der ersten Stöcke bezahlt. Ist die Imkerin fleißig und wachsam, weiß sie sich alle gegebenen Vorteile zu nutze zu machen und bietet ihr Wohnort den Bienen dankbare Honigplätze, so wird sie im Jahre eine ganz annehmbare Einnahme erzielen, ihren Bienenstand ständig vergrößern und dadurch auch ihre Gewinnchancen mit der Zeit erheblich steigern können.

8. Gärtnerin.

Der Gartenbau als Beruf ist den Frauen erst in den letzten Jahrzehnten zugänglich gemacht worden. Vorbedingung dafür ist Lust und Liebe zur Pflanzenwelt, eine gute Allgemeinbildung (Töchterschulbildung) und eine feste Gesundheit, denn die Gärtnerin ist häufigem Temperaturwechsel ausgesetzt und muß in Wind und Wetter, bei Sonnenschein und Regen auf dem Posten sein. Die Ausbildung



Balkongärtnerei.

eignet man sich auf einer Gartenbauschule an. Die erste und wohl auch beste dieser Art, wenigstens in Deutschland, ist „Die Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen", Gründerin und Leiterin Elvira Lastner, Dr. D. S. Marienfelde b. Berlin, Kreis Teltow.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

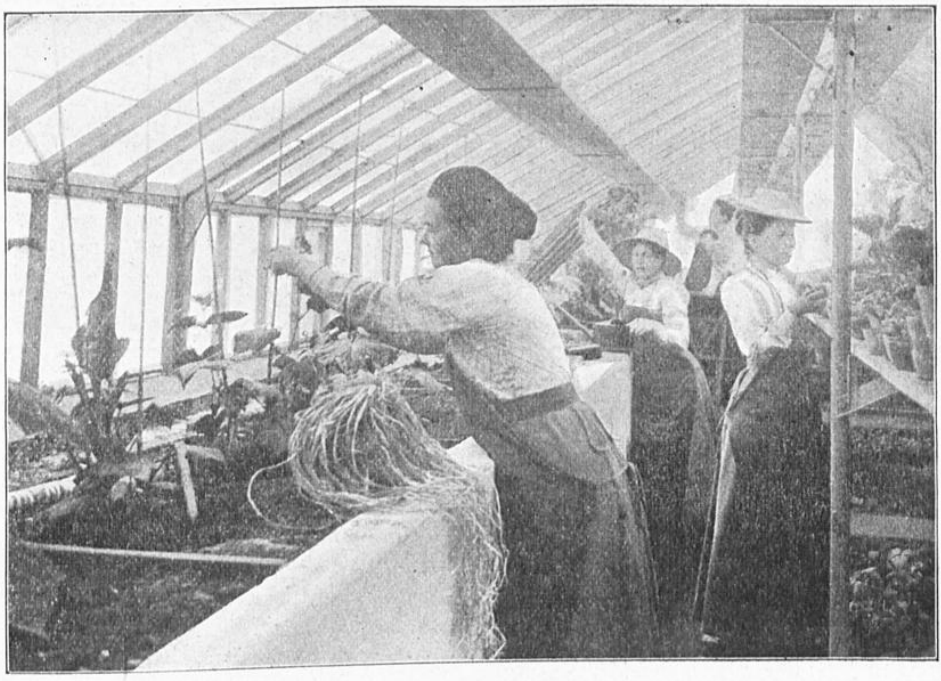


Beim Spalierobſt.



An den Frühbeeten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Arbeiten im Warmhaus.



Arbeiten im Warmhaus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der vollständige Kursus ist zweijährig, er umfaßt an theoretischen Lehrfächern: Obstbau — Weinbau — Gemüsebau — Blumenzucht — Dendrologie — Landschaftsgärtnerei und Zeichnen — Feldmessen und Nivellieren — Boden- und Düngerlehre — Botanik — Chemie — Zoologie — Geometrie — Binderei — Bienenzucht — Das wichtigste aus der praktischen Gesetzeskunde — Buchführung und Korrespondenz.

Daran schließen sich alle ins Fach gehörenden praktischen Arbeiten.

Das Honorar beträgt monatlich 25 Mk. Pensionspreis monatlich 75 Mk. Die Kurse beginnen Anfang April und Oktober jedes Jahres.

Will die Gärtnerin sich selbständig machen, so muß sie über Kapital verfügen, um einen Garten kaufen oder pachten zu können. Ratsam ist es, ein Spezialgebiet der Gärtnerei zu wählen, etwa Baumschulenbetrieb, Gemüsebau, Blumentreiberei 2c. Als Landschaftsgärtnerin suche man aufblühende Villenorte und kleinere Städte auf, die reichlich Arbeit und Verdienst versprechen. Für Großstädte, Kurorte und Bäder ist die Einrichtung einer Binderei empfehlenswert.

Zieht dagegen die Gärtnerin vor, eine Stellung anzunehmen, so bieten sich solche auf herrschaftlichen Landgütern, in Nervenheilanstalten, Kinderbewahranstalten, Magdalenenhäusern, in Villengärten 2c. Zugehörigkeit zur Familie sollte von jeder, in Stellung gehenden Gärtnerin gefordert werden, da sie ihr, den Leuten gegenüber, einen gewissen Rückhalt gewährt und ihr Ansehen als Dame sichert.

Das Anfangsgehalt einer solchen Gärtnerin beträgt jährlich 400 Mk. nebst freier Station.

III. Lehrberufe.

Noch vor einigen Jahren galt der Lehrerinnenberuf als einzige standesgemäße Versorgung für Töchter „gebildeter Stände". Seitdem aber hat sich die Anschauung über „standesgemäße" Frauenberufe in anerkennenswerter Weise geklärt und das Arbeitsgebiet unserer Frauen und Töchter sich erheblich erweitert. Trotzdem ist der Andrang zu den Lehrberufen noch ein unendlich großer, weil sie erstens der weiblichen Eigenart aufs Glücklichste entsprechen, zweitens aber auch eine Anzahl Vorteile bieten, die entschieden viel Verlockendes haben. Darüber wird dann leicht vergessen, daß beim Licht natürlich der Schatten nicht fehlt und daß sich das Schicksal der späteren Lehrerin und Erzieherin oft bei weitem nicht so rosig gestaltet, als sie es in jugendlicher Begeisterung sich ausmalte.

Der Lehrberuf ist sowohl körperlich als geistig ein anstrengender. Das laute und viele Sprechen in oft vollbesetzten Klassen erfordert kräftige, gesunde Atmungs- und Sprachorgane; die zwischen Schülern und Unterrichtsstoff geteilte Aufmerksamkeit, widerstandsfähige Nerven und die Überwachung und Belehrung der Kinder, namentlich beim Klassenunterricht, ein gutes Auge und scharfes Gehör. Hinsichtlich der geistigen Kräfte verlangt das Lehramt Energie, Strebsamkeit, Gewissenhaftigkeit und pädagogische Kenntnisse, dazu Liebe und Verständnis für die Kinderseelen, die es zu leiten gilt und die tiefinnere Neigung, sie dem höchsten und besten Ziele entgegen zu führen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man scheidet die Lehrerinnen in wissenschaftliche und Fachlehrerinnen. Die Ausbildung der ersteren geschieht auf Grund des Reifezeugnisses einer höheren Mädchenschule; bei Fachlehrerinnen sind die Forderungen oft geringere, doch müssen auch sie die „Fertigkeit im richtigen und ungezwungenen mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Muttersprache" nachweisen können.

Der Besuch einer Lehrerinnenbildungsanstalt ist nicht obligatorisch, doch muß die Vorbildung im Inlande erworben sein. Zur Lehrerinnenprüfung werden nur Bewerberinnen zugelassen, die das 19. Lebensjahr vollendet haben; das höchste, was daran nachgelassen werden kann, sind 3 Monate. Über die Termine der Prüfungen und die Vorschriften über die Zeugnisse, die bei der Meldung einzureichen sind, erscheinen in Preußen für Oberlehrerinnen und Turnlehrerinnen die betreffenden Bekanntmachungen im Reichs- und Staatsanzeiger und im „Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen"; für Handarbeits- und Zeichenlehrerinnen im gleichen Zentralblatt und in den Amtsblättern der Provinz; für Lehrerinnen, Vorsteherinnen und Sprachlehrerinnen in den Amtsblättern der Provinz. In Sachsen werden diese Bekanntmachungen in der Leipziger Zeitung und im Dresdener Journal veröffentlicht.

Die Ausbildung zur Lehrerin geschieht am sichersten auf einem Seminar, und zwar gibt es staatliche, städtische und Privat-Seminare. Die Seminarzeit beträgt durchschnittlich 3 Jahre, in Sachsen bei Anschluß an die Bürgerschulbildung 5 Jahre, in Bayern 5 Jahre. Das Schulgeld schwankt zwischen 100—200 Mark jährlich; an einigen Lehrerinnenbildungsanstalten ist es auch niedriger (Aschaffenburg, München), an anderen höher.

Staatliche Anstalten zur Ausbildung von Lehrerinnen befinden sich in Augustenburg (Alsen), Berlin, Kgl. Augustenschule, Kleinbeerenstraße 16 und 19, — Kgl. Luisenstiftung, Markgrafenstr. 10, Droyßig-Zeitz (diese drei sind evang.), Dessau, Antoinettenschule (gemischt), Münster i. W. (kath.), Paderborn (kath.), Montabaur i. Hessen-Nassau (kath.), Posen, Kgl. Luisenstiftung (gem.), Saarburg i. Rhld. (kath.), Trier (gem.), Xanten i. Rhld. (kath.). Außerhalb Preußens sind noch zu nennen: Aschaffenburg (kath.), Memmingen, Ludwigs-Seminar für protestantische Lehrerinnen, München (gem.), Markgröningen i. Württemberg (evang. für Volksschullehrerinnen), Karlsruhe, Prinzessin Wilhelm-Stift (gem.), Chateau-Saline i. Elsaß (kath.), Schlettstadt i. Elsaß, Straßburg i. E., Paritätisches Lehrerinnenseminar, Schreiberstubgasse 8, Callnberg b. Lichtenstein i. Sachsen, Dresden, Marschenstr. 8 und Hamburg.

Städtische Seminare bestehen u. a. in Altona, Brandenburg a. H., Bromberg, Darmstadt (Victoriaschule), Danzig, Dortmund, Eisenach, Elbing, Emden, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Görlitz, Graudenz, Greifswald, Hannover, Hagen i. W., Kassel, Köln, Königsberg i. Pr., Kottbus, Leer, Leipzig, Memel, Marienburg i. Westpr., Marienwerder, Minden, Münstereifel, Mühlhausen i. E., Osnabrück, Potsdam, Prenzlau, Sondershausen, Stettin, Thorn, Tilsit, Wiesbaden, Wismar.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Außerdem gibt es, wie gesagt, noch eine große Zahl Privatinstitute zur Ausbildung von Lehrerinnen, die zum Teil das Recht haben, die Entlassungsprüfung selbst vorzunehmen, zum Teil ihre Zöglinge von einer staatlichen Kommission prüfen lassen müssen.

Hinsichtlich der Prüfung von Lehrerinnen, die nicht in Preußen vorgebildet sind, hat der preußische Unterrichtsminister bestimmt: Zurückzuweisen von sämtlichen Lehrerinnenprüfungen in Preußen sind alle diejenigen Bewerberinnen, die ihre Vorbildung nicht im Deutschen Reiche erworben haben. Eine Ausnahme besteht nur bei solchen im Auslande vorgebildeten Bewerberinnen, die sich zur Ablegung der Sprachlehrerinnenprüfung melden. Bezüglich der Zulassung derselben ist von Fall zu Fall zu berichten. Zurückzuweisen sind ferner alle Bewerberinnen, die sich zur Ablegung der Prüfung behufs Erlangung der Befähigung für den Unterricht an Volks-, mittleren und höheren Mädchenschulen melden und nicht in Preußen vorgebildet sind. Ob und inwieweit aus besonderen Gründen in einzelnen Fällen eine Ausnahme von dieser Bestimmung gemacht werden kann, bleibt der Entscheidung des Ministers vorbehalten. Zuzulassen zur Ablegung der Prüfungen der Sprach-, Handarbeits-, Zeichen-, Turn- und Haushaltungslehrerinnen vor einer preußischen Kommission sind in außerpreußischen Bundesstaaten vorgebildete Bewerberinnen ohne weiteres, wenn die Meldung auf Antrag der zuständigen Landesbehörde erfolgt und die für die Zulassung allgemein vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt sind.

1. Volksschullehrerin,

wird geprüft in Religion, im Deutschen, Rechnen, in Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, Naturlehre, Pädagogik, im Gesang, Zeichnen, Turnen und weiblichen Handarbeiten, und auf Wunsch auch im Französischen.

Die definitive Anstellung der Volksschullehrerin erfolgt in Preußen selten vor dem 24. Lebensjahre, durchschnittlich im 27. Lebensjahre. Bis dahin wirkt sie meist in Privatstellungen, als Erzieherin in Familien oder an Privatschulen ꝛc., doch bleibt die Anstellung an öffentlichen Schulen fast immer das mit Eifer erstrebte Ziel, weil es ein sicheres Einkommen und Altersversorgung bietet.

Das Gehalt einer Volksschullehrerin beträgt in Preußen außer freier Wohnung oder Mietsentschädigung auch an den billigsten Orten wenigstens 700 Mk. Dazu kommen 9 Alterszulagen von je 80 Mk., die vom 7. Dienstjahre an in Zwischenräumen von je 3 Jahren gewährt werden. Viele Städte haben aber das Mindestgehalt bedeutend erhöht und es bis auf 1500 Mk. festgesetzt.

Die Pensionierung tritt nach 10 Dienstjahren in Kraft, nach dem 65. Lebensjahre kann auf Wunsch auch ohne Dienstunfähigkeit Pensionierung eintreten. In Preußen erhalten die angestellten Volksschullehrerinnen $^{15}/_{60}$ der zuletzt bezogenen dienstlichen Gesamteinkünfte; die Bezüge steigen mit jedem weiteren zurückgelegten Dienstjahre um $^{1}/_{60}$ bis auf $^{45}/_{60}$ des Einkommens. Besonders günstig liegen die Pensionsverhältnisse in Hamburg und Sachsen-Coburg-Gotha, wo die Pension nach 10 Dienstjahren mit $^{2}/_{5}$ des Gehalts einsetzt und bis zu dessen voller Höhe steigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Lehrerin für mittlere und höhere Schulen.

Die Prüfungsgegenstände sind die gleichen wie bei der Volksschullehrerin, doch werden in allen Fächern, zumal im Deutschen und in Geschichte umfassendere Kenntnisse verlangt; auch kommen noch Englisch und Französisch hinzu.

Die Gehälter an den höheren Mädchenschulen in den verschiedenen Städten werden wie die der Volksschullehrerinnen geregelt, nur erhalten die Lehrerinnen an den höheren Mädchenschulen 100—400 Mk. mehr, als ihre Kolleginnen an der Volksschule.

3. Privatschullehrerin.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, beginnen die meisten Lehrerinnen ihre Tätigkeit an privaten Anstalten; viele bleiben auch weiterhin auf dem einmal eingeschlagenen Wege, weil die Schülerinnenzahl der Klassen eine geringere ist als in öffentlichen Schulen und das Aufrücken der Lehrerin in höhere Klassen sich leichter vollzieht. Die Arbeit an Privatschulen ist besonders für die junge Lehrerin wertvoll; sie sammelt Erfahrungen und kann sich ohne viele Mißgriffe unter Leitung der praktisch bewährten Vorsteherin ruhig und sicher zur Selbständigkeit entwickeln. Auch für solche Damen, die später an öffentliche Schulen übergehen wollen, hat diese Art der Lehrtätigkeit insofern ihren Nutzen, als die Behörden mit Vorliebe Lehrerinnen an den öffentlichen Schulen anstellen, die eine Tätigkeit an der Privatschule nachweisen können.

Das Gehalt der Privatschullehrerin ist nicht hoch; es beträgt bei freier Station 300—1500 Mk; durchschnittlich 570 Mk.; ohne freie Station schwankt es zwischen 700—1700 Mk. und zählt im Durchschnitt etwa 1070 Mk.

4. Erzieherin.

Die Stellung einer Erzieherin ist nicht immer leicht und angenehm. Sie erfordert viel Takt und gute Umgangsformen und gewährt weniger Freiheit als eine Schulstellung, da die Erzieherin sich auch während der Zeit außerhalb der Schulstunden ihren Zöglingen widmen, der Hausfrau zur Hand gehen und am Familienleben teilnehmen muß. Das bietet andererseits auch wieder viele Vorteile, zumal wenn beide Parteien einander sympathisch sind und das Leben im Hause ein anregendes, geselliges ist. Oft bleibt eine solche Erzieherin jahrelang in derselben Familie und ist Lehrerin und Freundin der Kinder in einer Person.

Häufig werden von der Erzieherin neben den üblichen Kenntnissen auch noch solche in Musik und Zeichnen, und wo Knaben zu unterrichten sind, in Latein verlangt. Ebenso sind im Ausland erworbene Sprachkenntnisse vielfach Bedingung.

Das Gehalt beziffert sich bei freier Station auf 500—700 Mk.; in vornehmen Häusern und bei vorzüglichen Leistungen steigt es sogar auf 1200—1500 Mk.

Im Ausland werden im allgemeinen noch höhere Ansprüche an die deutsche Erzieherin gestellt, die vor allem der Landessprache mächtig sein muß. Doch bergen diese Stellungen mancherlei Gefahren, die trotz aller Warnungen immer noch unterschätzt werden. Es ist daher dringend abzuraten, eine Stellung nur auf Grund von Zeitungsannoncen anzunehmen oder die Vermittlung einem Agenten zu überlassen. Abgesehen davon, daß man sich dadurch von vornherein die Hände

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bindet, wird man auch selten oder nie eine wirklich gute Stellung erhalten, denn sowohl in England als auch in Frankreich werden Erzieherinnen für feine, gut honorierende Familien nur nach persönlicher Vorstellung engagiert.

Allen Erzieherinnen, die ins Ausland gehen wollen, sei die Stellenvermittlung des „Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins" aufs wärmste empfohlen, der auch in England, Frankreich und Italien Agenturen unterhält. Für England lautet die Adresse: „Verein deutscher Lehrerinnen in England", 16 Windham Place, Bryanston Square, London W.; für Frankreich: „Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich", Frl. Harbou, 8 Rue de Villejust, Paris; für Italien: „Verein deutscher Lehrerinnen in Italien", Frl. Schmidt, Vorsteherin des Marienheims in Florenz, 110 Via de Serragli; für Rumänien: Fräulein Schulze, Bukarest, Calla Plevneî 86.

Gute Stellen sind in Frankreich und mehr noch in Italien für Protestantinnen selten zu finden; noch schwierigeres Terrain bieten Rumänien und Ungarn. Jedenfalls sind vorher genaue Erkundigungen einzuziehen und zwar für letzteres am besten im „Deutschen Erzieherinnen-Heim" in Wien, Drahtgasse 2 oder im „Home Suisse", Wien III, Reisnerstr. 4. Für Rußland gibt das Gouvernantenheim", Petersburg, Nowoissakiewskaja, Haus 24, Auskunft. Die Vereine in England, Frankreich und Italien unterhalten auch Heime, die den Stellung suchenden Lehrerinnen angenehme und sichere Unterkunft bieten.

5. Schulvorsteherin.

Die Befähigung zur Anstellung als Leiterin an einer höheren Mädchenschule wird durch die Ablegung der Oberlehrerinnenprüfung und, daran anschließend, einer wissenschaftlichen Prüfung erworben. Zu dieser Prüfung werden nur solche Lehrerinnen zugelassen, welche den Nachweis ihrer sittlichen Unbescholtenheit und ihrer körperlichen Befähigung, sowie einer mindestens fünfjährigen Lehrtätigkeit zu führen vermögen und mindestens zwei Jahre in einer Schule unterrichtet haben.

Nach Ablegung des Vorsteherinnenexamens sind die Damen zur Übernahme einer Privatschule oder zur Errichtung eines Töchterpensionats mit Schulzirkel berechtigt.

6. Wissenschaftliche oder staatlich anerkannte Oberlehrerin.

Die Institution der wissenschaftlichen oder staatlich anerkannten Oberlehrerin, d. h. solcher Lehrerinnen, die behördlicherseits zum Unterricht an den Oberklassen der höheren Mädchenschulen zugelassen werden, besteht in Preußen erst seit 1894.

Vorbedingung ist der Nachweis der bestandenen Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen, sowie einer fünfjährigen Lehrtätigkeit, wovon mindestens zwei Jahre an einer Schule verbracht sein müssen.

Während der Vorbereitung kann keine Lehrtätigkeit ausgeübt werden.

Für die Ausbildung als Oberlehrerin sind:

a) im Victoria-Lyceum zu Berlin (Potsdamerstr. 39) und in Göttingen (Frl. S. Meyer, Lohmühlenweg 2) offizielle Fortbildungskurse eingerichtet worden, die 2—3 Jahre dauern und mit der Prüfung vor einem Staatskommissar abschließen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

b) können die betreffenden Lehrerinnen auf Grund ihres Lehrerinnenzeugnisses sich in der philosophischen Fakultät irgend einer deutschen Landesuniversität als Hospitantin einschreiben lassen und sich dann zum Examen vor einer ganz speziellen Prüfungsbehörde in Berlin melden.

Eine Ausnahme gegenüber den Bestimmungen, daß der Vorbereitung zur Oberlehrerinprüfung das Staatsexamen für höhere und mittlere Mädchenschulen und, daran schließend, eine fünfjährige Lehrtätigkeit vorangegangen sein muß, macht Sachsen. Dort wird jede Frau, die ordnungsgemäß ihr Abiturientenexamen gemacht und die vorschriftsmäßigen sechs Semester (akademisches Triennium) studiert hat, zur Oberlehrerinnenprüfung zur Leipziger Universität zugelassen.

7. Sprachlehrerin.

Besondere Ausbildungsanstalten für Sprachlehrerinnen gibt es nicht. Gelegenheit zur Vorbereitung bieten aber das „Herzogin-Maria-Institut" in Gotha, das Privat-Lehrerinnen-Seminar für höhere Mädchenschulen" in Lübeck, das „Lehrerinnenseminar der Schloßanstalten zu Wolfenbüttel", die „Teichmannsche Schule" in Leipzig, das „Privatseminar der Lindnerschen Lehranstalten" in Breslau (Große Feldstraße 14a), das Privatseminar des Herrn Georg Howe, Direktor der städt. höh. Mädchenschule in Liegnitz, die Königl. Luisenstiftung in Posen und das städtische Lehrerinnenseminar in Danzig, in Dresden werden die Sprachlehrerinnen vom Geistlichen der französischen reformierten Gemeinde vorbereitet.

Besondere Prüfungen für Sprachlehrerinnen finden in Preußen, im Königreich Sachsen und in Bayern statt. Die preußische Prüfungsordnung vom 5. August 1887 bestimmt u. a.:

1. „Die Befähigung für den französischen und den englischen Sprachunterricht an mittleren und höheren Mädchenschulen kann von Bewerberinnen, welche dieselbe nicht schon durch erfolgreiche Ablegung der Lehrerinnen-Prüfung in Gemäßheit der Prüfungsordnung vom 24. April 1874 erlangt haben, durch Ablegung der Prüfung für Sprachlehrerinnen erworben werden."

2. „Auf Grund der bestandenen Prüfung erhalten die Bewerberinnen ein Zeugnis über die Befähigung zum Unterrichte in der einen, bezw. in den beiden fremden Sprachen an mittleren und höheren Mädchenschulen."

Die Prüfung zerfällt in eine mündliche und eine schriftliche und eine praktische Lehrprobe.

Die sächsische Prüfungsordnung vom 8. Oktober 1874 für die Prüfung in den neueren Sprachen verlangt u. a.:

1. „Zur Prüfung in der englischen und französischen Sprache werden diejenigen zugelassen, welche nachweisen, daß sie an einem öffentlichen Seminare die Reifeprüfung bestanden und sich später entweder durch Sprachstudien in Deutschland oder durch einen Aufenthalt von mindestens einem Jahre in England oder Frankreich fortgebildet haben.

2. „Aspirantinnen, welche nicht auf einem öffentlichen Seminare gebildet sind, haben den Nachweis zu führen, daß sie nach Absolvierung einer höheren Volksschule mindestens 2 Jahre lang eine auf das betreffende Sprachstudium bezügliche, wissenschaftliche Ausbildung genossen, oder sich ebenso lange in England oder Frankreich behufs ihrer sprachlichen Ausbildung aufgehalten haben."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach abgelegtem Examen finden die Sprachlehrerinnen Anstellung an höheren Mädchenschulen, — öffentlichen und privaten, — oder an Pensionaten, die häufig besondere Lehrkräfte für den fremdsprachlichen Unterricht beschäftigen. Auch Privatstunden werden unter Umständen gut bezahlt und rentieren sich besonders beim Arrangieren kleiner oder größerer Sprachzirkel.

Das Gehalt einer Sprachlehrerin an Schulen und Anstalten beläuft sich auf ungefähr 1000—2500 Mk.

8. Zeichenlehrerin.

Es gibt zwei Klassen staatlich angestellter Zeichenlehrerinnen: 1) solche, die an Volks- und Mittelschulen und 2) solche, die an höheren Mädchenschulen tätig sind. Die Befähigung dazu ist gemäß der preußischen Prüfungsordnung für Zeichenlehrerinnen vom 23. April 1885 vor einer Prüfungskommission zu beweisen. Diese Kommissionen werden in allen Provinzen gebildet.

Sachsen und Bayern haben besondere Prüfungsordnungen erlassen.

Die nötige Ausbildung kann auf einer königlichen Kunstakademie, in Kunst- und Gewerbeschulen oder in Privatanstalten erworben werden; solche sind u. a. in:

Berlin: a) Königl. Kunstschule, Klosterstr. 75. Kursus 2 Jahre; Schulgeld jährlich 80 Mk.

b) Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen, Potsdamerstr. 39. Kursus 2 Jahre; Honorar 70 Mk. für jedes Semester.

Breslau: Königl. Kunst- und Kunstgewerbeschule, Augustaplatz 3. Kursus 2—3 Jahre; Honorar jährlich 80 Mk.

Dresden: Frauenerwerbsverein, Ferdinandstraße 13. Kursus 2½—3 Jahre. Honorar 35—50 Mk. vierteljährlich.

München: Königl. Kunstgewerbeschule, weibliche Abteilung. Kursus 3—4 Jahre. Honorar jährlich 30 Mk., Ausländerinnen 60 Mk.

Pforzheim: Städtische Frauen-Arbeitsschule, Waisenhausplatz. (Zeichenlehrerinnen für Frauen-Arbeitsschulen.) Kursus 4—4½ Jahre.

Zeichenlehrerinnen werden, wie überhaupt sämtliche Fachlehrerinnen (Handarbeit-, Turn-, Sprach-, Gesanglehrerinnen ꝛc.), häufig nur stundenweise beschäftigt, in Berlin sind von 550 technischen Lehrerinnen nur 80 fest angestellt. Mindestgehalt 900 Mk. und 300 Mk. Mietsentschädigung. Doch bietet sich in größeren Städten wohl immer Gelegenheit zu irgend welchem Nebenerwerb, sei es durch Privatstunden, sei es durch Unterricht an Fach- und Fortbildungsschulen.

9. Turnlehrerin.

Zur Prüfung werden in erster Linie Bewerberinnen zugelassen, die den Nachweis erfolgreich bestandener Lehrerinnenprüfung führen können. Ferner aber auch sonstige Bewerberinnen, wenn sie durch Zeugnisse oder Prüfung eine gute Schulbildung nachweisen können und das 19. Lebensjahr überschritten haben.

Bewerberinnen, welche dem preußischen Staatsverbande nicht angehören, werden ausnahmsweise zugelassen, wenn ihre Anmeldung durch Vermittelung ihrer Landesbehörde oder deren diesseitigen Vertreter erfolgt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Auszug aus der „Preußischen Prüfungsordnung für Turnlehrerinnen" vom 15. Mai 1894.)

Die Prüfung ist eine theoretische (mündliche und schriftliche) und eine praktische.

Bildungsanstalten sind u. a. in:

Berlin: Königl. Turnlehrer-Bildungsanstalt, SW., Friedrichstr. 229. Kursus 3 Monate. — Der Unterricht ist unentgeltlich; die durch den Aufenthalt in Berlin entstehenden Kosten sind von den Teilnehmerinnen am Kursus selbst aufzubringen. In geeigneten Fällen werden Unterstützungen hierfür bis zu 90 Mk. monatlich aus Staatsfond gewährt, jedoch keinerlei Beihülfe für Her- und Rückreise, Vertretung im Amt 2c. zugebilligt.

Bewerberinnen im Alter von mehr als 35 Jahren werden nur ausnahmsweise zugelassen.

Breslau: Lindnersches Seminar. (Gr. Feldstr. 14a.) In jedem Wintersemester ein Kursus. Honorar 50 Mk.

Dresden: Königl. sächsische Turnlehrer-Bildungsanstalt. Beginn des Kursus Anfang Januar. Dauer 4 Monate. Beteiligung auch nicht sächsischen Lehrerinnen gestattet.

Karlsruhe: Großh. Badische Turnlehrer-Bildungsanstalt. Nimmt nur wissenschaftliche Lehrerinnen auf.

Kassel: Frauenbildungsverein, Gießbergstr. 11. Kursus 6—8 Monate. Prüfung Ende November in Berlin. Honorar 120 Mk.

Kiel: Staatlich genehmigte Lehranstalt für Heilgymnastik, Massage und Turnen, Brunswiekerstr. 10.

Königsberg i. Pr.: Königl. konzessioniertes Turn- und Handarbeitslehrerinnenseminar. Kursus 6 Monate. Honorar 10 Mk. monatlich. Pension 50 Mk.

Königl. konzessionierte Turnlehrerinnen-Bildungsanstalt von Frl. Cl. Hilbert, 1. Flußstr. 9. Kursus 6 Monate. Honorar 12 Mk. monatlich.

Stuttgart: Königl. Württembergische Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Wolfenbüttel: Schloßanstalten. Kursus 1 Jahr. Honorar 60 Mk.

In Lübeck werden nach Bedarf Kurse veranstaltet. Hamburg bildet die Turnlehrerinnen im lutherischen Lehrerinnenseminar des Klosters St. Johannis, Holzdamm 21 und 23, aus. Das Großherzogtum Hessen arrangiert Kurse in der Turnanstalt zu Darmstadt.

Turnlehrerinnen werden im Hauptamt nur selten und dann nur an höheren Lehranstalten angestellt. Meistens machen wissenschaftliche Lehrerinnen das Turnlehrerinnen-Examen, um ihre Aussichten im Schuldienste zu erhöhen, oder die Turnlehrerinnen legen nach und nach auch noch das Zeichen- und Handarbeitsexamen ab, um auch in diesen Fächern unterrichten zu können.

Das Gehalt der Turnlehrerin beginnt mit 900 Mk. und Wohnungszuschuß bei fester Anstellung, und kann bis auf 1800 Mk. steigen. Bis feste Anstellung erfolgt, werden die einzelnen Stunden mit je 1 Mk. bezahlt.

Außer der Schulanstellung bietet sich der Turnlehrerin auch Gelegenheit, Privat-Turnzirkel für Damen und junge Mädchen einzurichten, die meist gut besucht werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

10. Handarbeitslehrerin.

Zugelassen werden zur Prüfung solche Bewerberinnen, die entweder schon das Lehrerinnen-Examen abgelegt haben, oder sonst ausreichende Schulbildung nachweisen können und am Tage der Prüfung das 19. Lebensjahr vollendet haben.

Das Examen ist ein praktisches und theoretisches.

Anstalten, in denen Handarbeitslehrerinnen für die staatliche Prüfung vorbereitet werden, sind in:

Berlin: Der Lette-Verein, W., Victoria-Luise-Platz 6. Kursus 1 Jahr. Honorar 120 Mk. vierteljährlich.

Breslau: Frauenbildungsverein, Katharinenstr. 18. Kursus 6 Monate. Honorar 48 Mk. Pension 112 Mk. im Vierteljahr.

Darmstadt: Alice-Schule, Friedrichstr. 4. Kursus 5 Monate. Honorar 50 Mark.

Dessau: Landes-Frauenarbeits-Schule (staatlich). Kursus 1 Jahr 4 Monate. Honorar 119 Mk.

Dresden: Vorbereitungsanstalt für das Handarbeitsexamen von Fräulein Selma Wackernagel. Kurfürstenstr. Kursus 1 Jahr. Honorar 120 Mk.

Karlsruhe: Badischer Frauenverein, Gartenstr. 47. Kursus 5 Monate. Honorar 40 Mk. Für Pension und Unterricht 180 Mk.

Kassel: Frauenbildungsverein, Gießbergstr. 11. Kursus 1 Jahr. Honorar 75 Mk. Prüfungsgebühr 6 Mk.

Kiel: Frauengewerbeschule, Fährstr. 23. Kursus 1 Jahr. Honorar 75 Mark.

Köln: Gewerbeschule von Frl. Ida Ulmann, Hohenzollernring 36. Kursus 1 Jahr. Honorar 200 Mk.

Königsberg i. Pr.: Königl. konzessioniertes Turn- und Handarbeitslehrerinnen-Seminar. Kursus 9 Monate, 2 Klassen. Honorar monatlich 10 Mk.

Leipzig: Höhere Fach- und weibliche Gewerbeschule des Carolavereins, Handarbeitslehrerinnenseminar. Kleine Burggasse 6. Honorar für 1 Jahr 300 Mk., für 1½ Jahr 375 Mk. Für begabte, unbemittelte Schülerinnen ministerielle Stipendien.

München: Arbeitslehrerinnen-Seminar der Münchener Frauenarbeits-Schule, Oberanger 17. Kursus 2 Jahre. Honorar 90 Mk. jährlich. Halbe und ganze Freiplätze, auch Kreisstipendien.

Posen: Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. Kursus 10 Monate. Schulgeld 75 Mk., für Pensionärinnen 50 Mk. für jedes Schulhalbjahr.

Stuttgart: Frauenarbeitsschule des Schwäbischen Frauen-Vereins, Reinsburgerstr. 25. Kursus 1—3 Jahre. Honorar vierteljährlich 21 Mk. (Staatliches Examen noch nicht eingeführt.)

Straßburg i. E.: Frauen-Industrieschule des Vaterl. Frauen-Vereins. Kursus 6 Monate; 3 Klassen. Honorar 15 Mk. monatlich.

Wolfenbüttel: Schloßanstalten. Kursus 1 Jahr. Honorar 100 Mk. zusammen mit Turnkursus 120 Mk.

Das Gehalt der Handarbeitslehrerin ist nur gering; an den öffentlichen Volksschulen in Preußen beträgt es ungefähr 300—450 Mk. mit Wohnungsgeld; in Berlin 900—1620 Mk. mit Wohnungsgeld. Es ist daher ratsam, nebenbei noch das Turn- und Zeichenlehrerinnen-Examen abzulegen, um auch den Unterricht in diesen Fächern übernehmen zu können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

11. Industrielehrerin.

Die Ausbildung verlangt die Vorbereitung zum Handarbeitslehrerinnen-Examen und vollständige Beherrschung der Fächer: Kunsthandarbeit, Einrichten von Kunsthandarbeiten, Kunststickerei auf der Nähmaschine, Ornamentzeichnen, Wäschezuschneiden, Maschinennähen, Schneidern, Putz, Methodik und einfache Buchführung, Weißsticken.

In den Anstalten des Berliner Lette-Vereins dauert der Kursus 2 Jahre, für Damen, welche das Handarbeitslehrerinnen-Examen schon bestanden haben, mindestens 14 Monate. Das Unterrichtshonorar beträgt 400 Mk., für Weißstickerei monatlich noch 4 Mk. extra. — „Die Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen" in Posen bildet in 30 Monaten mit wöchentlich 30 Stunden zur Industrielehrerin aus. Schulgeld 75 Mk., für Pensionärinnen 50 Mk. für jedes Schulhalbjahr.

Die bestandene Prüfung berechtigt zur Anstellung als Industrielehrerin an Schulen, die vom Staat, Vereinen, Fabrikbesitzern ꝛc. unterhalten werden. Gehalt bei freier Wohnung 1000—1800 Mk.

12. Kochlehrerin.

Vorbedingung sind gute Schulbildung und ein Alter von mindestens 18 Jahren. Dauer der Kurse ½—1½ Jahre. Der Unterricht umschließt die Fächer: Kochen, Gesundheits- und Ernährungslehre, Chemie der Nahrungs- und Genußmittel, Wirtschaftslehre, Haushaltungskunde, Pädagogik, Methodik und einfache Buchführung.

Im Lettehaus, Berlin, währt der Kursus 1 Jahr. Honorar 600 Mk. und 3 Mk. Einschreibgebühr.

Pestalozzi-Fröbelhaus, Berlin, Kursus 1—1½ Jahr. Honorar 420 Mk. vierteljährlich, Einschreibgeld 3 Mk.

Kochschule des Berliner Hausfrauen-Vereins (Breitestr. 6 I). Kursus 1 Jahr, bei gründlichen Vorkenntnissen 6 Monate. Honorar 300 Mk. resp. 180 Mk.

Königl. Handels- und Gewerbeschule, Posen. Kursus 15 Monate. Honorar 80 Mk. für das Schulhalbjahr.

Frauenbildungsverein zu Kassel. Kursus 1 Jahr. Honorar 200 Mk.

Seminar des Badischen Frauen-Vereins, Abt. I, zu Karlsruhe (Gartenstr. 47). Kursus 5 Monate; es finden jährlich zwei Kurse — März und September — statt. Verlangt wird neben sehr guter Schulbildung praktische Kenntnis aller häuslichen Arbeiten und große Kochfertigkeit. Vor Eintritt in das Seminar ist daher der Besuch einer Koch- oder Haushaltungsschule zu empfehlen.

Die Aussichten einer Kochlehrerin sind z. Z. sehr günstige, da die Einführung von Kochschulen von staatlicher und privater Seite augenblicklich warm befürwortet und eifrig betrieben wird. Gehalt 50—75 Mk. monatlich bei freier Station, steigend bis zu 100 Mk. und darüber.

13. Haushaltungslehrerin.

Ähnlich der Kochlehrerin findet die hauswirtschaftliche Lehrerin ihre Ausbildung auf einer Haushaltungsschule, nur ist ihr Lehrgang naturgemäß ein vielseitigerer. Neben den vorher angeführten Fächern umschließt er noch: Pädagogik,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Psychologie, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Schulkunde, Handarbeit, Maschinennähen, Wäscheanfertigung, Waschen, Plätten, Samariterkursus, Chorgesang, Lehrproben. (Lettehaus, Berlin.)

Die Kurse währen 1—1½ Jahr, das Honorar beträgt 200—800 Mk. Den Abschluß bildet die seit Ostern 1902 zulässige staatliche Prüfung.

Die Haushaltungslehrerin findet Stellung an hauswirtschaftlichen Schulen, wie solche in den letzten Jahren vielfach gegründet wurden und von gemeinnützigen Vereinen, Fabriketablissements, Behörden ꝛc. noch immer ins Leben gerufen werden, um die heranwachsende Generation mit den Grundbedingungen der Wirtschaftsführung bekannt zu machen.

Das Gehalt der hauswirtschaftlichen Lehrerin kommt ungefähr dem der Volksschullehrerin gleich; ist sie an einer öffentlichen Volks-Mädchenschule angestellt, so hat sie Anspruch auf Pension, doch sind die Pensionsbedingungen zur Zeit noch schwankend.

14. Handelslehrerin.

An geschulten Handelslehrerinnen herrscht zur Zeit noch Mangel, trotzdem die Aussichten für diesen Beruf günstige sind und ihre soziale Stellung jener der wissenschaftlichen Lehrerinnen gleich kommt. Tatsächlich haben sich bereits eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Lehrerinnen diesem Spezialfache zugewandt, für das sie sich besonders eignen. Muß doch eine tüchtige Handelslehrerin ebenfalls über pädagogische Befähigung und gründliches Allgemeinwissen verfügen, daneben aber natürlich auch in allen kaufmännischen Wissenschaften beschlagen sein. Die diesbezügliche Vorbereitung wird in Handelsschulen erworben, ihre Dauer richtet sich nach der Auffassungsgabe der Lernenden und der zur Verfügung stehenden Zeit. Geprüfte Lehrerinnen können sie in einem halben Jahre zu Ende führen; durchschnittlich umfassen die Kurse ein Jahr.

In dem Handelsinstitute von Frau Elise Brewitz, geprüfte Lehrerin und geprüfte Handelslehrerin (Berlin W., Potsdamerstr. 90) kostet ein einjähriger Kurs 300 Mk., ein halbjähriger für Lehrerinnen 200 Mk. Gelehrt werden einfache und doppelte Buchführung, Handelskorrespondenz, kaufmännisches Rechnen, Kontorarbeiten, Wechsellehre und Wechselrecht, Geschäfts- und Warenkunde, Handelslehre und Handelsrecht, Handelsgeographie und -Geschichte, Schönschreiben, Stenographie und Schreibmaschine, zwei fremde Sprachen, Bureau- und Rechtskunde, englische und französische Stenographie. Dazu gesellen sich dann noch die Arbeiten im Musterkontor. Am Schluß der Kurse werden Zeugnisse ausgestellt, Prüfungen mit autoritativem Charakter bestehen für Handelslehrerinnen zur Zeit in Deutschland noch nicht.

Neuerdings beabsichtigt die Berliner Handels-Akademie (Berlin S.W., 19) kostenfreie Kurse zur Ausbildung von Handelslehrern und Handelslehrerinnen einzurichten, an denen sich auch Auswärtige beteiligen können. Die Arbeiten erfolgen nach schriftlichen Anweisungen und ihre Durchsicht geschieht kostenfrei. Nach Beendigung des Kursus soll eine Prüfung auf mündlichem oder schriftlichem Wege abgehalten werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben der Aussicht, an Handels- und Fortbildungsschulen angestellt zu werden (Gehalt einer Sprachlehrerin 100—120 Mk. im Monat oder 50—60 Mk. bei freier Station), hat es die Handelslehrerin auch in der Hand, sich selbständig zu machen und entweder private Vorbereitungskurse einzurichten oder in einer beliebigen Stadt — am besten einer solchen mittlerer Größe — eine Handelsschule für Damen zu gründen.

IV. Wissenschaftliche und wissenschaftlich-technische Berufe.

Den Frauen ist während der letzten Jahre das Studium an den meisten Universitäten gestattet worden, und in absehbarer Zeit dürften wohl alle deutschen Hochschulen den Frauen ihre Tore öffnen.

Für das regelrechte Studium ist erforderlich das Reifezeugnis eines Gymnasiums, bezw. Realgymnasiums, das auf einem der, in größeren Städten begründeten Mädchengymnasien (Gymnasialkurse für Mädchen) erworben werden kann.

Über die Aufnahmebedingungen an den verschiedenen deutschen Universitäten kann Bestimmtes nicht gesagt werden. Es gibt hier noch keine allgemeinen Vorschriften. Wer den so wichtigen Schritt ins akademische Leben hinein vorhat, wird sich gern der Mühe unterziehen, die Bedingungen von dem Sekretariat der Hochschule, die man im Auge hat, einzufordern. Die Frauen und Mädchen, die ihre Gymnasialzeit absolvieren, werden überdies durch ihre Lehranstalt die nötigen Fingerzeige erhalten.

Auch über die Aussichten, die das Studium bezüglich der Promotion, der Anerkennung durch ein Staatsexamen für die praktische Wirksamkeit und endlich der freien Tätigkeit bietet, läßt sich heute noch nichts Abgeschlossenes und Allgemeingültiges sagen. Die Aspirantinnen müssen sich für ihren Einzelfall unterrichten.

Frauen, die einen Gymnasialkurs nicht durchgemacht haben und doch aus irgend einem Grund Universitätsstudien treiben wollen, können trotzdem an den verschiedenen Hochschulen zum Besuch der Vorlesungen zugelassen werden. Die Bedingungen, die die einzelnen Fakultäten stellen und die Schritte, die beim Senat und bei den Dozenten zu tun sind, um die genannte Erlaubnis zu erhalten, sind von den Sekretariaten zu erfragen.

1. Ärztin.

Nach abgelegtem Abiturientenexamen braucht die Studentin der Medizin durchschnittlich 10 Semester bis zum Staatsexamen (das neuerdings in Deutschland gemacht werden kann). Die Semesterzahl soll aber bei der Fülle des wissenschaftlichen Stoffes, der vom Studierenden zu bewältigen ist, nicht mehr völlig genügen, sodaß eine Verlängerung der Studienzeit in Zukunft möglich ist. Zu den 10 Semestern Studium kommen ferner noch einige Semester, die die Frauen in Kliniken, Krankenhäusern ꝛc. zur Vorbereitung für eine, bei den weiblichen Ärzten übliche Spezialpraxis (Frauenkrankheiten, Psychiatrie, Kinderkrankheiten) zubringen, sodaß die gesamte Studienzeit 11—12 Semester — ohne Gymnasialzeit! — umfaßt. Das Studium ist durch die verschiedenen Spezialkurse, durch Instrumenten- und Bücheranschaffung und überhaupt durch seine Länge kostspielig, da ja der weibliche Arzt, ebenso wie sein männlicher Kollege, die ersten Jahre auf Praxis warten, also über eigene Mittel verfügen muß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Rechtsgelehrte.

Das Rechtsstudium ist bei weitem billiger und umfaßt nur sechs Semester Universitätsstudium. Dafür sind die Aussichten für den Erwerb geringer. Der juristische Doktor kann erworben, aber ein Staatsexamen, das irgendwelche Praxis als Richter, Anwalt ꝛc. zuläßt, in Deutschland nicht abgelegt werden. Deshalb kann der weibliche Jurist sich nur einer privaten Tätigkeit als Rechtskonsulentin, als juristischer Beirat bei Zeitungen, Banken, Gesellschaften ꝛc. unterziehen, wobei er, infolge Überfüllung der juristischen Karriere, einer scharfen Konkurrenz durch die männlichen Kollegen ausgesetzt ist.

3. Apothekerin.

Nach offiziellem Beschluß müssen die Frauen für das pharmazeutische Studium das Reifezeugnis für die Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums beibringen. Dann folgt eine dreijährige praktische Lehrzeit (Servierzeit), darauf, nach abgelegter Gehilfenprüfung, eine dreijährige Gehilfenzeit und endlich das zweijährige Studium an einer Universität bezw. an einem pharmazeutischen Institut oder Technischen Hochschule, das mit der Staatsprüfung abschließt und die Approbation bewirkt.

Der Apothekerlehrling hat Kost und Wohnung bei seinem Lehrherrn frei, muß aber bisweilen noch ein mäßiges Lehrgeld zahlen.

Der Gehilfe erhält bei freier Station monatlich 70—80 Mk., ohne Kost und Wohnung 100—150 Mk.

In Deutschland werden die Apothekerinnen vorläufig hauptsächlich in Krankenhäusern ꝛc. angestellt.

4. Zahnärztin.

Die Zahnärztin muß eine leichte, geschickte Hand haben und zugleich über eine gewisse Körperkraft verfügen. Ihre Studien kann sie neuerdings auch in Deutschland machen. Vorbedingung hierfür ist die Reife für die Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums. Vor Beginn des Studiums ist eine einjährige Arbeitszeit bei einem approbierten Zahnarzt oder in einer höheren zahnärztlichen Lehranstalt zu absolvieren. Darauf folgen mindestens vier Semester Universitätsstudien. Das Examen wird in vier Abschnitten gemacht und berechtigt zur Führung des Doktortitels. Auf Grund der Approbation darf die Zahnärztin überall im deutschen Reiche ihre Praxis ausüben, die bei glücklicher Wahl des Wohnortes und bei guten Leistungen eine sehr einträgliche werden kann.

Das zahnärztliche Studium ist teuer; das Vorbereitungsjahr allein kostet einschließlich der Instrumente, des Unterrichts und Unterhalts 1500—1600 Mk. Dann ist die Studienzeit mit Lebensunterhalt auf 5000—7000 Mk. anzuschlagen und schließlich verschlingen die notwendigen Anschaffungen bei Eröffnung der Praxis nochmals ca. 1000—1200 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Wissenschaftliche Zeichnerin.

Wissenschaftliche Zeichnerinnen sind erst seit ungefähr zehn Jahren an kleinen und großen Universitäten beruflich tätig. Ihre Aufgabe besteht darin, die Präparate der Ärzte und Naturforscher, Bazillen, gesunde und kranke Organe, Pflanzen, Tiere, Steine, Instrumente ꝛc. in Blei oder Tusche bis ins kleinste genau — meist für den Druck — nachzuzeichnen. Man unterscheidet dabei mikroskopisches Zeichnen, d. h. ein Zeichnen von Gegenständen und Naturbildungen, die sich unter dem vergrößernden Mikroskop befinden, und makroskopisches Zeichnen, das ist ein Zeichnen von Dingen, die durch das unbewaffnete Auge wahrgenommen werden können. Ersteres ist das schwierigere und verlangt eine spezielle Vorbildung, die in Universitätsstädten von Professoren ꝛc. erteilt wird. Zugleich sind auch die nötigen Kenntnisse in der Handhabung des Mikroskops und in der Gewebelehre (Histologie) zu erwerben. Der Beruf macht ziemlich hohe Ansprüche an die Intelligenz und Gewissenhaftigkeit, die zeichnerische Gewandtheit und das Anpassungsvermögen seiner Vertreterinnen. Damen mit akademischer Vorbildung sind namentlich für die Arbeiten auf anatomischem und anthropologischem Gebiete sehr gesucht.

6. Bibliothekarin.

Während in England und Amerika Bibliothekarinnen keine seltenen Erscheinungen sind, beginnt sich dieser interessante Frauenberuf bei uns erst jetzt zu entwickeln. Die Vorbildung kann, je nachdem man beabsichtigt, Vorsteherin einer Bibliothek oder nur Assistentin zu werden, auf wissenschaftlichem oder praktischem Wege erfolgen. Vorbedingung zu ersterem ist das Reifezeugnis eines Mädchen-Gymnasiums. Dann folgt Studium auf der Universität, Ablegung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen, Erwerbung des Doktorgrades, Eintritt als Volontärin bei einer königlichen oder öffentlichen Bibliothek, Ablegung der bibliothekarischen Fachprüfung. Dieser wissenschaftliche Studiengang ist aber der Frau in Deutschland noch größtenteils verschlossen. Ersatz dafür soll die, von Professor Hottinger (früher Bibliothekar an der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. E.) begründete Bibliothekarinnenschule zu Südende b. Berlin (Steglitzerstr. 6a) bieten. Die Methode des Unterrichts ist hier wie an anderen Hochschulen und wird von akademisch gebildeten Lehrern, in den höheren Fächern von Dozenten ausgeübt. Die Kurse erstrecken sich, je nach den Ansprüchen, die — z. B. in Bezug auf Sprachkenntnisse — erhoben werden, über 1—3 Jahre und beginnen am 1. Oktober und 1. April. Die Schülerinnen müssen bei Aufnahme das 16. Lebensjahr überschritten haben und die Vorbildung einer höheren Töchterschule oder verwandter Anstalten aufweisen können. Honorar für Unterricht und volle Pension 1000 Mk. jährlich, doch finden unbemittelte Damen Gelegenheit, sich ihren Unterhalt teilweise oder vollständig durch Hilfsarbeit in der Bibliothek zu verdienen.

Für den praktischen Bibliotheksdienst als Assistentin des wissenschaftlich vorgebildeten Vorstehers ist weder Studium, noch der Besuch eines Mädchengymnasiums erforderlich. Es genügt, wenn die Damen sich im Lateinischen, der Bibliothekslehre, der allgemeinen Wissenschaftskunde und in der neueren Literatur gründlich unterrichten lassen und Stenographie und Schreibmaschine beherrschen. Sie können dann sehr gut als Bibliothekarinnen an Volks- und anderen öffentlichen Bibliotheken tätig sein. In Berlin wurden kürzlich durch den Bibliothekar des Abgeordnetenhauses,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrn Professor Dr. Wolfstieg (Berlin S.W., Yorkstr. 77 III) und Fräulein Bona Peiser, der Bibliothekarin der Gesellschaft für ethische Kultur, junge Damen — Schülerinnen der ersten Klasse einer höheren Töchterschule — in dieser Weise zu Bibliothekarinnen ausgebildet, und der Erfolg ist ein ausgezeichneter gewesen.

Da der Beruf noch in den ersten Stadien seiner Entwickelung steht, so läßt sich über die Gehälter kaum etwas sagen; nur soviel sei bemerkt, daß die Gehälter für Bibliotheksvorsteherinnen, wie sie z. B. in Jena und Berlin angestellt sind, ca. 1800 resp. 700 Mk. betragen.

7. Kampagne-Chemikerin.

Obgleich die Bezeichnung „Chemikerin" für diesen, erst seit kurzem für die Frauen erschlossenen Beruf zu hoch gegriffen ist, denn Chemiker wird man erst nach mindestens dreijährigem Studium auf einer Hochschule, läßt sich nicht gut ein anderer Name dafür finden. In unserem Falle handelt es sich um eine mehr handwerksmäßige Ausbildung, die es den Frauen ermöglicht, gewisse chemische Arbeiten, wie die polarimetrische Untersuchung der Rüben, das Filtrieren der Säfte 2c. vorzunehmen, und die nur eine sechswöchige Lehrzeit verlangt. Das Laboratorium des Vereins der deutschen Zuckerindustrie, Berlin N., Invalidenstr. 42, hat seit Februar 1901 Kurse für die angehenden Chemikerinnen eingerichtet, in denen sie gewissenhaft in den verlangten chemischen Arbeiten unterwiesen werden und auf Wunsch auch ein Zeugnis erhalten können. Es werden Mädchen von achtzehn Jahren mit dem Reifezeugnis einer höheren Schule zugelassen; für Damen, welche keine höhere Schule besuchen konnten, besteht eine besondere Aufnahmeprüfung. Hauptbedingung ist Sicherheit im Rechnen, — Prozentrechnungen müssen schnell und genau gelöst werden — peinliche Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit. Das Untersuchen der Rüben auf ihren Zuckergehalt ist ein ganz einfaches Verfahren, das man sich gut in sechs Wochen zu eigen macht. Zugleich findet gründliche Anleitung in der Führung des Laboratoriums-Journals statt. Preis des Kursus 30 Mk.

Nach beendetem Unterricht können die Chemikerinnen in Zuckersiedereien, Saftfabriken und Nahrungsmittel-Laboratorium Anstellung finden. Diese Anstellung erstreckt sich aber nur über 3—5 Monate im Jahr, die Zeit der sogenannten Kampagne, die unmittelbar nach der Rübenernte im Herbst (Oktober) beginnt. Entsprechend der beschränkten Arbeitsleistung sind auch die Gehälter nicht allzu glänzend; im ersten Jahre betragen sie 50—100 Mk. monatlich, später 100—175 Mark; dazu kommt an verschiedenen Stellen noch eine Extra-Gratifikation in der Höhe eines Monatsgehalts.

Die Schattenseiten des Berufs liegen erstens in der streng begrenzten Arbeits- und der daraus hervorgehenden monatelangen Feierzeit ohne Verdienst. Zweitens sind vorläufig noch nicht allzu viele Fabriken vorhanden, die weibliche Chemikerinnen beschäftigen und drittens ist es für eine Dame oft schwierig, in der Nähe ihres Wirkungskreises Unterkunft zu finden, da die Zuckerfabriken nicht selten einsam und weit ab von Stadt oder Dorf liegen. Es ist daher ratsam, vor Beginn der Ausbildung in oben genanntem Laboratorium Erkundigungen einzuziehen, ob Aussicht auf Anstellung vorhanden, bezw. sich erst eine Stellung zu sichern, bevor man den Kursus besucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unter den Privat-Instituten, die Chemikerinnen für Zucker- und Hefefabriken ausbilden, sind vorzugsweise zu nennen das Zentral-Institut „Alkohol", Berlin N. 58, Schönhauser Allee 141a und das „Chemisch-technische und bakteriologische Laboratorium" von Dr. Braun und Krühn, Berlin C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 38.

V. Frauen in der Heilkunst und Krankenpflege.[1]

1. Orthopädistin.

Seitdem die Medizin sich der Orthopädie als Heilmittel bedient, haben sich auch die Frauen diesem Berufe zugewandt. Vielfach geht der praktischen Ausbildung ein längeres medizinisches Studium voraus. Dann folgt der Eintritt als Volontärin in ein orthopädisches Heilinstitut, und später Assistenten-Arbeit bei einem Arzt für Orthopädie oder in einer orthopädischen Anstalt.

In Schweden befaßt sich besonders Professor Nycander in Gothenburg mit der Ausbildung ärztlicher Assistentinnen für orthopädische Gymnastik und Massagebehandlung. Die Hauptkurse (200 Kronen), verbunden mit Anatomie, Psychologie und Bewegungslehre, beginnen alljährlich im Oktober, doch finden auch kürzere Kurse statt.

In Dresden besitzt Fräulein Lina Neumann (Bergstr. 64) ein Unterrichts-Institut, in dem jährlich mehrere Kurse stattfinden (450 Mk.).

In Berlin ist das mediko-mechanische Institut von Dr. G. Schütz, W., Wilhelmstraße 92—93, zur Ausbildung zu empfehlen. (Zweimonatliche Kurse, 100 Mk.)

Die ganze Studien- und Ausbildungszeit dürfte 5—6 Jahre umfassen. Der Beruf ist anstrengend, die Einrichtung zur selbständigen Ausübung ziemlich kostspielig. Von Frauen geleitete Institute haben sich bisher vorzüglich bewährt und dürften sich sowohl in Ärzte- als Laienkreisen eines guten Rufs erfreuen.

Gehilfinnen bei Ärzten und in orthopädischen Anstalten erhalten im Durchschnitt 40—50 Mk. monatliches Honorar bei freier Station, sonst 100 Mk.

2. Heilgymnastin und Masseuse.

Bisher war es bei uns den Frauen nicht möglich, sich wissenschaftlich und unter staatlicher Kontrolle in Heilgymnastik und Massage auszubilden. Die notwendigen Vorkenntnisse wurden in privaten Massage- und Heilgymnastik-Instituten erworben. Nur wenige Damen suchten ihre Ausbildung an der eigentlichen Quelle dieses neuen Heilverfahrens, in dem Königl. Institut für Gymnastik und Massage zu Stockholm. Diese Anstalt bildet Schülerinnen mit dem Reifezeugnis einer höheren Töchterschule in zweijährigen Kursen unentgeltlich aus und unterwirft sie nach Schluß derselben einer staatlichen Prüfung. Seit April 1901 besteht nun aber auch in Deutschland eine staatlich genehmigte Lehranstalt für Heilgymnastik,

[1] Ärztin, Zahnärztin und Apothekerin siehe voriges Kapitel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Massage und Turnen, die eine der schwedischen gleichartige Ausbildung zusichert und ihren Schülerinnen die Möglichkeit gibt, sich von einer staatlich eingesetzten Kommission prüfen zu lassen und danach als staatlich anerkannte Heilgymnastinnen zu praktizieren. Es ist dies die, unter obigem Namen bestehende Anstalt des Dr. Lubinus, Kiel, Brunswiekerstr. 10. Bedingung zur Aufnahme sind ein Alter zwischen 19 und 35 Jahren, gute Schulbildung, kräftiger Gesundheitszustand und amtliches Führungszeugnis. Die Kurse in Heilgymnastik und Massage dauern 2 Jahre und kosten halbjährlich 150 Mk.

Beschäftigt werden Heilgymnastinnen und -Masseusen in Kur- und Heilanstalten, in Badeanstalten, Krankenhäusern und erstere auch in Erziehungsinstituten, da die pädagogische Heilgymnastik in ihrer Bedeutung für die Gesundheit und Schmiegsamkeit des Körpers immer mehr Anerkennung findet. Aus diesem Grunde lohnt sich auch in größeren Städten die Einrichtung selbständiger Institute für Heilgymnastik.

3. Geburtshelferin.

Ein Beruf, in dem gebildete Kräfte dringend erwünscht sind, ist derjenige der Geburtshelferin oder Hebamme. Er steht Mädchen, verheirateten Frauen und Witwen offen, doch werden vom Publikum aus leicht begreiflichen Gründen Frauen und Witwen bevorzugt. Der Beruf verlangt gute Gesundheit und größte Gewissenhaftigkeit und ist ein äußerst verantwortungsvoller.

Die Ausbildung kann nur in staatlichen Hebammen-Lehranstalten genossen werden. Die körperliche und geistige Befähigung zu dem Beruf muß die Bewerberin durch ein Attest des Kreis- (Stadt-, Oberamts-)Physikus auf Grund einer von diesem abgehaltenen Prüfung erbringen. Ebenso sind ein Geburtsschein, ein Attest über nochmalige Impfung und polizeiliches Führungszeugnis einzureichen. Das Alter soll nicht unter 20 und nicht über 30 Jahre sein. Die Ausbildung dauert durchschnittlich 6 Monate, in einzelnen Anstalten, z. B. in Kiel und Straßburg i. E., auch 9 Monate. Für Wohnung und Beköstigung sind 300—450 Mk. zu zahlen. Der Unterricht ist meist frei, abgesehen von einer geringen Extragebühr. Für Bücher und Instrumente sind ungefähr noch 30—50 Mk. zu rechnen. Wenn gar keine Mittel vorhanden sind, so kann der betreffende Geldbetrag auch aus Staatsmitteln erlegt werden, doch hat die Ausgebildete sich dafür auf längere Zeit zur Niederlassung in einem bestimmten Bezirk zu verpflichten und Mittellose ohne Vergütung zu behandeln.

Hebammen-Lehranstalten gibt es u. a. in Preußen in Berlin, Breslau, Celle, Danzig, Erfurt, Frankfurt a. O., Greifswald, Gumbinnen, Hamburg, Hannover, Kiel, Köln, Königsberg i. Pr., Cübben, Magdeburg, Marburg, Oppeln, Osnabrück, Paderborn, Posen, Stettin, Wittenberg ꝛc.; in Sachsen in Leipzig; in Bayern in Bamberg, Erlangen, München, Würzburg; in Württemberg in Stuttgart; in Hessen in Gießen und Mainz; in Baden in Freiburg und Heidelberg; in Elsaß-Lothringen in Straßburg und Metz; in Sachsen-Koburg-Gotha in Gotha; in Sachsen-Weimar in Jena; in Mecklenburg in Rostock; im Hamburgischen Staat in Hamburg.

Über die Aufnahmebedingungen besagt der „Deutsche Hebammen-Kalender" (Berlin, Elwin Staudes Verlag, 1899) das Nähere.

Die Taxen für Geburtshilfe und Wochenbesuche sind in den einzelnen Städten und Gemeinden verschieden. In Berlin betragen sie 10—30 Mk. für die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entbindung, 1 Mk. für jeden Besuch vor und nach der Entbindung, bei Nacht das Doppelte. Bezirkshebammen erhalten in Preußen durchschnittlich ein jährliches, sogenanntes Wartegeld von 6—450 Mk. und freie Wohnung. Sie sind verpflichtet, jedem Rufe zu folgen und die armen Frauen unentgeltlich zu entbinden und zu pflegen. Das Durchschnitts-Wartegeld beläuft sich auf 50 Mk. jährlich.

4. Krankenpflegerin.

Für den Liebesdienst an Kranken, der eine Summe von Geduld, Treue, Selbstüberwindung, liebender Hingabe und Aufopferung verlangt, sind nur tiefer angelegte Naturen recht geeignet. Viele Frauen bringen eine angeborene Begabung für den Pflegeberuf mit, die sich durch noch so gute und vollkommene Fachbildung niemals ganz ersetzen läßt. Höhere Töchterschul-Bildung ist wünschenswert, aber nicht durchaus notwendig.

Zur Ausbildung als Krankenpflegerin bieten zahlreiche religiöse und weltliche Verbände Gelegenheit. In den religiösen Diakonissenhäusern ist die Lehrzeit meist eine strengere als in den interkonfessionellen Anstalten.

Die Ausbildungskurse sind überall praktischer und theoretischer Natur und dauern mindestens ein Jahr, während welcher Zeit die angehende Pflegerin auf den verschiedenen Stationen alle Arten der Krankenpflege in umfassendem Maße kennen lernt. Nach Schluß der Lehrzeit findet eine Prüfung statt, auf Grund deren die Schülerin das Diplom als fertig ausgebildete Krankenpflegerin resp. -Schwester erhält und das Abzeichen der betreffenden Anstalt oder des Verbandes tragen darf.

Meist steht es im Belieben der Schwester, dem Mutterhause oder Verbande, dem sie die Ausbildung verdankt, auch ferner anzugehören oder auszuscheiden und sich als Privat-Krankenpflegerin niederzulassen. Als Diakonisse bleibt sie in steter Abhängigkeit vom Mutterhause, ist zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und muß gehen, wohin sie geschickt wird. Sie erhält keinen Lohn, nur freien Unterhalt und ein Taschengeld. Dafür aber wird sie in Krankheitsfällen vom Mutterhause verpflegt und bei Dienstunfähigkeit zeitlebens unterhalten.

Auch wenn sie einem weltlichen, unter der Leitung einer Oberin stehenden Verbande angehört, hat die Pflegerin einen Halt den Fährnissen des Lebens gegenüber und eine gewisse Sicherstellung bei Krankheit, Alter und Dienstuntauglichkeit. Bei der freien Pflegerin fallen diese Vorteile fort, weshalb sich auch bei ihnen häufig „freie Vereinigungen" bilden, die unter Leitung einer selbst gewählten Oberin stehen, eine gemeinsame Wohnung haben und der Pflegerin den wünschenswerten Anschluß gewähren.

Viele Pflegerinnen wenden sich bestimmten Gebieten der Krankenpflege zu und arbeiten in Irrenhäusern, in Blinden-, Taubstummen- und Idioten-Anstalten, in Krüppelheimen, Anstalten für Epileptische, Kinderkrankenhäusern ꝛc., kurz, wohin sie ihre persönliche Neigung oder ihre speziellen Kenntnisse ziehen.

Jedes Diakonissenhaus, jeder Verband und jede Pflegerinnenschule hat ihre eigenen Aufnahmebedingungen und Vorschriften, die aus den Statuten der betreffenden Anstalt zu ersehen sind.

Bedeutende Diakonissenhäuser[1]) bestehen u. a. in Altona, Augsburg, Arolsen (Sofienheim), Berlin (Elisabethstift, Lützowstr. 24 und 26, — Zentral-Diako-

[1]) Wo kein besonderer Name angeführt ist, genügt die Angabe: „Diakonissenhaus" unter Zufügung des Städtenamens.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nissenhaus Bethanien, Mariannenplatz 1 und 3, — Paul Gerhardt-Stift, Müllerstr. 56, Lazarus-Krankenhaus, Bernauerstr. 115 und 116), Bielefeld, Bremen, Braunschweig (Marienstift), Breslau, Dresden, Darmstadt (Elisabethstift), Danzig, Eisenach, Elberfeld (Bethesda), Flensburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O. (Lutherstiftung), Guben (Naemi-Wilke-Stift), Halle, Hamburg (Bethesda und Bethlehem), Hanau, Hannover (Henriettenstift), Kaiserswerth a. Rh., Karlsruhe, Königsberg i. Pr. (Haus der Barmherzigkeit), Kraschnitz i. Schl. (Diakonissenhaus des deutschen Samariter-Ordens), Leipzig, Ludwigslust (Bethlehemsstift), Mannheim (evang. Diakonissenanstalt), Oldenburg, Posen, Speier, Stettin (Kinderheilanstalt und Diakonissenhaus), Straßburg, Stuttgart, Wiesbaden (Paulinenstift), Witten a. Ruhr.

Anstalten vom Roten Kreuz sind: das Helenenstift in Altona, das Augusta-Hospital in Berlin, das Krankenhaus in Bremen, das Karolakrankenhaus in Dresden (Albertinerinnen), das Alice-Krankenhaus in Darmstadt, das Kinderkrankenhaus in Elberfeld, Bethesda in Gnesen, das Klementinenhaus in Hannover (auf kirchlicher Grundlage stehend), das Vereinshospital in Hamburg, die Krankenanstalt in Karlsruhe, das Krankenhaus in Kassel, das Vereinskrankenhaus in Köln, das Anscharhaus in Kiel (evang. Schwestern), das Vereinskrankenhaus in München, der Marien-Frauen-Verein in Schwerin, der Verband der Olgaschwestern in Stuttgart u. a.

Krankenpflegerinnen für die Kolonien bildet, angeregt vom „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien", das Staatskrankenhaus in Hamburg-Eppendorf aus. Anmeldungen sind zu machen bei der Vorsitzenden, Ihrer Exzellenz Frau von Stephan, Berlin W., Passauerstr. 6—7 oder bei dem Schriftführer, Hauptmann a. D. von Laurens, Berlin W., Augsburgerstraße 45.

Eine besondere Organisation ist der Evangelische Diakonie-Verein, Vorsitzender Prof. Zimmer, Zehlendorf-Berlin, der auf allgemein evangelischem Boden steht, aber nicht im engeren Sinne des Wortes konfessionell genannt werden kann.

Speziell jüdische Krankenpflegerinnen bildet u. a. der Berliner „Verein für jüdische Krankenpflegerinnen" aus; Oberin Rosa Blau, Berlin N., Auguststraße 17.

Für die Kinderkrankenpflege ist das „Emmaheim" in Bad Nauheim zu empfehlen, auch nimmt Dr. H. Neumann, Berlin, in seiner Poliklinik für arme, kranke Kinder (Blumenstr. 78) einige Lehrschwestern auf.

5. Manicüre und Pedicüre.

Unter diesen hochtrabenden Namen sind die Pflegerinnen der Hand- und Fußnägel zu verstehen, die in großen Städten und viel besuchten Badeorten ein gutes Brot finden. Der Beruf ist erst neueren Datums und hervorgegangen aus der größeren Aufmerksamkeit, die der moderne Mensch seiner Körperpflege zuwendet. Die Ausbildung ist unseres Wissens nur auf privatem Wege zu erlangen bei tüchtigen Manicüren und Pedicüren oder in Instituten für Schönheitspflege, wie sie allerorten fast bestehen. Die Berufe schließen die vollständige Pflege von Hand und Fuß ein, d. h. bei ersterer das Verschneiden der Nägel, Vermeiden von Neidnägeln, die Pflege der Haut, das Polieren der Nägel mit Creme oder Pulver ꝛc. Die Pedicüre muß außer der Nagelpflege auch das Schneiden von Hühneraugen, das Beseitigen der Ballen ꝛc. ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stehen. Die Besuche werden wöchentlich in der Wohnung der Kundinnen abgestattet und jedesmal honoriert oder im Abonnement bezahlt. Manicüren zählen unter Umständen auch Herren zu ihren Kunden, bei Pedicüren dürfte das jedoch ausgeschlossen sein. Ein einzelner Besuch wird mit 1,50—5,00 Mk. bezahlt, im Abonnement kostet jeder Besuch außer dem Hause 1,25—2,50 Mk.

VI. Frauen im Staatsdienste und Gemeindewesen.

1. Post- und Telegraphenbeamtin.

Laut Verfügung der deutschen Postverwaltung muß die Bewerberin zum Post- und Telegraphendienst „rüstig, gesund, von entstellenden Gebrechen frei, unbescholten, mindestens 16 Jahre alt sein und eine angemessene Schulbildung nachweisen können". Vorteilhaft ist Fertigkeit im Maschineschreiben. Das schriftliche Bewerbungsgesuch ist durch Vermittlung des nächstgelegenen Postamts an diejenige kaiserliche Postdirektion einzureichen, in deren Bezirk die Beschäftigung gewünscht wird. Ein selbst gefertigter Lebenslauf, Schulzeugnisse, Zeugnisse über Führung seit Schulabgang, ärztliches Attest und Geburtszeugnis sind dem Gesuch beizulegen. Wenn die Bewerberin zur Annahme geeignet erscheint und ein dienstliches Bedürfnis vorliegt, so wird sie zugelassen und in der Regel einem Postamt III. als Privatgehilfin zugewiesen. Die Ausbildung, für die keine Entschädigung gezahlt wird, dauert drei Wochen; danach setzt der Bezug von Tagegeldern mit 2,25 Mk. ein, die innerhalb fünf Jahren auf 3 Mk. steigen. Nach neun Jahren folgt etatsmäßige Anstellung mit 1100—1500 Mk. Jahresgehalt und 180 Mk. Wohnungsgeld. — Die Postgehilfinnen haben Beamteneigenschaft und Anrecht auf Pension nach 15jähriger Dienstzeit.

2. Telephonistin.

Als Telephonistinnen zugelassen werden wohlerzogene, gewandte Mädchen oder kinderlose Witwen achtbarer Familien im Alter von 18—30 Jahren. Die erforderlichen Kenntnisse sind dieselben wie bei der Postbeamtin. Bewerberinnen müssen über eine sehr feste Gesundheit verfügen, besonders hinsichtlich der Lunge, Nerven, Augen und Ohren völlig intakt sein. Gesuch, Ausbildung und Anstellung unterliegen den gleichen Bestimmungen, wie sie oben angegeben wurden, ebenso das Gehalt und Ruhegehalt. In Krankheitsfällen bezieht die Telephonistin drei Viertel ihres Gehaltes.

Ältere Gehilfinnen, deren Leistungen und gesamtes Verhalten sie besonders dazu berechtigen, werden als Telephon-Aufsichtsbeamtinnen ausgewählt. Sie erhalten eine außerordentliche Vergütung von jährlich 100—120 Mk.

3. Eisenbahnbeamtin.

Zulässig sind Bewerberinnen im Alter von 20—40 Jahren mit guter Schulbildung und fester Gesundheit, die durch das Attest des Bahnarztes oder eines Kreisphysikus nachzuweisen ist. Einzureichen sind ferner ein selbst geschriebener Lebens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lauf, Schulzeugnisse und polizeiliches Sittenzeugnis. Wird das Gesuch angenommen, so ist eine Vorprüfung abzulegen, auf die eine Lern- und Probezeit von 6 Monaten folgt; diese schließt mit der Dienstprüfung ab.

Das Gehalt der etatsmäßig angestellten Eisenbahnbeamtin bewegt sich von 60 Mk. aufwärts bis zu 100 und 125 Mk. monatlich, nebst Wohnungsgeldzuschuß. Beschäftigt werden die Eisenbahnbeamtinnen im Fahrkarten-Schalterdienst, im Gepäckabfertigungsdienst und im Bahntelegraphendienst. Im Fall der Verheiratung wird das Dienstverhältnis gelöst. Nach 15jähriger Dienstzeit tritt Pensionsberechtigung ein.

4. Fabrikinspektorin.

Obgleich die Aussichten für Anstellung von Fabrikinspektorinnen in Deutschland noch nicht besonders günstig liegen, der Beruf mithin nicht als ein ergiebiger zu betrachten ist, mögen seine Anforderungen und Aussichten hier doch kurz erwähnt sein.

Die Pflichten einer Fabrikinspektorin bestehen hauptsächlich darin, „den Wortlaut und den Geist der Arbeiterinnenschutz-Gesetzgebung zum Ausdruck zu bringen", d. h. darüber zu wachen, daß die entsprechenden Verfügungen zum Wohle der weiblichen Arbeiterschaft innegehalten werden; sie muß den Arbeiterinnen gegenüber ihren sittlichen Einfluß geltend machen, ein offenes Auge für deren Bedürfnisse haben und Verbesserungen bestehender Übelstände anstreben.

Das Amt der Fabrikinspektorin verlangt eine feste Gesundheit, die dem Aufenthalt in schlecht gelüfteten, von Dünsten und Miasmen erfüllten Fabriken und Werkstätten und den Unbilden der Witterung Trotz zu bieten weiß. Es verlangt ferner genauste Kenntnis aller wichtigen Verordnungen der Fabrik- und Werkstätten-Gesetzgebung auf gewerbe-hygienischem und technischem Gebiet, Energie, Umsicht, Takt, Herzensgüte, Gerechtigkeit, Höflichkeit und Ruhe, um zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in richtiger Weise vermitteln und jeder Partei gerecht werden zu können. Das Gehalt einer Fabrikinspektorin beträgt 1800—2400 Mk. jährlich.

5. Oberbeamtinnen in Strafanstalten.

Seit einigen Jahren werden in den Frauengefängnissen weibliche Oberinnen angestellt. Dieselben haben den Rang eines Inspektors und sind dem Direktor unterstellt, dessen Anordnungen sie Folge zu leisten haben. Damen der höheren Stände, mit gründlichem Wissen und christlicher Überzeugung, in reiferem Lebensalter stehend, sind in erster Linie für diese Stellen in Aussicht genommen. Besonderer Wert wird auf ein gewisses Maß von Erfahrung im Umgang mit einfachen Leuten, auf ruhiges, zielbewußtes und freundliches Wesen gelegt. Auch kräftige, gesunde Körperkonstitution ist vonnöten, da der Dienst früh beginnt und anstrengend verläuft und sich täglich über acht Stunden erstreckt. In jeder Woche wird ein dienstfreier Nachmittag gewährt.

Schriftliche Bewerbungen (auch Witwen werden zugelassen) sind unter Beifügung eines selbst geschriebenen Lebenslaufes, eines Führungsattestes und Darlegung der Vermögensverhältnisse an Se. Exzellenz den Minister des Innern zu richten. Ausbildungs- und Probedienstzeit (1 Jahr) werden in einer, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Minister des Innern unterstellten Strafanstalt zugebracht. Der Unterricht ist unentgeltlich, nur der Unterhalt muß selbst bestritten werden. Das Gehalt der Oberin beläuft sich auf jährlich 2700 Mk. bei freier Wohnung mit Garten oder Mietsentschädigung, freier Beleuchtung und Heizung. Pensionsberechtigung tritt nach zehnjähriger Dienstzeit ein.

Neben den Oberinnen werden in manchen Strafanstalten auch Buchhalterinnen und Lehrerinnen angestellt, die gleichfalls zu den Oberbeamtinnen gehören und wie die Oberin täglich eine achtstündige Dienstzeit zu absolvieren haben. Erforderlich ist das Alter von 25—35 Jahren; für die Buchhalterin zudem das Abgangszeugnis einer höheren Töchterschule, Besuch einer Handelsschule und Verpflichtung zu einer dreimonatigen Probedienstleistung ohne Gehaltsentschädigung. Die Buchhalterin bezieht nach Anstellung ein Gehalt von 1200 Mk., das von drei zu drei Jahren um 200 Mk. bis zu 2200 Mk. steigt, und 432 Mk. Mietsentschädigung, resp. Dienstwohnung, freie Heizung und Beleuchtung. Die Lehrerin hat die Berechtigung zum Unterrichten an öffentlichen Volksschulen nachzuweisen und muß mindestens schon zehn Jahre als Volksschullehrerin tätig sein. Bewerbungen um beide Stellen sind, wie oben angegeben, beim Minister des Innern einzureichen.

6. Gefängnisaufseherin.

Diese gehören zu den Subalternbeamten der Strafanstalt, eine Tatsache, die indessen auf ihr außerdienstliches Leben ohne jeden Einfluß ist. Hauptbedingung sind ein gesunder, widerstandsfähiger Körper, tadelloser Lebenswandel, christliche Gesinnung und gute Volksschulbildung. Die Meldung hat bei der „Kommission zur Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen" (Berlin W., Königin Augustastraße 25 und 27) zu erfolgen, wobei einzureichen sind: 1) Ein selbst verfaßter und selbst geschriebener Lebenslauf, mit Angabe der bisher innegehabten Stellung und der Gründe, die für Ergreifung des neuen Berufes maßgebend sind; 2) der Taufschein; 3) ein ärztliches Gesundheitsattest mit Angabe des Größenmaßes; 4) ein polizeiliches Sittenzeugnis; 5) ein Zeugnis des Seelsorgers; 6) Zeugnisse (oder deren beglaubigte Abschrift), die Bewerberin event. in ihren bisherigen Stellungen erhalten hat.

Der Ausbildungskursus umfaßt 4—5 Monate und wird in verschiedenen Anstalten durchgemacht. Verpflegungs- und Reisegelder werden während dieser Zeit gewährt. Die Bewerbung um Anstellung ist danach beim Minister des Innern einzureichen; bei besonders guten Leistungen erfolgt diese oft sofort.

Die Dienstzeit der Aufseherinnen erstreckt sich täglich über zehn Stunden; alle acht Tage ist ein Sonntag-Vormittag oder -Nachmittag, alle drei Wochen ein ganzer Sonntag dienstfrei. Das Anfangsgehalt von 700 Mk. steigt von drei zu drei Jahren um je 50 Mk. Höchstgehalt 900 Mk. und Mietsentschädigung oder Dienstwohnung 2c. Nach zehn Jahren Pensionsberechtigung. Die tüchtigsten Aufseherinnen rücken allmählich zu Oberaufseherinnen, Werkmeisterinnen und Hausmüttern auf. Als solche beziehen sie ein Gehalt von 900 bis 1500 Mk. bei freier Wohnung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu bemerken ist noch, daß Bewerberinnen, die sich nach erfolgter Ausbildung zur Anstellung als Gefängnisaufseherinnen nicht eignen, dem Staate das für sie während der Lehrzeit verausgabte Geld zurückerstatten müssen.

7. Armenpflegerin.

Die Heranziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege ist erst jüngeren Datums. Kassel war wohl die erste Stadt, die 1881 Frauen als öffentliche Armenpflegerinnen mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer zuließ. Ein Fortschritt in der Bewegung ist erst seit 1896 zu verzeichnen, nachdem der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit" sich der Angelegenheit annahm. Dennoch befindet sie sich zur Zeit noch in einem Übergangsstadium, und als vollberechtigte Mitglieder der Armenverwaltung fungieren die Armenpflegerinnen auch heute noch nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Städten, u. a. in Kassel, Erfurt, Posen, Bremen, Danzig, Mannheim 2c. Das Gehalt beträgt ca. 600 Mk.

Häufiger werden die Frauen zu ergänzender Tätigkeit auf diesem Gebiete zugezogen, als Waisenpflegerinnen, Aufsichtsdamen für Haltekinder-Pflegestellen u. dergl. Ihre Tätigkeit ist teils ehrenamtlich, teils besoldet und umfaßt die Prüfung der Familien, denen die Kinder übergeben werden sollen, die dauernde Kontrolle der untergebrachten Kinder, Unterstützung derselben bei der Berufswahl, Auszahlung der Pflegegelder, Bericht an den aufsichtführenden Arzt 2c.

8. Fleischbeschauerin.

Seit einigen Jahren werden Frauen bei der städtischen Fleischbeschau beschäftigt, wobei ihnen die mikroskopische Untersuchung des Schlachtfleisches obliegt. Meldungen mit Lebenslauf sind beim Magistrat einzureichen. Als Vorbildung genügen die Kenntnisse einer Volksschule. Die Ausbildung wird von einem besonders dazu bestimmten städtischen Tierarzt nebenamtlich gegen ein Honorar von 20 Mk. erteilt und nimmt 6—8 Wochen in Anspruch. Die Prüfung, die meist einige Wochen auf sich warten läßt, ist vor dem Departementstierarzt und dem Stadtphysikus abzulegen. Auf das Examen folgt eine Probezeit und, wenn sie zur Zufriedenheit verläuft, Anstellung in dem städtischen Schlachthaus. Festes Gehalt wird nicht gezahlt, wohl aber eine Vergütung von 55 Pfg. (Berlin) für die Untersuchung je eines Schweins. Die Dienststunden richten sich meist nach der Zahl der täglichen Schlachtungen; in Berlin währen sie durchschnittlich von früh 7½—1½ Uhr, an Sonntagen von 6½—8½ Uhr. Das Gehalt einer Fleischbeschauerin beziffert sich somit in großen Städten jährlich auf ungefähr 1000—1100 Mk., nach längerer Dienstzeit auf ungefähr 1500—1600 Mk. — Der Andrang zu diesem Berufe ist ein sehr großer, und da die Konkurrenz der männlichen Kollegen sich stark geltend macht und nur einheimische Bewerberinnen berücksichtigt werden, ist schwer anzukommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VII. Frauen in der Kunst und im Kunstgewerbe.

1. Malerin und Bildhauerin.

Oberflächlich betrachtet, scheint der Künstlerberuf nur Lichtseiten aufzuweisen. In Wahrheit aber ist kaum ein anderer so reich an inneren und äußeren Kämpfen, an ernstem Ringen und unermüdlichem Streben, wie eben dieser. Wer sich der Kunst widmen und Großes darin erreichen will, muß schon über ein sehr bedeutendes Talent verfügen und nebenbei auch die nötigen Mittel haben, um diesem eine freie Entwickelung zu sichern; denn nichts wirkt ungünstiger auf die künstlerische Ausbildung, als wenn der Kampf ums Brot schon während der Studienzeit beginnt und das Talent in Wege drängt, die es sonst nicht gehen würde. Auch die Gesundheit ist zu beachten; das Studium strengt an, es verlangt Nachdenken, Nervenanspannung, scharfes Sehen und stundenlanges Stehen; dazu kommt bei der Landschaftsmalerei das Skizzieren im Freien, oft bei kaltem, trübem Wetter, bei prallem Sonnenschein und strengem Frost.

Um ein unparteiisches Urteil über sein Können zu erlangen, empfiehlt es sich, ein oder mehrere Sachverständige, Künstler, Kunstkritiker ꝛc. zu Rate zu ziehen und ihnen mehrere selbständig ausgeführte Arbeiten, keine Kopien, zur Prüfung vorzulegen. Man hat dann wenigstens einen Anhalt, ob sich das Studium lohnen würde oder nicht. Zwecks Ausbildung wende man sich dann an eine Malerinnenschule, wie solche vom Künstlerinnen-Verein in Berlin (Potsdamerstraße 39) und München (Türkenstraße 89) eröffnet wurden oder an die Malerinnenschule zu Karlsruhe i. B., an die Schule des Gewerbe-Vereins in Hannover, an die Königl. Kunstschule, das Kunstgewerbemuseum in Berlin und ähnliche Anstalten. Die Kosten des Studiums, das wenigstens 2—3 Jahre in Anspruch nimmt, belaufen sich — Stunden- und Modellgeld, Malutensilien, Lebensunterhalt und dergl. mit eingerechnet— selbst bei großer Sparsamkeit doch immerhin auf 2000—2500 Mk. jährlich; bei Bildhauerinnen dürften sie, infolge des kostspieligen Studienmaterials, wohl noch etwas höher anzunehmen sein. Nach Verlassen der Kunstschule ist es ratsam, noch eine Zeitlang in verschiedenen Künstlerateliers zu arbeiten, um möglichst vielseitige Kenntnisse zu erwerben.

Dieser langwierigen und mühsamen Ausbildung stehen — einzelne besondere Glücksfälle ausgenommen — durchschnittlich nur sehr unsichere Erfolge gegenüber, da diese ja nicht allein vom Können der Künstlerin, sondern auch von der Gunst und Kauflust des Publikums abhängen. Die meisten Kunstjüngerinnen suchen daher ihren Einnahmen durch Errichtung von Malzirkeln, Annahme einer Lehrstelle an Pensionen, Kunstschulen und dergl. einen, wenigstens einigermaßen festen Untergrund zu geben. Oft erweist sich auch die Beschränkung auf ein Spezialgebiet: Porzellanmalerei, Glasmalerei, Buch- und Zeitungsillustrationen, bei Bildhauerinnen auf die sogenannte Kleinplastik ꝛc. als recht ersprießlich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Bühnen-Künstlerin.

Was anfangs von der Künstlerin im allgemeinen gesagt wurde, trifft in ganz besonderem Maße auf die Bühnenkünstlerin und namentlich die Schauspielerin zu. Nur hervorragendes Talent, zähe Ausdauer und ein klingender Hinterhalt sichern hierbei den erhofften Erfolg; Durchschnittsbegabung aber geht fast immer einem dornenvollen Wege, und nicht selten dem Untergange entgegen.

Neben dem „inneren Beruf" für die Bühne sind aber auch die äußere Erscheinung, das Organ, die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses, die Sprache ꝛc. für die angehende Schauspielerin von Wichtigkeit, da von diesen anscheinend nebensächlichen Faktoren unendlich viel abhängt. Prüfung des angeblich vorhandenen Talents durch einen oder mehrere hervorragende Schauspieler ist dringend erforderlich und in jedem Falle sicherer als die Einholung eines Urteils vom Leiter irgend einer beliebigen Theaterschule, der es meistens mehr auf die zu erhoffende Schülerin als auf deren künftige Laufbahn ankommt.

Für den Unterricht gibt es zwei Wege, den privater Unterweisung bei einem berühmten Schauspieler oder den Besuch einer dramatischen Lehranstalt. In letzterem Falle ist die Wahl mit besonderer Vorsicht auszuführen. Beim Unterricht kommt es hauptsächlich auf Sprach- und Organstudien, Gedächtnisübung und Bewegungsstudien an, an die sich das Einüben verschiedener Rollen schließt. Privatkurse können bei viel Fleiß und Talent in ca. 1—1½ Jahren zu Ende geführt werden; in einer Theaterschule währt der Unterricht etwa 2—3 Jahre.

Nach Abschluß der grundlegenden Studien ist aber die junge Schauspielerin noch lange nicht so weit, ohne Zuschuß, nur von ihrer Tätigkeit leben zu können; oft vergehen Jahre, ehe sie dies Ziel erreicht. Stellungen vermitteln die Theater-Agenturen gegen entsprechende Prozente, Engagements werden auf Grund feststehender Kontrakte vollzogen, die oft so verwickelt und verklausuliert sind, daß alle Rechte auf Seiten der Direktion, alle Pflichten und Nachteile auf Seiten der Schauspielerin liegen. Gleich ins erste Engagement ist eine kleinere Bühnenausstattung mitzubringen, die sich ungefähr folgendermaßen zusammensetzt: 3 Straßentoiletten, mehrere Salontoiletten, ein Bauern-, ein altdeutsches (Gretchen-) und ein klassisches Kostüm, ein Rokokoanzug und zwei bis drei historische Kostüme. Dazu Mäntel, Umhänge, Kragen, Schuhzeug, Wäsche, ein seidenes, fleischfarbenes Trikot, Handschuhe, Schirme, Hüte, Schmuck, Federn, Fächer ꝛc. ꝛc. Die Ausgaben dafür sind mindestens auf 700 bis 800 Mark anzuschlagen.

Über die Gage der Anfängerin lassen sich schwer genaue Angaben machen; durchschnittlich bewegt sie sich an kleineren Theatern mit sechsmonatiger Spielzeit zwischen 50 und 90 Mk., bei mittleren Theatern mit achtmonatiger Spielzeit zwischen 80 und 100 Mk., später erhöht sie sich auf 200—600 Mk. monatlich. Größere Hof- und Stadttheater zahlen ungefähr 15 000—20 000 Mk. Jahresgehalt und gewähren auch kürzeren oder längeren Urlaub.

Der Hauptteil der Gage wird aber leider von dem vorgeschriebenen Toilettenaufwand verschlungen, sodaß zum Leben selbst blutwenig, oft garnichts übrig bleibt. Dazu kommen die verschiedenen Reisen von einem Engagement ins andere und die sogen. stille Zeit, die jährlich 3—4 Monate beträgt und nur kostet, aber nichts einbringt, sodaß man beim Gros der Schauspielerinnen nicht mit Unrecht von einem „glänzenden Elend" spricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Aussichten der Bühnensängerin sind im allgemeinen bessere, da sie höhere Gagen bezieht. Ihre Ausbildung erlangt sie entweder auf einem Konservatorium (Konservatorien der Musik zu Berlin, Leipzig, Dresden, Frankfurt a. M., München, Stuttgart, Musikschulen zu Hamburg, Köln, Breslau Karlsruhe 2c.) oder durch Privatunterricht bei verschiedenen bedeutenden Gesangslehrern. Der Kursus an einem Konservatorium ist gewöhnlich von dreijähriger Dauer, das Honorar beträgt jährlich 300 bis 400 Mk. ohne Lehrbücher, Musikalien 2c. Privatstunden werden mit 10 und 20 Mk., oft auch höher bezahlt.

Vor Eintritt ins Engagement muß die Bühnensängerin mindestens zwölf Partien vollständig innehaben, bei größeren Bühnen oft auch zwanzig und mehr. Neben dem gesanglichen Studium ist der Besuch einer Bühnenschule unerläßlich; desgleichen ist es vorteilhaft, sich einige Fertigkeit im Klavierspiel anzueignen, um beim Begleiten der Übungen und beim Rollenstudium nicht auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Der Abschluß von Engagements, Kontrakte, Bühnenausstattung 2c. — das alles beruht auf gleichem Grunde wie bei der Schauspielerin.

An Gagen bezieht eine gute, dramatische Sängerin an mittleren Bühnen jährlich 10—12 000 Mk., an ersten Bühnen 20—30 000 Mk. Die Anfängerin erhält jährlich 2—3000 Mk., ebenso die Vertreterin von Nebenrollen; die Chorsängerin 80—100 Mk. monatlich.

Die meisten Bühnensängerinnen gründen in späteren Jahren Ausbildungsklassen für Schülerinnen oder geben Privatunterricht und erzielen, je nach Ruf und Bedeutung mehr oder minder glänzende Honorare dabei.

Die Ausbildung zum Ballett muß schon im Kindesalter erfolgen, und die Ballettschulen weisen Schülerinnen von fünf und sechs Jahren auf. Der Beruf ist sehr anstrengend und bedingt einen kräftigen, gesunden, nebenbei auch wohlgewachsenen Körper. In der Ballettschule des Königlichen Opernhauses zu Berlin, die zugleich mit einer wissenschaftlichen Schule für die kleinen Eleven verbunden ist, geschieht die Ausbildung unentgeltlich. Abgesehen davon, gibt es auch besondere Unterrichtsinstitute und Ballettmeister und -Meisterinnen, die sich mit der Vorbildung zum Ballett befassen. Je nach der Lehrmethode und nach dem Talent der Elevin erstrecken sich die Kurse über drei bis zehn Jahre.

An der Berliner Oper beträgt das Anfangsgehalt der Ballettänzerinnen nebst Spielhonorar 1500 Mk. und steigt bis zu 2500 Mk. Bis zur festen Anstellung werden die Elevinnen der Ballettschule ihren Leistungen entsprechend mit 3—6 Mk. für die einzelne Vorstellung honoriert. Kostüme, Trikots, Perücken werden ihnen geliefert, sodaß nur die Sorge für Schuhe und Unterkleider bleibt. Obertänzerinnen beziehen eine Gage von 25—30 000 Mk., prima Ballerinnen, wie die dell'Era, Urbanska 2c. 45—60 000 Mk. An anderen Bühnen beträgt das Anfangsgehalt der Ballettänzerin monatlich 60 Mk. und 3 Mk. Spielhonorar für jede Vorstellung.

3. Tonkünstlerin.

Das Studium der Musik ist ein langwährendes und mühevolles. Der Unterricht, wie er an den Musikinstituten gehandhabt wird, ist teils praktischer, teils theoretischer Art und umfaßt einen zwei- bis dreijährigen Kursus. Danach ist es ratsam, bei einzelnen Meistern des erwählten Faches weiter zu studieren. Viele Damen wenden sich auch gleich von Anfang an dem Privatunterricht bei bewährten Kräften

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu, weil hierbei der Eigenart des Schülers besser Rechnung getragen werden kann, als bei dem mehr summarisch gehandhabten Klassenunterricht der Konservatorien. Die Dauer der privaten Studienzeit richtet sich nach den Fertigkeiten der Studierenden; manche Lehrer verlangen drei, andere vier und fünf Jahre zur Vorbereitung. Jedenfalls ist vor einem allzufrühen Heraustreten an die Öffentlichkeit nicht dringend genug zu warnen.

Was die Kosten des Musikstudiums anbelangt, so stellen sich die jährlichen Honorare erstklassiger Konservatorien auf 300—400 Mk. Dazu kommen bei Geigerinnen, Klavier- und Harfenspielerinnen die Ausgaben für das Instrument. Privatstunden stellen sich bedeutend teurer. Bessere Klavier- und Gesangstunden z. B. sind kaum unter 3—6 Mk. zu haben; Celebritäten lassen sich natürlich noch mehr, meist 20—30 Mk. für die Stunde geben; indessen macht sich das hohe Honorar insofern bezahlt, als die Schülerinnen bei einer berühmten und bewährten Lehrkraft in wenigen Wochen oft mehr lernen als bei mittelmäßigem Unterricht in Monaten. Außerdem ist es für eine angehende Künstlerin immer eine gute Empfehlung, wenn sie nachweisen kann, daß sie bei der oder jener „Größe" studiert hat.

An Konzerthonoraren wird der Anfängerin nicht sonderlich viel geboten, oft wird sie bei Kollegen überhaupt ohne Entgelt mitwirken, nur um überhaupt Gelegenheit zum öffentlichen Auftreten zu haben und Kritiken zu erhalten. Im allgemeinen zahlen kleinere Vereine und Kunstinstitute für die Mitwirkung in Konzerten pro Abend 100—200 Mk. Bekannte Künstlerinnen werden natürlich höher honoriert, sie erhalten von hervorragenden Konzertinstituten 300—600 Mk. für ein einmaliges Auftreten.

Viele musikstudierende Damen richten von Anfang an ihr Augenmerk auf den Lehrberuf. Die Vorbereitung dazu erlangen sie auf dem gleichen Wege wie die ausübende Künstlerin. Eine staatliche Prüfung ist für Musiklehrerinnen nicht vorgeschrieben, weshalb gerade dieser Stand mit minderwertigen Kräften überschwemmt ist. Dadurch wieder werden die Preise für die einzelnen Lektionen oft unglaublich gedrückt, und es kommt nicht selten vor, daß tüchtige Lehrerinnen die Stunde für 50, ja 30 Pfennige geben müssen, nur um ihr Leben zu fristen. Dagegen beziehen gut eingeführte Lehrkräfte unter günstigeren Verhältnissen auch wieder ganz annehmbare Preise. Klavierstunden werden durchschnittlich mit 1—3 Mk. bezahlt. Gesangstunden mit 3—6 Mk. Begehrte Lehrerinnen erhalten auch 10—20 Mk. für die Stunde, erste Größen bis zu 20 Mk.

4. Kunststickerin.

Wer sich dem Gebiete der Kunsthandarbeit widmen will, muß große Geschicklichkeit in der Führung der Nadel, Formen- und Farbensinn, zeichnerisches Talent und eine gehörige Dosis Geduld und Ausdauer besitzen.

Die erforderliche Ausbildung läßt sich auf privatem Wege oder in Fachschulen erlangen; letztere Methode ist vorzuziehen, da sie umfangreichere und vielseitigere Kenntnisse gewährt. Rühmlich bekannt ist in dieser Hinsicht die Klasse für Kunststickerei am Berliner Kunstgewerbe-Museum. Der Unterricht dauert 2—3 Jahre, das Lehrgeld beträgt 198 Mk. Andere empfehlenswerte Anstalten sind: „Die Kunsthandarbeitsklasse" des Lette-Vereins, Berlin; Lehrdauer mindestens 3—4 Monate, Schulgeld monatlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8 Mk; Einrichten von Kunsthandarbeiten (Durchstechen und Übertragen, Vergrößern und Verkleinern von Mustern 2c.) erfordert extra noch eine Lehrzeit von 2 Monaten; Honorar monatlich 5 Mk. Kunststicken auf der Nähmaschine; Kursus 4 Monate, Honorar monatlich 9 Mk. — Ornamentzeichnen; Kursus mindestens 3 Monate. — Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. — Kunststickschule des Frauenerwerbsvereins in Dresden, Ferdinandstraße 13. — Die Fachklassen für Kunststickerei der Königl. Zeichenakademie in Hanau. — Die Kunststickschule in Köln. — Die Kaiserl. Königl. Fachschule für Kunststickerei in Wien u. a. m.

5. Kunstweberin.

Die Kunstweberei ist ein neuer Erwerbszweig, der erst seit einigen Jahren den Frauen erschlossen wurde. Sie umfaßt das nordische Schicht- und Bildweben, d. h. das Weben von Mustern auf quadratischer Grundlage und solcher mit frei geschwungenen Linien und erfordert neben Genauigkeit auch sicheres Augenmaß und Formgefühl. Meist ist deshalb mit dem Webeunterricht auch ein Zeichenkursus verbunden. Die Lehrzeit dauert durchschnittlich ein halbes Jahr.

Kunstwebeschulen befinden sich u. a. in Scherrebek bei Tondern in Holstein, auf der Insel Sylt, in Berlin, Leipzigerstraße 111 (Frau Käthe Ney, Inhaber Geschwister Siebert) und Tempelhofer Ufer 19 (Maria Brinckmann) u. s. f.

Verständnisvoll gewebte Teppiche, Wandbehänge, Möbelbezüge, Decken 2c., denen originelle Künstlerentwürfe zu Grunde liegen, werden z. B. hoch bezahlt, sodaß geschickte Kunstweberinnen, die im Besitz eines eigenen Webstuhls sind, guten Verdienst mit ihrer im übrigen auch interessanten und anregenden Arbeit finden.

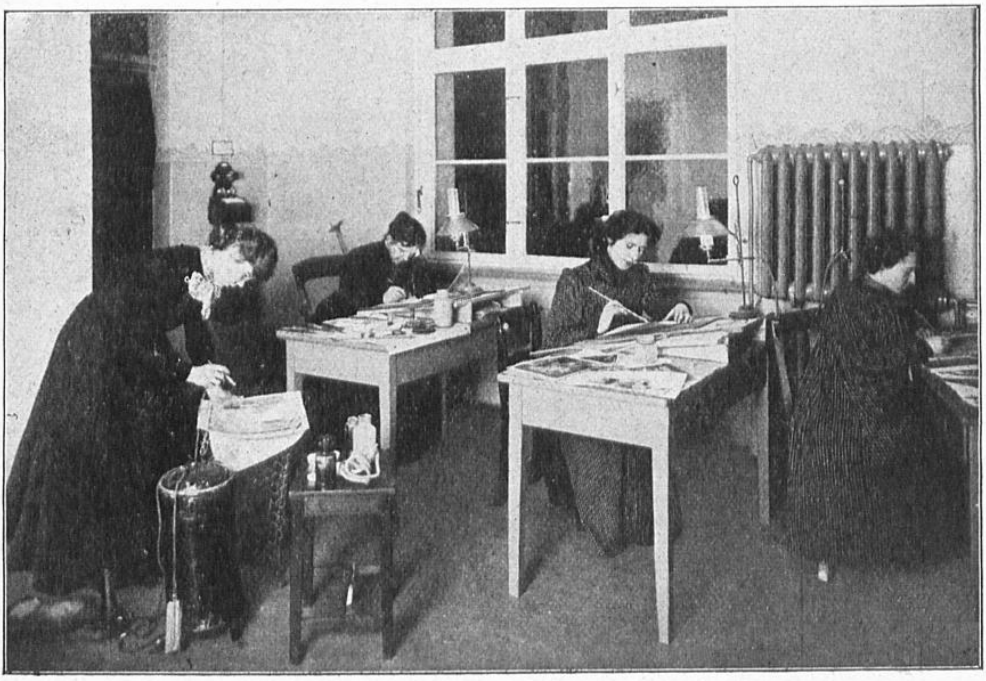
6. Nähmaschinenstickerin.

Das Sticken auf der Nähmaschine ist gleichfalls ein neuerer Beruf, der entschieden einer aussichtsreichen Zukunft entgegengeht. Nähmaschinenstickereien sind sowohl für Toiletten- als auch für Dekorationszwecke vielseitig verwendbar und werden besonders für die Damenkonfektion immer mehr begehrt. Die Nähmaschinenstickereien erstrecken sich über Platt-, Flach- und Schnurstichstickerei, Hohlsäume, Durchbrucharbeiten, Smyrna- und Plüschstichstickereien, Buchstaben- und Cangettenstickereien, irische Spitzenarbeit, Filetguipüre, Applikationsarbeiten 2c. Kurse in der Nähmaschinenstickerei von viermonatiger Dauer finden im Lette-Verein zu Berlin statt. Honorar 9 Mk. für den Monat. Auch erteilen sämtliche größere Filialen der Singer Co. unentgeltlich Unterricht im Sticken auf der Singer-Nähmaschine. Wer Lust und Geschick zu Handarbeiten hat, wird auch in der Nähmaschinenstickerei hübsche Erfolge erzielen; besonders talentvolle Damen bringen es bei fleißiger Übung darin zu wirklicher Künstlerschaft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Photographin.

Weibliche Photographen sind heutzutage nichts seltenes mehr, sie machen sogar ihren männlichen Kollegen starke Konkurrenz. Als vorzügliche Lehranstalt für Damen ist in erster Linie diejenige des Berliner Lette-Vereins unter Leitung des Direktors D. Schultz-Hencke zu nennen, die es sich angelegen sein läßt, ihre Schülerinnen in allen Zweigen der photographischen Praxis auszubilden, einschließlich auch jener Berufszweige, die sich der Photographie als Hilfsmittel bedienen. Der Unterricht erstreckt sich vor allem auf die verschiedenen Aufnahme- und Kopierverfahren, auf Retouche auf künstlerischer Grundlage und den dazu erforderlichen



Das Erlernen der Kunstretouche im Lettehaus zu Berlin.

Zeichenunterricht. Der Kursus ist 1½jährig und kostet 300 Mk. Bei Anmeldung ist das Zeugnis der ersten Klasse einer höheren Töchterschule einzureichen. — Private Kurse zur Ausbildung von Photographinnen gibt es fast in jeder größeren Stadt, allerdings ist hierbei Vorsicht geboten, da manche Leiter derartiger Kurse mehr im eigenen Interesse arbeiten, als in dem der Schülerinnen, und Zeit und Kosten in einem solchen Falle nutzlos geopfert würden. Ein besonderer Zweig der Photographie ist die Kunstretouche, d. h. das Bearbeiten der Photographien für den Druck. Die Kurse dauern 1½ Jahr und kosten 300 Mk. Tüchtige zeichnerische Vorbildung ist nachzuweisen. Auch die Photographie mit Röntgenstrahlen ist in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen und bietet strebsamen Frauen ein gutes Berufsfeld, das sich meistens in den Dienst der Heilkunde stellt.

Je vielseitiger gebildet die Photographin ist, um so leichter wird sie eine einträgliche Beschäftigung finden, sei es als Gehülfin in einem Atelier, sei es als selb-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständige Leiterin eines photographischen Instituts. Manche Damen bereiten sich auch nur als Empfangsdamen für größere Ateliers vor. Für diese Stellungen sind weniger photographische Kenntnisse, als die sichere Beherrschung mehrerer Sprachen, gewandte Umgangsformen und ein angenehmes Äußere vonnöten. Die Kurse, die für diesen Zweig der Photographie ausbilden, sind daher erheblich kürzer bemessen, als die für Vollphotographinnen; sie nehmen etwa ein halbes Jahr in Anspruch und beschränken sich auf Unterricht in der sog. kleinen Retouche und in der einfachen und photographischen Buchführung.

Über die Gehälter lassen sich ungefähr folgende Angaben machen: „Gehülfinnen für alles" und Retoucheurinnen erhalten als Anfangshonorar monatlich 60 Mk. oder bei freier Station 20 Mk., steigend bis zu 150 Mk. resp. 50 Mk. Retoucheurinnen für Kunstretouche erhalten 80—120 Mk. monatlich. Empfangsdamen beziehen meistens ein wesentlich höheres Gehalt, da von ihnen ein gewisser Toilettenluxus verlangt wird. Kopiererinnen honoriert man mit 50—100 Mk. monatlich oder entsprechend niedriger, wenn freie Station mit der Stellung verbunden ist.

VIII. Literarische Berufe.

1. Schriftstellerin.

Wer sich der Schriftstellerei widmen will, muß ausgesprochene Begabung dafür mitbringen, wenn er seinen Platz mit Ehren ausfüllen und wirklich Tüchtiges erreichen will; auch gründliche Allgemeinbildung und klarer, flüssiger Stil sind nicht zu entbehren. Die meisten Damen wenden sich der Roman- und Novellenschriftstellerei zu, die verhältnismäßig noch am meisten abwirft. Andere, denen die nötige Phantasie fürs „Fabulieren" fehlt, legen sich auf die Abfassung von pädagogischen, wissenschaftlichen, ethisch-sozialen und hauswirtschaftlichen Aufsätzen, oder sie arbeiten für Modezeitungen. Im allgemeinen ist aber das Angebot viel stärker als die Nachfrage, was naturgemäß ungünstig auf die Honorarverhältnisse einwirkt. Nur wenigen Auserwählten bietet daher die Schriftstellerei ein sorgenloses, auskömmliches Leben; in den meisten Fällen müssen sich ihre Anhänger recht kümmerlich durchschlagen, und es ist immer wieder davor zu warnen, einen nährenden Beruf aufzugeben und sich allein auf den Verdienst mit der Feder zu verlassen; bevor man sich einen Namen und sichere Absatzquellen für seine Arbeiten geschaffen hat, können Jahre vergehen, und zwischendurch lähmt die Sorge ums Brot erbarmungslos die besten Kräfte. Noch ungünstiger liegen die Verhältnisse für die Dichterin. Mit Poesien ist selten Nennenswertes zu verdienen.

Manchmal ist es vorteilhaft, sich auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken, es sorgfältig auszubauen und seine Kenntnisse darin zu vertiefen. Spezialschriftstellerinnen sind unter Umständen sehr gesucht und ihre Arbeiten finden guten Absatz.

Ein Zweig der Schriftstellerei, der von den Frauen bisher noch wenig beachtet wurde, ist die Journalistik. Dafür ist allerdings eine große Federgewandtheit erforderlich, die Gabe, Geschehnisse und empfangene Eindrücke sofort in flüssigem,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ansprechendem Stil in Worte umzusetzen. Auch Findigkeit im Ausspüren interessanter Stoffe und eine Gesundheit, die den Strapazen der Arbeit gewachsen ist, muß die Journalistin ihr eigen nennen, wenn sie sich von der Konkurrenz nicht überflügelt sehen will. Das Arbeiten für Tageszeitungen mit ihrem ewigen Hunger nach neuem, ihrem rastlosen Vorwärtsdrängen, ist nervenzerreibend und spannt die Kräfte Tag und Nacht an, aber bei guten Leistungen lassen sich dabei auch annehmbare Honorare erzielen und eine angenehme, selbständige Stellung schaffen.

Als Übersetzerinnen betätigen sich verhältnismäßig viele Frauen; trotzdem gibt es nur wenige gute Übersetzerinnen. Um eine solche zu sein, genügt es nicht, die fremde Sprache äußerlich zu beherrschen, man muß auch in ihren Geist einzudringen verstehen und — wie es bei der Muttersprache der Fall ist — alle ihre Feinheiten und Eigenheiten aus dem Grunde kennen. Und mehr, eine gute Übersetzerin hat vollständig in der Eigenart des fremden Autors aufzugehen; sie muß sich einleben in seine Schreibweise, muß seinen Ideen folgen und oft zwischen den Zeilen lesen können, um dem Werk sein charakteristisches Gepräge zu wahren. Trotzdem darf weder Redewendung noch Satzstellung die „Übersetzung" unangenehm verraten.

Gute Übersetzungen werden entsprechend honoriert, minderwertige finden selten oder nie Absatz. Bei den meisten schriftstellerischen Erzeugnissen des Auslands muß das Recht zur Übersetzung vom Autor oder dessen Verleger durch eine oft recht hohe Zahlung erworben werden; es ist daher notwendig, sich mit den diesbezüglichen Gesetzen bekannt zu machen, um nicht Unannehmlichkeiten und Verluste zu haben.

Die Honorare für schriftstellerische Arbeiten sind sehr verschieden. Angesehene Zeitungen zahlen durchschnittlich für die Druckzeile 20—30 Pfg., auch 10 Pfg. für die Zeile gelten noch als anständiges Honorar. Doch gibt es auch Zeitungen, die nur 5 Pfg. und noch weniger zahlen. Bei einzelnen Blättern wird das Honorar spaltenweise bemessen und die Spalte mit 6—20 Mk. berechnet. Buchhonorare schwanken im Durchschnitt von 20—100 Mark für den Bogen. Für Gedichte erzielt man, wenn sie überhaupt honoriert werden, was nicht überall der Fall ist, ungefähr je 3—10 Mk.

2. Redactrice.

Bei einzelnen Mode- und Frauenzeitungen, auch bei den Frauenabteilungen verschiedener Familienblätter sind weibliche Redakteure bschäftigt. Eine Redaktrice muß natürlich in erster Linie Schriftstellerin sein und auf allen in ihr Fach schlagenden Gebieten Bescheid wissen. Sie muß imstande sein, die einlaufenden Beiträge auf ihren literarischen und praktischen Wert hin zu prüfen und notwendige Verbesserungen und Änderungen daran vorzunehmen. Auch über das Berechnen der Manuskripte nach Seiten- und Silbenzahl muß sie orientiert sein, Korrekturen lesen und Klischees beurteilen können.

Den Posten einer Redactrice zu erhalten, ist nicht ganz leicht, da die Stellen verhältnismäßig noch dünn gesät sind. Die Gehälter richten sich nach der Zahlungsfähigkeit der Blätter und der Tüchtigkeit der Redactrice; sie betragen oft nur 50—60 Mk. monatlich, bewegen sich aber durchschnittlich zwischen 1200—3000 Mk. im Jahr.

Um für die Tage des Alters gesichert zu sein, empfiehlt es sich für die Schriftstellerin, der „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller" in München beizutreten oder sich in eine bewährte Rentenanstalt einzukaufen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IX. Kaufmännische Berufe.

Wie die Statistik lehrt, wenden sich immer mehr Frauen den kaufmännischen Berufen zu. Die Ausbildung auf diesem weit verzweigten Gebiete kann auf zweierlei Art erfolgen; entweder durch den Besuch von Handels- und Fortbildungsschulen oder auf praktischem Wege ohne theoretische Vorbildung durch Eintritt als Lehrling in irgend einen kaufmännischen Betrieb. In letzterem Falle ist darauf zu sehen, daß man sich nach und nach mit allen Zweigen des Berufs bekannt macht und nicht bei einer bestimmten Beschäftigung stehen bleibt und von Anfang an einseitig wird. Auch ist der Besuch von Fortbildungsschulen nebenbei dringend anzuraten. Je gründlicher und vielseitiger sich die Handlungsgehilfin für ihren Beruf vorbereitet, umso bessere Aussichten hat sie hinsichtlich ihres Gehalts und späteren Fortkommens. Daher sollte sie sich nicht begnügen, nur ein paar Monate oder Wochen lang die Handelsschule zu besuchen, sondern einen vollen Lehrgang durchmachen und die darauf verwendete Zeit durchaus nicht als verloren betrachten.

Handelsschulen, die mit Recht eines guten Rufs genießen, sind folgende:

Die Handelsschulen des „Kaufmännischen und gewerblichen Hilfsvereins für weibliche Angestellte" (Zentrale Berlin C., Seydelstraße 25) in Berlin; Kursus 1 Jahr. Das Schulgeld für die Pflichtfächer beträgt vierteljährlich 14 Mk., für Schreiben und Stenographie 3 Mk., für Englisch und Französisch 5 Mk. Beim Abgang wird den Schülerinnen ein Zeugnis ausgestellt; auch vermittelt ihnen der Verein passende Stellungen.

Die Handelsschule des Lette-Vereins, Berlin. Hier zerfällt der Unterricht in zwei Klassen; alle Lehrfächer sind obligatorisch. Die Kurse dauern 1 Jahr. Schulgeld für die erste Klasse (Oberklasse) 160 Mk., für die zweite Klasse (Unterklasse) 120 Mk. Der Aufnahme geht eine Prüfung voraus.

Das Privat-Handelsinstitut von Frau Elise Brewitz, Berlin W., Potsdamerstraße 90. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse; letztere 240 Mk., mit Bureau- und Rechtskunde, englischer und französischer Stenographie 300 Mk.

Die Riemerschmidsche Handelsschule für Mädchen, München, mit unentgeltlichem Unterricht. Kursus zweijährig mit zwei aufsteigenden Klassen.

Die Fortbildungskurse des Frauen-Gewerbevereins, Leipzig, Königstr. 26, I. Kursus 1½ Jahr.

Die Handelsschule des Schwäbischen Frauen-Vereins, Stuttgart. Kursus 6 Monate. Schulgeld 60 Mk.

Die Handelsschule des Wiener Frauenerwerbs-Vereins, Rahlgasse 4. Zweiklassige Handelsschule und dreimonatiger, praktischer Kursus für Handelsfächer. Schulgeld, inkl. einer fremden Sprache und Stenographie 60 Gulden, für jede weitere Sprache 10 Gulden mehr.

Der Frauenbildungsverein zu Kassel; Kurse 1 Jahr, Schulgeld 72 Mk. Stenographie 6 Mk. Schreibmaschine 10 Mk.

Die Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen, Posen. Unterkursus 5 Monate, Oberkursus 5 Monate. Schulgeld für die Pflichtfächer 70 Mk., für einzelne Fächer nach Wahl je 8—10 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Buchhalterin, Kontoristin.

Nach Beendigung der theoretischen Ausbildung ist es empfehlenswert, eine mindestens einjährige, praktische Lehrzeit mit festem Kontrakt durchzumachen, am besten in einem kleinen oder mittleren Engros-Geschäft, unter direkter Leitung des Chefs. Die jungen Mädchen bekommen auf diese Weise die verschiedensten Arbeiten, auch die besseren, in die Hände, lernen sie von Grund aus kennen und werden selbständig darin. In Großbetrieben erhalten sie dagegen meist ein Spezialfach zuerteilt, das sie schließlich maschinenmäßig betreiben, werden dadurch einseitig und für anders geartete Betriebe schwer verwendbar. Das Anfangsgehalt beträgt bei einem Lehrling ungefähr 15—20 Mk. monatlich; bei ausgelernten Buchhalterinnen und Kontoristinnen durchschnittlich 50—60 Mk.

2. Korrespondentin.

Die Vorbildung bietet wiederum die Handelsschule. Oft bekleidet die Korrespondentin zuerst den Posten einer Buchhalterin oder Expedientin, ehe sie sich diesem Sonderfach zuwendet, und das insofern mit Vorteil, als selbständige Korrespondenz die Kenntnis von Geschäftspraxis, Kundenkreis und Ware voraussetzt. Korrespondentinnen, welche ausschließlich die Abfassung der Geschäftsbriefe zu besorgen haben, werden meist nur in großen Betrieben angestellt; in Mittelbetrieben fällt der Buchhalterin diese Aufgabe zu. Die Korrespondentin muß neben einer schönen, leserlichen Schrift auch einen leichten und korrekten Stil schreiben und mehrere fremde Sprachen beherrschen. Vorteilhaft ist es, sich auch Fertigkeit im Stenographieren und Maschinenschreiben anzueignen. Die Gehälter betragen 100—200 Mk. im Monat.

3. Stenographin und Maschinenschreiberin.

Stenographie und Schreibmaschine sind im modernen, kaufmännischen Leben kaum noch ohne einander zu denken. Die nötigen Kenntnisse in beiden Fächern können in 10—12 Wochen auf die denkbar billigste Weise erworben werden. In fast allen deutschen Städten bestehen stenographische Vereine, die gegen sehr geringes Lehrgeld Kurse in der Kurzschrift abhalten; auch die verschiedenen Handelsschulen haben Klassen für dies Fach eingerichtet. Das Schreiben auf der Schreibmaschine wird in den Verkaufslokalen der betreffenden Fabriken sogar unentgeltlich gelehrt. Ist somit der Grund gelegt, dann empfiehlt es sich, eine Anfangsstelle mit kleinem Gehalt zu übernehmen, um in beiden Fächern sattelfest zu werden und größtmögliche Geschicklichkeit zu erlangen. Doch ist es damit allein nicht getan; wer Anspruch auf gutes Gehalt erhebt, muß über eine gediegene Schulbildung verfügen, namentlich in Grammatik, Interpunktion und Orthographie durchaus bewandert sein, Sprachkenntnisse besitzen, um die vorkommenden Fremdwörter mit absoluter Sicherheit zu schreiben und kaufmännische Korrespondenz, sowie die kaufmännischen Fachausdrücke verstehen.

Sehr empfehlenswert ist ferner das Erlernen der Stenographie auch für Englisch und Französisch, was sich allerdings oft nur auf dem Wege von Privatunterricht erreichen läßt und daher ziemlich kostspielig ist. Aber die Ausgabe lohnt sich reichlich; derartig vorgebildete Stenographinnen, die nebenbei noch selbständig arbeiten und denken können, bringen es nicht selten zu einem Monatsgehalt von 200—250 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Minderwertige Kräfte werden dagegen nur mit 50 Mk. monatlich bezahlt; bessere durchschnittlich mit 75 Mk., sehr gut geschulte mit 90—100 Mk. Eine tüchtige Stenographin muß mindestens 150 Silben in der Minute und etwa 100 Zeilen Schreibmaschine in der Stunde leisten können.

Schließlich sei noch bemerkt, daß nur solche Stenographinnen nach dem Handelsgesetzbuch unter die Handlungsgehilfinnen zählen, die in einem Geschäftsbetrieb angestellt sind und neben der Aufnahme von Stenogrammen auch anderweitige schriftliche Arbeiten selbständig erledigen, also vielleicht kleinere Korrespondenzen übernehmen oder einzelne Bücher führen. Andernfalls gehören sie unter das Gewerbegesetz, da das Schreiben nach Diktat allein als kaufmännische Hilfeleistung nicht angesehen wird.

4. Kassiererin.

Der Kassiererin liegt es ob, die Kasse zu verwalten, Zahlungen entgegenzunehmen und bisweilen auch die fälligen Rechnungen und Quittungen auszuzahlen. Vor allem wird daher Kenntnis der einfachen Buchführung und sicheres Rechnen von ihr verlangt, daneben aber auch peinliche Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Ehrlichkeit. Der Besuch einer kaufmännischen Schule ist insofern vorteilhaft für die Kassiererin, als er sie befähigt, in Betriebe mit vielseitigem Geschäftsverkehr, der ihren Pflichtenkreis nicht unerheblich erweitert, einzutreten und sie über das mehr maschinenmäßige Amt der Ladenkassiererin hinaushebt.

Das Durchschnittsgehalt für Kassiererinnen beträgt 60—90 Mk. monatlich; Anfängerinnen erhalten etwa 30 Mk.

5. Expedientin und Lageristin.

Expedientinnen arbeiten meistens in den Versandtabteilungen der Engros-Geschäfte. Die vorwiegend praktische Ausbildung umfaßt 1—3 Jahre, je nach der Art des Betriebes. Um gut bezahlte, selbständige Stellungen zu erlangen, ist der Besuch einer Handelsschule vor Beginn der praktischen Lehrzeit oder ein solcher von Fortbildungskursen während derselben unerläßlich. Die Expedientin hat die verschiedenen Artikel für die Mustersendungen auszuwählen, für rechtzeitige Lieferung und richtige Aufmachung der Muster zu sorgen, die Verpackung zu überwachen, was beim Auslandsverkehr genaue Kenntnis der postalischen Bestimmungen und der Zollverhältnisse der betreffenden Länder voraussetzt, Frachtbriefe und Zolldeklarationen zu schreiben und oft auch die bezüglichen Korrespondenzen zu erledigen.

Derartige verantwortungsvolle Stellungen werden unter Umständen mit monatlich 100 Mk. und mehr bezahlt; das Anfangsgehalt bei etwaigem Stellenwechsel beträgt durchschnittlich 60 Mk. für bereits bewährte Kräfte.

Lageristinnen sind Hilfskräfte der Expedientin. Sie haben für die Instandhaltung des Warenlagers zu sorgen und — als Handlungsgehilfinnen in gesetzlichem Sinne — die Führung des Lagerbuchs, Bestellung ausgegangener Artikel und dergl. zu übernehmen. Sie lernen meist nur praktisch oder treten ganz ohne Lehrzeit ein. Höchstgehälter 60 Mk. monatlich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Verkäuferin.

Die Ausbildung der Verkäuferin kann nur auf praktischem Wege erfolgen. Vorzuziehen sind dabei solche Geschäfte, deren Chef sich kontraktlich verpflichtet, die Lernende in den ganzen Geschäftsbetrieb einzuführen. Gehalt wird während dieser Zeit natürlich nicht gezahlt. In einzelnen Städten ist aber eine solche Lehrzeit auf 1 Jahr, in anderen auf 2—3 Jahre berechnet und wird bei längerer Dauer Entschädigung gezahlt. Von der Verkäuferin erwartet man Gewandtheit, gefällige Umgangsformen, Geschmack, Verständnis für die Wünsche der Kundschaft und nie versagende Geduld und Freundlichkeit.

Die Gehälter sind verschieden; 40 und 50 Mk. Monatsgehalt sind nichts seltenes; daneben finden sich aber auch Gehälter von 90 und 100 Mk. und in feinen Luxus- und Konfektionsgeschäften Ausnahme-Gehälter von 200—300 Mk., oft noch mit Tantiemen verbunden.

7. Angestellte im Buchhandel.

Verschiedene Stellen im Buchhandel werden in neuerer Zeit mit weiblichen Kräften besetzt. So finden sich Damen als Buchhalterinnen, Korrespondentinnen, aber auch als vollgültige Buchhandlungsgehilfinnen. In ersterem Falle genügt Töchterschulwissen und die übliche, kaufmännische Vorbildung, mit deren Hilfe man sich leicht in die besondere Art der buchhändlerischen Arbeiten und der buchhändlerischen Buchführung hineinfindet. Buchhandlungsgehilfinnen müssen praktisch lernen. Auch hier genügt die Vorbildung einer höheren Mädchenschule; Griechisch und Latein sind nur für den wissenschaftlichen Buchhandel und Verlag vonnöten, Kenntnis der modernen Sprachen dagegen unter allen Umständen sehr erwünscht. Die Lehrlingszeit dauert einige Jahre, während welcher ein bescheidenes Taschengeld gezahlt wird. Korrekturlesen und redaktionelle Arbeiten gehören u. a. zu den Obliegenheiten der Buchhandlungsgehilfin. Das Gehalt schwankt zwischen 30 und 120 Mk. Leihbibliotheken zahlen buchhändlerisch vorgebildeten Damen monatlich 50—120 Mk.

8. Bankbeamtin.

Bankbeamtinnen findet man in Norddeutschland selten, in Bayern dagegen sind sie schon seit einer Reihe von Jahren in öffentlichen und privaten Banken tätig. Die meisten derselben fanden ihre Vorbildung in der mustergültigen Riemerschmid'schen Handelsschule in München. Tüchtiges kaufmännisches Rechnen, Kenntnis des Wechselrechts und des gesamten Geldwesens, sehr gute Schulbildung, die Gabe des raschen Überblicks, Umsicht, Verläßlichkeit und Gewandtheit im Umgang mit Menschen sind für die Arbeit im Bankfach unbedingt erforderlich. Die Lehrzeit, während welcher mitunter Taschengeld gezahlt wird und die ungefähr zwei Jahre dauert, ist kontraktlich festzusetzen und am besten in einem mittleren Bankgeschäft zu absolvieren. Bankbeamtinnen werden vorzugsweise in der Buchhaltung, im Wechsel-, Depositen- und Koupon-Bureau beschäftigt und haben sich bisher selbst auf schwierigen und verantwortungsvollen Posten aufs beste bewährt. Die höchste Staffel des Bankfaches, die Börsendisponentenstelle, ist ihnen nach dem neuen Börsenreform-Gesetz, das Frauen ausdrücklich vom Besuch der Börsen ausschließt, versagt. Das Gehalt beginnt nach beendeter Lehrzeit mit 125—150 Mk. und kann bis auf 250 Mk. monatlich steigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9. Bureau-Beamtin für Rechtsanwälte, Notare, Berufsgenossenschaften u. s. w.

Neben guter Schulbildung erfordert dieser Berufszweig Kenntnis der Rechts- und Bureaukunde, sicheres Rechnen, Fertigkeit im Stenographieren und Maschinenschreiben und in der Korrespondenz und eine deutliche Handschrift. Ausbildungskurse von sechsmonatiger Dauer hat der Berliner Lette-Verein eingeführt. Die Kurse beginnen am 1. Oktober jedes Jahres und kosten 150 Mk. Teilnehmerinnen müssen mindestens 18 Jahre alt sein. Über die Gehälter derartiger Beamtinnen läßt sich nichts Bestimmtes sagen; sie werden meist durch den Umfang der Praxis, die Größe der betreffenden Stadt und ähnliche Umstände beeinflußt.

X. Gewerbliche Berufe.

1. Schneiderin.

Ein Berufszweig, in dem tüchtige Kräfte noch immer guten Verdienst finden, ist die Schneiderei. Erfreulicherweise wenden sich neuerdings auch gebildete Mädchen mehr und mehr diesem echt weiblichen Arbeitsgebiete zu. Feine Umgangsformen, Geschick und Geschmack, und nicht zum wenigsten Sprachkenntnisse sind dabei nur von Vorteil. Die Ausbildung ist teils praktisch, teils theoretisch. Praktischer Unterricht sollte jedoch nicht vor Beendigung der Entwickelungszeit, also nicht vor dem 16. Lebensjahre begonnen werden, da das anhaltende Sitzen und das Nähen auf der Maschine in dieser Periode dem Körper keineswegs zuträglich ist. Die Lehrzeit wird am besten bei einer guten Schneiderin durchgemacht, um mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut zu werden. Sie dauert entweder ½ Jahr gegen Zahlung von 20—50 Mk. Lehrgeld oder ¾—1 Jahr ohne Lehrgeld. Ersteres ist vorzuziehen, zumal wenn ein regelrechter Kontrakt allseitige Ausbildung sichert. In großen Ateliers herrscht vorwiegend einjährige Lehrzeit; nach 2—3 Monaten wird Vergütung gewährt. Danach arbeite man noch ein Jahr direkt gegen Bezahlung und besuche schließlich noch eine Schneiderakademie, wie solche in allen größeren Städten bestehen, um zu den praktischen die nötigen theoretischen Kenntnisse zu erwerben. Die Kurse dauern 3—6 Monate und kosten 100—250 Mk. je nach den Unterrichtsfächern. Gelegenheit zum Erlernen der sehr notwendigen Buchführung findet sich bei den meisten dieser Anstalten.

Strebsame, geschickte und energische Persönlichkeiten arbeiten sich bald zu Leiterinnen selbständiger Arbeitsstuben, zu Zuschneiderinnen in größeren Ateliers, zu Direktricen und Empfangsdamen auf und beziehen als solche ein ziemlich hohes Einkommen.

Die Gehälter in diesem Berufszweige stellen sich etwa so: Anfangslohn für Näherinnen, Zuarbeiterinnen ꝛc. bei täglich 9—10½stündiger Arbeitszeit 5—7 Mk. wöchentlich. Durchschnittslohn 12—15 Mk. wöchentlich; Höchstlohn 25 Mk. wöchentlich. Mäntelarbeiterinnen werden etwas höher bezahlt und Überstunden stets besonders vergütet. Zuschneiderinnen beziehen wöchentlich 15—30 Mk. Gehalt. Die in größeren Geschäften angestellte Direktrice erhält monatlich im Durchschnitt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

100—200 Mk. und in den meisten Fällen eine Tantieme von jedem, von ihr verkauften Stück. Leiterinnen von Arbeitsstuben in größeren Geschäften bekommen jedes Stück bezahlt, das sie abliefern. Die letzteren beiden Posten verlangen gewandte, umsichtige und energische Persönlichkeiten, die nicht allzu jung sein dürfen. In Provinzialstädten wird den Directricen außer gutem Gehalt oft noch freie Station und Familienanschluß gewährt.

2. Wäschenäherin.

Der Verdienst in der Wäsche-Industrie ist in den letzten Jahren vielfach gesunken, trotzdem der Umsatz sich jährlich auf viele Millionen Mark beläuft. Die Wäschenäherin steht sich nach beendeter Lehrzeit, die sich bei monatlicher Vergütung von 10—15 Mk. über ½—1 Jahr erstreckt, auf 20—30 Mark im Monat, Durchschnittslohn 60—70 Mk. monatlich; Höchstgehalt 100 Mk., ausnahmsweise auch darüber. Viele Wäschenäherinnen arbeiten zu Hause und werden stückweise bezahlt; ein Damenhemd bringt 40 Pfg., ein Herrenhemd 50 Pfg., das Dutzend Maschinenknopflöcher 25—30 Pfg., dasselbe in Handarbeit 75 Pfg. u. s. f. Feinere Näharbeiten, wie Matinees, Frisiermäntel und dergl. geben entsprechend höheren Verdienst; eine tüchtige Arbeiterin kann es darin zu 100—150 Mk. monatlich bringen. Wäschedirektricen beziehen ein Monatsgehalt von 90—140 Mk., das nach langjähriger Tätigkeit oft bis 200 Mk. und darüber steigt.

Neuerdings errichten manche Wäschenäherinnen auch eigene „Ausbesser-Ateliers", sog. Flickstuben, in denen Haus- und Leibwäsche sorgsam ausgebessert und gestopft wird, was sich namentlich in Großstädten mit ihren vielen tausend Junggesellen sehr gut bewährt. Auch die „Oberhemden-Kliniken", die sich nur mit dem Instandsetzen beschädigter Herren-Nacht- und Oberhemden, Kragen und Stulpen befassen, werfen guten Verdienst ab.

3. Putzmacherin.

Geschmack, Geschick und eine leichte Hand können von der gebildeten Frau mit Vorteil für das Putzfach verwendet werden. Erforderlich zur Ausbildung ist eine Lehrzeit von ½—1 Jahr (entweder unentgeltlich gegen Hilfeleistung beim Aufräumen und dergl. oder gegen ein halbjährliches Honorar von 30 Mk.), in Putz-Arbeitsstuben oder der Besuch eines Putzkursus, wie solche von den meisten Gewerbeschulen veranstaltet werden. Ein derartiger Kursus dauert etwa 4—6 Monate und kostet monatlich 12 Mk. (Berliner Lette-verein.) Danach ist ein Jahr praktischer Arbeit in einer größeren Putzmacherei sehr zu empfehlen, um den Geschmack zu bilden und möglichst Verschiedenartiges unter die Hände zu bekommen. — Der Anfangslohn beträgt 18 Mk. monatlich; Durchschnittslohn für Zuarbeiterinnen 40 Mk., für Garniererinnen 70 Mk., Höchstlöhne 135 Mk. monatlich bei 9 bis 10-stündiger Arbeitszeit. Geschickte Garniererinnen können nach einigen Jahren als Directrice auf ein Gehalt von 100—150 Mk. monatlich rechnen. Besitzen sie außerordentliche Fähigkeiten, dazu noch Sprachkenntnisse, so beziehen sie nicht selten Jahresgehälter von 2500—3000 Mk. Später ist auch die Errichtung eines selbständigen Putzgeschäftes empfehlenswert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Wäschereibesitzerin oder -Directrice.

Dampfwaschanstalten bürgern sich in großen und mittleren Städten immer mehr ein und erfreuen sich bei guten Leistungen stets eines umfangreichen Kundenkreises. Tüchtigen, umsichtigen und zielbewußten Frauen, die über einiges Kapital verfügen, dürfte daher durch Gründung einer Waschanstalt sicherer Gewinn erwachsen. Eine Dampfwaschanstalt kann in jeder Stadt von 20 000 Einwohnern an mit Erfolg bestehen. Selbstverständlich sind vorher genaue Erkundigungen einzuziehen, ob Aussicht auf genügende Kundschaft (Hotels, Pensionate, Privatfamilien 2c.), ob Wasser in genügender Menge und guter Beschaffenheit und die erforderlichen Räumlichkeiten vorhanden sind. Für den Anfangsbetrieb genügt eine größere Waschmaschine, die ungefähr 50 Bett-Tücher aufnimmt (Preis ca. 2500 Mk.), eine kleinere Waschmaschine, eine Dampfmangel und eine Zentrifuge. Man rechne aber gleich beim Mieten der Räumlichkeiten und beim Aufstellen der Lokomobile auf etwaige Vergrößerung des Geschäfts, um gegebenenfalls nicht auf Hindernisse zu stoßen. Für Anschaffung von Fässern, Körben, Tischen, Regalen, Bügelöfen nebst Zubehör, Stärkekocher, Tüchern, Papier, Bändern 2c. 2c. ist ebenfalls eine ansehnliche Summe anzusetzen, auch sind Pferd und Wagen durchaus notwendig. Eine große Stütze des Unternehmens ist ein guter Waschmeister, der seine Sache versteht und auf den man sich verlassen kann, daß er nur die gelieferten Zutaten verwendet und keine scharfen oder sonst schädlichen Beimischungen einschmuggelt; unerläßlich ist ferner, daß die Unternehmerin selbst in einer Dampfwaschanstalt arbeitete und sich mit dem Betrieb, dem Gang der Arbeit 2c. bekannt machte.

Als Directrice einer solchen Anstalt muß man über eine außerordentlich große Arbeitskraft, Energie und vorzügliche Nerven verfügen. Auch gefällige Formen im Umgang mit Kunden, Kenntnis der Buchführung, flinkes Rechnen und eine gewisse Federgewandtheit dürfen nicht fehlen. Die Directrice hat sämtliche eingehende Wäsche zu buchen, das Auszählen und Zeichnen der einzelnen Stücke und die Arbeit der Angestellten zu überwachen, an jedem Tage die zu erledigende Bügelwäsche auszugeben, die Lieferungen einzutragen und dergl. mehr. An Gehalt bezieht sie 75—150 Mk. monatlich, in manchen Anstalten außerdem noch einen bestimmten Gewinnanteil.

Ein anderer empfehlenswerter Posten ist der einer Plätt-Directrice in großen Wäschegeschäften. Dort sind neben den Arbeitsstuben häufig auch Plättsäle eingerichtet, in denen die neu gefertigte Wäsche vor Ablieferung in den Laden oder an die Kundschaft geplättet wird. Die Plätt-Directrice bezieht ein Monatsgehalt von 100—200 Mk.

5. Spitzenwäscherin.

Die Arbeit, die mit diesem Berufe verbunden ist, läßt sich auch von schwächlichen Personen ausüben und erfordert weder viel Raum, noch außergewöhnliche Geräte. Die nötige Ausbildung kann man sich entweder durch eine Lehrzeit bei einer bewährten Spitzenwäscherin erwerben oder durch den Besuch einschlägiger Kurse an Haushaltungs- und Gewerbeschulen. Beispielsweise hat der Berliner Lette-Verein derartige Kurse eingerichtet, die 2 Monate, nach Bedarf auch länger dauern. Ein zweimonatiger Kurs für Spitzen- und Pointswäsche kostet 18 Mk. Da die Spitzenwäscherin zugleich das Ausbessern schadhafter Stücke zu übernehmen hat, so würde auch in dieser Kunst noch eine längere Lehrzeit erforderlich sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Buchbinderin.

Wie so manches Handwerk, hat auch das Buchbindereigewerbe im Laufe der letzten Jahre einen Aufschwung ins Künstlerische erfahren, wodurch sich wieder den Frauen ein neues Berufsgebiet eröffnet hat. In England sind weibliche Buchbinder schon lange keine Seltenheit mehr und einzelne Frauen leisten sogar ganz Vorzügliches in ihrem Fache. Vor allem sind es Handvergoldung und Lederplastik, in denen sich künstlerisch veranlagte Frauen mit Erfolg betätigen. Im allgemeinen erfordert der Beruf weniger ein großes Talent, als Fleiß, Sorgsamkeit, gutes Augenmaß und eine sichere, geschickte Hand. Will man höhere Stufen erklimmen und sich mehr der künstlerischen Seite zuwenden, so kämen noch Fertigkeit im Zeichnen, das Studium der verschiedenen Stilarten, der Farbenharmonie und Geometrie hinzu. Die praktische



In der ersten deutschen Buchbindereischule für Frauen I.

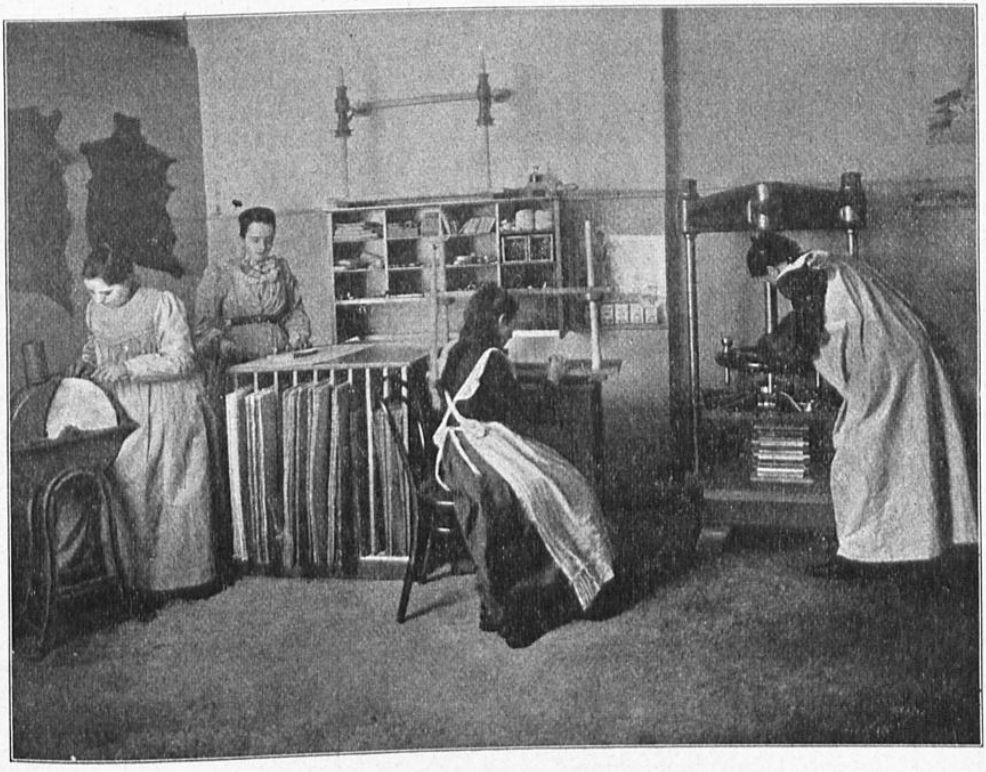
Lehrzeit macht die angehende Buchbinderin am besten bei einem tüchtigen Meister durch; sie dauert je nach Begabung 1—2 Jahre. Seit kurzem hat auch der Berliner Lette-Verein die erste Buchbinderei-Schule für Frauen eröffnet, in der die weiblichen Lehrlinge drei Jahre unentgeltlich bis zur Gesellenprüfung lernen und während dieser Zeit im 1. Jahre wöchentlich 3 Mk., im 2. Jahre wöchentlich 4 Mk. und im 3. Jahre wöchentlich 5 Mk. Vergütung erhalten. Dafür müssen sie für den Verein arbeiten. Leiterin dieser Werkstätte ist Frl. Maria Lühr, die ihre Meisterprüfung nach eingehendem Studium mit Erfolg bestanden hat. Neben allen üblichen Buchbinderarbeiten: Bücher einbinden, Bilder rahmen, Papparbeiten, Einfassen und Kartonieren von Handarbeiten 2c. wird auch Handvergoldung, Gold- und Buntschnitt, Preßvergoldung und dergl. gelehrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach Beendigung der ersten Lehrzeit geht's auf die Fachschule. Eine der besten und ältesten ist die deutsche Fachschule für Buchbinderei in Gera (Reuß), Lessingstr., Direktor Hans Bauer, vorm. Horn u. Patzelt. Diese Schule nimmt auch Frauen auf und bietet ihnen die gleiche Ausbildung wie den männlichen Schülern und unter denselben Bedingungen wie diesen. Der praktische Unterricht umfaßt: 1. Handvergoldung (Rücken-, Titel-Dekorationsdruck); 2. Lederauflagen mit Handvergoldung. (Rückendruck, Dekorationsdruck); 3. regelrechter Büchereinband, Halb- und Ganzfranzband.

Im theoretischen Unterricht werden folgende Fächer berücksichtigt:

1. Flachornamentik. 2. Freihand- und technisches Zeichnen. 3. Vorlesungen über die Stilarten.



In der ersten deutschen Buchbindereischule für Frauen. II.

Dazu kommen auf Wunsch noch Intarsia — Ledermosaik — Lederplastik — Farbige und Goldschnitte — Marmorschnitte — Preßvergoldung.

Die Kurse besucht man wenigstens zwei Monate; das Schulgeld beträgt für jeden Monat 30 Mk.; das Arbeitsmaterial kostet monatlich auch noch 15—30 Mk. Beim Eintritt ist eine Kaution von 50 Mk. zu hinterlegen, die beim Abgang zurückgezahlt wird. Wer sich möglichst vielseitig ausbilden will, wird es freilich nicht bei zwei Monaten bewenden lassen, sondern vier Monate und gegebenenfalls noch länger studieren und später, wenn irgend tunlich, noch bei verschiedenen Meistern, auch im Auslande, arbeiten. Sind tiefere Bildung und Sprachkenntnisse vorhanden, so ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dies für die Buchbinderin nur von Vorteil, denn es gibt ihr die Möglichkeit, den Einband selbst bei wissenschaftlichen und fremdsprachlichen Büchern, mit dem Inhalt des Buches in Einklang zu bringen, eine Kunst, die heute besonders geübt wird.

In England beschäftigen sich viele Frauen nur mit dem Einbinden und Ausstatten von Büchern für Liebhaber und Büchereien, von denen jedes ein Original und jedes ein Kunstwerk ist. Aber auch landläufig betrieben, bietet die Buchbinderei ein auskömmliches Brot, zumal wenn sie nebenbei mit einem Ladengeschäft: Schreibgerät, kleine Buchdruckerei, Leihbibliothek und dergl. verbunden ist.

7. Uhrmacherin.

Ein Beruf, für den die weiblichen Fähigkeiten sich in besonderem Maße eignen und den man daher bestrebt ist, den Frauen immer weiter zu erschließen, ist die selbständig betriebene Uhrmacherei. In der Schweiz und Amerika sind tausende von weiblichen Hilfskräften im Uhrmachergewerbe beschäftigt, meist aber nur in einzelnen Zweigen, mehr maschinenmäßig, weil dadurch die Leistungsfähigkeit jeder einzigen Arbeitskraft aufs höchste gesteigert wird. Im Schleifen, Vergolden, Vernickeln der Räder und Uhrwerkplatten, im Polieren der Stahlteile bieten die schweizerischen Frauen z. B. so Vollendetes, daß kein Mann ihnen darin gleichkommt. Diese einseitig schaffenden Kräfte brauchen nur eine Lehrzeit von wenigen Wochen und verdienen sofort. Zum selbständigen Betrieb der Uhrmacherei aber gehört eine Lehrzeit von mindestens vier Jahren, wobei in den ersten Jahren den Lehrherrn eine Vergütung gezahlt werden muß. Mit dem dritten Jahr beginnt ein bescheidener Verdienst von 60—100 Mk. für den Monat, dessen Höhe sich nach der Geschicklichkeit und den Leistungen des Lehrlings richtet. Ein kleines Kapital von 200—300 Mk. muß während der Lehrzeit zur Anschaffung der zahllosen, erforderlichen Instrumente, wie Pinzetten, Feilen, Schrauben ꝛc. zur Verfügung sein. Auch das Arbeiten auf der Drehbank muß geübt werden, um die vielen, winzig kleinen Teilchen des Uhrwerks selbst anfertigen zu können; denn wenn auch die einzelnen Stücke fertig zu beziehen sind, so ist man bei Herstellung von Ersatzstücken doch oft auf die eigene Hand angewiesen.

Meist haben sich bisher Töchter aus Uhrmacherfamilien diesem Berufe zugewandt, die teils in der väterlichen Werkstatt als Gehilfinnen arbeiten, teils sich mit Erfolg selbständig gemacht haben.

Die überaus feine Arbeit in der Uhrmacherei erfordert eine leichte, geschickte Hand, viel Geduld, Genauigkeit und Reinlichkeit. Auch gute Augen sind vonnöten, denen die häufige Benutzung der scharfen Lupe nichts schadet, und kräftige Nerven, die dem fortwährenden Ticken in der Werkstätte, dem unausgesetzten anstrengenden Beobachten Stand zu halten wissen. Ferner sind bei der Arbeit nur völlig trockene Hände zulässig; die geringste Feuchtigkeit bringt die feinen Metallteile zum Rosten, ein Umstand, der das Gelingen des ganzen Werkes in Frage setzt.

In Deutschland, dem Lande der Gewerbefreiheit, steht das Uhrmachergewerbe den Frauen bedingungslos offen. In Österreich ist der Kampf darum noch nicht endgültig abgeschlossen, obgleich auch dort unlängst ein Mädchen sich auf dem Rechtswege den Eintritt in die Uhrmacherinnung erzwungen hat. In der Schweiz führte die „Ecole d'horlogerie de Genève" schon vor einigen Jahren zweijährige Klassen für Mädchen ein, und in Dänemark ist gleichfalls der Besuch der Uhrmacherschulen für weibliche Personen freigegeben worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Gründung eines selbständigen Betriebes gehört nicht unbedeutendes Kapital. Meist ist mit der Uhrmacherei noch eine Reparatur- und Gravieranstalt verbunden. In erstgenanntem Fache dürfte sich während der Lehrzeit Gelegenheit zur Ausbildung finden; die Kunst des Gravierens, die zeichnerische Fertigkeiten voraussetzt, müßte in besonderen Zeichen- und Modellierkursen an Kunstgewerbe- oder Fachschulen erlernt werden.

8. Friseurin.

Nach dem Grundsatz „Arbeit schändet nicht" wendet sich die gebildete Frau von heute auch Berufen zu, die früher als „unter ihrer Würde" galten. Ein solcher Beruf ist das Frisieren. Allerdings ist er nicht gerade einer der angenehmsten, denn die Kopfhygiene ist bei uns noch nicht auf jener Höhe angelangt, die sie z. B. in England erreicht hat, und der Anfängerin wird es gewiß oftmals sauer, den täglichen Berufsweg anzutreten. Ist sie aber erst einmal eingeführt, so kann sie auch mit der Annahme ihrer Kunden etwas wählerischer sein und dadurch manchem Unangenehmen ausweichen. Neben einer geschickten und vor allem leichten Hand gehört auch Geschmack und ein guter Blick für das Kleidsame zu den wünschenswerten Eigenschaften einer Friseuse. Takt und Verschwiegenheit sollten — namentlich in kleineren Städten — gleichfalls nicht fehlen; denn durch das „Austragen" von Haus zu Haus, auf gut Deutsch „Klatschen", das man dort den Friseusen oft nicht mit Unrecht nachsagt, sind schon viele Mißhelligkeiten und Feindschaften entstanden.

Unterricht im Frisieren erteilen fast alle größeren Frisiergeschäfte; auch haben viele Mädchengewerbeschulen, u. a. der Frauenbildungsverein zu Breslau, Katharinenstr. 18 (monatlich 5—12 Mk.), der Letteverein zu Berlin (Kursus 2 Monate, 24 Mk.), der Frauenerwerbsverein zu Dresden, Ferdinandstr. 13 (Kursus 10 Mk.), der Frauenerwerbsverein zu Wien, Rahlgasse 4 (Kursus 2 Monate, Honorar 10 Gulden = 17 Mk.), Kurse dafür eingerichtet.

Die fertig ausgebildete Friseurin wird entweder als Hausfriseurin ihre Kunden aufsuchen oder selbst eine Frisierstube einrichten. Einmaliges, tägliches Frisieren im Haus bringt in den Großstädten monatlich ungefähr 6—8 Mk., in Kleinstädten 4—6 Mk. Besondere Frisuren: Gesellschafts-, Theater-, Karnevals-, Brautfrisuren werden mit je 1—3 Mk. berechnet. Eine flinke Friseurin kann durchschnittlich 10—15 Damen am Tage frisieren. Im Sommer finden geübte Kräfte in Badeorten, Sommerfrischen und Kuranstalten gute Einnahme; hier empfiehlt es sich, nebenbei in einem kleinen Laden allerhand Toilettenartikel, wie Seifen, Puder, Haar- und Zahnwasser, Kämme, Bürsten, Spiegel und dergl. feilzuhalten. Gleichzeitig mit dem Frisieren übernimmt die moderne Friseurin auch das Kopfwaschen (Champonieren) und Verschneiden der Haare. Beides wird in den oben angegebenen Kursen gelehrt. Der Preis für eine Kopfwäsche beträgt 1 Mk. bis 1,50 Mk., in feinen Großstadt-Geschäften sogar 2 bis 3 Mk. Manche Damen erwählen das Champonieren als selbständigen Erwerbszweig, doch scheint es dazu vorläufig noch nicht lohnend genug.

Da während der Reisezeit gewöhnlich ein Stillstand in den Einnahmen der Friseurin eintritt, sollte sie klugerweise außer dem Frisieren auch die Anfertigung von Haararbeiten erlernen, für die sie bei ihren Kundinnen wohl immer Absatz findet. Dazu ist der Besuch einer Perückenmacherschule und dann praktisches Arbeiten in einem besseren Geschäft erforderlich. Stirntuffs werden, je nach Material und Arbeit, mit 6—15 Mk., ganze Touren mit 30—80 Mk. bezahlt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9. Schuhmacherin.

Die Frau als Schuhmacherin! Das erregt anfangs wohl ungläubiges Lächeln und Kopfschütteln. Aber die Sache ist garnicht so übel. Allerdings soll und will der weibliche Schuhmacher seinem männlichen Kollegen nicht weitgehende Konkurrenz machen. Er beschränkt sich mehr auf die Anfertigung des eigenen Bedarfs und auf die Hausarbeit im Tagelohn. Ähnlich wie die Schneiderin für Tage — auf dem Lande auch für Wochen — bei ihren Kunden einkehrt und in dieser Zeit deren Bedarf an neuen Stücken deckt und Altes aufarbeitet und ergänzt, wandert auch die Haus-Schuhmacherin von Familie zu Familie und stellt ihre Kunst in den Dienst der Großen und Kleinen. Abgesehen von der Annehmlichkeit, schnell und ohne große Umstände sein Schuhlager vervollständigen zu können, bietet die Haus-Schuhmacherei noch den Vorteil größerer Billigkeit. Nebenbei gestattet sie auch die Verwendung vorhandener Vorräte an Tuch, Seide, Handschuhleder ꝛc. zu Haus-, Ball- und Erstlingsschuhen.



Frauen als Schuhmacherinnen.

In Berlin besteht eine Schuhmacherwerkstätte für Frauen „St. Crispin", W., Potsdamerstr. 98, I, die sich großen Zuspruchs zu erfreuen hat. Die Unterrichtszeit richtet sich nach der Geschicklichkeit der Schülerin und kostet, gleichviel, ob sie acht Tage oder einen Monat dauert, 10 Mk. Das Handwerkszeug stellt sich auf etwa 4 Mk. Leder, Sohlen, überhaupt alle Zutaten werden zu Engrospreisen bezogen und ebenso an die Schülerinnen abgegeben. Die Schülerinnen von St. Crispin lernen das genaue Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden von Stoffen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leder, das Nähen, Besohlen und Ausbessern aller Arten von Schuhen und Stiefeln für Männer, Frauen und Kinder. Ähnliche Anstalten bestehen in Breslau, Freiburg i. B. und anderen Orten.

10. Klavierstimmerin.

Vorbedingung für diesen Beruf sind feines, musikalisches Gehör, gesunde Nerven und genaue Kenntnis vom Bau des Instruments. Letztere erlangt man durch häufige Besuche in größeren Klavierfabriken oder durch fleißiges Hospitieren bei einem Instrumentenbauer. Sie ist deshalb wichtig, weil sie die Klavierstimmerin instand setzt, etwaige Fehler und Unregelmäßigkeiten im Werk herauszufinden und Reparaturen vorzunehmen, Saiten aufzuziehen ꝛc. Das Stimmen muß praktisch bei einem bewährten Klavierstimmer erlernt werden. Später möge sich die Klavierstimmerin mit Konservatorien für Musik und Klavierlieferanten in Verbindung setzen, die ständig Klaviere zu stimmen und ihren Schülern und Kunden gute Klavierstimmer zu empfehlen haben. Daneben suche sie, gestützt auf Empfehlungen, eine feste Privatkundschaft zu erlangen und scheue auch kleine Reisen in die nächste Umgebung, auf Güter und in die Villenkolonien nicht, denn diese lohnen sich nicht selten recht gut. Durchschnittlich werden in größeren Städten 2,50—3,00 Mk., in kleineren wenigstens 2 Mk. für einmaliges Stimmen gezahlt; manche Klavierstimmer geben auch Abonnementsscheine aus, wobei die Einzelpreise zwar etwas niedriger ausfallen, dafür aber dauernde Arbeit gesichert ist. Bei längerer Übung lassen sich täglich drei bis vier Instrumente stimmen.

11. Maschinenschreiberin.

Die Ausbildung ist die gleiche, wie bei der kaufmännischen Maschinenschreiberin (siehe Abschnitt IX), nur fällt der Besuch der Handelsschule und Fortbildungskurse fort. Die gewerbsmäßig ausgebildete Maschinenschreiberin arbeitet in den Bureaus von Rechtsanwälten, Notaren, Patentanwälten, bei Schriftstellern, in Zeitungsredaktionen ꝛc. Beherrschung der Stenographie ist für diesen Beruf unbedingt erforderlich, ebenso eine gute Bildung, um Fremdworte, Fachausdrücke u. dergl. zu verstehen und richtig zu schreiben und den geistigen Inhalt des Diktats erfassen zu können. Monatsgehalt 60—100 Mk.

12. Annoncensammlerin.

Das Sammeln von Annoncen ist nur sehr ausdauernden und zielbewußten Frauen anzuraten, die form- und redegewandt sind. Es gilt hierbei in erster Linie, sich mit angesehenen Zeitungen über die Höhe der Prozente an jedem Inserat zu verständigen (gewöhnlich werden 25 % zugebilligt) und dann Inserenten zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sind Fabriken, Verkaufsgeschäfte, Schneiderinnen und sonstwie annoncierende Personen aufzusuchen und für die Sache zu erwärmen. Je besser die Annoncensammlerin die Bedürfnisse des Leserkreises der verschiedenen Zeitungen zu beurteilen und demgemäß ihre Inseratvorschläge zu machen weiß, umso größeren Erfolg werden die Annoncen ihrer Auftraggeber und somit auch ihre Bemühungen um weitere Beschäftigung haben. Am leichtesten dürfte der Anfang bei Mode- und Frauenblättern sein, vorteilhafter jedoch ist die Ausdehnung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tätigkeit auch über Familien- und Tageszeitungen, denn je größer das Absatzgebiet, umso wahrscheinlicher der Erfolg. Oft kommt die Annoncensammlerin in die Lage, für ihre Auftraggeber kleine Reklame-Artikel zu schreiben. Diese sind in leichtem, anregendem Stil, nicht aufdringlich, aber doch so zu halten, daß sie Lust zum Kaufen erwecken und den betreffenden Geschäften Bestellungen und neue Kunden zuführen. Geschickte Annoncensammlerinnen, die mit einer Anzahl vornehmer Firmen in Verbindung stehen, erzielen oft sehr hohe Jahreseinnahmen bei täglich 5—6stündiger Arbeit.

13. Kommissionärin.

Dieser Posten eignet sich nur für Großstädte. Die Kommissionärin übernimmt die Besorgung der verschiedensten Gebrauchs- und Luxusartikel, die in Mode- und Familienzeitungen beschrieben und angezeigt wurden. Sie muß Geschmack haben und es verstehen, allen Wünschen der Besteller gerecht zu werden, vorteilhaft und gut zu kaufen und pünktlich abzuliefern. Das Amt ist kein leichtes, denn die wenigsten Damen, aus denen zumeist die Kundschaft der Besorgerin besteht, wissen sich klar und verständlich auszudrücken. Fällt die Sendung dann nicht nach Wunsch aus, so ist der Jammer groß. Die Besorgerin muß also häufig zwischen den Zeilen lesen können; bei alten Kunden wird ihr das nicht schwer fallen, da sie deren Art und Geschmack im Laufe der Zeit studiert hat. Von jedem Einkauf werden 10 % der Summe für die Besorgerin gerechnet. Das ist ihr Verdienst. Hat sie nebenbei noch Quellen an der Hand, die ihr entweder beim Kauf ebenfalls Prozente gewähren oder die Ware zum Engrospreis überlassen, während sie dafür ihren Kunden Geschäftspreis anrechnet, so ist es ihr gutes Recht, sich diesen Vorteil zunutze zu machen. Die Sendungen sollen stets unter Nachnahme gehen und das Packmaterial mit auf die Rechnung gesetzt werden. Um bekannt zu werden, resp. sich in der Erinnerung des Leserkreises zu erhalten, muß die Besorgerin ständig Annoncen in den Zeitungen aufgeben, die ihren Wünschen am meisten entsprechen.

14. Fremdenführerin.

In größeren Städten mit lebhaftem Reiseverkehr, namentlich in solchen, die viele Sehenswürdigkeiten aufzuweisen haben, sind gebildete Fremdenführerinnen ein dringendes Bedürfnis. Alleinreisende Damen, und hier wieder die oft wenig gewandten und reise-unkundigen Kleinstädterinnen und Landbewohnerinnen, werden mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, nach einem wohldurchdachten Plan und in Gesellschaft einer vertrauenswürdigen, gewandten Dame, die anregend zu plaudern weiß und über alles Wissenswerte unterrichtet ist, die Straßen der Stadt, Museen, Ausstellungen und andere Sehenswürdigkeiten zu durchstreifen.

Daß eine Fremdenführerin den gebildeten Ständen angehören muß, ist selbstverständlich; sie soll sich ja eben vorteilhaft unterscheiden von den, meist aus den unteren Schichten hervorgegangenen Fremdenführern, wie man sie allerorten trifft, und deren eingelernte, monoton hergesagte Erklärungen einen feiner empfindenden Menschen geradezu um allen Genuß bringen können. Auch in ihrem Äußeren muß sich die Fremdenführerin, die nebenbei nicht zu jung sein darf, als Dame geben; alles Auffallende in Kleidung und Benehmen ist zu vermeiden. Weltgewandtheit, verbindliche Formen und Menschenkenntnis sind unentbehrlich, um sich dem Wesen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Wünschen jedes Einzelnen anpassen zu können. Je mehr fremde Sprachen die Fremdenführerin beherrscht, desto besser ist es für ihre Tätigkeit; sie muß ferner genau orientiert sein über die Geschichte und Vergangenheit der Stadt, deren Bekanntschaft sie vermitteln will; über die Bedeutung derselben in der Gegenwart, über Handel und Wandel, Sitten und Gebräuche. Nichts darf ihr darin fremd sein, weder die Museen und Galerien, noch die Theater, Konzertsäle, die Sehenswürdigkeiten, Bildungs-, Wohlfahrts- und Vergnügungsanstalten oder die Schönheiten der Umgebung. Um eine rechte Führerin zu sein, muß sie außerdem auch die besten Bezugsquellen und die vorteilhaftesten Beförderungs- und Verkehrsmittel kennen, die Taxen der Kutscher, die Höhe der Eintritts- und Trinkgelder ꝛc. Sie muß klug und angenehm über alles zu reden wissen, Geschmack und ein gewisses Kunstverständnis besitzen, mit Kunstgeschichte und Literatur auf gutem Fuße stehen, Bescheidenheit mit einem sichern Auftreten paaren und mit feinem Takt erkennen, wie sie sich den ihrer Obhut Anvertrauten gegenüber zu geben hat, welche Zumutungen sie ihnen in geistiger und körperlicher Beziehung machen darf. Gut wird es sein, wenn die Führerin auch im edlen Radsport bewandert ist, denn viele Damen nehmen ihr Stahlroß auf Reisen mit und lieben es, mit ihm weitere Ausflüge in die Umgebung der Städte zu machen.

Natürlich muß die Fremdenführerin, ehe sie ihr jeweiliges Amt antritt, darüber Bescheid wissen, wieviel Zeit und Geld die Reisenden auf die Besichtigung der Stadt verwenden wollen und danach ihren Plan ausarbeiten. Auch wenn beides beschränkt ist, wird sie ihren Stolz darein zu setzen haben, soviel als irgend möglich dafür zu bieten, ohne doch die Kräfte ihrer Klienten über Gebühr anzustrengen.

Man sieht, der Beruf ist kein ganz leichter und die Vorbereitung dafür ein regelrechtes und keineswegs billiges Studium geistiger und praktischer Art. Als Gegenleistung erzielt die Fremdenführerin ein tägliches Honorar von 8—10 Mk. bei freier Fahrt, Beköstigung, Eintritt ꝛc. Für Ausländer steigt es auf ca. 15 Mk. Vorwiegend wird die Fremdenführerin die Leitung von Damen, dann aber auch die Führung von Familien oder größeren Gesellschaften übernehmen; Herren allein darf sie wohl kaum begleiten, wenn sie ihrem geschäftlichen Ruf nicht schaden will. Ihre Kunden erlangt sie durch Vermittelung von Fremdenpensionen, Hotelportiers, Reisebureaus und ähnlichen Instituten, bei denen sie ihre Karten abgibt und Empfehlungen vorzeigt. In manchen Fällen dürfte es geraten sein, den Eifer der Vermittler (Portiers und dergl.) durch regelmäßige Prozente oder einen gelegentlichen „klingenden Händedruck" wach zu halten.

In verschiedenen Städten sind bereits Fremdenführerinnen mit bestem Erfolge tätig. Ebenso haben sich hier und dort, u. a. auch in Berlin, von Damen geleitete „Bureaus für Fremdenführung und Information" bewährt, die neben den genannten Pflichten noch den Empfang der Fremden auf den Bahnhöfen, Besorgung von Wohnungen, Pensionen, Nachweis von Lehrern, Erziehungs-, Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten übernehmen und Auskunft über alle in das Gebiet der Frauenerwerbstätigkeit gehörenden Einrichtungen geben.

Gertrud Triepel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Knabenberufe.

Die Berufswahl der heranwachsenden Knaben ist eine schwierige Sache. Sie ist dies von jeher gewesen, aber besonders in unserer Zeit, die mehr Anforderungen an den Einzelnen stellt und die Möglichkeiten zu einem gedeihlichen Fortschreiten auf der Lebensbahn durch mancherlei Umstände, Überfüllung mancher Fächer, die Erschwerung eines genügenden Auskommens, bedauerlich einschränkt, sind die immer vorhandenen Schwierigkeiten sehr gehäuft. Kein Wunder, daß im bestimmten Falle manches besorgte Elternherz nach einem Mahner und Berater ausschaut. Allgemeine, durchgreifende Bestimmungen lassen sich natürlich nicht aufstellen. Aber einige übersichtliche Betrachtungen dürfen doch wohl in einem Hausbuche, das allen Bedürfnissen eines deutschen Hauses gerecht werden soll, ihre Stelle beanspruchen.

Da es sich um die Wahl eines Berufes handelt, muß zunächst bemerkt werden, daß, wie meist im menschlichen Leben, die Freiheit des Entschlusses nicht unbegrenzt ist. Zwei Umstände, die zu unübersteiglichen Schranken werden, sind vor allem zu betonen. Einmal handelt es sich um das liebe Geld. Es gibt Berufsarten, die bei den zu ihnen Neigenden ein bestimmtes Vermögen voraussetzen. Hierher gehört die militärische Laufbahn, sowohl zu Wasser als auch zu Lande. Wir kennen Beispiele von Leuten, die auch im bunten Rock zu einem höchst sparsamen Dasein gezwungen waren. Ich will als eins der rührendsten Muster dieser Art an unseren großen Moltke erinnern, aber es gibt auch nicht viele Jünglinge, die von vornherein eine solche Festigkeit des Sinnes besessen haben, wie er, und Ausnahmen bestätigen auch hier, wie immer die Regel. Die gelehrten Berufe möchte ich nicht dahin rechnen, weil mancher ganz arme Knabe, dem alle Mittel zu fehlen schienen, durch Unterstützungen mancher Art seinen Weg gefunden hat und zu Ansehen und Ehren gekommen ist, wenn die natürliche Anlage in ausreichendem Maße vorhanden war. Das aber ist der zweite Punkt, der ins Auge gefaßt werden muß. Gerade für die gelehrten Fächer ist ein gewisses Maß von Verstandesgaben so unerläßlich, daß man dem minder Befähigten keine Ermunterung zum Ergreifen eines solchen geben, vielmehr ernstlich davon abraten sollte. Und in noch erheblicherem Maße gilt das von den künstlerischen Berufen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sieht man aber von diesen Schranken ab, die von dem Knaben im Augenblicke der Entscheidung vielleicht ein schmerzliches Entsagen fordern, sollte man der freien Wahl keine Grenzen setzen. Allerdings darf man die Sache nicht allzu tragisch nehmen. Selten wird ein jugendliches Gemüt in dem Alter von 15—17 Jahren schon so gefestigt in seinem Entschlusse sein, daß ein Verzicht auf einen lebhaft, oder gar leidenschaftlich gehegten Wunsch zum Unglück seines Lebens führen müßte. Sind es doch in den meisten Fällen nur Äußerlichkeiten, wie Eindrücke aus dem Bekannten- oder Verwandtenkreise, die sich seiner Einbildungskraft bemächtigt haben, der Glanz des Auftretens, der zu erhoffende Ruhm, die Behaglichkeit des Daseins, die hier bestimmend wirken, also Dinge, die durch verständiges Zureden, durch ein weises Gegenüberstellen der Wirklichkeit gegen solche meist unklare und innerlich haltlose Gedankenbilder überwunden werden können und in dem gesund veranlagten Knaben keine Narben zurücklassen. Anders natürlich liegt der Fall, wenn sich in diesem dumpfen, zunächst vielleicht noch dazu irregeleiteten Triebe eine wirklich vorhandene Gabe, ein innerer Beruf ankündigt. Dem muß um jeden Preis Rechnung getragen werden, sollten damit für die Eltern beträchtliche Opfer verbunden sein oder von ihnen ein Lieblingswunsch darangegeben werden müssen. Um das festzustellen, bedarf es der genauesten Betrachtung und Prüfung, womit man die geistige Entwickelung des Zöglings zu begleiten hat, und möge Gott allen Eltern scharfe Augen und freien Sinn geben, daß sie es in diesem überaus wichtigen Punkte an nichts fehlen lassen. Ein Zwang zu einem Berufe, der den geistigen Grundrichtungen der Knaben entgegensteht, ist eine der verderblichsten Einwirkungen, die von Eltern als Erziehern ausgeübt werden können. Selbst das blühendste väterliche Geschäft, das seinem Erben das leichteste Leben in sichere Aussicht stellte und von einem begabten Nachfolger zu neuem und noch höherem Glanze gebracht werden könnte, darf nie als Lockvogel bei der Wahl eines Berufes, nie als Zwangsmittel gebraucht werden. Und ebenso ist es mit den Familienüberlieferungen. Es gibt Geschlechter, in denen z. B. der Beruf eines Gelehrten oder Geistlichen oder der eines Soldaten, wie man denn in Preußen eine ganze Anzahl solcher Familien vom kleineren, besitzlosen Adel, sogenannte Militärfamilien findet, — lange erblich ist. Aber bei aller Verehrung, die ich für derartige, sich lange fortsetzenden Übertragungen habe, da man ihnen vieles Gute und Segensreiche nachsagen kann, bin ich doch unbedingt dagegen, aus solchen Gewohnheiten und Anschauungen irgendwie eine Schlinge zu machen, worin man den freien Entschluß eines anders gearteten Spätlings — und sei er nur ein talentvoller Querkopf — zu ersticken gedenkt. Nirgends mehr als hier heißt es „Lust und Liebe zum Dinge macht Arbeit und Mühe geringe". Über eine Belehrung über die Licht- und Schattenseiten, über den Hinweis auf die Möglichkeit, ein sicheres Ziel auf dem einzuschlagenden Wege zu gewinnen, und die Gefahren, die dem Wanderer darauf drohen, sollte die väterliche Einwirkung nicht hinausgehen, soweit nicht die beiden früher erwähnten unerläßlichen Bedingungen in Frage kommen. Jedenfalls ist man vor künftigen Vorwürfen des vielleicht nicht befriedigten jungen Menschen sicher und braucht nicht das Jammerbild eines Jünglings zu befürchten, der unter einer ihm wider seinen Willen aufgebürdeten Last stöhnt und seufzt und sich um das schöne Glück froher Jahre gebracht sieht.[1])

1) Über all die rein handwerksmäßigen Berufe wird man am sichersten Auskunft finden in der gekrönten Preisschrift von Tragstein: Was soll der Junge werden? Berlin. Verlag von L. Oehmigke. Für alle Berufsarten aber gibt einen sicheren Ratgeber das Sammelwerk ab: Mein künftiger Beruf. Praktische Anleitung zur Berufswahl. C. Ranges Verlag in Leipzig, Königstraße 27. Bis jetzt schon 70 Hefte, von denen jedes ein abgeschlossenes Ganzes bildet und 50 Pfg. kostet. Darüber war hier im besonderen nichts zu sagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gehen wir von diesen allgemeinen Betrachtungen zur Erwägung der einzelnen Berufe über, so stellen wir

den Kriegsdienst, sei es zu Lande oder Wasser, voran, der trotz aller Bemühungen der Friedensliga seine große Bedeutung noch besitzt und sie auch wohl noch für längere Zeit behaupten wird. Es ist der Beruf, der auf junge Leute meist eine große Anziehungskraft ausübt. Wird die jugendliche Eitelkeit schon durch die kleidsame Uniform gereizt, so kommt für ehrgeizige Gemüter dazu, daß der Stand des Offiziers sich nicht ohne Grund als den ersten aller Stände betrachtet. Eine innere Berechtigung dazu braucht man ihm damit noch keineswegs zuzugestehen, aber die allgemeine Schätzung hat es nun doch einmal so festgestellt. Jeder noch so junge Offizier ist hoffähig und wird den Zutritt zu allen gesellschaftlichen Kreisen offen finden. Ohne über sich eine Wahl ergehen zu lassen, besitzt das Offizierkorps einer Garnison in jeder geschlossenen Gesellschaft, nenne sie sich Klub oder wie sonst, die Mitgliedschaft. Denn der Ehrbegriff, der in diesen Kreisen herrscht, ist so zugespitzt, daß eine vorzunehmende Wahl (Ballotement), auch wenn die Möglichkeit einer Ablehnung von vornherein undenkbar ist und die Sache nur eine Form sein würde, unwürdig erscheint, da jeder einzelne, der dem Korps angehört, schon dadurch, daß er Uniform trägt, als tadelloser Ehrenmann in dem bürgerlichen Sinne betrachtet werden soll. Den Vorzug, den in Gesellschaft oder auf Bällen den Trägern von zweierlei Tuch die junge Damenwelt ohne weiteres zuerkennt, will ich nur mit diesem einen Worte streifen, aber für heranreifende junge Leute pflegt auch das nicht gleichgiltig zu sein, und es muß unbedingt zugestanden werden, daß eine vortreffliche Schule guten Anstandes und feiner Sitte in unserem Offizierkorps vorhanden ist. Der Weg, der den jungen Weltbürger in dies Paradies führt, ist nicht übermäßig steil und steinig. Auch für eine mittelmäßige Begabung erweisen sich die Vorbereitungen nicht allzu schwierig, welcher Umstand unter den Reizmitteln dieses Faches nicht die letzte Stelle einnimmt. Und auch das können wir als einen Vorzug des Soldatenstandes betrachten, daß er im Ganzen nicht allzu viel Kosten verursacht. Früher als in jedem anderen Berufe wird der junge Offizier selbständig, und wenn auch das, was er an regelmäßigen Einnahmen vom Staate bezieht, nicht ausreicht, um seine Bedürfnisse zu decken, so ist doch in den meisten Fällen der von den Eltern zu leistende Zuschuß nicht übermäßig groß, und das auf die Ausbildung zu verwendende Kapital reicht auch nicht entfernt an die Höhe desjenigen, womit der Studiengang eines künftigen Gelehrten erkauft werden muß. Das, was den Offizierstand teuer macht, sind einmal die Gelegenheiten zu einem außerdienstlichen Aufwande, die durch gemeinsame Festlichkeiten und ähnliche Veranlassungen sehr zahlreich sind, ferner die Versuchungen zu einem glänzenden Auftreten, die nach den Regimentern verschieden, doch auch einem im ganzen sparsamen Offizierkorps durch einige, vielleicht reiche junge Leute, recht dringend erscheinen können und endlich die Notwendigkeit, ein bedeutendes Vermögen nachzuweisen, wenn es sich um die Verheiratung handelt.

Wenn von den Wegen, die zum Offizierstande führen, gesprochen werden soll, muß man den Dienst im Heere von dem in der Flotte scheiden. Zum ersteren gelangt man entweder durch die Kadettenschule oder durch den Eintritt als Fahnenjunker. Die erstere gewährt größere Sicherheit zur Errichtung des Zieles, erfordert aber eine frühe Entscheidung, da in den sieben Voranstalten (Kadettenhäusern mit dem Lehrplan der Klassen eines Realgymnasiums von Sexta bis Obertertia) der Eintritt schon mit dem zehnten Jahre erfolgen kann und vor dem fünfzehnten geschehen muß. Die Haupt-Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde umfaßt die Klassen von Unter-Sekunda

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis Ober-Prima, wozu noch eine Selekta kommt, die einer Kriegsschule entspricht. Die Unterhaltungskosten belaufen sich für einen Kadetten auf 800 Mk. als vollen Erziehungsbeitrag; es gibt aber zahlreiche Stellen mit einer Verminderung dieses Beitrages auf 450, 300, 180 und sogar 90 Mk. für Söhne von Angehörigen Preußens, Württembergs und derjenigen Bundesstaaten, deren Kontingente unter preußischer Verwaltung stehen, insofern sich die Väter einen besonderen Anspruch auf Berücksichtigung in der Erziehung ihrer Söhne erworben haben. Für besonders Bedürftige gibt es auch eine Anzahl von Freistellen. Nichtangehörige des Deutschen Reiches können für einen erhöhten Erziehungsbeitrag von 1500 Mk. Aufnahme in den Kadettenhäusern finden.[1]) Wenn man erwägt, daß für die angegebenen Summen Unterhalt, Bekleidung, Erziehung und Unterricht geboten wird, wird man sie als sehr bescheiden bezeichnen müssen. Wer die Anstalt in Lichterfelde mit einer Prüfung verläßt, die ihm das Zeugnis „gut" eingetragen hat, erhält sein Patent zum Leutnant von dem Tage dieser Versetzung an datiert.

Zum Eintritt in den Dienst mit der Absicht auf Beförderung melden kann sich jeder, der das Abiturienten-Zeugnis eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums besitzt oder vor der Prüfungskommission das Fähnrichs-Examen besteht. Nach sechsmonatlicher Dienstzeit als Fähnrich und einem Kursus auf der Kriegsschule erfolgt dann die Offiziers-Prüfung, worauf die Ernennung zum Offizier durch den Kaiser erfolgt. Abiturienten der bezeichneten Schulen, die sich durch ihre Charaktereigenschaften und militärische Brauchbarkeit empfehlen, können auch eine Verdatierung ihres Patents erreichen.

Das Gehalt der Offiziere beträgt für den Leutnant 900—1188 Mark, für den Oberleutnant 1500 Mark. Die höheren Stellen übergehe ich als für meinen Zweck nicht wichtig. Man sieht, daß das für ein standesgemäßes Leben nicht ausreicht. Da aber durch regelmäßige Abzüge von der Gage an die Kleiderkasse und ähnliche Einrichtungen ein bestimmter Betrag für notwendige Bedürfnisse sicher gelegt ist, wird doch einem allzu leichtsinnigen Daraufloswirtschaften einigermaßen gesteuert.

Neben der Laufbahn des Offiziers gibt es auch die in der Militär-Intendantur, deren höhere Stellen teils von Leutnants und Oberleutnants, die mindestens sechs Jahre als Offizier gedient haben müssen und noch nicht über 28 Jahre alt sein dürfen, oder durch Kriegsgerichtsräte, Gerichts-Assessoren und Referendare, die aber Offiziere der Reserve sein müssen, besetzt werden. Das Gehalt beträgt für die Intendantur-Assessoren 2600—3300, die Räte 3600—6300, die Intendanten 6900—9000 Mark. Sehr angesehen sind diese Stellen nicht, da es sich bei dem Dienst hauptsächlich um die Sorge für die materiellen Dinge des ganzen Betriebes, die Verpflegung und Bekleidung der Truppen handelt. Da aber der Andrang zu diesen Stellen doch recht groß ist, so ist es für den, der sich vor oder gleich nach der Reifeprüfung für diesen Beruf entscheidet, geraten, die Rechte zu studieren und sich als Referendar zum Eintritt in die Intendantur zu melden. Das Assessor-Examen braucht nicht gemacht zu werden und die Aussichten für einen jungen Juristen sind gut, insofern man einen solchen in den meisten Fällen einem Offizier vorziehen wird.

---

1) Ich folge in diesen Angaben und ähnlichen Nachweisungen auch in den folgenden Abschnitten dem Buche des Geheimrats A. Dreger: Die Berufswahl im Staatsdienste. 7. Aufl., neu bearbeitet und vermehrt von W. A. Dreger. Dresden und Leipzig 1902. E. Ehlermann. Mk. 3.60 und der Schrift von Dr. jur. R. Jaenicke: Die Berufswahl. Leipzig. Alexander Schwarzenberg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dagegen ist von großer Bedeutung der Dienst auf der Flotte, wozu sich erfreulicherweise der Zudrang immer noch zu mehren scheint. Der Zug zum Meer ist in unserer norddeutschen Gegend, in unmittelbarer Nachbarschaft des gewaltigen Elementes schon durch die lange Gewöhnung und Überlieferung stärker wirkend, als im Süden, aber auch von dort strömen Scharen junger Menschen herbei, um sich auf unseren Schiffen heimisch zu machen. Der Reiz der Ferne, der unserem deutschen Volke immer lockend gewesen, das Abenteuerliche der Seefahrten, die Aufforderung zu einem so mannhaften Berufe, der an die Tatkraft und den Mut so bedeutende Anforderungen stellt, alles dies wirkt zusammen, um den Dienst in der Marine manchem Jüngling wert zu machen. Zwei gesonderte Wege sind dabei zu unterscheiden; der eine führt in das Seeoffizierkorps, der andere in das der Marine-Ingenieure.

Was das erste betrifft, so ist erforderlich für den Eintretenden das Zeugnis der Abgangsprüfung eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums, wofür jedoch die Fähnrichsprüfung der Armee eintreten kann oder die Ablegung der Seekadetten-Eintrittsprüfung vor der dazu eingesetzten Kommission in Kiel. In diesen Zeugnissen muß das Englische mit gut zensiert sein. Die Kadetten sind von dem Augenblicke ihrer Einstellung an Glieder des Soldatenstandes mit Gemeinenrang und beziehen Löhnung. Sie werden zunächst etwa vier Wochen lang am Lande ausgebildet und erhalten dann auf einem Schulschiffe die erste seemännische Ausbildung, doch auch Unterricht in den Berufswissenschaften. Die Schulschiffe kreuzen einige Wochen in der Ostsee und gehen dann ins Ausland. Die Einstellung der Kadetten erfolgt nur einmal im Jahre, im Monat April, in Kiel. Von der ersten größeren Reise kehren die Schiffe im nächsten Frühjahre zurück. Dann folgt der Besuch der Marineschule in Kiel, der mit der Prüfung zum Fähnrich zur See abschließt. Wird diese nicht mit Erfolg erledigt, kann eine Wiederholung nach einem nochmaligen Dienst auf dem Schulschiff erfolgen, wenn der junge Mann überhaupt zum Dienst in der Marine für tauglich befunden ist. Im Verneinungsfall wird er entlassen, kann aber immer noch in das Heer eintreten, und hat er die Fähnrichsprüfung zur See bestanden, ist er damit von dieser für die Landarmee befreit. Die neu ernannten Fähnriche zur See werden dann ein Jahr zur Marineschule kommandiert und legen darauf die Prüfung ab, die sie zur Ernennung zum Offizier befähigt.

Über den Eintritt von Einjährig-Freiwilligen bei der Flotte sind besondere Vorschriften nicht zu beachten. Die Einstellung kann am 3. Januar, 1. April, 1. Juli, 1. Oktober erfolgen. Solche, die auf den Reserveoffizier der Marine rechnen, werden nur am 1. Oktober angenommen. Die Einstellung erfolgt bei einer Abteilung der Matrosen-Artillerie oder der Marine-Infanterie. Maschinisten oder -Gehilfen von See- und Flußdampfern, die mindestens ein Jahr gefahren sind, werden bei einer Werftdivision oder einer Torpedoabteilung eingestellt.

Die ungefähren Kosten der Laufbahn eines Seekadetten belaufen sich im ersten Jahre auf 1280 Mk. — 800 Mk. für die vollständige Ausrüstung und 40 Mk. monatlich als Zulage —, im zweiten Jahr auf 920 Mk., im dritten auf 780 Mk., wobei die monatliche Zulage von 40 Mk. dieselbe bleibt. Die Löhnung beträgt für den Seekadetten 40,50 Mk., den Fähnrich 66, den Leutnant zur See 75, den Oberleutnant 140 Mk., wozu aber immer noch erhebliche Zuschüsse an Wohnungs- und Verpflegungsgeldern kommen, sodaß man das pensionsfähige Diensteinkommen des Leutnants zur See auf 1946, das des Oberleutnants auf 2546 Mk. veranschlagen kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abweichende Bestimmungen gelten für den Beruf des Marine-Ingenieurs. Erforderlich dazu ist die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, zweiundeinhalbjährige praktische Arbeit in Dampfmaschinenbauanstalten, dann die Ablegung einer Eintrittsprüfung und die Verpflichtung des Vaters oder Vormundes zu einer monatlichen Zulage von 40 Mk. Das 21. Jahr darf nicht überschritten sein. Die Einstellung erfolgt am 1. Oktober. Das bisherige Hervorgehen der Marine-Ingenieure aus dem Maschinenpersonal wird in Zukunft aufhören, da sie vom 1. April 1903 aus dem Marine-Ingenieur-Unterpersonal, den Applikanten, Oberapplikanten ergänzt werden. Die Ausbildung ist neben dem praktischen Dienst bei Torpedoabteilungen oder auf Schiffen eine in verschiedenen Kursen erfolgende wissenschaftliche auf der Ingenieur-Schule. Jeder Kursus endigt mit einer Prüfung, der letzte in der Marine-Ingenieur-Klasse mit der Marine-Ingenieur-Prüfung. Ist diese bestanden, wird der Aspirant wie der Einjährig-Freiwillige von dem Seeoffizier- und Marine-Ingenieur-Korps zur Wahl gestellt und dann zum Ingenieur befördert, womit er den Rang eines Leutnants zur See erhält. Das Gehalt des Marine-Ingenieurs beträgt 3600 bis 6600 Mk., wozu aber auch noch Servis- und Wohnungsgeldzuschuß kommen.

Für das Torpedo-Personal gibt es eine eigene Laufbahn, doch wird es, wie das Corps der Maschinisten künftig nicht über den Rang von Deck- und Oberdeckoffizieren bei einem Gehalt von 2100 bis 3900 Mk. hinauskommen, während allerdings die Torpedo-Ingenieure bis zum Oberstabs-Ingenieur den übrigen Marine-Ingenieuren fast gleichstehen und Offiziersrang haben.

Ein anderer Zweig der mit der Flotte zusammenhängenden Berufe ist der des Schiffsbau- und Maschinenbau-Beamten. Zum Eintritt ist das Abiturienten-Examen erforderlich. Die Einstellung erfolgt nur im Frühjahr und die Ausbildung entspricht derjenigen der Kadetten oder Einjährig-Freiwilligen. Dann muß das Seekadettenexamen abgelegt werden, um damit die Befähigung zum Reserve-Offizier zu erlangen. Daran schließt sich ein zweijähriges Studium auf einer technischen Hochschule, worauf die Vorprüfung abgelegt werden kann; nach einem weiteren zweijährigen Studium, das auf der technischen Hochschule zu Charlottenburg erfolgen muß, erfolgt die erste Hauptprüfung und nach einer mindestens zweijährigen praktischen Ausbildung auf einer kaiserlichen Werft die zweite Hauptprüfung. Dann kann die Ernennung zum Bauführer erfolgen, die eine monatliche Vergütung von 150 bis 180 Mk. mit sich bringt. Marinebaumeister erhalten das Gehalt von 3600 bis 5700 Mk. und können als Werftdirektoren bis 7500 Mk. steigen.

Für die Marine-Intendantur, die ja auch eine Anzahl von Beamten erfordert, gelten im wesentlichen die Bedingungen der Armee-Intendantur. Es folgen aber noch die für die Zahlmeister geltenden Bestimmungen.

Der Beruf der Zahlmeister in dem Landheer wie auch der Flotte erfordert seine besondere Vorbereitung. Bei den Bewerbern um einen solchen Posten wird insofern ein Unterschied gemacht, als die, welche nicht in dem Besitz des einjährig-freiwilligen Berechtigungsscheines sind, zwei Jahre als Gemeine dienen müssen, während die, bei denen diese Voraussetzung zutrifft, nach dem einjährigen Dienst ein zweites Jahr als Unteroffiziere mit der Waffe zu dienen haben. Dann folgt die Ausbildung der Bewerber, meist Applikanten genannt. Ein solcher wird ungefähr zwei Jahre im Bureau eines Zahlmeisters beschäftigt, dann erfolgt eine mehrmonatliche Unterweisung bei der Bekleidungs-Kommission und darauf eine neunmonatliche Dienstleistung bei der Intendantur. Nun wird die Ablegung einer schriftlichen wie münd-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Prüfung vor einer Kommission, wie sie an jedem Sitze einer Intendantur besteht, verlangt. Eine einmalige Wiederholung eines verunglückten Examens ist gestattet. Darauf wird der junge Mann als Zahlmeister-Aspirant in die Liste eingetragen, wie jedes Armeekorps solche führt, sodaß seine Beförderung auch innerhalb seines Armeekorps erfolgt. Bis er zum etatmäßigen Aspiranten aufrückt, erhält er die Löhnung seiner Charge, Naturalverpflegung und Servis. Bevor er Zahlmeister wird, muß er die Stelle eines solchen selbständig auf sechs Monate verwalten. Die Beförderung erfolgt durchschnittlich nach 15- bis 16jähriger Dienstzeit. Er gehört nun zu den höheren Beamten der Militär-Verwaltung, hat Leutnantsrang — Uniform mit blauem Kragen und blauen Aufschlägen — und bezieht einen Gehalt von 1800—3000 Mark, wozu aber noch Servis- und Wohnungsgeld kommen, sodaß man im ganzen 2280 bis 4080 Mark rechnen kann. Verheiraten darf er sich nur mit Zustimmung der vorgesetzten Behörde und unter dem Nachweis eines jährlichen Privateinkommens von mindestens 750 Mark. Die Pension richtet sich nach dem Dienstalter und dem letzten Einkommen, steigt von ¼ des letzteren nach zehnjähriger Dienstzeit bis zu ¾.

Für die Zahlmeister in der Kriegsmarine ist erforderlich das Reifezeugnis für die Prima eine der drei höheren Lehranstalten (ausnahmsweise gilt das für die Obersekunda einer solchen), ferner ausreichende Kenntnis der französischen und englischen Sprache, die durch eine Prüfung nachzuweisen ist, endlich die beglaubigte Erklärung des Vaters oder Vormundes, dem Eleven bis zur Beförderung zum Maat 15 Mk., sodann bis zur Beförderung zum Aspiranten 10 Mk. für den Monat Zuschuß und für den letzteren ein Bekleidungsgeld von 500 Mk. zu leisten. Zugelassen werden nur Einjährig-Freiwillige der drei Seebataillone und Matrosen-Artillerie-Abteilungen, die das 21. Lebensjahr nicht überschritten haben und imstande sind, sich während der einjährigen Dienstzeit selbst zu unterhalten, oder andere Mannschaften des aktiven Dienststandes der Marine, die unverheiratet sind, das 25. Lebensjahr nicht überschritten haben und nicht aus der Schiffsjungen-Abteilung hervorgegangen sind. Zunächst muß der Bewerber nun ein halbes Jahr mit der Waffe dienen, wird ein halbes Jahr zur Zahlmeistersektion kommandiert und wird dann je nach Befähigung und Bedarf Zahlmeister-Applikant, womit er die Stellung und Löhnung als Maat oder Obermaat erlangt. Nach drei Jahren erfolgt die Prüfung und im glücklichen Fall und bei vorhandener Vakanz wird er nun Zahlmeister-Aspirant im Range eines Deckoffiziers. War er mindestens zehn Monate auf einem in Dienst gestellten Schiffe verwendet, kann er zum Oberzahlmeister-Aspiranten mit dem Range eines Oberdeckoffiziers und nach abermaliger mindestens zweijähriger Dienstleistung und einer zweiten abzulegenden Prüfung zum Zahlmeister ernannt werden; er steht dann gleich dem Leutnant zur See, rückt zum Oberzahlmeister, gleich dem Oberleutnant und zum Stabszahlmeister gleich dem Kapitänleutnant auf. Die beiden ersten Chargen beziehen an Gehalt 1800—3600, die letzteren 3900—4500 Mk.; die Nebenbezüge lassen sich auf mindestens 1000 Mk. veranschlagen. Die Pensionsverhältnisse entsprechen denen bei der Armee.

Auch bei der Handelsmarine gibt es Zahlmeister, für die eine besondere Ausbildung nicht vorgeschrieben ist. Man verlangt in der Regel nur kaufmännische Vorbildung und Kenntnis der englischen Sprache. Außer freier Station erhält der Assistent ungefähr 75, der Zahlmeister 200 Mk. monatlichen Gehalt.

Wenn aber nun nach der Darlegung der besonderen Verhältnisse, die bei der Wahl der wehrhaften Berufe zu berücksichtigen sind, noch einige allgemeine Betrachtungen am Platze sind, so wird sich das in den einleitenden Bemerkungen nieder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelegte günstige Urteil darüber doch wesentlich einschränken müssen. Daß der Heeresdienst, sei es zu Lande, sei es zu Wasser, eine hohe Schule männlicher Charaktereigenschaften, des Mutes, der Selbstbeherrschung, der Zucht und des Gehorsams ist, soll nicht verkannt werden, auch wenn man zugibt, daß es auch in dieser Beziehung vielfach mangelt. Aber einmal kommt doch ein sehr wesentlicher Umstand in Betracht, daß der Soldatenstand in der Hauptsache immer nur ein Vorbereitungsdienst bleibt und die meisten seiner Vertreter kaum eine wirkliche praktische Anwendung dessen, was sie gelernt haben, zu erleben hoffen dürfen. Wir Deutsche haben eine mehr als 30jährige Friedenszeit hinter uns, — das kleine, rasch vorübergehende Abenteuer in China bedeutet demgegenüber nicht viel, und unsere Marine hat wohl zum erstenmal vor Venezuela einige Schüsse abgefeuert. Die Engländer haben in dieser Hinsicht reichere Erfahrungen sammeln können. Aber wenn man auch noch so sehr an Schillers Wort: Der Krieg hat seine Ehre, im Gegensatz zu dem Suttnerschen: Die Waffen nieder — festhält, das kann doch niemand leugnen, daß der Krieg soviel Gefahren für das ganze Land, soviel Not und Elend mit sich führt, daß niemand, auch der verwegenste Fähnrich nicht, den Mut haben sollte, ihn, wenn auch nur im Wunsche heraufzubeschwören. Und das eben macht meine Bedenken in erster Linie rege. Andere melden sich weiterhin. Der äußere glänzende Schein des Offiziersstandes darf nicht darin täuschen, daß das Mechanische, das ewige Gestrige sozusagen, was bei allen Berufsarten eine bedeutende Rolle spielt, ihm keineswegs fehlt. Die Zeiten des Dienstes sind sehr ungleich verteilt. Schon im regelmäßigen Verlauf des Lebens, der öden Wartestunden, wo man im Dienste sich doch eigentlich außer dem Dienste befindet, sind sehr viel. Drängt sich dann in der Zeit der Rekrutenausbildung die Arbeit in wenigen Wochen aufs äußerste zusammen, so tritt nach deren Vollendung eine Pause ein, die Zeit in Fülle dem Einzelnen überläßt, und nicht jeder hat geistige Hilfsquellen in sich genügend, um solchen Perioden einen inneren Wert zu sichern. Und da kommen denn die Versuchungen, die das sittliche Leben bedrohen, zu um so ungehinderterer Entfaltung und sind schon manchem jungen Manne seelenverderblich gewesen, Verlockungen zu Ausgaben, die dem Geldbeutel gefährlich sind und wie manchen schon in Schulden und Elend gestürzt haben, und Verführungen schlimmerer Art, die oft genug den Körper wie den Geist zerstören. Und wenn dabei der äußere Anstand gewahrt wird und nichts geschieht, was die Standesehre zu beflecken droht, wird über diese Dinge als unvermeidbare Schattenseiten des Berufs ein leichtes Urteil gefällt.

Auch das Nomadenhafte des Offizierstandes erscheint mir bedauerlich. Wie oft wird der Standort der Regimenter gewechselt, wie oft eine Versetzung sonst vorgenommen. Ein Einleben in bestimmte Verhältnisse wird dadurch unmöglich gemacht, und auch wenn wir alle nicht zu fest an der Scholle kleben, unseren Wanderstab zu tief nicht einstecken sollen, damit er nicht zu leicht sich bewurzele, das Heimatsgefühl hat doch einen großen Wert für den Menschen, und dessen gehen die Offiziersfamilien mehr, und leichter noch als die übrigen Beamten verlustig. Die oft unterbrochene Ausbildung der Kinder, die Schulen auf Schulen wechseln müssen, fällt dabei noch mit ins Gewicht.

Dann ist aber noch ein Hauptgrund, der erwogen werden muß, der riesige Menschenverbrauch, den das Heereswesen mit sich bringt. Der Eintritt in den Dienst wird nicht erschwert, der Austritt aber erst recht nicht, und wie oft ist er nicht ein freiwilliger, sondern der bekannte blaue Brief macht ihn zur Notwendigkeit. Man spricht von der Majorsecke, um die so viele nicht herumkommen, wenn man ihnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht die Fähigkeit zutraut, ein Regiment zu führen. Das sind schon meist Familienväter, noch in der besten Kraft ihres Lebens, zwischen vierzig und fünfzig, und nachher ist die Pension meist schmal, in vielen Fällen das zur Verfügung stehende Vermögen nicht groß, und wenn auch für das Dasein in leidlich standesmäßiger Weise gesorgt ist, wen dauert nicht die viele überflüssige Kraft, die brach gelegt wird, und bei der doch nur einseitigen und auf ein bestimmtes Fach zugeschnittenen Bildung sehr häufig eine rechte Verwendung nicht mehr findet. Wie viele Offiziere aber kommen garnicht einmal soweit, sondern müssen in weit jüngeren Jahren der Fahne Valet sagen, sei es, daß sie sich auf die Dauer den Strapazen des Dienstes körperlich nicht gewachsen fühlen, sei es, daß sie geistig zu geringen Kalibers sind, um dem Stande zur Ehre zu gereichen oder daß Schulden oder Konflikte mit dem straffen Ehrenkodex des Offiziers sie hinaustreiben, junge Männer, die so manches Gute in anderen Berufen hätten leisten können und nun draußen stehen, um sich in Groll und Erbitterung zu verzehren. Daß bei den hohen Anforderungen, die an den gesamten Stand gestellt werden müssen, auf dessen Tüchtigkeit die nationale Wehrkraft zum großen Teile beruht, das Sieb fleißig geschüttelt werden muß, um die tauben Körner herausspringen zu lassen, wird keinem Zweifel unterliegen, aber daraus folgt eine große Vorsicht für den, der den Beruf zu wählen hat, oder den, der eine solche Wahl leiten und verantworten muß.

Vieles von dem, was hier gesagt wird, trifft auch den Dienst auf der Flotte. Er hat aber auch noch seine besonderen Schwierigkeiten. Man weiß es von den Seeleuten überhaupt, die bei langen Fahrten auf allen Verkehr außerhalb des Kreises ihrer Kameraden haben verzichten müssen, wie die während dieser Zeit zurückgedämmten Triebe und Leidenschaften sich nach der Landung in einem wüsten Genußleben zu entladen pflegen, das die zusammengesparten Beträge rasch in alle Winde verflattern läßt und in Ausschweifungen aller Art oft genug der Gesundheit des Leibes und der Seele schwer heilende Wunden schlägt. In sich gefestigte Naturen trotzen solchen Verlockungen, aber wie klein ist der Prozentsatz derartiger Vollmenschen auf die Masse ihrer zahlreichen Berufsgenossen gerechnet? Da im ganzen die notwendig an die Marine zu stellenden Forderungen noch größer sind, so ist hier die Sichtung noch schärfer und die Zahl der bei Seite gestoßenen Existenzen noch größer. Unsere Kriegsflotte ist noch nicht viel älter als dreißig Jahre — wie zahlreich aber sind nicht die Namen der abgeschobenen, einst viel bekannten und verdienten Führer; und die große Zahl der für die Öffentlichkeit meist nicht wichtigen, unbeachtet bleibenden, verlorenen Existenzen ist natürlich weit größer. In dem Kreise der Marine-Ingenieure ist die Gefahr eines verbitterten Pensionslebens nicht gleich groß, weil diese durch ihre gründliche technische Vorbildung leicht eine Zivilstellung an einer Schiffswerft oder sonst einer technischen Unternehmung finden. Aber auf der anderen Seite ist wieder eine doppelte Schwierigkeit vorhanden. Einmal nämlich ruht auf ihren Schultern die eigentliche Last des gesamten Schiffsbetriebes, da ja heute alles mit Maschinen und Elektrizität gemacht wird, bis zum Heben, Laden, Richten der Geschütze hinauf, und somit eine viel größere Verantwortung, sodaß damit ihr Nervenleben auf eine Probe gestellt wird, der, man sagt nicht zuviel, die wenigsten gewachsen sind. Es sind erschreckend wenige, oft nur einzelne, die von einem ansehnlichen Jahrgang von Eingetretenen den Weg bis zum heißersehnten Marine-Ingenieur, der ihnen endlich den Offiziersrang verleiht, zurücklegen. Vor Mitte der Dreißig wird wohl kaum einer zum Rang eines Offiziers gelangen, den fire Kadetten mit 20 erreichen und jenen damit als Vorgesetzte gegenüberstehen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

während der Ingenieur eine doch noch ganz anders geartete und tiefer greifende Ausbildung für sein Fach erhält und für das Schiff und seine tadellose Brauchbarkeit denn doch noch eine ganz andere Verantwortung hat, als der junge Offizier, so daß ihr dienstliches Verhältnis von den Ingenieuren nicht immer leicht getragen wird. Vor allem aber fällt bei dem Dienst in der Marine ins Gewicht, wenn man an die späteren Jahre denkt, die Verkümmerung des Familienlebens. Man sagt zwar, Marine-Ehen sind glücklich, und ohne Zweifel verstärkt die oft Jahre dauernde Trennung die Freude des Wiedersehens, aber mit vielen Schmerzen muß diese doch jedesmal erkauft werden, und die Sorge für die Erziehung der Kinder liegt zum größten Teile nur auf der Mutter. Daher gibt es auch hier vieles zu bedenken, und ohne ernste Prüfung nicht nur der körperlichen Beschaffenheit, sondern auch der Charaktereigenschaften sollte niemand den Entschluß fassen, sich dem Seedienste zu widmen.

Dasselbe gilt auch von dem eigentlichen Schifferleben. Hier ist schon die Vorbereitungszeit in der Stellung eines Schiffsjungen für viele schwer zu überwinden. Erleichtert wird sie in neuerer Zeit durch die Einrichtung der Schulschiffe, um die sich namentlich der Großherzog von Oldenburg und der Norddeutsche Lloyd verdient gemacht haben. Denn die Zustände, die ein Knabe aus gebildeter Familie auf einem gewöhnlichen Kauffahrteischiff durchzumachen hatte und die manchem begeisterten Jünger des Neptun schon nach dem ersten Ausfluge den ganzen Stand bitter verleideten, kommen dadurch in Wegfall. Aber für jedermann ist da nicht Raum, und die gutbezahlten und angesehenen Stellungen eines Führers der großen transatlantischen Dampfer sind nicht so zahlreich, daß jeder damit rechnen könnte. Und die Trennung von der Familie und die Unmöglichkeit für das häusliche Leben zu sorgen, ist für solche Männer eine fast unterbrochene und bringt viele Gefahren mit sich.

Eine wichtige Stelle in dem Heere sowohl, wie auf der Flotte nehmen die Unteroffiziere ein, denen zunächst die Ausbildung und Überwachung der Mannschaften, daneben aber doch auch manche Federarbeiten, wie Listen führen, Ausfertigung von Befehlen, Gesuchen und dergl. obliegt. Sie sind ja manchen Anzapfungen in der Presse, besonders in den Witzblättern, ausgesetzt und spielen in den in neuester Zeit mit Vorliebe besprochenen und oft in sehr unnötiger Weise aufgebauschten Berichten von Soldatenmißhandlungen eine nicht beneidenswerte Rolle. Das ist hier nicht zu untersuchen und wir wollen nur zugestehen, daß die Stellung eines Unteroffiziers eine schwierige und verantwortungsreiche ist und daß er oftmals allerdings leicht in die Versuchung kommt, seine Machtbefugnis zu überschreiten. Aber jedenfalls ist es ein ehrenwerter Stand und für die Gesundheit und Tüchtigkeit der Kriegsmacht von großer Bedeutung.

Daß volle körperliche Gesundheit, ein scharfes Auge, bei der Marine besonders auch ein normales Farbenunterscheidungsvermögen, vorausgesetzt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Eintritt in den Beruf kann auf dreifachem Wege erfolgen. Zunächst durch den freiwilligen Eintritt in die Unteroffiziers-Vorschule, worin schon Knaben, die älter als 15 Jahre und nicht über 16 Jahre alt sind, Aufnahme finden. Die Meldung geschieht persönlich in Begleitung des Vaters oder Vormundes beim Bezirks-Kommando oder dem Vorstand einer Vorschule, deren es in Preußen eine ganze Anzahl, in Annaburg, Bartenstein, Jülich, Neubreisach und anderen Orten, in Bayern in Fürstenfeldbruck, in Sachsen in Marienberg gibt. Mitzubringen ist außer den nötigen Papieren, Geburtsschein, Schulzeugnisse, polizeiliches Unbescholtenheits- und Gesundheitsattest, ein Paar gute Stiefeln, zwei neue Hemden, 6 Mk. für Putzzeug. Die Ausbildung dauert zwei Jahre. Der Zögling trägt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Uniform, gilt aber noch nicht als Militärperson, sodaß er bei etwaiger Dienstbeschädigung keine Ansprüche als Invalide hat. Ist er nach zwei Jahren zum Übertritt in die Unteroffizier-Schule für tauglich befunden, wird er damit Soldat und leistet den Fahneneid. Solche Schulen sind in Biebrich, Ettlingen, Jülich, Marienwerder, Potsdam und Weißenfels, von denen einige auch Freiwillige aufnehmen, die mindestens 17, aber noch nicht 20 Jahre alt sein dürfen; deutsche und lateinische Schrift lesen und schreiben und mit unbenannten Zahlen leichte Aufgaben lösen können. Diese müssen drei Jahre, die Vorschüler zwei Jahre auf der Schule bleiben. Die Schüler heißen Füsiliere und tragen Infanterie-Uniform. Auf beiden Arten von Schulen ist der Aufenthalt für die Zöglinge völlig kostenfrei. Bei der Marine erfolgt die Ausbildung in der Schiffsjungenabteilung, deren Kommando in Kiel ist. Hier dauert die Ausbildung 3—4 Jahre mit der Verpflichtung zu einer darauf folgenden neunjährigen Marinedienstzeit. Die ersten drei Jahre steht der Schiffsjunge noch außerhalb des Verbandes der Marine. Erst nach diesem Zeitpunkte wird er auf die Kriegsartikel vereidigt. Auch hier ist die Ausbildung kostenfrei, wer jedoch vor dem Endtermin auf eignen Wunsch wieder austritt, muß die Kosten ersetzen.

Man kann aber auch Unteroffizier werden durch Meldung als Freiwilliger. Zu raten ist in solchem Falle, sich möglichst früh zum Eintritt in das Heer zu stellen. Ist der Bewerber nicht im Besitz des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses, muß er sich zum zwei-, drei- und vierjährig-freiwilligen Dienst (je nach der Truppe) melden. Er kann dann die Truppe, bei der er eintritt, wählen. Die Meldung muß persönlich erfolgen und erfolgt am besten zwischen dem 31. Oktober und 1. März. Die Zeit des Eintritts liegt zwischen dem 17. und 20. Lebensjahre. Auch bei dem gewöhnlichen Musterungstermine kann die Meldung noch erfolgen, aber dann steht die Wahl des Truppenteils nicht mehr in dem Belieben des jungen Mannes.

Endlich aber kann man auch Unteroffizier werden durch Kapitulation, d. h. durch freiwillige Meldung zum Weiterdienen, nachdem die gesetzliche Dienstzeit abgelaufen ist. Diese erfolgt zunächst auf ein Jahr und geschieht durch den Feldwebel oder den Hauptmann. Sie wird dann von Jahr zu Jahr erneuert. Bei der ersten Kapitulation wird ein Handgeld von 100 Mk. bewilligt, von dessen Empfang ehemalige Unteroffizierschüler, in Militärwaisenhäusern Erzogene, Offiziersburschen, Krankenwärter, Ökonomie-Handwerker, Hilfsmusiker, Roßarzt-Eleven ausgeschlossen sind. Für Kapitulanten und Unteroffiziere, die ein der ersten Volksschulklasse entsprechendes Maß von Kenntnissen nicht besitzen, ist ein Schulunterricht in zwei Jahresstufen eingerichtet. Nach jedem Kursus finden Prüfungen statt. Nach 9- bis 12-jähriger Kapitulation wird das Zeugnis ausgestellt, das zur Anwartschaft auf Zivilversorgung berechtigt.

Der Vorteil dieses Berufes liegt einmal in der Billigkeit der Eintrittsbedingungen. Denn wer nicht als Freiwilliger eintritt und damit die Verpflichtung zum eigenen Unterhalt übernimmt, hat nichts als die erste Ausrüstung und 6 Mk. für Putzzeug selbst zu leisten. Und für den, der zwölf Jahre bei der Waffe gedient hat, gibt es eine Prämie von 1000 Mk., die, wenn er vor einer weiteren Anstellung stirbt, auch den Erben zufällt. Der Zivilversorgungsschein eröffnet aber einem solchen eine große Zahl fernerer Berufe, nämlich alle die Stellen der Subaltern- und Unterbeamten im Reichs-, Staats-, Provinzial- und Gemeinde-Verwaltungsdienste.

Ausschließlich dem Militäranwärter vorbehalten sind die Stellen der Unterbeamten und Aufseher an Strafanstalten, sowie die im Kanzleidienst, sofern es sich nur um Erledigung der Schreibereien handelt, und alle Stellen, die mechanische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dienstleistungen verlangen und keine Fachbildung voraussetzen, z. B. Kastellane, Portiers und dergl. Mindestens zur Hälfte mit solchen Männern sind zu besetzen bei fast allen Behörden die Stellen im Bureaudienst als Registratur-, Expeditions- und Kassen-Beamten, soweit sie nicht wissenschaftlicher oder technischer Vorbildung bedürfen. Die Zahl dieser verschiedenen Ämter ist sehr groß. Tüchtige Leute können es in manchen Fällen im Telegraphen-, Eisenbahn-, Postdienst und ähnlichen Fächern bis zu Sekretärstellen mit einem Gehalt bis zu 4200, selbst 4500 Mk. bringen. Nötig ist für jeden die Meldung um einen bestimmten Posten. Die freien Stellen werden in der wöchentlich erscheinenden „Vakanzenliste für Militäranwärter" bekannt gegeben, die jeder beim Bezirks-Kommando unentgeltlich zur Einsicht erhält, oder für 40 Pfg. vierteljährlich durch die Post beziehen kann. Bei der Anstellung ist der Zivilversorgungsschein zurückzugeben.

Daß unter den Dienstzweigen, zu denen dem Militäranwärter durch den Zivilversorgungsschein der Weg offen steht, sich der des Polizeibeamten befindet, ward erwähnt. Die Schutzmannschaft, die Gensdarmerie, Gefängnisinspektoren, Gefangenenaufseher, Hausmeister ergänzen sich zum großen Teil aus ihnen. Solche, die mit besonders guten Zeugnissen versehen sind, werden auch zum Bureaubeamtendienste der Polizeibehörden zugelassen, haben dann allerdings eine mindestens zweijährige Vorbereitungszeit durchzumachen und sich darauf einer zweitägigen, schriftlichen wie mündlichen Prüfung zu unterziehen. Diese erstreckt sich auf den praktischen Dienst, Grundzüge der Reichs- und Staatsverfassung, Polizeigesetzgebung 2c. Einmalige Wiederholung der Prüfung ist gestattet. Sie können dann Bureauassistenten, Polizeisekretäre, Grenzkommissare, Telegraphisten, Rendanten der Hauptkassen und wie die Titel sonst noch lauten, werden und Gehälter von 1500 bis je nach der Stellung 4000—5000 Mk. beziehen. Indes sind nicht bloß Militäranwärter für diese Posten vorgesehen, sondern junge Leute, die das Zeugnis der Reife für die Obersekunda einer der drei höheren Lehranstalten oder ein dem gleichwertiges Zeugnis für die Prima einer Realschule besitzen, und die den Nachweis führen, daß sie sich mindestens drei Jahre aus eigenen Mitteln erhalten können, werden nach Bedarf für solche Stellen angenommen. Die Meldungen sind an die Regierungspräsidenten zu richten.

Die höheren Polizeibeamtenstellen setzen juristische Vorbildung voraus. Die Notierung zum Anwärter ist beim Minister des Innern durch den Regierungspräsidenten zu bewirken. Bis zum Einrücken in die Stelle eines besoldeten Assessors können die Anwärter als besoldete Bureauhilfsschreiber beschäftigt werden. Die Polizeiassessoren beginnen mit 2000 Mk., die Polizeiräte mit 3000 Mk., Regierungsräte mit 4200 Mk., Polizeidirektoren mit 6000 Mk., der Polizeipräsident in Berlin erhält 12 000 Mk. Im ganzen sind 122 Stellen vorhanden.

* * *

Fassen wir die anderen, auf praktische Tätigkeit gerichteten Berufe, zunächst im Staatsdienste, ins Auge, so erscheint als ein schöner Beruf das Forstwesen. Schon daß er den Menschen in unmittelbarer Beziehung zur Natur stellt, erachte ich als einen Vorzug. Besonders der Wald hat ja immer dem Deutschen am Herzen gelegen, wofür unsere Dichtung seit alter Zeit manch köstlichen Beweis bringt. Den zu pflegen und für seine Erhaltung zu sorgen, erscheint dem deutschen Jüngling von vorne herein als eine edle und in sich lohnende Beschäftigung. Und wir können ja auf den Reichtum und die Ausdehnung deutscher Wälder im Verhältnis zu anderen, besonders südlichen Ländern, immer noch stolz sein. Natürlich erfordert der Beruf vor allem einen gesunden und widerstandsfähigen Körper. Ein scharfes Auge, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keine Störungen in dem Unterscheiden der Farben kennt, ein gutes Gehör werden besonders vorausgesetzt. Der Eintretende darf das zweiundzwanzigste Jahr noch nicht überschritten haben und muß ein volles Abgangszeugnis vom Gymnasium, einem Realgymnasium oder einer Oberrealschule mit genügendem Zeugnis in der Mathematik besitzen. Er muß zunächst als Forstbeflissener eine mindestens einjährige praktische Vorbereitung im Walde unter Leitung eines Oberförsters oder Forstmeisters durchmachen. Seine Zulassung dazu erfolgt durch das Ministerium für Landwirtschaft auf Antrag des Oberforstmeisters der Regierung, an den die Gesuche zu richten sind; die weitere wissenschaftliche Ausbildung erhält der junge Forstbeflissene auf einer Forstakademie (Münden oder Eberswalde, Aufnahme Ostern), die mindestens zwei Jahre zu besuchen ist. Dazu kommen noch zwei Semester Universitätsstudium, besonders der Rechts- und Staatswissenschaften. Hieran schließt sich die Prüfung, die im Falle nicht genügenden Ergebnisses noch einmal binnen zwei Jahren wiederholt werden kann, im glücklichen Falle aber die Ernennung zum Forstreferendar mit sich bringt. Als solcher muß er wieder mindestens zwei Jahre sich praktischer Tätigkeit widmen, kann, wenn er sich nicht brauchbar erwiesen hat, von dem Minister ohne weiteres Verfahren beseitigt werden, sonst aber die zweite und letzte Hauptprüfung ablegen und wird zum Forstassessor befördert. Für die Ausgemusterten bleibt immer noch übrig der Eintritt in die untere Forstkarriere, den Forstschutzdienst (Förster, Revierförster) oder in eine private Stellung zur Verwaltung städtischer Wälder oder bei einem Gutsbesitzer. Der Forstassessor, der für einige Zeit zur Übernahme solcher Stellungen vom Minister beurlaubt werden kann, hat immer noch eine Reihe von Jahren auf eine nur kommissarische Verwendung zu rechnen, ehe er in einen selbständigen Posten als Oberförster einrückt. Als solcher ist er geborgen, und das Leben in einer deutschen Oberförsterei ist meist ein sehr behagliches und angenehmes; auch wenn er nie den Ehrgeiz hat, in die Regierung einzutreten, um an der Leitung des Forstwesens in einer Provinz teilzunehmen. Manche scheuen dies jedenfalls, weil sie aus ihrem freien Naturleben herausgescheucht, dann Beamte werden, die den größten Teil ihres Lebens hinter dem grünen Tisch verbringen müssen.

Eine besondere Abzweigung des Forstdienstes bietet das reitende Feldjägerkorps, wozu die Erlangung der Eigenschaft eines patentierten Reserve-Offiziers der Jäger- oder Gardeschützentruppe notwendig ist. Eine besondere Prüfung ist zum Eintritt erforderlich. Da aber von den Offizieren dieses Korps verlangt wird, daß sie während der zehn ersten Jahre ihres Dienstes sich aus eigenen Mitteln erhalten müssen und dazu mindestens 1200 Mark jährliches Einkommen erforderlich sind, wird damit der vielfach interessante und wechselreiche Dienst, der mit der Ernennung zum Oberförster seinen Abschluß findet, doch manchem erschwert.

Man kann also das Endergebnis dieser Erwägungen dahin zusammenfassen, daß der Forstdienst gewiß ein schöner und lohnender ist, daß er aber an den, der dazu neigt, nicht geringe Anforderungen stellt und bei der Überfüllung, woran diese Laufbahn leidet, jeder auf langes Warten gefaßt sein muß, ehe er in das Paradies einer Oberförsterei einzieht.

* * *

Der interessante und vielgesuchte Beruf eines Bergbeamten kommt vorläufig kaum in Betracht, weil schon seit längerer Zeit der Zugang zu der höheren Laufbahn wegen Überfüllung gesperrt ist. Das Reifezeugnis einer der drei höheren Schulen, sowie ein ärztliches Zeugnis über einen tadellosen Gesundheitszustand sind die Vorbedingungen für die Meldung zur Annahme in die Zahl der Bergassistenten. Die Kosten für die Ausbildung sind erheblich, da bis zur Ernennung zum Berg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

assessor günstigenfalls 6 Jahre (so in Bayern), meist aber 8—10 Jahre zu rechnen sind. Dann als Berg- und Betriebsinspektor angestellt, erhält man einen Gehalt von 3000 (oder in Bayern 3360, in Sachsen 3100) Mk., der sich bei den höheren Stellen, denen der Direktoren oder Bergmeister, Revierbeamten, Bergräte 2c. natürlich erhöht, in Preußen bis 10 000 Mk., Bayern 8100 Mk., Sachsen 8400 Mk. Die Berghauptleute erhalten in Preußen 11 000 Mk.

Die Ausbildung erfordert ein Jahr praktische Lehrzeit, die unter keiner Bedingung verkürzt werden soll. Nach dieser Zeit gibt eine Probegrubenfahrt, worüber ein ausführlicher Bericht einzuliefern ist, den Beweis, ob der junge Mann sich mit den genügenden allgemeinen Kenntnissen seines Berufes vertraut gemacht hat; nötigenfalls wird die Lehrzeit, doch nur noch auf ein weiteres halbes Jahr, verlängert. Dann folgt ein dreijähriges Universitätsstudium, das zur Hälfte auf einer deutschen Hochschule zu erledigen ist. Mathematik, Chemie und Physik, Hütten- und Salinenkunde und ähnliche Fächer bilden dessen Gegenstand. Die Zeit des einjährig-freiwilligen Militärdienstes wird nicht auf die Studienzeit angerechnet. Der Besuch der Bergakademie zu Berlin oder Klausthal wird auf die Dauer des Studiums mit zwei Jahren, der der Bergakademie zu Freiberg mit einem Jahre gerechnet. Dann kann die erste Prüfung abgelegt werden, die, schriftlich und mündlich, sehr eingehend ist, auch Einlieferungen von Zeichnungen verlangt, im glücklichen Fall die Ernennung zum Bergreferendar bringt, im unglücklichen noch einmal nach einem halben oder ganzen Jahre wiederholt werden kann. Der Bergreferendar hat dann noch eine weitere Ausbildungszeit von mindestens drei Jahren auf Bergwerken, Hütten oder Salinen, und bei dem Oberbergamt durchzumachen. Berg-Referendare, die ihre Prüfung mit Auszeichnung abgelegt haben, können eine Prämie zur Ausführung einer Studienreise durch den Minister erhalten. Die technische Ausbildungszeit, die auch die Einlieferung von zwei schriftlichen Arbeiten über wichtigere Gegenstände der Technik einschließt, führt dann zur zweiten Prüfung, die nicht weniger umständlich und eingehend den Referendar zum Assessor befördert. Diese in Preußen gültigen Vorschriften wiederholen sich mit geringen Abänderungen (Bayern schreibt einen bestimmten Kreis von zu besuchenden Vorlesungen vor, Sachsen verlangt einjähriges Studium) auch in den deutschen Ländern, die für diesen Beruf überhaupt in Betracht kommen.

Die Subalternlaufbahn im Bergfach umfaßt zwei Gruppen von Angestellten, die Bureau- und die technischen Beamten. Die ersteren können aus Zivil- und Militäranwärtern hervorgehen. Die ersteren dürfen nicht unter 17, nicht über 25 Jahre alt sein, müssen das Reifezeugnis einer sechsklassigen oder die Reife für Obersekunda einer neunklassigen höheren Lehranstalt besitzen und sich inbezug auf die Militärdienstpflicht in geordneten Verhältnissen befinden. Die Militäranwärter dürfen das 40. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Mit ihnen wird eine Vorprüfung über elementare Kenntnisse vorgenommen. Die Ausbildung erfordert drei Jahre und richtet sich namentlich außer dem eigentlichen Schreiberdienst auf Abnahme und Ausgabe der Materialien, Kenntnis des Betriebes, des Maschinenwesens u. dergl. Halbjährlich sind schriftliche Ausarbeitungen über ein von dem Anwärter selbst zu wählendes Thema einzuliefern, die als Vorbereitungen zu der Prüfung gelten. Diese kann frühestens 6 Monate vor dem Ablauf der Vorbereitungszeit gemacht werden, ist mündlich und schriftlich und kann höchstens einmal wiederholt werden. Dann erfolgt die Anstellung, die den Diätaren zunächst 1100 Mk. bringt, und durch die Stufen der Kanzlisten (1500—2700 Mk.), Sekretäre und Schichtmeister (1500—3800 Mk.) zum Rendanten (4200—5400) Mk. steigt. In Bayern sind nur zwei Arten von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beamten-, Kassen- (1500—2300 Mk.) und Registratur-Beamte (1230—1800 Mk.), in Sachsen ist es ähnlich wie in Preußen, nur lauten die Titel etwas anders.

Die technischen Unterbeamten zerfallen in Unteraufseher, Steiger, Obersteiger 2c., bilden ein ansehnliches Beamtenheer, gehen meist aus dem Arbeiterstande hervor und werden in Bergschulen mit dreijährigem Kursus ausgebildet. Die Besoldungen zerfallen in 6 Klassen, von 900—3400 Mk., in Bayern 960—2280 Mk., in Sachsen wie in Preußen.

* * *

Der höhere Postdienst kommt nicht immer in Frage, weil der Bedarf an Anwärtern manchmal für mehrere Jahre völlig gedeckt ist und dann Posteleven nicht zugelassen werden. Neue Vorschriften über Annahme, Ausbildung, Anstellung und Beförderung sind bis dahin zu erwarten. Der niedere Postdienst, der die ihm Angehörigen bis zur Stellung eines Post- oder Telegraphen-Assistenten befördert, mit einem Gehalt von 1500—3000 Mk., steht sowohl Zivil-, als auch Militäranwärtern offen. Für erstere wird das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis, für letztere der Zivilversorgungsschein gefordert. Die Vorbereitungszeit erfordert vier Jahre und die Anstellung hängt von einer schriftlichen, wie mündlichen Prüfung ab, die vor einer eigenen Behörde gemacht wird.

Zu dem höheren Postdienst können auch Offiziere und Deckoffiziere, denen die Aussicht auf Anstellung im Zivildienst eröffnet ist, gelangen, wenn ihnen auch der eigentlich technische Beruf verschlossen bleibt. Aber sie können z. B. Postinspektoren oder Postmeister an kleineren Postämtern werden.

Was die Eisenbahnverwaltung betrifft, so gehen die höheren Eisenbahnbeamten, Eisenbahn-Präsidenten, Oberbauräte und Maschinen- und Verkehrs-Inspektoren aus den für Eisenbahnen- und Maschinenbaufach geprüften Regierungsbauführern und Baumeistern hervor, die höheren juristischen Eisenbahnbeamten aus Regierungs- und Gerichts-Assessoren. Für diese wird allerdings eine eingehende Beschäftigung mit Volkswirtschaftslehre und der sozialpolitischen Gesetzgebung verlangt.

In den mittleren Eisenbahndienst gelangt man als Zivilsupernumerar. Wer sich um den Eintritt in diese Laufbahn bewerben will, muß das 17. Jahr überschritten haben, aber vor dem Beginn des Dienstes nicht über 25 sein. Es genügt das Reifezeugnis einer höheren Bürgerschule oder einer preußischen Landwirtschaftsschule, oder das Zeugnis der Reife für Obersekunda einer höheren, neunstufigen Lehranstalt. Bevorzugt werden bei der Einberufung die, welche die Obersekunda einer solchen Anstalt durchgemacht und die Primareife erlangt haben. Der Vorbereitungsdienst dauert drei Jahre, und es muß die Möglichkeit sich so lange aus eigenen Mitteln zu unterhalten, bei der Meldung nachgewiesen werden. Darauf erfolgt die Fachprüfung erster Klasse und mit deren Bestehen die Ernennung zum Eisenbahnpraktikanten. Als solcher hat man die Anwartschaft zum Hauptkassen-Kassierer, Betriebs-Kontrolleur, Stationsvorsteher und ähnlichen Ämtern mit einer Einnahme, die von 1500 im untersten bis 6000 Mark in dem Gehalt des Vorstandes des Rechnungsbureaus steigt.

Wieder anders ist es mit den Betriebsingenieuren und Eisenbahnsekretären, bei denen die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst und das Reifezeugnis einer technischen Fachschule — höhere Baugewerk- oder Maschinenbauschule — vorausgesetzt wird. Sie können zu ihrer handwerksmäßigen Ausbildung zur Arbeit in den Eisenbahnwerkstätten auf die Dauer von zwei Jahren zugelassen werden. Dann erfolgt ein mehrjähriger Vorbereitungsdienst, der zu einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schriftlichen und mündlichen Prüfung führt und damit die Hoffnung auf eine Anstellung eröffnet, mit einem Gehalt, das für die Betriebsingenieure 3000—4500 Mark, die Sekretäre 2600—4200 Mark beträgt. Solche und ähnliche Stellen im mittleren Eisenbahndienst gewähren verabschiedeten Offizieren einen Unterschlupf, soweit nicht eigentliche technische Vorbereitung vorausgesetzt wird. Jede fünfzehnte Stelle als Stations-Assistent in beiden Dienstzweigen ist ihnen vorbehalten. Zum technischen Eisenbahnsekretär kann auch der Landmesser übergehen, wenn er eine dreijährige Vorbereitungszeit teils im Felde, teils im Bureau der Eisenbahn zugebracht hat.

Es gibt aber auch einen eigenen Berufsgang der Landmesser, zu dem mindestens Primareife einer höheren Lehranstalt oder die Erfüllung des Lehrganges einer mittleren erwartet wird. Dazu aber muß der sich zum Eintritt meldende einjährige praktische Beschäftigung durchmachen und ein zweijähriges Studium auf der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin oder Poppelsdorf nachweisen. Dann erfolgt die schriftliche, wie mündliche Prüfung, die bei unglücklichem Ausgang höchstens einmal wiederholt werden kann, und darauf die Ernennung zum Landmesser. Auch hier finden ausgeschiedene Offiziere blos auf ihr Patent hin Anstellung. Für diejenigen, welche bei der Bauverwaltung ankommen, beträgt das Gehalt 2100—4800 Mark. Baumeister und Bauführer, wie Forst-Assessoren oder -Referendare können die Befähigung zum Amt des Landmessers durch den Nachweis erlangen, daß sie mindestens sechs Monate bei Vermessungs- und Nivellierungsarbeiten beschäftigt gewesen sind und selbständig Vermessungen und Aufnahmen auszuführen vermögen. Aus den geprüften Landmessern werden dann die Kataster-Landmesser genommen, die als Hilfsarbeiter bei den Katasterbureaus mit einer monatlichen Remuneration von 150 Mark verwendet werden, und aus denen sich nach Ablegung einer besonderen Prüfung die Kataster-Beamten ergänzen, deren Gehalt bei einem Sekretär oder Kontrolleur 2400—4500, bei den Inspektoren 4000—6600 beträgt. Auf den Bureaus arbeiten auch besondere Kataster-Zeichner, für die wieder eine eigene Prüfung verlangt wird und die ein Gehalt von 1650—2700 Mark beziehen. Wer außer seiner Landmesser-Prüfung auch noch ein mindestens zweisemestriges kulturtechnisches Studium nachweisen kann, hat Aussicht bei den General- oder Spezialkommissionen anzukommen. Anwärter finden freilich bei den ersten keine Aufnahme mehr. Eine Verbesserung des Einkommens ist mit diesem Übergang, der natürlich auch wieder nur durch die Pforte eines besonderen Examens sich öffnet, nicht verbunden.

* * *

Diesen auf das praktische Leben gerichteten Berufsarten stellen wir als eine dritte große Gruppe die des Gelehrtenstandes gegenüber und beginnen mit den juristischen Berufen. Nicht weil diese immer noch ein besonderes Ansehen genießen, sozusagen für vornehm gelten, sondern weil sie wegen ihrer vielseitigen Verwendung besonders wichtig sind. Bei dem Eisenbahndienst haben wir schon gesehen, daß Juristen zu den oberen Stellen gesucht werden, wir finden ebenso, daß sie bei der Verwaltung von Banken, bei großen geschäftlichen Unternehmungen, Versicherungsgesellschaften unentbehrliche Mitarbeiter sind, und alle die höchsten Stellen im Staatsdienste sind vorzugsweise den Juristen vorbehalten. Daß das eigentliche juristische Studium zu den am wenigsten durch sich lohnenden und lockenden wissenschaftlichen Beschäftigungen gehört, darüber darf man wohl allgemeine Übereinstimmung voraussetzen. Auch das hat man oft tadelnd bemerkt, daß es das kürzeste Studium ist und durch nachfolgende Repetitionen und Einpaukereien am leichtesten sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in seinen Lücken ergänzen läßt. Der größte Teil der heutigen Korpsstudenten besteht aus Juristen, und daß das Korpsleben in seiner jetzigen Gestalt weder als eine gute Schule der Sitten noch des Fleißes gelten kann, lehrt die akademische Erfahrung leicht. Da muß dann nachher künstlich ausgefüllt werden, was fehlt, und das langt dann auch in den meisten Fällen. An sich ist das juristische Studium kein teures, aber es wird kostspielig durch diese häufig vorhandenen Nebenumstände und durch die Länge des Vorbereitungsdienstes. Die vier Jahre Referendarzeit, die dem ersten Examen folgen, und an den jungen Mann von Stande, wie sich die jungen Juristen meist fühlen, nicht unbeträchtliche Anforderungen stellen, verteuern das juristische Studium erheblich. Mit einem monatlichen Wechsel von 120—150 Mark kann ein nicht sehr verwöhnter und anspruchsvoller Student immer noch auskommen — die Kolleggelder nicht eingeschlossen —, kann auch einer Verbindung angehören und sein Leben fröhlich genießen. Bei einem Korps reichen freilich diese Summen längst nicht hin. Aber schon der Referendar wird diesen monatlichen Betrag reichlich bescheiden finden und sich nicht selten geniert fühlen. Und das zweite, das Assessorexamen, das in Berlin gemacht werden muß, gibt dem jungen Mann noch längst keine Aussicht auf sichere Anstellung. Es werden immer auch im günstigsten Falle noch Jahre darüber hingehen, bis er über den Bezug von Tagegeldern und die stellvertretende Wahrnehmung von Beamtenstellen hinauskommt und, wenn er es nicht vorzieht, sein Brot selbständig als Rechtsanwalt oder durch Eintritt in die oben erwähnten, im ganzen leicht für ihn zugänglichen anderen Berufsarten zu verdienen, den Posten eines Amtsrichters erhält. Daß die Stellen an den Banken und ähnliche doch nur in beschränkter Zahl vorhanden sind und nicht jeder junge Jurist mit solchen Möglichkeiten rechnen darf, soll nur nebenher erwähnt werden. Das Gehalt eines preußischen Richters beträgt anfänglich nur 3000 Mark und steigt bis 6600 Mark, ist also nicht sehr erheblich. In den Hansestädten ist die Einrichtung so, daß jeder junge Jurist nach seinem Assessor-Examen als Rechtsanwalt beginnt und die Erhebung in den Richterstand dann durch die von Senat und Bürgerschaft vorzunehmende Wahl erfolgt. Auch ist hier das Gehalt erheblich größer, dem im ganzen reichlicheren Lebenszuschnitt angemessen. Da von den zahlreichen Amts- und Landrichtern doch immer nur einzelne zu den besser bezahlten Stellen von Gerichtsdirektoren aufrücken können, ist also die Stellung eines einfachen Richters keine glänzende, und nur in der Aussicht auf andere, außerhalb der eigentlichen Laufbahn liegende Verwendung ihrer Kraft und Tätigkeit liegt der wesentliche Reiz für den Juristen.

Angenehmer, mannigfaltiger in seiner Betätigung ist der Dienst bei der Verwaltung. Auch hierbei ist das juristische Studium die Voraussetzung, die Wege scheiden sich aber nach der ersten Referendariats-Prüfung. Der sich zur Verwaltung bestimmende junge Mann muß von den vier Jahren des Vorbereitungsdienstes zwei bei den Verwaltungsbehörden zubringen und dann kann er sich zur zweiten, der großen Staatsprüfung melden. Damit werden die Erfolgreichen zu Regierungs-Assessoren. Aber ein Einrücken in eine etatsmäßige Stellung, die mit einem festen Gehalt von 3000—3600 Mark verbunden ist, läßt oft noch lange auf sich warten, sodaß auch hier zunächst kommissarische Verwendung das Gewöhnliche bleibt. Zu den angenehmsten Stellen, die sich auf diesem Wege erreichen lassen, gehören die der Landräte (Gehalt von 3600—6600 Mark), die eine Selbständigkeit ihrer Tätigkeit haben, wie kein anderer Beamter, und in ihrem Kreise zu vielen guten und nützlichen Dingen selbständige Anregung geben können. Um weiter zu gelangen, pflegen die Landräte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn ihre Zeit gekommen, als Oberregierungsräte an den Regierungen einzutreten, wodurch der Zugang zu den höchsten Stellen im Staatsdienst ermöglicht ist.

Auch zu den oberen Stellen im Steuerfach und in den Zolldirektionen, die gut besoldet sind, gelangt man vom Regierungs- oder Gerichts-Assessor aus. Die unteren Stellen in diesen Verwaltungszweigen haben ihre besondere Vorbereitung. Von den ersteren wird nur verlangt, daß sie einige Zeit als Hilfsarbeiter bei den Provinzial-Steuerdirektionen gearbeitet haben und demnächst im praktischen Grenz-, Zoll- und Steuerdienst beschäftigt gewesen sind. Bei den jungen Leuten, die sich als Supernumerare im Steuerdienst verwenden lassen wollen, wird verlangt, daß sie entweder die erste Klasse einer der drei höheren Schulen ein Jahr mit Erfolg besucht haben oder das Reifezeugnis einer landwirtschaftlichen oder einer Schule mit sechsstufigem Lehrgange in Verbindung mit dem Reifezeugnis einer anerkannten zweijährigen mittleren Fachschule besitzen. Eine erste Prüfung wird verlangt, die aber den Abiturienten der drei höheren Schulen erlassen wird. Dann folgt eine dreijährige Vorbereitungszeit, die aber fähigen Menschen durch außerordentliche Vergütungen oder bei Bedürftigkeit durch Unterstützungen erleichtert wird. Dann wird die entscheidende zweite Prüfung gemacht und die, welche bestehen, erhalten den Titel Zollpraktikanten und empfangen bei ihrer Verwendung feste Vergütungen im Betrage von 1100—1800 Mark. Nun werden sie als Aufseher beschäftigt und erhalten schließlich feste Stellungen als Assistenten, Inspektoren, Kontrolleure und Rendanten mit Einkommen von im ganzen 1500—5000 Mark. Die Beamten der direkten Steuerverwaltung steigen bis 7200 Mark, haben aber eine besondere Prüfung abzulegen.

Den jungen Juristen steht ferner offen der Weg zum diplomatischen Dienst. Daß hierbei sehr auf die Vermögens- und Familienverhältnisse des jungen Mannes gesehen wird, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Sonst genügt es, wenn er drei Jahre die Rechte studiert und zwei als Referendar im Justizdienste eines deutschen Bundesstaates tätig gewesen ist. Dann folgt ein Jahr Arbeit im Auswärtigen Amt, dann ein Probejahr als Attaché bei einer der größeren Gesandtschaften im Auslande, alles dies ohne eine Besoldung. Nun muß die diplomatische Prüfung abgelegt werden, zu der drei Probearbeiten, eine geschichtliche in französischer, zwei andere aus dem Gebiet der Staatswissenschaften in deutscher Sprache innerhalb einer Zeit von 15 Monaten anzufertigen sind. Daran schließt sich eine mündliche Prüfung aus dem Gebiet der Geschichte, Erdkunde, der Rechts- und Staats-, sowie der Handelswissenschaften, wie des Handelsrechts. Ausnahmsweise kann die Berufung in den diplomatischen Dienst ohne Prüfung erfolgen, wenn der junge Mann seine Befähigung dazu sonst dargetan hat, was besonders von Offizieren gilt, die sich mit den einschlägigen Studien ernstlich beschäftigt haben. Gilt dies besonders von der Laufbahn der Gesandten, so ist es ähnlich mit dem Konsulatswesen. Hier muß der Aspirant seine erste juristische Prüfung bestanden haben, zwei Jahre praktisch als Jurist und drei Jahre im Konsulatsdienst gearbeitet haben. Dann folgt die Prüfung, die, ähnlich wie die diplomatische, doch auf kürzere Zeit eingerichtet ist, da nur zwei schriftliche Arbeiten mit je sechswöchiger Arbeitszeit verlangt werden. Außer dem Deutschen wird eine fremde Sprache je nach der Wahl des Bewerbers gefordert. Assessoren sind in der Regel von dieser Prüfung befreit. Zu den Gesandtschaften und Konsulaten im Orient und in Ostasien werden Dolmetscher angestellt, die das erste Examen gemacht haben. Nur müssen sie die Fähigkeit zeigen, sich schnell in fremde Sprachen einzulernen. Wer die Diplomprüfung am Seminar für orienta-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lische Sprachen abgelegt hat, wird bei etwaigen Vakanzen vorzugsweise berücksichtigt. Jeder Dolmetscher-Eleve muß sich bei seiner Annahme verpflichten, mindestens zehn Jahre auf seinem Posten zu dienen oder, wenn er früher ausscheidet, die auf seine Entsendung und Ausbildung verwendeten Kosten zurückzuerstatten. Der Dolmetscher bezieht ein Gehalt von 3000—5400 Mark, aber außerdem Zulagen, die nach den Verhältnissen seines Bestimmungsortes festgesetzt sind. Man sieht hieraus, wie mannigfach die Aussichten des juristischen Studiums sind. Es ist von manch kundiger Seite allerdings darauf hingewiesen, daß die Bevorzugung der Rechtsgelehrten in den meisten höheren Stellen der Verwaltung auch ihre großen Schattenseiten hat, da diesen die Neigung zum Formelwesen und einer abstrakten Auffassung aller Verhältnisse durch die ganze Art ihrer Ausbildung mehr ins Blut übergeht als anders gerichteten Menschen, und das Überhandnehmen des leidigen Bureaukratismus, den man vielfach schwer empfindet und beklagt, ist besonders auf diesen Umstand zurückzuführen. Aber man ändert mit diesem Bedauern nichts an den tatsächlichen Verhältnissen, und in absehbarer Zeit wird sich schwerlich eine Umgestaltung voraussetzen lassen. Deshalb wird sich auch der Zudrang zum juristischen Studium schwerlich eindämmen lassen. Nur überschlage jeder, der seinen Sohn oder Pflegling diese Bahn beschreiten läßt, vorher wohl die Kosten, die gerade hier durch die Länge des Vorbereitungsdienstes erheblich genug sind.

Neben dem höheren Justizdienste gibt es aber auch noch den Beruf der mittleren und unteren Beamten. Zu den ersteren gehören die Gerichtsschreiber, die Gerichtsschreibergehilfen, der Gerichtsvollzieher. Der einzige untere Beamte ist der Gerichtsdiener. Das wichtigste dieser Ämter ist das des Gerichtsschreibers, zugänglich sowohl Militäranwärtern, als Zivilisten, die nicht unter 18 Jahren zählen, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst haben und sich während dreier Jahre selbst erhalten können. Diese Zeit ist teils an einem Amtsgericht, teils an einem Landgericht und zum dritten Teil bei der Staatsanwaltschaft zu verbringen. Vornehmlich sind die Anwärter in größeren Rechnungsarbeiten, überhaupt in Kassen- und Verwaltungssachen zu unterweisen. Bayern verlangt eine zweijährige Praxis bei Gerichten. Die Prüfung, die nach dieser Zeit abzulegen ist, sowohl schriftlich wie mündlich, ist vorzugsweise praktischer Art, kann im unglücklichen Fall noch einmal wiederholt werden und verschafft dem, der sie bestanden, den Titel Aktuar. Als solcher wird er zunächst diätarisch beschäftigt, bis ihm seine wirkliche Anstellung, beginnend mit 1500—2700 Mk., oder in den höheren Posten Rechnungsrevisoren, Oberbuchhaltern, Amtsanwälten bis 4200 Mk., als Kanzleidirektoren und ähnlichen Stellen im Ministerium bis 6000 und 7200 Mk. steigen kann, zuteil wird. Der Gerichtsschreiber hat als Gehilfe des Richters das Protokoll zu führen, alle Ausfertigungen zu erteilen, er beglaubigt die Rechtskraft von Urteilen, nimmt hinterlegte Gelder entgegen, versiegelt oder entsiegelt Inventuren und was dergleichen Vornahmen sonst sind.

Zum Gerichtsschreibergehilfen kann ernannt werden, wer 21 Jahre alt ist, der Militärpflicht genügt hat oder davon befreit ist und die Gerichtsschreiber- oder die Gerichtsschreibergehilfenprüfung bestanden hat. Zu letzterer werden aber nur Militäranwärter nach mindestens neunmonatlichem Vorbereitungsdienst bei den Gerichten zugelassen. Das Gleiche gilt von den Gerichtsvollziehern, zu deren Vorbereitungsdienst auch nur Militäranwärter angenommen werden. Die Prüfung ist schriftlich und mündlich und darf im Notfall einmal erneuert werden. Die Ernennung zum Gerichtsvollzieher erfolgt durch den Präsidenten des Oberlandesgerichts auf Lebenszeit. Der Gehalt beläuft sich auf 1500—2700 Mk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Gerichtsdiener kann nur ernannt werden, wer 25 Jahre alt ist, seiner Militärpflicht genügt hat und einen Vorbereitungsdienst von 3—6 Monaten durchmacht. Von diesem sind befreit, die aus der Gerichtsvollzieher-Prüfung mit gutem Erfolge hervorgegangen sind.

* * *

Kürzer können wir uns mit dem Studium der Theologie und dem Beruf des Geistlichen fassen. Die Abiturientenprüfung an einem Gymnasium, die als besondere Zutat die hebräische Sprache mit umfaßt, deren Unkenntnis sonst durch ein besonderes hebräisches Facheramen auf der Universität nachgeholt werden muß, berechtigt zum Studium, das mindestens drei Jahre umfaßt, gewöhnlich aber länger ausgedehnt wird. Dann kann die erste Prüfung abgelegt werden und zwar bei dem Konsistorium der Provinz, der der Prüfling angehört oder anzugehören wünscht, was wenigstens bei den freien Reichsstädten gilt. Die Prüfung ist schriftlich und mündlich. Außer zwei wissenschaftlichen Arbeiten wird eine Predigt und ein Katechisationsentwurf verlangt. In die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Examen, die mindestens zwei Jahre umfassen muß, fällt ein sechswöchentlicher Kursus an einem der dazu bestimmten Schullehrerseminare und ein Jahr Lehrvikariat bei einem praktischen Geistlichen zur Einführung in die Amtstätigkeit. Das erstere kann der Kandidat sich wählen, zum zweiten wird er bestimmt. Statt dieses Lehrvikariats kann aber der Aufenthalt in einem der zahlreichen Predigerseminare dienen. Die meisten dieser Anstalten geben außer freiem Aufenthalt noch ein gewisses Stipendium: Das Domkandidatenstift in Berlin verfügt auch über zwei jährliche Reisestipendien zu je 1500 Mark. Auch die Lehrvikare erhalten ein kleines Entgelt, das 180 Mark beträgt. Nach dem zweiten Examen, das ähnlich wie das erste, nur etwas verschärft, verläuft, ist die Anstellung möglich. Diese erfolgt teils durch Wahl, teils durch Ernennung seitens eines Patrons oder der Staatsbehörde. In neuester Zeit sind die Besoldungsverhältnisse der Geistlichen auf eine bestimmte Norm zurückgeführt, namentlich ein Anfangsgehalt festgesetzt, das nicht mehr so erschreckend niedrig ist, wie es früher vielfach vorkam. Die besser, zum Teil reich ausgestatteten Pfründen sind an eine bestimmte Altersgrenze gebunden. Auch für die Emeritierung und für die Witwen und Waisen ist in neuer Zeit besser gesorgt.

Die vor nicht langer Zeit noch sehr beklagte Überfüllung des geistlichen Standes scheint nach den Mitteilungen von Universitätslehrern in der nächsten Zeit gerade ins Gegenteil umgeschlagen, sodaß ein empfindlicher Mangel an Theologen in absehbarer Zeit bevorzustehen scheint. Liegt darin ein Hinweis darauf, daß man jungen Leuten raten möchte, zur geistlichen Fahne zu schwören, so sprechen doch zwei Umstände gegen eine wirklich bewußte Beeinflussung. Einmal die Tatsache, daß gerade zu dem Berufe eines Geistlichen, wenn er eine wahrhaft segensreiche Tätigkeit ausüben will, eine innere Hingabe, wirkliche Lust und Begeisterung gehört. Pectus facit theologum — das Herz macht den Theologen — ist ein altes Wort, dem seine innere Wahrheit nicht fehlt. Lohnarbeiter sind gerade auf diesem Gebiete am wenigsten erwünscht und brauchbar. Sodann aber kann niemand, der sich auch nur einigermaßen auf die Signatur der Zeit versteht, verkennen, daß in unseren Tagen der Beruf eines Geistlichen besondere Schwierigkeiten bietet. Einmal durch die beklagenswerte Parteizerrissenheit des geistlichen Standes selbst. Liberal und orthodox, wie man gewöhnlich, obwohl mit sehr ungenauer Begriffsbestimmung sagt, sind zwei Schlagworte, die die Kirche geradezu in zwei feindliche Heerlager trennen und kaum von hier nach dort eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verständigung zulassen. Erschwert wird dieser Zustand noch dadurch, daß die Kirchenleitung ihn in vielen einzelnen Fällen, aber auch von vorne herein durch ihre ganze Stellungnahme verschärft, indem sie ihre Gesinnung sozusagen zur alleinigen Norm des kirchlichen Bekenntnisses macht. Wie viele kraftvolle junge Gemüter sind dadurch schon aus der Kirche hinausgeschoben worden, daß sie mit der amtlichen Anschauung sich nicht im Einvernehmen fühlten und sich auch schon gegen den Versuch eines Zwanges und einer Beeinflussung auflehnten. Und dabei darf man nicht übersehen, daß in unserer Zeit, so entschieden sie auf der einen Seite zu einer unkirchlichen Gesinnung neigt, wie es denn ja auch die ganze Reihe der Sozialdemokratie mit dem wüsten Geschrei hält: Religion ist Privatsache und die völlige Beseitigung alles Religiösen ihr am liebsten sein würde, andererseits doch auch wieder ein tiefes Bedürfnis darnach sich bemerklich macht und religiöse Fragen, wenn sie aufgeworfen werden, eine große Anziehungskraft ausüben. Weiter auf diese bedeutsamen und tiefgreifenden Fragen einzugehen, verbietet hier der Raum, aber diese wenigen Bemerkungen werden doch schon darauf hinführen, daß es ein schwerer, verantwortungsvoller Beruf ist, dem der junge Theologe sich widmet, und daß ein ernster, charaktervoller Sinn und eine fromme Grundrichtung des ganzen Wesens die nötigen Voraussetzungen dazu sein sollten.

Mit dem Staatsdienst kommt der Beruf des Geistlichen nur dann in unmittelbare Verbindung, wenn eine Berufung ins Konsistorium, das Landeskonsistorium oder den Oberkirchenrat die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einer Provinz oder eines ganzen Landes in seine Hände legt. Die Stellen an solchen Behörden sind aber doch so wenig zahlreich, daß sie nicht mit in Erwägung gezogen werden können.

Die katholische Geistlichkeit kann sich zu ihrem Berufe zwar auf demselben Wege durch das Abiturientenexamen zum akademischen Studium bilden. Indes hat die römische Kirche doch vor allem danach gestrebt, die Ausbildung ihrer Jünger ganz in der eignen Hand zu haben und früher war diesen ausschließlich der Besuch verschiedener Seminarien, niederer und höherer, vorgeschrieben. Bevorzugt wird diese Art der Ausbildung noch, da sie die jungen Menschen von vorn herein in der kirchlichen Gesinnung und Haltung fest macht. Da aber die katholische Geistlichkeit auf den Unterricht der Schüler ihres Bekenntnisses an den Gymnasien einen bestimmenden Einfluß ausübt und die katholischen Fakultäten der Universität dieselben Einflüsse verstärkt ausüben, so ist doch im ganzen dieser freiere Weg der Ausbildung vorzuziehen, da er im wesentlichen die gleichen Ergebnisse bringt. Der Eintritt in den Kirchendienst als Priester erfolgt nach längerer oder kürzerer Vorbereitungsarbeit als Vikar oder Hülfsgeistlicher bei älteren Pfarrern und geht dann seinen gewiesenen Weg. Die Kosten der Seminarausbildung sind gering, da sich viele Freistellen finden und die Kirche ja immer, wenn es sich um ihre Zwecke handelt, eine offene Hand gehabt hat.

* * *

Der Beruf des Lehrers gliedert sich in einen niederen und einen höheren, abgesehen von einzelnen besonderen Fachlehrern, wie Blinden-, Taubstummenlehrern. Diese aber unterliegen keinen weiteren Bestimmungen, als daß sie zu ihrer seminaristischen Vorbildung eine technisch-fachmäßige Vorbereitung dazu nehmen müssen.

Der niedere Schuldienst, der an Volksschulen, wird durch den Besuch eines der zahlreichen Schullehrerseminare vorbereitet. Gewöhnlich geht eine Präparandenanstalt vorher. Nach dem dreijährigen Besuch des Seminars kann die erste Prüfung abgelegt werden, der nach frühestens zwei Jahren eine zweite folgt, die zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anstellung berechtigt. Daß der Beruf des Lehrers, dem die Bildung des Volkes obliegt, sehr wichtig ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Auch in dem herzlichen Wunsche fühlen wir uns mit der Gesamtheit einig, daß die Bemühungen dieses Standes um Besserung ihrer Lage, die zum Teil noch recht wenig befriedigend ist, von Erfolg begleitet sein möchten. Aber weniger angenehm berührt der Geist der Unzufriedenheit, der durch seine Glieder schleicht. Die Landschullehrer finden oft mit Recht eine Befriedigung in der geachteten Stellung, die sie unter der bäuerlichen Bevölkerung ihres Heimatortes leicht erreichen können; nicht wenige leisten auch bei öffentlichen Dingen oder in Gemeindeangelegenheiten schätzbare Dienste. Aus den seminaristisch gebildeten Lehrern gehen die Zeichenlehrer an höheren Schulen hervor, die eine besondere Prüfung zu bestehen haben und jedenfalls eines gewissen angeborenen Talents nicht entbehren können. Zu Turnlehrern bilden sich außer seminaristisch geprüften Lehrern auch zahlreiche Studierte aus, jedoch werden Studierende nicht vor dem Abschluß des fünften Semesters zur Prüfung zugelassen. Die Prüfung ist theoretisch und praktisch.

Die Pforte zum höheren Lehrfach ist in allen dessen verschiedenen Zweigen die Reifeprüfung und das akademische Studium. Die verschiedenen Arten dieses Studiums sind folgende: die alten Sprachen mit allem was dazu gehört; die neuen Sprachen; Deutsch; Geschichte; Erdkunde, die endlich mehr und mehr dahin kommt, als ein gleichberechtigtes wissenschaftliches Gebiet beachtet zu werden; dann die Mathematik und die gesamten Naturwissenschaften. Als Nebenfächer können gelten Hebräisch als nur von geringem Gebrauche; dänisch und polnisch in den Landesteilen, die mit derlei Sprachangehörigen zu tun haben. Für die Oberlehrerprüfung lassen sich die mannigfachsten Kombinationen herstellen, doch gehören immer zwei Fächer untrennbar zusammen, wie Französisch und Englisch, Latemisch und Griechisch, Geschichte und Erdkunde u. s. f. Zwei Hauptfächer und ein frei dazu gewähltes Nebenfach sind für die Prüfung unerläßlich, die auch schriftlich und mündlich ist. Daß der Ausfall der Prüfung über die Anstellungsfähigkeit in Ober-, Mittel- oder Unterklassen entscheiden soll, ist ein Zopf, der je eher je besser abgeschnitten werden sollte, da es eine der handgreiflichsten Tatsachen ist, daß kein Maß von Kenntnissen über die Brauchbarkeit zum Unterrichten, worauf hier doch alles nahezu ankommt, entscheiden kann. Und ein fähiger Lehrer kann das, was ihm an fachmäßigen Kenntnissen fehlt, wahrhaftig leicht genug während seiner Amtszeit ergänzen. Über die Verwendbarkeit seiner Lehrer sollte trotz aller erworbenen Fakultäten für alle Klassen, ausschließlich der Direktor entscheiden, und er wird es auch jedesmal tun, wenn er selbst Verstand und Herz auf dem rechten Flecke hat. Der Anstellung im Schuldienst muß nach gemachtem Examen ein sogenanntes Seminarjahr und noch ein Probejahr vorhergehen. Dann erfolgt die Anstellung als Hilfslehrer, darauf die Ernennung zum Oberlehrer. Nach zwölfjähriger Amtszeit verleiht man in Preußen den Professortitel. (In Bremen erst nach zwanzig Jahren.)

Seit 1897 gibt es in Preußen einen Normaletat, der die früheren Verhältnisse wesentlich verbessert hat und nach der Größe der Städte in verschiedene Stufen zerfällt. Er steigt von 2700—5100 Mk. für Oberlehrer, von 4800—7200 Mk. für Direktoren. Befriedigt sind die Ansprüche der Lehrerschaft damit nicht. Vor allem ist der Unterschied, der immer noch zwischen den Juristen und den Pädagogen besteht, für die letzteren der Stein des Anstoßes. Und es ist keine Frage, daß die Aufwendungen für ihr Studium bei diesen meist bedeutender sind. Da in unserer Zeit kaum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer der Philologen mit drei Jahren dafür reicht, die Zeit für das Oberlehrerexamen oft ganz ungebührlich hingezogen wird, und wenn der Vorbereitungsdienst auch an Dauer dem der Juristen dem Grundsatz nach nicht gleichkommt, so ist doch die Tätigkeit eines sehr mäßig besoldeten Hilfslehrers (1800—2400 Mk.), doch oft lange genug, um ihn großen Entbehrungen auszusetzen. Nun hat man auch durch statistische Aufnahmen festgestellt — es ist dies wesentlich das Verdienst des ehemaligen Kieler Oberlehrers Heinrich Schröder — daß der Stand eines solchen die Kräfte rascher und vollständiger aufbraucht, als die Arbeit jedes anderen Berufes, sodaß die Lehrer an höheren Lehranstalten kurzlebiger zu sein pflegen als die übrigen Beamten. Und rechnet man dazu, daß der Lehrstand im allgemeinen in der öffentlichen Schätzung von allen gelehrten Berufen am geringsten gewertet ist, trotz der großen Bedeutung, die ihm im Dienst fürs Vaterland unzweifelhaft zukommt, so wird man es begreifen, daß die gesamte Lehrerschaft ein lebhaftes Bewußtsein von Standesgefühl und Standesehre erfaßt hat und sie sich eifrig bemüht, in ihrer Stellung und Haltung den Richtern wenigstens gleichzukommen. Wohl hat man darauf hingewiesen, daß es den Lehrern leicht ist, Nebenverdienst zu gewinnen. Es findet sich ja auch häufig Gelegenheit zu Privatstunden. Aber dergleichen Arbeit ist selten so erfreulich, um nicht gern drangegeben zu werden, wenn nicht die Nötigung dazu vorliegt. Und daß durch solche Beschäftigung die freie Zeit, die zur Vorbereitung für den Unterricht und zum wissenschaftlichen Fortarbeiten dringend notwendig ist, über die Gebühr verkürzt wird, leidet doch auch keinen Zweifel. Daß die Lehrerschaft durch ihr Drängen auf Hebung und Besserung ihres Standes nicht immer wohlwollender Beurteilung unterliegt, muß freilich zugegeben werden, aber wo es sich um die eigenen Lebensbedingungen handelt, da sollte man die Berechtigung eines solchen Kampfes nicht verkennen.

Die Wahl der verschiedenen Fächer des Lehrerberufs entscheidet sich am sichersten durch die eigene Neigung, doch kommt auch viel Berechnung mit ins Spiel, die wir nicht geringschätzen sollen, wenn nicht eine bestimmte Begabung dabei mitspricht. Da sollte man der Natur freien Lauf lassen und dem Glück vertrauen, das dem Mutigen so oft zur Seite steht — fortes fortuna adiuvat. Aber sonst soll man wohl auf die äußeren Verhältnisse Rücksicht nehmen. Wenn man z. B. liest, daß die mathematischen Fächer, in denen eine Zeit lang eine große Ebbe herrschte, jetzt von einer Hochflut der Studenten bedroht werden, wird es weise sein, diese Tatsache dem jungen Menschen recht vor den Geist zu führen, um ihm einen anderen Weg annehmbarer erscheinen zu lassen. In vielen Fällen wird sich eine solche Mahnung fruchtbar erweisen, andererseits kann man hoffen, daß gerade Mathematiker auch andere lohnende Beschäftigung finden können, wie an den Banken, den großen Schiffahrtsunternehmungen, wie dem Norddeutschen Lloyd, wodurch immer für eine Zahl studierter junger Männer das Brot zu haben ist.

Das Studium der klassischen Philologie hat bei der veränderten Zeitrichtung, die mehr auf die neuen Sprachen und die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite hindrängt, naturgemäß eine Verringerung erfahren, und das Selbstgefühl der Alt-Philologen, die früher dazu neigten, sich imgrunde doch für die Lehrer erster Klasse zu halten, ist nicht mehr am Platze, umso mehr, da die Zahl der Reformschulen, denen die Gunst der Öffentlichkeit sich immer entschiedener zuneigt, beständig wächst und damit die Nachfrage nach den klassischen Philologen abnimmt.

Wen nicht der Ehrgeiz treibt, gerade an den höheren Schulen sich seine Stellung zu schaffen, kann auch an Mittelschulen eine bescheidene, aber doch auch befriedigende Tätigkeit finden. Dazu können auch Männer mit seminaristischer Bildung gelangen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ihre zweite Prüfung abgelegt haben, sonst Theologen und Philologen, die drei Jahre akademischen Studiums hinter sich haben, ohne doch schon zur Prüfung gelangt zu sein. Ein besonderes Examen, das dem Oberlehrer-Examen nachgebildet ist, aber nicht die gleichen Ziele anstrebt, nur daß die Wissenschaft der Pädagogik dabei die Rolle des unerläßlichen Hauptfaches spielt, führt hinein. Die Seminarlehrer werden meist aus diesen Kreisen genommen. Durch ein besonderes Examen, bei dem namentlich auf die Sicherheit in der methodischen Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer gesehen wird, gewinnt man die Befähigung zur Anstellung als Rektor an Volks- und Gemeindeschulen.

Aus den Direktoren der höheren Schulen gehen meist die Schul- und Regierungsräte hervor, die an den verschiedenen Regierungen die Leitung des Schulwesens, Anstellung von Lehrern, Abnahme der Abgangsprüfungen und die Aufsicht über den ganzen Betrieb wahrnehmen.

* * *

Wer die erste Prüfung als Theologe oder Jurist, die Oberlehrer- oder die ärztliche Prüfung bestanden, den Forderungen, die bei der Habilitation als Dozent gemacht werden, genügt und durch eine Dissertation und eine mündliche Prüfung die Promotion zum Doktor erlangt hat, kann auch die Laufbahn eines Bibliothekars wählen. Die Berechtigung wird durch eine zweijährige Volontärzeit an einer Universitätsbibliothek und eine (in Göttingen) abzulegende bibliothekarische Prüfung erlangt. Diese ist mündlich und richtet sich hauptsächlich darauf, ob der Prüfling mit der Bibliotheksverwaltungslehre, den bibliographischen Hilfsmitteln und der allgemeinen Literargeschichte vertraut ist. Auch eine genügende Kenntnis der englischen, französischen und italienischen Sprache wird erwartet, und es gereicht zur Empfehlung, wenn er auf dem Gebiet der Paläographie und Inkunabelkunde genau Bescheid weiß. Der Geprüfte wird Bibliotheksassistent. Als solcher empfängt er eine feste Vergütung von 1700—2100 Mk., um nach seiner Anstellung als Bibliothekar 2700—5400 Mk. zu erhalten. In den oberen Stellen der Direktoren, der Abteilungsdirektoren steigt der Gehalt bis 7200 Mk., der Generaldirektor der Königl. Bibliothek in Berlin empfängt 11 000 Mk.

* * *

Zum Archivdienst wird der Nachweis einer zweisemestrigen Teilnahme an einem Seminar für die historischen Hilfswissenschaften, — ein solches ist in Marburg eingerichtet, wo auch die Prüfung abgelegt wird —, die an einem geschichtlichen und an einem deutsch-philologischen Seminar von je einem Halbjahr und während eines solchen auch an Übungen über Archivkunde gefordert. Es ist eine große Anzahl besonderer Kenntnisse in Paläographie, Diplomatik, Chronologie u. a. m. hierzu nötig. Der nächste Ausgangspunkt wird für die meisten Aspiranten dieses Faches das Studium der Geschichte bilden. Die äußeren Verhältnisse dieses Berufs entsprechen in der Hauptsache denen des Bibliothek-Dienstes.

Sehr groß wird der Zugang zu diesen Fächern wohl niemals sein. Treue im Kleinen, angeborener Ordnungssinn, Geduld und sinniges Wesen, leidenschaftliche Freude an Büchern als solchen, noch abgesehen von dem Inhalt, daher mit der bei der Jugend oft wahrnehmbaren Lesewut nicht zu verwechseln, dürften Fingerzeige sein, die in dem Knaben den künftigen Bibliothekar oder Archivar erwarten lassen.

Unsere Zeit, die der Kunst, wie man doch wohl sagen muß, leidenschaftliche Teilnahme zuwendet, erweckt in vielen jungen Gemütern, namentlich wenn sich eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewisse angeborene Begabung für Zeichnen oder Malen vorfindet, eine große Neigung zum Studium der Kunstgeschichte. Es ist gewiß ein hoher und herrlicher Gegenstand, der unseren Eifer wohl herausfordern darf. Nur ist zweierlei dabei zu beachten. Der Kunsthistoriker darf durchaus nicht darauf denken, nur sein Schönheitsbedürfnis — dies Wort in dem denkbar weitesten Sinne genommen — zu befriedigen. Es handelt sich in erster Linie um eine große Menge von Kenntnissen geschichtlicher wie namentlich auch technischer Art, die genau so viel Trocknes, wie Verstandesmäßiges an sich haben, wie die Vorkenntnisse aller anderen Berufe. Eine Hauptarbeit unserer modernen Kunsthistoriker ist, wenn es sich nicht um große umfassende Übersichten handelt, sehr auf das Detail gerichtet und vor allem kritischer Art, denn man darf wohl behaupten, daß kaum auf einem anderen Gebiete des geistigen Lebens so viel Legendarisches und Sagenhaftes umläuft, als auf dem kunsthistorischen. Das Zuerkennen von Bildern an Meister, die kaum etwas damit zu tun zu haben scheinen, und ebenso das Absprechen von anderen, wo die Urheberschaft zweifellos sicher schien, ist an der Tagesordnung, und man muß darum stets bereit sein, immer wieder zu sichten, oft genug umzulernen. Auch gewöhnt sich der Kunsthistoriker leicht daran, von dem einzelnen Werke nicht den ästhetischen Eindruck zu gewinnen, sondern das Drum und Dran ist für ihn die Hauptsache. Namentlich gilt das auch von den Kupferstichen und den Erzeugnissen verwandter Künste. Hier ist stets die Hauptsache die genaueste Einzelbetrachtung, weil es sich bei den Künstlerlegenden, den Feinheiten, wodurch sich die einzelnen Zustände eines Werkes unterscheiden lassen, oft um kleinste Kleinigkeiten handelt, die nicht ins Auge fallen und doch von größter Wichtigkeit sind. Also würde ich jedem jungen Kunstschwärmer diese Seite der Sache sehr ernstlich vorzuhalten raten, um nicht einem irregeleiteten Enthusiasmus nachher eine bittere Enttäuschung zu bereiten.

Darüber darf sich ferner niemand täuschen, daß die Wissenschaft der Kunstgeschichte den wenigsten ihrer Jünger einen sicheren Boden ihrer Existenz zu schaffen vermag. Die besoldeten Stellen für diese Arbeit sind selten. Die Galerien mit ihren Direktoren und Assistenten, die Vorstände der Kupferstichkabinette vermögen längst nicht allen Kunstbeflissenen eine Unterkunft zu gewähren, und wer nicht über die Mittel verfügt, sich ohne einen festen Gehalt lange selbst zu erhalten, der sollte die Kunstgeschichte wenigstens nur im Nebenfache, etwa neben der Geschichte studieren.

* * *

Der Beruf als Universitätslehrer setzt immer eine ungewöhnliche Begabung und einen rastlosen Fleiß voraus. Man darf sicher darauf warten, daß das Häkchen sich von selbst krümme, wenn man einen Professor züchten will und muß dann noch immer mit der Notwendigkeit rechnen, einen solchen Jüngling lange aus eigenen Mitteln zu erhalten. Denn der gerade Weg zum Professor geht durch den Privatdozenten, der ganz ohne Besoldung arbeiten muß, abgesehen von dem, was ihm seine Vorlesungen eintragen. Und das pflegt meist nicht erheblich zu sein, da der banausische Sinn, der unseren Studenten leider nicht fremd ist, sie gewöhnlich zu den ordentlichen Professoren hinzieht, die das Schreckgespenst des schrecklichen Examens heraufzubeschwören haben. Den müssen wir hören, kann man oft genug vernehmen; und warum? Weil er dies oder das prüft. Schön ist das nicht, aber tatsächlich doch. Darum ist die Laufbahn des Privatdozenten nicht selten eine mühselige und entbehrungsreiche, und auch der außerordentliche Professor mit den wenigen tausend Mark festen Gehaltes ist nicht allzu wohl gebettet. Daß Cliquenwesen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eifersüchtelnder Neid auf begabtere, erfolgreichere Amtsgenossen in den akademischen Kreisen häufig vorkommen, ist nicht zu leugnen. Wo Menschen sind, menschelt es immer. Daß aber trotzdem der Beruf eines Hochschullehrers, sei es an einer Universität oder an einer jetzt ja geradezu gleichwertigen technischen Anstalt oder selbst den landwirtschaftlichen Akademien für einen begabten Jüngling, dem das geistige Arbeiten abgesehen von allem äußeren Erfolg bloß als solches Bedürfnis und Quelle reinster Freude ist, die allergrößte Anziehungskraft besitzt und verdient, ist für mich keinem Zweifel unterworfen.

Dabei kann man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Universitäten noch einer Erweiterung fähig sind. Es haben sich bei der fortschreitenden Teilung der Arbeit und der Spaltung der Zweige in immer neue Zweige allmählich einige Fächer herausgebildet, die noch nicht oder kaum erst eine Vertretung auf jener gewonnen haben. Wie lange ist es denn, daß die deutsche Literaturgeschichte in die Reihe der zünftigen Wissenschaften aufgenommen ist? Und hat sie auf allen Hochschulen denn wirklich schon ihren Lehrstuhl, wo sie nicht nur als Zubehör germanistischer Philologie, sondern als eigene Wissenschaft zu Worte kommen darf? Und was hier nur sich durchzusetzen beginnt und vermag, fehlt fast noch völlig für die Kulturgeschichte und die Volkskunde, zwei Wissenschaften von höchstem Interesse und doch wirklich auch großer, nationaler Bedeutung. Wie mancher tüchtige, sehr tüchtige Gelehrte auf diesen Gebieten schleppt sich als Assistent oder meinetwegen auch als Direktor an Museen und Sammlungen durch, der im frischen Verkehr mit der studierenden Jugend Vortreffliches leisten und in hohem Maße belehrend und anregend wirken könnte. Aber darf man, wo nicht die innere Neigung dazu treibt, zu einem Berufe ermutigen, der so wenig die Bedingungen äußeren Erfolges, auf den doch schließlich immer viel ankommt, erfüllt und der so viel inneren Reichtum birgt?

* * *

Das medizinische Studium ist ein vielbegehrtes und vielumfassendes. Die Ausbildungskosten des künftigen Arztes sind entschieden höher als die irgend eines anderen Standes. Unter fünf Jahren kann heute niemand daran denken, damit durchzukommen, sodaß man, ehe man den Bau beginnt, vorher die Kosten wohl überschlagen mag. Sonst hat das Studium ja von selbst viel Anziehendes, und sehr zu loben ist die Einrichtung, daß die unentbehrlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse im 4. und 5. Halbjahr durch ein besonderes Examen, das sogenannte Physikum, dargetan werden, nach dessen Bestehen sich in unserer titelsüchtigen Zeit der junge Mann die wohllautende Bezeichnung cand. med. zu geben pflegt. Damit wird dann der Rest der Zeit ausschließlich den medizinischen Fächern vorbehalten, namentlich den klinischen Übungen. Die Prüfung verläuft in einzelnen Stufen, und nach ihrem Schluß wird meistens auf Grund einer Dissertation der Dr. med. erworben, obwohl von Amtswegen keine Nötigung dazu vorliegt. Die Zahl zwischen dem Examen und der selbständigen Niederlassung als Arzt muß durch wenigstens einjährige Tätigkeit als Assistent an einer Krankenanstalt ausgefüllt werden. Dann kann auf Grund der staatlichen Anerkennung, die nach den Zeugnissen nicht verweigert wird, die selbständige Niederlassung als Arzt erfolgen. Viele nehmen auch Dienste als Schiffsarzt, wozu auf den großen Dampferlinien jederzeit Gelegenheit ist. Die Fahrten ins Ausland bieten ja hohes Interesse, und der Dienst ist lohnend und doch nicht schwer.

In unserer Zeit, die niemandem die Daseinsbedingungen erleichtert, sondern durch den rastlosen Wettbewerb sie aufs äußerste erschwert, hat auch der junge Arzt, namentlich in den größeren Städten, oft einen schweren Kampf um sein Leben zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestehen. Und dahin drängen doch die meisten, weil sie nach dessen siegreichem Bestehen doch weit reichlicheren Erwerb finden, als auf dem Lande oder in kleinen Orten. Auf jahrelanges Bestehen aus eigenen Mitteln sind sie freilich dann angewiesen, während sie auf dem Lande oder in kleineren Orten meist schnell ein ausgiebiges, wenn auch bescheidenes Einkommen erwarten dürfen. Auch das Ausland, die Kolonien oder die Fremde, gewährt manch tüchtigem Arzt Beschäftigung und klingenden Lohn, da die deutsche Wissenschaft auch draußen wohl gekannt und geschätzt ist. Mancher sucht auch dadurch für sich zu sorgen, daß er sich einer besonderen Seite des Heilwesens ausschließlich widmet, Spezialarzt wird, Augenarzt, Ohrenarzt, Frauenarzt u. dergl. m. Ein zu frühes Sich-verbeißen auf eine Spezialität wird von umsichtigen Ärzten nicht gebilligt, vielmehr eine gründliche Allgemeinbildung empfohlen. Nachher kann die besondere Neigung oder Begabung dann entscheiden, die nötige Übung in den technischen Handgriffen oder Arten der Behandlung immer noch eintreten. Etwas anders ist es mit den Zahnärzten, bei denen die Geschicklichkeit und Übung der Hand die Hauptsache ist. Da muß dann gleich nach dem Abgang von der Schule der Eintritt in eine Gehilfenstelle gesucht werden, woran sich später das Studium in beschränkter Ausdehnung schließt.

In unseren Tagen spielt der ärztliche Stand ja eine große Rolle. Neue Anschauungen über das Entstehen vieler Krankheiten durch kleine, nur mikroskopisch wahrnehmbare Organismen bilden eine der glänzendsten Entdeckungen des verwichenen Jahrhunderts. Daher ist die allgemeine Furcht vor Ansteckung und das Zutrauen zu den Ärzten sehr gestiegen. Überall bestehen Gesundheitsräte, die der wichtigen Aufgabe einer verhütenden Abwehr zu warten haben. Vielfach ist das Verlangen sehr rege geworden, Schulärzte angestellt zu sehen, damit gesundheitsschädlichen Einflüssen, die in den Klassen leicht eintreten, vorgebeugt werde. Besonders wichtige Zweige der Medizin sind heute die Nervenheilkunde und Irrenpflege. Also die Ernte ist groß und weiß zur Reife. Sendet Arbeiter, die sie einbringen, so kann man das Schlagwort ausgeben. Deshalb soll man, wo sich Neigung und Veranlagung zum medizinischen Studium zeigt, nicht hindernd dazwischen treten, wenn irgend eine Möglichkeit besteht, die beträchtlichen Kosten der Ausbildung und Vorbereitung zu tragen.

Mit größter Bestimmtheit scheiden die Ärzte ihren Beruf von dem der Homöopathen und der sogenannten Naturärzte, die gleichwohl sehr gesucht werden, besonders die letzteren, namentlich in Kreisen, in denen die Bewegung gegen den Alkohol Wurzel geschlagen hat, und bei den Vegetariern, die in einer Vermeidung tierischer Nahrung eine Erneuerung des Menschengeschlechts suchen. Das sind also besondere Richtungen, über die ich mich als medizinischer Laie jedes abschließenden Urteils enthalte. Wo besondere Fügungen, Neigungen dazu drängen, wird sich der innere Trieb schon von selbst zum Durchbruch helfen. Ermuntern soll man im allgemeinen gewiß niemand dazu.

Einer besonderen Erwähnung verdienen noch die Militärärzte, um so mehr, weil der Zudrang zu dieser Laufbahn keineswegs groß ist, sodaß ein gutes Fortkommen darin gefunden werden kann. Jeder junge Mediziner kann sich während der zweiten Hälfte seiner Dienstzeit als einjährig-freiwilliger Arzt zum Übertritt ins Sanitätskorps melden und noch während dieser Dienstzeit zum Assistenzarzt II. Klasse gewählt werden. Für die preußische Militärarzt-Laufbahn kommt aber besonders in Betracht der Eintritt in das Friedrich-Wilhelms-Institut oder die Königliche medizinisch-chirurgische Akademie, zusammen auch die Pepinière genannt. Auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nahmebedingungen sind deutsche Staatsangehörigkeit (Bayern ausgeschlossen), eheliche Geburt, Alter nicht über 21 Jahre, Militärdienstuntauglichkeit, bestandenes Abiturienten-Examen und der Nachweis, daß die Kosten bestritten werden können. Meldungen sind bereits im halben Jahre vor der Reifeprüfung einzureichen und der Direktor hat über das Verhalten des Bewerbers und seine Aussichten für die Prüfung ein besonderes Zeugnis beizufügen, wie der Oberstabsarzt über die körperliche Tauglichkeit, so auch über seine gesellschaftliche Stellung sich zu äußern hat. Was die Kosten anlangt, so fordert das Institut während der Studienzeit einen monatlichen Zuschuß von 40, die Akademie einen solchen von 75 Mk., dann mindestens 16—17 Mark für Bücher und für Instrumente über 57—90 Mk., sodaß bei 8½—9monatlichem Universitätsaufenthalte im Jahre 500—800 Mk. Zuschuß nötig sind, immerhin beträchtlich weniger, als ein für sich stehender Student braucht. Da das Studium auf 4½ Jahre berechnet ist, wird das Physikum schon Ende des vierten Semesters gemacht. Nach der Beendigung des Universitätsstudiums tritt der Pepin als Unterarzt in die Armee, um zunächst den Rest seiner einjährigen Dienstzeit abzumachen. Er ist nachher verpflichtet, doppelt so lange, als er in der Anstalt gewesen ist, als Militärarzt zu dienen, also etwa 8—9 Jahre. Marineärzte dagegen sind zu einer Dienstzeit von 12 Jahren verbunden. Sie müssen ein halbes Jahr mit der Waffe beim Seebataillon und ein halbes als Arzt bei einer Matrosen-Division in Kiel oder Wilhelmshaven dienen, erhalten dann für jedes vollendete Dienstjahr eine Zulage von 90, und für jedes an Bord eines Schiffes vollbrachte eine solche von 210 Mk. Die Zulage wächst jedoch nicht über 1800 Mk.

Die Unterärzte haben den Rang eines Fähnrichs, die Assistenzärzte den eines Leutnants, die Oberärzte den eines Oberleutnants, der Stabsarzt entspricht dem Hauptmann und so geht es weiter bis zum Generalstabsarzte, der den Rang eines Generalmajors hat. Bei der Marine sind die entsprechenden Chargen dieser Dienstart dafür zu setzen. Auch die Bezüge sind dem einzelnen Rangverhältnis angemessen und ebenso verhält es sich mit der Pension für die Witwen und Waisen.

Der Militärarzt hat demnach keinen allzu schweren und kostspieligen Aufstieg zu einer gesicherten und geachteten Stellung. Aber diese hat auch ihre Mängel. Die ärztliche Tätigkeit gewährt in diesem Berufszweige keine große Befriedigung, da sie sehr einseitig in ihrer Ausübung ist. Hat der Arzt in dieser Stellung es doch zunächst nur mit jungen und im Durchschnitt gesunden Männern zu tun, sodaß eine große Zahl von Krankheitserscheinungen seiner Einwirkung ganz entgeht. Nur bei dem Ausbrechen von Epidemien wird er zeitweise sehr in Anspruch genommen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist die Arbeit nicht erheblich. Auch das kommt in Betracht, daß er in der Ausübung seiner ärztlichen Pflicht doch von der militärischen Disziplin nicht frei ist und als junger Arzt gegen den Vorgesetzten seine vielleicht abweichende Meinung nur sehr bescheiden wird geltend machen, sie niemals durchsetzen können, was schwerlich dazu dient, seinem eignen Gefühl oder ärztlichen Gewissen Befriedigung zu verschaffen. Auch seine Stellung im Offizierkorps ist nicht leicht. Wenn er auch im Rang ihnen gleichsteht, ein Unterschied wird sich doch nicht verbergen, und es ist bekannt, daß sich der Übermut der jüngeren Offiziere, der üble Wille mancher Vorgesetzten gegen den Arzt richtet. Darum bedarf der Schritt, der den jungen Menschen nach dieser Seite führt, wohl ernstlicher Prüfung.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was den Beruf der Tierärzte betrifft, so wird seit 1901 mit Recht für den, der diesen Stand ergreifen will, der Nachweis des Reifezeugnisses einer der drei höheren Schulen gefordert, worauf ein siebensemestriges Studium an einer der „Tierärztlichen Hochschulen", wie solche in Berlin, Hannover, München, Dresden und Stuttgart bestehen, erforderlich ist, dessen Kosten sich mit dem achten Examenshalbjahr auf über 5500 Mk. veranschlagen lassen, worauf die Approbation als Tierarzt erfolgt. Es empfiehlt sich, erst dann das Militärjahr abzudienen, da der Einjährig-Freiwillige, wenn er eine Prüfung im Hufbeschlag bestanden, nach halbjährlichem Dienste mit der Waffe zum einjährig-freiwilligen Unterroßarzt befördert wird. Nur muß er bei der Kavallerie, Feldartillerie oder dem Train dienen. Er wird nach seiner Entlassung Unterroßarzt der Reserve.

Ähnlich wie der Mediziner hat auch der Tierarzt eine naturwissenschaftliche Vorprüfung zu machen, zu der er nicht vor Beendigung des dritten Semesters schreiten kann. Die endgültige Prüfung darf erst volle drei Semester nach Ablegung der naturwissenschaftlichen erfolgen und erstreckt sich schriftlich wie mündlich auf alle die einzelnen Fächer des Studiums. Sie kann in einzelnen Zweigen oder auch im Ganzen wiederholt werden. Dies letztere jedoch nur nach Ablauf eines Jahres. Nun wird der Approbationsschein als Tierarzt ausgestellt. Wie aber der Arzt, um die Anstellung als Physikus zu erzielen, sich einer besonderen späteren Prüfung zu unterziehen hat, so auch der Tierarzt, wenn er als Kreistierarzt in die Stellung eines Beamten einzutreten beabsichtigt. Im anderen Fall sucht er sich seine private Praxis und hat damit jedenfalls die interessanteste, vielseitigste Tätigkeit. Er kann aber auch ganz oder teilweise in den Dienst der Gemeinde treten, als Fleischbeschauer, Schlachthofdirektor, Sanitäts- oder Polizeitierarzt.

Wer Militärroßarzt werden will und nicht den früher angedeuteten Weg einschlagen kann — erst Studium, dann einjährig-freiwilliger Dienst — tritt als Roßarztaspirant „dreijährig-freiwillig" ein. Nach halbjähriger, guter Führung darf er sich zur Aufnahme in die Militärroßarztschule — eine solche besteht in Berlin — melden, muß jedoch vorher eine Prüfung im Hufbeschlag (Schmieden eines vorschriftsmäßigen Hufeisens und regelrechtes Beschneiden und Berunden des Hufes) bestehen. In jenen Schulen werden die Aspiranten auf Staatskosten unterhalten und bekommen 24 Mk. monatlich Löhnung, Bekleidung, Verpflegung und Unterkunft. Uniform tragen sie nur bei militärischen Gelegenheiten, sonst Zivilkleider, die sie sich selbst halten müssen. Nach überstandener Prüfung werden sie zu Unterroßärzten mit Feldwebelrang befördert. Gehalt 828—1008 Mk. Nach 4—5 Jahren rücken sie zu Roßärzten mit Offiziersrang — Gehalt 1200—1700 Mk. — auf und können es bis zu Korpsroßärzten — 2400—3300 Mk. — bringen. Auch hier hat der Dienst den Nachteil einer einseitigen Beschäftigung, da es sich der Hauptsache nach, wie der Name sagt, um die Behandlungen von Pferden handelt. Auch ist die Stellung selbst der höheren Chargen zum Offizierkorps weder leicht noch angenehm.

* * *

Mit dem Beruf der Ärzte steht in naher Beziehung der der Apotheker, die nach ihrer Lehrzeit auch ein dreisemestriges wissenschaftliches Studium betreiben müssen, um dann durch eine Prüfung die nötigen Kenntnisse nachzuweisen. Der Beruf der Apotheker ist insofern kein freier, als die Zahl der Apotheken durch den Staat geregelt wird und zur Gründung einer neuen eine Erlaubnis der Behörden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eingeholt werden muß. Da die Übernahme einer solchen mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, wird sich die Zahl der Bewerber um diesen Beruf immer in bescheidenen Grenzen halten.

* * *

Der Drogist kann als ein Seitenverwandter des Apothekers gelten, da er sich in manchen Zweigen seines Geschäftes mit diesem nahe berührt und eine große Zahl derselben Artikel führt, die auch in den Apotheken zu bekommen sind. Allerdings macht die Gesetzgebung einen bestimmten Unterschied und verbietet den Drogisten die Verabfolgung von allen Mitteln, die Gesundheitszwecken dienen. Da sich aber in einzelnen Fällen oft schwer entscheiden läßt, ob es sich um ein körperliches Leiden oder einen Schönheitsfehler handelt, z. B. bei Frostbeulen, erwächst den Drogisten manche Fährlichkeit und Sorge. Auch die Kontrolle seines Lagers durch eine Kommission, bei der auch ein Apotheker, also eine Art von Konkurrent sich befindet, kann ihm durch übergroße Strenge oder Genauigkeit manche Verlegenheit schaffen. Im Übrigen ist es aber ein guter und nahrhafter Beruf. Er setzt bei dem, der ihn ergreift, bestimmte Vorkenntnisse nicht voraus und wie der junge Mensch sonst bei einem Krämer als Lehrling eintritt, kann er es auch hier, komme er nun von einer Volks-, Mittel- oder Realschule, oder auch von einer höheren Lehranstalt. Einige Kenntnisse in Botanik, Chemie und Physik sind erwünscht, können aber auch nachgeholt werden. Die Lehrzeit wird im allgemeinen 3 Jahre dauern und ein Lehrgeld von 200—400 Mark erfordern. Ob der Lehrling im Hause des Prinzipals wohnt oder für sich sein muß, kommt auf die besonderen Verhältnisse an. Die Ausbildung ist praktisch in der Einführung in den kaufmännischen Betrieb, aber auch theoretisch in der Erlernung der lateinischen oder fremdsprachlichen Bezeichnungen. Chemische Kenntnisse erfordert die Tätigkeit im Laboratorium. In vielen Orten befinden sich Drogistenschulen, und der Besuch einer solchen ist anzuraten, wie auch nach der Beendigung der Lehrzeit das Ablegen der Gehilfenprüfung des deutschen Drogisten-Verbandes, weil das zum Fortkommen beim Stellesuchen und als Geschäftsinhaber von Wichtigkeit ist. In Braunschweig besteht auch eine Drogisten-Akademie, deren Besuch, auf zwei Semester berechnet, dem, der es sich leisten kann, nach Beendigung der Lehrzeit empfohlen werden darf. Dann aber ist der junge Mann fertig, auch wenn er nachher noch manche Gelegenheit finden oder suchen wird, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Als Gehilfe darf er zunächst 30 Mk. monatlich bei freier Station, oder 60—75 Mk. ohne diese erwarten, welcher Gehalt sich natürlich mit der zunehmenden Tüchtigkeit steigert, und schließlich ist das Ziel dann die Begründung eines eignen Geschäftes, was sich schon mit etwa 10 000 Mk. ausrichten läßt.

* * *

Neben den alten wissenschaftlichen Hochschulen haben sich seit einem halben Jahrhundert etwa die technischen emporgearbeitet, früher polytechnische Schulen genannt, aber nun zu im Range völlig gleichstehenden Anstalten erhoben, denen ja sogar seit etwa zwei Jahren das Recht der Doktorpromotion zuteil geworden ist. Denn mag anfangs über den Dr. ing. mancher die Nase gerümpft haben, solche Neuerungen setzen sich doch durch, besonders in unserer Zeit, die den auf das wirkliche Leben selbsttätig zu richtenden Bestrebungen sehr wohlgesinnt ist, ja ihnen vor den rein wissenschaftlich oder ideell gerichteten Studien entschieden den Vorzug gibt.

Man darf es heute nicht mehr bezweifeln, daß dem technisch gebildeten Menschen die Welt offen steht und sich eine solche Menge von Berufszweigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

öffnen, daß, wo sich irgend eine natürliche Befähigung und damit gegeben eine bestimmte Neigung für Maschinenbau und alles, was damit zusammenhängt, in dem Knaben verrät, man alles tun sollte, um diesem Drang entgegenzukommen. Man kann auf einem solchen Wege in den Staatsdienst kommen, man kann aber auch in private Stellungen gelangen oder, wenn man mit Glück und einigem Vermögen gesegnet ist, auf eigne Hand sich ein tüchtig Leben zimmern und mit einiger Sicherheit auf ein gutes Fortkommen rechnen. Zu den unerläßlichen Vorbedingungen gehört praktische Beanlagung, eine geschickte Hand, die schon gleich sich auf das „Klütern" versteht, und Beanlagung zum Zeichnen, denn das ist freilich die Grundlage für alle in dies Gebiet einschlagenden Arbeiten. Wer eine der drei höheren Schulen durchgemacht und seine Prüfung nachgewiesen hat, kann auf künftige Zulassung zur Staatsprüfung rechnen. Als Hörer auf technischen Hochschulen wird schon der zugelassen, der nur die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangt hat. Immer wird als Vorbereitung zum Eintritt in den Dienst eine Zeit praktischer Arbeit in einer Maschinenfabrik oder vorhergehend schon in einer Schlosserwerkstatt als unerläßlich betrachtet, die aber jedem jungen Menschen ja nur zum Vorteil gereichen kann. Die als „Technikum" bezeichneten Anstalten geben keine höhere Bildung und berechtigen nicht zu den höheren Staatsprüfungen, sind aber auch schätzbare Vorbereitungsanstalten für Techniker und deshalb sehr gesucht.

Die Gesamtheit der technischen Berufe gliedert sich wieder in das Hochbaufach, Ingenieurbaufach und Maschinenbau. Dem Hochbau steht der Wasserbau gegenüber. Daneben gibt es den Bergbau, das Hütten- und Salinenwesen. Aus den technisch gebildeten Bauführern oder Baumeistern nimmt man die Gewerbeinspektoren oder Gewerberäte, und ebenso erschließt sich der Zugang zu den Stellen der technischen Chemiker, sowohl in Fabriken als auch namentlich in den größeren Städten als Nahrungsmittel-Chemiker zur Überwachung der Nahrungsmittel, des Wassers, zur Vermeidung von Seuchen und Ansteckungsgefahr.

Jeder dieser besonderen Zweige setzt naturgemäß eine besondere Vorbildung voraus und verlangt seine besonderen Prüfungen, aber der Hauptsache nach lassen sie sich als gleichwertig bezeichnen und als Berufsarbeiten, zu denen man eher treiben möchte, als vor ihnen warnen und davon abraten.

Namentlich der Beruf des Elektrotechnikers hat in unserer Zeit, wo sich dieser Betrieb immer mehr entwickelt, große Bedeutung und findet viel Zugang. Darum ein besonderes Wort darüber. Vorgebildet kann man dazu werden auf einem Technikum oder einer technischen Hochschule. In Sachsen gibt es auch eine Bildungsanstalt dieser Art in der Königl. Gewerbe-Akademie zu Chemnitz. Weder diese, noch die zahlreichen Anstalten unter dem Namen Technikum können zu einem Diplom-Ingenieur oder Dr. ing. verhelfen, geben aber für den gewöhnlichen Bedarf eines praktischen Technikers genügende Kenntnisse. Ein Aufenthalt von 6, ja 5 Semestern auf diesen Schulen ist in vielen Fällen schon ausreichend und ermöglicht die Ablegung einer Prüfung. Auf den technischen Hochschulen werden Zuhörer ohne Prüfungs-Berechtigung schon mit dem einfachen Freiwilligen-Zeugnis zugelassen. Für wirkliche Studierende wird aber die Reifeprüfung unbedingt erfordert. Die Diplom-Prüfung zerfällt in eine Vor- und eine Haupt-Prüfung. Erstere kann nach mindestens zweijährigem Studium gemacht werden, die letztere nach mindestens einjährigem Weiterstudium. Beide Prüfungen sind schriftlich wie mündlich und können bei nicht genügendem Ausfall ganz oder zum Teil ergänzt werden. Nach der Hauptprüfung wird der junge Mann Diplom-Ingenieur. Zur Erlangung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dr. ing. gelten dieselben Bestimmungen wie für den Doktor in den übrigen gelehrten Fächern, besonders die Einlieferung einer wissenschaftlichen Abhandlung (Dissertation), zu der nicht die Diplom-Arbeit verwandt werden darf.

Nun ist der Elektrotechniker für einen Beruf gerüstet, den er entweder sich selbst schafft oder Unterkunft in einer der großen elektrotechnischen Gesellschaften sucht. Der Diplom-Ingenieur wird ein besseres Gehalt bei etwaiger Anstellung erhalten, als der Zögling eines Technikums (etwa 180 : 100 Mk.). Nachher müssen die Leistungen entscheiden, die das Aufrücken zu den Stellen als Betriebs-Ingenieur (1500—3600 Mk.), Bureauchefs (3000—4800 Mk.), Oberingenieure (4500—7200 Mark) bis zu technischen Direktoren bedingen.

* * *

Ganz aufs praktische Leben gerichtet sind die Kaufleute und die Landwirte, zwei Stände, die eine gewisse Gleichförmigkeit darin haben, daß sie eine rein praktische Vorbildung voraussetzen.

Dies gilt namentlich von dem Kaufmannsstande, der im allgemeinen ja immer noch seinen Mann nährt. Besonders der des Großkaufmanns, der sich nicht mit einem Laden abgibt und die Waren in einzelnen Mengen umsetzt, sondern sie im großen ein- oder ausführt und daher wirklich im großen arbeitet. Die großen Seestädte sind besonders die Heimstätten dieser Kaufmannschaften, die sich einen geachteten Namen zu erringen verstanden haben. Es ist der Beruf, der die großen Vermögen erzeugt und dadurch schon eine besondere Stellung unter den anderen einnimmt; denn damit sind doch für die Gesamtheit unleugbare Vorteile verknüpft. Der Kaufmannsstand verschafft seinem Lande auch die Achtung des Auslands und hält die Beziehungen des Weltverkehrs aufrecht. Meist führt er den jungen Mann für einige Zeit ins Ausland, erweitert dadurch den Blick und ist eine vortreffliche Schule der Selbständigkeit und der Weltgewandtheit. Es sind also mit diesem Berufe große Vorzüge verbunden, und wo sich die Neigung dazu verrät, hat man im allgemeinen keinen Grund, dawider zu sein. Eigenes großes Vermögen wird zu einem erfolgreichen Betriebe der Kaufmannschaft nicht unbedingt erfordert. Oft genug erlebt man, daß kraftvolle, kluge Charaktere sich aus geringen Anfängen zur Leitung bedeutender Geschäfte emporarbeiten. Aber natürlich wird der Anfang dadurch bedeutend erleichtert und die Brücke ins Leben schlägt sich sozusagen von selbst.

Daß jenen Vorzügen bedeutende Schattenseiten gegenüberstehen, liegt im Wesen aller irdischen Dinge. Ich will hier nicht von den Gefahren des Charakters reden, die von dem kaufmännischen Geschäftsleben begünstigt sich als Geldstolz, Protzentum, Hartherzigkeit äußern. Auch ein gewisses Banausentum trifft man nicht selten, da die geistige Ausbildung doch nicht tief und weit genug war, um vor dem Versinken ins Äußerliche zu schützen. Das sind Gefahren, denen jeder in seinem inneren Leben begegnen muß, und denen bei anderen Ständen andere Versuchungen die Wage halten. Aber eine große Versuchung liegt in unserer Zeit, die auf möglichst raschen und großen Erwerb drängt, dem Kaufmann nahe, nämlich die den soliden Betrieb seines Geschäftes mit einem schwindelhaften auf Spekulation gerichteten zu vertauschen. Wer in einer größeren Handelsstadt lebt und in die kaufmännischen Kreise einigen Einblick gewinnt, macht nach dieser Richtung hin oft sehr bedenkliche Erfahrungen und es gehört ein starker Wille und eine fest auf das Rechte, Einfache gewendete Gemütsart dazu, um solchen Verlockungen auszuweichen. Aber auch das darf noch betont werden, daß, wenn der Gewinn und Erwerb beim Kaufmann verhältnismäßig leicht ist, doch auch die Gefahr zu Verlusten sehr nahe liegt. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beziehungen, die der Handel nach allen Seiten knüpft und unterhält, bringen es mit sich, daß ein Rückschlag von außen nach innen leicht genug erfolgt, und politische Verwicklungen, schwere Naturereignisse und sonstige Vorkommnisse, die den gewöhnlichen Steuerzahler ganz unberührt lassen, in den Kaufmannskreisen große Verheerungen anrichten und ungeheure Verluste nach sich ziehen. In Bremen sagt man, daß von den großen kaufmännischen Vermögen selten eins in die dritte Hand gelangt. Neben praktischem geweckten Sinn würde ich bei einem Knaben auch die Charaktereigenschaften solider Festigkeit und ruhiger Überlegsamkeit erprobt wissen wollen, ehe ich ihm unbedingt zum Kaufmannsstande riete.

Eine besondere Abzweigung des Kaufmannsstandes ist das Bankwesen, das im allgemeinen von denselben Gesichtspunkten aus zu betrachten ist, doch eine Seite hat, die zu den staatlichen Berufen führt, nämlich der Geschäftsbetrieb der Reichsbank. Zum Eintritt in diese wird von den jungen Leuten das Bestehen der Abgangsprüfung einer höheren Schule gefordert, wie denn auch später ein gewisses Studium der Finanzwissenschaften notwendig ist.

Als einen Seitenzweig des Bankwesens kann man die Versicherungsgesellschaften betrachten, in deren Dienst auch eine Menge Personen beschäftigt werden. Man unterscheidet den inneren vom Außendienst. Jener, der das eigentliche Rechnungs- und Kassenwesen umfaßt, ist ein rein kaufmännischer Betrieb, und junge Menschen, die von der Schule kommen und den Freiwilligenschein besitzen, treten als Lehrlinge wie auf einem anderen Kontor ein. Sie erhalten anfangs ein Gehalt von etwa 20 Mk. im Monat, das sich auf 50—60 Mk. steigert. Dreijährige Lehrzeit ist hier das Gewöhnliche. Es können natürlich auch schon gelernte junge Kaufleute, besonders aus dem Bankfache, die nicht im Geschäfte selbst ausgebildet sind, in die höheren Stellen als Buchhalter, Kassierer und dergl., zu denen die Lehrlinge allmählich aufrücken, eintreten. Diese Posten sind meist gut bezahlt. Zu Direktoren nimmt man am liebsten akademisch Gebildete mit gründlichen volkswirtschaftlichen Kenntnissen, Verwaltungsbeamte, Richter oder Mathematiker. Diese beziehen meist ausgezeichnete Gehälter, aber der Stellen sind nicht viele und diese sind fast nur durch Verbindungen oder besondere Empfehlungen zu erreichen.

Der Außendienst im Versicherungswesen besteht aus den Arbeiten der Generalagenten, gewöhnlich solcher, die auswärtige Zweiggesellschaften einer Versicherung leiten, in kleinen Betrieben auch Inspektoren genannt, oder Kontrollbeamten, und den Agenten, die als Werbemänner ausgesandt, neue Teilnehmer der Gesellschaft gewinnen sollen. Alle diese Beamten erhalten meist keinen festen Gehalt, oder höchstens in einem Betrage, daß er die Auslagen und Bureaukosten deckt, sondern sind auf gewisse Prozente der von ihnen gewonnenen Versicherungssumme (1½ bis 2 %) angewiesen. Die Agenten unterstehen den Inspektoren oder Generalagenten. Sie sind aber nicht an eine einzelne Gesellschaft gebunden, sondern können eine Reihe verschiedener Geschäfte besorgen.

Auch der Buchhändler ist ein Kaufmann, der freilich durch den Wert der Ware, die er vertreibt, doch eine etwas abweichende Stellung einnimmt. Auch er muß vor allem Geschäftsmann sein, um namentlich in unserer schweren Zeit sich durch alle Schwierigkeiten sicher hindurchzuarbeiten. Aber etwas mehr verlangt man doch noch von ihm, Verständnis für die geistigen Strömungen, die durch unsere Zeit hindurchgehen, und deren Weiterverbreitung er vermitteln soll, einen idealen Sinn, der für die Höhe seiner Aufgabe die richtige Schätzung besitzt und imstande ist, einen vielleicht sicheren, unmittelbaren Vorteil einem ferneren, der Allgemeinheit günstigem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umschwung aufzuopfern. Natürlich, der bloße Kleinbetrieb, der sich nur auf die Kauflust seiner festen Kunden einrichtet und allenfalls seine wöchentlichen Lesekasten besorgt und umherschickt, kann für diesen Beruf keine besondere Begeisterung wecken. Der Buchhandel im Großen, in der richtigen Hand, von klarem Sinn gelenkt, wird in den Dienst der großen, leitenden Ideen gestellt und ist ein hoher, ehrenwerter Beruf, und wie manche Buchhändler haben sich in der Geschichte unseres geistigen Lebens einen Ehrenposten gesichert und gehen unvergessen durch die Blätter der Literatur- und Kulturgeschichte.

* * *

Nahe damit zusammen hängt der Beruf, der dem Buchhändler seine Ware liefert, also der des Schriftstellers. Es kann sich in diesem Zusammenhange nur um den berufsmäßigen Schriftsteller handeln, also weder um den, der in einem festen Berufe untergebracht, seine Muße darauf richtet, Bücher zu schreiben, noch auf den Helden der Feder, der durch Geist und Talent als Dichter oder wie sonst einen bestimmten Platz in der Gelehrtenrepublik erworben hat, denn das sind Fälle, die außer der Wahl irgend eines Menschen liegen und mit den noch zu behandelnden künstlerischen Berufen auf einer Stufe stehen. Zu einem solchen Schriftsteller wird man geboren, aber nicht gemacht, einen solchen Beruf hat man, aber man wählt ihn nicht. Unsere Zeit aber hat daneben auch den berufsmäßigen Schriftsteller erzeugt und gehorchend dem Gesetze der Massenproduktion, das sie beherrscht, hat sich eine Unzahl von Leuten auf das Schriftstellern geworfen. Wer mit einem guten Stil, scharfer Beobachtungsgabe, lebhaftem Sinn für die politischen Vorgänge ausgestattet ist, dabei über eine reiche vielseitige Bildung verfügt, mag es mit der Journalistik versuchen und kann an einem unserer großen Tagesblätter eine einträgliche und ehrenvolle Stellung erlangen. Man weiß ja, welche große Bedeutung in unserer Zeit die Presse hat, wie die öffentliche Meinung davon beeinflußt, oder sagen wir in den meisten Fällen geradezu gemacht wird. Für selbständige, ehrgeizige Gemüter ist es also ein sehr lockender Beruf, und wenn einer einmal in den Kreisen der berufsmäßigen Zeitungsschreiber und -Leiter seinen Namen vorteilhaft bekannt gemacht und festen Fuß gefaßt hat, auch ein sicherer und aussichtsvoller. Allerdings ein schwerer und man darf sagen aufreibender. Denn es will etwas heißen, stets auf die Minute seine Gedankenwelt so klar geordnet auf dem Platze zu haben, um den nötigen Artikel liefern zu können, Einwürfe abzuwehren, Anzapfungen zurückzuweisen, die Meinungen zu klären, das Urteil zu lenken. Dazu gehört eine ungeheure Arbeitskraft und Schlagfertigkeit, die den Geist so in Anspruch nimmt, daß nur eine Auswahl den Strapazen gewachsen bleibt. Trotzdem sollte man fähige, tüchtige Menschen zu diesem Berufe aufmuntern, weil wir viele wackere, im besten Sinne charakterfeste, vor allem national gesinnte Männer auf diesem Posten gebrauchen können, ja verlangen müssen.

Nun aber gibt es in der Jugend häufig einen lebhaften Drang, ihre ganze Existenz auf die Feder zu gründen und somit ein freies, von niemandem kontrolliertes Leben zu führen, und in dem ach! wie viele scheitern und zugrunde gehen. Wie nahe liegt hier die Selbstüberschätzung neben einem Geist von Zuchtlosigkeit, dem man jetzt zu häufig begegnet, um ihn nicht als Krankheitssymptom an unserem Volksleben zu erkennen. Wer sich mit der Feder selbst zu tun macht, wer zu der Schillerstiftung oder ähnlichen Vereinen Beziehungen hat, lernt die literarischen Vagabunden bald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genug kennen, die in frühreifem Dünkel sich in das Schriftstellerleben hineinstürzten, für dies oder jenes Blatt oder Blättchen einmal schreiben durften und damit den stolzen Titel eines Schriftstellers glauben verdient zu haben und ein kläglich verfehltes Dasein als einzige Frucht vom Baum der Erkenntnis ernten. Dem mit allen Kräften entgegenzuarbeiten, jede Spalte zu verschließen, durch welche diese armseligen Selbstbetrüger in das Heilige eines achtungswerten, wichtigen Berufes einzuschlüpfen versuchen, ist ernste Pflicht eines jeden, der auf die Jugend einwirken kann und dazu berufen ist.

* * *

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den eigentlich künstlerischen Berufen, die man als die idealsten bezeichnen darf, weil sie mit den höchsten Geisteskräften des Menschen arbeiten und die höchsten Ziele erstreben. Auch hier ist die Anziehungskraft außerordentlich groß. Schauspieler werden, sich der Musik widmen, Malen gehn — das klingt alles so verführerisch, weil es so leicht scheint. Mit der Baukunst liegt es schon etwas anders, weil das Baufach immer doch schon ernste Studien voraussetzt und schließlich, wer kein genialer Baumeister wird und sich nicht wirklich als Künstler fühlen darf, doch immer noch als schlichter Ausführer von Bauplänen seinen Platz trefflich ausfüllen kann. Die Baukunst steht ja mit dem Stoff und seinen praktischen Verwendungsarten in viel engerer Beziehung, als eine der Schwesterkünste, ist darum aber auch von der kunsthungrigen Jugend bei weitem am wenigsten gesucht. Auch die Bildhauerkunst ist schwerer, als die übrigen Künste, lautet das landläufige Urteil und hat darum auch nicht solchen Zudrang zu befürchten und erfahren, wie zunächst die Malerei, die eigentliche Modekunst unserer Zeit. Man erschrickt, wenn man hört, daß gegenwärtig 15 000 Jünger dieser Kunst allein in München leben. Jünger? Jedenfalls beiderlei Geschlechtes und vielleicht noch mehr Weiblein als Jünglinge. Daß diese nicht alle zu Ehren und Ansehen kommen, dafür ist schon von selbst gesorgt. Junge Mädchen aus guter Familie, die massenweise unter die Maler gehen, trachten darnach meist auch gar nicht: sie wollen nur ihre Zeit totschlagen, und vor allem lockt sie die Freiheit und Schrankenlosigkeit des Lebens, das sie in den Kreisen ihrer Kunstgenossen finden. Daß damit aber Tausende von Kräften, die in unserer Zeit so dringend für die wichtige Arbeit auf dem Gebiete sozialer Hülfe erwünscht wären, diesem edlen Zweck entzogen und man kann doch kaum anders sagen als vergeudet werden, daran denken diese Kunstnarren oder -Närrinnen nicht. Und wenn sich auf diesem Wege wenigstens eine wirkliche Befriedigung oder ein dauerndes Lebensglück finden ließe! Es liegt aber im Wesen der Kunst, daß sie in dem ihr Ergebenen die Vorstellung großer Leistungen weckt, ihm eine Art Pflicht daraus macht. Noblesse oblige, dies Wort kann man auf die Kunst und ihre Betätigung ohne Einschränkung anwenden. Wenn nun nichts entsteht, als eine halbe oder kaum eine halbe Leistung, so muß sich mit grausamer Härte das Gefühl der unzulänglichen Kraft einstellen, und dies Dasein kann sich nur als ein gebrochenes fortsetzen. Das trifft die malenden Dilettantinnen freilich nicht, die immer noch wo unterkriechen werden, aber wie mancher brave, tüchtige Junge, der nicht die Mittel hat, von einer Beschäftigung zur anderen zu hüpfen, geht an seiner Talentlosigkeit zugrunde! Und so mancher, der es mit der Musik versucht und dem es heiliger Ernst damit ist, verkrüppelt nachher geistig als Musiklehrer, weil sein Talent doch nicht weiter langte! Und soll ich vom Schauspieler reden, dem so viele zustreben und mit sehr bescheidenen Rollen nachher zufrieden sein müssen, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den so viele sittliche Gefahren bedrohen. Einen eigentlichen Dichterberuf gibt es zum Glück noch nicht, ich meine äußerlich genommen, als ein bestimmt zu ergreifendes Fach. Es ist zwar oft genug bedauert worden, aber wir wollen es als Glück preisen. Viele unserer bedeutendsten Dichter haben einen festen Lebensberuf gehabt und diesem ebenso Ehre gemacht, wie ihrem Dienst der Muse. Wer es nicht nötig hat, sondern aus eigenen Mitteln leben kann, mag blos seiner Kunst seine Kraft widmen. Aber nahe genug liegt dabei die Gefahr, daß er in behaglichem Wohlleben nicht bis zum Grunde seiner Kraft hinabsteigt, sondern mit Bequemlichkeit sich nur an der Oberfläche tummelt. Daß aber gerade auf dem Wege zum Dichter soviel entgleisen und im Schriftstellerelend verkümmern, ward schon angedeutet. Drum, wer zur Kunst strebt, tue den entscheidenden Schritt nicht ohne ernsteste Selbstbeobachtung und unbestochene Talentprobe, vor allem glaube er nicht an leichte Triumphe. In unserer Zeit wird ungemein viel gefordert, und der Wettbewerb bildet eine Sichtung, wie sie nicht schärfer getroffen werden kann.

* * *

In einem gewissen Verhältnis zu künstlerischer Tätigkeit steht der Photograph, der ja freilich zunächst mechanisch die Natur auf seine Platte zwingt. Aber es ist keineswegs einerlei, ob er das mit einem einigermaßen künstlerischen Sinn und Geschmack ausführt oder eines solchen entbehrt. Es ist in gewissem Sinne ein leichter Beruf, aber darum auch nicht ohne Gefahren, denn weil es ein freier ist, dringen viele dazu und häufig genug tritt Überfüllung, Stocken des Verdienstes, Arbeitslosigkeit ein. Vorkenntnisse werden von dem angehenden Photographen nicht verlangt, er ist als Lehrling mit jeder Art von Vorbildung willkommen, wenn er ein anstelliger, geschickter Mensch ist. Als Lehrling tritt er in ein bestehendes Geschäft ein. Am besten benutzt man hierbei ein Kontrakt-Formular, wie es der Vorstand des Deutschen Photographen-Vereins (Vorsitzender zur Zeit K. Schwier in Weimar) hergestellt hat und jederzeit verabfolgt.

Dem Lehrling soll der Besuch der Fortbildungsschule des Orts ermöglicht sein. Nach der Lehrzeit, deren Dauer auf Übereinkunft beruht, ist der Besuch einer der überaus zahlreich vorhandenen photographischen Fachschulen, so in Berlin die des Lettevereins, in Braunschweig als Teil der technischen Hochschule, Breslau, Hannover, Dresden ꝛc., erwünscht, deren Kurse meist auf 2 Semester berechnet sind und all die wünschenswerten Kenntnisse zu gewinnen reichlich Gelegenheit bieten. Hier kann es sich auch entscheiden, zu welchem der verschiedenen Zweige des Geschäfts, ob als Operateur, Retoucheur, Kopierer die besondere Anlage oder Begabung treibt. Zunächst tritt der junge Mann als Gehilfe ein, um sich zur Übernahme eines eignen Geschäfts zu rüsten, wozu man ein Kapital von 4000—8000 Mk. für nötig schätzt. Erwähnen will ich noch, daß der Photographenberuf zu denjenigen gehört, dessen Angehörige den Vorzug einer nur einjährigen Dienstzeit bei der Waffe haben. Sie müssen dann nur eine Prüfung in den Elementarkenntnissen bestehen, nach deren Ausfall die Ersatzbehörde dritter Instanz entscheidet, ob der Berechtigungsschein zu erteilen ist oder nicht.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir kommen nun zum Schluß noch auf die Landwirtschaft, einen Beruf, der an sich sehr gut, weil in genauster Berührung mit der Natur sich haltend und den Menschen zu dieser führend, auf sie sich gründend, zu den ältesten und einfachsten Beschäftigungen des menschlichen Geschlechts gehört. Heute ist er nun wilden Angriffen und Verdächtigungen ausgesetzt in dem wüsten Treiben der reinen Standespolitik, Angriffen, die er zum Teil verschuldet hat, zum Teil ohne Grund über sich ergehen lassen muß. Wir wollen hier den leidenschaftlichen Streit nicht ausfechten und entscheiden, sondern nur feststellen, daß nur der verbissenste Parteihader den Notstand der Landwirtschaft leugnen kann. Denn wer nur richtig zu erwägen vermag, welche Veränderungen in dem Verkehrswesen und der Entwickelung des Maschinenwesens eingetreten sind, wie der ungehinderte Zustrom landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus gesegneteren Gegenden auf die Preise drücken muß und endlich wie der Zudrang der Landbevölkerung nach den Städten das Land entvölkert und die Arbeitskraft selten macht und unerschwinglich verteuert, der kann sich nicht dagegen verblenden, daß darin lauter große Erschwerungen des landwirtschaftlichen Betriebes stecken. Auf ein glänzendes Leben darf also heute der Landwirt nicht mehr rechnen, und ohne bedeutende eigene Mittel sollte sich niemand entschließen, eigenen Güterbesitz zu verwalten und zu übernehmen. Man kann ja andere Güter verwalten, und das ist im ganzen noch das Sicherste, was sich tun läßt, aber eine volle Selbständigkeit bedeutet das auch nicht. Nun ist ja freilich die Vorbereitung für den landwirtschaftlichen Beruf auch sehr einfach. Eine Lehrzeit von 2—3 Jahren, während deren ein gewisses Lehrgeld gezahlt werden muß, und die man sich wohl strenge und in der Gewöhnung an alle Art von Arbeit verlaufend denken möchte, genügt, um die Grundbegriffe des Berufes einzuprägen. Dann folgen einige Jahre Verwalter- (Inspektor-) Stellen, die meist schlechten Lohn tragen, da bei der Auswahl junger Aspiranten viele Besitzer sich mit sogenannten Volontär-Verwaltern behelfen, die nichts erhalten außer der freien Station. Besuch einer Ackerbauschule für die kleinen Besitzer, ein mehrsemestriges Studium auf den landwirtschaftlichen Hochschulen Berlin, Halle, Poppelsdorf, Hohenheim in Württemberg ist zu empfehlen, aber nicht notwendig. Wer aber solche Bildungsstätten besucht, ohne beim Abschied vom Studium eine Prüfung abzulegen, der wird nur allzu leicht in die Gefahr kommen, die studentische Freiheit zwar als sein gutes Recht zu begehren, aber sie auch für sich zu sehr auszunutzen, ohne rechten Segen davon zu haben. Wer freilich einen der landwirtschaftlichen Nebenberufe, und deren gibt es heutzutage eine ganze Menge, wählt, von dem wird ein gewisses Studium mit abschließender Prüfung verlangt. Und nun kann er auf eine Lehrerstelle an landwirtschaftlichen Winterschulen rechnen, deren eine große Zahl vorhanden sind und immer neue entstehen, oder er kann an den Moorversuchsstationen, die mit der Kultur des Ödlandes beschäftigt sind, seinen Platz finden. Auch Wiesenmelioration, Kulturtechnik und ähnliche Berufszweige lassen sich von da aus erreichen, die freilich nicht sehr gut bezahlt werden, aber doch ihre Inhaber nähren und ein Aufrücken in die landwirtschaftlichen Provinzialverbände in Aussicht stellen und jedenfalls Gelegenheit geben, durch Lehre, Beispiel, Förderung der Erkenntnis, Erweiterung des Gesichtskreises bei der zum Teil sehr stumpfen und schwerfälligen ländlichen Bevölkerung viel Gutes zu schaffen.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darauf aber sei doch noch ausdrücklich hingewiesen, daß in dem landwirtschaftlichen Berufe auch die geeignete Vorbereitung für den Dienst in den Kolonien geboten wird. Diese sind zwar noch nicht so von der allgemeinen Meinung getragen, wie man es wünschen sollte. Alles Gute setzt sich langsam durch und besonders etwas, was uns erst so spät aufgegangen ist. Nun ist ja zuzugeben, daß manche unserer Außenländer an ungünstigem, verderblichem Klima leiden und darum ihrer Besiedelung Schranken setzen. Aber in Südwestafrika z. B., auch in dem Innern von Deutsch-Ostafrika, liegen günstige Bedingungen vor, die manchem braven deutschen Jungen Lust und Mut machen sollten, der deutschen Sache als Pionier zu dienen, an der Ausrottung von Vorurteilen mitzuhelfen und der wichtigen Sache, der Ausbreitung deutscher Macht und deutschen Ansehens seine Kräfte zu weihen. Besondere Vorbereitung für die neuste Art des Berufes erwirbt man auf der Kolonialschule zu Witzenhausen, die unter der Leitung des Direktors Fabarius steht.

Unter den handwerkerlichen Berufen, die nicht rein mechanisch zu erlernen und betreiben sind, sondern einen Zusatz von theoretischer Ausbildung verlangen oder bedürfen, sind noch drei zu erwähnen, der Kunst-, Bau- und Maschinenschlosser, der Gärtner und der Brauer.

Sprechen wir zuerst von dem ehrsamen Schlosserhandwerk, das von der Zeitströmung getragen, an Bedeutung immer mehr gewinnt. Sind doch die Zeiten vorüber, wo man sich in der Umgebung seines Lebens mit dem dürftigsten Apparat von Gerät und Verzierung begnügte. Jetzt hat man wieder Freude an schönen, edeln Formen und einem kunstmäßigen Betriebe auch der Handwerkerarbeit. Und besonders die Kunstschlosserei in geschmiedeten Arbeiten, Beschlägen, Gittern und dergl. weiß man ganz besonders zu schätzen. Daß zu einer derartigen Übung des Gewerbes ein angeborenes Geschick und Geschmack gehört, ist wichtig, aber es wird doch nun auch reichlich Gelegenheit geboten, beides zu entwickeln und auszubilden. Natürlich bildet die Grundlage ein regelrechter handwerksmäßiger Lehrgang von 3—4 Jahren bei einem Schlossermeister, um die Voraussetzung jedes weiteren Strebens in tüchtiger Aneignung aller Handgriffe zu bekommen. Daneben ist der Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule, wie er in vielen Staaten jetzt für Lehrlinge obligatorisch ist, schon geeignet, theoretische Kenntnisse und namentlich kunstgwerbliches Zeichnen dem Lehrling nahe zu bringen. Nach der Lehrzeit aber sollte jedem jungen Schlosser der Besuch einer Fachschule dringend angeraten werden, der sich freilich am besten nicht gleich an die Lehrzeit anschließen, sondern nach mehrjähriger Wirksamkeit als Geselle erfolgen sollte. Nur in dem Falle, daß der junge Mann sich die Berechtigung zum einjährigen Dienste auf Grund der Bestimmungen der Wehrordnung, die schon bei dem photographischen Beruf erwähnt wurden, erwerben will, ist es geraten, die Fachschule so zeitig zu besuchen, daß ein Abgang mit einem guten Zeugnis vor dem 20. Lebensjahre möglich ist. Die Fachschulen haben meist einen halbjährigen Kursus und finden sich in vielen Orten. Besonders zu empfehlen ist die Deutsche Schlosserschule zu Roßwein i. S., gegründet 1894, die als Aufnahmebedingungen ein Alter von mindestens 17 Jahren, den Besitz der erforderlichen Vorkenntnisse und eine mindestens dreijährige Werkstattpraxis stellt. Den Abschluß der Lehrzeit bildet die Gesellen-Prüfung, deren Ablegung jetzt fast überall gefordert wird, und der dann später die Meisterprüfung folgt. Die Anforderungen, die hierbei gestellt werden, sind in den einzelnen Ländern verschieden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Beruf des Gärtners, der sich mit der Pflege der Gewächse und Blumen beschäftigt und darum unmittelbar mit unser aller Mutter, der Natur, zu tun hat, ist ein schöner und ehrenwerter Beruf, der auch aus sich selbst heraus sich mit künstlerischer Tätigkeit verbinden kann, wenn er es übernimmt, in der Landschaftsgärtnerei sich höhere Ziele zu stecken. Der Gärtner ist zunächst auch Handwerker und muß wie alle seine Standesgenossen eine Lehrzeit durchmachen, deren tatsächlichem Beginn oft noch eine Probezeit vorangeht. Die praktische Arbeit ist hierbei die Hauptsache, daneben soll der Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule nicht unterbleiben. Das Ende der Lehrzeit bezeichnet das Lehrzeugnis, das der Meister dem Zögling ausstellt. Und nun bieten sich dem angehenden Gärtner zwei Wege, entweder arbeitet er praktisch als Gehilfe weiter und sucht sich durch Tüchtigkeit sein eignes Fortkommen zu sichern, bis er vielleicht in irgend einem besondern Zweige ein eignes Geschäft auftun kann. Oder er sucht eine wissenschaftliche Vertiefung seines Berufes auf einer Gärtnerlehranstalt, woran kein Mangel ist. Die vornehmsten sind die Königliche Gärtner-Lehranstalt zu Wildpark bei Potsdam und die Königliche Lehranstalt für Baum-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim im Rheingau. Der Kursus dauert hier zwei Jahre und Prüfungen finden am Ende eines jeden statt. Einzelne Kurse in den verschiedenen Zweigen dauern 2—3 Wochen. Berechtigungsschein zum Einjährig-Freiwilligendienst ist in der ersten Bedingung, in der zweiten erwünscht. Aber außer diesen beiden gibt es eine große Anzahl höherer und niederer Lehranstalten, von denen jene alle Zweige der Gärtnerei umfassen, diese nur einzelne, wie z. B. den Obstbau, betreiben.

Der vornehmste Zweig ist die Landschaftsgärtnerei, die einen freien Blick und wirklichen Geschmack voraussetzt. Die botanische Gärtnerei stellt wissenschaftliche Zwecke in den Vordergrund und verlangt am meisten theoretische Vorkenntnisse. Die Beschäftigung mit den Topfpflanzen arbeitet am meisten für das tägliche Bedürfnis, da unsre Zeit den Blumenschmuck im Zimmer, auf Veranden, auf den Eßtischen und zu andern Zwecken dringend begehrt. Hier muß sich auch das Geschick und der Geschmack des Gärtners in der Herstellung von Sträußen, Kränzen ꝛc. bewähren. Der Gemüsegärtner hat einen besonders nahrhaften Zweig seines Berufs ergriffen, was man ähnlich auch von dem Obst- und Weinbauer sagen kann, während der Samenzüchter eine wichtige Rolle bei der Veredlung der Blumenarten spielt und dadurch einen großen und weit verbreiteten Kundenkreis gewinnen kann.

Die Gehilfenstellen in der Gärtnerei sind nicht gerade sehr lohnend. 60—70 Mk. hält man schon für eine gute Bezahlung. Aber wer es auch nicht zum Betrieb einer eignen Kunst- und Handelsgärtnerei bringen kann oder will, findet bei großer Tüchtigkeit doch manchen Weg zu schönem Fortkommen. Die Stellen der Hofgärtner oder Hofgarteninspektoren sind vielbegehrt, doch nicht leicht erhältlich. Aber als selbständiger Gärtner auf großen Gütern oder in städtischem Dienst zur Überwachung und Pflege der Anlagen auf öffentlichen Plätzen oder Friedhöfen findet man gut bezahlte, angenehme und angesehene Stellungen. Tüchtige, gut ausgebildete Gärtner können sich auch als Wanderlehrer, entweder auf eigne Rechnung oder im Auftrag von Vereinen und Behörden eine auskömmliche Stellung schaffen. Auch hier soll darauf hingewiesen sein, daß für Gärtner in unsern Kolonien ein neues, weites Arbeitsgebiet aufgetan ist, das zu vielfacher Bewährung Anlaß gibt und das besondere Verdienst hat, einer guten Sache zu dienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schließen wir endlich unsern Überblick mit einem Blick auf das nahrhafte Brauergewerbe. Der sich bis jetzt immer noch steigernde Verbrauch des Bieres, auch wenn die Gegenströmungen der Abstinenzbewegung kräftig hervortreten, läßt den Brauer und Mälzer als wichtige Personen erscheinen. Man pflegt diese beiden Berufszweige zwar voneinander zu trennen, aber ein Brauerlehrling, der es mit seinem Berufe ernst meint, und gründlich zu Werke geht, sollte sich nicht mit der Erlernung der eigentlichen Brautätigkeit begnügen, sondern auch die Vorbedingung, die eingehende Kenntnis der Malzbereitung, sich aneignen, damit er in dem späteren Verhältnis als Inhaber einer Brauerei nicht von seinen Beamten abhängt, sondern selbst überall seinen Mann stellt. Zum Ergreifen des Braugewerbes bedarf es einer guten Gesundheit, besonders Abhärtung gegen Erkältungen, da der Unterschied der Luftwärme beim Hinaustreten aus den heißen Arbeitsräumen oft sehr beträchtlich ist.

Der Brauer beginnt mit einer gewöhnlich zweijährigen Lehrzeit und nach deren Beendigung ist in unserer Zeit der Besuch einer Fachschule unerläßlich. Auch von diesen sind viele vorhanden, so in Augsburg, Berlin, Grimma bei Leipzig. Meist werden zwei Lehrkurse abgehalten, einer im April, einer im Oktober beginnend. Die Dauer eines solchen pflegt vier Wochen zu sein. Nach Vollendung dieser Lehrzeit ist eine längere Wanderzeit zu empfehlen und auch dem Gebrauch entsprechend. Sechs bis acht Jahre sind dafür nicht zu lange Zeit, damit der junge Mann ausreichende Kenntnisse und Erfahrungen in auswärtigen Brauereien sammelt. Er wird als Gehilfe sein Unterkommen suchen und finden gegen ein Entgelt, das 30—40 Mk. bei freier Station und 60—70 Mk. ohne diese zu betragen pflegt. Solche Vorarbeiten können ihn dann befähigen, eine sogenannte Vorderstelle zu erlangen mit einem Gehalt von etwa 100 Mk. und von da ist mit glücklichen Umständen der Weg dann nicht mehr schwierig und lang zu dem wohlbezahlten Posten eines Braumeisters. Freilich sind diese Stellungen nicht in übermäßig großer Zahl vorhanden, aber auch ohne sie ist das Gewerbe selbst lohnend und einträglich.

Damit sind die wichtigsten Lebensberufe dargelegt; ihrer ist eine große Zahl, sodaß die Wahl schwierig genannt werden kann. Möge jeder den für sich geeigneten finden, das ist die erste Schwierigkeit, die überwunden werden muß, dann kommt die zweite, die nicht gering ist, sich darin zu behaupten, den gewählten Weg inne zu halten und zu einem rechten Ziel zu führen. Das ist dann die Aufgabe des Lebens, aber auch die erste Grundbedingung eines tüchtigen, gesegneten Daseins, des irdischen Glückes.

Prof. Dr. Emil Brenning.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalts-Verzeichnis

des zweiten Bandes.

III. Die Familie.

	Seite
Eltern und Kinder	3
Allgemeines	3
Einigkeit in der Erziehung	3
Nachahmungstrieb der Kinder	5
Selbsterziehung der Eltern	5
Individualisieren	5
Vererbte Anlagen	5
Vertrauen des Kindes	6
Mutterpflichten	7
Ernährung	7
Körperliche Bewegung	8
Kleidung	9
Körperliche und geistige Arbeit	9
Vollbäder	9
Vorbereitung zum Stillen	9
Wochenbett	9
Ernährung der Wöchnerin	11
Das Stillen der Kinder	11
Amme	12
Künstliche Ernährung der Kinder	12
Ziegenmilch	14
Eselsmilch	14
Soxhlet'scher Apparat	15
Milchpräparate	16
Entwöhnung	16
Erste Kost für Kinder	17
Das Kind und seine Pflege	18
Baden des Säuglings	18
Abhärten	21
Erste Kleidung	22
Gewöhnung zur Ordnung und Sauberkeit	23
Gummiutscher	23
Küssen der Kinder	23
Zahnen	24
Impfen	25
Sitzen, Tragen, Stehen und Gehen	25
Ernährung nach dem Säuglingsalter	27
Ernährung und Pflege der Schuljugend	29
Spiritusofen	29
Vom Essen	30
Baden u. Waschen größerer Kinder	31
Abreibungen und Abhärten	31
Kleidung	33
Schlaf	34
Pflege der Nase	34
Zahn- und Mundpflege	35
Pflege der Augen und Ohren	36
Haarpflege	38
Hand und Nägel	40
Fußpflege und Schuhwerk	42
Kleine Unfälle in der Kinderstube	43
Erziehung und Beschäftigung des Kindes	47
Beginn der Erziehung	47
Erweckung und Bildung der Sinne	48
Sprechenlernen	49
Geschichtenerzählen	50
Das Bilderbuch	51
Eigensinn	52
Gehorsam	52
Selbstachtung	53
Bildung des Willens	53
Wahrhaftigkeit, Lüge u. Heuchelei	54
Ordnungsliebe	55
Sparsamkeit und Geiz	56
Gottesliebe	56
Kirchenbesuch	57

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Furcht und Feigheit	58
Verkehr der Geschwister untereinander	59
Verträglichkeit	59
Necken und Höhnen	60
Gerechtigkeit der Eltern	60
Höflichkeit	61
Ehrfurcht vor dem Alter	61
Bescheidenheit	62
Schamgefühl und Keuschheit	62
Das Geheimnis der Geburt	63
Strafen und Schelten	63
Abbitte	65
Belohnung und Lob	65
Schule und Haus (Lernen vor dem Schulbesuch)	66
Wesen des Spiels	68
Spielsachen	69
Bewegungsspiele	70
Gesang	72
Beschäftigungsspiele	72
Zeichnen und Modellieren	75
Garten- und Tierpflege	77
Handfertigkeitskurse	78
Müßiggang	81
Mosaikspiel	81
Selbstherzustellende Anziehpuppen, Möbel, Geräte	83
Ein Fröschlein aus Papier	84
Lieder für Mütter	86
Ernährung des Menschen	109
Wahl der Nahrungsmittel	109
Eiweiß	109
Kohlehydrat (pflanzliches und tierisches)	109
Fette	110
Salze	110
Wasser	110
Verdauung	110
Vegetarier	111
Gemischte oder vegetarische Kost	112
Fleisch	112
Eier	113
Milch	113
Butter und Käse	113
Körnerfrüchte	113
Hülsenfrüchte	114
Kartoffeln	114
Grüne Gemüse	115
Zucker	115
Pflanzenfette	115
Gewürze	115
Genußmittel	115
Saubere Zubereitung der Speisen	116
Sauberes Tischdecken	117
Krankenpflege und Hausapotheke	118
Fieber	118
Aftermessung	119
Puls und Blutkreislauf	119
Menschliche Ausscheidungen	122
Einrichtung des Krankenzimmers	125
Reinigung des Krankenzimmers	126
Lüften im Krankenzimmer	126
Heizung	127
Beleuchtung	127
Ruhe im Krankenzimmer	128
Unterhaltung und Lesen	128
Krankenbett	129
Krankentisch	130
Nachttisch	130
Glocke und Klingel	131
Krankenpflegeartikel	131
Ankleiden und Umziehen des Kranken	131
Waschen des Kranken	132
Umbetten	133
Wundliegen	133
Klistiere	134
Schwitzapparate	135
Regelung der Ernährung	136
Ernährung des Kranken	137
Schlaf des Kranken	138
Bäder	138
Arzneibäder	139
Abreibungen	140
Packungen	140
Umschläge	141
Inhalieren	143
Senfteig, spanische Fliege	143
Einreibungen	143
Einnehmen	144
Desinfektion	145
Masern, Scharlach, Keuchhusten	146
Diphtherie	146

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Typhus	147
Tuberkulose	148
Herzkranke	150
Nierenkrankheiten	150
Nerven- und Geisteskranke	151
Krämpfe	151
Lähmungen	152
Wundbehandlung	153
Stillen von Blutungen	154
Verbrennungen	156
Erfrieren	157
Scheintod, künstliche Atmung	157
Behandlung Ertrunkener	159
Einatmen giftiger Gase	159
Hitzschlag	159
Vergiftungen	159
Notverbände	160
Knochenbruch	160
Verrenkung und Verstauchung	161
Hausapotheke	163
Die Kost Kranker und Genesender	167
Allgemeines	167
Suppen für Kranke	170
Kleine Appetitsbissen	174
Fleischspeisen für Kranke	176
Fischgerichte	181
Krankengemüse	183
Kartoffel-, Reis- und Nudelspeisen	186
Krankenkompotte	187
Kalte und warme süße Nachspeisen	189
Krankengebäck	192
Belebungs- und Erfrischungsgetränke	193
Stärkungsmittel für Schwerkranke	196
Gesundheitspflege	198
Waschen und Baden	198
Reinigen der Kopfhaut, der Ohren, des Mundes	199
Reinigen der Nase	200
Zweckentsprechende Kleidung	200
Schlafbedürfnis	204
Abhärtung	205
Körperübungen	206

Alphabetische Inhalts-Angabe

von

Mutterpflichten, Ernährung des Menschen, Krankenpflege, Hausapotheke und Gesundheitspflege.

Abhärtung . . . 205
Abreibung . . . 140
Aftermessung . . 119
Alkohol 115
Amme 12
Anlegen 11
Arzneibäder . . 113
Atemnot 122
Atmung 122
Augen 132
Auswurf 124
Auswerfen . . . 148

Badewanne . . . 139
Bäder 139
Bähen 143
Backen 114
Bett, Bettmachen, Bettwäsche, Bettboden, Bett-Matratzen, Bettspanner 129 ff.
Blutstillung . . 155
Blutkreislauf . . 119
Brausevorrichtung 139
Breiumschläge . 142
Brüste 9

Darmverdauung 111
Dampfbad . . . 135
Desinfektion . . 145
Diphtherie . . . 146

Eier 113
Eiweiß 109
Eis 141
Eisbeutel . . . 142
Einreibung . . . 143
Einnehmen . . . 144
Entwöhnen . . 16
Erbrechen . . . 124
Erdnußöl . . . 115
Erfrierung . . . 157
Ernährung der Mutter . . 8, 11
Ernährung des Kindes . . 11
Ertrinken . . . 159
Eselsmilch . . . 14

Fette . . . 110, 115
Fleisch 111
Fieber 119
Fieber bei Tuberkulose 149
Fieber bei Typhus 147
Fußbad 203
Fußbekleidung . 203

Gartenarbeit . . 207
Gebärmutter . . 9, 11
Giftige Gase . . 159
Grüne Gemüse . 115

Haaröl 199
Halstuch 203
Harn 123
Hausfrauenpflichten 115
Hautpflege . . . 199
Hausapotheke . . 164
Hemdhose . . . 202
Herzkranke . . . 150
Herztätigkeit . . 120
Hitzschlag . . . 159
Hülsenfrüchte . . 114
Husten 123

Inhalationsapparat 139

Käse 113
Kaffee 116
Kakao 116
Kartoffel . . . 115
Keuchhusten . . 146
Kleber 113
Kleidung 200
Kindermehle . . 16
Knochenbrüche . 160
Kochen 112
Kohlehydrate . . 109
Kopfhaut . . . 199
Kopfschmerz . . 144
Korsett 201
Krankenbett . . 129
Kranken-Besucher 128
Kranken-Ernährung . . 136
Kranken-Lesestoff . . . 129
Kranken-Selbstheber . . 130
Kranken-Tisch . 130
Kranken-Unterhaltung 128, 138
Kranken-Wäsche . 131
Kranken-Zimmer 125

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

Krämpfe 152
Kühlapparat . . 142
Künstliche Atmung 157
Kuhmilch . . . 13

Lähmungen . . 152
Leibriemen . . . 201
Leinwand . . . 200
Licht 127, 205
Lüften 126
Luftkissen . . . 131

Magenverdauung 110
Mandeln 199
Masern 146
Milchkocher . . . 15
Milchpräparate . 16
Milchzucker . . . 13
Mund . . . 110, 132
Muttermilch . 11, 13

Nachtlicht . . . 127
Nierenkrankheiten . . 150
Notverband . . 153

Ohnmacht . . . 122
Ohren 132

Packungen . . . 140
Palmöl 115
Pepsin 110
Pilze 115
Ptyalin 110
Pulver 144

Reinlichkeit 198, 132
Ruhe im Krankenzimmer 128

Salze 110
Senfteig 143
Sorge für die Pflegerin 165
Soxhlet 15
Spanische Fliege 143
Spucknapf . . . 144

Scharlach 146
Scheintod . . . 157
Schlaf 138
Schlaf bei offenem Fenster 204
Schlafzimmer . . 204
Schlagadern . . 120
Schweiß 125
Schwitzbett, schwitzen . . . 135

Stillen 11
Strumpfband . . 203
Stuhlgang . . . 8
Stuhlzäpfchen . . 143

Tabak 116
Taschentuch . . 148
Tee 116
Thermometer . . 119
Tragbahre . . . 103
Tuberkulose . . 148
Typhus 147

Übler Geruch aus dem Munde 199
Umbetten . . . 133
Unterkleider . . 202
Unterrock 202
Unterschieber . . 134
Uringläser . . . 134

Vegetarismus . . 111
Verbrennung . . 156
Verdauung . . . 110
Vergiftung . . . 160
Verstauchung . . 161

Wiegen der Kinder 12
Wassersucht . . . 151
Wasserkissen . . 131
Wochenzimmer . 10
Wohnung . . . 205
Wolle 200
Wundbehandlung 153
Wundliegen . . 133

Zahnpflege 110, 132, 199
Zucker 115
Ziegenmilch . . 14
Zunahme der Kinder . . 12

Schönheitspflege 208

Allgemeine Schönheitspflege . . 209
Formenpflege 210
Hautpflege 211
Hautverschönerung 215
Haarpflege 216
Zahnpflege 217
Ästhetische Schönheitspflege . . 218

Hausfrauenpflichten 219
Gastfreundschaft 219
Die Hausfrau als Wirtin . . . 220
Unsere Dienstboten 222
Unsere Hausgenossen 227

IV. Häusliche Betätigung.

Nähen und Flicken 231

Nadeln und Scheren 231
Fingerhut und Garn 232
Das Fadenanlegen 232
Die verschiedenen Sticharten . . 232
Säume und Nähte 233
Das Annähen von Schnuren, Borten und Bändern 235
Knöpfe und Knopflöcher . . . 236
Schlitzränder 237
Das Ausbessern der Kleider . . 237
Strumpfstopfen 239
Leinenstopfe 240
Tüllstopf 241
Tuchstopf 242
Das Ausbessern von Rissen . . . 243

Sticken, Stricken und Häkeln . 244

Kreuzstichstickerei 244
Weißstickerei 245
Leinenstickerei 249
Durchbruch 249
Plattstichstickerei und Nadelmalerei 249
Chinesische Goldstickerei 250
Das Aufzeichnen der Muster . . 250
Stricken 251
Einteilung des Strumpfes . . . 253
Strumpferse 253
Strumpfspitze 254
Häkeln 254
Beschreibung von Häkelarbeiten . 257

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Die Kleidung	265
Die Mode in ihrer Anwendung	265
Selbstanfertigung der Garderobe	266
Schnittmuster	266
Taillenmaße	267
Rockmaße	267
Anfertigung von Kleiderröcken	268
Anfertigung von Jupons (Unterröcken)	271
Anfertigung von Kleidertaillen	772
Anfertigung von Hemdenblusen	277
Anfertigung von Gürteln	280
Anfertigung von Krawatten	280
Anfertigung von Morgenröcken	281
Modernisieren und Aufarbeiten	282
Instandhaltung und Schonung	285
Ausbesserung und Verwendung älterer Sachen	286
Waschen und Färben von Woll- und Seidengeweben	290
Fleckenreinigung	292
Schuhzeug	293
Handschuhe	294
Handschuhwäsche	295
Verwendung getragener Handschuhe	296
Kinder-Garderobe	298
Tragmantel	298
Mädchenkleider	300
Knabenanzüge	301
Matrosen-Anzug	302
Die Reformkleidung	305
Verbesserte Unterkleidung	306
Das Hemd	306
Korsett-Ersatz	307
Leibchen	308
Büstenhalter	309
Das Rockbeinkleid	310
Brautausstattung in verbesserter Unterkleidung	313
Die verbesserte Oberkleidung	313
Zuschneiden	315
Reformkleid mit abstechendem Jäckchen	318
Reformkleid mit kurzem Jäckchen	319
Umarbeiten eines Kleides	320
Die Blusentracht zur Reformkleidung	320

	Seite
Das Ankleiden von Puppen, Herstellung von Puppenstuben	321
Puppenknabe im Matrosenanzug	321
Puppenmädchen im Hängerkleid	324
Puppenkind im Tragbettchen	326
Herstellung von Puppenstuben	329
Häusliche Putzmacherei	331
Wert der häuslichen Putzmacherei	331
Arbeitsgeräte	332
Draht annähen	332
Einfüttern der Hüte	333
Gummiband annähen	334
Gazebügel	334
Beziehen von Drahtformen	334
Straußfedern	335
Bandausputz	335
Rosetten	336
Schleifenschmuck	337
Gartenhüte und Helgoländer	337
Rüschen und Röllchen	339
Häubchen für ältere Damen	340
Boas und Halsrüschen	342
Phantasiemuff	343
Schlummerrolle	344
Allerlei Kissen	345
Handtäschchen	346
Schirmrosette	346
Damen- und Herrenkrawatten	347
Aufbewahren von Hüten, Schirmen, Spitzen	348
Reinigen von Spitzen und Bändern	349
Reinigen und Plätten von Sammet und Seide	350
Rosafärben heller Stoffe	350
Waschen und Kräuseln der Federn	351
Waschen und Reinigen der Hüte	351
Ausbessern von Sonnenschirmen	352
Kunsthandarbeiten	354
Die moderne Kunststickerei und ihre Entwickelung	354
Übertragung von Zeichnungen	359
Das Einspannen des Stoffes in den Stickrahmen	360
Applikation	362
Die Elfenbeintechnik	367

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Die Goldstickerei	369
Spanische Spitze	374
Die Plattstichstickerei	377
Die Nadelmalerei	378
Arabische Technik und Mossul-Stickerei	381
Die Leinenstickerei	383
Der Leinendurchbruch	383
Irische Spitze oder Point-lace	386
Die Teneriffa-Spitze	387
Netzarbeiten (Filet)	387
Persische à jour-Stickerei	389
Liebhaberkünste	392
Aquarellmalerei	393
Gouachemalerei	394
Ölmalerei	395
Delftmalerei	397
Gobelinmalerei	398
Schablonenmalerei	398
Waschbare Malerei	400
Ausmalen von Photographien	400
Porzellanmalerei	401
Rauchbilder	403
Dekorative Malerei in Verbindung mit Stickerei	404
Ätzarbeiten	405
Holzbrand und Brandmalerei	406
Modellierbrand	411
Kerbschnitt und Ausgründearbeit	412
Lederarbeiten	416
Der plastische Lederschnitt	416
Die Leder-Ritzarbeit	417
Der Leder-Durchbruch	417
Gravieren und Bossieren auf Zinn	417
Das Zinnschneiden	420
Kleineisen-Arbeit	421
Drahtarbeiten	422
Nagelarbeiten	422
Das Silhouettenschneiden	424
Die Liebhaber-Photographie	426
Anleitung zum Photographieren	428
Stativapparat	429
Die Kamera	429
Das Objektivbrett und das Objektiv	430
Die Blenden und Kassetten	431
Die Handkamera	432
Die Dunkelkammer und das Laden der Kassetten	432
Die Aufnahme	433
Aufnahmen bei künstlichem Licht	434
Herstellung des Negativs	435
Herstellung des Positivs	437
Das Arbeiten mit Films	438
Vergrößerungen	439
Allerhand Gaben zu allerhand Gelegenheiten	440
Kleine Aufmerksamkeiten	443
Untersetzer und Topfuntersetzer	444
Gemalte Schächtelchen	444
Kalender mit farbiger Brandmalerei	445
Schreibmappen	445
Schutzhülle für Bücher	447
Arbeiten von Aquarellmalerei und Nadelstickerei	447
Applikationsarbeiten mit Tressenapplikation	448
Stuhlkissen mit Fußbankdecke	448
Bauernstuhl	449
Gebeizte Uhr	449
Gebeiztes und gemaltes Nachttischchen	450
Spiegelrahmen mit Schnitzerei	451
Streichholzhalter mit Schnitzerei	451
Briefhalter mit Malerei	451
Löscher und Notizblock mit Kerbschnittverzierung	452
Schwedische Körbchen mit Ölmalerei	453
Brieftruhe in Tiefbrand	453
Vase mit Zinnbeschlägen	453
Glasbild mit Seidengardine	454
Bilderrahmen mit Imitation von Glasmalerei	455
Gelegenheitsgeschenke	456
Hausmusik	460
Deutschland, das Land der Musik	460
Musikpflege im deutschen Haus	462
Gesang	462
Kinderlieder	463

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Weltliche Volkslieder	464
Mehrstimmiger Volksgesang	466
Geistliche Volkslieder	467
Kirchenlieder	468
Kunstlieder	474
Schulung der Stimme	474
Arien	475
Das Klavierlied:	
Bach	476
Mozart	476
Beethoven	477
Schubert	477
Schumann	478
Mendelssohn	479
Franz	479
Brahms	480
Jensen und neuere Liederkomponisten	480
Löwe	481
Mehrstimmige Lieder	481
Instrumentalmusik	482
Harmonika und Zither	482
Guitarre	483
Blasinstrumente	483
Streich-Instrumente	483
Duo und Trio	484
Streichquartett	485
Orgel und Harmonium	486
Klavier	487
Allgemeines über Klaviermusik	487
Gute Instrumente	489
Beginn des Musikunterrichts	490
Clementi, Haydn, Mozart	492
Beethovens Sonaten	492
Schubert, Weber, Chopin, Mendelssohn, Schumann	496
Bach	497
Vierhändiges Spiel	497
Klavier mit anderen Instrumenten	497
Hausbücherei	499
Allgemeine Betrachtungen	499
Religiöse Literatur	501
Geschichtswerke	503
Deutsche Geschichte	504
Denkwürdigkeiten und Lebens-Beschreibungen	505
Germanische Mythologie	506
Volkskunde	507
Erdkunde	508
Populäre Naturwissenschaft	509
Geschichte der Literatur	509
Heimische Dichtung	510
Dichterbiographien	511
Deutsche Dichter und ihre Werke	512
Geschichtliche Romane	518
Lyriker	520
Sammelbücher deutscher Lyrik	521
Dramatiker	521
Lyrisch-epische Dichtung	522
Novellen	522
Dichterische Frauen	524
Neuere und neueste Dichter	525
Nationale Dichtung, Heimatkunst	526
Zeitschriften	527
Jugendlektüre	528
Bilderbücher	529
Sagen und andere Erzählungen	529
Bücher für die reifere Jugend	530
Außerdeutsche Literatur	531
Italiener	532
Engländer	532
Franzosen	533
Nordländer	533
Russen	534
Kunstgeschichte	535
Tonkunst	536
Philosophie	536
Deutsche Schriften	537
Soziale Schriften	537
Bücher über die Frauenfrage	537
Praktische Bücher fürs Haus	537
Behandlung, Schonung und Erhaltung von Büchern	539
Verleihen von Büchern	540
Aus Christkindleins Reich	541
Die Weihnachtsstube	541
Ausschmückung der Weihnachtsstube	542
Weihnachtliche Ausschmückung der Wohnung	543
Einrichtung der Weihnachtsstube	543
Der Christbaum und sein Schmuck	544

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Der richtige Platz des Christbaums	544
Christbaumständer	545
Christbaumdecke	546
Selbstanzufertigende Schmucksachen für den Christbaum	547
Selbstbereitete Süßigkeiten für den Christbaum	550
Umhüllungen für Süßigkeiten	552
Der Christgarten	553
Aufbau der Gaben	555
Geschenkverpackungen mancherlei Art	556
Weihnachtsverpackungen für Eßwaren	559
Allerlei Weihnachtspuppen für große Leute	563
Der bunte Teller für den Weihnachtstisch	567
Weihnachtspakete an unsere fernen Lieben	571
Unsere Weihnachtstafel	573
Schmuck der Weihnachtstafel	573
Tischkarten für die Weihnachtstafel	574
Schüsseln für Süßigkeiten und Obst	575
Scherze für die Weihnachtstafel	576
Christbaums Ende	577
Anregungen zum Osterfest	579
Allerlei bunte Ostereier	579
Scherzostereier	582
Der Frühstückstisch am Ostermorgen	585
Unsere Tafel im Osterschmuck	587
Behälter in allerlei Gestalt für den Ostertisch	591
Eier in verschiedener Zubereitung	594
Allerlei kleine Ostergaben	598
Unser Heim im Pfingstschmuck	601
Poesie und Prosa zur Altjahrsfeier	604
Die Sylvestertafel	604
Altjahrspunsch und Altjahrsbowle	607
Schmuck der Bowle am Altjahrsabend	609
Pikante Schnittchen zu Punsch und Bowle	610
Verschiedene Salate für die Sylvestertafel	612
Allerlei Sylvesterorakel	618
Fastnachtstafel	620
Narrenschiff	620
Fastnachtstafelschmuck	622
Fastnachtsbüffet	622

V. Unsere Beziehungen nach Außen.

	Seite
Geselligkeit im Hause	627
Geselligkeit von früher und heute	627
Einladungen	628
Allerhand Feste	629
Nach Tisch	631
Improvisierte Bühne	631
Vom Schminken	631
Lebende Bilder	631
Liebhabertheater	632
Lustige Einakter	633
Das bunte Theater	634
Polterabendfeier	635
Tafellieder in origineller Form	638
Jubelhochzeiten	638
Advent- und Weihnachtsfeier	640
Sylvesterfeier	642
Karten- und Zauberkunststückchen	644
Streichholzspiele	647
Scherzaufgaben	648
Scherzfragen für Kinder	649
Unterhaltungsspiele	650
Schreibspiele	656
Allerlei Zungen-Kunststücke für Kinder	658
Charaden, Sprichwörter und Citate	659
Pfänder auslösen	660
Humoristische Duette	668
Terzette	669
Auflösungen der Aufgaben	670
Hauspoesien	673
Polterabend und Hochzeit	673
Silberne, goldene und diamantene Hochzeit	698

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Verschiedenes	715
Geburtstagsgedichte	723
Advent, Weihnachten, Sylvester, Neujahr	739
Spiel und Sport	764
Allgemeines	764
Stehen, Gehen, Laufen	765
Laufspiele	766
Springen	768
Ringen und Ringspiele	768
Lauf- und Ringspiele	769
Werfen	769
Ballspiele verschiedener Art	769
Netzball	770
Fußball	770
Schlagball	770
Tamburinball (Trumball)	771
Stein- und Lanzenwurf	773
Schleudern, Reifenspiel, Kegeln, Boccia, Croquet, Eisbosseln	773
Armbrustschießen, Schleudern des Bumerangs	773
Turngeräte	773
Turnen	776
Schwimmen	777
Schlittschuhlaufen	777
Sport	778
Radfahren	778
Reiten	779
Wandern	780
Rudern	781
Rennwolf	782
Schneeschuhe	782
Vom guten Ton	784
Der gute Ton im Hause	784
Bei Tische	785
Vom Unterhalten und Zuhören	788
Visiten und Visitentoiletten	789
Anmelden	789
Wochen- und Krankenbesuche	792
Trauerbesuche und Kranzspenden	792
Vorstellen	793
Von der Besuchskarte	793
Einladungen	794
Gesellschaftstoiletten für Damen und Herren	795
Anzug der Dienstboten	797
Einführung in die Gesellschaft	797
Anrede	798
Regeln im öffentlichen Verkehr	799
Vom Grüßen	799
Reiseregeln	800
Trinkgelder	801
Am Schreibtisch	803
Die rechte Art des Briefschreibens	803
Das äußere Gewand des Briefes	804
Anrede und Einleitung	805
Inhalt, Stil und Interpunktion	805
Briefe an Höhergestellte und Untergebene	806
Glückwünsche und Beileidschreiben	806
Unterschrift	807
Briefumschlag und Marke	807
Allerhand Postsendungen	808
Briefe und Eingaben an Behörden	808
Anreden und Titulaturen	809
Hauptbestimmungen über Post- und Telegraphengebühren	811
Verpacken und Verschicken	815
Packmaterial	815
Packkasten	815
Regeln für Verpacken	815
Wasserdichtmachen von Papphüllen und Packpapier	816
Versand frischer Blumen	816
Versand von frischem Gemüse	817
Versand von frischem Obst	817
Versand von Geflügel und Wild	818
Praktische Winke für Ausflüge	819
Kleinere Ausflüge	819
Landpartien	819
Picknick	820
Reisevorbereitungen	822
Packen der Koffer	822
Handkoffer und Ersatzkoffer	823
Schutztaschen für Hüte	824
Allerlei Winke für's Packen, Kleinigkeiten für die Reise	825

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Mundvorrat für die Reise	825
Verwahren der Wohnung während der Reise	826
Wissenswertes aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch	829
Minderjährigkeit und Volljährigkeit. — Entmündigung. — Geschäftsfähigkeit (B. G.-B. §§ 2 bis 6, 104 bis 115)	832
Verjährung	833
Kauf.—Abschluß d. Kaufvertrages	835
Übergang der Gefahr, Nutzung und Lasten	836
Gewährleistung wegen Mangel	836
Miete und Pacht	837
Mietvertrag	838
Verpflichtungen des Vermieters und Rechte des Mieters	838
Verpflichtungen des Mieters und Rechte des Vermieters	839
Endigung des Mietverhältnisses	840
Kauf bricht nicht Miete	841
Pacht	842
Darlehn	843
Dienstvertrag. — Gesinderecht	843
Werkvertrag	844
Haftung der Gastwirte	845
Bürgschaft	846
Haftpflicht	846
Eigentum. — Nachbarrechte	847
Verlöbnis	849
Ehe	850
Ehehindernisse	850
Eheschließung	851
Wirkungen der Ehe	852
Scheidung der Ehe	852
Eheliches Güterrecht.—Allgemeines	853
Der ordentliche gesetzliche Güterstand	854
Eingebrachtes Gut u. Vorbehaltsgut	854
Verwaltung und Nutznießung	855
Schuldenhaftung	856
Beendigung der Verwaltung und Nutznießung	856
Der außerordentliche gesetzliche Güterstand (Gütertrennung)	856
Der vertragsmäßige Güterstand	857
Allgemeine Gütergemeinschaft. — Gesamtgut und Vorbehaltsgut	857
Verwaltung des Gesamtgutes	857
Schuldenhaftung	858
Beendigung der allgemeinen Gütergemeinschaft und Auseinandersetzung	858
Fortgesetzte Gütergemeinschaft	858
Errungenschaftsgemeinschaft	859
Fahrnisgemeinschaft	861
Elterliche Gewalt	861
Elterliche Gewalt des Vaters	862
Elterliche Gewalt der Mutter	863
Annahme an Kindesstatt	864
Vormundschaft. — Pflegschaft	865
Vormundschaft über Minderjährige	865
Vormundschaft über Volljährige	868
Pflegschaft	869
Erbfolge	869
Testament und Erbvertrag	872
Testament	873
Erbvertrag	875
Vermögensverwaltung	877
Spekulation	878
Reichsanleihen	878
Staatliche Anleihen	879
Ausländische Staatsanleihen	880
Anleihen von Provinzen, Kreisen, Städten	881
Landwirtschaftliche Pfandbriefe	881
Hypothekenpfandbriefe	881
Festverzinsliche Werte	882
Industriepapiere	882
Syndikate	883
Bankhäuser	883
Depositenverkehr	884
Reichsbank	885
Aktienbanken	885
Subskriptionen auf industrielle Werte	886
Aktiengesellschaften	887
Versicherungswesen	889
Allgemeines	889
Schaden- oder Sachversicherungen	891

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Feuerversicherung	891
Seeversicherung	892
Hagelversicherung	892
Glasversicherung	892
Viehversicherung	892
Personenversicherung	893
Lebensversicherung	893
Kapitalversicherung	894
Sterbekasse	894
Rentenversicherung	894
Soziale Versicherungsanstalten	895
Krankenversicherung	895
Unfallversicherung	895
Alters- u. Invaliditätsversicherung	896
Mädchen- und Frauenberufe	900
Berufe für Frauen	900
Die Stütze der Hausfrau	901
Haushälterin, Wirtschafterin, Wirtschaftsfräulein	902
Repräsentantin oder Hausdame	902
Hotelrepräsentantin	903
Gesellschafterin	903
Vorleserin	903
Reisebegleiterin	904
Kinderpflegerin, Kinderfräulein	904
Kindergärtnerin	905
Landwirtschaftliche Berufe:	905
Außenwirtin, Mamsell	905
Innenwirtin	906
Wirtschaftsfräulein auf kleinem Gute	907
Meierin	907
Gutssekretärin	907
Geflügelzüchterin	908
Imkerin	908
Gärtnerin	909
Lehrberufe	912
Volksschullehrerin	914
Lehrerin für mittlere und höhere Schulen	915
Privatschullehrerin	915
Erzieherin	915
Schulvorsteherin	916
Wissenschaftliche oder staatlich anerkannte Oberlehrerin	916
Sprachlehrerin	917
Zeichenlehrerin	918
Turnlehrerin	918
Handarbeitslehrerin	920
Industrielehrerin	921
Kochlehrerin	921
Haushaltungslehrerin	921
Handelslehrerin	922
Wissenschaftliche u. wissenschaftlich-technische Berufe	925
Ärztin	925
Rechtsgelehrte	924
Apothekerin	924
Zahnärztin	924
Wissenschaftliche Zeichnerin	925
Bibliothekarin	925
Kampagne-Chemikerin	926
Frauen in Heilkunst und Krankenpflege	927
Orthopädin	927
Heilgymnastin und Masseuse	927
Geburtshelferin	928
Krankenpflegerin	929
Manicüre und Pedicüre	930
Frauen im Staatsdienste und Gemeindewesen	931
Telephonistin	931
Eisenbahnbeamtin	931
Fabrikinspektorin	932
Oberbeamtinnen in Strafanstalten	932
Gefängnisaufseherin	933
Armenpflegerin	934
Fleischbeschauerin	934
Frauen in der Kunst und im Kunstgewerbe	935
Malerin und Bildhauerin	935
Bühnenkünstlerin	936
Tonkünstlerin	937
Kunststickerin	938
Kunstweberin	939
Nähmaschinenstickerin	939
Photographin	940
Literarische Berufe	941
Schriftstellerin	941
Redaktrice	942
Kaufmännische Berufe	943
Buchhalterin, Kontoristin	944
Korrespondentin	944

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

	Seite
Stenographin und Maschinenschreiberin	944
Kassiererin	945
Expedientin und Lageristin	945
Verkäuferin	946
Angestellte im Buchhandel	946
Bankbeamtin	946
Bureaubeamtin für Rechtsanwälte, Berufsgenossenschaften	947
Gewerbliche Berufe	947
Schneiderin	947
Wäschenäherin	948
Putzmacherin	948
Wäschereibesitzerin oder -Direktrice	949
Spitzenwäscherin	949
Buchbinderin	950
Uhrmacherin	952
Friseurin	953
Schuhmacherin	954
Klavierstimmerin	955
Maschinenschreiberin	955
Annoncensammlerin	955
Kommissionärin	956
Fremdenführerin	956
Knabenberufe	958
Allgemeine Winke	958
Offiziere	960
Seeoffiziere	962
Marine-Ingenieure	963
Schiffsbau-, Maschinenbaubeamte	963
Marine-Zahlmeister	963
Unteroffiziere	967
Militäranwärter	968
Polizeibeamte	969
Forstwesen	969
Reitendes Feldjägerkorps	970
Bergbeamte	970
Höherer Postdienst	972
Eisenbahnbeamte	972
Betriebsingenieure — Eisenbahnsekretäre	972
Landmesser	973
Juristenlaufbahn	973
Mittlerer Justizdienst	976
Theologe	977
Lehrer	978
Archivar und Bibliothekar	981
Universitätslehrer	982
Der ärztliche Beruf	983
Tierarzt	986
Apotheker	986
Drogist	987
Technische Berufe	988
Praktische Berufe	989
Schriftsteller	991
Künstler	992
Landwirtschaftliche Berufe	993

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzeichnis

der dem Werke beigegebenen Tafeln.

Anatomie des Menschen (farbige Doppeltafel)	Band	II	Titelblatt
Bienen- und Drohnenstand	„	I	Seite 656
Buntstickerei-Tafel (farbig)	„	II	„ 352
Ecke aus einem Herrenzimmer	„	I	„ 164
Empfangs- und Wohnzimmer	„	I	„ 66
Filet- und Point-lace-Arbeiten	„	II	„ 384
Fremdenzimmer	„	I	„ 208
Geflügelhof (farbig)	„	I	„ 736
Häkelarbeiten, I.	„	II	„ 256
„ II.	„	II	„ 264
Hunderassen	„	I	„ 816
Kunst-Photographie von Hildegard Lehnert	„	II	„ 432
Moderne Küche von C. R. Schiele, Frankfurt a. M.	„	I	„ 272
Paravent von Marie Kirschner, Berlin	„	II	„ 248
Pilze, die bekanntesten eßbaren (farbig)	„	I	„ 640
„ die bekanntesten giftigen (farbig)	„	I	„ 672
Porzellan-Malerei von Luise Menzel, Berlin	„	II	„ 440
Seefische	„	I	„ 369
Speisezimmer von M. Dülfer, München	„	I	„ 90
Speisezimmer von Léon Bochoms, Verviers	„	I	„ 144
Stickerei-Tafel	„	II	„ 336
Stubenvögel (farbig)	„	I	„ 800
Süßwasserfische	„	I	„ 368
Teneriffa-Arbeiten	„	II	„ 376
Tür-Vorhang von Prof. Spieß, München	„	I	„ 80
Veranda	„	I	„ 544
Vorhang mit Malerei und Stickerei von Marie Kirschner, Berlin	„	II	„ 368
Waldbeeren, von Johanna Beckmann	„	I	„ 664
Mod. Wohnzimmer (farbig) von Eugen Jäck, Frankfurt a. M.	„	I	Titelblatt
Zimmer von A. Dietler, Freiburg	„	I	„ 50
Zinnschneidearbeiten	„	II	„ 416

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

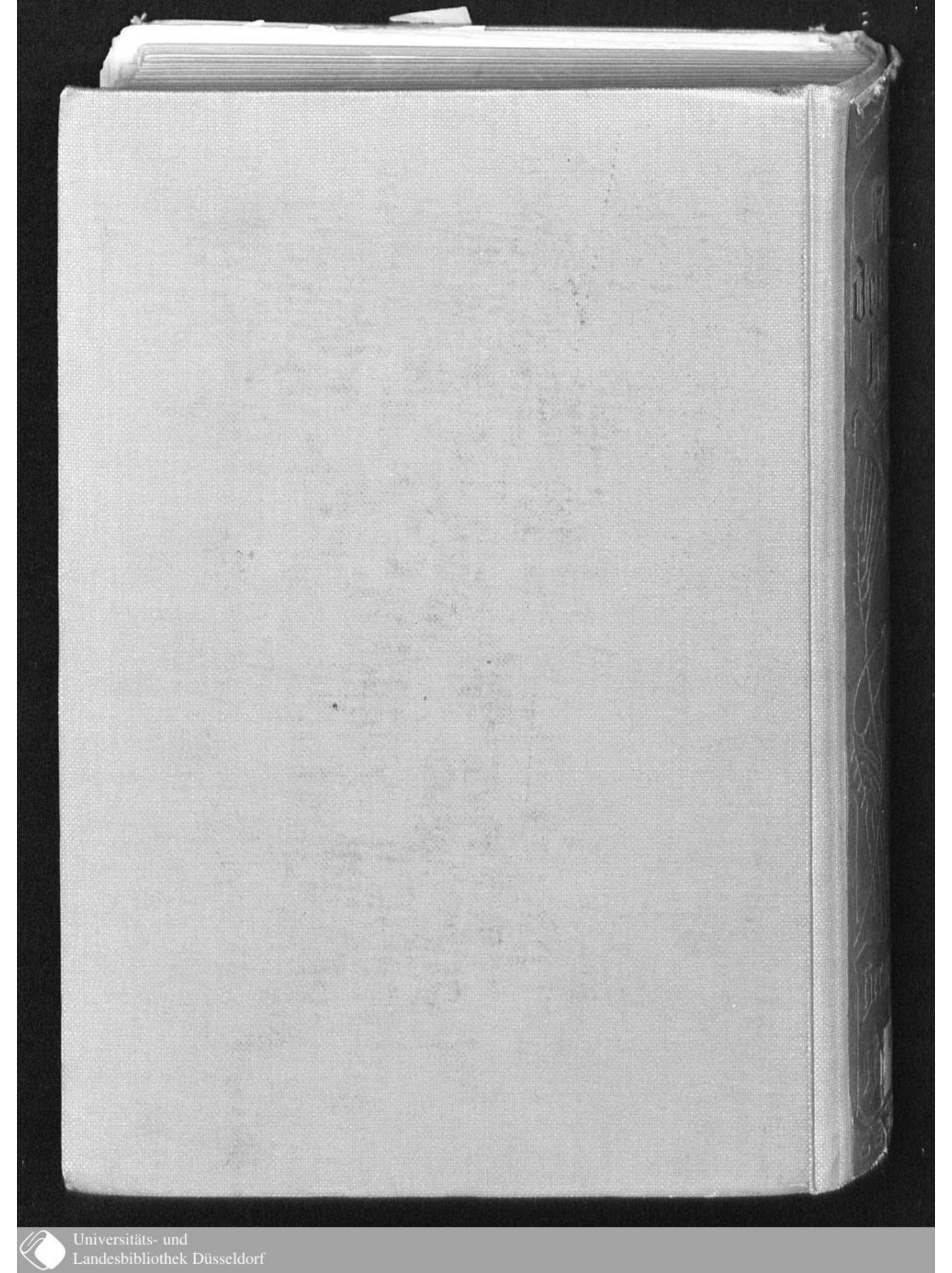
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Druck:
Lechleder & Stroh
Hanau-Frankfurt a. M.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf